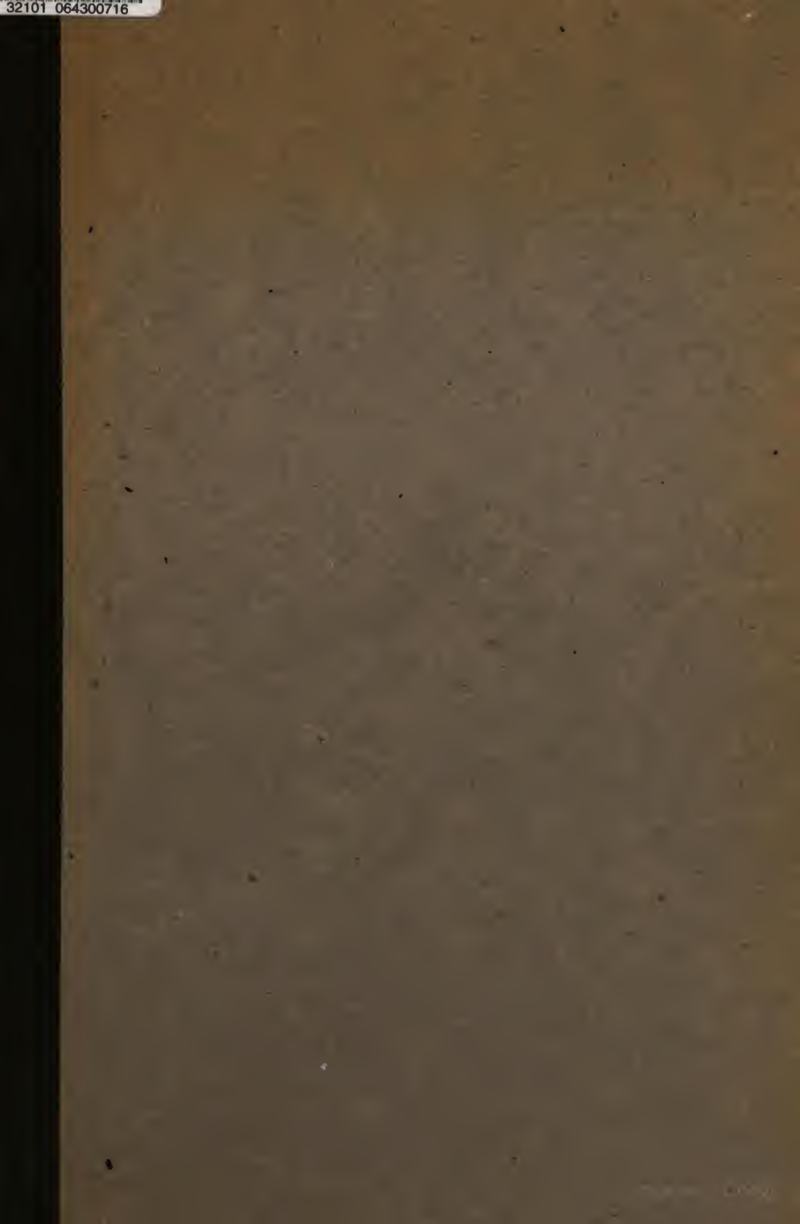


Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Donnerstag den 1. Juli 1847.

Ungarn.

Ungarische Zustände.

Es ist schon frühee einigemal in diesen Blättern*) von den politischen und socialen Verhältnissen Ungarns die Rede gewesen. Damals knüpften wir unsere Betrachtungen vorzugsweise an den vom Freiherrn Eötvös geschriebenen und vom Grafen Mailáth ins Deutsche übertragenen Roman „der Dorf-Notair“ an. Heute ist es kein magyarischer Schriftsteller, dee über die veeworrenen und zerfahrenen Zustände seines Vaterlandes die Geißel der Ironie schwingt, sondern — wie es scheint, denn ee hat zwar seinen Namen nicht genannt, datirt aber seine Einleitung aus Mannheim — ein deutscher Staatsmann, welcher auf wiederholten Reisen nach Ungarn die dortigen Verhältnisse tief genug kennen lernte, um von seinem Standpunkte aus eine charakteristische Schilderung der nächsten Vergangenheit und Gegenwart zu entwerfen, so wie einen klaren Blick in die nothwendig sich vorbereitende Entwickelung des ungarischen Volks zu thun. Es dürfte daher nicht uninteressant seyn, neben jenen nue auf ungaeischem Boden fußenden Ansichten des Freiherrn Eötvös die, wenn auch nicht von einem wesentlich anderen, so doch von einem höheren Gesichtspunkt aus gefällten Urtheile eines deutschen Constitutionellen zu beteachten. Wie werden uns jedoch auf die Hauptpunkte beschränken.

Die geographische Eintheilung Ungarns besteht aus 52 Komitaten, deren jedem ein vom König ernannter Comes odee Obergespan vorsteht. Jedes Komitat hat seine Selbstregierung. Die constitutionell Berechtigten, in Ungarn zahlreicher als in Feankreich und an keine sonstige Befähigung als den Adel gebunden, wählen alle drei Jahre ihren Magistrat und erscheinen gewöhnlich viermal im Jahre auf dem Hauptsitze der Komitats-Verwaltung, wo sie als administrative, richterliche und politische Körperschaft verwalten, uetheilen und regieren. Diese Komitats-Verfassung hat eine negative und positive Wirksamkeit. In ersterer Beziehung teilt das Komitat, in Folge der bekannten vis inertiae, als unbeschränkte Macht auf, schützt das Gesetz gegen Willkür oder einseitige Deutung (?) und beseitigt ohne Rücksicht höhere Verordnungen, in solchem Geiste erlassen. Die festbestimmte Geschäftsführung umfaßt: die Komitats-Verwaltung, Ausarbeitung und Bestimmung dee Vollmachtsbriefe füe den Reichstag, die Wahl der Komitats-Beamten und Deputirten, und zum Theil auch Angelegenheiten, die, mehr von reichstäglichee als örtlicher Erkenntniß, der Festsetzung und Leitung bedüefen, welche nicht allein einen abgesonderten Körper betreffen, sondern mit den übrigen Theilen im Staate verkettet sind, wie z. B. das Recht, eigene Gesetze oder Statuten zu foemen, die Vertheilung der Steuer nach eigener Maßgabe, die Verfügung über Communicationsmittel und die hierzu nöthigen Frohnden.

Diese Provinzial-Verfassungen sind die einzigen Gaeantieen nationaler Selbständigkeit, das Einzige, was politische Sünden, schwere geschichtliche Heimsuchung und österreichische Uebergriffe von dem einstigen ungarischen Staate übrig gelassen. Während ein großer Theil Europa's sich rastlos von den Fesseln drückender Jahrhunderte zu befreien suchte, den Schutt hinweggeräumt und mit neuee Thatkraft neue Schöpfungen in das lückenhafte Staatswesen gepflanzt, Bildungen durch geistige Aufklärung verbreitet, dem Staatsbürger gesicherte Freiheit gegeben; ihm das Recht, diese zu schützen und auf den Staatshaushalt einzuwirken, übeetragen; während die Gesellschaft nicht in einzelnen zerklüfteten Gliederungen, sondern in Masse vorwärts schritt, Gesetze und Berechtigungen für die Gesammtheit erstrebte, die Regieeungen volksthümlich wurden und Alles, was Kunst, Wissenschaft und Handel hervorbrachten, dem nationalen Genius eindringlich machten, — lag Ungarn, eingekeilt zwischen asiatischer Rohheit und spanischer Geistesstarrheit, ohne thatkräftige reformatorische Muthentwickelungen im Lande, starr wie ein Leichnam füe Zeitmahnungen, in verfassungsmäßigee Wirksamkeit und auswärtiger Politik den Stempel der Imbecilität und Verkommenheit tragend, überall Hemmung der Erkenntniß, Monopol der Wissenschaft, Verzwergung dee Geister und Verdummung der großen Masse durch Unwissenheit, Abeeglauben, fromme Märchen und einschläfernden Legendentrug vorweisend. Der Gedanke ging unter, als habe Ungarn als selbständiges Ganzes Interessen, Aufgaben und eigene Zustände. Als von österreichischer Seite her das Bestehen des grundgesetzlichen Rechtszustandes in Frage gestellt wurde, so waren freilich die Komitate durch ihren energischen Widerstand die einzigen Stützen für das schwankende Gebäude der ungarischen Nationalität, und deshalb ist ihre Unverletzlichkeit, trotz der großen Mängel, die an ihnen haftet, ein theures und volkseigenthümliches Gemeingut.

Der eigentliche Krebsschaden dee Komitats-Verfassung liegt darin, daß den Komitats-Gemeinden die Verschmelzung mit dee Land-Gemeinde nach unten mangelt; der Adel steht vereinzelt dort, er ist durch abgeschlossene Rechte, Geld-Interessen und Politik von den übrigen Klassen getrennt und zumeist durch Parteiungen geklüftet. Große Kriege und Theilnahmlosigkeit nach Innen haben die Entwickelung des ungarischen Bauernstandes verhindert. Er trägt die Erhaltung des adeligen Komitats, ohne in einer organischen Verbindung mit ihm zu stehen. Außer den Urbarial-Lasten auch noch fast die sämmtlichen des Staats bestreitend, mit einem elenden und würdelosen Gemeindewesen, welches beinahe nue Heiduckendienste füe die Grundherrschaft und das Komitat leistet, steht der Bauernstand gänzlich vereinzelt im Lande. Streng abgeschlossen vom Ganzen, hängt die Aufgabe und der Lohn seines Daseyns durch keinen einzigen Faden mit dem freien, constitutionellen Leben zusammen; ihm ist blos die Pflicht beschieden und das Recht genommen; er lebt in einem absoluten Staate. Geistlichkeit und Adel ruhen als Körperschaften auf ausschließlicher Rechtsgrundlage. Aus ihrem altgeschichtlichen und eigenthümlichen Lebensprinzip heraus sich entwickelnd, sind sie nie zur politischen Annäherung mit dem Bauernstande gelangt.

Gleichfalls abgesondert von den übrigen Ständen sehen wir die eigenthümliche Stellung des Bürgerstandes. Kann man auch nicht streng behaupten, daß dee ungaeische Städtebürger den Werthbesitz und seine Bewegung, Handel und Industrie, im Gegensatz zu Grundbesitz und Ackerbau, vertritt, so ist dennoch auch hier die Verschiedenheit des Rechtszustandes jene Ursache, welche eine ganz andere Weise der Existenz, ja eine ganz andere Auffassung der Persönlichkeit zwischen den Ständen offenbart. Wenn auch der Adel hier und da Gewerbe und Kunst betreibt, so stärkt er nicht den Bürgerstand, während Talente und Reichthum in die Adelsreihen übergehen und der Geist des deitten Standes im oligarchischen Wesen untergeht.

Ueberblickt man nun dieses ganze System der Volksvertretung, so ist es nicht blos klar, daß es durchaus nue das altgeschichtliche ist, sondern daß auch die moderne Idee des Volks und seiner Vertretung, deren Basis jeder besitzende Staatsbürger ist, ohne Rücksicht auf blos äußere Unterschiede des Standes, hier noch gar keinen Platz gefunden hat. Die Opposition brachte diese Zeitfrage in die Diskussion, indessen bis jetzt konnte sie blos Einzelnes in Bezug dee Honoratioren, kraft des komitatlichen Statutarrechts, ins Leben bringen, und auch dieses suchte die Regierung zu hindern. Das Komitat ist der Crystallisationspunkt ungarischen Lebens, dessen Anfang und Ende; es ist die Basis des Adels, und dieser die älteste Grundlage aller Bewegungen und Rechte. Er tritt aus seinem mittelpunktlichen Komitat blos dann hervoe, wo ee sich an das Allgemeine anschließt, und dann bildet sein Reichstag die organische Vermittelung mit der Idee des einheitlichen Staates. So strömen Komitate und Staat sich wechselseitig Leben zu, sind fest an einander geknüpft, in engster Geisteseinigung verbunden; es ist daher natürlich, daß jede Idee, welche den Staat berührt, nach verfassungsmäßiger Weise zuerst sich bemühen muß, die Mehezahl der Komitate zu gewinnen. Dies ist das constitutionelle Triebwerk der ungarischen Verfassung. In solchen ständischen Körpern organisirte sich die Opposition, fand sich als Einheit zusammen und trat sodann als geschlossene Macht am Reichstage auf. Aehnliches wollte die neue Regierung auch für sich und die konservative Partei bezwecken; sie trat in Mitbewerbung mit der Opposition, und ihe erster Schritt in diesem Wettstreit wae die Gründung des neuen Verwaltungs-Systems, in welchem man den Schlüssel zur Pforte der Majoritäten zu besitzen wähnte. — Der erste Beamte in jedem Komitat ist, wie erwähnt, der von der Regierung ernannte Obergespan. Sein eigentlicher Beruf ist die Uebersicht und Leitung der Magistrats-Personen, denen Polizei und Rechtspflege anvertraut ist, und dee Vorsitz bei den Komitats-Berathungen. Indem es jedoch geschehen, daß ein solcher Beamtee, zumeist dem höchsten Adel angehörend, auch andere Staatsämtee zu gleichee Zeit verwaltete, oder wenig Lust hatte, sich mit Komitats-Angelegenheiten zu befassen, endlich manchmal auch der Sprache und Satzung unkundig gewesen, so wurde das Komitat ausschließlich von selbstgewählten Beamten verwaltet und überwacht; der Obergespan erschien blos bei den Wahlen, wo er vulgäre Kunststücke zu Gunsten seiner Lieblinge versuchte, wenn er etwa parteiisch seyn wollte. Nach dem neuen System sollte dieser Posten eben das gewünschte Werkzeug seyn, die Ueberlegenheit der Regierung und konservativen Partei durchzusetzen. Jedes Komitat erhielt

*) Zuletzt in Nr. 143 des vorigen Jahrganges.

einen Administrator mit einem bestimmten Gehalt von 5—6000 Gulden C.-M. Die alten Obergespane konnten fortwährend den Titel führen, allein sie hatten keinen Einfluß auf die Komitats-Geschäfte mehr. Diese wurden auf das angelegentlichste den neuen Administratoren und Obergespanen anempfohlen; wohin sie aber vorzüglich zu wirken hatten, konnte nicht schwer zu errathen seyn, da man bald nach den Ernennungen nicht die schlechte Administration, wohl aber die politische Meinung des Komitats hier und da verändert gefunden.

Die Opposition durchschaute die Fäden des Gewebes österreichischer Staatsklugheit. Sie protestirte gegen ein Mandarinenthum, das in alle Fugen des sozialen und politischen Lebens durch Begünstigung gewisser Wünsche und Ansprüche den Keil eines centralisirten Gedankens treiben sollte, dessen oberste Leitung keinen Standpunkt in der Verfassung hat, den man nicht zur Verantwortung ziehen konnte; sie bevorwortete in den Komitaten ein Mißtrauensvotum gegen die neue Regierung und ein solches System. Die Schlacht wurde von der Opposition mit loyalen Waffen, obwohl mit großer Erbitterung geführt, da sie in der neuen Regierung eine gewisse Willkür bekämpfte, die ihre eigene Ansicht über das Bewußtseyn volksthümlicher Begebenisse stellt und sich selbst zum Führer der Nation berufen glaubte, trotzdem daß sie das tiefere Leben, die Wünsche und Anforderungen des Landes einbegreifen wollte. Als Graf Apponyi Kanzler wurde, sah man an dem politischen Horizont die Wolken nicht mehr einzeln und ohne Zusammenhang, sondern dräuend und zum Entladen bereit. Man kannte die gewaltige Unterstützung, die Apponyi zu Theil geworden, man kannte seine entschiedenen Gesinnungen. Er wollte nicht gleich seinen Vorgängern handeln, die, an die Spitze der Regierung gelangt, die Leiter umgeworfen hatten, um auf den Höhen ruhig zu schlafen. (Schluß folgt.)

Westindien.

Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaats, von Wilhelm Jordan. *)

Es ist schon keine leichte Aufgabe, gewöhnliche Zustände, deren Zeuge man nicht gewesen ist, richtig zu beurtheilen. Noch schwieriger ist die Beurtheilung aus der Ferne der Länder und Völker, deren Sitten und Gewohnheiten von dem Gesehenen und Erlebten gänzlich abweichen. Augenschein und Lokalstudium können selten dabei entbehrt werden. Oft reichen sie sogar zur Darstellung des wirklich Vorhandenen nicht hin. Wohl bekannt ist es, daß viele der falschen Ansichten, die über Kolonial-Länder verbreitet sind, den an Ort und Stelle Beobachtenden zur Last fallen, weil ihnen häufig die gehörigen Vorkenntnisse und der zu ihrem Zweck hinlängliche Scharfsinn mangeln. Die gröbsten Irrthümer der Art sind jedoch solchen Büchersabrikanten vorzuwerfen, welche die sittliche Geschichte nie gesehener Staaten aus dem Innern ihres trüben Bewußtseyns schöpfen. Diese Leute können ohne Lokomotive den ganzen Erdball in einem Nu umfahren oder umsegeln. Ihre Reise-Manier am Schreibpult ist eine eben so kühne als billige. Sie gestattet alle Bequemlichkeiten, selbst die Befugniß, jegliche sonst unentbehrliche Vorstudien zu unterlassen. Nur führt sie geradezu, und mit Recht, zur allgemeinen Verachtung hin.

Wenn ein Verfahren, das der Wahrheit so nachtheilig ist, den stärksten Tadel verdient, so muß man jedem Werke um so größeres Lob angedeihen lassen, dessen Verfasser, gleichwie Herr Jordan, die aus der Nichtanschauung entspringenden Hindernisse mit Gewissenhaftigkeit überwunden hat und der Wahrheit möglichst nahe gekommen ist.

Den neulich erschienenen ersten Theil der Geschichte Hayti's und ihres Negerstaats, einen voluminösen Band, verdankt man einem Schriftsteller, der den deutschen Boden nie verließ, dem es aber daran lag, nachzuweisen, was Fleiß, Beharrlichkeit und gesunder Menschenverstand leisten. Weder Mangel an praktischem Blick in Verhältnissen, die unserem Welttheil fremd sind, noch Parteilichkeit oder Unbedachtsamkeit, bei ziemlich verfänglicher Auswahl von Quellen und Dokumenten sehr verschiedenen Ursprungs, sind ihm vorzuwerfen. Ein tiefes Eindringen in die Ereignisse, so wie der elegante, zuweilen etwas poetische Stil, verdienen gleiche Anerkennung.

In dem kurzen Eingange wird der Charakter und die Bedeutung der Geschichte Hayti's angegeben. Die mit Glück skizzirte psychologische Beschreibung der Eingebornen und ihrer Sieger — der Spanier und Flibustier — folgt sodann. In der Auseinandersetzung der Stellung der Pflanzer den kleinen Weißen, der Schwarzen den Gelben gegenüber wird wenigstens viel Geschick entwickelt. Sehr wichtige Bemerkungen, welche die Standes-Unterschiede, so wie die Haupt-Kolonial-Leidenschaften — Neid und Haß —, und die Tyrannei in ihrer Entstehung und Entwickelung betreffen, führen zum vollständigen Verständniß der Anarchie, der Empörung, der Gräuelthaten — Verjagung eines ganzen Stammes, fast gänzliche Niedermetzelung eines anderen, — mit einem Worte, zum Verständniß der verhängnißvollen Geschichte Hayti's.

Ueber Ereignisse wunderbarer und zugleich schauderhafter Natur hebt, am Ende des Buches, eine edle Gestalt sich empor. Toussaint L'Ouverture bemächtigt sich mit kräftiger Hand der Zügel der Revolution; er bekämpft und besiegt unsägliche Gefahren. Während sich Frankreich rühmte, den ersten der Weißen zu besitzen, konnte Hayti behaupten, daß der erste der Schwarzen ihm zu Theil geworden. Toussaint mit Bonaparte vergleichen, heißt wirklich nicht übertreiben. Ein großer Krieger, der größte Feldherr seines Landes und zugleich dessen Gesetzgeber, war der schwarze Diktator. Vom Neger überhaupt, wie von allen Negern, die nach ihm oder mit ihm zusammen sich bemerkbar machten, unterschied er sich dadurch, daß er die Zerstörung haßte, sie nur als Mittel zum Zweck gebrauchte und seine Triebe zur Ordnung und zur ruhigen Wiederherstellung des Gleichgewichtsprinzips da, wo er konnte, kund that. Wie später Napoleon, benutzte Toussaint die Religion als einen Haupthebel der Macht und scheute sich nicht, sich dadurch in einen ziemlich schroffen Gegensatz zum Mutterlande zu setzen, das sich damals in entschiedener Entfremdung vom Christenthum hielt. Auch auf dramatischen Effekt verstand er sich und war wiederum hierin Napoleon ähnlich. Ganz gewöhnliche Maßregeln der Menschlichkeit gestaltete er, durch prunkende Fassung derselben, zu Thaten um, welche die Menge zur bewundernden Begeisterung hinriß. So gelang es ihm, nicht allein die Schwarzen, sondern auch die Weißen für sich zu gewinnen; so wurde es ihm möglich, blos durch sein ausgesprochenes Wort, Letzteren eine Menge von Negern als Arbeiter zuzuführen. Schnell blühte die Kultur in allen Theilen der Kolonie, die sein Arm erreichen konnte, auf. Der hergestellte Ackerbau wurde das Piedestal seiner Größe, die treibende Kraft, die ihn zur höchsten Macht erhob. Der Abscheu der Weißen gegen Gleichstellung mit den Negern — das sonst unüberwindliche Vorurtheil — ist also wirklich einmal, und zwar durch Toussaint L'Ouverture, in den Kolonien leider nur vorübergehend, gebändigt worden.

Wahrscheinlich hat diese erhabene Gestalt Toussaint's den Verfasser der Geschichte Hayti's veranlaßt, in seinem Eingange schlechthin zu behaupten, „daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, Theil zu „nehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den größten Leistungen „unseres Geschlechts." Bei dieser absoluten Behauptung ist der Umstand nicht hinlänglich berücksichtigt worden, daß Toussaint eine fast einzige Ausnahme unter den Negern bildet. Wäre es dem Verfasser möglich gewesen, seine so nützlichen Studien durch eine Reise nach Hayti praktisch zu ergänzen, oder hätte er nur einen Staat, wo Neger als freie Leute oder als Sklaven einheimisch sind, sehen können, — so würde er seine Behauptung sehr bedingt aufstellen, obenerwähnte Befähigung als eine relative bezeichnen und die Einführung bedeutender Vorbereitungs-Maßregeln vor völliger Emancipation der Schwarzen zu empfehlen nicht ermangeln. Dr. D. M.

Frankreich.

Napoleon und die Napoleoniden.

Die Fortdauer des Gesetzes von 1832, welches die Verbannung der Familie Napoleon's aus Frankreich erneuert, ist eine eben so große Huldigung für den Namen des Kaisers, wie sie eine Schmach für die gegenwärtigen Zustände ist; denn sie zeigt, wenn auch indirekt, doch deutlich sprechend an, wie sich nicht alle Franzosen für so beglückt durch die Herrschaft Ludwig Philipp's halten, daß sie alle Sympathieen für die Familie des Kaisers darüber vergessen; sie zeigt, daß die Anwesenheit eines Greises, der den Namen Bonaparte trägt, den Juli-Thron schwanken machen kann. Hieronymus, der jüngste Bruder Napoleon's, ehemaliger König von Westfalen, bittet die Pairs-Kammer, die Erlaubniß seiner Rückkehr nach Frankreich auf gesetzlichem Wege zu vermitteln; die Kammer, in welcher so viele Waffenbrüder des Verbannten sitzen, ist gerührt und, trotz der ungünstigen Anträge ihrer Kommission, nahe daran, sich durch die Reden des Fürsten von der Moskwa (Sohns des Marschalls Ney) und des berühmten Vicomte's Victor Hugo (bekanntlich ebenfalls Sohn eines tapferen Napoleonischen Generals) zu einer warmen Empfehlung der Petition an den Präsidenten des Conseils hinreißen zu lassen; aber der Minister fleht die Kammer an, sie solle das ja nicht thun, es sey gefährlich; sie solle die Bittschrift nur an das „Auskunfts-Büreau" weisen, d. h. sie solle den für einen solchen Bittsteller höflicheren Uebergang zur Tages-Ordnung wählen; und das that auch die gelehrige Kammer mit herzerhebender Majorität für das vorsichtige Ministerium. Als man im römischen Senat über die Erlaubniß zur Rückkehr der in Italien seit 17 Jahren gefangen gehaltenen Achäer nach ihrer griechischen Heimat verhandelte, entschied für die Verbannten der Ausruf Cato's: „Wie lange werden wir noch über die Frage berathschlagen, ob einige griechische Greise in Italien oder in Griechenland begraben werden sollen!" Ob der Greis Hieronymus in Italien oder in seinem Vaterlande sterben soll, ist auch hier der Gegenstand der Berathung, aber es giebt in der neuen Weltstadt keinen Cato, und wenn es auch einen gäbe, so spricht doch seine Stimme nicht so laut wie die Furchtsamkeit des Senats. Gleichzeitig mit den Verhandlungen der Pairs-Kammer bringen die Zeitungen die Nachricht, der König habe in seiner unerschöpflichen Gnade erlaubt, daß die Asche eines anderen Bruders des Kaisers, des ehemaligen Königs von Holland, nach Reuil gebracht werde, um dort an der Seite seiner königlichen Gemahlin Hortensia (an deren Seite er früher selten geruht und mit welcher er fast à la Don Francisco und Donna Isabel gelebt hat!) zu ruhen; eine Nachricht, die wir nur für eine Satire auf das Votum der Pairs-Kammer halten. Inzwischen ist Ludwig Philipp gegen die verstorbenen Napoleoniden immer sehr gütig gewesen; de mortuis nil nisi bene versteht er auch hier anzuwenden, und er gönnt den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gern ein Plätzchen unter, wenn auch nicht auf dem Boden Frankreichs.

*) Leipzig, bei W. Jurany, 1847.

Das Ergebniß der Debatte am 14. Juni in der Pairs-Kammer war indirekt ein doppeltes: 1) die fernere Bestätigung, wie unterhöhlt und gebrechlich die jetzige Ordnung der Dinge ist; 2) eine Rede von Victor Hugo, die voll von bitteren Wahrheiten und oratorischen Schönheiten, die lebhaft den gemüthreichen Dichter und eleganten Schriftsteller erkennen läßt und deren Kraft und Reiz auch die Aufmerksamkeit der deutschen Leser zu berühren im Stande ist, so sehr auch unsere Ohren seit einigen Monaten durch vortreffliche Reden in der Nähe verwöhnt und der Standpunkt unserer Ansprüche erhöht ist. Victor Hugo sagt unter Anderem mit betrübendem Rechte, die Regierung solle nicht einen 63jährigen Prinzen fürchten, der in der ersten Hälfte seines Lebens für und am Ende der zweiten Hälfte seines Lebens in Frankreich sterben wollte: sie solle lieber die Heugabeln von Busançais fürchten [*]), und er giebt zu verstehen, sie solle den Weg der Corruption und den ausschließlichen Beistand der Plutokraten verlassen und das Volk durch eine rechtliche und Wohlfahrt bringende Verwaltung entwaffnen. Das Wort „Corruption", welches der edle Pair gegen die Verwaltung und die Gesellschaft schleuderte, bekömmt hier eine weit intensivere Bedeutung, als in dem Munde der Oppositions-Presse; das Wort „Corruption", die Oriflamme des heutigen Frankreichs, führt auch uns in die Mitte einiger Betrachtungen, welche hier auszusprechen der Leser uns erlauben möge, nachdem wir ihn zum ehemaligen Könige von Westfalen zurückgeführt haben werden.

Jérome Bonaparte war als König ein treues Ebenbild Karl's VII. von Frankreich, nur daß er von Natur tapferer war und der Agnes Sorel mehrere hatte. Galant in der englischen, sowohl ritterlichen als frivolen, Bedeutung des Wortes, lebte er viel weniger den Geschäften, zu welchen ihn sein hoher Beruf führte, als den Vergnügungen einer üppigen Gesellschaft, zu welchen ihn sein Hang trieb. Dem Liebling seiner Mutter verzieh auch Napoleon viele Thorheiten und lächelte zu den Ausschweifungen des liebenswürdigen Sünders, der ja auch, wenn es galt, ein unerschrockener Soldat war. Aber in großkaiserlicher Eitelkeit vertraute er dem brüderlichen Bonvivant den Oberbefehl im rechten Flügel der französischen Armee, die Rußland zu erobern bestimmt war. Vielleicht säße Napoleon und nicht Ludwig Philipp auf dem Throne Frankreichs, wenn dieser Mißgriff nicht zu dem Kreise seiner Fehler gehörte. Napoleon's Invasionsplan war ein Meisterwerk der Strategie: die russische Armee war durch einen Zug von ihren Vorrathskammern abgeschnitten und getrennt, der stürmische Bagration war in weite Entfernung von dem bedächtigen Barclay de Tolly durch das französische Heer geworfen, Davoust und Jérome hielten sich in ihrer Mitte, und sein Entkommen war kaum möglich, da Davoust, der größte Stratege nach Napoleon, hier seine Aufgabe kannte und löste. Aber der königliche Wollüstling gab in Warschau den schönen Polinnen Feste und dachte auf ganz andere Eroberungen als an die von Moskau; während dessen entkam Bagration nicht nur der Gefahr, sondern warf sich offensiv auf den verlassenen, aber stets umsichtigen Davoust, vereinigte sich wieder mit dem russischen Hauptheere, mit dem er die mörderische Schlacht bei Borodino lieferte, und in welcher er fiel. [**]) Was half es jetzt, daß Hieronymus nach Kassel zurückgeschickt wurde, das Uebel war nicht mehr zu ändern; Tausende von Franzosen und Deutschen fielen dem Mißgriffe zum Opfer, es kostete dem Feldzugsplane seinen schönsten Erfolg und mittelbar Napoleon seinen Thron. Welche andere Weltordnung wäre aus dem russischen Kriege hervorgegangen, hätte Hieronymus seine Pflicht gethan! Die Franzosen wären einen Monat früher und ohne die ungeheuren Verluste von Smolensk und Borodino nach Moskau gekommen; ein Heer gefangener Feinde hätte dem erstaunten Europa ihre Triumphe bezeugt; Alexander wäre zum Frieden gezwungen worden, und mußte dennoch der Rückzug angetreten werden, so wären keine zahlreichen Verfolger dagewesen. Der verjagte König schien nicht untröstlich, die Gräuel des Krieges und die Schauder des Rückzuges gegen die Schwelgereien seines Hofes vertauscht haben zu müssen, und man sagt, daß der Bote, welcher ihm in Kassel die heransprengenden Kosaken unter Tschernitschef anmeldete, ihn in der Maske auf einem Balle traf. Bei Waterloo focht er unter den Vordersten im Angriffe und ward verwundet; das Unglück seines Bruders nach dieser Schlacht theilte er aber nicht ganz. Die edle Königstochter (Schwester des jetzigen Königs von Württemberg), welche früher seinen Thron theilte und welche ihm so viele Schwächen zu vergeben hatte, theilte auch das Geschick des Exulanten unter verhältnißmäßiger Armuth und Zurücksetzung, eine Tugend, deren Verdienst um so mehr zu achten ist, als unter ihren Schwägerinnen das Beispiel einer höhergestellten Persönlichkeit zu entgegengesetztem Schritte verführen konnte.

Zweiunddreißig Jahre sind seit dem Verbannungswort dahingeeilt, 32 Winter haben das Haupt dieses letzten Bruders des Kaisers gebleicht, und er glaubt, Frankreich wird ihm das Verbrechen, Napoleon's Bruder zu seyn, endlich vergeben haben, er glaubt, die Regierung wird ihm gestatten, seine Tage im geliebten Vaterlande zu beschließen. Thörichte Hoffnung, thörichte Liebe! Zweiunddreißig Jahre, das sieht man an dem Wunsche, ist der Prinz aus Frankreich entfernt, er kennt es nicht, und deshalb sehnt er sich dahin zurück! Bei aller Gluth tiefer Vaterlandsliebe würde er bei besserer Kenntniß dieses Vaterlandes jetzt nicht dahin zurückkehren wollen, um noch schnell als Mitschuldiger und als Mitopfer den Vorabend einer sozialen Auflösung anzutreten! Wie in Rußland, mit welchem man so widerlich fraternisirt, eine halbe Million Menschen das Vermögen und den Fleiß von vielen Millionen Menschen verzehren, so ist es auch in Frankreich; mit dem Unterschiede, daß es dort eine stolze, in Jahrhunderten wurzelnde Aristokratie ist, die mit historischen Rechten das Menschengeschlecht knechtet; hier aber ist es eine unadelige und unedle Zunft von Wucherern, die sich gegen den Bauer und Arbeiter verschwören, die, wie Talleyrand von den Worten sagt, sie seyen nur da, die Gedanken zu verbergen, Gesetze votiren, welche den schandbarsten Eigennutz decken, Gesetze, welche, um ihre Urheber zu bereichern, das schönste Land auf Gottes Erdboden zum Sitze des Elends, zum Schlupfwinkel der Gesunkenheit machen. Frankreich in seinen bürgerlichen Zuständen gleicht seiner ersten Landes-Bibliothek zu Paris, die in Ordnung zu bringen seit der Juli-Revolution Kommissionen und Schriftsteller arbeiten, aber als Endresultat angezeigt haben, daß sie an der Möglichkeit einer Anordnung verzweifeln. Jährlich werden in dieser Bibliothek neue Prachtbände zur Schau auf Kosten des Staates angeschafft, aber Hunderttausende von älteren Büchern liegen ohne Verzeichniß und ohne Einband in Unordnung in traulichen Haufen beisammen; Jeder kann entwenden, ohne daß der Verlust vermißt wird; die Beamten können sich des Mißbrauchs erfreuen, ohne daß sie eine Kontrole straft, und eine Katalogisirung ist nicht mehr möglich, und erst eine gewaltsame Maßregel, das Machtgebot eines vielleicht jahrelangen Stillstandes der Thätigkeit des Instituts wird Ordnung in das jetzige Chaos bringen. Ganz so wie die Zustände der Bibliothek, sind die der Verwaltung und Gesetzgebung, mit dem Unterschiede, daß dort nur Trägheit und die vererbte Unordnung von vielen Jahren das Uebel auf geradem Wege unheilbar gemacht haben, während hier sich Verderbtheit des Charakters mit der gewohnten Nachlässigkeit paart, Corruption und Gewissenlosigkeit das Uebel aber bis zu einem solchen Grade von Gefahr gebracht haben, daß nur ein verzweifeltes Heilverfahren noch retten mag. Sollen wir etwa Belege zu unserer Beschuldigung geben? Sie sind überflüssig, jeder Zeitungsleser kann eine Anthologie veranstalten. Das jährlich sich höher thürmende Ungeheuer, Budget genannt, das jährlich wachsende Ungeheuer, Defizit genannt, die Vorgänge in der Marine, die Unterschleife und Schimpflichkeiten in Algier, Prozeß Cubière's, Prozeß Girardin's, vor Allem aber das tägliche Sinken des Ansehens Frankreichs im Auslande und die Zurücksetzungen, die es eben erst wieder von England in Sachen der Junta contra Maria da Gloria zu erleiden hatte, und selbst das Bankgeschäft mit Rußland, dies Alles aus vielen gleichen und ärgeren Uebeln herausgegriffen, beweist die Blöße und den Fall Frankreichs gräßlich genug. Das Bankgeschäft ist weiter nichts als ein Machturtheil des Kaisers Nikolaus, daß die Furcht vor Frankreich a cessé de régner. Als Cäsar den für einen gallischen Krieg im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatz im Bürgerkriege gewaltsam nahm, sagte er dem sich dagegen sträubenden Schatzmeister: „Man brauche jetzt kein Geld mehr gegen die Gallier, die seyen von ihm unterworfen." Auch der Schatz auf der Festung von Petersburg war zu einem Kriege gegen die Gallier gesammelt, aber im Jahre 1847 hat der Kaiser erklärt, daß die Gallier nunmehr unterworfen seyen, ja sie seyen so ruhig, daß man sie zu Zins- und Dienstpflichtigen durch dieses Geld machen könne.

Das Sprüchwort: „Der lebt wie Gott in Frankreich", war uns immer unverständlich; jetzt aber ist noch eher die Charte eine Wahrheit als dieses Sprüchwort, und sollte Gott wirklich in Frankreich wohnen, so ist es gewiß nicht der allwissende und allbarmherzige Vater im Himmel, sondern ein neckischer, schadenfroher Gott aus der Ruine des Olympes. Und dem König Hieronymus rathen wir, sich, wenn ihm das Arnothal nicht mehr gefällt, im schönen Schwaben, in der Nähe seines trefflichen Schwagers, des Königs von Württemberg, niederzulassen.

F. Lt.

---

*) Zu Busançais haben, wie bekannt, vor einigen Monaten die Landleute in einem Tumulte wegen der Theurung einen Beamten mit Heu- und Mistgabeln erstochen.

**) Davoust und Jérome waren überall und nirgends gegen Bagration, d. h. Davoust war überall und Jérome nirgends. Der Marschall war an jedem Ausgang zu finden, wo B. durchschlüpfen wollte; der König ließ alle Ausgänge offen, und so mußte B. nothwendig entkommen. Hieronymus, und noch mehr Napoleon, haben hier an Frankreich und an ihrer Sache gröblich gefrevelt.

Die Koryphäen der französischen Literatur der Gegenwart.

(Schluß.)

Werfen wir einen Blick auf den pekuniären Lohn, welchen die Fürsten der Literatur erhalten, so steht unter ihnen Balzac obenan, der in kommerzieller Beziehung wenig, wenn überhaupt, Nebenbuhler hat. Er wird von seinen Landsleuten als der fruchtbarste unter allen ihren Romandichtern betrachtet, und man hat scherzweise behauptet, daß die Zahl der von ihm entweder unter seinem Namen oder pseudonym veröffentlichten Werke hinreichend seyn möchte, ein stattliches Haus aus bloßen Büchern zu erbauen. Seine Art, zu arbeiten, ist eine sehr mühsame. Er schreibt seine Manuskripte sieben- bis achtmal ab und läßt sie dann in seinem Hause mit größter Sorgfalt durch seinen eigenen Drucker drucken, dann erst sendet er sie in die Presse, so daß Balzac, statt eines Manuskriptes, in der Regel gedruckte Bogen in die Presse giebt. Trifft es sich, daß er einmal etwas in seiner Handschrift schickt, so ist es eine keineswegs leichte Mühe, diese zu entziffern.

Da in Frankreich Revüen und Journale ein anderes Publikum als die Leihbibliotheken haben, so ist dieser Umstand von der literarischen Speculation nicht unbenutzt geblieben. Balzac z. B. verkaufte zu einem hohen Preise der Revue de Paris einen seiner Romane in einzelnen Kapiteln, der sodann einen Monat später in einem abgesonderten Bande erschien, und der zweite Verleger fand, trotz der früheren Publication des Werkes, einen hinreichenden Absatz. Georges Sand und Jules Janin verkaufen in der Regel die erste Auflage eines Werkes für ungefähr 6000 Fr., und es fragt sich, ob sie es jemals bis auf 8000 Fr. gebracht. Wer mit Jules Janin's verschwenderischer Lebensweise

bekannt ist, wer seine Kutsche und seine Pferde gesehen hat, kann sich leicht denken, daß er aus dem Verkauf seiner Romane einen solchen Aufwand nicht bestreiten kann. Vielleicht giebt es keinen zweiten Menschen in ganz Frankreich, der seine Talente auf so vielfache Weise zu benutzen versteht, als er. Abgesehen von dem Feuilleton des Journal des Débats, welches er schreibt, verfaßt er eine Menge von Artikeln, in denen er Alles, was die Oper betrifft, herausstreicht; dabei hat er Antheil an einer großen Zahl von Journalen, Revüen, Beschreibungen von Festlichkeiten u. s. w. Nicht minder liefert seine unermüdliche Feder eine Menge von Vorreden, Anzeigen und Einleitungen für Werke Anderer, und unter allen diesen Sachen prangt sein Name. Man erzählt sich unter der Hand, daß er für die Revision eines neuen Werkes des Marquis v. Custine 1000 Fr. erhalten habe. Angenommen, daß ihm jede Woche so viel einträgt — was durchaus nichts Unwahrscheinliches hat — so läßt sich einigermaßen begreifen, wie er seine Ausgaben durch seine literarische Thätigkeit decken kann.

Man darf indessen nicht glauben, daß die Anzahl französischer Schriftsteller groß sey, deren literarischer Erwerb ihnen gestattet, sich mit Wagen, Pferden und ähnlichen Luxusgegenständen zu versehen. Deren giebt es in der ganzen Hauptstadt höchstens vielleicht acht bis zehn. Unter diese gehört Herr Scribe, dessen Wappen, wie es auf seiner Kutsche zu sehen ist, zwei gekreuzte Federkiele mit dem Motto: inde fortuna zeigt. Einige andere literarische Persönlichkeiten, denen das Glück lächelt, z. B. Georges Sand, Alfred de Vigny, befanden sich schon vor dem Beginn ihrer Autorschaft in guten Vermögens-Umständen und sind deshalb nicht, gleich Anderen, genöthigt, zu gewissen Perioden, um dem Hungertode zu entgehen, mit einem Bande hervorzutreten.

Man hat mir versichert, daß Alexander Dumas' dramatische Werke ihm monatlich die Summe von 1000 Fr. einbrächten. Ein anderes Tausend gewinnt er durch seine Theilnahme an der Presse, für die er wöchentlich zwei oder drei Artikel liefert. Seine Dramen haben indessen nicht mehr den früheren Erfolg, und er hat sich deshalb in neuerer Zeit mehr auf den historischen Roman geworfen. Ob diese nun gut oder schlecht seyn mögen, so haben sie doch einen großen Absatz, und der einzige Zweck des Dichters ist, Geld zu gewinnen. Die beiden französischen Schriftsteller, welchen sich in dieser Hinsicht am wenigsten ein Vorwurf machen läßt, sind Victor Hugo und Alfred de Vigny. Sie halten es noch der Mühe werth, ihre Produkte auszufeilen. Mögen sie sich versichert halten, daß der Beifall der Nachwelt ihnen ihre Anstrengung lohnen wird.

In der That handelt es sich gegenwärtig beim Bücherschreiben fast nur um's Geldmachen. Dies geht so weit, daß in Paris der Schriftsteller sein Werk verkauft, ehe er noch eine Zeile desselben zu Papier gebracht, und daß er sich erst dann hinsetzt, um es zu schreiben, wenn die Presse auf seine Arbeit wartet. Es giebt Leute, welche die Hälfte, den dritten oder gar nur den vierten Theil einer Novelle, einer Komödie, eines Vaudevilles schreiben, ihre Arbeit dann verkaufen und das Fehlende von einem Anderen anfertigen lassen. Die Herzogin v. Abrantes, die Gattin Junot's, ist durch ihre Schicksale allgemein bekannt; weniger bekannt jedoch dürfte seyn, daß ihr ältester Sohn, der Herzog Napoleon v. Abrantes, für das Ambigue comique und für andere kleine Bühnen arbeitet, wenn sie neuer Stücke bedürfen. Es ist ein trauriger Zustand, in welchem die Literatur sich befindet. Nach Poesie ist natürlich nur geringe Nachfrage. Victor Hugo, Lamartine, Auguste Barbier und einige wenige Andere ausgenommen, kann sonst Niemand einen Band Verse zu Gelde machen. Es würden sich keine hundert Abnehmer finden, und obschon im Durchschnitt nicht mehr abgesetzt werden, so muß sie der Verfasser noch dazu meist umsonst weggeben, damit nicht die ganze Auflage auf den Bücherbrettern vermodert. Vielleicht rührt es daher, daß fünf bis sechs der besten französischen Schriftsteller nicht im Stande sind, auch nur vier Zeilen in Versen zu schreiben. Balzac weiß weder, wie ein Vers anfangen, noch wo er enden muß. Jules Janin mußte Auguste Barbier's Gefälligkeit in Anspruch nehmen für ein kurzes Gedicht, welches er in seinen „Ane mort ou la femme guillotinée" einrücken wollte. Georges Sand ließ sich ein paar Stanzen, die sie einem ihrer letzten Werke einzuschalten beabsichtigte, von Henri de Latouche, einem eben so begabten als wenig anerkannten Dichter, schreiben.

Im Allgemeinen möchte ich jedem englischen Leser rathen, die Verdienste französischer Schriftsteller nicht nach den in den französischen Journalen erscheinenden Kritiken zu schätzen. Es giebt sehr geistreiche Schriftsteller, die in den Zeitungen niemals erwähnt werden, während andere, deren Bücher kaum lesbar sind, ohne Ermüden dem Publikum vorgeführt und im ausschweifendsten Tone gepriesen werden. Diese Thatsache ist geeignet, einigermaßen die Vortheile des Handels zu erklären, welchen Herr Le Bigna — ein Name, der außerhalb Frankreichs wenig bekannt seyn dürfte — treibt. Herr Le Bigna ist eine Art von Antiquar und literarischem Leichenbegängniß-Unternehmer (undertaker). Wünscht ein Verleger einen Ballen Bücher, an dessen Verkauf er verzweifelt, loszuwerden, so bringt er ihn zu Herrn Le Bigna, der die ganze Auflage, ohne Rücksicht auf den Namen des Verfassers, zu 50 Centimes pro Band kauft. Er steht in bedeutenden Geschäfts-Verbindungen mit Krämern, Viktualienhändlern, Tabackshändlern und den Leihbibliotheken der kleinen Städte, wie er denn auch die Kolonieen versorgt und dafür eine Ausfuhr-Prämie bezieht. Man kann sich denken, daß dieser Mann der Schrecken aller ehrgeizigen jungen Schriftsteller in Frankreich ist. Wessen Name immer in seinen Katalog kömmt, dessen Actien fallen, kommerziell g… nommen, 30 und, was die Achtung bei seinen literarischen Kollegen angeh… 75 pCt. Geräth ein Schriftsteller mit seinem Verleger in Zwist, und bes… der Verleger noch einige Exemplare von dem Werke des Autors, so schle… er sie, wenn er rachsüchtiger Natur ist, auf Herrn Le Bigna's Repositor… von denen sie der Schriftsteller oder dessen Freunde, um Schimpf und Scha… zu vermeiden, um theuren Preis erlösen müssen. Ja, Herrn Le Bigna … es zuweilen ein, den Titel eines Buchs an irgend einem in die Augen … den Platze seines Ladens anzuheften, was denn nicht verfehlen kann, … Aufmerksamkeit aller derjenigen auf sich zu ziehen, die bei dergleichen … schäften interessirt sind.

Kein minderes Mißgeschick für einen Schriftsteller ist es, wenn er … den Quais oder in irgend einer abgelegenen Gasse ein Exemplar eines sein… Werke in dem Laden eines Büchertrödlers findet, zumal dann, wenn die… Exemplar ein einem seiner Freunde oder Gönner verehrtes Zueignungs-Exemplar ist. So erinnere ich mich, einmal den ersten Band der „Affair… de Rome" mit folgenden Zeilen auf dem vorgebundenen weißen Bla… A Monsieur B. de L.. Hommage du respect de son obéissant servi… F. de Lamennais, gekauft zu haben. Dieser Band, zusammt dem … graph, kostete mir gerade einen Franken! Was man auf diese Weise fin… sind meist Verse. Die arme Poesie ist die Bettlerin des neunzehnten Jah… hunderts.

Mannigfaltiges.

— Palästina und die Juden. Ein aus Deutschland, wo er wegen seines Glaubens keine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu finden vermochte, ausgewanderter Israelit, Herr S. Munk (aus Glogau gebürtig und auf der Berliner Universität gebildet), der seit mehreren Jahren bei der königl. Bibliothek in Paris angestellt ist, hat dort vor kurzem unter Anderem ein geographisch-historisch-archäologisches Werk über Palästina herausgegeben *). Seinem Titel gemäß ist in dem (über 700 Seiten gr. 8. starken) Werke zuerst die Geographie von Palästina, und zwar die ältere sowohl als die neuere, nach den bewährtesten Quellen von dem im J. 333 n. Chr. geschriebenen „Itinerarium a Burdigala Hierosolymam usque" an bis auf die neueste Zeit in … Kapiteln bearbeitet; demnächst folgt in einem zweiten Buche eine Geschichte der heidnischen Bewohner des Landes bis zu dessen Einnahme durch Josua, das dritte Buch umfaßt die Geschichte der Israeliten in Palästina bis zum babylonischen Exil; im vierten Buche werden die Alterthümer der Hebräer und die Geschichte der hebräischen Civilisation behandelt, wobei über Sitten und Gebräuche, so wie über das, was uns von der Literatur so wie von der Wissenschaft und Kunst der alten Hebräer überliefert ist, ausführliche Mittheilung gemacht wird; das fünfte Buch endlich umfaßt die Geschichte Palästina's und der Juden seit dem babylonischen Exil bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer, woran sich ein Blick auf die Ausbreitung des Christenthums und auf die seitdem in Palästina, besonders durch die Kreuzzüge, und in neuerer Zeit herbeigeführten Ereignisse reiht. Sämmtliche Abschnitte des Werkes sind von zahlreichen Kupfern begleitet, durch welche sowohl die geographischen als die archäologischen Momente der Darstellung näher erläutert werden. Bei der Beschreibung des heiligen Grabes, so wie aller den Christen ehrwürdigen Orte, ist der Verfasser hauptsächlich der Schilderung Chateaubriand's gefolgt, wie sich denn überhaupt, trotzdem daß sich aus der ganzen Form und Behandlung des Werkes leicht erkennen läßt, daß der Verfasser mosaischer Religion sei, darin überall die höchste Achtung vor abweichenden religiösen Ueberzeugungen und namentlich vor dem Christenthume zu erkennen giebt, das, gleich dem Judenthume, an Jerusalem durch theure und heilige Erinnerungen gefesselt wird. So wenig aber wie der ehrwürdige Chateaubriand, wenn er von dem Oelberg und Gethsemane mit poetischer Weihe spricht, seiner Liebe zum französischen Vaterlande dadurch im geringsten Eintrag thut, eben so wenig denkt der Jude Munk daran, durch seine Beschreibung der Burg Zion und des Ortes, wo einst der Tempel Salomonis gestanden und wo jetzt die Moschee Omar's steht, und durch die heiligen Erinnerungen, die seine Glaubensgenossen in Frankreich und Deutschland mit diesen Lokalitäten verbinden, das französische oder das deutsche Nationalgefühl, von dem diese im 19. Jahrhundert beseelt sind, im allergeringsten zu schwächen. Es kann in der That nur auf einer Verwechselung heutiger Anschauungen mit denen von Jahrhunderten der Unduldsamkeit und der Religionsverfolgungen beruhen, wenn angenommen wird, daß die Juden unseres Landes und unserer Zeit nicht ganz und gar von dem Geiste ihrer christlichen Mitbürger — so weit nicht das besondere kirchliche Dogma und die religiöse Ueberlieferung ausdrücklich in Betracht kommen — entweder schon erfüllt sind oder doch durch den Einfluß der Ideen unserer Zeit immer mehr erfüllt werden. Nicht blos Munk lehrt den Juden Achtung vor dem Christenthume, alle ihre anderen Lehrer thun dies auch, aber am eindrücklichsten thut es unter ihnen das Bewußtseyn, mit den christlichen Brüdern ein und dasselbe Vaterland, eine und dieselbe Liebe zu dessen Institutionen, so wie eine und dieselbe Pflicht zu seiner Vertheidigung zu haben. J. L.

---

*) Palestine. Description géographique, historique et archéologique, par S. Munk, Employé au Département des manuscrits de la Bibliothèque Royale. Paris, Didot. 1845.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Sonnabend den 3. Juli 1847.

Australien.

Die Eingebornen Australiens.

Nach einem Vortrage des Herrn Adolf Schayer.

Was auch immer der spezielle Zweck einer Reise seyn möge, Einen Gegenstand giebt es, der für jeden Reisenden von gleich lebhaftem Interesse ist: dieser Gegenstand ist der Mensch. In welcher Gestalt immer er uns begegne, wie tief unter uns stehend in der Entwickelung seiner Fähigkeiten wir ihn auch finden, wir können ihn als ein Wesen unseres Gleichen nicht verleugnen. Mag uns daher ein Reisebeschreiber führen, wohin er will — er wird, sobald es ihm nicht ganz mißglückt, uns den Menschen in irgend einer der hundertfältigen Formen darzustellen, die Natur und Kultur — bald im Wider-, bald im Zusammenspiel — ihm aufdrückten, auf unsere Theilnahme rechnen dürfen. Das Terenzische: „homo sum, nihil humani a me alienum puto" ist von einer ewigen Gültigkeit, und diese Erwägung ist es, die uns für die nachfolgenden Zeilen die Theilnahme der Leser dreister in Anspruch nehmen läßt, als es bei manchem anderen Gegenstande geschehen seyn würde. Es sind dieselben nach einem von Herrn Adolf Schayer (dessen persönliche Kenntniß der Zustände Australiens sich schon durch seine Behandlung der Deportationsfrage die Anerkennung unserer Leser erworben) im English Club in Berlin gehaltenen Vortrage bearbeitet.

Die Eingebornen Australiens, in ihrem Körperbau von allen anderen bekannten Menschen-Arten unterschieden, bilden eine eigene — Papuas genannte — Race. Ihre Farbe, ein nicht ganz so dunkles Schwarz, als das der Neger, dürfte eher braun genannt werden; doch ist dieses Braun gänzlich verschieden von der Kupferfarbe des amerikanischen Indianers. Ihr Haar ist schwarz und schlicht*), der Mund breit, die Lippen sind dick, die Augen liegen tief im Kopfe, die Backenknochen stehen hervor, die Nase ist breit und fast platt. Im Allgemeinen sind sie von mittlerer Größe und haben eine durchgehends eher schmale als breite Brust, wie denn überhaupt ihr Gliederbau nicht so entwickelt ist, als man es bei einem solchen Volke erwarten sollte.

Was die Bekleidung dieser Kinder der Wildniß betrifft, so ist darüber nur sehr wenig zu sagen, da sie — mit Ausnahme der Weiber bei einigen Stämmen — die ein Tuch um die Hüften tragen — völlig nackt gehen. Dennoch sind sie keinesweges gleichgültig gegen ihre äußerliche Erscheinung, und sie bemalen sich nicht nur das Gesicht, sondern auch alle andere Theile ihres Körpers. Das Material, dessen sie sich zu diesem Behufe bedienen, ist eine Art von rothem Thon, der sich fast überall im Lande findet. Als man einigen von ihnen rothen, aus England eingeführten Ocker von einer weit glänzenderen Farbe, als der jenes Thones, zeigte, waren sie ganz entzückt; ja, ich selber habe gesehen, wie sie sich eines Stückes Röthel bemächtigten und sich damit, nachdem sie sich mit Fett wohl eingerieben, über und über beschmierten. Die Gewohnheit, sich den Körper mit Oel oder mit einer anderen fettigen Substanz, deren sie habhaft werden können, einzureiben, ist, wie mich bedünken will, ganz geeignet, sie gegen Erkältungen, und vielleicht auch gegen Ungeziefer, zu schützen.

Ihre Begriffe von Schicklichkeit lernte ich an einem sonderbaren Beispiel kennen. In meiner Nachbarschaft lebte ein aus mehreren Familien bestehender Stamm, der uns hin und wieder einen Besuch abstattete, wo wir ihm denn die Erlaubniß gaben, auf unseren Feldern zu lagern. Da wir die Leutchen außerdem an Essen und Trinken keinen Mangel leiden ließen, so wurden sie uns sehr zugethan, ja sie zogen sogar in Krankheitsfällen unsere Wundärzte zu Rath. Um uns ihre Erkenntlichkeit für unsere Gastfreiheit zu beweisen, pflegten sie uns zu ihren Festlichkeiten einzuladen, die in der Ausführung ihrer nationalen Tänze, so wie in mancherlei Possen, bestehen. Bei einer dieser Gelegenheiten fand sich, als die Feierlichkeit eben beginnen sollte, daß ihnen zu einem gewissen Tanze eine unerläßlich nothwendige Person fehle. Es war dies ein junger Bursche, der deswegen nicht erschienen war, weil er Arznei eingenommen hatte. Da unser Doktor der Meinung war, daß ihm das Tanzen keinen besonderen Schaden thun könne, so wurde nach ihm geschickt, allein der arme Junge ließ zurück sagen, daß er zwar bereit sey, zu kommen, daß er aber, da ihm der Arzt Morgens befohlen, Hosen anzuziehen, sich schäme, vor der Gesellschaft in einem solchen Aufzug zu erscheinen. Da wir uns um den Genuß, den wir uns versprochen hatten, nicht mochten bringen lassen, so blieb nichts Anderes übrig, als daß man ihm gestattete, seine Beinkleider wieder auszuziehen, was er denn auch that. Bald darauf erschien er und machte seine Sache wirklich außerordentlich gut.

*) Dies gilt indessen nur für die Bewohner des australischen Kontinents; die Ureinwohner von Vandiemensland haben, gleich den Negern, wolliges, krauses Haar.

Gehen wir zu der Lebensweise des Volkes über, so bietet dieselbe mehrere ganz eigene Züge. Sie halten sich in Stämmen, die aus 20—30 Familien bestehen, zusammen, von denen jeder einen Strich Landes — einen Distrikt — als sein Eigenthum in Anspruch nimmt. Wir konnten jedoch nicht ermitteln, auf welche Weise sie die Gränzen dieser ihrer Gebiete bestimmten. Die Namen der Stämme sind in der Regel von den Bergen und Flüssen ihrer Distrikte hergenommen. Jeder Stamm hat seinen Häuptling, dessen Autorität jedoch eine sehr beschränkte zu seyn scheint.

In Betreff ihrer Lebensbedürfnisse verlassen sie sich gänzlich auf das, was die Natur ohne menschliche Beihülfe erzeugt. Fleisch und Fische sind ihre einzigen Nahrungsmittel, und wenn diese fehlen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich an die paar eßbaren Arten von Wurzeln, die sich bei ihnen finden, zu halten.

Wohnungen kennen sie nicht, wenn sie auch in einzelnen Fällen aus Baumrinde eine Art von Hütte zusammenstümpern, die sie dann mit Buschwerk bedecken. Auch würden bessere, festere Wohnungen für sie ohne allen Werth seyn, da sie, sowohl aus Nothwendigkeit als aus Gewohnheit, in beständiger Bewegung sind und nie länger als eine Nacht auf einem und demselben Flecke bleiben.

Man dürfte fragen, womit ein solches Volk seine Zeit verbringt. Beschäftigung hat es nicht, und die Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, sind gering. Dennoch ist es in ewiger Geschäftigkeit. Zuvörderst müssen sie sich Materialien zur Anfertigung ihrer Waffen verschaffen, die das einzige bewegliche Besitzthum sind, welches sie kennen oder worauf sie wenigstens irgend einen Werth legen. Diese sehr plump gearbeiteten Waffen bestehen in langen, aus dünnen Baumstämmen gefertigten Speeren, deren Spitzen im Feuer gehärtet werden. Sowohl alte als junge Leute sind äußerst geschickt im Werfen dieser Speere, und ich habe mehr als einmal ein Känguruh im vollen Laufe damit treffen sehen. Außer dem Speere bedienen sie sich des Waddys, welches ein kurzer keulenartiger Stock ist, der aus dem harten Holze des Gummi-Baumes gemacht wird. Sie gebrauchen dies Instrument, um damit Vögel oder — bei Kämpfen — einander selbst zu Boden zu schlagen.

Ihre Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd, bei deren Betrieb sie viel Gewandtheit und List verrathen. Das Känguruh in seinen mannigfachen Arten ist das in Australien am häufigsten vorkommende Säugethier. Wenn es läuft, so bedient es sich blos seiner Hinterbeine; so groß aber ist die Muskelkraft dieses Thieres, daß ein großer Kankaroo in Einem Satze einen Raum von 15—20 Fuß zurücklegt. Weil das Känguruh außerordentlich scheu ist, so hält es sehr schwer, sich ihm zu nähern, man müßte denn die Zeit abpassen, wo es sein Lager verläßt, um nach Futter auszugehen. Die Eingebornen zeigen eine große Erfahrung und Ausdauer bei der Verfolgung dieses Thieres; sie liegen Stunden lang mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit im Hinterhalt, bereit, den Speer, den sie in ihrer Hand wiegen, auf ihr Opfer zu schleudern, so wie es herankömmt. Das Fleisch des Känguruh ist dem des Hasen nicht unähnlich, doch ist es etwas mager; kocht man es aber mit etwas Schweinefleisch zusammen, so giebt das ein ganz wohlschmeckendes Gericht. Es gab eine Zeit, wo das Känguruhfleisch in der Kolonie das Pfund 18 Pence (15 Sgr.) kostete; seitdem man jedoch das Schaf übergesiedelt hat, ist Schöpfenfleisch die Lieblingsspeise der weißen Einwohner; es kostete das Pfund noch nicht ganz 2 Pence.

Trotzdem werden noch immer große Massen von Känguruhs erlegt, nicht sowohl ihres Fleisches, als ihrer Häute wegen, die vortreffliches Leder geben. Dessenungeachtet läßt sich keine Verminderung in der Zahl dieser Thiere wahrnehmen.

Das Opossum ist ein anderes Thier, dessen Fleisch, obwohl unserem Gaumen im höchsten Grade widerstehend, von den Eingeborenen für einen Leckerbissen gehalten wird. Es hält sich in hohlen Bäumen auf, kömmt niemals bei Tageslichte zum Vorschein und nährt sich von den Blättern des Gummibaumes. Bei einer mondhellen Nacht kann man es zu Hunderten aus seinen Schlupfwinkeln hervorkommen sehen, wo es dann ohne Schwierigkeit zu schießen ist. Die Eingeborenen, welche die nächtliche Jagd nicht lieben, greifen das Thier bei Tageszeit, wenn es schläft, an. Sie benehmen sich dabei folgendermaßen. Einer der Jäger erklettert den Baum, in welchem das Opossum sich aufhält, während sich die übrigen mit ihren Speeren und

Mazarin hatte, trotz seiner Verschwendung, ein ungeheures Vermögen nicht auf die löblichste Art gesammelt. Was er sich in dieser Beziehung zu Schulden kommen ließ, machte er einigermaßen wieder gut durch den aufrichtigen Eifer, mit dem er die Interessen Frankreichs und des königlichen Hauses förderte. Ja, er legte nur einen geringen Theil seiner Kapitalien in seinem Vaterlande an, wiewohl er sich für den Fall, daß ihm dereinst die königliche Gunst verloren gehe, Rom zu seinem Aufenthaltsorte erkoren hatte. Ein frühzeitiger Tod hinderte ihn glücklicherweise, zur Ausführung dieses Plans schreiten zu müssen. Mazarin erlebte nicht den Verlust einer Macht, für die ihn einzig die Tiare — an deren Erwerb er in der That mehr als einmal dachte — schadlos halten konnte.

Allein so fest sich Mazarin an die Gewalt, die ihm Glück und Talent gegeben, klammerte, so wollte er sich dennoch nicht durch Mittel behaupten oder sicherer stellen, die das Staats-Interesse beeinträchtigen konnten. Weit entfernt, die Leidenschaft zu benutzen, die der junge König für Maria Mancini, die Nichte des Kardinals, gefaßt hatte und die ihn bewog, ihr seine Hand zu bieten, widersetzte sich Mazarin vielmehr diesem Vorhaben aufs entschiedenste und verwies, ohne einen Augenblick in seinen Entschlüssen zu wanken, Maria vom Hofe. Nie hatte er, während er, aus dem Reiche verbannt, wegen seiner Wiedereinsetzung unterhandelte, so dringend geschrieben, als er es in den Briefen that, mit denen er den König überhäufte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er hatte nicht eher Ruhe, bis Ludwig, den Thränen seiner Mutter und den ungestümen Vorstellungen des Ministers nachgebend, mit der Infantin jene Ehe geschlossen hatte, die Philipp V. die spanische Krone bringen sollte.

Anderthalb Jahre nach Abschluß des pyrenäischen Friedens starb der Kardinal. Der Besitz des Mazarin'schen Palastes fiel nun an den Herzog von Nevers und an Herrn v. Meilleraye, Hortensia Mancini's Gemahl.

Wir kennen aus St. Evremond's Schriften die unglückliche Ehe, welche Hortensia mit ihrem Gatten führte, die bald lächerlichen, bald traurigen Scenen, die sie veranlaßte und die den neugebackenen Herzog von Mazarin *) so lange zum Gespötte der Hauptstadt machten. Philipp Mancini, Herzog von Nevers, hingegen, wußte der Kunst und Wissenschaft den Beschützer, den sie im Kardinal verloren hatten, auf eine um so schönere Weise zu ersetzen, je weniger er es bei diesem Protektorat auf eine bloße Verherrlichung seiner selbst abgesehen hatte, je weiter er über eine nichtige Liebhaberei hinaus war und je mehr er dem Geist mit Geist huldigte.

Hortensia Mancini trennte sich endlich von ihrem trübseligen Gemahl und begann im J. 1668 jene lange Reise, auf der sie, begleitet von der boshaften Aufmerksamkeit der Welt, umherirrte, bis sie in London sich niederließ. Indessen sie abenteuernd umherschweifte, erklärte die finstere Frömmelei ihres Gemahls den Bildsäulen der Galerie Mazarin den Krieg und verstümmelte sie unbarmherzig. Nur wenig besser erging es den Gemälden, die seiner Prüderie Anstoß gaben. Ohne Umstände wurden sie übermalt, so daß es nach 160 Jahren unendliche Mühe kostete, die ungehörigen Draperieen wieder zu entfernen, die eine andächtige Einfalt nothwendig gefunden. Der Garten des Palastes, an Colbert verkauft, bedeckte sich bald mit mannigfaltigen Gebäuden, während das Hotel Nevers, seit 1698 von Frau v. Lambert — dem Mittelpunkte eines eben so liebenswürdigen als geistreichen Kreises — bewohnt, im J. 1707 den Prinzen von Veragues, Philipp Mancini's Sohn, zum Eigenthümer erhielt; dieser Letztere verkaufte es im J. 1716 an Philipp von Orleans, damaligen Regenten, der es seinerseits bestimmte, die Bibliothek des Königs aufzunehmen, die sich in einem kleinen Hause in der Rue Vivienne befand, dem es an den nöthigen Räumlichkeiten gebrach. Trotzdem wurde der Transport nicht sogleich bewerkstelligt.

In derselben Zeit starb der zweite Herzog von Mazarin, und Law, dessen Glück eben in voller Blüthe stand, kaufte den Ueberrest des Palastes, welchen er im J. 1719 bezog. Er beauftragte sogleich zwei in jener Zeit berühmte Künstler, diejenigen Partieen des Gebäudes, welche der Kardinal unvollendet hinterlassen, vollends auszumalen, wobei er nicht verfehlte, ihnen die möglichste Eile einzuschärfen. Wie flink aber auch der Pinsel Pellegrini's, der sich bei diesem Geschäft betheiligte, arbeiten mochte, so trat Law's Katastrophe doch noch früher ein, als die frostigen Allegorieen fertig wurden, welche die Wunder des schottischen Finanziers darstellen sollten. Am 1. November 1720 nahm die Regentschaft die tyrannischen Verordnungen zurück, welche bis dahin die Scheine der Lawschen Bank im Cours erhalten hatten, und alsbald verlor das Papiergeld allen Kredit. Law flüchtete und starb in kümmerlichen Verhältnissen in Venedig.

Der Palast Mazarin's stand nunmehr leer und erschien in seiner Oede fast als ein Denkmal des schrecklichen Bankrotts, der so unübersehliches Unheil nach sich gezogen hatte. Der Regent beeilte sich, dem Gebäude eine neue Bestimmung zu geben, derzufolge am 16. Mai 1724 die Hotels Mazarin und Nevers dem gelehrten Abbé Bignon, königlichem Staatsrath und Bibliothekar, zur Verfügung gestellt wurden. Der Herzog von Antin, als Direktor des Bauwesens, zeigte bei Ausführung der durch diese neue Bestimmung nothwendig gemachten Veränderungen eben so viel Einsicht als Geschmack.

Ein halbes Jahrhundert hindurch blieben diese Anordnungen, ohne bedeutende Abänderungen, in Kraft. Da kam der Sturm des Jahres 1793. Auch den wissenschaftlichen Anstalten machte er sich fühlbar, und während man ihm — sagt Herr v. Laborde — nicht wohl dankbar seyn kann für die Vermehrungen, welche die königl. Bibliothek ihm schuldig ist, weiß man nur allzu gut, w o h e r er die Schätze entführte, denen er mit solcher Sorgfalt, mit solcher Ehren- und Skrupelhaftigkeit neue Wohnsitze angewiesen hat. *)

*) Meilleraye war zum Herzog von Mazarin erhoben worden.

*) Es ist wohl kaum nöthig, auf die Ironie in diesen letzten Worten des Herrn v. Laborde aufmerksam zu machen.

Mannigfaltiges.

— **Ballanche und der Socialismus.** Ein im Auslande wenig bekannter französischer Philosoph, P. **Ballanche**, ist im Monat Juni d. J. zu Paris mit Tode abgegangen. Kaum haben die Zeitungen der Hauptstadt, die jetzt so viel mit der „Corruption", diesem Wurm, der am Lebensbaume Frankreichs nagt, zu thun haben, des Hinscheidens jenes Mannes gedacht, welcher am frühesten unter allen Socialphilosophen der neueren Zeit, früher sogar als Fourier und St. Simon, die Nothwendigkeit einer Reform der socialen Zustände gelehrt hat. Ballanche hat bereits im J. 1818 seine „Institutions sociales" herausgegeben, in denen sich die Keime aller Doktrinen, die seitdem auf diesem Gebiete aufgetaucht sind, nachweisen lassen. Seine Vision d'Hébal ist zwar mehr ein poetisches als wissenschaftliches Werk, aber von Vielen, die das Buch näher kennen, wird es als ein prophetisch tiefer Blick in die Zukunft, als eine Vorherverkündigung angesehen, deren Wahrheit jetzt, ein Vierteljahrhundert nach ihrer Publication, zur Erscheinung komme. Von seiner „Palingénésie sociale", in welcher er denselben Gegenstand nach den verschiedensten Richtungen, aber niemals ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, immer mit religiöser und philosophischer Tiefe zugleich behandelte, waren bis zum J. 1830 vier Bände erschienen. Seitdem hat er vergeblich auf sein letztes Werk warten lassen, obwohl er oft den Wunsch aussprach, daß man nicht eher mit seinem Systeme sich beschäftigen möge, als bis er dieses letzte Wort gesprochen habe. Das Eindringen so vieler Unberufenen und Vorlauten auf ein von ihm mit so vielen Mühen und nach unendlichen Vorbereitungen bearbeitetes Gebiet scheint ihn mißmuthig und verstummen gemacht zu haben. Vielleicht gewährt jedoch sein Nachlaß, was er selbst eigensinnig zurückhielt. Bis zu seinen letzten Tagen blieb er mit Chateaubriand der treue Freund der Madame Recamier, deren Salon in der stillen Abbaye aux Bois vielleicht der einzige in Paris ist, wo noch mit der alten Theilnahme Literatur und Wissenschaft um ihrer selbst willen besprochen werden. Der verstorbene **Eduard Gans** hat uns in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände" (Berlin, 1836) eine Beschreibung des Salons der Madame Recamier geliefert, und wir wollen hier daraus hinzufügen, was sich speziell auf den Mann bezieht, den wir zum Gegenstande dieser Notiz gemacht:

....„Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnstuhle sich ausbreitet und meistens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten oder eine kleine eingestreute Bemerkung zu machen, ist ein großer Theosoph der Geschichte, und wenn man etwa einen Preis im französischen Styl zuerkennen will, wird er zu den Wenigen gehören, die man nennt. Es ist ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat seine Werke auf eigene Kosten drucken lassen und sie an seine Freunde vertheilt. Es ist Ballanche. Jünger, als Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüstiges Aussehen, aber vollkommen die guten und lieben Eigenschaften, die einen Franzosen des ancien régime angenehm und werth machen konnten. Er ist freundlich und dienstfertig, denen, die er liebt, treu ergeben und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In seinen geschichtlichen Ansichten kommen erstaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorschein, aber sie wachsen auf einem ganz eigenthümlichen und von allen anderen Philosophen getrennten Boden. Idyllische Geschichten, wie bei unserem Geßner, Ossianische Nebelgestalten bilden den Hintergrund, auf dem sich alsdann die Formel für den Orient und für das römische Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefste hingeleitet, und dann zieht sich der Theosoph wieder in seinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu geführt, aber er ist abstrakter und zieht sich (noch) öfter und mehr in das Gehäuse der Formel zurück. Deswegen fängt erst jetzt die französische Jugend an, ihn nach und nach zu verstehen. Früher blos dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftsteller der Nation zu seyn, und seine Darstellung wird dem schwierigen Gedanken die Pforten des Verständnisses öffnen. **) Die leichten Waffen der Conversation kann Ballanche nicht wie die schweren der Geschichtsergründung führen: nur selten erregt er durch eine kaustische Bemerkung oder durch eine wohlangebrachte Satire die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Er sieht meist immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beschäftigt ist, die Spreu von den Goldkörnern zu scheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geschichte vergangener Zeiten bewegt sich in seinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße."

**) Dies hat sich freilich nicht bestätigt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Dienstag den 6. Juli 1847.

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

Michel Chevalier gehört unbedingt zu den national-ökonomischen Notabilitäten Frankreichs. Er war ehemals ein heißblütiger Anhänger St. Simon's, der selbst noch nach dem Austritte Bazard's, Pierre Leroux's und Rodrigues' mit Enfantin nach Ménilmontant zog und daselbst über die sociale Ordnung wunderbare Visionen hatte. Jetzt ist Herr Michel Chevalier Staatsrath, einer der Redakteuren des Journal des Débats und Professor der Oekonomie am Collége de France. Man sieht, seine Ansichten und Verhältnisse haben sich geändert. Seit er aus Amerika zurückgekehrt ist und das System der Industrie studirt, scheint das St. Simonistische Phantasma bei ihm verschwunden zu seyn; aber er ist noch keinesweges ein durch und durch offizieller Mensch geworden. Seine Sympathieen für die „ärmste und leidende" Klasse brechen noch immer durch die Schale des offiziellen Frankreichs. Er ist vom Socialismus in die National-Oekonomie zurückgegangen.

Einen lesenswerthen, an Material und Gedanken reichen Aufsatz bringt von ihm das vorletzte Heft der Revue des deux Mondes über die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis. Der Gegenstand, den Chevalier hier behandelt, ist so wichtig, daß es wohl keiner speziellen Begründung bedarf, weshalb wir denselben, theils im Auszuge, theils (in seinen wichtigsten Stellen) in wirklicher Uebersetzung, hier mittheilen.

Frankreich giebt in diesem Augenblicke, beginnt Chevalier, ein merkwürdiges Schauspiel. Wir, Regierende und Regierte, sind von dem Ungestüm und der Uebereilung unserer Vorfahren zurückgekommen. Nun folgt ein Passus, worin sich die offizielle Seite Michel Chevalier's zur Genüge erkennen läßt:

„Wir befinden uns in der größten Noth; aber nicht genug, daß die Bevölkerung ruhig bleibt, was schon ein großes Lob verdiente, die Massen fahren nicht nur nicht auf und sind nicht nur nicht in Bewegung, sondern sie verharren auch im tiefsten Schweigen, lassen keine Wünsche vernehmen und keine Bitten. Sie erwarten in einer achtungsvollen Stellung die Resultate, welche die Aufmerksamkeit des Gouvernements und der umsichtige Patriotismus der Redner haben wird, die sich mit besonderem Eifer der Volkssache widmen. Nie haben die Staats-Organe und die Partei-Chefs, welche im Staate seine sehr reelle Macht bilden, ein so schmeichelhaftes Zutrauen in ihre Fähigkeiten, in ihre edlen Gesinnungen und in ihre Liebe zu der zahlreichsten Klasse gefunden."

Nun, ja! Wie man die Sache ansehen will. Herr Michel Chevalier sieht sie, wie der angeführte Passus beweist, mit offiziellen Augen an, und er glaubt dem Gouvernement, den Partei-Chefs, den Rednern in der Kammer Schmeicheleien sagen zu müssen, während er sich mit dem Zustande der arbeitenden Klassen beschäftigen will. Wir wollen den Verfasser hier nicht kritisiren, sondern nur die Untersuchungen seines Aufsatzes referiren. Aber Herr Michel Chevalier ist in der Revue des deux Mondes zuweilen doch allzu sehr in den Ton des Journal des Débats gefallen.

Die jetzige Theurung, fährt er fort, ist keine rasch weichende. Das Korn ist im Lauf des Winters auf eine seit 30 Jahren ganz unerhörte Weise gestiegen, und die Vorsicht befiehlt uns, darauf gefaßt zu seyn, daß die Lebensmittel-Preise sich einige Jahre hindurch über dem gewöhnlichen Preise erhalten werden. Welche Mittel stehen uns hier zu Gebote? In der Verwaltungs-Sphäre zweierlei, welche sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen. Das erste Mittel besteht, nach Chevalier, darin, alle die Maßregeln anzuwenden, welche geeignet sind, den Preis der Nahrungsmittel herabzudrücken; das zweite in dem Angriffe großer öffentlicher Arbeiten.

Die Anwendung dieses Doppelmittels betrachtet Chevalier als unumgänglich. Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß sich mit der Theurung der Lebensmittel der Arbeitsmangel verbindet. Wenn das Leben theuer wird, so muß der Arbeitslohn beinahe ganz und gar durch die Nahrung absorbirt werden, der Arbeiter muß seine ganze andere Consumtion aussetzen. Ist die Consumtion geschwächt, so stockt auch die Production; die Arbeit in den Fabriken jeglicher Art muß also vermindert werden. Deshalb, meint nun Chevalier, ist es die Pflicht eines „väterlichen Gouvernements", außerordentliche Arbeiten, bei denen die unbeschäftigten Arme sich betheiligen können, zu eröffnen.

Chevalier stellt muthmaßliche Berechnungen über die Verringerung der industriellen Thätigkeit und des Arbeitslohnes in Folge des Nothstandes an: Er berechnet für Frankreich, bei der ungeheuren Steigerung der Kornpreise, den Verlust der Manufaktur-Fabrication auf eine Milliarde Francs! „Eine Milliarde weniger in einer Manufaktur-Production, die nur 2¼ Milliarden repräsentirt, ist ein furchtbares Unglück. Auf die eine Milliarde in Manufaktur-Produkten kann mit Wahrscheinlichkeit die Hälfte des Arbeitslohns angerechnet werden; der Nothstand entzieht also den arbeitenden Klassen eine Summe von 500 Millionen Francs; sie müßten, um in ihrer gewohnten Weise fortleben zu können, eine Milliarde mehr unter sich theilen. Verkleinere man diese Summen um ein Viertel, um ein Drittel, sogar um die Hälfte, das Elend bleibt ungeheuer groß. Das Unglück kommt über die Völker, und das Elend erzeugt immer weiter das Elend. Der Nahrungsmangel, wenn er anhält, wird eine jener Geißeln, von deren Schlägen sich die Völker nur sehr langsam erholen können; er öffnet einen Schlund, worin die Kapitalien verschwinden." Hier ist es nun nach Chevalier die Pflicht der Regierungen, alle Kräfte anzustrengen, um die Kalamität zu verringern, und er gesteht, die Berathungen der französischen Kammern machten seit einigen Monaten einen wenig erbaulichen Eindruck; sehe man sie debattiren, so müsse man zweifeln, daß ein öffentlicher Nothstand herrsche. Hinterher aber große Schmeicheleien auf das Gouvernement von 1830, dessen Weisheit sich bewähre, welches mehr als einmal den Beweis seiner Sorge für die Interessen der arbeitenden Klassen abgelegt habe u. s. w. Herr Chevalier zählt nun auf, was das „väterliche Gouvernement" durch die provisorisch freie Korn-Einfuhr, durch öffentliche Arbeiten u. s. w. Alles gethan hat.

Wir kommen zu einer weit wichtigeren und allgemeineren Seite des Aufsatzes von Chevalier. Der Plan des neuen französischen Gesetzes über die Lebensmittel, wovon noch unten die Rede seyn wird, kann keine große Hoffnungen wecken. Die gegenwärtige Krisis ist noch keinesweges zu Ende, und unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart muß Jeder seine Meinung sagen. Ich werde nun, fährt Herr Chevalier fort, einige Bemerkungen über die Lebensmittelfrage und die öffentlichen Arbeiten machen. Zuerst haben wir die Nahrungsmittel in ihrer Beziehung zu dem großen Welthandel zu untersuchen, besonders haben wir uns mit dem Roggen zu beschäftigen, welcher unter allen Kornfrüchten am meisten von einem Lande ins andere gebracht wird. Wir müssen einen Blick auf die verschiedenen kornerzeugenden Länder werfen, uns Rechenschaft geben über ihre Productionsfähigkeit und über die Preise, zu welchen sie ihre Vorräthe liefern können. Diese Länder beschränken sich hauptsächlich auf die Distrikte an der Ostsee und am schwarzen Meer, so wie auf die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

„Die Frage, wie viel Korn man aus diesen Gegenden beziehen könne und wie hoch der Preis desselben seyn würde, ist seit 30 Jahren gestellt und genau untersucht worden. Seit der Wiederherstellung des Friedens war die englische Regierung, mehr als jede andere, dafür bemüht, über diesen Gegenstand Licht zu verbreiten, und ließ durch ihre Konsuln und Spezial-Agenten alles Mögliche dafür thun. Besondere Beachtung verdient hier der berühmte Bericht des Hrn. Jacob im J. 1836, welchen alle Dokumente seitdem bestätigt haben. Nachdem er das ganze Ostsee-Bassin, welches besonders geeignet ist, den Londoner Markt und überhaupt die Küsten der Nordsee und des Kanals zu versorgen, untersucht hatte, kehrte Hr. Jacob mit dem Resultate in sein Vaterland zurück, daß die Ueberschüsse, die man von daher beziehen könne, beschränkt seyen, daß der Preis, abgesehen von der Qualität, welche sehr viel zu wünschen übrig lasse, durchaus nicht so niedrig sey, wie von den Vertheidigern des ausgedehnten Schutzsystems behauptet wird. Das polnische Korn wird vorzüglich über Danzig zu See ausgeführt, und es ist das Danziger Getraide anderwärts wegen seiner Güte sehr gesucht. Das Korn wird in diesen weglosen Gegenden an den Ufern der Flüsse aufgesammelt und kommt dann die Weichsel hinunter, wenn die regnichte Jahreszeit dieselbe anfüllt, in großen Kähnen, durch nichts gegen die Einflüsse der Luft, der Feuchtigkeit und der Sonne, wodurch das Keimen befördert wird, geschützt. So gebraucht das Getraide mehrere Monate, um von Warschau nach Danzig zu kommen, wo der Ausschiffungsplatz für Europa ist. Das oben aufliegende Korn keimt mit einer solchen Macht, daß die Barken den Anblick schöner schwimmenden Gärten gewähren. Was von der Production eines armen, in einem zurückgebliebenen Kulturzustande befindlichen Landes, wenn die Bevölkerung ihre Nahrungsmittel abgezogen hat, übrig bleibt, ist nur wenig; was man, bei der Schwierigkeit der Transportmittel, mit Leichtigkeit auf den Danziger Markt bringen könnte, ist noch weniger. Man muß die ausführliche Darstellung Mac Gregor's, welcher einen Berg von Dokumenten unter den Händen gehabt hat, über die Productionskraft der polnischen und russischen Provinzen mit dem vergleichen, was ein lügenhaftes Ge-

sich auf den Umgang der beiden Geschlechter unter einander beziehen. Der Gegenstand ist von zarter Natur, doch kann er dienen, manche irrige Ansichten zu berichtigen, die gegenwärtig über die Ursache jener Abnahme der eingeborenen Bevölkerung, welche ich so eben erwähnte und die man ganz unrichtigerweise der Colonisation Schuld geben will, in Umlauf sind.

Ihre Lebensweise bedingt natürlich eine unbeschränkte Vertraulichkeit zwischen den beiden Geschlechtern und entzündet so in einem frühzeitigen Alter den sinnlichen Trieb. Diesem zu genügen, hält sie kein Band der Verwandtschaft zurück, so daß Bruder und Schwester, ohne sich irgend ein Bedenken zu machen, einander beiwohnen. In der Regel wählen sie ihre Weiber — denn sie sind nicht auf eine Frau beschränkt — aus irgend einem anderen Stamm, und das Vorspiel zu ihrer Werbung ist — Nothzucht (violence). Das arme Frauenzimmer wird in der Abwesenheit ihrer Beschützer überfallen, durch Schläge betäubt und — gleichgültig, was sie dabei leidet — durch die Wälder entführt. Der Mann ist um nichts weiter besorgt, als seine Beute bei den Seinigen in Sicherheit zu bringen, wo dann ein Auftritt erfolgt, zu ekelerregend, um ihn auch nur anzudeuten. Die so geraubten Weiber nun werden ihren Frauen und dem Stamm einverleibt, dem ihre Ehemänner angehören. Den armen Geschöpfen liegen alle Plackereien des Lebens zur Last, da es der Mann unter seiner Würde hält, sich außer der Jagd mit sonst etwas zu beschäftigen. Demgemäß müssen die Weiber das von den Männern erlegte Wild nach dem Lagerplatze schleppen, sie müssen Brennmaterial sammeln, Feuer anmachen und aufpassen, daß es nicht ausgehe. Außerdem liegt ihnen allein die Sorge für ihre Kinder ob, ein nicht leichtes Pensum, wenn man erwägt, daß sie dieselben auf dem Rücken mit sich schleppen müssen, bis sie stark genug sind, um die Anstrengungen des Umherwanderns durch ein rauhes Land aushalten zu können; sie müssen sie endlich so lange stillen, bis sie zu kauen vermögen, da sie keine Mittel haben, um eine andere Nahrung für ihre Kleinen zu bereiten.

Obgleich die Weiber gute Mütter sind, so herrscht doch die Sitte des Kindermordes. Es ist Thatsache, daß sie ihre neugeborenen Kinder tödten, wenn ein älteres Kind da ist, welches ihrer Unterstützung noch bedarf. Zur Entschuldigung sagen sie — und zwar nicht ohne Grund — daß sie unmöglich mehr als ein Kind zu gleicher Zeit aufziehen könnten, und daß der Versuch, zwei beim Leben zu erhalten, beiden das Leben kosten müßte. Um das Anwachsen ihrer Familien zu verhindern, suchen sie künstlich Fehlgeburten zu veranlassen, und wenn eine Frau mit einem Kinde an der Brust stirbt, so wird dieses lebendig mit ihr begraben. Einige Europäer, die einer solchen Scene beiwohnten, gaben von derselben folgende Beschreibung: Nachdem der Körper der Mutter ins Grab gelegt war, sahen die Umstehenden mit Entsetzen, wie der Vater selbst das lebende Kind zu ihr legte und dann einen schweren Stein darauf warf, indessen die übrigen anwesenden Eingebornen das Grab ausfüllten. Es ereignete sich das Alles so schnell, daß die europäischen Zuschauer gar nicht zur Besinnung kommen konnten, um einzuschreiten; ja, als sie dem Vater Vorwürfe machten, war dieser so weit von dem Glauben, etwas Unmenschliches gethan zu haben, entfernt, daß er seine That rechtfertigte und meinte, wie, da er kein Weib habe zwingen können, das Kind aufzufüttern, dieses, wenn er es nicht getödtet hätte, nur für einen gräßlicheren Tod würde aufbehalten worden seyn.

Alle diese Gewohnheiten erklären hinlänglich die außerordentlich geringe Menge von Kindern bei allen Stämmen und die dünne Bevölkerung überhaupt, deren ganzer Betrag auf nicht mehr als 30,000 Seelen geschätzt wird, was gewiß auffallen muß, wenn man bedenkt, daß der Kontinent von Australien 140,000 (engl.) Quadratmeilen enthält, also nicht viel weniger, als Europa.

Ob die Ureinwohner der Civilisation fähig sind, ist eine Frage, über die es sehr verschiedene Meinungen giebt. Die Einen wollen behaupten, daß das Volk alles intellektuellen Vermögens so durchaus baar und ledig sey, so versunken in Aberglauben und Vorurtheilen, daß von Civilisirung keine Rede seyn könne. Und in der That, wenn man die geringe Summe von Begriffen moralischer oder religiöser Natur überschlägt, die sich bei ihnen allenfalls vorfinden, so möchte man daran verzweifeln, sie jemals der Segnungen des Christenthums theilhaft werden zu sehen. Herr Gell *) in seinen Bemerkungen über die Sprache der Eingebornen von Neu-Süd-Wales sagt: Nie vielleicht hat der gesellschaftliche Instinkt auf einer so tiefen Stufe bei irgend einem anderen Menschenstamme gestanden. Eine ganze Reihe von Worten, die Verwandtschaftsgrade bezeichnen, beweist allerdings, daß die Societät der Familie besteht, allein diese besteht auch allein. Sie haben keine Häuptlinge, keine Gerichte noch Gesetze, und wir sehen uns in ihrem Wörterbuche vergebens nach Ausdrücken um, die jenen Begriffen entsprechen. Je schwächer, hinterlistiger und undankbarer sie sind, um so schwerer wird es halten, in ihnen die vergessene Idee eines gesellschaftlichen Rechtes wiederzuerwecken. Sollen sie jedoch des Schutzes der Europäer genießen, so müssen sie europäischen Gesetzen unterworfen werden. Vergangenes Jahr wurden zwei Eingeborne gehangen, deren Anverwandte nunmehr von ihrem Stamme Strick-Vater, Sohn und Brüder genannt werden. Es besteht unter ihnen eine eigene Art von Gottesgericht für Fälle, in denen ein Mord von unbekannter Hand geschehen ist. Der Leichnam wird in einem Sarge (Tiralti, d. i. der Wissende, genannt) umhergetragen. Einer der Anwesenden fragt: Hat Euch Jemand im Schlafe ermordet? Kennt Ihr ihn? Dreht sich der Sarg nicht, so wird eine verneinende, dreht sich aber der Sarg — welche Bewegung als von der durch die über dem Sarge schwebende Seele bewegten Leiche herrührend betrachtet wird — so wird eine bejahende Antwort angenommen. Ist der Mörder zugegen, so bewegt sich der Sarg auf ihn zu, und ein Kampf erfolgt.

*) Direktor der Queens-school in Hobarttown.

Ist es schon schwierig, in einem solchen Volke den Sinn für ein gesellschaftliches Recht zu wecken, so dürfte es noch schwieriger seyn, ihr religiöses Gefühl zu läutern. Sie besitzen zwar Worte für „Mörder“, „Dieb“, „Verleumder“, aber keines für „Gott“, Priester“, „Gebet“, „Gesetz“. Unter allem auf der Erde verbreiteten Aberglauben hat der ihrige den am wenigsten religiösen Anstrich. Das Geschrei der Eule, des Vogels des Zwielichts, zaubert ihren Kindern die Seele hinweg, so daß sie krank werden und sterben. Das schwarze Ungethüm mit seinem aufgeschwollenen Bauch liegt allnächtlich im Hinterhalte, um sie zu überfallen und im Schlafe zu tödten. Seine durch die Bäume rauschende Stimme mahnt sie, Acht auf ihre Feuer zu haben, denn nur, wenn dieses ausgegangen, naht es. Der Mörder Rakunna, in der Gestalt eines Mohren, überfällt sie bei Nacht und tödtet sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Personen und Zustände in Rußland. Herr Iwan Golowin, der bekannte russische Edelmann, der in das freiwillige Exil nach Paris und von da, als ihm von Seiten des französischen Ministeriums angezeigt worden war, „daß sein Verlangen, in Frankreich sein politisches „Domizil zu begründen, nicht geeignet sey, dem Könige zur Genehmigung „vorgelegt zu werden“, nach London sich begab, hat jetzt gleichzeitig in französischer und in englischer Sprache Rückblicke auf Personen und Zustände Rußlands herausgegeben. *) Er beruft sich, um zu beweisen, daß diese Darstellungen seinem Patriotismus und seiner Liebe zum russischen Volke keinen Eintrag thun können, auf den Vorgang Bernardin's de St. Pierre, welcher gesagt, daß nicht diejenigen, welche ihrem Lande schmeichelten, sondern diejenigen, welche ihm die volle Wahrheit sagten, wahrhafte Patrioten seyen. Gewidmet ist das Buch dem Lord Dudley Stuart, dem bekannten Polenfreunde, den der Verfasser als seinen Meinungsgenossen auf slawischem Gebiete begrüßt. Es enthält in einer zum Theil sehr romanhaften, zum Theil aber, wie es scheint, auf Memoiren und Aktenstücken begründeten Form folgende Skizzen: „Der Polenfreund“; „die französische Sklavin“; „der Spion“; „die Jungfrau von Kursk“; „eine Degradation“; „der Maskenball“; „Herr Swetajew“; „der kaukasische Gefangene“; „der Dorpater Student“; „ein Bauern-Aufstand“; „der Ssaischnik“; „der Kutscher der vornehmen Dame“; „der Räuber aus Rache“, und „die Kosaken“. — Wir zweifeln nicht, daß sehr bald auch eine deutsche Uebersetzung des Buches erscheinen werde.

— Guttenberg, ein italiänisches Drama. **) Wir möchten gern so viel Lobenswerthes als irgend möglich an diesem Stücke hervorheben, weil es sich einen deutschen Stoff gewählt hat, der unserem Nationalstolze auf die Erfindung des mächtigsten Kulturhebels schmeichelt, und weil wir es immer gern sehen müssen, wenn uns deutsche Zustände der Vergangenheit oder Gegenwart in dem Spiegel einer ausländischen Auffassung vorgeführt werden. Allein bei aller Mühe, die wir uns aus Dankbarkeit dafür geben, um dem vorliegenden Stücke Interesse abzugewinnen, können wir dasselbe doch nur als einen sehr schwachen Anfänger-Versuch im Gebiete des Drama's betrachten; es entbehrt jeder dramatischen Handlung und Verwickelung und steht selbst an Charakterzeichnung bei weitem hinter dem gleichnamigen Stücke unserer Birch-Pfeiffer zurück. Nur zuweilen erhebt es sich, von der Macht der geistigen Bedeutung der Erfindung getragen, aus dem gewöhnlichen hohlen Pathos der meisten jüngeren italiänischen Schriftsteller zu einer gedankenschwereren Beredsamkeit empor und erweckt dann einige Erwartung für spätere reifere Leistungen des Verfassers. Die einleitende historische Abhandlung enthält für deutsche Leser nichts Bemerkenswerthes, obwohl sie den Italiänern manches nicht allgemein unter ihnen Bekannte über die verschiedenen Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst sagen mag.

*) Types et caractères russes. Par M. Ivan Golovine. 3 Bde. — Paris, Capelle, 1847.

**) Guttenberg, o l'invenzione della Stampa. Dramma storico di Pietro Rotondi. — Mailand, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Donnerstag den 8. Juli 1847.

Nord-Amerika.

Deutsche Auswanderer in Nord-Amerika. *)

Obgleich im Gewande der Fiction und mit einigem romanhaften Beischmuck ausgestattet, der seinen inneren Werth eben nicht erhöht, gehört das Buch, das uns zu diesen Zeilen Anlaß giebt und welches wir mit vielem Interesse gelesen haben, zu dem Besten, was über die Verhältnisse und die Aussichten der deutschen Emigranten in den Vereinigten Staaten geschrieben worden. Der Verfasser, Herr Gerstäcker, der schon durch seine „Regulatoren in Arkansas" eine ungewöhnliche Vertrautheit mit amerikanischen Zuständen beurkundet hat, erzählt hier mit graphischen Zügen die Fata einer deutschen Auswanderer-Kolonie, die, wie es so oft geschieht, in der trügerischen Hoffnung über das Weltmeer schifft, dort ein neues Paradies zu finden, wo man der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens ohne dessen Sorgen und Mühsale genießen kann. Welche bittere Enttäuschung der armen Fremdlinge harrt, die ohne Kenntniß der Sprache, der Sitten und der Gebräuche des Landes anlangen und das Bürgerrecht in ihrer neuen Heimat nicht selten mit dem Verlust ihrer ganzen Habe erkaufen müssen, ist hier mit so vieler Wahrheit geschildert und so treu nach dem Leben ausgemalt, daß die unbesonnene Auswanderungslust eine heilsame Warnung daraus schöpfen könnte.

Eine kurze Analyse des Werkes möchte nicht ganz überflüssig seyn, um einige Bemerkungen zu erläutern, die wir daran knüpfen wollen. Die Gesellschaft, deren Schicksale ihm zum Thema dienen, schifft sich in Bremen ein, nachdem sie vor ihrer Abreise einen Vorstand gewählt hat, der aus sechs Personen besteht und von welchem ein Mitglied die Führung der gemeinschaftlichen Kasse übernimmt. Sämmtliche Reisende — mit Einschluß der Frauen und Kinder beiläufig 60 Köpfe — unterschreiben die von dem Vorstande entworfenen Gesetze, die, wie es in der Einleitung heißt, dazu dienen sollen, „die Auswanderer fest und freundlich aneinanderzuketten und zu einem schönen Zwecke zu vereinigen"; wie wenig aber der Vorstand zur Erreichung dieses Zweckes beitrug und beitragen konnte, zeigt der Verfolg des Buches vom Anfang bis zu Ende.

Die Seereise in dem überfüllten Zwischendeck ist die erste harte Prüfung, welche die armen Reisenden zu bestehen haben. Es ist schwer, sich die Gräuel zu veranschaulichen, die eine solche Fahrt darbietet; wir haben über diesen Punkt Details gehört, die das von Herrn Gerstäcker Erzählte weit übertrafen und wirklich haarsträubend waren. Wie auf dem Sklavenschiffe werden die Passagiere ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter in den schmalsten Raum hineingezwängt, wo sie die langen Nächte bei verschlossenen Luken ohne Licht und in einer verpesteten Atmosphäre zubringen müssen. Wenn nun das Seeleben sogar für die Kajüten-Passagiere mit manchen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten verknüpft ist, was müssen erst jene Unglücklichen leiden, denen jedes Mittel fehlt, ihren Zustand einigermaßen erträglich zu machen, die ohne Pflege der qualvollen Seekrankheit preisgegeben und auf die gröbste, widrigste Kost beschränkt sind! Glücklicherweise hat sich jetzt der amerikanische Kongreß veranlaßt gesehen, zur Abhülfe dieses Uebels die Zahl der Passagiere genau nach dem Tonnenmaß festzustellen, wodurch wenigstens die schreckliche Ueberfüllung der Schiffe verhütet wird. Den Rhedern in Bremen, Hamburg u. s. w. mag dieses Gesetz allerdings ein Strich durch die Rechnung seyn; für den aber, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, ist es gewiß höchst erfreulich, und wird er nur hoffen, daß es nicht, wie zu oft bei amerikanischen Gesetzen, bald wieder zum todten Buchstaben herabsinken möge.

Kehren wir jedoch zu unsern Auswanderern zurück. In New-York angekommen, werden die Zwischendecks-Passagiere von betrügerischen, deutschen Gastwirthen geprellt, verlieren zum Theil ihre Bagage, die sie fremden Negern anvertraut, und sehnen sich bald aus der großen, ungastlichen Stadt hinweg. Der Vorstand, der sich indessen in einem französischen Boarding house in der Hudson-Straße ziemlich komfortabel einquartiert hat, beruft daher eine Raths-Versammlung der Einwanderer, um sich über die nächst zu nehmenden Maßregeln zu verständigen und das Weitere zu beschließen. Hier kommt der Intrigant des Romans zum Vorschein — ein gewisser Doktor Normann, der selbst ein Deutscher, aber eine Reihe von Jahren in Amerika gelebt hat. Dieser bietet ihnen einen 160 Acres großen Landstrich in Tennessee an, zweihundert deutsche Meilen von New-York in der Nähe des Mississippi gelegen, wovon er ihnen eine glänzende Beschreibung macht und wofür er nur den billigen Preis von 4 Dollars per Acre fordert. Es ist zwar in Amerika genug freies Land (government oder congress land) für 1¼ Doll. der Acre zu haben, aber dieses befindet sich noch völlig im Naturzustande, wogegen das unserer Kolonie angebotene schon zum Theil urbar gemacht, mit bequemen Gebäuden versehen und sorgfältig „eingefenzt" *) seyn soll; hierzu kommt noch die vortheilhafte Lage bei der kleinen Stadt Hatchentown, an der Mündung des schiffbaren Flusses Big-Hatchen. Das Land mit den Gebäuden wird also vom Vorstande gekauft, und die Gesellschaft macht sich mit Sack und Pack auf den Weg, um sich auf ihrem neuen Besitzthum niederzulassen. Nach manchen Beschwerden und mit Zurücklassung eines Theils ihrer Habseligkeiten gelangt sie endlich an das Ziel ihrer Reise, wo es sich aber herausstellt, daß der vermeintliche schiffbare Fluß ein versandeter Creek ist, die sogenannte Stadt Hatchentown aus einem einzigen Blockhause besteht, die Gebäude verfallen und unbewohnbar sind und der einst urbar gemachte Fleck wieder mit jungen Schößlingen und wucherndem Gesträuch bewachsen ist, welches sich noch schwerer ausrotten läßt, als die alten Bäume. — Dergleichen Betrügereien sind in New-York und anderen Städten an der Tages-Ordnung und waren es noch viel mehr zur Zeit der unsinnigen Land-Speculation in den Jahren 1836—1837; Ref. sind Fälle bekannt, wo nicht allein Deutsche, sondern auch Engländer und sogar auch Amerikaner selbst auf ähnliche Art hintergangen wurden. Man legte ihnen nämlich eine Karte oder einen Plan vor, worauf eine neue Stadt mit Straßen, öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Hotels u. s. w. gezeichnet und die vakanten Bauplätze gehörig angegeben waren, die dem Kauflustigen zu hohen Preisen überlassen wurden, wozu sich dieser auch um so bereitwilliger verstand, als man Beispiele hat, daß in den neuangelegten Städten des Westens der Preis solcher Bauplätze (buildings lots) in wenigen Jahren um das Zehnfache steigt. Nachdem nun der Käufer nach der bezeichneten Stadt gekommen, findet er oft, daß die Stelle, auf der sie stehen soll, noch dichter Urwald ist und die Bäume nur so weit gelichtet sind, um die Richtung der Straßen, so wie die künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind. Man erzählt eine Anekdote von einem Franzosen aus Neu-Orleans, dem ein Stück Land auf Long Island, nicht weit von New-York, verkauft wurde, der aber bei seiner Ankunft entdeckte, daß das angebliche Land nur ein Theil des East River oder des zwischen jener Insel und dem Kontinent befindlichen Sundes sey und ganz unter Wasser stehe! — Die Verkäufer gerichtlich zu belangen, wäre unnütze Mühe, da man sich hierdurch nur neue Kosten zuzieht und es überdies auch zu nichts helfen würde, seinen Prozeß zu gewinnen, indem eine fingirte Insolvenz-Erklärung den Schuldigen leicht von aller Verantwortlichkeit erlöst, wenn er es nicht vorziehen sollte, seinen Wohnsitz in einem anderen Staate aufzuschlagen oder sich ganz unsichtbar zu machen.

Mit dieser traurigen Erfahrung werden auch unsere armen Auswanderer nicht verschont, als sie das vorgespiegelte Eldorado erreichen. Das Landen am öden, waldigen, schlammigen Ufer des Mississippi in finsterer Nacht und im fürchterlichsten Unwetter, da der Dampfboot-Capitain nicht bis zum folgenden Morgen anlegen will, so wie die bittere Täuschung, als sie das Land dicht verwachsen und theils aus Sumpf und Moor bestehend, die Gebäude ganz zerbröckelt und jede Spur von Anbau verschwunden finden, während das ungesunde Klima ihnen mit seinen tödtlichen Fiebern droht — alles dieses ist mit so kräftigen Pinselstrichen gezeichnet, daß es Jedem, der amerikanische Zustände kennt, das Selbsterlebte wieder auffrischen und in konkretester Form vergegenwärtigen muß. Was die ferneren Schicksale der Kolonisten betrifft, so müssen wir auf das Buch selbst verweisen, dessen Lektüre wir mit gutem Gewissen empfehlen können; Schade, daß der Verfasser seine Katastrophe durch einen jener aus französischen Vaudevilles entlehnten, wunderlichen aber gutmüthigen und steinreichen Alten herbeiführen läßt, der den Liebenden (die in einem Roman natürlich nicht fehlen dürfen) als Deus ex machina zu Hülfe kommt und somit einigermaßen der lebendigen Wahrheit und Thatsächlichkeit Abbruch thut, welche dieses Buch im Ganzen charakterisiren.

Die Geschichte schließt mit der Auflösung der projektirten Kolonie, und ein solches Ende steht, unserer Ueberzeugung nach, allen deutschen Kolonialversuchen in Amerika bevor. Der Plan, der den Unternehmern dabei vorschwebt und dem ein gewiß ehrenwerther, aber übel verstandener Patriotismus zum Grunde liegt: die Aufrechthaltung des vaterländischen Wesens, der vaterländischen Sitten und der vaterländischen Sprache, wird sich nie auf die Dauer

*) Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von Friedrich Gerstäcker. Leipzig. Brockhaus. 1847.

*) Von fence, to fence (Zaun, einzäunen), woraus die Deutschen in Amerika die neuen Wörter: Fenz und einfenzen gebildet haben.

verwirklichen lassen, und ließe er es sich auch, so wäre seine Verwirklichung nicht wünschenswerth — am wenigsten für die Auswanderer selbst. Eine abgesonderte Kolonie der Deutschen in den Vereinigten Staaten würde ein imperium in imperio bilden, das sich in einer ähnlichen Lage befinden würde, wie die Juden in Preußen bis zum Jahre 1812 — ja, in einer noch weit unvortheilhafteren, da sie durch ihre Sprache von der überwiegenden Majorität des Volkes geschieden wäre und sich ihr gegenüber keineswegs durch größere Gewandtheit auszeichnen möchte. Je schneller sich daher der deutsche Auswanderer mit dem Amerikaner amalgamirt, je entschiedener er alle cisatlantischen Reminiscenzen von sich abstreift, die mit seinen neuen Verhältnissen nicht mehr übereinstimmen, desto besser für ihn, und wo dieses durch äußere Umstände — wie in einigen Theilen von Pennsylvanien — verzögert wird, kann das Resultat für die deutsche Bevölkerung nur ungünstig seyn, da letztere in einem solchen Falle stationair bleibt, während Alles um sie her vorschreitet. Die Tendenz, sich mit den Anglo-Amerikanern zu verschmelzen, hat sich übrigens von jeher bei allen anderen Volksstämmen europäischer Abkunft bemerkbar gemacht; die Holländer in New-York, die Franzosen in Süd-Karolina, die Schweden in Delaware haben längst jede Spur ihrer Nationalität verloren, die zäheren Kreolen in Louisiana und Missouri wehren sich umsonst gegen die Uebergriffe des fremden Elements, und es läßt sich also leicht voraussehen, daß es den durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehaltenen, stets unter sich selbst uneinigen und in Landsmannschaften getrennten Deutschen nicht besser gelingen werde, eine selbständige und abgesonderte National-Existenz zu behaupten.

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

„Wenn es wahr ist, daß das Korn billiger in Odessa, als in Polen ist, so ist das gleichgültig, es ist beinahe eben so gleichgültig, zu wissen, wie viel die Körner und Wurzeln kosten, von denen der Afrikaner sich an den Quellen des Nigers nährt. In den letztren Jahren, als im westlichen Europa wenig Begehr war, stand in Odessa der gewöhnliche Preis auf 10 bis 11 Francs, an Bord geliefert. Im Magazin zu Marseille kommt der Hectolitre mindestens auf 15 Francs, ohne Geschäftsvortheil; mit dem Geschäftsvortheil, mit den Havarie-Chancen, mit den Verlusten u. s. w. muß man 18 Francs rechnen. Aber das Korn, tousello genannt, welches die Provence erzeugt, ist von einer weit besseren Qualität. Das Odessaer Korn zu 18 Francs entspricht dem Provence-Korn zu 23 Francs, und den Preisen von 18 oder 20 Francs zu Marseille kommen etwas mehr im Innern die Preise von 20 bis 25 Francs gleich. Wir sprechen nicht von dem jetzigen Augenblick, wo die Preise in Odessa eine doppelte Höhe erreicht haben. Wenn die Provence zu 10 — 20 Francs schlechtes, zu 23 — 25 Francs das beste Korn liefert, so käme sie kaum den Norddistrikten gleich; sie wäre also nicht privilegirt und könnte sich nicht der Uebervortheilung schuldig machen. Damit man sich aber keine falsche Vorstellungen macht, möge man andeuten, daß im Odessaer Hafen der Hectolitre Korn am Schiffsbord mehr als 10—11 Francs kostet, sobald nur etwas Begehr da ist. Alsdann käme das Odessaer Korn in Marseille auf mehr als 18 Francs zu stehen. Wo zeigt sich hier nun jene Preiserniedrigung, welche der Landbau glaubt fürchten zu müssen?

„Was nun die Quantität betrifft, welche das schwarze Meer auf den Markt werfen könne, so ist hier eben so, wie bei der Ostsee, übertrieben worden. Odessa kann gewöhnlich 1,600,000 Hectolitres liefern, die Häfen des Asowschen Meeres liefern 600,000 Hectolitres, die Donau-Fürstenthümer ungefähr 800,000 Hectolitres, in ganzer Summe 3 Millionen Hectolitres. Hierzu die 5 Millionen Hectolitres der Ostsee genommen, giebt eine Reserve von 8 Millionen. Es ist indeß nicht unnütz, zu bemerken, daß der niedrige Stand der Landwirthschaft an den Ufern des schwarzen Meeres eine große Verschiedenheit der Jahre bedingt, und daß unter drei Aerndten eine sehr schwach, beinahe nichts ist. Statt der 8 Millionen Hectolitres kommt zwar vom 1. Juli 1846 bis zum 1. Juli 1847 viel mehr, vielleicht das Doppelte von dort nach Europa, es sind aber nicht ihre Durchschnitts-Vorräthe, welche diese Länder dieses Mal an Europa verkaufen, sondern es sind die seit mehreren Jahren aufgehäuften Vorräthe, sie leeren ihre Speicher. Die Preise zu Odessa, zu Taganrog, zu Danzig, zu Riga, in allen Häfen des baltischen und des schwarzen Meeres sind, im Verhältniß zur Höhe der Getraidepreise im westlichen Europa, gestiegen. Von 11 Francs ungefähr ist das Korn in Odessa auf 20 und 25 Francs in die Höhe gegangen u. s. w."

Es ist also, fährt Chevalier fort, eine große Täuschung, in der viele Personen in Frankreich befangen sind, daß die freie Korn-Einfuhr den Ruin unserer Landwirthschaft nothwendig zur Folge haben müsse. Man beklagt unsere Ländereien, welche öde werden würden; man schildert unsere Bauern, als ob sie außer Stande seyn würden, mit den russischen Leibeigenen die Konkurrenz auszuhalten, welche für den elendesten Lohn einen Boden bebauen, der sich in unendlichen Linien vor ihnen hinzieht und auf dem beinahe gar keine Abgaben lasten. Aber Chevalier sucht nachzuweisen, daß man durch eine Verbesserung der Landwirthschaft in Frankreich leicht in den Stand gesetzt werden würde, es mit dem Odessaer Preise aufzunehmen, weil dieser mindestens 10 — 11 Francs beträgt. Die freie Korn-Einfuhr würde deshalb nur dazu dienen, die Landwirthschaft zu heben und die Preise zu erniedrigen.

Von großem Interesse wird es seyn, zu hören, was Chevalier in der vorliegenden Beziehung über Amerika sagt, als dessen gründlichen Kenner er sich schon früher bewiesen hat. Lassen wir ihn hier mit seinen eigenen Worten reden:

„Es ist eine von der Geschichte bewiesene Thatsache, daß allemal, wenn ein Volk in seinem Wachsthume bis zu einem gewissen Punkte gekommen ist, dann die Theilung der Arbeit in demselben an Ausdehnung gewinnt, mit Hülfe des durch den Landbau gehäuften Kapitals. Man fing an, ausschließlich das Land zu bebauen, und kommt zu Handel und Manufaktur. Die Steigerung des Reichthums bringt eine Verfeinerung der Sitten mit sich, man hat mehr Muße, die Bildung wächst. Die socialen Verhältnisse werden angenehmer, und, indem man sie um so mehr aufsucht, vereinigt man sich in Städten, welche allmälig zu Hauptstädten wachsen. Nach und nach vermindert sich die Zahl der ackerbautreibenden Bevölkerung. Durch die Vervollkommnung der Landwirthschaft und die Anwendung der Maschinen genügt eine kleine Anzahl von Händen, dem Boden eine weit größere Quantität von Früchten abzugewinnen, oder mit denselben Arbeitskräften erreicht man, unter ähnlichen Verhältnissen, wie vorher, eine weit größere Production; die dem Ackerbau entfremdete Population entwickelt sich dann weit rascher, als die mittlere Hervorbringungsfähigkeit des Ackerbaues. Man kommt also langsam zu einer Stellung der Beschäftigungen, nach Analogie derjenigen, welche jetzt in der englischen Gesellschaft hervortritt, wo die Landbebauer nur den vierten Theil der Bevölkerung bilden, während sie in Frankreich jetzt noch die Hälfte sind und in den Vereinigten Staaten vor 40 Jahren mehr als neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten. Zu gleicher Zeit muß das Land, wenn es ein unbegränztes Territorium hat, seine Korn-Ausfuhren vermindern, und auf die Länge wird es zur Korn-Einfuhr genöthigt seyn, wenn es das Korn nicht zu übertriebenen Preisen bezahlen will. So ist die Geschichte Englands gewesen, wo vor weniger als einem Jahrhundert die Korn-Ausfuhren ganz regelmäßig waren, welches dann von 1770 — 1790 kaum auskam, indem die Einfuhr des einen Jahres die Ausfuhr des anderen ausgleichen mußte, und welches heutzutage der eigentliche Mittelpunkt geworden ist, wohin von allen Seiten der Ueberschuß des Korn-Ertrages fließt. Die Geschichte der Vereinigten Staaten entwickelt sich, als ob sie bis zu einem gewissen Punkte ein analoges Verhältniß hervorbringen würde. Wenn man sich darauf beschränken wollte, die alten Staaten, die 13 ehemaligen Kolonieen, welche die Unabhängigkeit proklamirten, zu untersuchen, so würde man dort vollständig die drei Phasen des Kornhandels wiederfinden, die Ausfuhr, das Gleichgewicht und endlich die Einfuhr, durch welche letztere jetzt die Lage Großbritaniens charakterisirt wird.

„In den Vereinigten Staaten ernährte sich früher jeder Staat durch seine eigene Korn-Erzeugung, er erzeugte fast immer sein eigenes Korn für sich. Die alten Staaten, welche an den atlantischen Ocean gränzen, von Neu-Schottland an bis zu der Spitze Florida's, haben aufgehört, in sich ihre Nahrungsmittel zu erzeugen. Die Staaten von Neu-England, die nördlichsten in diesem schönen Lande, haben sich ganz mit Fabriken bedeckt, eben so New-York, welches man in Folge seiner Handelsmacht und seiner Kapitalien den Hauptstaat nennen kann. Pennsylvanien, durch seine schönen Kohlen- und Eisengruben, so wie durch unzählige Wasserfälle begünstigt, hat sich ebenfalls mit zahlreichen Werkstätten überdeckt. Das benachbarte Maryland ist nicht weniger ein Manufakturland geworden. In den südlichen Provinzen ist man zwar mehr landbauend geblieben, aber man hat aufgehört, es ausschließlich zu seyn, und hat sich namentlich dem Anbau gewisser Handels-Artikel zugewendet. Die Bodenerzeugung richtet sich besonders auf den Taback, die Baumwolle und auch auf den Zucker. In allen diesen Theilen der Union nimmt die städtische Bevölkerung weit mehr zu, als die ländliche. Im Jahre 1790, mehrere Jahre nach der Unabhängigkeits-Erklärung, hatte die ganze Union nicht mehr als drei Städte über 20,000 Einwohner; Philadelphia, welches den ersten Rang einnahm, zählte ganz allein 40,000 Bewohner. Jetzt zählt man dort fünf Städte mit mehr als 100,000 Seelen; New-York, Brooklyn und Jersey-City hinzugerechnet, muß jetzt 500,000 Ew. erreichen. Im Jahre 1790 betrug die ganze Bevölkerung nur etwas mehr als vier Millionen und die der sechs Küstenstädte, verbunden mit den acht Hauptstädten, nicht mehr als 135,000 Seelen, d. i. den dreißigsten Theil. Im Jahre 1840, bei einer Totalbevölkerung von 17 Millionen, zählten dieselben 14 Städte 1 Million 150,000 Seelen, d. i. ungefähr den vierzehnten Theil. Wenn man die Städte zusammennimmt, so findet man, daß in der zehnjährigen Periode von 1830 — 1840 die städtische Bevölkerung von dem $\frac{1}{14}$ auf $\frac{1}{8}$ übergeht. Nimmt man die 6 Staaten Neu-Englands allein, so ist das Verhältniß hier $\frac{1}{4}$. In den Küstenstaaten zwischen Neu-England und Potomac, d. h. in New-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien und Maryland, ist das Verhältniß $\frac{1}{7}$.

„Diese Steigerung der städtischen Bevölkerung und der Manufaktur-Industrie, welche sich gleichmäßig in den Küstenstaaten entwickelte, hat in den Vereinigten Staaten naturgemäß und ohne Erschütterung jene Veränderung herbeigeführt, gegen welche England sich seit 1815 sträubte und welche Robert Peel endlich durch seine großen Reformen in der Zollgesetzgebung definitiv eingeführt hat. Das Küstenland erhält das Korn aus dem Innern nicht blos zum Handel mit der Fremde, sondern auch für seinen eigenen Verbrauch. Das Mehl, welches zu New-York in Fässern nach dem Auslande expedirt wird, ist nicht das einzige Mehl, welches dahin aus den westlichen Staaten gesendet wird, ein großer Theil dieses Mehles wird in New-York selber verzehrt. So ist es in noch höherem Grade mit dem Mehle, welches den Bewohnern Bostons ihr Brod giebt. Man hat berechnet, daß seit 1840 die sechs nordöstlichen

Staaten, welche man unter dem Kollektiv-Namen Neu-England zusammenfaßt, 2 Millionen Hectolitres Roggen, ihnen aus den westlichen Staaten geliefert, verzehrt haben, während sie selber nur gegen 725,000 Hectolitres ärndteten. Die Gruppe der südlichen Staaten, wo man weniger Korn verzehrt, weil daselbst eine starke Sklavenbevölkerung nur von Mais lebt, zog aus derselben Quelle eine sehr starke Quantität Korn. In Bausch und Bogen haben die Staaten, welche zwischen Neu-England und dem Süden liegen: New-York, Pennsylvanien, Maryland und mit ihnen Virginien, welches sich unter den südlichen Staaten durch eine starke Getraideproduction auszeichnet, die Möglichkeit der Korn-Ausfuhr verloren, und jetzt ist die Gesammtheit dieser Staaten genöthigt, ihren Bedarf aus dem Westen zu holen.

„Im Jahre 1836 betrug die Quantität Weizen und Mehl, welche die westlichen Staaten auf den Erie-Kanal brachten, um damit den Markt von New-York zu erreichen, 22,894,000 Kilogramme. Im Jahr 1843 hatte sich diese Quantität mehr als versechsfacht, sie betrug 142,810,000 Kilogramme. New-York besorgt beinahe die Hälfte der Korn-Ausfuhr in die fremden Länder. So ermöglichen die jungen Staaten des Westens die Korn-Ausfuhr in die Fremde und ernähren zum Theil auch die Küstenstaaten. Ein anderer Theil vom Ertrage des Westens geht nach Neu-Orleans, welches dieselbe Rolle wie New-York spielt. Er wird zwischen den anderen Staaten der Conföderation vertheilt und geht theilweise in die Fremde.

„Da in den westlichen Regionen die Kultur sich immer weiter über die Urwälder ausbreitet, und da die neu sich ausbildenden Staaten voller Frische und Kraft sind, so vermehrt sich auch immer die Production des Getraides. Im Jahre 1719 betrug sie 6,200,000 Hectolitres, zehn Jahre später mehr als 8,000,000 Hectolitres. In den folgenden zehnjährigen Perioden stieg sie auf 11, 13, 18 Millionen. 1840 war sie bis auf 29 Millionen gekommen, und jetzt ist sie auf ungefähr 40 Millionen gestiegen. In den ausgeführten Ueberschüssen zeigt sich nicht ein gleiches Verhältniß. Sie sind kaum im Allgemeinen gewachsen; vergleicht man die Aerndten, so verringern sie sich. Im Jahre 1790 repräsentirten sie 28 pCt, in den folgenden zehn Jahren 15 pCt., zehn Jahre später waren sie bis auf 12 pCt. gefallen. Im J. 1840 stiegen sie wieder auf 14 pCt., weil die Aerndte von 1839 außerordentlich reich gewesen war, aber jetzt sind sie bis auf 7 und 6 pCt. gesunken.

„Wenn man die Getraide-Ausfuhr der Vereinigten Staaten untersuchen will, so muß man wohl bedenken, daß nicht die Totalität dieses großen Landes zur Weizen-Production geeignet ist. Schon vor einem halben Jahrhundert machte Washington diese Bemerkung; in einem Briefe, den er 1791 an Arthur Young schrieb, sagt er, daß im Norden des Staates New-York das Klima dem Weizen nicht mehr günstig sey, und daß ebenfalls über die Mitte Virginiens hinaus der Boden zu dieser Erzeugung sich nicht recht eignet, daß er immer ungeeigneter wird, je weiter man sich aus der gemäßigten Zone entfernt. Man baut den Weizen auch nur sehr wenig über die Gränzen hinaus, welche Washington angegeben hat und welche dem 45—35sten Breitengrade entsprechen. Also nur in einer Ausdehnung von 1100 Kilometres ermuntert die Natur in den Vereinigten Staaten den Menschen, Weizen zu bauen, und das Land hat vom Süden zum Norden eine doppelte Ausdehnung. Man hat berechnet, daß der Theil des Bodens in den Vereinigten Staaten, welcher von der Natur zum Weizenbau befähigt ist, nicht das Viertel der ganzen Bodenfläche beträgt. Dagegen will die Bevölkerung immer mehr und mehr Weizen verzehren. So verdrängt in Neu-England der Weizen ohne Aufhören den Mais, womit ein Theil der Bevölkerung sich bisher begnügte. Wollten die Anglo-Amerikaner, wie die Franzosen in den Städten, für sich eine Ration von ungefähr 3 Hectolitres in Anspruch nehmen, so würde die wirkliche Production ihres Landes nur zur Hälfte genügen. Es würde sich sogar dann ein Defizit zeigen, wenn sie die Ration der Engländer, 2¼ Hectolitres, verbrauchten.

„Aber die Vereinigten Staaten haben in den Bedingungen des Landbaus nicht ihresgleichen; es eröffnen sich immer neue fruchtbare Ländereien dem Ersten, der sie in Besitz nehmen will; die eben so unerschrockene als gewandte Bevölkerung vermehrt sich mit einer Schnelligkeit ohne gleichen, und es kommen Schwärme von Auswanderern aus Europa, welche sich im Schweiße ihres Angesichts ein festes Eigenthum erwerben wollen. Wenn es noch auf der Welt ein Land gäbe, von wo man eine bedeutende Korn-Einfuhr erwarten könnte, so wäre es dieses. Was ist hier in Betreff der Baumwolle geleistet worden? Im Jahre 1780 lieferte das Land noch keinen einzigen Ballen Baumwolle, zehn Jahre später nur erst 100,000 Kilogramme. 1800 war man schon auf 8 Millionen Kilogr. gekommen, 1820 auf 42 Millionen und jetzt auf 400 Millionen, die 50—60 Millionen noch gar nicht gerechnet, welche das Land in seinen eigenen Manufakturen verwendet. Nichts Aehnliches ist aber bei dem Getraide geschehen; der disponible Ueberschuß ist beschränkt. Die durchschnittliche Korn-Ausfuhr während der 14 Jahre vom 1. Januar 1831 bis zum 1. Januar 1845 belief sich auf 2,000,000 Hectolitres; aber man muß noch die Einfuhr in Abzug bringen, denn während dieser Periode war Amerika einmal genöthigt, Korn einzuführen, und die behauptete Ueberschwemmung der Welt mit amerikanischem Korn beschränkt sich nun auf das Durchschnittsmaß von 1,800,000 Hectolitres. Das höchste Maß betrug 1840 an 4,070,606 Hectolitres. Die 4 ersten Jahre dieser Periode geben ein Durchschnittsmaß von 2,078,000 Hectolitres, die 4 letzten, wo das eine das andere ausgleicht, nur 2,339,000 Hectolitres. So ist die Steigerung in diesem Zeitraume von 14 Jahren eine durchaus geringe gewesen. Sie würde sich noch weit geringer darstellen, wenn man mit diesen 14 Jahren eine gleiche Zeit von 1790 an in Vergleich stellen wollte. Man würde finden, daß der Durchschnitt der beiden Perioden beinahe auf 370,000 Hectolitres zu stehen käme. Was nun die Preise betrifft, so haben die europäischen Landbebauer von dieser Seite weniger als von jeder anderen zu fürchten. Nach den New-Yorker Preis-Courants kostet der Bushel guten Getraides 1 Dollar und, durchschnittlich von 1830 bis 1844, 1 Dollar 25. Das macht auf den Hectolitre ein Minimum von 15 Francs, durchschnittlich von 18 Fr. 75 Cent. Rechne man dazu für den Hectolitre an Schiffsfracht 3 Francs, Verluste, Kommissions-Gebühren, Ein- und Ausladekosten, und man wird einsehen, daß sehr besondere Umstände dazu gehören, wenn der Hectolitre nordamerikanischen Korns in Havre, Nantes oder Bordeaux zu 20 Francs geliefert werden kann."

Bei diesem Blicke auf die Kornkammern der Welt ist bisher noch keine Rücksicht auf Aegypten und Sicilien genommen worden, einst wegen des Ueberflusses ihrer Aerndten berühmt; aber Chevalier faßt nun auch diese Länder ins Auge. Diese Länder haben in der That aufgehört, regelmäßig beträchtliche Quantitäten an Korn auf den Weltmarkt zu bringen. Das Königreich beider Sicilien könnte eine Million Hectolitres liefern, zur Hälfte von seinem Festlande, zur Hälfte von der Insel Sicilien. Es wird aber nur ein Theil dieses Ueberschusses, wenn er überhaupt zur Ausfuhr kömmt, in unsere Gegenden gebracht; das Meiste davon wird an dem Bassin des Mittelmeeres verzehrt. Aegypten führt nach dem westlichen Europa nur mit Unterbrechungen und zufällig Getraide aus; vorzüglich versorgt es Konstantinopel und die Inseln des Archipels. Es hat sich mit Aegypten Vieles seit den Zeiten der Pharaonen und der Römer geändert. Die Bevölkerung hat sich sehr vermindert, und die Production, in gleichem Verhältnisse zu den Bebauern, ist sehr geschwächt worden. Man hat den Anbau von Handels-Gegenständen dem Korn-Anbau vorgezogen, weil sie eine bessere Einnahme gewähren; in den heißen Gegenden baut man Zuckerrohr und Baumwolle, in den minder heißen Tabak, Oliven, Seide, Farbeholz. Mehmed Ali hat den Bau der Baumwolle in einem großartigen Maßstabe in Aegypten betrieben. In Neapel und auf Sicilien macht der Ackerbau keine Fortschritte; er ist sehr belastet und noch jetzt einem politischen, administrativen und fiskalischen Systeme unterworfen, welches ihn ruiniren muß. So bringt denn das Land nur einen Theil desjenigen hervor, was es bei intelligenter und fortgesetzter Arbeit leisten würde. Wenn sich indeß auch Neapel und Sicilien aus ihrer Schwäche und aus ihrem Elende herausreißen würden, so kann man doch voraussehen, daß der Anbau von Handels-Artikeln den Kornbau überwiegen würde. Man würde dort freilich auch mehr Cerealien bauen, aber der Fortschritt würde sich vorzüglich in der großen Production von Oel und Seide, durch den Anbau der Baumwolle und selbst des Zuckerrohrs bewähren. Man weiß, daß das Königreich Neapel schon eine beträchtliche Quantität Baumwolle hervorbringt, und man erinnere sich, daß das Zuckerrohr schon mit Erfolg in Sicilien angebaut wurde. Es wurde daselbst durch die Sarazenen eingeführt, von da kam es nach Andalusien und von da weiter nach den Antillen.

(Fortsetzung folgt.)

Australien.

Die Eingebornen Australiens.

(Schluß.)

Zauberer, wie unter anderen wilden Völkern, scheint es bei ihnen nicht gegeben zu haben. Ihr Hauptheilmittel war der Aderlaß, den sie durch Feuersteine oder Krystall, die sie an den Rändern schärften, bewerkstelligten. Man findet nicht, daß sich unter ihnen der Eine oder der Andere eine größere Geschicklichkeit, Kuren zu verrichten, anmaßte. Leichen wurden in der Regel begraben. Von einer gesetzlichen Autorität wußten sie in ihrem Urzustande nichts. Anstatt daß sie sich einer erblichen oder Wahl-Häuptlingschaft unterwarfen, ließen sie sich von dem jedesmaligen größten Eisenfresser Befehle geben. Sie glaubten — und dies war fast der einzige religiöse Begriff, den sie besaßen — daß ihre Seele nach dem Tode in einen anderen und besseren Zustand übergehe. Wie sich indessen erwarten läßt, waren ihre Vorstellungen von dem Leben jenseits des Grabes durchaus sinnlicher Natur. Der Jagd mit stets ungeschwächter Kraft obliegen, kein Wild verfehlen zu können u. s. w., das waren die Hauptglückseligkeiten ihres Elysiums. Während sich in ihrer Sprache kein Wort fand, den Schöpfer aller Dinge zu bezeichnen, ängstigten sie sich vor einem bösen Geist, der sich eine Lust daraus mache, ihnen zu schaden und sie zu verletzen. Besonders in der Nacht fürchteten sie, diesen Dämon in irgend einer erschrecklichen Gestalt erscheinen zu sehen.

Noch heute giebt es unter ihnen zwei abergläubische Gewohnheiten, von denen aber ebenfalls keine einen religiösen Bezug verräth. Die eine besteht darin, daß sie einen Knochen aus dem Hirnschädel oder den Armen ihrer verstorbenen Anverwandten, den sie in ein Stück Haut einnähen, eingeständlich als einen Talisman gegen Krankheiten und frühzeitigen Tod am Halse tragen; die andere aber in der Scheu, den Namen auszusprechen, unter dem ein verstorbener Freund bekannt war, gleichsam als könne er dadurch beleidigt werden. *)

*) Dieser Aberglauben scheint uns jedoch — der Behauptung des Verf., daß demselben nichts Religiöses zum Grunde liege, entgegen — einen sehr nahen Bezug auf Religion zu haben. Denn deutet er nicht direkt auf eine Fortexistenz nach dem Tode? Existirte der Freund nicht mehr, wie könnte er etwas übel deuten? Wo sich aber bei einem Volk der Glauben an eine Fortexistenz nach dem Tode findet, da findet sich auch der Glauben an ein höheres Wesen. Die Australier, wenn das bei ihnen nicht der Fall wäre, würden die einzige Ausnahme machen.

Ich hatte während meines Aufenthalts an der Nordküste von Vandiemensland Gelegenheit, einem Vorfall beizuwohnen, der aufs deutlichste beweist, welche fürchterliche Begriffe sich die Eingebornen von der Macht des bösen Geistes, der sie in der Stille der Nacht heimsucht, machen. Es fehlte uns an einem gehörigen Vorrathshause, um die Artikel, die wir für unser Etablissement gebrauchten, bei Seite zu schaffen, und so mußten einige Waaren — Zucker und Mehl z. B. — draußen unter dem Schutz einiger Gummibäume stehen bleiben. Wir hatten nicht die geringste Besorgniß, bestohlen zu werden, da alle Weißen in der Ansiedlung unsere eigenen Diener waren und wir wußten, daß die Eingebornen, die uns hin und wieder besuchten, nach Sonnenuntergang ihr Lager nicht zu verlassen wagten. Eines Morgens aber entdeckte der Aufseher des Vorrathshauses, daß ein Zuckerfaß erbrochen worden war; jedoch ließ sich keine Spur des Thäters ermitteln.

Entschlossen, den Dieb ausfindig zu machen, fiel er auf einen listigen, aber grausamen Anschlag. Er legte nämlich in das Faß eine große Falle, wie wir sie gebrauchten, um damit inländische Hunde und Tiger zu fangen. Am nächsten Morgen eilte er an Ort und Stelle, um sich von dem Erfolg seiner Maßregel zu überzeugen. Er fand auf dem Boden eine Blutspur, allein wie groß war sein Entsetzen, als er, in das Faß blickend, eine verstümmelte schwarze Hand in der eisernen Falle sah! Es war klar, daß ein Eingeborner sich versucht gefühlt hatte, während der Stille der Nacht von seinem Lagerplatze hinwegzuschleichen und etwas von den süßen Leckerbissen, die wir ihnen zuweilen vorsetzten, zu naschen. Unser Arzt, der die schwarze Reliquie in Spiritus aufbewahrte, war der Meinung, daß der ehemalige Besitzer derselben, an seiner Wunde sterben werde, worin er jedoch irrte. Einige Jahre später, als die Regierung einige Stämme einfangen ließ, um sie nach Thinders Eiland zu übersiedeln, fand sich unter ihnen ein Mann mit nur einer Hand. Auf Befragen gestand er seine That. Er war jedoch weit entfernt, die wahre Ursache seiner Verstümmlung zu ahnen, er glaubte vielmehr, der böse Geist hätte ihn gepackt, und wünschte sich noch Glück dazu, so wohlfeilen Kaufes davongekommen zu seyn.

So oft auch, sowohl von Seiten der Regierung, als von Privatleuten Versuche zur Civilisirung der Eingebornen gemacht worden sind, so sind sie doch sämmtlich ohne Erfolg gewesen. Es findet sich in der früheren Geschichte der Kolonie von Neu-Süd-Wales ein eigener, hierher gehöriger Fall verzeichnet, der einen schlagenden Beweis von der Zähigkeit einmal eingewurzelter Gewohnheiten liefert.

Ein junger, dem Botany-Bay-Stamme angehöriger Mann war sehr vertraut mit den weißen Einwohnern geworden und zeigte die größte Begierde, sich ihre Sitten und Gebräuche anzueignen. Da er wiederholt den Wunsch äußerte, das Vaterland seiner neuen Freunde zu sehen, so schickte man ihn nach England, damit dort seine Erziehung vollendet werde. Bennilong — so hieß er — blieb zwei Jahre in London, kleidete sich wie ein Gentleman, speiste mit Ministern und Lords und wurde der Löwe des Tages. Er wurde nun wieder heimgesendet, in der Erwartung, daß sein bisheriges Leben im Centrum der Civilisation ihn sehr nützlich machen werde. Als er in Sidney ans Land stieg, drängten seine Verwandten sich um ihn her, als aber seine Schwester in einem Zustande völliger Nacktheit erschien, fühlte er sich dergestalt zurückgestoßen, daß er seinen Brüdern eine lange Rede über die Unschicklichkeit ihrer Tracht und über die Sündhaftigkeit ihrer Lebensweise, die sie baldigst ändern möchten, hielt. Er schlug seine Wohnung im Gouvernementshause auf und machte seinem Stamme von Zeit zu Zeit einen Besuch, kehrte jedoch stets gegen Abend zurück. Allmälig ward seine Lebensweise etwas unregelmäßiger, er blieb die Nacht aus und kam zuweilen ohne Rock nach Hause. Endlich nahm er gänzlich seine alten Sitten wieder an, so daß er — was er bis an sein Ende geblieben ist — wieder ganz er selbst — der alte Bennilong — wurde.

Dieser Fall, der keineswegs ein vereinzelter ist, beweist hinlänglich, daß jeder Versuch bei bereits Erwachsenen durchaus fruchtlos seyn muß, um so mehr, da selbst bei Kindern die Gewohnheit an das Leben der Wilden so stark werden kann, daß sie nicht auszurotten ist. Ich habe ein kleines Mädchen von ungefähr neun Jahren gekannt, das im Hause eines meiner Freunde lebte. Obgleich sie daselbst länger als 12 Monate gewesen war, so wollte sie sich doch nie anziehen lassen, ja es wurde ihr übel, wenn sie auf einem Stuhle am Tische sitzen mußte. Während der Nacht schlüpfte sie aus ihrem Bett, zog sich nackt aus und legte sich auf den warmen Fußboden nieder, wo man sie Morgens, zusammengekauert gleich einer Katze, fand.

Man muß deshalb alle Hoffnungen auf die gegenwärtige Generation daran geben, doch zweifle ich nicht an der Möglichkeit, den jungen Nachwuchs für ein civilisirtes Leben zu gewinnen, falls man ihn nämlich frühzeitig genug von dem ansteckenden Einfluß seiner verwilderten Anverwandten entfernt. Es ist nicht wahrscheinlich, ja es wäre eine Blasphemie gegen die Vorsehung, wollte man annehmen, daß sie diesen Wesen die Fähigkeit versagt haben sollte, jemals einen Zustand zu erreichen, wie er für ihr Glück geeignet und der Würde der menschlichen Natur angemessen ist.

Mannigfaltiges.

— Assyrische Alterthümer. Das britische Museum, das bereits so viele Kunstschätze des ägyptischen, griechischen und römischen Alterthums besitzt, ist kürzlich durch Vermittelung des großbritanischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, mit neuen überaus werthvollen Denkmälern früherer Jahrtausende, nämlich mit einer Reihe von Friesen und Hoch-Reliefs, die in der Gegend des alten Niniveh ausgegraben sind, bereichert worden. Bekannt sind die Arbeiten des französischen Konsuls, Herrn Botta, dem es, ungeachtet des langen hartnäckigen Widerstandes, den die türkischen Behörden seinen Nachforschungen entgegensetzten, gelungen ist, auf dem östlichen Ufer des Tigris, der Stadt Mossul gegenüber, wo einst Niniveh gestanden haben soll, die werthvollsten Spuren der alten assyrischen Welt aufzufinden. Von neuerem Datum sind die Nachgrabungen, die Sir Stratford Canning unter dem Engländer Layard 25 engl. Meilen südlich von jenem (Khorsabad genannten) Punkte seit dem Dezember 1845 veranstalten läßt. Dieser von den Engländern zu ihren Nachgrabungen auserwählte Ort ist unter dem Namen „Nimroud" bekannt, und die Friese, die als Resultate dieser Arbeiten in das British Museum gesandt worden, erinnern in der That an Nimrod, an den „Jagd-Gewaltigen des Herrn", wie er in den ersten biblischen Urkunden genannt wird. Ein König ist hier mit seinen Begleitern hauptsächlich auf Löwen- und Stierjagden dargestellt; aber auch Schlachten und Belagerungen, Vorführungen von Gefangenen vor den Sieger, Darbringungen von Geschenken aus unterworfenen Provinzen u. s. w. sind die Gegenstände dieser Reliefbilder, die übrigens, wie die Abbildungen von Persepolis, auffallend an den Aegyptischen Styl erinnern, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier nicht koptische und äthiopische, sondern wohlgeformte kaukasische Gestalten vor uns haben, neben denen sich auch einige Götterbilder mit Adler-, Stier- und Löwenköpfen befinden. Im Ganzen sind es eilf Reliefs, die das British Museum aus Mossul erhalten hat, doch sollen die Schätze, die der „Erdwall (mound) von Nimroud" wahrscheinlich noch birgt, so groß seyn, daß alle Museen Europa's damit angefüllt werden könnten. Ein englischer Reisender giebt in einem im Athenaeum (vom 26. Juni) enthaltenen Berichte die Länge dieses Erdwalles von Norden nach Süden auf 1800 Fuß an, während seine Breite ungefähr halb so viel und die Höhe etwa 80 Fuß beträgt. Der Engländer Rich hat bereits im Jahre 1820 den Erdwall als eine in der ganzen Gegend unter dem Namen Nimrod's bekannte Merkwürdigkeit näher beschrieben, doch erst jetzt ist man nach Botta's Vorgang darauf gekommen, ihn zu untersuchen. Die dabei beschäftigten Arbeitsleute sind nestorianische Christen, die den Weisungen der Engländer gern Folge leisten und bei den Ausgrabungen sehr behutsam zu Werke gehen, ja sie küssen oft die zu Tage kommenden Bilder, weil sie darin biblische Gegenstände zu erblicken glauben; aber es ist zu befürchten, daß über kurz oder lang die wilden Araberstämme der Nachbarschaft über jene Schätze herfallen und den Marmor so wie die Backsteine tausendjähriger Paläste als Baumaterial in Mossul benutzen oder verkaufen. Die englische Regierung, welche jetzt das Unternehmen des Herrn Layard fördert und unterstützt, würde gewiß auch nichts dagegen haben, wenn sich noch eine andere europäische Regierung dabei betheiligen wollte. Die zahlreichen Inscriptionen in Keilschrift, die man bisher entdeckt, sollen große Aehnlichkeit mit der persepolitanischen, und zwar nach Grotefend's dritter Ordnung, haben, doch hat Herr Layard bereits mehr als 3000 verschiedenartige Charaktere unter den Inschriften von Nimroud bemerkt, so daß zu vermuthen ist, sie haben zum Theil die Bedeutung von Sylben oder Wörtern. Die einzelnen Backsteine sind wie die von Persepolis unten mit einem Namen bezeichnet, vermuthlich mit dem des Königs, der den Palast gebaut. In Khorsabad soll sich hauptsächlich, nach Major Rawlinson und Professor Lassen, der Name Sardan (Sardanapalus) finden; in Nimroud will Layard jedoch den Namen Athur oder nach Rawlinson Eror lesen, welcher Name etwa 1500 Jahre vor Chr. in dem Verzeichniß assyrischer Könige gefunden wird. Bemerkenswerth ist noch, daß die nach London geschickten Marmor-Friese in dem bei den Nachgrabungen zuerst aufgefundenen Zimmer sich befanden, welches Zimmer 150 F. lang und nur 30 F. breit ist und an dessen westlichem Ende zwei geflügelte Löwen mit Menschenköpfen, die nach Osten schauen, aufgestellt waren. Der Marmor erscheint, wenn die Erde mit hölzernen Klöpfeln abgelöst worden, so frisch, als ob die Arbeit von gestern und nicht schon 3000 Jahr alt wäre. An vielen Stellen sind auch Farben wahrzunehmen, und zwar sind die Haare der Figuren gewöhnlich schwarz und die Sandalen, so wie die zahlreichen Waffen- und anderen Verzierungen, roth gefärbt. Die Zartheit in den Ornamenten wird als außerordentlich künstlerisch bezeichnet, und zwar sind diese meistens miniaturartig, während die Figuren mehr als Menschengröße haben und oft von kolossalem Umfang sind. Unter den einzelnen Gegenständen, die man bisher aufgefunden, befindet sich auch ein Obelisk von schwarzem Marmor, 8 Fuß hoch und mit Skulpturen und Inschriften bedeckt. Ferner hat man Spiegel, Armbänder, Helme, Pfeilspitzen, Dolche von Glas, kleine Zierrathen von Elfenbein, Alabastervasen und Glasflaschen aufgefunden, so wie nahe an einem Eingange sechzehn kleine bronzene Löwen, einer immer etwas größer als der andere, von denen man vermuthet, daß sie als Gewichte gebraucht wurden. — In der letzten Nummer der Londoner Illustrated News werden bereits Abbildungen einiger der nach dem British Museum gekommenen Relief-Darstellungen geliefert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Sonnabend den 10. Juli 1847.

Rußland.

Die beiden Panslawismen.

Die Idee des Panslawismus ist, wenngleich noch jung, doch schon zu tief in die moderne Publizistik eingedrungen, als daß man glauben könnte, sie werde nicht immer einen Theil derselben in Anspruch nehmen. Die deutsche Schriftstellerei, angeregt von den neuesten czechischen Bestrebungen, hat sich zuerst dieses Gegenstandes bemächtigt und ihn verschieden beurtheilt, ist jedoch im Allgemeinen darin übereingekommen, daß die Vereinigung der slawischen Stämme in eine Nationalität ein nothwendiges System unserer Zeit und keinesweges eine bloße Schwärmerei einzelner Politiker sey. Seitdem französische Literaten sich dieser slawischen Frage zugewendet haben, erhielt dieselbe einen neuen Aufschwung; die polnischen Emigranten lieferten ihnen zum Theil das Material; Andere, wie Cyprien Robert, schöpften in der Mitte des slawischen Volks. Der Letztere hat kürzlich eine neue Schrift mit dem Titel: Die beiden Panslawismen (Leipzig, 1847) erscheinen lassen, in welcher dieser Gegenstand mit der dem Herrn Robert eigenthümlichen Gewandtheit behandelt wird. Er bestätigt das Vorhandenseyn zweier Richtungen im Panslawismus und giebt den Unterschied so an, daß ein Theil der Slawen eine Versöhnung, brüderliche Annäherung und endliche Vereinigung aller Slawen in eine moralische Körperschaft wolle, so daß die Einheit nur bestehe in der freien Uebereinkunft; ein anderer Theil, die sogenannten Russen-Slawen, von dem Prinzip absoluter Centralisation ausgehend, mit Vernichtung aller nationalen Eigenthümlichkeiten und Unterschiede, nichts Anderes träume, als eine große gouvernementale Einheit der ganzen Race. Diese beiden Systeme bilden nach der älteren und von Robert angenommenen Benennung den russischen und den slawischen Panslawismus. Mit Einsicht versucht Herr Robert die Elemente und moralischen Kräfte nachzuweisen, auf welche die Hoffnungen und Wünsche des Panslawismus sich stützen.

„Die Slawen" — sagt er — „bilden den Hauptfond der Bevölkerung in drei großen Reichen: Rußland, Türkei und Oesterreich. Allein in den letzteren beiden Staaten haben sie ein Gegengewicht an fremden Stämmen, die sie beherrschen, aber nicht die Macht haben, sie zu absorbiren, und sie nicht verhindern können, daß sie die Majorität der Einwohner ausmachen. So zählen wir in Europa wohl nicht über 2 Millionen Türken reinen Bluts gegen 8—9 Millionen Slawen. Oesterreich enthält auf 36 Millionen Unterthanen kaum 6 Millionen Deutsche, während es 17 Millionen slawischer Unterthanen umfaßt, woraus nothwendig folgt, daß Oesterreich, ein entschieden slawisches Land, von Deutschland explicitirt (?) ist. In Preußen allein haben die Slawen die Minorität, da man nur 2 Millionen Polen in Posen (nur 1 Million) zählt und einige Hunderttausend Schlesier und Lausitzer sich noch zu der Sprache ihrer Väter bekennen, welche jedoch vom deutschen Geiste mehr und mehr durchdrungen werden.

„Die Hauptstärke, die Garantie der Dauer des Panslawismus besteht darin, daß er bei den slawischen Völkern ein literarisches und intellektuelles Bedürfniß, ein Bedürfniß der Natur geworden ist, bevor er ein politisches Bedürfniß war. Alle slawischen Völker fühlen sich unwiderstehlich zu einander hingezogen. (Dieser Behauptung lassen sich doch sehr viele Zweifel gegenüberstellen. D. R.) Die Sitten aller Slawen sind in ihrer Uebereinstimmung so markirt, daß, während man die dalmatischen Küsten des Adriatischen Meeres durchstreift, man sich plötzlich zu den Kosaken des Don und des Azowschen Meeres hinversetzt fühlt. Warschau und Prag differiren in ihrer Physiognomie nicht mehr, als Paris und Lyon. Die Bulgaren der Türkei und die Bergbewohner Galiziens bieten die frappanteste Aehnlichkeit der Tracht und der Gebräuche dar. Das häusliche Leben, die Gemeinde-Organisation, das ganze Administrations-System gleichen sich von einem Ende der slawischen Welt bis zum anderen.

„Je weiter man ins Alterthum hinaufsteigt, desto mehr findet man diese vollständigen Analogieen. Die alten Reisenden, welche uns die russischen Städte beschrieben haben, zeigen uns diese in demselben Bilde, in welchem wir heute die Städte Serbiens und des Balkan sehen. In Moskau trugen vor 200 Jahren die Frauen, wie in der heutigen Bulgarei, lange mit Gold und Silber besetzte Kleider, das Haar auf die Schultern herabwallend und an ihnen mit goldenen Spangen befestigt. Die nationalen Spiele und Tänze sind im ganzen Slawenthum einander mehr oder weniger gleich. Der kolo (Kreis), ein Ringeltanz der Illyrier, findet sich in Böhmen und Polen wieder, und unter dem Namen khorovode wiederholen die russischen Bauern diesen Tanz in Nowgorod fast eben so, wie man ihn zu Belgrad an der Donau ausführen sieht. Die Gusla, eine Art Guitarre, welche die Slawen allein kennen und mit der die Blinden Illyriens im Lande, ihre langen Rhapsodieen begleitend, einherziehen, ist ganz ähnlich dem Instrument, welches man mitten in Rußland unter dem Namen balalyka findet."

Unter den populären Poesieen der verschiedenen slawischen Nationen giebt es nicht minder frappante Analogieen, als unter ihren Sitten und Künsten. Diese Analogieen zeigen sich in hohem Grade an den Punkten, wo der nationale Geist noch am wenigsten vermischt ist. Da der ursprüngliche Instinkt in diesen Gegenden noch die Basis des socialen Lebens geblieben ist, so hat die Poesie hier noch mit besonderer Treue den slawischen Typus erhalten. Jeder Fremde, der hier die slawische Sprache redet, wird als ein Landsmann angesehen. Mag man die Slowaken in Ungarn, die Bulgaren, die Dalmaten, die Illyrier von Istrien und Kärnthen besuchen, man wird finden, daß diese alten Völkerschaften, bisher noch von lebhaftem Nationalgefühl erfüllt, alle Slawen als zu einem National-Verband gehörig, als eine Familie betrachten. Erst seit einem halben Jahrhundert hat sich ein contraires Gefühl, das besonderer Nationalitäten, gezeigt und sich in den freiesten Theilen Illyriens, besonders Kroatiens und Serbiens, enthüllt. In dem Text eines alten illyrischen Liedes, dessen Inhalt Robert mittheilt, wird der Name illyrisch und slawisch noch immer synonym gebraucht. Es würde schwer seyn, meint er, den innigen Zusammenhang der Stämme besser nachzuweisen, als durch solche Thatsachen. Er geht nun auf die verschiedenen Sprach-Idiome ein, welche alle aus einer ursprünglich gemeinsamen Sprache, der slawischen oder der heiligen Sprache der Kirche des Orients, eine Sprache, welche heute nur noch als eine todte Sprache existirt, so wie die lateinische im Occident, abgeleitet sind. Der slawische, illyrische, böhmische, polnische und russische Dialekt gruppiren sich um dieses ursprüngliche Idiom, das bis auf den heutigen Tag noch seine besonderen Schriftsteller, Schriften und Druckereien hat.

Die slawischen Sprachen haben, wie die Völker, zwei starken Einflüssen unterlegen, dem des griechischen und dem des lateinischen Geistes. Dem griechischen Ritus und folglich der orientalischen Civilisation gehören die illyrische und russische Sprache an. Die polnische und böhmische Literatur dagegen ist vom Latinismus inspirirt, und in ihrer Entwickelung hat die occidentalische Civilisation sich mit den slawischen Ideen vermischt. —

Der vollkommenste, der am meisten gelesene, der einflußreichste der slawischen Dialekte ist ohne Streit der polnische. Man muß die Macht dieser Sprache nicht nach der Breite des Territoriums abmessen, in welchem sie gesprochen wird, denn dieses würde gegen Rußland verschwinden, sondern nach ihrem moralischen Einfluß; und von dieser Seite darf man nicht fürchten, daß das Idiom je einem ihm feindlich entgegenstehenden unterliegen werde. Dies zeigt schon die Verbreitung der Erzeugnisse der neueren polnischen Literatur, welche, im Vergleiche mit der offiziellen Schriftstellerei Rußlands, von großer Frische und Lebendigkeit zeugt.

Nach einem Ueberblick der verschiedenen slawischen Dialekte wendet Cyprien Robert sich zur Betrachtung der Bedeutung des literarischen Panslawismus; er beklagt zuerst den traurigen Antagonismus, welcher zwischen der polnischen und russischen Literatur hervorgetreten sey, und sagt von ihm aus, daß er zwischen diesen beiden Ländern politische und religiöse Scheidewände errichtet habe, welche unübersteiglich seyen. Polen war von Anfang an in der slawischen Welt das Organ des Latinismus und der occidentalischen Civilisation; Rußland im Gegentheil gerirte sich stets als der Schildträger der griechischen Kirche und orientalischer Institutionen. Daraus entspringt der unaufhörliche Krieg zwischen den Nachbarländern. Mehr oder weniger sind auch die übrigen slawischen Stämme durch diese Unterschiede charakterisirt, welche immer ein Haupthinderniß innerer Vereinigungen bildeten. Doch die ganze Geschichte slawischer Völkerschaften zeigt, daß dieser Antagonismus ein anormaler Zustand ist, dem Geist der Nationen entgegen, ein Akt der List und Gewalt, der, wenn er verewigt wird, dazu führt, das slawische Volk zu zersplittern und in der Sklaverei zu fesseln. Darum haben auch alle Slawisten, welche im Stande waren, sich über ihre eigene Nationalität zu erheben, sich mit den Mitteln beschäftigt, welche diese inneren Hindernisse verschwinden machen können; die Einen beschränken sich auf eine rein literarische Propaganda, die Anderen halten die Vereinigung nur für möglich durch eine vorhergehende Befreiung der Nationalitäten, oder auch durch eine endliche Absorption durch das russische Reich; diese Letzteren legen ihrer literarischen Wirksamkeit einen politischen Zweck bei.

Unter den rein literärischen Slawisten zeichnen sich die böhmischen Gelehrten aus. Mit großer Erudition gerüstet, welche sie deutscher Bildung verdanken, vergleichen sie die slawischen Literaturen und Nationen fortwährend mit einander und bemühen sich, allmälig eine Annäherung unter ihren Genossen herzustellen. Die russischen und polnischen Schriftsteller beschuldigen sich gegenseitig der Partheilichkeit und versagen sich alles Vertrauen. Dagegen hören sie ohne Verdacht auf die Worte des böhmischen Gelehrten, der nicht, wie der Russe, Richter und Partei zugleich ist.

Das wirksamste Mittel, welches von den Böhmen für eine allmälige Ausgleichung gefunden worden, ist der Begriff der Wechselseitigkeit (ein Wort, das von Colla zuerst gebraucht worden ist). Ihnen ist diese Wechselseitigkeit zunächst nur eine Art des Panslawismus in linguistischer und intellektueller Ordnung. Dieser Panslawismus der Gelehrten, den man erst untersuchen und kennen muß, führt uns wie ein leitender Faden zu dem Panslawismus der Völker.

Als am Anfange dieses Jahrhunderts die böhmische Nationalität aus langem Schlummer erstanden war und versucht hatte, sich mit eigenen Kräften eine inländische Literatur zu schaffen, kam sie bald zu der Einsicht, daß sie nicht anders den Geist ihrer Sprache erfassen und ihre individuelle Reinheit erhalten könne, als im Zusammenhange mit den anderen slawischen Dialekten. Die Ueberzeugung nahm immer mehr zu, daß die vier slawischen Sprachstämme *eine* untheilbare Gruppe bilden, und daß ihr Isolirtseyn sie Jahrhunderte lang an ihrer eigentlichen Blüthe verhindert hat. So suchte man eine Familienbeziehung zwischen ihnen herzustellen und eine Art intellektueller Solidarität, nach der der Fortschritt und der Gewinn des Einzelnen sich dem Ganzen mittheilen sollte.

Es ist merkwürdig, daß die Gegend, wo dieser literarische Panslawismus seit seinem Entstehen die meisten Proselyten fand, dieselbe Slawakai war, wo der erste Panslawismus existirt hat, nämlich der religiöse, der Apostel Cyrillus und Methodius, der Gründer der slawischen Liturgie. Er hat im 9. Jahrhundert hier die eifrigsten Vertheidiger gefunden. Der slowakische Dialekt bildet die eigentliche Mitte zwischen den slawischen Sprachen, etwa so wie die Karpaten, welche von diesem Volke bewohnt werden, den Mittelpunkt und Ursprung dieser Race bilden. Man begreift darum, daß die ungarischen Slowaken zu allererst mit Eifer die Idee des literarischen Panslawismus ergriffen haben. Es war kurz nach dem Jahre 1815, als die ersten Keime dieses Panslawismus in die Gemüther geworfen wurden. In dieser Zeit sahen Warschau, Wilna, Petersburg geheime Gesellschaften, in welche Russen und Polen zusammen eintraten, entstehen, in der Absicht, den Kaiser Alexander zu nöthigen, seinen Völkern eine der französischen mehr oder weniger sich nähernde Constitution zu verleihen. Während diese Gesellschaften in der Stille sich organisirten, bildeten die Böhmen in Illyrien und Ungarn offenkundige Associationen, die zugleich wissenschaftliche und patriotische Zwecke verfolgten und im Schoße der slawischen Völker, durch literarische Publicationen, die eingeschlossene nationale Gesinnung wach zu rufen suchten. Resultate davon sind die Serbska Matica und das czechische Museum. Um diese Gesellschaften herum haben sich dann bald andere, von minder friedlichem Charakter, besonders seit der polnischen Revolution von 1831 gebildet. Mehrentheils in den Universitätsstädten slawischer Länder haben Studirende angefangen, scheinbar gesellige Zirkel zu errichten, mit dem bestimmten Zweck, die slawische Literatur zu sammeln und kennen zu lernen. Daraus entsprang eine ungewöhnliche Fermentation der Gemüther, welche den beabsichtigten Einfluß übte.

Nachdem Robert noch die Vortheile, welche das Zusammenwirken der slawischen Schriftsteller hervorbringen würde, bezeichnet und den Wunsch ausgesprochen hat, daß durch ein gemeinsames Alphabet der Uebergang von einem Dialekt in den anderen noch mehr erleichtert werde, nachdem er ferner noch einen Vergleich zwischen den slawischen und griechischen Nationalitäten gezogen, geht er dazu über, die Folgen des literarischen Panslawismus zu besprechen. Als dessen erstes Resultat erscheint ihm die Aufhebung der Trennung, die Befreiung der Völker vom Despotismus. Der Panslawismus wird im slawischen Orient dasselbe werden, was im Occident die Eisenbahnen sind; der Panslawismus wird die Abgründe füllen, selbst politisch getrennt werden, die Unterthanen verschiedener Herrscher ihre Parteiansicht aufgeben und dem unglücklichen Bruder die Hand reichen. Jeder wird in den Dingen, die seiner eigenen Nationalität nicht nachtheilig sind, die Genossen unterstützen und mit ihnen, sich des gemeinsamen Fortschritts erfreuend, der endlichen Emancipation entgegengehen. Ohne Zweifel sind die Anhänger der militairischen Insurrection nicht günstig für die Panslawisten gestimmt, sie belächeln diese ruhigen Gelehrten, welche ohne Blutvergießen eine sociale Umgestaltung herbeiführen wollen, und welche glauben, daß die liberalen Ideen durch ihre eigene Stärke siegen werden, als wenn die Ideen, eines materiellen Hebels beraubt, etwas Anderes wären, als eine ohnmächtige Träumerei, eine leere Wissenschaft, welche nur den Nutzen der Herrscher fördere. Die absoluten Könige, sagt man uns, haben ebenfalls Ideen in ihrem Dienst, aber sie haben auch Bajonnette, ihnen Nachdruck zu verschaffen; wie werden denn jene Emancipations-Ideen Widerstand leisten, wenn sie ohne Waffen diesem doppelten Angriff des Feindes entgegentreten? Man kann antworten, daß die Tendenzen unseres Jahrhunderts wenigstens die Gewißheit geben, daß sie bei aller Apathie, bei allem Materialismus und bei aller Scheu vor sogenannten „faits accomplis" doch auch eine unbesiegbare Ehrfurcht vor den Nationalitäten erhalten haben. Die Verschiedenheiten der Sitten und Institutionen geben uns nicht mehr den Anstoß, den sie unseren Vorfahren gaben, man hat endlich den niedrigsten Racen das Recht der Existenz zugestanden und nimmt für die kleinsten Völker in Anspruch, was die größten für sich verlangen. Jeder Versuch des Stärkeren, den Schwächeren aufzureiben, erfährt die Mißbilligung der ganzen gebildeten Welt, diese Empfindung ist's, welche für die Möglichkeit und Gewißheit einer gleichmäßigen und parallelen Entwickelung der vier slawischen Dialekte spricht.

Polono-Germanus.

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

So reduzirt sich denn nun die Quantität des disponiblen Korns in runder Summe auf 11 Millionen Hectolitres: nämlich 5 Millionen vom baltischen Meere, 3 Millionen vom schwarzen Meere, 2 Millionen aus den Vereinigten Staaten, 1 Million aus dem Königreich beider Sicilien. Zieht man davon ab, was das baltische Meer für den baltischen Distrikt selber liefert; was das schwarze Meer nach Malta, nach Algier, nach Griechenland, nach der Türkei, nach dem adriatischen Meere sendet; endlich das, womit die Vereinigten Staaten die Märkte von Cuba, von den Antillen, von Brasilien und dem spanischen Amerika versorgen, so vermindert sich die Zahl um mehr als ein Drittel. Rechnet man dazu, indem man es als eine nachhaltige Quelle betrachtet, das Korn, welches Aegypten in guten Jahren möglicherweise auf unsere Märkte bringen kann, obgleich es auch Konstantinopel, den Archipel und Griechenland versorgt, und schlägt man es auf eine Million Hectolitres an, so ergiebt sich immer, daß in einem Durchschnitts-Jahre das westliche Europa, selbst nur Frankreich, England, Holland und Belgien hineingezählt, bei ungefähr 75 Millionen Bevölkerung auf nicht mehr als auf 8—9 Mill. Hectolitres Getraide rechnen kann. Rechnet man nun auf den Kopf 3 Hectolitres, was etwas mehr macht, als in Frankreich gewöhnlich angenommen wird, so hätte man nur für den fünfundzwanzigsten Theil der Bevölkerung genug, und dabei wäre immer noch vorausgesetzt, daß Deutschland und die beiden Halbinseln gar nichts gebrauchten. So sind denn die Reservemittel der civilisirten Welt, weit gefehlt, daß von ihnen eine Ueberschwemmung zu befürchten werden könnte, wie geschrieen wird, ganz entsetzlich gering. Auf 3 Hectolitres auf den Kopf gerechnet, würde Irland allein, sobald ihm die Kartoffeln ausgegangen sind und sobald es sich von Korn nähren sollte, mehr als den ganzen Vorrath verbrauchen. Europa hat jetzt auf dem Punkte der Hungersnoth gestanden. Man hat als Ersatz für Korn Mais kommen lassen, welcher die Probe der Ueberfahrt nicht ertragen konnte und zu einem [illegible] Preise verkauft werden mußte. Sieht man aber ganz und gar von dem jetzigen Mangel ab und hofft man auf ein Wunder göttlicher Güte, daß die Kartoffel plötzlich genese, so wird man doch bald sehen, daß der ganze Ueberschuß von 8—9 Millionen Hectolitres künftighin von einer einzigen Nation des westlichen Europa's verschlungen seyn wird.

Alle die Gründe nun, fährt Chevalier fort, welche für die freie Korn-Einfuhr sprechen, reden auch der freien Vieh-Einfuhr das Wort:

„Frankreich bringt nicht so viel Fleisch hervor, als es gebraucht, und, was noch schlimmer ist, es scheint von Jahr zu Jahr weniger zu liefern. Alle fiskalischen Rechnungen bestätigen es, daß in Paris, im Jahre 1789, die Fleisch-Consumtion per Kopf noch einmal so stark war, als gegenwärtig, und daß die Abnahme des Fleischverzehrs von da ab in dieser Hauptstadt nach und nach immer größer wird. In den anderen Städten zeigt sich eine ähnliche Verringerung. Man nimmt an, daß die durchschnittsmäßige Fleischration eines Franzosen nicht mehr beträgt, als den dritten Theil dessen, was ein Engländer, und gar als den fünften bis sechsten Theil dessen, was ein Nordamerikaner verzehrt. Wie man die Sache auch untersucht, es ergiebt sich allenthalben derselbe Schluß: wir befinden uns in einem traurigen Elende. Dagegen hat die Heilwissenschaft immer mehr erwiesen, daß das Fleisch das Wesentlichste der Nahrungsmittel ist. Es ist eine Nothwendigkeit für den Arbeiter, damit er seinen nützlichen Zweck erfüllen könne. Muß eine Bevölkerung des Fleisches entbehren, so verkommt sie, die Muskelkraft geht verloren, der Körper schrumpft zusammen, die Leute werden in der Werkstatt schlechte Arbeiter, weil ihnen die Kraft fehlt, die Mühseligkeit erschöpft sie, und Krankheiten richten größere Verwüstungen an, als das Schwert und das Feuer des Feindes. Unsere Regimenter, welche in Algier dezimirt werden, zeigen dieses nur allzu sehr. Die einfachsten Gefühle der Menschheit verlangen, daß eine gewisse Fleischportion auf den täglichen Nahrungsbedarf der Volksmassen komme. Es wird dieses nicht blos durch die Güte, sondern auch durch die Politik empfohlen. Es muß ihr der öffentliche Gesundheitszustand am Herzen liegen, sie muß die Nothwendigkeit des Wachsthums der produktiven Kraft der nationalen Industrie bedenken, sie muß Alles anwenden, um eine kräftige Armee zu haben, für Fälle, wo der Krieg das letzte Mittel seyn würde."

Was nun das Fleisch betrifft, so befindet sich Frankreich, nach Chevalier, in einem wirklichen Zustande des Mangels. Es wäre längst an der Zeit gewesen, hier gesetzlich einzuschreiten und von jeder munizipalen Taxe abzusehen, die freie Vieheinfuhr sowohl in das ganze Königreich, als in die Städte zu gestatten, den großen Städten, namentlich Paris, die Schlachtfreiheit, welche man ohne erhebliche Gründe vorenthält, zu gewähren. Das ancien régime hatte sich beinahe immer in Acht genommen, auf das Fleisch einen Zoll zu legen. Die Constituante hatte zu viel Sinn für das öffentliche Wohl, um nicht bei diesem System zu beharren. Die Republik und das Kaiserreich blieben diesem Vorgange treu. Aber 1816, als man dem Schatze außerordentliche

Hülfsquellen zu verschaffen suchte, entschloß man sich, die Ochsen mit 3 Francs 30 Centimes, die Kühe mit 1 Francs 10 Centimes, die Kälber mit 27 Cent. zu besteuern. In der Auseinandersetzung der Motive von 1832 sagte der Handelsminister, nicht ohne Widerstreben sey diese neue Auflage von dem Gouvernement vorgeschlagen und von den Kammern angenommen worden. Aber die Verwaltung des Königreichs ließ sich bald von anderen Grundsätzen leiten. Die Kammer der Deputirten war 1822 sehr hitzig für das Prohibitivsystem in jeder Art und Weise. Das Gouvernement, welches diesen Tendenzen nachgab, machte den Vorschlag, die Taxe von 1816 zu verzehnfachen, gewissermaßen als Schutzmaßregel, d. h. den Ochsen sollte eine Taxe von 33 Francs treffen. Die Kammer steigerte noch den Gesetzvorschlag und votirte 55 Francs, das Uebrige nach Verhältniß. Dies ist der Ursprung der Steuer, die noch besteht. Der Preis des Fleisches, eines unentbehrlichen Lebensbedürfnisses, ist auf eine übertriebene Höhe gestiegen; die Folge davon ist, daß das Fleisch entbehrt werden muß. Es wird auf jede Weise vertheuert und seltener gemacht. Die Länder, welche Frankreich begränzen, haben weit bessere Weiden als dieses: Baden, Luxemburg, Belgien, Württemberg, Rheinpreußen, die Schweiz und Pyrmont würden Frankreich bei einem vernünftigen Systeme der Handelsfreiheit mit Fleisch und Vieh versorgen. Seit 1819 ist die Einfuhr niemals über 18,000 Ochsen hinausgegangen, das Jahr 1821 ausgenommen, wo sie auf 27,137 gestiegen war. Die Einfuhr von Kühen kommt der der Ochsen ziemlich gleich; die Einfuhr von Kälbern belief sich auf 10—12,000. Um sich eine richtige Idee von der Bedeutung dieser Einfuhr zu machen, muß man daran erinnern, daß die Stadt Paris allein im J. 1821 an 73,428 Ochsen, 7727 Kühe und 70,081 Kälber verzehrte. Wir könnten, sagt Chevalier, unseren Nachbarn unsere Weine, unsere Manufakturwaaren, unsere unvergleichlichen Geschmacks-Artikel in Austausch geben, dies würde eine vortreffliche Theilung der Arbeit seyn, und Jeder würde das liefern, wozu das Klima, der Boden, die Geschicklichkeit paßte, Alle würden zufriedengestellt werden. Daraus würden bessere Grundsätze der inneren und äußeren Politik sich herleiten. Wenn wir unser Land dem Vieh unserer Nachbarn verschlossen haben, so haben sie wieder gegen unsere Weine und unsere Fabrik-Artikel Repressivmaßregeln in Anwendung gebracht. Es hat sich entweder in ihnen selbst eine Manufaktur gebildet, oder sie haben sich mit Manufaktur-Ländern associirt, und sie haben auf diese Weise nicht ackerbautreibende Bevölkerungsmassen zu versorgen bekommen, welche weit mehr Vieh gebrauchen, als für Frankreich bestimmt gewesen wäre. Durch unsere Zollgesetze von 1821 und 1822 ist das Wachsthum des Zollvereins befördert worden, dadurch hat er sich bis an unsere Gränzen, die ganze Länge des Rheines hinunter, ausgedehnt. Sie haben das Leben in Straßburg, in Lyon und in den Departements, welche die Alpen begränzen, außerordentlich vertheuert. Und selbst wenn wir jetzt unsere Zollschranken vollständig öffnen und das fremde Vieh ohne Abgabe einlassen wollten, die Schweiz und die Länder am rechten Rheinufer werden uns nicht genug Fleisch liefern oder zu einem billigen Preise überlassen können. Entweder sie haben sich gewöhnt, ihre Vorräthe selbst zu verzehren, oder sie haben Käufer gefunden, die ihnen besser konveniren. Die Population und das Fleischbedürfniß haben sich in einem weit größeren Verhältnisse, als das Schlachtvieh, gesteigert. An mehreren Stellen hat sich der Viehstand verringert, z. B. in den Bergen der Schweiz, in Folge der Urbarmachung und der Zerstückelung des Bodens. Der Preis des Viehes differirt demzufolge in unseren Gränzländern durchaus nicht viel von dem in Frankreich üblichen Preise. Herr Moll berechnete, im Jahre 1842, die Differenz auf ein Fünftel oder Sechstel; seit 1842 ist die Ausgleichung noch weiter gegangen. Die freie Vieheinfuhr würde also den Verkaufspreis auf unseren Märkten nicht umstürzen können, sie würde sogar keinen Einfluß auf die Mehrzahl der 86 Departements ausüben können, aber Elsaß, Lyon und die Provence, welche am meisten leidet, würden dadurch eine Erleichterung erhalten. Für diesen Nahrungs-Artikel hat Frankreich seine Hauptquelle in sehr entlegenen Gegenden, im neuen Welttheil, ungeachtet der Breite des atlantischen Oceans, welchen die Vorräthe durchschneiden müssen, um als Salzfleisch die französischen Märkte zu erreichen. Die Vereinigten Staaten werden davon sehr große Quantitäten liefern können. Es wird einst der Tag kommen, daß die Ordnung und Sicherheit sich an den Ufern des La-Plata befestigt hat, daß sich die europäische Industrie dort ansiedelt und die zahllosen Ochsenheerden, welche die Pampas durchirren, für den europäischen Verzehr zur Benutzung kommen werden. Die Bereitung des Salzfleisches würde dort ein ungeheures Feld auszubeuten finden. Es würde, wie man sagt, möglich seyn, aus den Thier-Myriaden jener Distrikte jedes Jahr mindestens 500,000 Stück wegzunehmen, ohne daß das, jetzt durchaus nutzlose, lebendige Kapital in seiner Wiedererzeugung gehemmt werden würde. Man tödtet schon jetzt in den Thälern des Ohio 500,000 Stück Schweine; das Hornvieh, welches die Pampas erzeugen, muß noch weit bedeutender seyn. Bis jetzt braucht man von den zahllosen Hornviehheerden, welche an den Ufern des La-Plata-Stromes leben, nur noch die Felle und dörrt kaum einen Theil des Fleisches an der Sonne, um es dann, ohne andere Zubereitung, nach den Antillen zu senden, wo es den Sklaven zur Nahrung dient. Wir wollten hier nur die große Quelle, welche die weiten Steppen Süd-Amerika's bieten, in Erinnerung bringen; allerdings brauchen unsere Bevölkerungen einen Zufluß, der mehr unmittelbar und weniger problematisch ist. Untersuchen wir also, wie viel Schlachtvieh, bei einer Aufhebung unserer Zollgesetze, die angränzenden Länder uns etwa liefern könnten, und werfen wir einen Blick auf die Einpöckelungen der nordamerikanischen Freistaaten, welche noch weit mehr bieten werden.

In Betreff der Handelsfreiheit, der Nahrungsmittel im Allgemeinen und der Kornfrüchte im Besondern, scheinen die modernen Regierungen Europas sich der sehr liberalen Traditionen entschlagen zu haben, welche, sagt Chevalier, unser Ancien regime leiteten, als noch kein großer Staat davon ein Beispiel gegeben hatte. Es gab mehrere kleine Staaten, welche die Grundsätze der Handelsfreiheit annahmen, ohne daß ihre ackerbauende Bevölkerung dadurch beeinträchtigt worden wäre. So genießt Toskana, in Betreff des Getraides, seit lange einer Handelsfreiheit, und man bemerkt nicht, daß die Ländereien dort brach liegen, im Gegentheil, der Boden wird dort besser bebaut, als anderswo, und die nicht geschützten Bauern Toskana's sind dort wohlhabender, als in irgend einem anderen Theile Italiens. Dies mußte für Nationen, die ein größeres Territorium besaßen, ein Antrieb sein, aber man mochte vielleicht die Erfahrung, welche in kleinem Maßstabe gemacht worden war, nicht als ausreichend betrachten. Endlich hat eine große Nation, getrieben durch die Umstände, damit angefangen, die Fahne der Freiheit des Kornhandels aufzupflanzen. Von diesem Augenblicke an hat die Frage ihre Stellung auch in Betreff der übrigen Völker geändert; der Weg konnte schwierig erscheinen, aber er ist geebnet. Indem Robert Peel das Parlament veranlaßte, sich für die freie Korneinfuhr in den Vereinigten Königreichen auszusprechen, hat er dadurch sowohl die eingebildeten als die wirklichen Bedenklichkeiten zerstreut, aber sie werden noch immer von einigen Personen vorgebracht, welche behaupten, daß diese Freiheit bei den anderen Nationen die Interessen des Ackerbaues bloßstellen werde.

Wir wollen hier Herrn Chevalier in die spezielle Entwickelung folgen:

„Ich bewundere den Muth, womit Robert Peel einen Gedanken ausgeführt hat, den er als günstig für das Wohl seines Vaterlandes, ja der civilisirten Welt im Allgemeinen betrachtete. Seine unerschütterliche Festigkeit, den Forderungen seiner eigenen Partei gegenüber, ist eine Lehre, welche für die Staatsmänner aller Länder nicht verloren sein darf. Indem er den Grundsatz des Lebens zu den möglichst billigen Preisen in die Praxis der Regierungen einführte, leistete er der Menschheit einen Dienst. Indem er die Schranken stürzte, welche die wilde Leidenschaft des Kriegs zuerst zwischen den Völkern aufgebaut hatte, welche dann von den Interessen unterstützt wurden, welche von der Feindschaft der Völker leben, von dem blinden Egoismus Einiger und von den Vorurtheilen des großen Haufens, hat er der Sache des Friedens gedient, welche die Sache der Freiheit ist. So wird man denn wohl nicht denken, daß ich die Verdienste Robert Peels verkleinern will, wenn ich bemerke, daß er in Betreff der Lebensmittel-Frage nur das gethan hat, was für Großbritanien unvermeidlich geworden war. Er hat das Verdienst, eine Nothwendigkeit eingesehen zu haben, welche die anderen Partei-Chefs nicht begreifen wollten. England war in Betreff seiner Nahrungsmittel bedroht. Seine Bevölkerung, welche sich bei den Fortschritten der Industrie immer mehr steigerte, konnte sich nicht mehr ernähren, wenn die Nahrungsmittel auf das beschränkt bleiben sollten, was die britischen Inseln produzirten. Dadurch mußte man einsehen und die ganz natürliche Folge ziehen, daß England keine andere Wahl hatte, wenn es sich wenigstens keinen periodischen Hungersnöthen aussetzen wollte, als die freie Einfuhr der Nahrungsmittel zu gestatten. Bekanntlich ist England unter allen Ländern Europa's dasjenige Land, wo sich die Bevölkerung am meisten steigert. Von 1831—1841 hat sich, Irland ungerechnet, die Bevölkerung Großbritaniens um 2,300,000 Menschen vermehrt, und dies ist das gewöhnliche Verhältniß. Um nach gewohnter Weise leben zu können, bei 2¼ Hectolitres auf den Kopf, dem geringsten Durchschnittsmaße für einen Engländer, brauchte man 5,175,000 Hectolitres mehr. Da diese Getraide-Quantität reines Korn seyn muß, und da die Fabriken, z. B. zum Kleister, eine Quantität Mehl verbrauchen, deren Steigerung wohl berücksichtigt werden muß, so müßte auf Großbritanien für alle 10 Jahre in der Getraide-Production ein Zuwachs von 6 Millionen Hectolitres gerechnet werden. Wenn England seinen Bedarf durch sich selber befriedigen wollte, so würde es alle 10 Jahre 260,000 Hektaren Land mehr mit Roggen besäen müssen; rechnet man dazu, was sonst für die Ernährung, für die Gerste zur Bierbrauerei, für die Gemüsezucht, für den Viehstand u. s. w. nothwendig ist, so müßte es eine Million Hektaren mehr bebauen. In einem so bevölkerten und bebauten Lande wäre dies aber eine vollkommene Unmöglichkeit. Es ist in Großbritanien kein Land mehr urbar zu machen. Man hat dort schon Getraide auf viel zu schlechten Boden gepflanzt und die Folge davon ist gewesen, wie Ricardo es so deutlich auseinandergesetzt hat, daß der Preis des Korns über die Möglichkeit in die Höhe getrieben wurde. Ohne Zweifel kann in England, wie überall, die Kultur auf einigen Besitzungen noch verbessert werden, es kann selbst die des ganzen Landes noch vervollkommnet werden, denn, so außerordentlich auch die englische Landwirthschaft der aller übrigen Länder überlegen ist, es sind doch noch neue Fortschritte möglich, und die Vervollkommnung der Künste ist ohne Ende, aber es wäre unsinnig, wenn man von der bloßen Verbesserung der nationalen Landwirthschaft in England die Nahrungsmittel für die wachsende Bevölkerung erwarten wollte. England war also gezwungen, sich freiwillig an die Fremde zu wenden. Ein Theil der Grundbesitzer, indem er die Lage richtig würdigte und den Gründen des Ministers wich, hat dazu seine Beistimmung gegeben; der andere Theil leistete Widerstand, aber mit der Macht, welche ihm die öffentliche Meinung, durch Cobden und die Anti-Corn-Law-League vorbereitet, gab, hat Robert Peel denselben besiegen können.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Die Pyrenäen.

Seit Jahrtausenden ist die pyrenäische Halbinsel Schauplatz weltbewegender Ereignisse gewesen. Obwohl durch seine natürliche Lage scheinbar abgegränzt von den übrigen Ländern Europa's, hat Spanien dennoch auf die

Entwickelung der geistigen und politischen Zustände einen wesentlichen Einfluß ausgeübt, und ganze Welttheile haben auf spanischem Boden für ihre Existenz, für ihren Glauben gekämpft. Wenn eine Zeit lang Spanien das erste Volk der Welt genannt werden konnte, so ist freilich der Strahl seines Ruhmes durch die verderbliche Gewalt der Zwietracht gebrochen, der Ruhm der Nation ist in dem Blute ihrer eigenen Söhne erstickt, Spanien von einem weltbeherrschenden Reiche zu einem Staate zweiten Ranges herabgesunken. Doch wird dieser Verfall nicht für immer bleiben! Die gewaltige Lebenskraft des spanischen Volkes wird unzweifelhaft eine neue Entwickelung hervorrufen, sobald der innere Kampf nachgelassen und eine durch die Sympathie der Besseren und durch die Anerkennung der freien Nationen Europa's gehobene Regierung einige Konsistenz gewonnen haben wird.

Wenn aber Spanien hiernach eine welthistorische Bedeutung hat, wenn es auch in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit des Welttheils auf sich gezogen und eine bedrohliche Spannung der beiden stets eifersüchtigen Großmächte hervorgerufen hat, so ist es sehr erfreulich, aus der Feder eines geistreichen und in spanische Zustände tief eingeweihten Schriftstellers eine Charakteristik dieses Landes zu erhalten, das bisher so wenig bekannt ist, weil es selbst nur selten Ziel der Reisenden werden kann und seine Bewohner eben so selten das Festland zu besuchen pflegen. Eugen Baron Baerst, einer der eifrigsten Anhänger des Don Carlos, ist den Politikern bereits seit Jahren durch die Berichte bekannt, welche er aus dem Hauptquartier seines „Königs" der Breslauer Zeitung sandte und welche damals, als die einzigen ausführlichen und getreuen Nachrichten, von fast allen deutschen, französischen und englischen Zeitungen nachgedruckt und übersetzt wurden; bei den Literaten und Pflegern der schönen Literatur ist er längst bekannt und beliebt durch seine pikante „Kavalier-Perspektive". Beide, die Politiker sowohl als die heiterer blickenden Freunde der Belletristik, werden bei der Lektüre des vorliegenden, jüngst erschienenen Werkes desselben Verfassers *) gleichmäßig ihre Rechnung finden. Derselbe hat es weder auf eine gelehrte und erschöpfende Charakteristik des Landes und seiner politischen Parteien, noch auf bloße Reisebilder abgesehen; was er aber in den historischen und politischen Theilen seines Buches gegeben hat, wird den wissenschaftlich gebildeten Forscher gewiß eben so befriedigen, als die mehr schildernden Stellen durch Anmuth und edle Form der Darstellung diejenigen Leser gewinnen werden, denen es um angenehme Unterhaltung zu thun ist. — Drei verschiedene Reisen nach den Pyrenäen sind es, welche dem Verfasser den Stoff seiner Darstellung lieferten; er beginnt dieselbe mit der dritten Reise, die im Sommer 1844 unternommen wurde und deren Schluß ein längerer Aufenthalt auf dem Schlosse Pau war. Der erste Besuch der Pyrenäen währte einen ganzen Sommer, der mit Wanderungen in dem weit ausgedehnten Gebirge nach allen Richtungen hin, je nach Laune und Zufall, hingebracht wurde. Den Kern des Buches endlich bildet der zweite Aufenthalt in Spanien, während dessen der Verfasser sich in der nächsten Umgebung, ja im vertrauten Rathe des Prätendenten der spanischen Krone befand. Baron Baerst protestirt wiederholt gegen die Meinung, als ob sein damaliger Aufenthalt bei Don Carlos eine halboffizielle Mission gewesen sey; doch verdanken wir dieser Meinung den interessantesten Theil des Buches, da jene mysteriöse Rolle ihm mancherlei Einsicht in die Verhältnisse des Landes verschaffte.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Auffassungsweise des Verfassers selbst zu würdigen, theilen wir aus seinem Buche eine Stelle mit und wählen dazu aus räumlichen Rücksichten nicht einen der politischen oder historischen Exkurse, sondern eine Naturschilderung, die der Pyrenäen selbst (Bd. I. S. 227 ff.):

„Die Hauptschönheit der Pyrenäen liegt nicht in der Höhe und Gestalt einzelner Gipfel, sondern vielmehr in dem Umfange und der Form ihrer sekundären Bergketten, die, außer aller Proportion zu dem Hauptgebirgsstocke, größer und prächtiger sind, als die irgend eines anderen mir bekannten Gebirges. Die höchsten Punkte des Pic-du-Midi, des Mont-Perdu und des Vignemale zeigen sich zwar in bedeutender Ferne, einer erhebt sich immer stolzer, höher als der andere über seinen Nachbar, dann flacht sich allmälig Alles gegen die Mitte ab, aber die Menge ungeheurer Massen ist bewundernswürdig, überraschend, einzig in ihrer Art. Unübersteigliche Felsmassen, Gletscher, von denen donnernde Lavinen herabstürzen, kahle Schneefelder, so weit der Blick reicht! Ein heftiger Südwind weht fast beständig um die höchsten Gipfel und wirft in der Richtung nach Norden bald ungeheure Eismassen, bald Granitblöcke in die Thäler; ein wild verworrenes Geschrill rollt ihnen nach und prägt dem ganzen Gebirge einen eigenthümlichen Charakter auf.

„Das hohe Gebirge der Pyrenäen senkt sich in Folge des Südwindes weniger steil nach Norden als nach Süden und bildet deshalb dort leichter zu ersteigende Höhen und kleinere Gletscher als im Süden. — — —

„Der Pic-du-Midi hat seit uralter Zeit für den höchsten Punkt der Pyrenäen gegolten; seine weit nach der Ebene vorgeschobene Lage, seine nicht sehr bedeutenden nächsten Umgebungen haben diesen Irrthum erzeugt. Die eben angegebenen Gründe bewirken, daß jener Berg sich imposanter darstellt, als selbst der Mont-Perdu, trotz dessen ungeheurem cylinderartigen Haupte. Ueber den Mont-Perdu habe ich nichts als Widersprüche gehört. Besteht derselbe aus Granit, womit seine Basis bedeckt ist? oder ruht diese, wie neuere Reisende behaupten, durchaus auf sekundären Bildungen, ja unter Schalthieren der verschiedensten Art? oder sollte dies nur zum kleineren Theile der Fall seyn? Gehört derselbe mit einem Worte der ältesten, der neueren oder der neuesten Formation an? Die weit um seinen Fuß liegenden Felsmassen, sind sie ein Theil seiner Grundfläche? Ist es gewiß, daß er selbst der Gebirgskette angehört, in deren Mitte er steht? War nicht einst zwischen dieser und jenen Felsmassen ein größerer Zwischenraum, als sich auf den ersten Blick darstellt? Das sind Fragen, die ich nicht auflösen kann, welche die Lage des Mont-Perdu nicht zu entscheiden vermag und die bisher Niemand beantwortet hat. Von der Höhe seiner südlichen Spitzen sieht man nichts als seine Gipfel; steigt man herab, so versteckt sich der Berg hinter die ungeheuren wild umherliegenden Felsmassen und scheint zwischen den Felswüsten zu ruhen, die selbst den einen großen Theil des Jahres hier umherziehenden Schäfern unbekannt sind. Der Eine sucht Grund und Gipfel des Berges in Frankreich, der Andere in Spanien, und die kühnsten Jäger sagen, daß ihn nur der Teufel besteigen könne. Seit man die Berge getauft hat, ist niemals einem derselben ein bezeichnenderer Name gegeben worden."

Leider ist es uns nicht möglich, größere Proben der oft sehr poetischen Schilderungen des Verfassers zu geben, die sich in allen Theilen des Buches vielfach finden. Indem wir daher von demselben uns verabschieden, bemerken wir wiederholt, daß sowohl die scharfe Charakteristik von Personen, deren Namen für die neueste Geschichte höchst bedeutungsvoll waren, als der Reichthum an den feinsten Beobachtungen aus dem Gebiete der Natur, wie der Kunst und der Poesie, jedem Leser eine Fülle des Stoffs der Unterhaltung und der Belehrung darzubieten im Stande ist.

C. H.

*) Die Pyrenäen. Von Eugen Baron Baerst. Breslau. Druck und Verlag von Graß, Barth u. Comp. 2 Bde. gr. 8.

Mannigfaltiges.

— Politische Reformen in Italien. Während wir in Deutschland mit den hoffnungsreichen Verhandlungen des ersten preußischen Vereinigten Landtages allgemein beschäftigt waren, sind einige gleichzeitige Erscheinungen des Auslandes, die wir mit nicht geringerer Theilnahme begrüßen dürfen, unserer Aufmerksamkeit fast entgangen. Der edle Herzog von Toskana, Leopold II., hat nämlich unterm 6. Mai d. J. eine Verordnung erlassen, durch welche er der Presse seines Landes bedeutende Erleichterungen gewährte. Es kam diese Maßregel in Italien so unerwartet, daß man ihr anfangs — wie dies auch eine Zeitlang mit den politischen Reformen des Papstes der Fall war — nicht recht trauen wollte, allein die faktischen Veränderungen, die seit zwei Monaten auf dem Gebiet der Presse in Toskana sichtbar wurden, so wie eine bekannt gewordene Cirkular-Verordnung an die Censoren vom 1. Juni, haben jeden Zweifel über die wohlwollenden Absichten des Großherzogs beseitigt. Gegenwärtig ist es im Großherzogthum Toskana Jedem gestattet, die Handlungen der Regierung öffentlich zu besprechen, Wünsche und Beschwerden durch die Presse an den Tag zu legen, und bis jetzt hat diese Freiheit noch zu keinerlei Restriction wieder Anlaß gegeben. Mehrere neuere Zeitungen und Zeitschriften sind entstanden, und andere wurden zum 1. Juli angekündigt. In Florenz giebt ein sicilischer Literat, Herr La Farina, L'Alba (die Morgenröthe) heraus, während La Patria unter der Redaction der Herren Abbate Lambruschini, Baron Bettino Ricasoli und Advokat Salvagnoli angekündigt ist. In Pisa haben zwei geachtete Professoren der dasigen Universität, die Herren Montanelli und Centofanti, eine Zeitschrift unter dem Titel L'Italia gegründet. Livorno sah eine neue, hauptsächlich den Interessen des italiänischen Handels gewidmete Zeitung „Il Corriere di Notizie italiane" entstehen, und auch Siena wird vom 1. Juli ab seine besondere Zeitung haben. Reform und Nationalität ist der gemeinschaftliche Wahlspruch aller dieser Blätter, denen sich auch ein wissenschaftlich-kritisches Journal, La Fenice, herausgegeben von Vieusseux, als Fortsetzung der vor mehreren Jahren unterbrochenen Antologia di Firenze, anschließen wird.

Mit dieser Reform der Presse Hand in Hand will der Großherzog die Reform der Gesetzgebung gehen lassen, weshalb er durch ein motu-proprio vom 31. Mai zwei Kommissionen zur Entwerfung eines Civil- und eines Kriminal-Gesetzbuches angeordnet hat. Die Kommission zur Entwerfung des Strafgesetzbuches hat ausdrücklich die Aufgabe bekommen, der willkürlichen Schaltung der Polizei ein Ziel zu setzen. Dasselbe motu-proprio enthält das Versprechen der Errichtung eines Staatsrathes, während in einem an den General-Intendanten der Gemeinden gerichteten Ministerialreskript die Regierung für den bevorstehenden Monat August eine Versammlung der Intendanten (Provveditori) der fünf Kammern (Bezirke) des Großherzogthums, der Gonfalonieri und Podestà's (Bürgermeister) der angeseheneren Städte, so wie mehrerer anderer Notabeln nach der Wahl des Großherzogs ankündigt. Diese Versammlung soll sich mit Vorschlägen zur Reform der Gemeinde-Verfassung beschäftigen, womit also auch ein Anfang zur Einholung des Rathes von Vertretern des Landes gemacht ist.

Der sehr lebhafte Verkehr auf der Eisenbahn zwischen Pisa und Lucca hat bereits die wichtige Folge gehabt, daß das Großherzogthum Toskana und das Herzogthum Lucca einen Zoll-Verein, nach Art des preußischen, gebildet haben, wobei Ersteres die Bewachung der Gränzen übernimmt, alle inneren Zölle zwischen beiden Staaten wegfallen und die Repartition der eingehenden Steuern nach Maßgabe der Bevölkerung stattfindet. Es ist nicht zu zweifeln, daß diesem Zoll-Vereine bald auch andere italiänische Staaten beitreten werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumeration wird von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Dienstag den 13. Juli 1847.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

Skizzen aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden.

.... Die Entfernung zwischen Badajoz und Lissabon beträgt ungefähr 120 (engl.) Meilen, die man auf einem sogenannten Carro, von zwei Maulefeln gezogen, zurückzulegen gezwungen ist, wenn man, wie ich, des Reitens unkundig ist. Die Bewohner von Badajoz haben nie das Vergnügen genossen, sich in einem auf guten Springfedern ruhenden Wagen zu wiegen. Auch würde ihnen ein solcher zu nichts nützen, da sie keine Straßen haben. In der That bemerkte ich auf der Fahrt von Badajoz nach Elvas nicht die geringste Spur von menschlicher Arbeit. Selbst über die Flüsse giebt es keine Brücken. Als wir den Guadiana durchfuhren, waren die Maulthiere des hohen Wasserstandes wegen fast zu schwimmen genöthigt. Der Caya dagegen, welcher die Gränze zwischen Spanien und Portugal bildet und den man im Anfange des Frühlings nicht ohne Boot passiren kann, war fast ganz ausgetrocknet. Fünf bis sechs schwarze Schweine, die, nach Nahrung suchend, seine steinigen Ufer umwühlten, würdigten uns weder einer Aufmerksamkeit, noch setzten sie unserem Eintritt in Portugal das geringste Hinderniß entgegen. Als Wächter war ihnen ein kleiner sonnverbrannter Junge zugesellt, der in einem so tiefen Schlafe lag, daß wir seine ganze Heerde hätten einfangen, schlachten, einsalzen oder braten und verzehren können, ehe er aufgewacht wäre. Es war das erste menschliche Wesen, dem wir in Portugal begegneten, und galt mir schon im voraus als die leibhaftige Personification des portugiesischen Charakters.

Eine Stunde vor Elvas kamen wir vor einem Pachthofe vorbei, rings mit bebauten Feldern umgeben, die wir ohne Weiteres überschritten, ohne daß uns irgend Jemand davon abzuhalten oder daraus einen Vorwurf zu machen versucht hätte. So wenig eifersüchtig sind die Portugiesen auf ihre Eigenthumsrechte. Jenseits dieses Pachthofes hat die traurige, wüstenartige Gegend, die wir bisher durchschritten hatten, ein Ende, und wir traten jetzt in ein schönes, mit Weinstöcken, Oelbäumen, Orangen und Zuckerrohr bepflanztes Thal ein; denn wir näherten uns Elvas, dessen Thürme wir schon lange aus der Ferne gesehen hatten. Seine eigenthümliche Kathedrale, seine weißen Gebäude und hohen Festungswerke traten immer deutlicher hervor. Zu beiden Seiten des Weges erstreckten sich üppige Kornfelder. Elvas ist eine der stärksten Städte Portugals. Obgleich selbst hoch gelegen, erheben sich doch hinter ihm noch höhere Berggipfel, deren höchste und am nächsten gelegene gleichfalls befestigt sind. Ueber die Nützlichkeit der Befestigung von Elvas sind die Ansichten getheilt. In der That bedürfen sie im Fall des Krieges einer Besatzung von ungefähr 10,000 Mann, eine Menge, die Portugal bei dem jetzigen Zustande seiner Armee nie darauf verwenden kann. Wie sehr daher auch die portugiesischen Zeitungen die Werke von Elvas rühmen und sie mit denen von Badajoz vergleichen mögen, so dienen sie doch beinahe nur zur Verschönerung der Landschaft. Außerdem ist die Gränze nach allen Seiten hin an diesem Punkte so offen, daß eine Angriffs-Armee in keinem Falle gezwungen seyn dürfte, sich mit der Belagerung aufzuhalten. Als die Franzosen Portugal einnahmen, ließen sie nur eine sehr schwache Besatzung in Elvas.

Mein Carrero hatte mich in eine Posada oder Estalagem geführt, die von einem gewissen José Rosada gehalten wurde. Vergleicht man eine portugiesische Herberge mit einer spanischen, so erscheint die letztere als ein wahres Paradies. „Não la nada!" (Es ist Nichts vorhanden!) so lautet die unveränderliche Antwort eines portugiesischen Wirthes, wenn man durch das böse Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt wird, ihn um eine Mahlzeit anzugehen. Não la nada! war denn auch die Antwort José Rosada's, als ich das Unglück hatte, in seine Posada zu gerathen; indessen stellte er doch ein Huhn zu beliebigem Gebrauch. Ich begnügte mich, um Thee und Eier zu bitten, und machte sodann, während dieses frugale Mahl bereitet wurde, in Begleitung zweier Soldaten, dem General-Gouverneur, Baron von Estremoz, einen Besuch. Denn weder der mit der Untersuchung der Pässe beauftragte Beamte, noch der die Wache kommandirende Offizier waren im Stande, meinen Namen zu enträthseln und auszusprechen. Sie hatten daraus den Schluß gezogen, daß ich ein gefährlicher Mensch sey, ein kompromittirter Spanier, der falsche Papiere bei sich führe, ein Feind der Montpensier'schen Heirat. Ich ließ mich ohne großen Widerstand arretiren und zum Gouverneur führen. Der Saal, in den ich eintreten mußte, war mit jungen Offizieren von gebildeten Manieren angefüllt, die augenscheinlich fast sämmtlich aus altadeligen Familien stammten. Als mir mein Paß nach vorhergegangener Prüfung unter höflichen Entschuldigungen zurückgegeben wurde, erwiederte ich in portugiesischer Sprache, daß ich den Vorfall bereits vergessen hätte. Da entstand ein allgemeines Staunen. Alle umringten mich und bedrängten mich mit Fragen.

„Wie, Sie sprechen Portugiesisch, wie haben Sie das gelernt? Wunderbare Sache!" — „„Das darf Sie nicht wundern, meine Herren"", entgegnete ich. „„Ich lerne fremde Sprachen mit außerordentlicher Leichtigkeit.""

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebendig. Ich mußte auf tausend Fragen antworten. Zuletzt trat ein alter Offizier auf mich zu, der bisher noch nichts gesagt hatte, und fragte mich mit großem Interesse nach Neuigkeiten aus Spanien; wie viele Provinzen sich ausgesprochen u. s. f. Die Einen redeten mir von Peel und Palmerston, die Anderen von Coadding; diese wollten meine Meinung über Abdelkader wissen, jene äußerten den Wunsch, meine Ansichten über die Frage des Freihandels zu erfahren. Endlich rief eine Stimme: „Und Ihr Irländer O'Connell?" — „„Er versucht"", erwiederte ich, „„eine Revolution durch Reden hervorzubringen."" — „Ah!" rief jene Stimme zurück, „eine Revolution com palavras! Welcher Scherz!" Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten.

„Señor", fragte mich der Aelteste aus der Gesellschaft, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte, „können Sie mir wohl sagen, ob der Romandichter Bulwer und der Gesandte dieselbe Person ist?" — „„Es sind Brüder"", gab ich zur Antwort. — Diese Erklärung erregte allgemeines Erstaunen. „Wie soll man sie denn von einander unterscheiden?" — „„Der Eine"", sagte ich, „„heißt Bulwer Lytton, der Andere Lytton Bulwer. Das ist der ganze Unterschied."" — Das Erstaunen war auf den höchsten Grad gestiegen. „Cousa singular! Cousas de Inglaterra!" riefen sie mit einfältiger Miene. Aber während sie einander diese Erklärung zu erklären versuchten, nahm ich Abschied und kehrte in meine Posada zurück.

Obgleich alle Einwohner von Elvas mich auf ihre Ehre versichert hatten, daß mein Führer, der berühmte Manoel Alberto, der rechtschaffenste Mann im Königreich sey, so herrschte auf den öffentlichen Straßen doch so wenig Sicherheit, die Revolutionen waren so häufig und die Diebe so zahlreich, daß ich drei Unzen Gold in mein Halstuch versteckte, damit mir, im Falle ich das Unglück haben sollte, angefallen und ausgeplündert zu werden, nicht die Mittel fehlten, nach Lissabon zu gelangen, ohne mich dahin betteln zu müssen. Meine Uhr, meine Kostbarkeiten und Kleidungsstücke hatte ich zu Wasser dahin vorausgeschickt. Außerdem hatte ich, in der Absicht, sie dem ersten Banditen anzubieten, der mich darum ansprechen würde, ein Paar Pistolen, eine tombackene Uhr, eine Börse voll Silber- und Kupfergeld und einen kleinen Vorrath von Zigarren zu mir gesteckt. In dieser Weise auf jeden Vorfall gerüstet, bestieg ich Manoel's Carro und verließ Elvas. Eine Stunde hinter Elvas ist das Land mit Bäumen und Häusern bedeckt und die Gegend reizend; aber was besonders die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht, ist ein prächtiger römischer Aquadukt, der von einem entlegenen Hügel die Stadt mit Wasser versorgt und sich über ein nicht weniger als eine Stunde langes Thal hinwegzieht. Die Zahl seiner Stockwerke ist nach der größeren oder geringeren Erhebung des Bodens, auf dem er ruht, verschieden. Wo das Thal am tiefsten ist, hat er vier Stockwerke von beträchtlicher Höhe. Portugal besitzt die drei schönsten Aquadukte auf der ganzen Erde, mit Ausnahme des zu Segovia in Alt-Kastilien; sie befinden sich zu Evora, zu Elvas und zu Lissabon.

Sollte man es für glaublich halten! Auf der am meisten in die Augen springenden Stelle dieses römischen Meisterwerks hat Donna Maria das königliche Wappen von Portugal eingraben lassen, mit der Inschrift: „Donna Maria II., anno domini 1846." Etwas Aehnliches hatte ich schon zu Merida bemerkt. Im Jahre 1610 ließ Philipp III. an der schönen römischen Brücke von Merida einige Ausbesserungen vornehmen, nach deren Beendigung der Triumphbogen mit dem spanischen Wappen verziert wurde. Als ich diese Brücke überschritt, hatte der Majoral die Unverschämtheit, mich zu versichern, sie sey von den Spaniern erbaut worden, wobei er zur Bestätigung seiner Worte auf die glänzende Inschrift wies.

Man spricht von dem Bau einer Eisenbahn zwischen Lissabon und Badajoz. In der That würden nur wenig Hügel zu durchstechen, wenig Flüsse zu überbrücken und wenig Thäler auszufüllen seyn. Die Nivellirung des Terrains würde fast Nichts kosten. Aber welche Interessen könnte eine Gesell-

schaft, die sich für die Ausführung dieser Linie bilden würde, aus dem Kapital ziehen, das sie in diese Einöden vergraben hätte? Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn die fremden Kapitalisten, welche versucht wären, Actien dieser Lissabon mit der spanischen Gränze verbindenden Bahn zu nehmen, dieselbe Reise gemacht hätten, wie ich, sie sich wohl hüten würden, solcher Versuchung zu unterliegen, und ihr Geld sorglich in ihren Kasten verwahrt halten würden. — Estremoz liegt zwei Stunden von der Senhora Dourada. Es war bereits 10 Uhr, als wir dort ankamen. Obgleich Estremoz mehr als 10,000 Einwohner zählt, besitzt es doch nur ein Gasthaus. Als mich Manoel dorthin geleitete, war der Wirth bereits seit einer Stunde zu Bett und schlief so fest, daß wir fast daran verzweifelten, ihn aufwecken zu können. Endlich hörte er unser Geschrei und kam, uns die Thür zu öffnen. Als ich am anderen Morgen auf dem sehr harten, aber reinlichen Lager erwachte, machte ich mich bald wieder nach eingenommenem Frühstück auf den Weg.

Estremoz war früher befestigt, jetzt ist es eine offene Stadt. Seine weißen Häuser erheben sich auf dem Abhange eines mit einem alten Schloß geschmückten Hügels in amphitheatralischer Form. Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein geräumiger Platz, der als Marktplatz dient, aber so groß ist, daß mehrere Tausend Soldaten darauf exerzieren könnten. Die Festungswerke bestanden früher aus zehn Bastionen und drei Halbbastionen, die grotentheils abgetragen sind. Das Schloß ist sehr alt; es ist in verschiedenen Zeiträumen befestigt worden, und zwar durch vier Bastionen und zwei Halbbastionen. Nach Süden zu ist es von einem Berge beherrscht, auf dem gleichfalls ein Schloß, Namens San-José, steht, und im Norden, aber in weiterer Entfernung, von einem anderen Berge, der früher mit einer Redoute gekrönt war, welcher man den Namen Santa-Barbara gegeben hatte. Aber alle diese Befestigungen sind mit so großer Unwissenheit und solcher Sorglosigkeit aufgeführt und befinden sich gegenwärtig in einem so zerfallenen Zustande, daß die Stadt außer Stande ist, einer bewaffneten Armee den geringsten Widerstand zu leisten. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, weshalb man dort auch sehr billig leben kann.

Die Provinz Alemtejo ist ungefähr 140 engl. Meilen lang und 80 Meilen breit. Sie bietet dem sie durchziehenden Reisenden den verschiedenartigsten Anblick: bald von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, bald von einer erschreckenden Trockenheit und Dürre: hier ist sie bergig, dort eben und sandig. Unglücklicherweise besitzt sie nur wenig Flüsse und Bäche, und so lange man sich nicht dazu entschließen wird, artesische Brunnen zu bauen, wird sie bleiben, was sie ist, nämlich eine große Wüste. Die Einwohner sind in Städten angehäuft, die von einem Kranz von Pachthöfen umgeben sind. Aber über eine gewisse Gränze hinaus findet man weder Kultur, noch Häuser, noch Menschen, noch selbst betretene Fußpfade. Die vorzüglichsten Produkte sind Korn, Wein, Orangen, Citronen und Kork-Eichen. Man sammelt auch die Rinde und die Früchte der Eiche in großer Menge ein. Sines ist ihr einziger Hafen von einiger Bedeutung; ihre meisten Vorräthe kommen von San-Ube in Estremadura. Sie besitzt auch herrliche Marmor- und andere Steinbrüche. Der weiße Marmor von Estremoz, der grüne von Villa-Viçosa und der rothe und weiße von San-Ube und Arabida haben einen weitverbreiteten und sehr verdienten Ruf. Die Thonerde von Estremoz und Montemôr-o-novo wird zu einer sehr geschätzten Art von Geschirr verarbeitet. Sie ist mit einer Menge fester Plätze versehen, deren größter Theil jedoch in schlechtem Zustande sich befindet. Ihre Hauptstadt ist Evora.

Borrow stellt die irrthümliche Behauptung auf, daß man zu Estremoz bereits Spanisch spricht, oder daß die Sprache, deren man sich in dieser Gegend bedient, eine Mischung von Spanisch und Portugiesisch sey. Zu Elvas, 24 engl. Meilen jenseits Estremoz und bis zur Gränze wird schon das reinste Portugiesisch gesprochen. Die beiden Völker haben sich seit ihrer Trennung niemals vermischt, ihre gegenseitige Abgränzung ist so streng, daß sie nicht einmal als Nachbarn in Beziehung zu einander stehen. Und nicht blos bewahren sie ihre Sprache vor jeder dialektischen Unreinheit, sondern halten auch mit der größten Gewissenhaftigkeit an ihren Sitten und selbst Trachten fest. Borrow geht in seiner „Bibel in Spanien" so weit, zu versichern, daß früher oder später ganz Portugal Spanisch reden wird. Bevor diese Umwälzung stattfindet, wird Frankreich das Französische mit dem Englischen vertauscht und England wieder das Angelsächsische angenommen haben.

Der Landstrich zwischen Estremoz und Venda do Duque, ungefähr drei Stunden betragend, gewährt einen mannichfachen Anblick: bald klettert man einen Hügel hinan, bald steigt man in ein Thal hinab. In kurzen Entfernungen taucht auch etwas Grün auf, oder es folgt auch wohl auf weite, mit Haidekraut bedeckte Strecken eine Anpflanzung von Olivenbäumen. Um der Langweile etwas zu entgehen, machte ich mir das Vergnügen, Manoel zu beobachten, denn er bot einen merkwürdigen Typus des portugiesischen Volkscharakters dar. Nichts von dem, was ich ihn fragte, wußte er; dennoch gab er auf alle meine Fragen — gleichviel ob richtige oder unrichtige — Antworten. Man muß es mit der Antwort eines Spaniers oder Portugiesen nicht so genau nehmen. Selten gesteht Einer seine Unwissenheit ein. Sie erzählen ihrem Zuhörer mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die unverschämtesten Lügen, ohne einmal darauf zu achten, daß sie jeden Augenblick dem widersprechen, was sie vorhin selbst behauptet haben. Besonders werden sie niemals eingestehen, daß sie weder lesen noch schreiben können. Wie alle seine Landsleute, zog Manoel es vor, lieber in die Kreuz und in die Quer zu reden, als die Antwort schuldig zu bleiben. Aber er verwickelte sich dermaßen in seinen Aufklärungen, daß es mich wenig Mühe kostete, ihn von seiner Unkenntniß zu überführen. Nicht einmal davon konnte er mir genaue Nachricht geben, ob die Post täglich oder alle vierzehn Tage nach Elvas kommt; ein Mal behauptete er todos os dios, das andere Mal todos os quinze dios. Uebrigens besaß er die leidenschaftliche Gleichgültigkeit eines Türken im höchsten Grade. Wenn er nur für sich und seine Maulthiere zu essen hatte und vielleicht von Zeit zu Zeit für sich ein Glas Wein und einen Kübel Wasser für seine Thiere, so war er ganz zufrieden. Diebe und Revolutionen kommen ihm niemals in den Sinn. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

So ist denn nun die Freiheit des Kornhandels in England eingeführt worden. Die Folge davon ist, daß man auf den britischen Inseln aufhören wird, diejenigen Ländereien zum Getraidebau zu benutzen, welche nicht dazu geeignet sind, und die, da ihre Aerndten sehr verschieden waren, weil sie vielfach ganz auf dem Zufall der Jahre beruhten, eine außerordentliche Preisschwankung verursachten. Großbritanien wird auch ferner eine große Quantität Getraide produziren, indessen es wird auf Einfuhr angewiesen sein, um den Bedürfnissen seiner wachsenden Bevölkerung abzuhelfen. Der Durchschnitt der Roggen-Einfuhr in England betrug, während der letzten 7 Jahre bis zu dem 1. Januar 1845, mehr als 6 Millionen Hectolitres. Von der jetzigen Krisis wollen wir nicht reden, wir wollen annehmen, daß sie beendigt sei. England wird nun nicht mehr 6 Millionen Hectolitres einführen, sondern, allem Anscheine nach, 10, 12 Millionen, sobald es sie auftreiben kann, und immer mehr, je mehr ihm geliefert werden kann. In einem Zeitraume von 10 Jahren dürfte seine Einfuhr auf 20 Millionen Hectolitres gestiegen seyn. Alles, was die Häfen des baltischen und des schwarzen Meeres von dem Ueberflusse ihrer Distrikte werden liefern können, wird von England verschlungen werden. Da nun in diesen Ländern keine schnelle Verbesserung der Landwirthschaft in Aussicht steht, so wird man sagen können, daß es diesen Ländern schwer werden wird, mit der Populationssteigerung und mit dem Bedürfnisse Großbritaniens Schritt zu halten, England wird sich also um so weniger auf sie allein angewiesen erachten. Damit nun die Länder, welche jährlich 12—13 Millionen Hectolitres Getraide in den Handel bringen, dazu sogleich noch einige Millionen hinzufügen und sich dann jedes Jahr um 550,000 bis 600,000 Hectolitres steigern, so bedarf es dazu eines erhöhten Preises, welcher auch die Distrikte auf den Getraidemarkt bringt, die entlegener sind, als diejenigen, welche in der Regel ausführen. Es bedarf eines sehr kräftigen Anstoßes, denn, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, pflegen die Bewohner der Getraideländer sich nicht durch eine große Energie auszuzeichnen; der Grund liegt darin, daß es knechtische, sklavische Bevölkerungen sind.

So ist die Eröffnung des freien englischen Kornmarktes auch für alle anderen Länder eine Garantie gegen das Sinken des Preises auf allen übrigen Märkten, abgesehen von jeder besondern Ursache, welche mehr oder minder eine temporaire Vertheuerung veranlassen könnte. Und wer sähe nicht ein, daß eine solche Ursache da ist und mehrere Jahre hindurch ihre Wirkungen äußern wird! Wer wüßte nicht, welchen unglücklichen Einfluß die Kartoffelkrankheit jetzt auf die Nahrungsquellen der Nationen ausübt? Ein Feld, von gleichem Umfange, mit Kartoffeln bepflanzt, ernährt 2½ Mal so viel Menschen, als ein anderes, welches Korn trägt. Wo man sonst eine Million Menschen ernähren könnte, reichen die Nahrungsmittel nur für 400,000 aus, wenn an die Stelle der Kartoffel das Getraide tritt. Seit einiger Zeit spielt die Kartoffel eine außerordentlich wichtige Rolle in der Ernährung Europa's. In Irland war sie beinahe das einzige Nahrungsmittel für zwei Drittheile der Bevölkerung. So haben denn mehrere Länder Europa's, und Irland mehr als alle übrigen, seit mehreren Jahren Mangel an Nahrungsmitteln. In Irland mag sich das Defizit auf den Unterhalt mehrerer Millionen Menschen belaufen. Zwar ist man berechtigt, anzunehmen, daß in Irland, welches sehr schlecht kultivirt ist und in einigen anderen Ländern des Kontinents, wo die Bodenkultur nicht viel besser ist, die Verbesserung der Landwirthschaft das Defizit wird decken können, aber das ist nicht das Werk eines Jahres, dazu bedarf es eines längeren Zeitraums. In Irland speziell kann der ernste Wille der Bevölkerung nicht ausreichen, es ist nichts weniger nothwendig, als eine radikale Veränderung in den Eigenthumsgesetzen, und die macht sich nicht so leicht. Irland dürfte also für einige Jahre die Nahrungsmittel für 2 bis 3 Millionen Menschen von außen beziehen müssen, wenn nämlich die Vorsehung es nicht mit regelmäßigen Aerndten ohne gleichen segnet, wie wohl ein Jahr sie bringt, wie sie sich aber nicht wiederholen. Da nun Transportkosten und Behandlungsweise sich für alle Getraidearten gleich bleiben, so leitet das Interesse besonders auf die Einfuhr von Roggen, und man darf glauben, daß der Kartoffelmangel in Irland ganz besonders eine Roggen-Einfuhr zur Folge hat, wie in den Kontinental-Ländern Europa's. So wird denn in einer Reihe von Jahren ein außerordentlicher Begehr nach Roggen stattfinden, welcher sich um mehrere Millionen Hectolitres steigern wird. Die Furcht, welche man dem Publikum eingeimpft hat, es werde dieses Lebensmittel bis unter den Preis sinken, entbehrt aller Begründung, es ist dies einer von jenen starken Irrthümern, welche sich durch die Gier des Einen, durch die grobe Unwissenheit des Zweiten und durch die Leichtgläubigkeit des Dritten verbreiten. Gerade der Gegensatz, daß eine bestimmte Preisthenerung in einer gewissen Periode sich erhalten wird, kann allein und leider mit großer Gewißheit angenommen werden.

Für Frankreich, wie für jedes andere Land, erhält nun durch die Annahme des freien Handels mit Nahrungsmitteln von Seiten Englands die Frage einen durchaus anderen Charakter. Diese Maßregel der englischen Regierung wird unsere Nahrungsquellen verringern, denn wir werden viel von unseren Erzeugnissen nach Großbritanien ausführen. Wir sind die nächsten Nachbarn Englands. Alle gewöhnlichen Nahrungsmittel, welche der englische Tarif nicht ausschloß, gingen schon längst in großer Masse aus der Bretagne und der Normandie nach London, z. B. Früchte und namentlich Eier. Der Werth der Eier, welche Frankreich nach England lieferte, war beinahe eben so groß, als der Werth der französischen Weine, welche England verbrauchte, denn von diesen beiden Handels-Artikeln war der eine freigegeben, der andere beschränkt. So würde es auch mit dem Schlachtvieh, so auch mit dem Getraide seyn. Aber ich habe Unrecht, von der Zukunft zu reden, wir sind, was das Schlachtvieh betrifft, vielleicht die ersten Lieferanten für England. Schon vor der englischen Zollreform schickten wir beinahe mehr Ochsen nach England, als wir selber erhielten. So erhielten wir z. B. 1843 an 3046 Ochsen von Außerhalb, und es wurden von uns an 4812 Ochsen nach England gesendet, während unsere ganze Ausfuhr sich nur auf 6312 belief. Seitdem liefern unsere Viehbesitzer in der unteren Normandie ihr Vieh nicht minder gern auf den Markt von Smithfield, als auf den von Poissy. Der Weg nach dem einen Orte ist nicht theurer, als nach dem anderen. Eben so läßt es sich voraussehen, daß ein Theil des Getraides, welches in den Departements am Kanale gewonnen wird, sobald die jetzige Krisis vorüber ist, sich auf ähnliche Weise in Bewegung setzen wird. Wir verlieren dann nicht blos die Nahrungsmittel, welche unsere Grundbesitzer nach England schicken, sondern wir werden auch in Zukunft auf gewisse Hülfsquellen nicht mehr rechnen dürfen, welche wir bisher im Rückhalte hatten. Wir haben aus Belgien Ochsen und noch mehr Kühe bekommen, ein Theil derselben kam aus den holländischen Provinzen, jetzt schicken Holland und Belgien ihr Schlachtvieh auf den englischen Markt, wo höhere Preise gezahlt werden. So hat England im Jahre 1846 vom Auslande empfangen: 17,121 Ochsen, 22,994 Kühe und 2447 Kälber, während es 1844 nur 3710 Ochsen, 1136 Kühe und 35 Kälber aus der Fremde erhielt, eben so ist es mit den Schöpsen und Schweinen. Von Herzen gerne gebe ich zu, daß unsere Landwirthschaft auf der anderen Seite des Kanals einen vortheilhaften Absatz für ihre Erzeugnisse findet, aber es beunruhigt mich, wenn die Nahrungsquellen Frankreichs, schon sehr geschwächt, auf diese Weise noch verringert werden, wenn man nicht zu gleicher Zeit Wege eröffnet, sie zu ersetzen. Möge die Ausfuhr die Freiheit behalten, deren sie genießt, möge sie noch freier werden durch die Aufhebung der Ausgangszölle, aber zum Ersatz muß auch die Einfuhr frei seyn, und es müssen die Eingangszölle fallen. Im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt wird es verlangt, daß Frankreich seinen Fleischverzehr nicht vermindere, sondern vermehre, und dazu ist Eines nothwendig: entweder es muß ein Zoll auf das ausgehende Vieh gelegt werden, oder es muß auch dem fremden Vieh die Thür mit beiden Riegeln geöffnet werden. Von diesen beiden Mitteln, zwischen welchen unbedingt gewählt werden muß, ist das zweite gewiß allein möglich, wie mächtig auch die Protectionisten im Staate seyn mögen.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß die Einführung des freien Handels mit Getraide keinen Nachtheil, sondern nur Vortheile bringen wird. Ich rede hier von der definitiven, permanenten Freiheit, so wie unsere Väter sie in Betreff der Einfuhr kannten. Was den gegenwärtigen Nothstand betrifft, so ist schon ein provisorisches Freihandelssystem als nothwendig anerkannt worden, welches mit dem 31. Juli endigen wird. Es ist durchaus nothwendig, die Aufhebung der Kornzölle ein Jahr lang festzuhalten, bis nach dem Schlusse der nächsten Aerndte. Diesen Beschluß haben die aufgeklärtesten Regierungen West-Europa's gefaßt, besonders die englische und die belgische Regierung. Das englische Gouvernement, welches durch das Gesetz von 1846 die Zölle auf alle Nahrungsmittel aus dem Thierreiche definitiv aufgehoben und sich damit begnügt hat, die Zölle auf Getraide in solcher Weise zu ermäßigen, daß in diesem Punkte die vollständige Freiheit erst mit dem 1. Februar 1849 beginnt, hat zu Anfang dieses Jahres für den Getraidehandel provisorisch eine vollständige Freiheit bis zum September angeordnet und die Absicht, sie um ein Jahr zu verlängern, zu erkennen gegeben. Das belgische Gouvernement hat dasselbe gethan, es hat sogar den Termin der provisorischen Freiheit bis auf den 31. Dezember 1848 ausgedehnt. Bei uns hat man sich geweigert, irgend etwas in den Gesetzen zu ändern, welche die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche reguliren. Augenblicklich stimmt man für eine Verlängerung der Ausnahmefrist für das Getraide, aber man will dafür nicht mehr als drei Monate.

Die Furcht, daß auf den jetzigen theuren Preis eine außerordentliche Herabdrückung desselben folgen könnte, wird von Chevalier sehr speziell widerlegt, indem er mehrere unglückliche Aerndten Frankreichs seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, von 1811—1812 und 1816—1817 sehr genau untersucht. Diese Detail-Untersuchungen, so werthvoll und lehrreich sie auch sind, mögen hier dennoch übergangen werden. Er fährt dann fort:

„Für den genauen Beobachter, — eine reichliche Aerndte vorausgesetzt, an welche man aber noch nicht mit Gewißheit glauben kann, so lange sie noch nicht in den Scheunen ist, — für den sorgfältigen Beobachter kann kein Zweifel darüber obwalten, ob für das nächste Kornjahr, welches Ende Juli beginnt und mit der Aerndte 1848 endigt, ein hoher oder niedriger Preis sich herausstellen wird. Alles spricht dafür, daß der Preis minder hoch seyn wird, als jetzt, aber der jetzige Preis ist auch eine Kalamität, welche keine soziale Ordnung auf die Dauer ertragen könnte. So lange das Korn nicht auf seine gewöhnliche Taxe von 20 Francs zurückfällt, so lange werden die Bürgersleute und die Freunde der allgemeinen Wohlfahrt nicht beruhigt seyn. Wenn das Gouvernement, anstatt große Anstrengungen zu machen, in einer vollständigen Unthätigkeit verharren würde, wir würden uns schnell wieder dem Preise von 30 Francs per Hectolitre nähern, wie in der Zeit zwischen Juli 1817 und Juli 1818, aber Preise von 30—35 Franks und selbst von 25—30 Frcs. sind für die Bevölkerung drückend und für die Industrie schädlich. Sie erzeugen immer und nothwendig kommerzielle Krisen. Ein umsichtiges Gouvernement, ohne daß wir es schon menschenfreundlich nennen, wird, wenn es ähnliche Preise voraussieht, alles Mögliche thun, um auf jede Art und Weise die Einfuhr aller möglichen Nahrungsmittel zu erleichtern. Aber wenn nun, könnte man einwenden, der Hectolitre Korn plötzlich unter den Preis von 20 Francs sinkt? Diese Meinung kann sich auf keine Präcedenzien und keine Wahrscheinlichkeit begründen; aber nehmen wir einmal an, es sey ein so plötzliches Fallen der Getraidepreise möglich. Es ist ja nichts überhaupt und mathematisch unmöglich in dieser Welt, und bei Beobachtung der menschlichen Angelegenheiten haben die Forscher immer nur die Wahrscheinlichkeit für sich. Wären die gesellschaftlichen Zustände absolut nach algebraischen Formeln geregelt, dann würde das Verdienst, weise zu seyn, nichts Anderes werden, als eine Gleichung schließen, und das wäre außerordentlich winzig. Es sey also: es ist nicht unmöglich, daß das Korn im Oktober oder November unter 20 Francs fiele, daß es, zum Beispiel, 18 Francs kosten würde. Aber ist es nicht zehnmal wahrscheinlicher, daß es statt 18 an 30 Francs kosten wird? Und was ist das geringste Uebel, der Preis von 30 oder 18 Francs, wenn man den von 18 Francs überhaupt ein Uebel nennen will? Die beiden Möglichkeiten einfach mit einander verglichen, für welche Chance müßte ein Staatsmann sich wohl am meisten interessiren?"

Chevalier kritisirt nun ferner die Proposition des französischen Ministeriums, auf eine eben so schlagende, als geistvolle Weise. Er sagt, der ministerielle Vorschlag scheine von früheren Thatsachen eine sehr geringe Kenntniß zu zeigen. Man scheine zu glauben, daß die kornbauenden Länder dicht an der Thür Frankreichs lägen, und daß man blos die Hand aufzuhalten brauche, um sogleich zu empfangen, oder daß man die Schiffe zum Transport ohne Weiteres aus der Erde stampfen könne. Man bewilligt eine Frist von 3 Monaten für Unternehmungen, welche für das Hin und Her und für die Landung mindestens diesen ganzen Zeitraum brauchen, wenn man unsere bestgelegenen Häfen und die am wenigsten entfernten Kornländer in Anschlag bringt, wozu aber in den meisten Fällen 4 bis 5 Monate nöthig seyn werden. Es genügen gewöhnlich 3 Monate, um ein Schiff von Havre nach der Ostsee zu senden und zu seiner Rückkehr mit Ladung, aber sie genügen nicht zwischen Bordeaux und Danzig. Ohne Zweifel sind 3 Monate für eine Expedition von Marseille nach Odessa oder von Havre nach New-York und Neu-Orleans zu wenig. Ein Rheder wird sich mindestens unter 5 Monat zu keinem Geschäfte auf New-York einlassen. Chevalier berechnet nun auch, was möglicher Weise durch den ganzen französischen Schiffbestand herbeigeschafft werden könnte. Nach den Listen der Zoll-Verwaltung hat Frankreich nicht mehr als 650 Schiffe, welche zu langen, großen Seereisen geeignet sind, d. h. welche mehr als 300 Tonnengehalt haben, das machte im Ganzen 182,000 Tonnen. Denken wir nun, daß alle diese Schiffe sich ganz ausschließlich der Kornfracht unterziehen, daß man ganz und gar auf den Kolonial-Verkehr, auf die große Fischerei, auf die Beziehungen zum Südmeer und zu Brasilien verzichtet, und bringen wir die Dampfschiffe gar nicht in Abzug, welche eine solche Bestimmung nicht erhalten können. Mögen die 182,000 Tonnen auch noch gleich 200,000 Tonnen wirklicher Ladung gerechnet werden. Den Hectolitre zu 75 Kilogrammen gerechnet, so gäbe uns das eine Quantität von 2,660,000 Hectolitres, welche uns durch eine Reise zugeführt werden könnten. Diese 2,660,000 Hectolitres würden aller Wahrscheinlichkeit nach aber nicht einmal das Defizit der Kartoffeln decken. Um Reserven zu gewinnen und um endlich einen normalen Zustand herbeizuführen, würden mindestens noch zweimal solche Einfuhren von gleicher Quantität gemacht werden müssen. Im Durchschnitt, wenn man Alles erwägt, würde ein Schiff mit Kornladung nur drei Jahresreisen machen können. So würde die ganze französische Marine ein ganzes Jahr hindurch ohne Aufhören damit beschäftigt seyn müssen, uns aus den Kornländern Getraide herbeizuholen, es würde kein Segel davon genommen werden dürfen, und erst dann wäre unseren Bedürfnissen ordentlich entsprochen, vorausgesetzt, daß die Aerndte sich als eine Durchschnitts-Aerndte zeigt. Es müßte also dem Handel ein volles Jahr zur Disposition gestellt werden.

Aus der Kritik, womit Chevalier die ministeriellen Pläne beleuchtet, möge hier nur noch die beherzigungswerthe Schlußstelle einen Platz finden:

„Man hat sich von der Furcht leiten lassen, daß die Preise in der Zeit von 1847—48 ungeheuer sinken könnten. Welch ein wunderbarer Zustand! Während man sich in dem größten Nothstande befindet, verwahrt man sich gegen billige Preise, und während die Massen der Bevölkerung vom Hunger gequält werden, hat man es sich zum Gegenstande der Hauptbesorgniß gemacht, daß sie vielleicht in einigen Monaten und für einige Monate ihren Lebensunterhalt gar zu billig bekommen möchten. Es ist kaum zu glauben, daß, während Frankreich den populairen Prinzipien einen solchen Glanz und eine solche Macht verliehen hat, gerade unser Vaterland der Welt ein solches Beispiel geben würde. Trauriger Widerspruch, den man gern, zur Ehre unserer Zeit, mit einem Schleier bedecken möchte! Mitten in dem Asyle, von wo sie uns betrachten und von wo sie uns ermuthigen, das kühne begonnene Werk fortzusetzen, müssen die unsterblichen Männer von 89 eine Beschimpfung und Erniedrigung erleiden. Aber sie sind nicht die einzigen, welche durch das, was jetzt unter uns vorgeht, tief beleidigt werden, man muß auch den vergangenen Jahrhunderten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Obgleich beseelt vom Geiste des Monopols, so war

das ancien régime doch eben so für das Volk, wie die großen Männer von 1789, und man überrascht es nicht auf dem Versuche, die Lebensmittel zu vertheuern. Dies ist ein neues System der National-Oekonomie, ein neuer Begriff eines patriotischen Gouvernements, es hat in unserer Zeit einen Anfang gefunden und leidenschaftliche Anhänger selbst in dem besten Kerne der Volksfreunde. Mitten in der jetzigen Generation, welche die Erbschaft der Aufklärung angetreten, haben diese düsteren Irrthümer sich breit gemacht und die Herrschaft gewonnen. Von mehr als einem edlen und uneigennützigen Geiste sind sie als Staatsmaximen begrüßt und als Emanation ewiger Weisheit anerkannt worden. So geben wir denn jetzt ein ganz unerhörtes Schauspiel, wie noch kein Nothstand es bisher noch aufzuweisen hatte. Die öffentliche Macht hat keine größere Sorge, als Frankreich vor einem fürchterlichen Unglück zu behüten, welches darin besteht, daß zwischen den Aerndten von 1847 bis 1848 der Preis für Fleisch und Brod zu niedrig werden möchte, nachdem alle Vorräthe durch das arme Volk verschlungen sind, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung durch die Krisis tief in Schulden gestürzt worden ist, und, da das National-Kapital durch den Nothstand geschwächt wurde, nachdem die Arbeits-Gelegenheit seltener geworden ist! Es ist indessen, wie ich hoffe, durch das Vorstehende bewiesen worden, daß wir den billigen Preis der Lebensmittel, welcher in der neufranzösischen Sprache ein Unglück heißt, nicht zu erwarten haben. Wir haben nur die Theurung in Aussicht, welche nach diesem neuen Vocabularium wahrscheinlich ein Glück genannt werden muß. In der Voraussicht dieser Theurung muß das Gouvernement seine Maßregeln treffen." (Schluß folgt.)

Goethe's Werther auf der Pariser Bühne.

In dem Vaudeville-Theater zu Paris giebt man seit dem vorigen Sommer ein Stück, das eine allen Deutschen werthe Dichtung zu seinem Stoffe gewählt hat. In welcher Weise dies geschehen, möge die folgende Charakteristik des Stückes zeigen, die wir einem (uns etwas verspätet zugehenden) Privatbriefe entlehnen:

„— Zwei Vaudevillisten haben es kurzweilig gefunden, Goethe's Werther in ein nichtsnutziges, jämmerliches Drama zu entstellen und nach ihrer Bettelphantasie zuzurichten. Ihr Stück heißt „Charlotte" und besteht aus vier Akten. Der erste, eine Art Vorspiel, soll einen Widerschein des Goetheschen Romans enthalten, einen Widerschein von dem träumenden, in Natur- und Geistesgenüssen unersättlichen, nach immer neuen Idealen des Glückes und des Genusses ringenden Werther. Wir finden den Widerschein allenfalls, wenn das Original unvertilgbare Züge in unserem Gedächtnisse, in unserer Seele gelassen hat; wer Goethe dagegen nie gelesen, dem ist Souvestre's Werther von vorn herein Nichts mehr, als ein überspannter Komödienliebhaber. Er liebt also Charlotte, aber er liebt sie vergeblich; denn sie ist Albert's Braut und ihrem Bräutigam treu ergeben. Neben den Dreien, in ihrer vertrautesten Gesellschaft, befindet sich ein junger Dichter, Namens Goethe, welcher das zarte Verhältniß zu einer literarischen Schöpfung ausspionirt. Schon hat der edle Freund, der tiefe Menschenkenner, das Ende, den Selbstmord, vorausgesehen und das Buch, welches also mit Albert's Tode endet, dem Buchhändler Brand zum Verlage angeboten. Dieser kommt in Albert's Haus selbst, um mit dem Dichter um den Roman zu schachern, auf eine so gemeine Weise, daß Einem die Scham, selbst für den Komödien-Goethe, zur Stirn steigt. Plötzlich besinnt sich der Dichter, daß es doch wohl unzart seyn möchte, das Geheimniß des Freundes, noch ehe es zu Ende gespielt, der Oeffentlichkeit zu überliefern, und behält den Roman, — findet es aber durchaus nicht unzart, ihn Werther selbst zu zeigen. Gerade zu jener Zeit sollte sich aber Charlottens Schicksal entscheiden: der Tag ihrer Verheiratung mit Albert ist herangerückt; Werther sucht eine Unterhaltung, macht ein feuriges Liebesbekenntniß, auch Charlotte gesteht, daß sie ihn allein liebe, aber ihr Albert gegebenes Wort nicht lösen wolle, und sie bereitet sich, gebrochenen Herzens zum Brautaltar zu gehen. Werther's Verzweiflung ist aufs Höchste gestiegen; er selbst findet keinen Ausweg für seine Leidenschaft, — da fällt ihm Goethe's Manuskript in die Hände, und um zu wissen, wie er zu enden habe, sieht er als ein echter Coulissen-Werther nach, welches Ende ihm der Dichter gegeben! Er ist entzückt, von Goethe zu erfahren, daß er sich todtschießen müsse, und läuft auf sein Zimmer, es auszuführen. Aber er schießt ungeschickt und ist nicht völlig getödtet; Albert merkt nun, was hinter der Schwermuth des armen Freundes gesteckt, merkt auch Charlottens Gefühle und verspricht ihr des Geliebten Genesung und Hand, indem er selbst großmüthig verzichtet.

„Fortan haben sich nun die beiden Verfasser zur Aufgabe gestellt, kalten Blutes zu zeigen, was aus Werther und Charlotte geworden wäre, wenn jener, statt zu sterben, sie geheiratet hätte. Nun ist eben ihr Werther bei weitem der Goethesche nicht; dieser konnte nicht anders enden und hätte, um das zu wissen, keinen Psychologen um Rath zu fragen gebraucht, noch auch hätte ihm das Schicksal den dummen Streich gespielt, ihn wider seinen Willen am Leben zu erhalten. Seine ideale Schwärmerei mußte sich an der Wirklichkeit zerreiben und zertrümmern. Souvestre's Held aber ist kein Schwärmer, noch Idealist, sondern ein von Eitelkeit aufgeblasener, in erbärmlichem Egoismus sich spreizender Wicht, ein Modeheld aus der eleganten Gesellschaft, der, um seine Eitelkeit zu befriedigen, Mädchen verführt und sie, wenn er ihrer Reize überdrüssig ist, höhnend sitzen läßt. So sehen wir ihn denn auch nach kaum zwei Jahren im jämmerlichst prosaischen Ehestande, wie er, baar aller Liebe für die ihm treu ergebene Charlotte, ihre Gefühle kalt zurückstößt, ja verspottet. Er verführt ein junges Mädchen, indem er ihm die Ehe verspricht, und schwelgt im Genusse des neuen Glückes. Die Umstände führen die junge Geliebte in Werther's Haus; ihr Vater, ein derber, alter Major, will sie verheiraten: sie nimmt in ihrer Herzensangst, um dem Zwange wo möglich zu entgehen, Charlotte zur Vertrauten, ohne zu ahnen, daß sie die Gattin ihres Verführers ist. Diese Entdeckung trifft Beide wie ein Donnerschlag. Der alte Major, von dem Geheimniß unterrichtet, verlangt Genugthuung für die Schändung seiner Ehre; Albert, der gekommen ist, um sich an Charlottens Glück zu weiden, fordert Genugthuung für den Verrath an ihrer Liebe. Werther ist noch immer frech genug, Charlotte offen zu verletzen und zu schmähen, und das Schicksal scheint sich vorgenommen zu haben, dem Erbärmlichen kein Haar krümmen zu lassen: die Liebe und die Hingebung seiner Opfer rettet ihn. Helene, das junge Mädchen, will sich vergiften, um das Duell mit ihrem Vater unnöthig zu machen, aber Charlotte hat schon Gift genommen, um Werther's Verbindung mit Helene möglich zu machen. Sie stirbt mit dem Wunsche, daß er glücklich sey. Er dankt ihr und wendet sich sofort zu Helene, aber auch diese will ihn nicht mehr!

„Das hat man aus Werther gemacht, aus dem ganz sich hingebenden, begeisterten Werther, der sich im Glücke des Anschauens der Geliebten berauscht, der sie immer und überall sieht, in der Blume des Feldes und im Sterne des Himmels, aus ihm einen erbärmlichen Verführer! und diesem opfert der Himmel die edle Charlotte, das treue, liebend ergebene Weib reinen Herzens und einfachen klaren Sinnes, Charlotte, deren Haltung so ergreifend ist, weil sie ruhig bleibt, wenn die Leidenschaft um sie tobt; sie wird dahingerafft, und Werther, mit Schmach bedeckt, bleibt!" H.

Mannigfaltiges.

— **West-Afrika und der Sklavenhandel.** Herr Daniell, ein englischer Reisender, der lange im südwestlichen Afrika gereist und dort in bisher wenig bekannte Gegenden eingedrungen ist, befindet sich seit kurzem wieder in England. Auf seinen Reisen hat er mit tödtlichen Krankheiten zu kämpfen gehabt, doch hat ihn dies nicht verhindert, sehr reiche Sammlungen und Beobachtungen, besonders in ethnographischer Beziehung, zu veranstalten. Er hat die physiologischen Unterscheidungen der verschiedenen Negerstämme, im Vergleiche mit den uns seit längerer Zeit bekannten Stämmen des nördlicheren Theiles von West-Afrika, sehr genau studiet. Die portugiesischen Besitzungen, besonders die Straf-Kolonieen — ein neues und reiches Feld der Forschung — hatten seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich gezogen. Es scheint, daß der Sklavenhandel in neuerer Zeit, seitdem ihn die europäischen Geschwader auf anderen Theilen der afrikanischen Küsten sehr beschränkt, besonders in Angola und den benachbarten Distrikten sich ausbreitet, hauptsächlich für die Ausfuhr nach Brasilien, wohin von dort in den letzten Monaten mehr Sklaven verschifft worden, als früher im Verlaufe von Jahrzehenden. Selbst in Porto-Goanda, wo ein gemischter britisch-portugiesischer Gerichtshof zur Entscheidung über Sklaven-Prisen seinen Sitz hat, wurde unter den Augen desselben ein Sklavenschiff ausgerüstet und glücklich fortgeschafft. Ein portugiesisches Mitglied dieses Gerichtshofes wurde der Theilnahme an dieser Ausrüstung beschuldigt und überführt und hat daher, auf das Andringen seiner britischen Kollegen, seinen Sitz mit Schimpf und Schande aufgeben müssen.

— **Ein Schellingianer in Rußland.** Die nordische Bühne (Sjéwernaja Ptschelà) enthält folgenden merkwürdigen Nekrolog: „Die russische gelehrte Welt hat einen Mann verloren, der in seinem Vaterlande weder Mitarbeiter noch Nebenbuhler hatte. Am 27. März d. J. starb zu St. Petersburg im 72. Jahre seines Alters der Akademiker und Professor emeritus der Physiologie, wirkl. Staatsrath Donila Michailowitsch Wellanskji. Er war aus der Stadt Borsna im Gouvernement Tschernigow gebürtig, erhielt seine erste Erziehung im geistlichen Seminar zu Kijew, studirte dann in der St. Petersburger medizinisch-chirurgischen Akademie und wurde endlich auf Kosten der Regierung ins Ausland geschickt, wo er mehrere deutsche Universitäten besuchte. Hier faßte er eine entschiedene Vorliebe für die metaphysischen Wissenschaften und wohnte den Vorträgen des berühmten Professor Schelling über transscendentale Philosophie mit solchem Erfolge bei, daß sein Lehrer ihm das Zeugniß gab, es habe von mehreren Tausenden seiner Zuhörer nur allein Wellanskji ihn vollständig begriffen (!?). Die philosophischen Schriften dieses Letzteren liefern hiervon den Beweis. Solcher Gelehrten giebt es auch in Deutschland nur wenige: Schelling, Oken, Steffens und — Wellanskji." Es erinnert dieser Panegyrikus an die viel erzählte, aber sehr apokryphische Anekdote, die während der Verhandlungen des preußischen Landtags auch von einem Mitgliede der Herren-Kurie wieder citirt wurde: daß Hegel nämlich gesagt, es habe von allen seinen Zuhörern ihn nur Einer verstanden — und dieser habe ihn falsch verstanden.

Berichtigung. Im vorletzten Blatte Seite 321. Sp. 2. Z. 28 v. u. statt: um die Richtung der Straßen, so wie die künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind; lies: „um die Richtung der Straßen zu bezeichnen, deren Namen, so wie die der künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Donnerstag den 15. Juli 1847.

Afrika.

Madagaskar.

Die Insel und ihre Verbindungen mit Europa.

Madagaskar, — die große Insel, deren nördlichere Spitze unter 12° 12′ südlicher Breite liegt, — ist 290 franz. Lieues lang. Das Medium ihrer Breite kann 45—50 Lieues betragen. Der Kanal Mozambique trennt sie von der Ostküste Afrika's. Sie ist 193 Lieues von Mauritius und nur 149 von Bourbon entfernt.

Hohe Berge durchziehen und theilen das Land von Norden nach Süden. Von ihren Gipfeln dehnen sich nach jeder Seite der Insel zahlreiche Bergzweige aus, welche bewunderungswerthe Thaler in Menge bilden. Diese Thäler werden durch Quellen und Flüsse reichlich bewässert.

Das Land ist meistens primitiver Bildung. Spuren erloschener Vulkane sind vorhanden; ihrem unterirdischen Fortbestehen schreibt man die in gewissen Gegenden häufigen Erdbeben zu.

Madagaskar, das wenig Edelsteine besitzt, bietet durch Mineralien — Gold- nnd Silber-, Kupfer-, Blei-, Zinn- und Eisen-Minen — eine reichliche Entschädigung. In ihren Gießereien gebrauchen die Einheimischen Steinkohlen. Eine Steinkohlen-Grube existirt in der Nähe von der Hauptstadt Tananarivo; eine andere soll unweit Diego-Suarez seyn.

Der Boden ist ergiebig und der verschiedensten Kulturen fähig. Er ist schwarz und kräftig im Norden, sandig im Osten, im Westen hauptsächlich röthlich und mit Eisentheilen vermischt; im Süden findet man einen mit Sand stark gemischten Boden. Ueberall, wo Anlagen geschehen, herrscht Fruchtbarkeit. Da, wo die Bäume selten werden, wächst die Fataka, das Heu der dortigen Gegenden, ein vortreffliches Futter. Unermeßliche Urwälder bedecken meilenweite Strecken. Die Naturreichthümer, die sie verbergen, sind zahllos. Unter den Vegetabilien des Landes sind besonders bemerkbar — außer vielen medizinischen Pflanzen — der Pfeffer-, der Ingwer-, der Nelken-, der Baumwollen-, der Kokus-, der Indigo-, der China-, der Sassafras-, der Maulbeerbaum; das Zuckerrohr; der Tabak; der Reis; der Maniok; Schoten aller Arten; alle mögliche kürbisartige Gewächse; Trauben, die den besten Wein geben könnten.

Ueber die Wälder fliegen Papageien, Tauben, Kriech-Enten, Perlhühner, Fasanen zu Tausenden. Die dem Menschen nützlichsten wilden und zahmen Thiere bevölkern Madagaskar. Bisons, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Seidenwürmer u. s. w. sind daselbst einheimisch. Millionen von Bienen, deren gelber und grüner Honig und deren Wachsarten zu den ausgezeichnetsten gehören, hausen in den Bäumen. Man findet auch viel Gummi und Kopalharz.*)

Hinsichtlich der Metalle und ihrer Bearbeitung ist die Industrie der Madagassen weiter vorgerückt, als man vielleicht glauben könnte. Ihre Geschicklichkeit verschafft ihnen die Möglichkeit, viele der Instrumente, deren sie sich zum Ackerbau oder zum Hausbedarf und selbst zur Vertheidigung bedienen, zu verfertigen. Sie geben sich auch mit Gold- und Silber-Arbeiten — mit Ketten, Halsbändern und Ohrringen — ab. Sie verstehen silberne Teller und Bestecke zu gießen nnd zu verzieren. Die Ketten verdienen besondere Berücksichtigung. Sie sind Meisterstücke von Muster und Haltbarkeit. Auf der Westküste gebrauchte man sie früher an Geldes Statt. Sie waren sehr gesucht.

In Tananarivo werden seidene Tapeten fabrizirt. Das Gewebe ist schön. Es enthält reichhaltige, mannigfaltig und wunderbar verbundene Farben. Solche durchwirkte Stoffe kosten — das ungefähr 2 franz. Ellen lange Stück — öfters 4- bis 500 Franken. Zur Verfertigung derselben holen die Ova's, denen der Seidenbau noch ziemlich fremd ist, ihren größten Seiden-Vorrath von der Westküste Madagaskars, wohin Araber und die Mohren aus dem persischen Meerbusen jährlich einmal, während der Nord-Ost-Wind-Zeit, anlanden. — Auch die Fabrication gewisser kreuzweise gewebter Tapeten ist den Madagassen bekannt. Das Volk kleidet sich mit den Zeugen. Das Stück — gewöhnlich weiß mit rothen Franzen — kostet 20 bis 30 Franken. — Pagnes sind gewisse aus Schilf oder inländischem Grase geflochtene Matten und feinere Gewebe.

Daß der Ackerbau und die Pflege gewisser werthvoller Produkte erst sehr spät in Madagaskar zu Ehren gekommen sind, läßt sich durch die natürliche Ergiebigkeit eines Hauptproductionszweiges erklären. Der Reis erfordert fast gar keine Mühe. Er wächst in solcher Fülle, daß er selten mehr als 1 Fr. 50 Cent. bis 2 Fr. die 80 Pfd. gekostet hat. Von einer Reisnoth ist nie die Rede gewesen.

Die Ova's verstehen das Zuckerrohr zu ziehen und Zucker zu fabriziren. Bis 1838 trieben sie die Sache im Kleinen und mit sehr unvollständigen Mitteln, Zwei ordentliche, großartige Zuckersiederrien wurden seitdem auf der Küste eingerichtet. Mehr als 2000 Menschen sind dort beschäftigt. Ein Franzose, Herr Delastelle, — ehemaliger Commis des unter dem Könige Radama in Mahéla angesiedelten Capitain Arnoux, jetzt madagassischer Fürst und Minister der Königin Ranavalu-Mandjaka, — ist der Schöpfer dieser Anstalten, die er in Gemeinschaft mit seiner Herrin betreibt.

Herr Delastelle hat überhaupt, seit 1830, den größten und wohlthätigsten Einfluß auf die kommerziellen und industriellen Angelegenheiten der Insel Madagaskar ausgeübt. Sie verdankt ihm nicht die Zucker-Industrie allein, sondern auch Pflanzungen und glückliche Exploitations-Versuche aller Art. — Nach Gedeihen sehr ausgedehnter Kokusbäume-Anlagen (wozu 10 bis 15 Jahre erforderlich) hat eine bedeutende, jetzt sehr ergiebige Kokus-Oel-Fabrik angelegt werden können. Kaffee-, Nelken-, Baumwollen-, Indigo-, Pfeffer-, Ingwer-, Tabacks-Aerndten werden alljährlich gemacht, und zwar schon in ansehnlichen Quantitäten.

Die bereits ins Leben getretene Tendenz des Herrn Delastelle gewährt, durch ihre Resultate, die vollständigste Widerlegung der Behauptung, die Politik der Madagassen trachte dahin, mit Fremden ja nicht zu verkehren. Die Regierung Ranavalu-Mandjaka's denkt ganz anders. Sie befolgt aber mit Beharrlichkeit eine starke und verständige Richtung. Sie will sich Franzosen und Engländer, — welche Besitz oder Eroberungsrechte ihr gegenüber gern geltend machen möchten, — nur vom Leibe halten. In letzter Zeit (1845) hat die Königin diejenigen Küstenfreihändler, die sich nicht naturalisiren lassen wollten, aus guten Gründen weggeschafft. Die Herren waren nicht, selbst für Madagassen, hinlänglich uneigennützig. Die Eingebornen hatten außerdem unter ihrer Leitung den vaterländischen Handel selbst zu treiben gelernt. Daher der bekannte Befehl, das Land binnen Monat und Tag zu verlassen; daher die verunglückte englisch-französische Expedition gegen Madagaskar, welche zunächst das heutige Elend der Insel Bourbon veranlaßt hat.

Ihren Grundsätzen treu, zeigt sich die Regierung Ranavalu's bereitwillig und human gegen alle Schiffe, welche die feindlichen Flaggen nicht tragen. Ein solches Benehmen gebietet ihr übrigens die Nothwendigkeit. Ihre Produkte los zu werden, andere Produkte, die ihr nicht zu Gebote stehen, zu erhalten, muß sie sich Verbindungen mit der Fremde sichern. Danach trachtet sie auch, wo sie nur kann.

Bis zu Herrn Delastelle's Regiment war die Zählung derjenigen Waaren, welche aus Europa zum Tausche gegen Reis oder Bisons, gegen Tapeten oder Pagnes gebracht werden konnten, keine schwere Aufgabe. Sie beschränkte sich auf blaue Leinwand, sogenannte venetianische Glaswaaren und spanische Piaster. Für 12 Glasperlen erhielt man 80 bis 90 Pfund Reis und für zwei franz. Ellen Leinwand einen Bison. — Das spanische Geld wurde von den Madagassen hochgeschätzt. Heutzutage noch geben sie, nach ihrer Meinung, dafür mehr als für jeden anderen Tauschartikel. Es leistet ihnen in der That vorzügliche Dienste. Sie besitzen keine einheimische Münze oder Scheidemünze. Der ganze oder der in 60 gleiche Stücke getheilte Piaster ersetzt Beides.

Seit Entwickelung einer Landes-Industrie haben sich die Bedürfnisse des Landes merkwürdig vermehrt. Obwohl die dem Volke beliebten Leinwand-, Glaswaaren und Piaster die Grundlage einer nach Madagaskar zu versendenden Ladung immer ausmachen, so lassen sich doch viele Luxus-Artikel vortheilhaft und zuverlässig hinzufügen. Schwere mit Gold und Silber gewirkte Stoffe heller Farbe; vergoldete und versilberte Geräthschaften; auffallende Salon-Möbel; elegante Waffen und — man möchte es kaum glauben — Strasburger Gänseleber-Pasteten und andere gute Konserven finden dort einen rasenden Absatz.

Dieser Fortschritt der Bedürfnisse, folglich der Kultur, läßt sich allein Herrn Delastelle zuschreiben. Er ist es, der die Königin auf früher unbekannte Dinge und Genüsse zu lenken und in steter afrikanischer Gährung zu erhalten verstanden hat. Dem Beispiele mußten die Großen des Reichs, anfangs gezwungener Weise vielleicht, folgen. Bald aber wurde diesen die neue Sitte zur zweiten Natur. Es ging so schnell, daß, im Jahre 1841, Herr Delastelle, auf Ranavalu's Befehl und auf Bitte sämmtlicher Mitglieder des Staatsrathes, eine Reise nach Frankreich und England — viel weniger in politischen Zwecken, als hauptsächlich um auf Antrag und für Rechnung der Liebhaber

*) Dies nach Eugène de Froberville.

einen gehörigen Vorrath Luxuswaaren aufzukaufen und mitzubringen — unternahm. Er kam mit drei schwer beladenen Schiffen zurück. Rothe Sophas nebst Fauteuils und Kissen gleicher Farbe bildeten den vierten Theil seiner Ladungen. Ein anderer wichtiger Posten bestand aus Delikatessen; 25,000 schlechte Flinten bewiesen zwar, daß man sich um des Landes Zukunft nebenbei beschäftigt hatte.

Als Franzosen und Engländer die letzte Ungeschicklichkeit begingen, sich mit Ranavalu zu entzweien, — war der Handel mit Madagaskar bereits für sie ergiebiger Natur. Er versprach ihnen binnen kurzem einen nicht zu verachtenden Absatz für die verschiedenartigsten Produkte ihrer National-Industrie. Jetzt dürfen sie nicht mehr daran denken. Die Ova's haben Franzosen und Engländer besiegt und sind auf ihren Sieg stolz. Die Unüberwindlichkeit der englisch-französischen Waffen ist ihnen fabelhaft. Alle Sühne-Versuche würden vergeblich seyn. Weder von Mauritius, noch von Bourbon, die sie gegenwärtig ohne Mitleid verhungern lassen, wollen die Madagassen sprechen hören. So wird es bleiben, bis die Mächte sich entschließen, thätlich zu zeigen, daß sie sich da behaupten können, wo sie seyn wollen. Ehe dies aber geschieht, wird — nach den letzten Beschlüssen des Parlaments und der Kammern wenigstens zu urtheilen — eine Reihe von Jahren vergehen. Demnach gehört gegenwärtig fast ausschließlich den Portugiesen der rasch emporkommende Handel des reichsten Landes der Welt. Die portugiesischen Niederlassungen auf der Ostküste Afrika's gewähren den bequemen Zutritt zu Madagaskar. Ihrerseits befürchtet der Ova keine ehrgeizig-politischen Unternehmungen.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Fortsetzung.)

Wir legten ganze Meilen zurück, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken. Mögen die Herren Actionaire der künftigen Eisenbahn von Lissabon nach Badajoz auf diese Nachricht mehr Werth legen, als ich auf die Berichte Manoel's. Von Estremoz nach Venda do Duque, d. h. auf einem dreistündigen Wege, hatten wir nur zwei Schäfer, zwei Schweineheerden und zwei andere Burschen mit etlichen Schweinen und Hammeln angetroffen. Von einer Straße ist bis zu den zwei Brücken keine Spur wahrzunehmen. Und diese beiden Brücken werden auch nur im Winter benutzt, wenn der Fluß durch den Regen zu hoch angeschwollen ist. Auf der Hälfte des Weges ließen wir zu unserer Linken Evora Monte in einer Entfernung von zwei Stunden liegen, wo die berühmte Capitulation von 1834 abgeschlossen wurde, in welcher die Miguelisten nach dem Verlust der Schlacht von Santarem die Waffen niederzulegen genöthigt wurden. Die Lage dieser Stadt ist äußerst malerisch.

Nach Venda do Duque kamen wir um 11 Uhr Vormittags. Manoel erklärte mir, seine Maulthiere abschirrend, daß wir hier drei Stunden rasten müßten, der großen Hitze wegen. Venda do Duque, ein großes Karawan-Serail, ist die einzige Behausung, welche man mehrere Stunden umher findet, und wohl einer Beschreibung werth. Es ist hinlänglich geräumig, um eine kleine Armee von Reisenden nebst ihren Maulthieren und Dienern zu beherbergen. In der Mitte des ungeheuren Saales, der uns aufnahm, erhob sich ein mit Schnitzwerk verzierter und mit einem Stück Leinwand überzogener Tisch. Die Sessel, die Fässer und andere für den täglichen Gebrauch dienende Gegenstände waren aus Korkholz verfertigt. Zwei schwarze Schweine versuchten mit ihrem Rüssel den rohgepflasterten Boden aufzuwühlen; ein Ochsenjoch hing an der Mauer, und verschiedene Spieße lagen an der Erde umher. Die Decke, aus starken, vom Rauch geschwärzten Balken und Latten bestehend, war durch kein Dach gegen die Stürme, den Regen und die Hitze geschützt. Endlich waren die Wände noch rings mit Töpfen, Kasserolen und anderen Kochgeschirren geziert. — Zu Venda do Duque beurtheilt man den Magen eines Reisenden nach dem der Schleichhändler, Maulthiertreiber und Karrenführer. Als ich die rapariga (die junge Kellnerin) um Eier und Thee ansprach, wich sie vor Erstaunen einige Schritte zurück. Im ganzen Hause gab es nur ein Ei, und was das zweite betraf, so sey, versicherte man, die Henne eben damit beschäftigt, es zu legen. Ich war also, wenn ich anders Frühstück haben wollte, zu warten gezwungen, bis dieser feierliche Akt vorüber seyn würde, und machte deshalb einen kleinen Spaziergang. Zurückgekehrt, erfuhr ich jedoch zu meinem großen Schrecken von der rapariga, daß sich die Henne nicht dazu hätte entschließen können, ein zweites Ei zu legen. Um mich für diese Entbehrung zu trösten, ließ ich mich, indeß ich das einzige Ei, das das eigensinnige Federvieh hatte legen wollen, verzehrte und meinen Thee dazu schlürfte, mit der rapariga in ein Gespräch ein. Sie war recht hübsch, fett, wie ein Vogel im Käfig, und eben so traurig. Das Cölibat war ihr zur Last, und dennoch hatte sie, wie sie mir gestand, nur noch wenig Hoffnung, einen Mann zu finden; gleichwohl unterließ sie es in keinem Jahre, nach der Romeria oder zur Senhora Dourada zu wallfahrten, wo viele Ehen geschlossen würden, und trüge einen Rosmarienzweig bei sich, um die bösen Geister (bruxas) abzuhalten und den Einfluß der Hexen (feiticeiras) unschädlich zu machen, und versäumte auch sonst Nichts, was ihr den Brautkranz erwerben könnte ....

Jenseits von Venda do Duque erstrecken sich die olivaras ungefähr ½ Stunde weit fort, dann beginnt wieder die Wüste; wir bemerkten nur von Zeit zu Zeit ein bebautes Feld und Heerden von Hammeln oder schwarzen Schweinen. Eine dieser Heerden, die größte, war durch drei Schäfer, drei Hunde und drei Kinder bewacht. Die Hirten trugen den klassischen Schäferstab, aber zwei von ihnen waren außerdem mit Flinten bewaffnet, um die Wölfe oder Diebe von ihren Heerden abzuhalten, oder auch wohl dann und wann ein Wild zu erlegen. Das Land, welches bis Venda do Duque eben war, wurde in der Umgegend von Arrolopos, einer aus etwa tausend Häusern bestehenden Stadt, hügelicher und freundlicher, obwohl immer noch fast unbebaut und so wenig bevölkert, daß, wenn ich nicht zuweilen die originellen Sitten der spärlichen Bewohner hätte beobachten wollen, ich es vorgezogen hätte, mich mit einem Sprunge nach Lissabon zu versetzen. Der Anblick dieser unbenutzt liegenden fruchtbaren Landstrecken unter diesem schönen Himmel lenkte meine Gedanken unwillkürlich zu meinem Vaterlande zurück, und ich dachte mit herbem Schmerz an so viel Unglückliche, die dort in Hunger elend verkommen mußten. Warum können sie nicht, rief ich aus, hierherkommen und diese Provinz in einen blühenden Garten verwandeln! Nur von Stunde zu Stunde begegneten wir anderen Reisenden. Einmal waren es Soldaten, die auf dem Marsche nach Elvas begriffen waren, meistens sehr schöne große Gestalten; ein anderes Mal lavradoros oder Pächter, mit ihren runden, buschigen Hüten, ihren zamarras oder Jacken und schwarzledernen Hosenträgern und ihren langen und knorrigen Stäben, mit denen sie nöthigenfalls einen Stier hätten zu Boden schlagen können; später trafen wir auch einmal auf einen spanischen Schleichhändler in Begleitung eines arriero (Maulthiertreibers), der, fünf Thiere vor sich her treibend und auf einem Pferde sitzend, zwischen den Zähnen einen eintönigen Refrain summte —; eine solche Figur war der Vater Espartero's. — Außer denen der Maulthiertreiber habe ich auf meiner ganzen Reise von der spanischen Gränze bis Lissabon nicht drei Pferde zu Gesicht bekommen. Die portugiesischen Bauern besitzen nur Maulthiere und Ochsen; nähme man ihnen diese, würden sie im äußersten Grade bekümmert seyn. Denn ohne sie *wären sie* außer Stande, ihr elendes Leben zu fristen, da sie nichts durch *sich selbst zu* thun verstehen. Sie führen immer ein Wort im Munde, das ihnen alle Energie raubt; amanhãa, mañana.*) Sie beginnen mancherlei, halten bei der ersten, etwas bedeutenden Kraftanstrengung inne, und beenden Nichts, nicht einmal ihre Revolutionen.

Von Vendas Novas bis Aldea Gallega führt ein achtstündiger Weg, der, da der Boden sandig ist, für portugiesische Fuhrwerke, die, wie schon erwähnt, nicht auf Springfedern ruhen, bequemer zu befahren ist. Uebrigens besteht nur die oberste, sehr dünne Schicht aus Sand, da sich unter demselben ein sehr fruchtbares Erdreich befindet; wie es denn bekannt ist, daß San-Ube die schönsten Orangerieen der Erde besitzt. Zwei Stunden von Aldea Gallega beginnt ein großer und sehr schöner Fichtenwald. Solche Wälder findet man die ganze Küste entlang und in einer ziemlich bedeutenden Breite bis nach Palmella. Die Bäume sind herrlich; die Einen zeigen einen geraden, hohen Stamm, die Anderen haben 5 bis 6 mächtige Aeste, in welche sich bald über dem Boden der Hauptstamm ausbreitet, und die von einander in durchaus gleichen Zwischenräumen abstehen. Auf der Hälfte des Weges ungefähr hielten wir einige Augenblicke zu Pegoens, einem aus drei Häusern bestehenden Weiler, an, wo ich die Nachricht erhielt, daß in Lissabon neuerdings eine Revolution ausgebrochen sey. Jetzt hatte ich nur noch einen Gedanken, den, nach Lissabon zu gelangen und Zuschauer der Revolution zu seyn. Nicht ohne eine gewisse Bewegung erblickte ich daher von der Höhe eines Hügels, nahe der berühmten Kirche Nossa Senhora da Atalaya, etwa zwei Meilen hinter Aldea Gallega, am fernen Horizont die Thurmspitzen der portugiesischen Hauptstadt. Aber auch abgesehen von der Revolution, mußte ich bekennen, daß Lissabon in einer gewissen Entfernung einen sehr angenehmen Anblick darbietet.

Endlich war ich am Ufer des Tajo; ich verließ meinen abscheulichen Carro und spiegelte mich in den klaren Fluthen des Catullischen amnis aurifer. Der Wind war gut, die falua bereit, Manoel lud meine Sachen darauf, ich stieg ein, der Wind blies das Segel auf, und wir verließen das Ufer und Aldea Gallega ohne Bedauern, obschon diese kleine Stadt, weit reinlicher als die meisten portugiesischen Städte, im Hintergrunde des Hafens, an dem sie gelegen ist, einen sehr hübschen Anblick gewährte. — Die falua, auf der wir nach Lissabon segelten, war eine Barke von ungefähr 5 Tonnen, mit einem Halbverdeck, unter dem die Passagiere Schutz vor Regen und Sturm finden können. Die Rücklehnen der für die Passagiere bestimmten Sessel waren mit Malereien verziert, die Blumen- und Fruchtkörbe darstellten. Die Portugiesen lieben diese Art von Fresken so sehr, daß sie davon einen übertrieben ausgedehnten Gebrauch machen. Je weiter wir den Fluß hinabfuhren, desto mehr trat Lissabon aus dem dunstigen Horizont hervor. Man glaubte eine Stadt von lauter Marmorpalästen zu erblicken. Besonders aber als wir die Spitze von Montijo passirten, eine Stunde von Aldea Gallega und zwei Stunden von Lissabon, genossen wir das herrlichste Schauspiel, denn dort hat der Tajo eine Breite von nicht weniger als sieben (engl.) Meilen. Wir fuhren nahe an Vasco da Gama vorüber, das seit 20 Jahren begonnen, noch immer nicht beendet ist, obschon es schon als 400 Contos de reis, ungefähr 7—800,000 Rthlr., gekostet hat .... Aber der Wind hatte seine Stärke verdoppelt, die Schnelligkeit nahm zu, und bald waren wir am Ziele. — Meine Augen sind so sehr nach allen Seiten hin in Anspruch genommen, daß die Feder meinen Händen entsinkt. Der Eindruck, den Lissabon von dieser Seite her macht, ist durch seine Großartigkeit und Mannigfaltigkeit überwältigend.

Nachdem ich mehrere Tage dazu angewendet, Alles zu sehen, Alles zu hören, zu vergleichen, zu studiren, zu beurtheilen, konnte ich erst wieder an die Fortsetzung meines Tagebuchs denken, um meinen Landsleuten, die Portugal und die Portugiesen sehr wenig kennen, meine Beobachtungen mitzutheilen.

---

*) Ganz ähnlich dem deutschen Sprüchwort: „Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen alle faulen Leute.“

Die letzte Revolution z. B. ist ihnen unter einem ganz falschen Lichte erschienen. Wenn sie die Wahrheit wüßten, wie ich sie jetzt weiß, so würden die englischen Journale die Königin vertheidigen, statt sie anzugreifen. Sie befinden sich in einem großen Irrthum, wenn sie glauben, daß die Ursache der Insurrectionen in der parlamentarischen Regierung liegt. Es handelte sich in dem Augenblick, als im vorigen Oktober die Gährung zum Ausbruch kam, gar nicht darum, zu wissen, wer den Sieg davontragen würde, die königliche Prärogative oder die Freiheit. Eine dämagogische Partei wollte die Monarchie zerstören. Die Königin hat mit ihrer Krone zugleich die Verfassung vertheidigt. Sie hat sich nur ein Unrecht vorzuwerfen, nämlich das, nicht offen genug gewesen zu seyn. Es ist den Herrschern nicht gestattet, im Geheimen Verschwörungen anzuzetteln; zu konspiriren, wenn man den höchsten Rang im Staate einnimmt, heißt sich entwürdigen, heißt sich einer verdienten Niederlage aussetzen. Sonst aber war Donna Maria völlig in ihrem Recht, und die Noth möchte sie vielleicht doch entschuldigen, daß sie, um die anarchischen Pläne ihrer Gegner zu vernichten, sich nicht königlicher Wege und Mittel bedient hat. In dieser wichtigen Angelegenheit hat sich England von seinen eigenen Agenten täuschen lassen. Henry Southern, der Geschäftsführer der Königin von Großbritanien am Hofe zu Lissabon, hat diese erzwungene und legitime Revolution nicht verstanden, und Lord Palmerston hat den großen Fehler begangen, seinen irrthümlichen und verkehrten Mittheilungen vollen Glauben beizumessen.

Die Portugiesen übrigens wissen die Freiheit gar nicht zu schätzen und sind daher auch nicht würdig und fähig, sie zu genießen. In der Politik handeln sie immer wie Kinder und verlangen, als solche behandelt zu werden. Um sie zu regieren, bedarf es eines Diktators, nur wäre allerdings zu wünschen, daß dieser Diktator weniger roh und mehr ehrenhaft sey, als Costa Cabral. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ist eine Repräsentativ-Verfassung in Portugal geradezu unmöglich, da alle Elemente dazu fehlen. Der Minister schaltet über die Wahlen nach seinem Belieben, und das aus seinen Kreaturen zusammengesetzte Parlament ist stets bereit, alle von ihm vorgeschlagenen Gesetze anzunehmen. Wenn man dreitausend Individuen — meist Ruhmsüchtige und Intriguanten aller Art — abrechnet, so giebt es nicht hundert Wähler, die sich mit der Politik beschäftigen oder sich auch nur die Mühe geben, ein Journal zu lesen, um die Tagesereignisse zu verfolgen. Sey es Faulheit oder Geiz, sie können sich von dieser schmachvollen Unwissenheit nicht frei machen: ein Journal würde ihnen die Woche auf einen Shilling (etwa 9 Sgr.) zu stehen kommen; im Falle sich nun eine Anzahl von zwölf Abonnenten für ein Blatt fände, so würde jeder nur 1 Penny (etwa 9 Pf.) zu bezahlen haben, was fürs Jahr ungefähr 1 Thlr. 10 Sgr. ausmachen würde. Aber sie würden immer noch lieber ihre Börse leeren, als ihre Augen und ihren Geist anstrengen. San-Ube, die vierte Stadt des Königreichs, nur 5 Stunden von Lissabon entfernt und ungefähr 6000 Einwohner zählend, besitzt nicht das kleinste, in ihren eigenen Mauern erscheinende Blatt, und die sechs Zeitungen, welche die Post jede Woche aus der Hauptstadt bringt, werden nur von öffentlichen Beamten oder Kaufleuten gehalten. Während der Woche, in die mein dortiger Aufenthalt fiel, gingen in Lissabon die wichtigsten Ereignisse vor; aber Niemand hatte auch nur einen Schein von Unruhe oder Aufmerksamkeit. Dergleichen Fälle könnte ich zu tausenden citiren.

Und nicht blos die Apathie, sondern auch die Unwissenheit der Portugiesen übersteigen allen Glauben. Um einen Begriff von der letzteren zu geben, wird es hinreichend seyn, zu erwähnen, daß der für den gebildetsten geltende Minister in einer neulich erlassenen Proclamation das Wort pacifique mit zwei ss: passifique schrieb, und Costa Cabral, der ein Alumnus von Coimbra ist, so wenig seine eigene Muttersprache kennt, daß er liquide in illiquide verstümmelt. Mit dergleichen Böcken, die fast täglich die Journale und öffentlichen Erlasse der Minister und anderer Beamten verunstalten, könnte ich leicht einen mäßigen Band füllen. Man schreibt immer thecnologie statt technologie, sillogisme statt syllogisme, risum tenoatis für risum u. s. f., tradiction statt tradition, dissider statt décider, fragrant délit statt flagrant délit u. s. f. In jeder seiner Nummern spricht das Diario, das einzige offizielle Journal, welches gegenwärtig erscheint, stets von der discreptionnairen Macht der Krone. Man begreift leicht, daß Journalisten, die nicht einmal orthographisch richtig zu schreiben verstehen, als Kritiker sehr leicht zu befriedigen sind, woher es denn auch kömmt, daß sie allen neuen Werken, die ihrem Urtheil unterworfen werden, die übertriebensten und abgeschmacktesten Lobeserhebungen spenden.

Wenn die oberen Klassen nicht lesen, so verstehen die niederen nicht zu lesen. Da auf diese Weise das Volk von allen Begebenheiten in der Welt nichts erfährt, so hat sich in ihm eine fabelhafte Leichtgläubigkeit ausgebildet. Ein Priester erzählte mir kürzlich folgende Anekdote: „Mehrere Frauen meines Sprengels", sagte er, „kamen mit verstörten Zügen und Thränen in den Augen zu mir, indem sie auf meine Frage, was ihnen zugestoßen sey, sich bitter darüber beklagten, daß die böse Königin Donna Maria den Befehl gegeben habe, allen portugiesischen Frauen mit Namen Maria ein Auge auszureißen, weil sie selber einäugig sey und nicht wolle, daß eine Frau, die ihren Namen trüge, zwei Augen hätte. Sie waren davon fest überzeugt, da es ihnen der Vater Bento (ein Miguelist) fest versichert hätte. Ich hatte viel Mühe, sie davon abzubringen und ihnen klar zu machen, daß man sie getäuscht habe; in jedem Augenblick glaubten die Maria's meines Kirchspiels von fern Soldaten zu erblicken, die kämen, ihnen ein Auge auszureißen." — Die Erziehung Don Miguel's war so vernachlässigt, daß, als er im J. 1829 die höchste Gewalt an sich riß, er nicht einmal richtig zu schreiben verstand und sein erstes Dekret mit Migel unterzeichnete.

Die Portugiesen sind aber auch eben so eingebildet und eitel, wie unwissend. Alle Frauen, die auf den Titel Dame Anspruch machen, lassen sich Ew. Excellenz nennen. Wenn ein Portugiese an seinen Schneider oder Schuhmacher schreibt, unterläßt er nicht, ihn mit Ew. Gnaden oder illustrissimo senhor anzureden. Wenn sie sich nicht so sehr wie die Spanier auf das Don steifen, so hat das seinen Grund nur darin, weil sie einer weit stärkeren Dosis Weihrauch bedürfen. Uebrigens darf man andererseits nicht verkennen, daß ihre übertriebene Eitelkeit einige gute Eigenschaften mit sich bringt; sie werden dadurch liebenswürdig, brav und mildthätig. Den Beweis, daß ihre Mildthätigkeit nicht bloße Eitelkeit ist, kann man daraus entnehmen, daß sie das Geld sonst über Alles lieben, so daß sie sich häufig lieber der Gefahr eines Aufstandes mit allen Folgen desselben aussetzen, als eine neue Steuer bezahlen. Aber wenn sie sich vor Verschwendung in Acht nehmen, so denken sie doch selten daran, ihr Vermögen zu vergrößern, weil sie die Arbeit und jede Anstrengung verabscheuen. Der Handel reduzirt sich fast auf Null, und die Industrie liegt noch in der Wiege; aber die Zahl der empregados publicos ist so groß, daß, wenn sie alle den Entschluß faßten, sich zu beschäftigen, sie an einem Tage die Arbeit eines ganzen Jahres vollbringen könnten. Im Jahre 1761 zählte das Departement der Finanzen allein 22,000 Beamte. Der Marquis von Pombal reduzirte durch ein aus dem Monat Oktober datirtes Edikt diese Zahl auf 32; leider hat keine seiner Reformen ihn überlebt. Die Frage der Verminderung der Beamtenzahl ist schon oft Gegenstand der Besprechung gewesen, aber kein Minister hat bisher den Muth gehabt, diese nützliche Maßregel auszuführen; denn der jetzige Zustand der Dinge sagt der Aristokratie und dem Mittelstande zu sehr zu, als daß sie nicht mit allen Kräften sich dagegen stemmen würden, eine Einrichtung aufheben zu lassen, die ihnen Gelegenheit giebt, Geld zu verdienen, ohne daß sie dabei nöthig hätten, etwas zu thun.

Zu der Zeit, wo ich in Lissabon war, betrug das jährliche Budget der Ausgaben in Portugal die Summe von 11,660 Contos — 1 Conto gleich 225 Pfd. Sterl. oder 1550 Thlr. berechnet — folgendermaßen vertheilt:

Civilliste.

Die Königin.........	1	Conto täglich od.	225	Pfd. od.	1,550	Thlr.
		d. i. jährlich	82,125	„ „	565,750	„
Der König..........	100	Contos jährl. od.	22,500	Pfd. od.	155,000	Thlr.
Der Erbprinz.........	20	„ „ „	4,500	„ „	31,000	„
Sein jüngerer Bruder ...	10	„ „ „	2,250	„ „	15,500	„
Die Herzogin von Braganza	40	„ „ „	9,000	„ „	62,000	„
Ihre Tochter, die Prinzessin Amalie...........	5	„ „ „	1,200	„ „	7,750	„
Die Infantin Isabella Maria	40	„ „ „	9,000	„ „	62,000	„
Die Infantin Anna de Jesus	15	„ „ „	3,375	„ „	23,250	„
Die Pairs-Kammer	13½	„ „ „	3,037	„ „	20,925	„

	Contos.	Pfd. Sterl.	Thlr.
Deputirten-Kammer. Darin einbegriffen die Gehalte der Deputirten (13 Shilling oder etwa 4½ Thlr. täglich während der Sitzung) und Reisekosten............	46½	10,462	71,816
Pensionirte Staatsbeamte......	708	159,300	1,097,400
Ministerium des Innern........	1,043	234,675	1,616,650

welche folgendermaßen vertheilt sind:

Staatsrath 14½; Civil-Gouverneure 70; öffentlicher Unterricht 234; wissenschaftliche Anstalten 18; schöne Künste, Musik und Museen 56; Staatsbauten 100; öffentliche Gärten 19; Munizipalität von Lissabon 137; Wohlthätigkeits-Anstalten 101; Munizipalgarde u. s. f. 214 Contos.

	Contos.	Pfd. Sterl.	Thlr.
Finanz-Ministerium mit Inbegriff der Zoll-Aemter, der Münze und der Stempel-Behörden...............	708	159,300	1,097,400
Justiz- und Kultus-Ministerium ..	383	86,175	593,650
Der Klerus	103	23,175	159,650
Die richterlichen Behörden..............	190	42,750	308,450
Die Gefängnisse u. s. f..................	90	20,250	139,500
Kriegs-Ministerium	2,435	547,875	3,774,250
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten..............	232	52,200	359,600
Junta für den Staatskredit zur Bezahlung der Interessen der Staatsschuld	3,958	890,550	6,134,900
Marine und Kolonieen	865	194,625	1,340,750

Andere kleinere Ausgaben halte ich für unnöthig, hier aufzuzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

(Schluß.)

Michel Chevalier kömmt nun auf die Aufstellung öffentlicher Arbeiten zu reden. In dieser Beziehung habe die Staatsmacht eine zwiefache Gelegenheit, ihre Voraussicht und ihre klare Erkenntniß der Lage zu bewähren. Chevalier

erklärt sich entschieden gegen das Geschrei, welches in Frankreich gegen die öffentlichen Arbeiten erhoben worden ist, und weiß, ohne daß wir ihm hier ins Spezielle folgen wollen, den fressenden Krebs des französischen Budgets in einer anderen Stelle, z. B. in Algier und in der Marine, nach. Frankreich ist in seinen Eisenbahn-Arbeiten weit hinter England und Deutschland zurückgeblieben, welche damit bedeckt sind; die Nation ist ungeduldig geworden; aber man ist ökonomisch in den öffentlichen Arbeiten, während man anderswo das Budget mit ungeheuren Summen belastet. Gegen die Verbesserung der Wege, gegen den Ausbau der Eisenbahnen, gegen die Kanal-Bauten u. s. w. wenden sich die ökonomischen Bedenklichkeiten, obgleich alle diese Arbeiten dem Lande Nutzen bringen müssen, aber Algier wird nicht aufhören, 100,000 Menschen zu beschäftigen und an 100 Millionen für seine Colonisation zu kosten. Man wird nicht aufhören, eine Kriegs-Marine auf einem übertriebenen Fuße zu halten, um scheinbar mit England zu wetteifern, und die Einrichtung einer guten Handels-Marine wird darüber versäumt. Man hält eifrig fest an den oceanischen Besitzungen, und doch können sie so leicht in die Hände Englands fallen. Alles das, was viel kostet und nichts einbringt, alles das, was die Bevölkerung unnützerweise verschuldet, wird heilig gehalten; dagegen hat sich der ganze Sturm gegen die öffentlichen Arbeiten erhoben, und es wird hier Einschränkung, Oekonomie, Verringerung gefordert u. s. w.

Die Administration ist also, fährt Chevalier weiter fort, in Allem, was die Krisis der Nahrungsmittel anbelangt, von unrichtigen Grundsätzen geleitet worden.

„Es thut mir leid, wenn ich in der Lebensmittelfrage gegen alle Maßregeln einer Regierung Tadel aussprechen muß, welche sich durch ihre Mäßigkeit und Klugheit, wovon sie vielfache Proben gegeben, einen Anspruch auf die öffentliche Anerkennung verschafft und welche vor allen Dingen das große Verdienst hat, der Welt seit 1840 den Frieden erhalten zu haben, aber diese Masse ihrer falschen Maßregeln durfte nicht so hingehen. Es ist gut, sie öffentlich zur Sprache zu bringen, und sei es auch nur, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, damit eine kräftigere Stimme, als die meine, das verhindern könne, was bis jetzt nur noch Absicht und nicht Thatsache geworden ist. Ich fordere das Kabinet hauptsächlich auf, sich selbst zu unterrichten und zu befragen, ob diese Reihe von Mißgriffen nicht daher kommt, weil es sich durch eine intolerante Coalition blinder Interessen hat hintergehen lassen. Die Prohibitiv-Männer, mächtig organisirt, wollen nicht, daß eine freie Einfuhr des Getraides, und insbesondere des Fleisches, gestattet werde. Die freie Einfuhr, womit es auch sei und für einen einzigen Tag, erregt ihnen Schrecken. Das Prohibitiv-System scheint eine heilige Arche zu sein. Die Prohibitiv-Männer haben viele Grundbesitzer zu ihren Fahnen geworben, indem sie sie überredeten, daß der bezweckte Schutz ihnen vortheilhaft sey, während er in Wahrheit auf den Landbau weit mehr Lasten wirft, als er Vortheile gewähren kann. Die Protectionisten fürchten wahrscheinlich, daß unsere Grundbesitzer, in Folge einer kurzen Erfahrung, sich überzeugen, wie viel weniger vortheilhafter der Schutz ist, welchen ihnen die Douane gewährt, im Vergleich zu dem, was er ihnen kostet, und die Prohibitiv-Armee würde so ein großes Bataillon verlieren. Der Nothstand selber scheint dem Comité kein genügender Grund zu seyn, welches in einem offiziell an den Ministerrath gerichteten Schreiben, bevor die Nothstandskrisis eingetreten war, geradezu damit prahlte, daß es die Verantwortlichkeit für die Existenz beinahe der ganzen Nation trage. Die Chefs der Coalition haben erklärt, daß sie gegen jede Modification des Tarifs, namentlich in Betreff des Schlachtviehes, Opposition machen würden. Sie haben mit einer Sicherheit gesprochen, welche ihnen durch ihre früheren großen Siege eingeflößt wird, durch den von 1841 gegen den Handelsvertrag mit Belgien, den sie, mit Hintenansetzung der größten politischen Interessen des Vaterlandes verhindert haben, durch den von 1845 gegen den Sesam-Oelsamen und den Handels-Minister selbst, durch den von diesem Jahre gegen das Projekt einer ermäßigten Tarifreform, welchen die Verwaltung vorgeschlagen hatte und an dessen Stelle sie, weil sie es wollten, jenen lächerlichen Plan der Zollreform unterschieben mußte, den die Deputirten-Kammer entworfen hatte. Sie haben wie Leute gesprochen, die im Stande wären, im Jahre 1847, in Paris selber, mit doppelter Strenge gegen die achtbarsten Kaufleute, zu Ehren der Prohibition, jene Haussuchungen und jene anderen Vexationen wieder einzuführen, welche vom Konvente und vom Kaiserreiche als Kriegsmaßregeln gegen England ersonnen wurden. Und warum muß man sagen, daß sie erhört worden sind, daß man ihnen gehorcht hat! Die guten Absichten, welche das Gouvernement beseelten, wurden zerdrückt, seine Maßregeln wurden verkehrt, seine Projekte wurden verstümmelt oder ganz bei Seite gesetzt; man hat sich mit der Nahrungsmittelkrisis nur beschäftigt, um Fehler zu begehen. Das Gouvernement hätte dieser kühnen Coalition gegenüber eine andere Stellung annehmen müssen. Die Prätensionen der Schutzzöllner müssen der öffentlichen Diskussion nicht vorenthalten werden. Sie wagen viel, aber sie werden nicht den Muth haben, dem ihnen von der Tribüne entgegengeschleuderten Vorwurf zu trotzen, daß sie an der Hungersnoth Schuld hätten. Wer von ihnen könnte die Absicht haben, dem hervorragenden Manne die Stirn zu bieten, welcher der eigentliche Chef des Kabinettes ist und der in den parlamentarischen Krisen so große Triumphe feiert? Ihre große Anzahl, sie alle haben noch nicht das Gefühl für die Rechte der Menschlichkeit verloren, es handelt sich nur darum, sie zu wecken. Mit mehr Festigkeit würde man sie schon zur Bestimmung zurückgebracht haben, man würde es noch können.

Das Gouvernement hat sich die Freiheit seines Urtheils nehmen lassen. Es ist zu beschwören, daß es die Herrschaft selbst wieder übernehme. Nichts ist für eine Regierung gefährlicher, als wenn sie sich durch eine Koterie beherrschen läßt. Ob diese die Herrschaft ausübt im Namen des Himmels oder der Erde, durch eine religiöse Congregation, durch eine politische Faction oder durch eine Coalition von Fabrik-Interessen, die Gefahr bleibt dieselbe, sie ist ungeheuer; ein solcher Versuch, die Regierung und den Ausdruck des Nationalwillens zu knechten, beleidigt die öffentliche Meinung und erregt große Stürme. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es ein monströses Beginnen. Wie? Seit 60 Jahren haben wir das Königthum, Frankreich, Europa, die ganze Welt umgestürzt, wir haben zwei Revolutionen durchgemacht, von denen die eine eine Herkules-Arbeit war, um die Freiheit und Gleichheit zum Triumphe zu bringen und uns gegen alle Anmaßungen des Privilegiums und des Monopols zu wehren; wir haben bei dieser riesenhaften Unternehmung ein Kapital von 50 Milliarden aufgewendet oder in Europa aufwenden lassen, es sind 3 Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern umgekommen, und das Ende von allem dem, von so viel Arbeit, von so viel Opfern wäre, daß bei einem eingetretenen Nothstande die Regierung unseres Landes, erfüllt von Sorge für die leidenden Klassen, verhindert seyn soll, ihrer Einsicht und dem Beispiele der benachbarten Länder zu folgen, weil eine egoistische Coalition von Privat-Interessen es nicht erlaubt hat und weil sie den Coalisirten ohne Bedacht den Degen übergeben hat? Das darf nicht seyn, das sind Dinge, an welche man nur glaubt, wenn sie geschehen sind. Hoffen wir, daß wir ein ähnliches Schauspiel nicht erleben werden. Die Regierung wird, ehe Alles verzehrt ist, eine andere Stellung einnehmen und eine Sprache führen, welche ihrer würdiger ist. Dies ist nicht bloß nothwendig für die Befestigung des Kabinets, sondern auch für die Ehre Frankreichs."

In diesem Schlußsatze zeigt sich wieder recht deutlich, wie fein Herr Michel Chevalier seinen offiziellen Menschen mit seinen Sympathieen für die „ärmste und die leidende Klasse" zu verbinden weiß.

Mannigfaltiges.

— Rußland unter den Kaisern Alexander und Nikolaus. Der Elsasser J. H. Schnitzler, dem wir schon mehrere statistische und historische Arbeiten über Rußland verdanken, ist so eben mit einem Werke hervorgetreten, welches die innere Geschichte dieses Reichs unter den Regierungen der Kaiser Alexander und Nikolaus behandelt.*) Herr Schnitzler hat sich früher mehrere Jahre in St. Petersburg aufgehalten und war namentlich Augenzeuge der Katastrophe vom 14/26. Dezember 1825, über welche er viele bisher unbekannte oder vergessene Details mittheilt. Langjährige, gewissenhafte Studien haben ihn in den Stand gesetzt, etwas Gründliches und Gediegenes zu liefern, und der ruhige, gemäßigte Ton, mit dem er die Zustände des großen Slawenreichs bespricht und die Wunden seines Social-Systems aufdeckt, ohne das etwanige Gute zu verschweigen, das sich nach den ewigen Gesetzen der Natur oft neben dem Bösen finden muß, ist eine bessere Garantie seiner Unpartheilichkeit, als die leidenschaftlichen Diatriben anderer Schriftsteller. „Die Stellung Rußlands in Europa", sagt er, „ist die wichtigste Frage der heutigen Zeit; sie ist eine Lebensfrage für Frankreich und noch viel mehr für Deutschland, über welchem das Zarenreich mit seiner ganzen Schwere lasten wird, sobald es in Polen keine Hindernisse mehr antrifft. Für uns ist diese Stellung höchstens eine Frage des politischen Einflusses, des europäischen Gleichgewichts, aber für Deutschland handelt es sich um Leben oder Tod, um seine Unabhängigkeit und Nationalität. Es ist Zeit, diese drohende Perspektive ins Auge zu fassen, auf die uns erst neulich die Herren Thiers und Lamartine wieder aufmerksam gemacht haben; es ist Zeit, uns ernstlich mit einem Lande zu beschäftigen, welches uns solche Befürchtungen einflößen kann." — Wir werden später in einem ausführlichen Artikel auf das wichtige und interessante Werk zurückkommen, dem wir vorläufig diese kurze Notiz gewidmet haben.

— Zur Statistik der Verbrechen. Einer statistischen Uebersicht zufolge, haben sich unter 25,812 Verbrechern, die während der Jahre 1836 bis 1846 in die englischen Kriminal-Gefängnisse kamen, nur 106 befunden, die eine höhere Erziehung genossen hatten, so daß Letztere noch nicht ein halbes Prozent der gesammten Verbrecher betrugen. Herr Porter, der diese statistische Uebersicht mittheilt, fügt hinzu, daß weibliche Verbrecher unter den gebildeten Klassen so selten seyen, daß man die Zahl derselben kaum als ein Element irgendwie statistisch bezeichnen könne. Aus seinen Zusammenstellungen zieht er übrigens nachstehende Schlüsse: 1) daß Unterricht und Erziehung als ein Präventiv gegen Verbrechen zu betrachten seyen, indem sie dem Menschen die Folgen seiner Handlungen zum Bewußtseyn bringen; 2) daß die Verbrechen der Ununterrichteten am größten sich in den bestunterrichteten Gegenden herausstellen; 3) daß unterrichtete Frauen weniger zu Verbrechen geneigt seyen, als unterrichtete Männer, und 4) daß unter den Unterrichteten die Anzahl der Verbrechen gegen Personen geringer sey, als die gegen das Eigenthum.

*) Histoire intime de la Russie sous les Empereurs Alexandre et Nicolas, et particulièrement pendant la crise de 1825; par J. H. Schnitzler. Tome 1 et 2. Paris, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Sonnabend den 17. Juli 1847.

Ostindien.

Englische Missionen in Bengalen.

Weit geht die Flagge, weit geht der Handel, fast eben so weit als beide gehen die Missionen der Engländer. Wie der britische Handelsmann überall anzutreffen ist, wo es etwas zu handeln giebt, so, wo es etwas zu bekehren giebt, der englische Missionair; wie der englische Kaufmann keine Anstrengung scheut, sich einen Markt zu gründen, so trotzt der englische Missionair jeglichem Mühsal, um eine Kirche zu bauen; eine Gemeinde um sich zu versammeln. Beide, der englische Handel sowohl als die englischen Missionen, sind gleich rührig, gleich erpicht auf den Gewinn, dort von Gold, hier von Seelen. Beide, wiewohl auf denselben Wegen zu finden, kommen sich doch nicht in den Weg. Ja, wie sollten sie auch, da Handel und Missionen eigentlich eines und desselben Wesens sind, da auch der Handel eine sociale Mission auszuüben hat, da er der religiösen Mission wenigstens so lange vorarbeitet oder ihr sekundirt, als sich die letztere nicht beigehen läßt — und sie läßt es sich nicht beigehen — ihre Interessen über die seinigen zu stellen?

Nicht minder kömmt das englische Handels- mit dem englischen Missionswesen darin überein, daß beide der britischen Eroberungslust häufig Anlaß gegeben, die gierigen Polypenarme weiter auszustrecken und **dort** weiter um sich zu greifen, weil man von den Opiumsverkäufern oder eigentlich dem Opium, **hier**, weil man vom Evangelium oder eigentlich von den Verbreitern des Evangeliums nichts wissen will.

Nur in Einem Punkte hinkt freilich der Vergleich zwischen dem englischen Handels- und Missionswesen. Wenn wir nämlich überall die Klage erschallen hören, daß der englische Handel die ganze Welt mit den Erzeugnissen englischer Industrie überschwemme, daß er sich Staaten und Völker dienstbar mache, so ist dem englischen Missionswesen bis heute ein ähnlicher Vorwurf schlechterdings noch nicht gemacht worden. Noch Niemand hat es beschuldigt, daß es die Welt mit Christlichkeit überschwemme, daß es die Welt dem Christenthum dienstbar mache. Im Gegentheil, mag der Exporthandel, den England mit christlichen Ideen treibt, noch so groß seyn, so übersteigt doch immer das Bedürfniß — wenn auch nicht die Nachfrage — den Absatz, und während christliche Staaten sich gegen das Einschwärzen unchristlicher Elemente nicht sorgfältig genug sichern zu können glauben, können unchristliche Staaten und Völker sogar offen daliegen, ohne daß der englische Missionair deshalb Vortheile errungen hätte, die auch nur entfernt denjenigen entsprächen, die sein Bruder, der englische Kaufmann, unter theilweise weit ungünstigeren Verhältnissen erreichte.

Wir haben im vorigen Jahrgange des Magazins die Bemerkungen eines französischen Arztes über das englische Missionswesen in China mitgetheilt. Es ergab sich aus diesen Bemerkungen, daß, allem Bekehrungseifer der englischen Missionaire zum Trotz, das Christenthum weit entfernt sey, nennenswerthe Fortschritte im himmlischen Reiche zu machen. Freilich waren die Verhältnisse, unter denen bisher die Missionen in China wirkten, außerordentlich mißlich, und sie werden es, trotz der neueren und neuesten kriegerischen Erfolge der Engländer, vielleicht noch lange bleiben. Man dürfte daher geneigt seyn, aus diesen ungünstigen Verhältnissen den schlechten Erfolg zu erklären, welcher bis heute alle Anstrengungen der englischen Missionaire begleitet hat; auch die besten Truppen vermögen nichts auf einem ihnen ungünstigen Terrain.

So allerdings dürfte man denken, wenn man da, wo die Verhältnisse sich günstiger gestalten, bessere Resultate sähe, wenn man z. B. sähe, daß die Missionen in Indien **wirklich** etwas zur Ausbreitung des Christenthums beitrügen, daß eine merkliche Abnahme in der Zahl der Bekenner des Islams und der Anhänger der Religion des Brahminen stattgefunden, daß Moscheen und Pagoden leer ständen und verfielen, während christliche Kirchen sich erhöben und füllten. Von dem Allen aber hören wir nichts; hier und da eine einzelne Bekehrung, die qualitativ eben so wenig zu bedeuten hat, als quantitativ, das ist Alles, was wir vernehmen. Rari nantes in gurgite vasto. Wenn es also auch in Indien mit dem Missionswesen nicht fort will, wenn die Missionen keine oder nur höchst kümmerliche Resultate erzielen, trotzdem, daß sie sich auf eine Staatsgewalt stützen können, die, weit entfernt, ihnen, wie in China, entgegen zu seyn, gewiß Alles aufbietet, sie zu fördern, so lange andere Interessen durch eine solche Förderung nicht beeinträchtigt werden, wenn mit Einem Worte auch günstigere Verhältnisse keine günstigere Resultate geben, worin haben dann die Nichterfolge der Missionen ihren Grund?

Schon bei der Mittheilung der Bemerkungen des eben erwähnten französischen Arztes haben wir es ausgesprochen, wie nur das Mittelalter es verstanden habe, die Massen zu bekehren. So barbarisch das Mittelalter bei seinen Bekehrungen verfuhr, so hatte diese seine Barbarei doch zugleich etwas Großartiges; sie setzte **durch**, was sie sich **vorgesetzt** hatte. Das bekehrerische Interesse wog allen anderen vor; alle sonstige Interessen mußten diesem einen, höchsten, sich unterordnen, statt daß in einer glaubensarmen Zeit natürlich das Glaubens-Interesse sich mit einer Menge anderer Interessen, deren keines sich vernachlässigt sehen will, zu berechnen und auseinanderzusetzen hat.

Wäre das Interesse, welches wir einer Unternehmung widmen, nur durch den Erfolg, den diese hat, bedingt, die Bestrebungen der englischen Missionaire dürften nur auf geringe Theilnahme rechnen, und es wäre vergeblich, die Aufmerksamkeit der Welt auf Versuche hinlenken zu wollen, die an den Hindernissen, welche sich ihnen entgegenstellen, scheitern. Glücklicherweise ist der Götzendienst des bloßen Successes so weit noch nicht verbreitet, und ein Streben nach einem würdigen Ziel wird — selbst wenn dieses durch Anwendung unrichtiger Mittel verfehlt werden sollte — nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. In dieser Ueberzeugung geschieht es, daß wir an die in der Genfer Bibliothèque Universelle mitgetheilten Auszüge*) aus dem Tagebuch eines in Bengalen wirksamen Missionairs, insofern sich aus denselben auf das Missionswesen im Ganzen Schlüsse ziehen lassen, einige Bemerkungen knüpfen.

Es ist dieser Missionair ein Herr Lacroix, der — aus Neuenburg gebürtig — bereits seit zwanzig Jahren unter Leitung der großen Londoner Missions-Gesellschaft, zu deren ausgezeichnetsten Agenten er gehören soll, für die Ausbreitung des Christenthums thätig ist. Seit dem J. 1843 macht er jährlich in der kalten Jahreszeit — in Indien der schönen — einen Bekehrungs-Abstecher in jene Theile Bengalens, in denen das Christenthum noch nicht gepredigt worden ist. Er verwendet zu diesen seinen Reisen die Summen, die ihm von einer Gesellschaft von Genfer Damen eigens zu einem so frommen Zweck übermacht werden, welcher Gesellschaft er dann Auszüge aus dem Tagebuche zu senden pflegt, das er während seiner Ausflüge in englischer Sprache führt. Einige dieser Auszüge sind es, welche uns die Genfer Bibl. Univ. in französischer Version liefert.

* * *

Gegen zwei Religionen hat in Indien der christliche Missionair seine Operationen zu richten: gegen die muhammedanische und gegen die der Brahminen. In beiden, im Islam wie in der Religion der Brahminen, liegt etwas, was diese Operationen begünstigen kann. Wenn der Missionair bei dem Muhammedaner den Glauben an die Einheit Gottes vorfindet und an diesen Glauben seine Lehre anknüpfen kann, so erleichtert ihm dem Brahmanismus gegenüber die Idee der Menschwerdung Brahma's sein Geschäft. Wie viel schwieriger würde dasselbe seyn, wenn es dergleichen Punkte der Uebereinstimmung nicht gäbe, wenn überall die neue Lehre dem alten Glauben schroff gegenüberstände! Hat aber der Islam den Glauben an die Einheit Gottes mit dem Christenthum gemein, so fehlt jenem dagegen die Idee eines Erlösers; es mangelt seinen Bekennern bei dem Bewußtseyn der Sünde und Schuld die Gewißheit einer göttlichen Vergebung, welche das Christenthum verspricht. Der Missionair hat also etwas zu **bieten**; er ist im Vortheil. Noch weit überlegener aber, als dem Islam, ist das Christenthum dem absurden Götzendienst, in welchen die Religion der Brahminen ausgeartet ist.

Sind dieses in der Lehre selbst, welche der Missionair zu verkündigen hat, liegende Vortheile, so erwachsen ihm andere durch die **Umstände**, **unter** denen er wirkt. Nach und nach ist ganz Indien unter englische Botmäßigkeit gerathen; die einheimischen Fürsten, deren precaire Existenz noch kein Ende genommen, sind nur britische Vasallen. Von den Engländern kömmt dem Hindu Wohl und Wehe. Welches Motiv, sich ihnen anzuschließen, ihren Glauben anzunehmen, für jeden Eingebornen, welcher sein Glück machen will! Der Missionair **braucht** gar nicht — wie er es denn auch nicht soll — auf solche Vortheile zu denken; er mag seine Lehre ganz im Geist dieser Lehre vortragen — seine Zuhörer werden thun, was er unterläßt, und auf eine Untersuchung, bei der es sich um Wahrheit handelte, wird eine andere

*) Extrait du journal d'une course missionaire faite dans le Bengale par Mr. A. F. Lacroix. Bibl. Univ. de Genève No. 15.

folgen, in welcher die mit dem Bekenntniß der Wahrheit verknüpften Vortheile oder Nachtheile zur Sprache kommen.

Zu diesen dem Missionair günstigen Umständen gesellt sich die Sicherheit, die ihm der weitreichende Arm der britischen Herrschaft gewährt, eine Sicherheit, die jeden Ehrgeiz, der allenfalls auf die Krone des Märtyrers gerichtet wäre, fast unfehlbar täuschen müßte — wenn anders die Unmöglichkeit oder hohe Unwahrscheinlichkeit des Märtyrerthums zu den Verhältnissen zu zählen ist, welche eine Ausbreitung des Christenthums begünstigen.

Das Blut der Märtyrer war es, das bei dem Bau der Kirche zum Kitt diente und ihr den festen Halt gab, der so vielen Stürmen Trotz bieten sollte. Es ist die Frage, ob, wo ein solcher Kitt fehlt, ein dauerhaftes Gebäude zu Stande kömmt, es ist die Frage, ob ein Glaubenswechsel in jenem gewaltigen Maßstabe, wie die Missionen ihn beabsichtigen, möglich ist, ohne die Verübung und Erduldung blutiger Gewaltthätigkeiten.

Doch lassen wir die Frage, ob die Sicherheit, welche die englischen Missionaire umgiebt, diesen Vortheil oder Schaden bringe, auf sich beruhen und sehen wir uns nach den Mitteln um, welche ihr Bekehrungseifer in Bewegung setzt, zu seinem Ziele zu gelangen, so finden wir, daß sie sich auf die mündliche Predigt, auf das Vertheilen von Traktätchen und auf Spenden der Wohlthätigkeit an Arme beschränken. Einige eingeborene Konvertiten, die als Dolmetscher Dienste leisten, spielen gleichsam die Rolle der leichten Truppen bei der Missions-Armee, bereiten das Auftreten der letzteren vor oder decken, wo es noth thut, den Rückzug.

Man muß gestehen, daß diese Mittel den zu bewältigenden Hindernissen gegenüber höchst kümmerlich erscheinen, besonders, wenn man erwägt, daß hier nicht von einer permanenten, örtlich ausharrenden, sich stets wiederholenden Thätigkeit die Rede ist, sondern daß die Missionaire — was ihrer geringen Anzahl halber auch nicht anders seyn kann — es darauf ankommen lassen müssen, welchen Erfolg eine einmalige Predigt, ein einmaliges Almosen, ein auf gutes Glück vertheiltes Traktätlein haben wird. Die Missionaire thun zwar, den Berichten des Herrn Lacroix zufolge, Alles, was sich unter der Ungunst der Verhältnisse thun läßt — ihre Predigt, mehr Unterhaltung in der Catechisation, läßt sich zu den Köpfen, die sie erleuchten will, herab; die Almosen werden nicht ohne Traktätchen, wenn auch die Traktätchen zuweilen ohne Almosen vertheilt; allein ist das Alles in dem weiten, von einer dichten, dem Christenthum widerstrebenden Bevölkerung bewohnten Indien mehr, als ein Tropfen Wassers auf einen heißen Stein?

Solche Hindernisse können durch die günstigen Umstände, die wir angaben, nicht neutralisirt werden. Der geringen — verhältnißmäßig geringen — Anzahl der Missionaire ist eben gedacht worden. Je weniger aber eine gründliche Bekehrung — und auf eine solche muß es doch abgesehen seyn — durch das schnell verhallende Wort einer einzigen Predigt, durch die Vertheilung eines frommen Büchleins, das vielleicht nicht gelesen, durch die Spende eines Almosens, das vielleicht verjubelt wird, in einer Zeit, in welcher keine Wunder mehr geschehen, möglich ist, um so weniger steht auch von den Missionen, ihrer gegenwärtigen Organisation nach, viel zu hoffen. Der Unterricht muß ein dauernder seyn, wenn etwas geleistet, der ausgestreute Same darf nicht dem Zufall überlassen werden, wenn er aufgehen und Früchte tragen soll.

So sehr ferner der Europäer durch seine kriegerische Tüchtigkeit, durch die Wunder seiner Industrie dem Eingebornen imponirt, so bereitwillig der Hindu die höhere Intelligenz des Engländers anerkennt, so ist doch dadurch für die Ausbreitung des Christenthums wenig gewonnen. Eine neue Religion muß vor allen Dingen sittlich imponiren. Das praktische Christenthum aber, überall ein rares Gewächs, ist auch in Indien eine seltene Pflanze. Dasjenige, wodurch eine neue Religion sich zu empfehlen, wodurch sie sich zu legitimiren hat, mangelt, wenn ihre Bekenner nicht besser sind, als die Anhänger der Religion, die verdrängt werden soll. Dieses Verhältniß besteht aber leider, nach Herrn Lacroix' Aussage, zwischen den Engländern in Indien und den Hindu's. „Welchen Einfluß" — ruft er aus — „muß es z. B. auf die Eingebornen haben, wenn sie sehen, zu welchem Zwecke ein Theil des großen Manufakturgebäudes in Fort Gloucester, der in eine gewaltige Rum-Destillation verwandelt worden, benutzt wird? Diese Destillationen, die, gegründet von Europäern, sich gegenwärtig in Hindostan aller Orten finden, verbreiten das Laster der Trunksucht inmitten einer Bevölkerung, der es früher ganz unbekannt war. Die Pagode bei Serampoor hat zwar aufgehört ein Götzentempel zu seyn, aber sie ist eine Branntweinbrennerei geworden, aus der Fluthen flüssigen, Krankheit und Verderben bringenden Feuers strömen."

Aber auch die Sitten, die ganze Lebensweise des Europäers stechen gegen die des Hindu zu sehr ab, als daß aus einem solchen Kontrast dem Bekehrungswerke kein Nachtheil erwachsen sollte. Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Hindu sich auf vegetabilische Nahrung beschränkt, daß er es für Sünde hält, Thiere zu schlachten und zu genießen; es hängt dies mit seinem Glauben an eine Seelenwanderung zusammen, so daß es ihm für etwas Entsetzliches gilt, sich durch den Genuß animalischer Speise zu besudeln. Was hilft es, Gründe gegen ein solches Vorurtheil anzuführen, da ein solches Vorurtheil ja eben hindert, den anzuhören, der es bekämpft, da es ja macht, daß man ihn meidet, noch ehe er spricht.

Endlich haben es die christlichen Missionaire in Indien, allem Anschein nach, keinesweges mit einem bereits wankenden Glauben zu thun. Die Bevölkerung in Masse scheint ihrem alten Glauben noch treu zu seyn, und wenn auch, nach Herrn Lacroix' Versicherungen, die Geldspenden sich vermindert haben, die ehedem Tempeln und Pagoden zuströmten, so geht doch aus dem Ganzen seiner Berichte hervor, daß die Hindu nicht die mindeste Neigung verrathen, ihre alte mit einer neuen Religion zu vertauschen.

Wenn die Brahminen, die, Herrn Lacroix zufolge, die Thorheit und Abscheulichkeit des Götzendienstes recht wohl einsehen, eine Ausnahme machen, so folgt auch daraus für einen baldigen Sieg des Christenthums wenig Tröstliches. Denn es liegt im Interesse der Brahminen, diesen Götzendienst aufrecht zu erhalten; für sie ist die Frage, ob er sich erhalten oder stürzen werde, eine Frage um Seyn und Nichtseyn. Auch thun sie alles Mögliche, um sich den Bestrebungen der Missionaire zu widersetzen. Sie disputiren mit ihnen — freilich unbeholfen genug, wenn ihre Dialektik keine gewandtere ist, als diejenige, die sich in den von Herrn Lacroix mitgetheilten Proben zu erkennen giebt — aber sie disputiren doch. Wenn sie dabei Schlappen, wenn sie Niederlagen erleiden, werden sie nicht eine Schlappe für einen Erfolg, eine Niederlage für einen Triumph auszuschreien wissen? Wenn man nach ihrer sonstigen Verschlagenheit urtheilen soll, ganz gewiß! Den Missionairen bleibt dann nichts übrig, als das Gefühl, worauf Herr Lacroix so viel zu geben scheint, als das Gefühl nämlich, gegen das Heidenthum gezeugt zu haben. Aber bringt ein solches Gefühl die Pagoden zum Wanken, stürzt es die häßlichen Götzenbilder, die Hindostan verunzieren, in den Staub? Wahrhaftig, eben so wenig wie das stolze Gefühl, welches Herrn Böniger's Brust schwellte, als er gegen die Berliner Akademie gezeugt hatte, dieser etwas schadete. Wenn die Brahminen unwissend sind, wenn sie es nach Herrn Lacroix in einem höhern Grade, als es wahrscheinlich, sind, so fehlt es ihnen wenigstens nicht an Schlauheit und List. Wissen sie doch sogar die antiquarische Wißbegier der Reisenden zu benutzen, die diese in Tempel und Pagoden führt. Diese Neu- oder Wißbegier stempeln sie zu etwas ganz Anderem, und die paar Rupien, die der Reisende als Eintrittgeld spendet, verwandeln sich in etwas ganz Verschiedenes. Sie sind kaum aus den Händen des Fremden, so verbreitet sich das Gerücht, daß er dem Gott oder der Göttin des Tempels geopfert habe.

Ueberschauen wir nochmals die Verhältnisse, unter denen die christlichen Missionen in Indien zu wirken haben, so müssen wir wiederholen, daß wir an große Resultate nicht glauben können. Eine den Missionen günstige Regierung, die sich aber darauf beschränkt, sie zu schützen — die Missionaire selbst, wenn stark im Glauben, doch schwach an Zahl und an Mitteln — ein Zeitalter, das, materiellen Interessen fröhnend, diese letzteren vor allen anderen berücksichtigt — Predigten, Traktätchen, Almosen, alle drei Ueberzeugungs-Werkzeuge, die a priori als unzulänglich betrachtet werden müssen und sich a posteriori nicht anders bewährt haben — der Glaube, der ausgerottet werden soll, in [illegible] Bevölkerung noch wurzelnd — eine mächtige Priesterkaste, deren Existenz an die Existenz dieses Glaubens geknüpft ist — das sind die Bedingungen, unter denen eine Aufgabe gelöst werden soll, die selbst unter weit günstigeren Verhältnissen ihre großen Schwierigkeiten haben würde.

Die Zeit der Bekehrungen in Masse scheint, wie gesagt, vorüber. Je rationaler eine Religion wird, desto weniger geeignet ist sie, bei Völkern, die eine gewisse Stufe der Kultur noch nicht erreicht haben, Eingang zu finden. Auch das religiöse Bewußtseyn muß sich allmälig läutern und nicht zu jähen Sprüngen genöthigt werden. Wenn nun selbst dem Katholizismus die Fähigkeit abzugehen anfängt, sich weiterzuverbreiten — man weiß, wie unbedeutend die Erfolge der Jesuiten in China waren — wie viel mehr muß man dem Protestantismus fruchtlose Bemühungen prophezeien, zumal er, seinem Prinzip nach, nie mit dem schonungslosen Feuereifer zu Werke gehen kann, den der Katholizismus aus dem seinigen schöpft. Es scheint, daß, wenn früher das Christenthum zur Kultur führte, gegenwärtig die Kultur zum Christenthum führen oder — es überflüssig machen muß.

R. v. Grosereutz.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Fortsetzung.)

Das Einnahme-Budget sollte sich, nach dem Bericht, den der Graf Tojal im Februar den Kammern vorlegte, auf die Summe von 11,623 Contos oder 2,613,626 Pfd. Sterl., d. i. 27,018,730 Thlr., erheben. Ich will hier nur die hauptsächlichsten Gegenstände anführen:

Repartitions-Steuer, von Costa Cabral eingerichtet und von Palmella wieder aufgehoben	2,350	Contos
Zoll-Amt von Lissabon	2,213	"
Zoll-Amt von Porto	1,614	"
Verschiedene andere Zoll-Aemter	100 bis 130	"
Taback, Seife und Pulver	1,321	"
Post	97	"
Salz	84	"
Fleisch	85	"
Fische	61	"
Getränke	78	"
Getraidemarkt	160	"
Königliche Titel-Verleihungen und andere Ehren	82	"
Sizas (Taxe für den Verkauf und die Abtretung von Vieh)	291	"
Stempel	315	"
Uebertragung des Eigenthums und Matriculation	74	"
Sete cazas (Haupt-Accise)	834	"
Abgaben der unterworfenen Inseln	320	"

Hätten die Hoffnungen des Grafen Tojal sich verwirklicht, so würde das Defizit nur 35 Contos oder 7875 Pfd. Sterl., d. i. 54,250 Thlr., betragen haben. Leider aber haben die Einnahmen nie die Höhe erreicht, die sie nach der Berechnung hätten erreichen müssen. Der Grund liegt nicht darin, daß

die Steuern zu hoch sind, denn Portugal ist von allen Ländern Europa's dasjenige, welches die geringsten und wenigsten Steuersätze hat (die Bevölkerung auf 3,500,000 Seelen veranschlagt, zahlt jeder Einwohner im Durchschnitt ungefähr 1 Thlr. direkte Steuern); sondern vielmehr darin, daß die Gemeinde-Verfassung so schlecht und die Revolutionen so häufig sind, daß die Steuerpflichtigen leicht Mittel finden, den Staat zu übervortheilen oder auch gar Nichts zu bezahlen. Niemand macht sich ein Gewissen daraus, die ihm zukommende Steuerlast so viel wie möglich zu erleichtern, und ganze Provinzen stehen nicht an, gegen die Regierung aufzustehen, in der Hoffnung, sich ganz davon zu befreien. Andererseits hat auch die Regierung oft das unverzeihliche Unrecht begangen, dergleichen beklagenswerthe Unordnungen durch ihre Ungerechtigkeiten hervorzurufen und zu rechtfertigen. Durch den Zehnten, eine alte direkte Steuer, welche Costa Cabral vor seinem Sturz durch eine später vom Herzog von Palmella wieder aufgehobene Repartitions-Steuer zu ersetzen versuchte, sollte jeder Portugiese ein Zehntheil seines Einkommens an den Staat übertragen. Hier wäre nun zunächst zu fragen, wie das Einkommen eines Jeden so genau bestimmt zu werden vermag? Die Schwierigkeit ist so groß, daß im Verlauf von vier Jahren nicht weniger als 62,000 Beschwerden deswegen beim Lissaboner Tribunal eingelaufen sind. Sodann erlauben sich die Steuer-Einnehmer Willkürlichkeiten aller Art, indem sie die Mitglieder der herrschenden Partei auf Kosten ihrer Gegner geringer besteuern, eine Ungerechtigkeit, welche selbst ehrliche Leute veranlaßt, nicht nur das Geforderte, sondern auch Schuldige nicht zu bezahlen. Was kümmern sie sich um einen Prozeß? Die Urtheile der Justiz werden nicht vollzogen, da die Armee lange nicht hinreichend ist, um den Befehlen der Regierung den nöthigen Nachdruck zu geben, und überdies meistentheils mit der Unterdrückung von Revolutionen beschäftigt ist. Die Auseinandersetzung der Motive für die Erlassung der königlichen Ordonnanz, betreffend die Errichtung einer neuen Bank, hat den gegenwärtigen Standpunkt der portugiesischen Finanzen hinlänglich dargethan. Die Regierung erkennt sich als Schuldnerin der beiden jetzt zu Einem verbundenen Institute, der Bank von Lissabon und der Compagnie Confiança, und zwar über die beträchtliche Summe von 13,000 Contos de reis oder 2,925,000 Pfd. Sterl., d. i. 20,150,000 Thlr., die nicht im Budget miteinbegriffen ist.

In zehn Jahren hat Portugal neun Revolutionen oder schwere Insurrectionen erlebt, also beinahe in jedem Jahre eine:

1) Die September-Revolution 1836.
2) Der Aufstand zu Belem, um die Charte wiederherzustellen. Oktober 1836.
3) Der Krieg der Marschälle; ein mißlungener Versuch der Herzoge von Terceira und Saldanha zu demselben Zweck. 1837.
4) Die Verkündigung der neuen Constitution. 1838.
5) Die Insurrection von Miguel Augusto. 1840.
6) Die von Costa Cabral geleitete Revolution zu Porto und die Wiederherstellung der Charte zu Lissabon. 1842.
7) Die Insurrection von Torres Novas und die Belagerung von Almeida. 1844.
8) Die Insurrection von Maria da Fonte und die Revolution des Minho; Mai 1846.
9) Die Gefangennehmung des Herzogs von Terceira. Insurrection zu Porto in Folge der von der Königin versuchten Contrerevolution. 9. Oktober 1846.

Seit diesem letzten Datum haben die Revolutionen in Portugal bis in die neueste Zeit, wo die englische Intervention ihnen ein Ende gemacht hat, gar nicht aufgehört.

Es gab eine Zeit, in der die portugiesische Marine die bedeutendste und stärkste in Europa war; jetzt ist sie nicht bedeutender als die spanische. Der Graf Tojal hatte den Plan gefaßt, ihr einen Theil des früheren Glanzes wiederzuverschaffen, und war in der That in einem einzigen Jahre, trotz des schlechten Zustandes der Finanzen, dahin gelangt, vier neue Dampfschiffe zu bauen. Gegenwärtig zählt die portugiesische Marine 41 Schiffe von verschiedener Größe, nämlich: zwei Linienschiffe, sechs Fregatten, acht Korvetten, eine Brigantine, neun Briggs, acht Schooner, einen Kutter, vier große Kreuzer und vier Staatsdampfschiffe.

Ungeachtet der periodisch wiederkehrenden Revolutionen, welche die Quellen der Staats-Einkünfte versiegen machen und durch die Beschränkung der Industrie und des Handels einer großen Anzahl von Armen die Beschäftigung entziehen, hält doch die Polizei in den großen Städten fast immer eine bemerkenswerthe Ordnung aufrecht. Raub und Mord gehören zu den Seltenheiten; in den Straßen von Lissabon und Porto, unaufhörlich von bewaffneten Patrouillen durchzogen, herrscht die größte Ruhe. — Lissabon hat seit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. Im Jahre 1836 waren die Straßen wahre, mit allerlei Unrath angefüllte Kloaken. Seitdem hat man Rinnsteine zu legen begonnen, deren größter Theil mit Granit ausgelegt und reinlich gehalten ist. Auf den sehr schönen Trottoirs vor den Häusern machen die Fremden ihren Spaziergang, und zwar um so lieber, als dort die Portugiesen und besonders die Portugiesinnen ihre gewöhnlichen Besuche annehmen. Jene Diners, Privatbälle, Soireen, Konzerte, Visiten und dergleichen conventionelle Zerstreuungen anderer großen Städte in Europa sind in Lissabon völlig unbekannt. Man kommt kaum anderswo als im Theater und auf den öffentlichen Bällen zusammen; die übrige Zeit des Tages verbringt die elegante Welt auf den Trottoirs und auf den Balkons. Hier ist der Ort, wo die Damen die Kostbarkeiten ihrer Toilette zur Schau tragen und wo ihre Anbeter ihnen mit Bewunderung und zarten Bekenntnissen in Blicken und Worten nahen; hier tauschen die Portugiesen und Portugiesinnen ihr minto obrigados („sehr verbunden") und ihre passa minto bems („leben Sie wohl", eigentlich: „Bringen Sie Ihre Zeit gut zu"), indem sie aus der Ferne schon mit der Hand sich bewillkommnen oder Abschied nehmen. Die Lissaboner Frauen würden übrigens noch weit hübscher und angenehmer seyn, wenn sie eine andere Lebensweise führten. Sie haben so wenig auf ihre Bewegungen Acht, sie halten so wenig auf Reinlichkeit, sowohl in ihrer Kleidung als in ihren Häusern, und wenden so geringe Sorgfalt auf gesunde Nahrung, daß sie meistentheils das Aussehen verwelkter Blumen haben, die aus Mangel an Luft und Sorge dahinsterben. Frische der Gesichtsfarbe und Schlankheit des Körpers gehören zu den seltenen Erscheinungen bei der „schöneren Hälfte" der Bewohner der Hauptstadt. Was die Männer betrifft, so will ich darüber nur sagen, daß sie sehr bärtig sind. Zwar sind auch die Oberlippen der Damen so behaart, daß man sie ohne den Unterschied der Kleidung leicht für männliche ansehen könnte. Mit funfzehn Jahren ist das Gesicht eines jungen Mannes schon vollkommen rauh. Während der Belagerung von Porto schwur Dom Pedro, daß er sich nicht eher rasiren würde, als bis er seinen Thron wiedererlangt hätte; woher es denn geschah, daß, als der Krieg zu Ende war, sein Bart bis auf den Gürtel herabfiel. Die Constitutionellen von Portugal haben seit der Zeit, um das Andenken ihres Befreiers zu ehren, dem Wachsthum ihrer Bärte keine Schranke mehr gesetzt. Diese Manie wurde so allgemein und stieg bis zu einem solchen Grade, daß der Finanz-Minister sich genöthigt sah, seinen Unterbeamten anzubefehlen, daß sie wenigstens ein Mal in der Woche sich den Bart abnehmen ließen; denn ihre Bärte löschten immer mehr als die Hälfte der Ziffern aus, die sie im Begriff zu schreiben waren, indem sie dafür andere, etwas zu phantastische Zeichen an die Stelle setzten.

Der König hat glücklicherweise das Recht, sich den Bart nach Belieben wachsen zu lassen; ein Recht, von dem er einen so ausgedehnten Gebrauch macht, daß er jetzt wirklich das Ansehen eines Mannes hat. Er trägt seine Uniform sehr gut, reitet bewundernswürdig und tanzt besser als irgend Einer seiner Unterthanen. Auch die Königin besitzt zahlreiche Talente: sie ist sehr bewandert in der Musik, spricht geläufig französisch und versteht das Englische und Deutsche. Ihre Gesichtsfarbe ist lilienweiß, mit zartem Roth gefärbt; ihr Lächeln ist sehr angenehm, obwohl der Mund ihres übrigen Gesichts nicht würdig ist. Für Kinder zeigt sie so große Zuneigung, daß man versichert, sie würde für alle ihre Unterthanen eine zärtliche Mutter seyn, wenn ihre Unterthanen ihr nur gestatten wollten, ihnen Beweise ihrer Liebe zu geben; es ist dies eine Sage, die wir als solche wiedererzählen. Ein Faktum aber ist ihre große Fruchtbarkeit. Zur Zeit, da das Ministerium des 1. März sich bildete, verbreitete sich die Nachricht durch Paris, daß Donna Maria alle ihre Minister entlassen habe und in guter Hoffnung sey. „Das nimmt mich nicht Wunder", sagte Herr von Montalivet, „es ist eine hergebrachte Sache, daß alle Mal, wo in Portugal sich eine politische Krisis vorbereitet, Donna Maria da Gloria ihre Niederkunft erwartet; daher geht der politische Horizont von Portugal auch stets mit Ereignissen schwanger."

Der Prinz von Portugal ist zehn Jahr alt, der Herzog von Porto acht; jener ist von der Königin kürzlich zum Obersten eines Grenadier-Regiments, dieser zum Marine-Offizier ernannt worden, wodurch sie den Vortheil haben, ihre Uniformen in den Straßen von Lissabon bewundern zu lassen. Bei Gelegenheit ihrer Ernennung machte das Diario, das einzige Journal, das seit Unterdrückung der Preßfreiheit zu erscheinen die Erlaubniß hat und dessen sämmtliche Artikel vor dem Druck von den Ministern gelesen und approbirt werden, die Bemerkung: „Die Königin bringt drei Mal ihr Blut für dies Land, das ihr schon einen Vater gekostet, zum Opfer". So schreibt man Geschichte in Portugal! Dom Pedro, das weiß Jeder, starb eines natürlichen Todes und hat im entferntesten nicht seinem Vaterlande das Leben zum Opfer gebracht.

Die Parteien, welche gegenwärtig in Portugal einander gegenüberstehen, lassen sich auf folgende drei reduziren:

1) Die Partei der Königin.
2) Die Miguelisten.
3) Die republikanische Partei.

Aber diese drei Hauptparteien zerfallen in Unterabtheilungen bis ins Unendliche fort. Es giebt Setembristas, Setembristas puros, Moderados, Ordeiros, Arsenaleiros, Carlistas, Constitutionaes von 1838 u. s. f. Die am wenigsten in sich geschiedene ist die Partei der Miguelisten, da sie sich nur in zwei große Fractionen spaltet. Der Zweck der Miguelisten ist die Wiedereinsetzung Dom Miguel's, die Wiederherstellung der Mönchsorden und die Zurückberufung der Jesuiten. Aber während die Einen die alten Gesetze von Lamego wiederherstellen wollen, die der Krone nur eine begränzte Gewalt zugestehen, beabsichtigen die Anderen, dem Könige eine unumschränkte Macht einzuräumen und dem Adel und dem Klerus alle Privilegien zurückzugeben, deren sie der Marquis von Pombal beraubt hat. Dieselben Differenzen walten in der Partei der Königin ob, indem Einige ihrer Anhänger ihr die volle Oberhoheit anvertrauen wollen, Andere dagegen verlangen, daß sie sich der Constitution unterordne. Die am meisten zertheilte, aber auch zahlreichste und mächtigste, ist die republikanische Partei, denn sie umfaßt alle Portugiesen, die mit Dom Miguel und Donna Maria in Opposition stehen. Wie wenig Einheit aber in dieser Partei herrscht, dafür mag als Beweis gelten, daß, als Sa da Bandeira, Das Antas und der Marquis von Loulé die Miguelisten und Royalisten besiegt hatten, sie nichts Besseres zu thun wußten, als sich am folgenden Tage unter einander zu bekämpfen. Welche Wendung daher auch die Ereignisse in Portugal nehmen mögen, so scheint es doch immer zu langen Bürgerkriegen verdammt zu seyn, bis einmal eine wahrhaft kraftvolle Regierung die Ma-

jorität für sich gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt seyn wird, in dauernder und ernster Weise sich nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft des unglücklichen Landes zu beschäftigen.

Die vorzüglichen Mitglieder des portugiesischen Adels, welche sich an der Spitze der verschiedenen Parteien befinden, sind der Herzog von Terceira, der Herzog von Palmella, der Herzog von Saldanha, der Graf von Villareal, der Marquis von Fronteira, der Graf von Tojal, der Graf Das Antas, der Baron Sa da Bandeira u. s. f.

Der Marschall Herzog von Terceira ist 63—64 Jahr alt; sein Benehmen ist sehr fein und seine Manieren ausgezeichnet. Den fast weißen Schnurrbart trägt er nach Soldatenart. Sein Muth ist anerkannt, aber obwohl ihm der Zufall zu mehreren Siegen verholfen hat, so ist er doch unfähig, als Oberbefehlshaber zu fungiren; denn es fehlt ihm die für einen General nothwendigste Eigenschaft, die Sicherheit und Bestimmtheit des Handelns. Sich zu etwas Bestimmtem zu entschließen, fällt ihm sehr schwer, das Meiste verschiebt er auf den folgenden Tag. Wenn aber der Augenblick der Gefahr gekommen ist, so geht er ihr mit einer Kaltblütigkeit entgegen, die wahrhaft erstaunenswerth ist. Als er durch seine Schuld zu Porto am 7. Oktober 1846 gefangen genommen war und das Volk mit dem wüthenden Geschrei: „Morra Terceira! morra Terceira!" seinen Tod verlangte, indem es zugleich Feuer an das Haus zu legen drohte, in das er eingeschlossen war, zündete er in aller Ruhe seine Cigarre an und trat mit den Worten: „Que' morras, welch' Mordgeschrei; wenn ihr mich tödten wollt, hier bin ich" unter die Thür. Der Gouvernent von Porto führte ihn mit Lebensgefahr auf das drei Meilen von Porto entfernte Schloß Foz. Während des Marsches dahin hörte die wüthende Menge nicht auf, ihn mit Beleidigungen zu überhäufen und mit Steinen zu werfen; Einige versuchten sogar, mit ihren Messern ihm nahe zu kommen. Aber seine Kaltblütigkeit verließ ihn keinen Augenblick.

Der Ex-Premierminister, Herzog von Palmella, ist Italiäner von Geburt, Sohn eines adeligen Piemontesers, der am Hofe von Lissabon eine diplomatische Stellung bekleidete. Während der Abwesenheit desselben nahm der Sohn so lange seine Stelle ein und ging als Geschäftsträger an den päpstlichen Hof. Später diente er während des Krieges auf der Halbinsel in der portugiesischen Armee und vertrat Portugal auf dem Wiener Kongreß. Gegenwärtig zählt er ungefähr 60 Jahr. Er ist klein von Gestalt, hat durchdringende Augen und eine sehr hervorspringende Adlernase.

(Schluß folgt.)

China.

Die Fabel der Engländer in Canton und die Moral davon.

Die neuesten Ereignisse in Canton geben einem französischen Blatte Mittel zu folgenden Betrachtungen: Der „Besuch" der tausend Engländer in Canton müßte für eine größere Fabel als der Zug der Argonauten gehalten werden, ständen ihm nicht so viele Thatsachen und Zeugen der Beglaubigung zur Seite. Tausend britische Soldaten fliegen auf Dampfern dahin (wir dürfen nicht mehr sagen: „segeln") auf einem Strome, der von feindlichen Vesten gesäumt ist, diese Vesten werden im Nu zerstört, die Kanonen in so großer Zahl, daß auf jeden Soldaten eine kömmt, werden vernagelt, und die große, hochmüthige Stadt muß sich von dieser Handvoll Europäern schimpfliche Gesetze vorschreiben lassen, muß vor ihren Augen die Mitbürger durch ausländische Befehle körperlich gezüchtigt sehen und muß in ihren Einwohnern und Landsleuten tief gedemüthigt werden. Und wären die Waffen, die höhnende Behandlung und die kränkenden Worte nur gegen Canton allein gerichtet gewesen! Gegen die höchsten Beamten des Kaisers, gegen diesen mittelbar selbst, gegen das ganze chinesische Reich haben die Engländer einen Schlag geführt, der letzteres seinem Untergang mit schnellen Schritten zudrängt. Noch vor fünf Jahren durften die Engländer dem kaiserlichen Commissair nur mit einer Bittschrift nahen, von Anträgen und Vorschlägen konnte keine Rede seyn; Commissair Lin behandelte sie noch mit dem trotzigsten Hochmuthe, und in der Bekanntmachung des ersten Vertrages sagt der Kaiser, die Fremden hätten seine Gnade angefleht, und er habe ihnen erlaubt, Handel zu treiben, und ihnen noch dazu Geschenke gereicht; wie aber ist es jetzt! Der Commissair Kijing, oder wie der Entwürdigte sonst heißt, ist Verwandter des Kaisers, Oberbefehlshaber einer Provinz, größer und volkreicher als manches Königreich in Europa, und dieser höchste Stellvertreter des Beherrschers von China erwartet keine Bittschrift mehr von Seiten der Barbaren, sondern einen Befehl, eine Vorladung, auf die er sich auch schnell beim englischen Beamten einstellt. Dieser aber führt seine Handlungsweise bei den Chinesen durch eine Proclamation ein, gegen welche die bekannte Proclamation des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1792 eine fußfällige Bitte genannt werden muß; er straft die zum Frieden gezwungenen nicht blos, er höhnt sie und drückt ihnen seine tiefe Verachtung aus, und das thut er Alles nur, weil er weiß, daß man sich nach dem Zustande des Landes und dem Charakter seiner Herrscher und Einwohner Alles erlauben darf; der Engländer droht nicht und höhnt nicht, wenn er nicht der Macht, die Drohung zu erfüllen, sicher ist, und wenn er nicht vollen Grund hat, den Gegner zu verachten. Eine Regierung, die despotisch über Leben und Eigenthum von 300 Millionen Unterthanen verfügt, hat nicht einmal die Kraft, die Hand zur Vertheidigung gegen ein Häuflein Angreifer aufzuheben! England hat eben so in Indien angefangen, ein Stückchen Land sich erzwungen, etwa so groß wie eine Ochsenhaut, aber es hat sich seit Dido stets ein Paragraph in jedem Vertrage gefunden, nach dessen Auslegung von Seiten des Siegers die Ochsenhaut in dünne Fäden zerschnitten werden kann und das zu gewinnende Land nach Linien durchmessen werden darf. Der lächerlich große Kaiser zu Peking herrscht von jetzt an von Fo's und Britannia's Gnaden, und Japan wird bald diesem Schicksal folgen müssen.

Was ist aber die Moral dieser Fabel? Haec fabula docet, daß der politische Stillstand durch Despotie und Aberglauben in unserer Zeit sich nimmer dem Schritte der Weltgeschichte gegenüber halten kann, daß er in einer gewaltsamen Umwälzung von Außen oder von Innen schmählich preisgegeben wird. Zur Zeit des Doktor Faust und Gretchens war noch „weit hinten in der Türkei" das Land, wo sich die Selbstherrschaft asiatischer Tyrannen dem Geiste der Bildung und Humanität widersetzte; jetzt liegt diese Türkei zu den Füßen europäischer Intelligenz und ist durch Dampf zu Wasser und zu Land gar nicht mehr weit hinten, und China, das noch vor zehn Jahren ihre Stelle eingenommen hat, kommt jetzt an die Reihe, seine Sünden gegen Menschenrecht und Wohlfahrt der Völker zu büßen. Das Schauspiel aber, welches uns China weit hinten im Osten darbietet, das bietet uns weit vorn im Westen ein anderes Despotenland dar, es ist das Land Marokko, dessen sogenannter Kaiser nicht nur vor zwei Jahren von einer Handvoll Franzosen gedemüthigt wurde, sondern jetzt, o Schmach und gerechte Strafe! von dem halbbarbarischen Räuberhäuptling Abdelkader gezüchtigt wird. Als die Nachricht von den Ereignissen in Canton bei uns eintraf, war unser erster Gedanke Unwillen gegen die Engländer, welche ihre Ueberlegenheit zu mißbrauchen scheinen, unser zweiter war eine gerechte Schadenfreude über die Demüthigung des chinesischen Despoten, den Hamlet einen „Lumpenkaiser" nennen müßte, eine Demüthigung, die endlich den so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelten Weltgeist rächt. Für China ist keine Rettung mehr vor England, als durch eine große und für seine gewerbreiche Bevölkerung nur wohlthätige Umwälzung in der Herrschaft, der Verfassung und den Sitten. Das „Reich der Mitte" geht eben so einer politischen Auflösung entgegen, wenn es nicht bald die Sitten und Ansichten seiner Besieger in seinen Schoß aufnimmt. Bei besserer Verfassung wird es nicht nur andere Maßregeln ergreifen, als die jetzigen, so kläglichen, sondern wird auch Bundesgenossen aufsuchen, die seinen Sturz noch aufhalten mögen. Rußland kann nach China vielleicht mit besserem Erfolge die Rolle verpflanzen, die es bisher so unglücklich in Ostindien gespielt hat, die geographische Lage ist hier eine andere und günstigere. Vor Allem aber können sich die Chinesen an Nord-Amerika jetzt einen Freund und Beschützer erwerben. Seitdem die Nordamerikaner im Besitze von Kalifornien und also auch im Besitze der schönsten Häfen des großen Oceans sind, stehen sie dem Chinesenreiche sehr nahe, und sie werden schwerlich ruhig zusehen, daß es eine englische Besitzung wie Ostindien wird.

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— Sittliche und unsittliche Bücher in Frankreich. Unter den Ausgabe-Titeln des französischen Budgets befindet sich auch ein ursprünglich von Napoleon gegründeter Pensions-Fonds zur Aufmunterung und Unterstützung der Wissenschaften und der Literatur, der sehr viel Gutes stiften könnte, aber, wie uns jetzt ein von Herrn Sebast. Rheal herausgegebenes Schriftchen erzählt, nichts weniger als zum wahren Besten der Wissenschaft und der mitunter sehr bedürftigen Literatur angewandt wird. Herr Rheal macht daher auf die Nothwendigkeit nicht blos eines festen Reglements für die Vertheilung dieser Fonds, sondern auch der Oeffentlichkeit aller Verwendungen aus denselben aufmerksam.*) Vor Allem, meint er, sey es die ernste und die moralische Literatur, die, weil sie so wenig vom Publikum unterstützt werde, auf die Unterstützung des Staates Anspruch habe. „Man sehe sich dagegen", sagt er, „in den niederen Sphären unserer Literatur ein wenig um, und man wird finden, daß, während die jüngeren Musen, gleich den Sklaven, unerbittlichen Wechselfällen, tausend tödtlichen Schwierigkeiten, den Spekulanten, Theater-Unternehmern und der journalistischen Presse preisgegeben sind, täglich in Paris, und von Paris aus in der Provinz, Hunderte von schändlichen, gesetzlich verbotenen Büchern mit Bildern debütirt werden, die mit dem Vierzigfachen ihres Kostenpreises bezahlt werden. Die Behörde, welche Luchsaugen für unbequeme politische Anspielungen hat, hat die Augen des Maulwurfs für jene Bücher, gleich der Censur, die sonst Jeden schikanirte, nur nicht die Verleumder des guten Namens der Einzelnen oder die in den Bilderläden ausgehängten schmutzigen Skizzen. Jene Bücher, durch funfzig Basare verbreitet, deren bekannter Mittelpunkt das Palais royal ist, werden noch stärker verkauft als die Romanen-Ungeheuer, und, was das Schlimmste ist, ihre Mode hört gar nicht auf. Die Verleger derselben bereichern sich damit viel leichter, als mit den erhabensten Poesieen und den beredtesten Wahrheiten, deren Verfasser nicht einen Heller Honorar bekommen. Die Unsittlichkeit ist der schamlose, heimliche Unterwühler jeder gesellschaftlichen Ordnung, aller politischen Systeme, und zwar selbst Derjenigen, die sich ihrer zu ihrem eigenen Nutzen bedienen!"

---

*) Das Schriftchen des Herrn Rheal heißt: Notice explicite sur l'impérieuse urgence d'une réglementation fixe et de la publicité de l'emploi des fonds votés à l'encouragement des sciences et des lettres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅗ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Dienstag den 20. Juli 1847.

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes. *)

Ein denkwürdiger Tag für Frankreich und für ganz Europa war der 9. Thermidor des Jahres II. Nie, glaube ich, hat die neuere Geschichte einen so völligen Umsturz, eine so gänzliche Umwandlung eines bisher verfolgten Systems erlebt. Mit jenem Tage beginnt eine neue Aera, eine jener gewaltsamen Abweichungen von dem bis dahin verfolgten politischen System, welche stets folgenreich bleiben. Die Vorsehung führte sie auf Wegen herbei, die aller Menschenklugheit entgehen, indem sie eben aus den Kreaturen einer schreckenerregenden Gewalt sich das Werkzeug zu deren Fall erkor. Schon schien es, als ob die Tyrannei des Wohlfahrts-Ausschusses sich immer mehr durch ihren Druck befestigte; ja, man fürchtete sogar, daß sie der Normal-Zustand werden oder sich wenigstens noch lange Zeit aufrecht erhalten möchte: und doch erschütterte eine Berathung von wenigen Stunden ihre ganze Grundveste. Will man sich diese Tyrannei unter der angenommenen Bezeichnung des **Berges** vergegenwärtigen, so bildet der 9. Thermidor ihren Culminationspunkt; von hier an fängt in entgegengesetzter Richtung jene beweinenswerthe Höhe, zu der man aufgestiegen war, sich mit reißendem Sturmschritt zu neigen an. Von allen Zusammenkünften berathender Versammlungen ist gewiß die Sitzung, welche uns hier beschäftigen soll, die bedeutungsvollste, obgleich andere Tage in der Revolution uns ein ähnliches Gemälde voller Interesse aufbewahrt haben. Endlich bleibt uns noch die Bemerkung übrig, daß in dieser denkwürdigen Sitzung, trotzdem die Sieger zum Kampfe gezwungen wurden und beinahe wider ihren Willen triumphirten, sie dennoch bald darauf eingestehen mußten, sie hätten zum Umsturze ihrer eigenen Partei hingearbeitet und durch den Tod ihres Feindes sich selbst den Todesstoß versetzt.

Gäbe es bei den neueren Nationen noch, wie im Alterthume zu Athen und Rom, Theater, wo das ganze Volk der Darstellung eines geschichtlichen Schauspiels beiwohnen könnte, so würden gewiß die verschiedenen Phasen des 9. Thermidor, ohne jede Episode, ohne jede fremde Zuthat, ohne daß man in den gesetzlichen 24 Stunden eine Pause machen dürfte, allein schon hinreichen, das Schauspiel auszufüllen.

Robespierre, der Held des Tages, erscheint Mittags im Konvente, in der vollen Gewißheit, man werde mehrere wichtige Häupter seinen Zwecken opfern. Warum sollte man sie ihm auch verweigern? Es geschähe wenigstens zum ersten Male. Nach einigen Stunden Debattirens (o, welche Debatten!) wird er mit seinen Anhängern schon ins Gefängniß geschleppt. Mit drohender Geberde war er in den Saal getreten, den er unter der Last eines Anklage-Dekrets verläßt. Was war denn geschehen? Außerhalb des Palastes wußte man noch nichts davon.

Die Versammlung, welche ihr Werk schon vollendet wähnte, vertagt ihre Sitzung. Zwei Stunden reichen hin, ihr den so unerwarteten Sieg, den sie eben erst davongetragen, aus den Händen zu spielen und die Lage der Dinge umzuwandeln. Die Nebenbuhlerin der National-Versammlung, der Gemeinderath von Paris, geräth in Aufruhr und ruft die Sectionen unter Waffen. Robespierre, Saint-Just, Couthon, kurz alle Proskribirte werden befreit und im Triumphe nach dem Rathhause geführt. Henriot, der Anführer der militairischen Macht, stellt seine Infanterie und Artillerie gegen den Palast des Konvents gerichtet auf, der Niemanden zu seiner Vertheidigung bereit hat. Das Ungewitter der Revolution, einen Augenblick nur aufgehalten, ist von neuem entfesselt und stürzt sich tobend auf die Arena nieder.

Bei ihrem Eintritt in die Tuilerieen sehen sich die Deputirten von Henriot's Haufen umlagert, welcher seine Geschütze auf sie richten läßt. Die Berathung beginnt mit der Aussicht, bald von Kanonenkugeln durchsaust zu werden. Indeß zögern die Kanoniere. Wie! Sollen sie die National-Versammlung vernichten! Ihre Geschütze gegen die Deputirten Frankreichs richten! Sollen sie die einzige Regierung, die noch bestehen darf, umstürzen!... Sie versagen den Dienst.

Mit großer Geistesgegenwart benutzt die Versammlung dieses Zaudern und erklärt die Proskribirten in die Acht. Der Beschluß wird laut ausgesprochen; er vereint die Männer wieder, welche jetzt mehr als je eines Mittelpunkts zum Standhalten bedürfen. Dennoch trotzt der Gemeinderath diesem Stoße und bleibt unter Waffen. Auch der Konvent bewaffnet sich, ernennt einen Befehlshaber und ergreift die Offensive. Einige Truppen, die man in der Eile zusammengerafft hat, beginnen sogleich den Angriff auf das Rathhaus. Darauf bleibt die Versammlung permanent, des Ausganges harrend.

Um 3 Uhr Morgens hört man den Ausruf: Es lebe der Konvent! Sieg! Es bedurfte keines Gefechtes. Bei der Verkündigung des Dekretes, welches von den Deputirten abgefaßt worden war, haben sich die Haufen des Gemeinderaths zerstreut. Robespierre und seine Anhänger, welche Niemand zu vertheidigen wagt, führt man gefangen herbei.

Einige Monate früher, wie am 2. Juni 1793; später darauf in den stürmischen Tagen des 1. Prairial im Jahre III, am 13. Vendemiaire des Jahres IV, am 18. Fructidor des Jahres V hatte die militairische Gewalt einschreitend entscheiden müssen. Die Sectionen oder vielmehr aufrührerische Haufen waren die thätige Stütze jeder Unternehmung gewesen. Am 9. Thermidor dagegen entschied die Berathung Alles. Nie, an keinem jener Tage hatte man dem Worte eine so bedeutungsvolle Macht verliehen. Ohne Zweifel lief es nicht ohne Stock- und Säbelhiebe, ohne einen ungeheuren Tumult beim Kampfe ab; doch neigten sich die Waffen vor dem richterlichen Ausspruche. Zwei Dekrete wurden an diesem denkwürdigen Tage beschlossen.

Zuerst das Anklage-Dekret, welches ein bloßer Antrag vor dem Tribunal war, damit hier über dasselbe abgeurtheilt würde. Freilich galt in diesem Zeitraume eine Anklage fast schon so viel als eine Verurtheilung, aber zu diesem Endzwecke hatte man noch einiges Formelle zu beobachten. Das zweite Dekret, welches die Versammlung in der Abend-Sitzung, schon ganz ermattet, als letzte Entscheidung gab, nämlich die Achtserklärung, war an und für sich eine Verurtheilung. Das Tribunal hatte nun nichts weiter zu thun, als die Identität der Angeklagten zu bestätigen. Der Tod folgte dem Rechte, und Fouquier-Tinville war daher, als am 10. Thermidor sein Gebieter vor ihm erschien, des traurigen Geschäfts überhoben, ihn weiter zu fragen und das Urtheil über ihn zu fällen. Er bestätigte blos, daß es Robespierre wäre.

Wir wollen nun so rasch wie möglich uns die Lage der Republik am Abend des 9. Thermidor vergegenwärtigen.

Einige Monate vor dieser Epoche hatten zwei Partien die Regierung bedroht, freilich eine grausenhafte Regierung, aber sie war gesetzlich oder wenigstens nothwendig aus dem damaligen Stande der Dinge hervorgegangen: die Ultra-Jakobiner des Gemeinderaths und die Gemäßigten. Auf der einen Seite: Hébert, Ronsin, Vincent, Momoro, die Apostel des Vernunft-Kultus, welche sich darüber beklagten, daß man die revolutionaire Bewegung nicht genug beschleunige; auf der anderen die Männer, welche Aufruhr und Tod gepredigt hatten, doch jetzt mit Frankreichs bestehender Lage zufriedengestellt waren und endlich wünschten, daß man dem Blutvergießen Einhalt thun und wieder in die gesetzlichen Bahnen einlenken sollte: Danton, Camille Desmoulins, Hérault de Séchelles.

Bei solcher Lage der Dinge, wo den ersten Platz der Kühnste einnahm, nämlich der, welcher sich desselben zu bemächtigen verstanden, begreift man wohl, wie schwer es hielt, seinen Platz auch zu behaupten, und mit welchem eifersüchtigen Auge die zur Macht gelangten Männer jene fessellosen Haufen überwachen mußten, deren Absicht es war, ihnen nachzuklimmen und sie wieder von dieser Höhe herabzustürzen, nämlich jene Jakobiner der zweiten, dritten, zwanzigsten Klasse (Kurie), welche nicht begriffen, warum sie nicht die Macht innehätten, da sie eben so gut wie die Anderen über Verrath, Aristokratie, Guillotine zu schreien verstanden. Auch sehen wir, wie wenig noch in dieser Epoche die Individuen andauern. Man muß in solchen Tagen einer Alles überflügelnden Thätigkeit einen anderen Maßstab, als in ruhigen Zeitläuften, an die Zeit legen. Hier sind Wochen gleich Jahren.

Jetzt nimmt der Kampf eine andere Wendung. Zwischen dem alten besiegten Systeme und dem neuen war der Streit schon längst entschieden, und obschon, mehr aus Gewohnheit, die Jakobiner noch gegen die unglücklichen Ueberreste der besiegten Partei wütheten, so richten sie doch von nun an ihre vernichtenden Blicke gegen einander selbst. Bald werden wir sehen, wie sie, Jeder einzeln, das Blutgerüst besteigen.

In jenen blutigen Saturnalien, wo der Abschaum des Volkes obenauf schwimmt, wo kein Zügel mehr die Scheusale fesselt, wo man sich mit schlechten Leidenschaften brüstet, wo man, sey es aus Furcht oder aus Prahlerei,

*) Die „Geschichte der Girondisten" von Lamartine reicht bekanntlich bis zum 9. Thermidor. Es reiht sich hieran die nachstehende interessante Skizze, die wir der Bibliothèque Universelle entlehnen.

sie zur Schau trägt, zeichnen sich unter so vielen Gestalten, die so treffend und bisweilen so verschiedentlich beurtheilt wurden, zwei Männer ersten Ranges aus, welche in der Verfolgung derselben politischen Richtung sich beständig entgegengesezt dastehen: Robespierre und Danton.

Mit Bedauern müssen wir andere Schauspieler dieses Drama's bei Seite lassen, die in moralischer Hinsicht zu studiren, für uns höchst lehrreich seyn würde; diese Arbeit würde uns gewiß mehr als ein Interesse darbieten, wollten wir jenen Männern von dem Beginn ihrer Laufbahn bis zu ihren höchsten Ehrenstufen folgen, wollten wir den Beweggrund, die Triebfeder erforschen, durch die sie so weit hingerissen wurden, die sie vielleicht von ihrer ersten Bestimmung abirren ließ, von dem Geleise, in dem ihr Charakter zu handeln ursprünglich berufen war; denn unter jenen Männern, welche grausenhafte politische Verbrechen begangen haben, waren auch Männer mit sanftem Naturell, gute Familienväter, die bisweilen edle Gefühle blicken ließen und die oft plötzlich, wenn sie der Henkerkarren zum Tode führte, wie aus einem Traume erwachten! Ach! was Alles hätte uns dieser Henkerkarren beichten können!

Robespierre hatte für die Revolution von ihrem Ausbruche an Partei ergriffen; zum Deputirten von Artois für die Reichsstände erwählt, wurde er hier anfangs, ungeachtet er in seinen Prinzipien bis zum Exzesse ging, wenig bemerkt. Auf seine schwerfälligen und deklamatorischen Phrasen wurde in einer Versammlung, welche eine so große Anzahl glänzender und geistreicher Redner hatte, wenig gehört. Erst durch beharrliche Anstrengungen, erst durch eine planmäßige und tiefdurchdachte Berechnung gelang es ihm, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mit der Revolution wuchs sein Ansehen dadurch, daß er immer obenan stand. Indeß erblickt man ihn nicht in den entscheidenden Schlachten an der Spitze der Heere, aber da, wo er seinen Zweck glücklich erreicht hatte, da stürmte er furchtlos vorwärts und beutete den Muth Anderer aus. Doch lehrt uns der 9. Thermidor, daß man auch ein Mann des raschen Handelns seyn muß, um sich am Steuer der Revolution halten zu können.

Danton dagegen brauste plötzlich daher, wie ein Orkan, und mit seinem Zeitgeiste gleichsam herauf beschworen; mit seiner gigantischen und eckigen Gestalt, mit seinem energischen Auftreten, seiner volksthümlichen Beredsamkeit versteht er den Massen Schwungkraft zu verleihen: man nennt ihn den Mirabeau des Pöbels; er ist dessen Zerrbild, er besitzt dessen Laster und Talente mit den Färbungen, welche jene beiden Epochen charakterisiren. Man kann sagen: die konstituirende Versammlung verhält sich zum Konvent, wie Mirabeau zu Danton.

Wer von beiden Revolutionshelden wird den Triumph davontragen, wenn man ihre schwierige Stellung bedenkt und sie Beide obenan stehen sieht? Ist's der, den man als den Urheber der September-Gräuel betrachtet, der bei dem Gedanken, Blutströme fließen zu lassen, nicht zurückbebte, wenn er es für unbedingt nöthig hielt? Doch wer wagt nach errungenem Vortheil, in einer festen Stellung, wer wagt es wohl auszusprechen, man müsse das Henkerbeil ruhen lassen? Wer will endlich, von den Staatsgeschäften gelangweilt, die Früchte seines Raubes genießen? Wer zieht sich, wenn es augenscheinlich unruhig zu werden beginnt, in den Schoß seiner Familie aufs Land zurück und antwortet auf schon gefaßte Anschläge: Man sollte Danton anzugreifen wagen? Wird dieser die Gewalt in Händen behalten? Nein, das kann nur der ausharrende, unbestechliche, unergründliche Held.

Freilich war das Verbrechen beider extremen Parteien kein großes, etwa einige Spuren von Widersetzlichkeit, einige Hinneigung zur Unabhängigkeit; dennoch kannte man in dieser Epoche in politischer Hinsicht nur den Tod dafür. Die Exaltirten des Gemeinderathes beugten sich ohne Widerstand; sie wurden zum Schaffotte geschleppt, zum Jauchzen des Volkes, welches ihnen ihre Komödien-Farcen, die sie vorher selbst an ihre Schlachtopfer gerichtet hatten, nachahmte. Die Gemäßigten protestirten dagegen, klagten ihre Ankläger an und machten die Richter erbleichen; aber auch sie mußten, wie die Anderen, den Weg des Todes wandeln; im letzten Akte ihres Lebens waren sie groß.

Dann existirte nur noch eine Partei, nur ein Mann; Alles weicht Robespierre: für ihn beginnt eine neue Phase; seinen Zwang und seine Mäßigung, ja seine Mäßigung schüttelt er ab. In seiner Function als Oberhaupt der Regierung hatte man ihn von Nachsicht, Frieden, Eintracht sprechen hören, ihn unter den Parteien bemüht gesehen, das Gleichgewicht zu erhalten, sogar jene Danton's, jene Camille Desmoulins vertheidigen, welche er später zum Opfertode bestimmte. Jetzt bedarf er gegen Niemand mehr der Mäßigung; er ist Herr im Wohlfahrts-Ausschusse, im Konvent, bei den Jakobinern, Anführer der Heeresmacht, die Richter und Geschworenen des Revolutions-Tribunals, alle Beamten der Hauptstadt sind seine Geschöpfe. Bis jetzt hatte Robespierre für eine Partei gearbeitet, nun ist er auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Wer will wohl den Gedanken aussprechen, daß der verführerische Hauch der Allmacht auf der einen und die drückende Atmosphäre auf der anderen Seite den Ehrgeizigen so hinreißen, daß er endlich seine Träume verwirklicht zu sehen glaubt? Wer will Robespierre's Entwürfe für die Zukunft und seine Pläne für Frankreich aussprechen? Niemand hat sie errathen; er hat sie mit ins Grab genommen. Doch vielleicht wachte dieser umsichtige Mensch damals nicht streng genug über sich selbst und ließ sein Geheimniß ahnen: es muß indeß in dem allzu schwachen Widerstande der Anderen gegen dieses geheimnißvolle Wesen etwas sehr Gefährliches gelegen haben, daß es den Schleier, mit dem es sich umhüllt, lüften ließ.

Der Weihetag des höchsten Wesens war zugleich der Höhepunkt in Robespierre's Macht. Mit Ekel hatte er immer den Saturnalien des Vernunft-Kultus zugesehen. Die Oberpriester jener unziemlichen, abgeschmackten Farcen waren nicht mehr. Für die Einführung einer erleuchteteren Natur-Religion entschied sich Frankreichs Herr.

Den 18. Floréal, den 7. Mai 1794, besteigt er die Rednerbühne. In einer sorgfältig ausgearbeiteten Rede, in der man eine große Anzahl auf den Effekt berechneter Phrasen bemerkt, entwickelt er seine Ideen über die Nothwendigkeit religiöser Gefühle und schlägt folgendes Dekret vor:

„Das französische Volk erkennt das Daseyn des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele an. Ein feierliches Fest wird für den 20. Prairial angeordnet."

Kaum ist der Antrag zu Ende, als er mit dem größten Beifall aufgenommen ist. Mit Freudengeschrei und Begeisterung wird das Gesez selbst von denen angenommen, die es im Grunde ihres Herzens nicht gut heißen. Der Jakobinerklub spricht dem Konvente seinen Dank für das erhabene Dekret aus, das er gefaßt hat; Glückwunsch-Adressen laufen von allen Seiten her an die National-Versammlung ein. Die Worte: „höchstes Wesen und Tugend", gehen von Mund zu Mund. Robespierre wird zum Präsidenten mit Einstimmigkeit ernannt. Ihm wurde die Hauptrolle am Tage des 20. Prairial zu Theil.

Charles Nodier, ein Mann, der gleich bekannt durch sein großes Talent wie durch seinen sanften Charakter war, hat uns ein reizendes Gemälde von diesem Feste hinterlassen. War es die ziemlich allgemein verbreitete Hoffnung auf einen Wechsel des bisherigen Regierungs-Systemes, oder der Einfluß der Jugend, welche die Rückerinnerungen des Dichters verschönerten! — Er spricht mit Begeisterung von dem heiteren Himmel, von der Freude des Volkes, welches, das Todeswerkzeug unthätig erblickend, die Rückkehr zur Mäßigung schon froh begrüßte: er erzählt von allen jenen Familien-Gastmählern, welche unter freiem Himmel auf Befehl der obersten Macht, in grünen, mit Blumen ausgeputzten Lauben eingenommen wurden; er schildert uns ferner jene Barken auf dem Strome, die mit glänzenden Farben gemalt waren, und sogar den imposanten Anblick der Herren Frankreichs. Sollten sich jene, sonst immer aufgereizten Herren endlich haben besänftigen lassen?

An diesem Tage vergaß sich Robespierre in der Trunkenheit seiner Volksthümlichkeit und im Glanze seiner Stellung. Lange ließ der Held des Festes sein Gefolge auf sich warten, wie es den Großen der Erde zukommt. Endlich erschien er in gewähltem Kleide, mit dem Hute voller Blumen, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, mit einem großen Strauß vor der Brust, und außerdem noch, wie die anderen Deputirten, ein Büschel Blumen, Früchte und Aehren in der Hand tragend. In seinem sonst finsteren und häßlichen Gesicht konnte man heute eine Art Zufriedenheit, die ihm sonst früher nicht eigen war, lesen. Ihn suchen alle Blicke, und ihm jauchzt die Menge Beifall zu. Er legt das Feuer an einen Popanz, der den abscheulichen Atheismus vorstellte; indem er Allen voranschreitet, beabsichtigt er seinen Vorzug vor seinen Kollegen darzuthun und entfernt sich von ihnen weiter, als dies herkömmlich erlaubt war.

In diesen wenigen Schritten voraus lag sein kommendes Verhängniß; man glaubte in ihnen alle seine Gedanken abgespiegelt zu sehen. Der geringste Vorzug regte eifersüchtige Menschen schon genügend auf. Niemanden entging des Konvents-Präsidenten kindischer Stolz; er beleidigte mehrere seiner mißtrauischen Kollegen, welche kein Bedenken trugen, ihren Sarkasmen in beißenden Epigrammen mit zu lauter Stimme, als daß sie des Oberpriesters Ohr mitten in seinem Triumphe nicht hätten treffen sollen, Luft zu machen.

Mehr erbittert über diese Drohungen, als von seinem Triumphe befriedigt, geht Robespierre den anderen Tag in den Wohlfahrts-Ausschuß; aber er findet hier seine Kollegen kalt für Pläne persönlicher Rache. Billaud-Varennes und Collot-d'Herbois, welche mit der Rolle, die man ihnen zuertheilt hat, unzufrieden sind, hegen die Besorgniß, die Ideen vom höchsten Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele möchten ihrer Natur nach geeignet seyn, die Revolution rückgängig zu machen. — Ich, die Revolution rückgängig machen! Höret nur den Gesetzantrag, den ich Euch vorlege!

Dieser Gesetzantrag, der ein Gesetzbuch für das Kriminal- und peinliche Gerichtsverfahren zugleich in wenigen Paragraphen enthielt, wird stets als ein legislatives Ungeheuer aus jenem Zeit-Abschnitt dastehen. Zur Beschleunigung des Gerichtsverfahrens wird das Gericht in 4 Sectionen eingetheilt mit ihren Vice-Präsidenten, Stellvertretern und Geschwornen, welchen die Gewalt zusteht, ihr richterliches Amt, für sich getrennt, auszuüben. Hier werden die Verbrechen mit schrecklicher Strenge definirt. Die einzige Strafe für dieselben ist der Tod. Der Wohlfahrts-Ausschuß und der der allgemeinen Sicherheit, der Konvent in pleno, als öffentlicher Staatsankläger, haben die Befugniß, das Gesetz zu deuten. Außerdem werden alle Bürgschaften, die man bisher den Angeklagten zugestanden hatte, noch genommen: es bedarf keines Zeugenverhörs mehr; endlich verweigert das Gesetz den Verschwörern einen Vertheidiger. Wen konnte man nun nicht vor dem Richterstuhl einen Verschwörer nennen? Jeden, der vor demselben erschien.

Man mag uns hier die Frage erlauben: Welchen Zweck hatte denn die unersättliche Raserei noch? Warum ließ man das Todeswerkzeug, mit gähnendem Rachen, noch fortarbeiten? — Man metzelt in einem Kampfe, und wenn der Ausgang unentschieden ist, so setzt man zuweilen das Gemetzel noch den folgenden Tag fort; aber wenn der Sieg schon längst entschieden, wenn keine Oppositionspartei mehr besteht, wozu dann noch Menschen, welche zittern, hinschlachten und immer wieder hinschlachten? War das Angeben, Einsperren und Verurtheilen schon zur Gewohnheit geworden? Oder war es schwierig, der einmal gebrochenen Bahn Einhalt zu thun? Fürchtete man, die vielen in den Gefängnissen zurückgehaltenen Opfer in Freiheit zu setzen? und mußte man sie deshalb tödten, weil man nicht wußte, was man mit ihnen machen sollte?

Oder wollte man auch dieses System nur noch so lange beibehalten, bis eine ganze Menschenklasse aus dem gesellschaftlichen Verbande verschwunden wäre? Oder endlich, hoffte Robespierre für den dadurch begangenen Fehler, daß er die Aufmerksamkeit allzu sehr auf sich gelenkt hatte, durch immer zahlreichere Opfer Gnade zu finden? — Aber der Konvent machte doch Einwürfe, als ihm das Gesetz, welches ganz Frankreich der Willkür einzelner Individuen preisgab, vorgeschlagen wurde! Die Erwägung des allgemeinen Besten lag den Gegnern nicht gerade am Herzen: sie dachten nur an sich selbst. Durften wohl die Ausschüsse Deputirte zum Revolutions-Tribunal abordnen, ohne die Vollmacht des Konvents? Ueber diesen Punkt allein debattirte man. Es war kein einziges Wort über die allgemeine Tendenz des Gesetzes gesagt worden; man reklamirte deswegen nicht zu Frommen der Menschheit, und wäre den Rednern durch den Gesetzvorschlag das Leben zugesichert worden, so hätte wahrlich Niemand ein Bedenken dagegen erhoben. Aber die sich in Gefahr und in den Händen ihrer Feinde sahen, verlangten eine Gewährleistung. Einige Männer der Bergpartei, die Robespierre's und seiner Partei täglichen Angriffen ausgesetzt waren, konnten mit vollem Rechte darüber erschrocken seyn, daß ausgezeichnete Jakobiner unter dem Henkerbeil gefallen waren. Es mußte doch wenigstens das Formelle in der Anklage gegen einen Deputirten beobachtet werden. Der Hochmuth, mit dem von der Versammlung Danton als Opfer gefordert, die Feigheit, mit der man dies zugestanden, waren nicht gerade geeignet, die in Gefahr Schwebenden zu beruhigen.

Von nun an leben die Aristokraten und die Gemäßigten nicht allein in Schrecken; auch jene Jakobiner, die sonst nur Zittern um sich verbreitet hatten und noch verbreiten, schweben in Gefahr, seitdem man das Gesetz vom Prairial angenommen hatte, ohne daß der erwähnte streitige Punkt in demselben deutlich auseinandergesetzt war. Die herrschende Partei mußte über die Entschlossenheit der Männer, die freiwillig ihren Kopf aufs Spiel setzten, aufgebracht seyn, und ihre Macht ließ sich deswegen in Zweifel ziehen. In den Sitzungen der National-Versammlung herrscht jetzt eine finstere und öde Stimmung. Eine bleierne Schwere lastet auf den Gemüthern und lähmt ihre Berathungen. Mißtrauen bemächtigt sich derer, die mit dem Blitze spielen. Die Ebene, in die sich die gemäßigte Partei geflüchtet, wagt nicht mehr, das Wort zu nehmen, und die wichtigsten Beschlüsse werden von einer geringen Anzahl Abstimmender erpreßt. Die Ergänzung der Ausschüsse, die, bei einer demokratischen Richtung, sehr rasch wechseln mußte, ist nichts weiter, als ein Formenwesen: es werden dieselben Individuen wiedergewählt, ihre Allgewalt bestätigt. Wer hätte dagegen etwas einzuwenden gewagt? Viele Deputirte erscheinen gar nicht mehr in den Sitzungen, und unter jenen Prokonsuln, die Frankreich zittern machten, wagt sich so mancher nicht mehr in den Konvent.

Gesetzlich sollte der Wohlfahrts-Ausschuß aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzt seyn. Das eine von ihnen, Hérault de Séchelles, war guillotinirt worden und sein Platz leer geblieben. Jean Bon-St.-André und Prieur de la Manche waren gewöhnlich auf Missionen außerhalb Paris; Carnot vollauf beschäftigt, für die Armee zu sorgen, Prieur de la Côte d'Or und Robert Lindet mit den Vorrathslieferungen und der Verproviantirung. Jene drei Männer nannte man daher die Verwalter; sie waren von den Uebrigen getrennt. Fortwährend beschäftigt, für ihr Departement zu sorgen, gaben sie in der Zerstreuung ihre Unterschriften zu den politischen Beschlüssen ihrer Kollegen und beeilten sich, nur den zahllosen Forderungen, die eine äußerst beschwerliche Verwaltung an sie machte, nachzukommen. — So blieben also noch Robespierre, Couthon, Saint-Just, Collot-d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère, lauter Blutmenschen, nur in verschiedener Abstufung. Robespierre, Couthon und Saint-Just waren aufs engste mit einander verbunden; man hat sie seit ihrem Sturze die Triumvirn genannt. Der finstere, düstere und reizbare Billaud-Varennes, der rednerische und der thatschnelle Collot-d'Herbois fühlten sich arg verletzt, wenn Robespierre, ohne sie vorher bei wichtigen Verhandlungen zu Rathe zu ziehen, die Initiative ergriff. Sie hatten im allgemeinen Sicherheits-Ausschusse einen großen Anhang; er war der wichtigste nach dem Wohlfahrts-Ausschusse, seine Rechte aber in der Verwaltung waren beschränkter, wodurch er mehr in den Hintergrund trat. Barrère endlich, dessen Charakter nicht ganz klar zu Tage liegt und der mehr eine untergeordnete Stellung einnimmt, war eine Art Schöngeist, der auf der Rednerbühne gern hochtrabende Berichte über die Siege der Republik gab und sich in Lobeserhebungen erging; süßlich, geschmeidig, gefällig, sentimental in Redensarten, immer auf der Seite des Stärkeren. Auf diese drei Männer sahen die Triumvirn mehr geringschätzig herab; sie dünkten sich weit höher; in ihren Augen galt Barrère nur als ein mittelmäßiger Kopf, als Jedwedes Diener, Collot-d'Herbois nur als Deklamator, Billaud-Varennes nur als ein falscher, neidischer Charakter. Es läßt sich leicht begreifen, daß Kollegen solchen Schlages, obgleich im Allgemeinen ziemlich nachgiebig, zu Robespierre's Charakter, dessen Anforderungen von Tag zu Tag herrischer wurden, gar nicht paßten; und Barrèrre selbst, der doch gewiß die Verträglichkeit liebte, konnte sich nicht des Ausrufs enthalten: Dieser Robespierre ist unersättlich! Immerhin verlange er Tallien, Bourdon de l'Oise, Thuriot, Geoffroy, Rovère, Lecointre, Barras, Fréron, Legendre, Monastier, Dubois-Crancé, Fouché, Cambon und den ganzen Dantonistischen Anhang, aber zu Léonard Bourdon, Vadier, Vouland meine Zustimmung zu geben, das ist mir unmöglich.

Aufgebracht über die Hindernisse, die seiner Allmacht in den Weg traten, faßte Robespierre einen Entschluß, dessen Gelingen ihm diesmal fehlschlug; er dachte, wenn er nicht mehr im Wohlfahrts-Ausschusse erschiene und sich seltener in den Konventssitzungen zeigte und seine Gunst dem Jakobinerklub, wo man ihn vergötterte, allein schenkte, so würde er dadurch gewiß seine Kollegen in Verlegenheit bringen, und sie würden, wie er wähnte, nicht lange zögern, ihm das Anerbieten zur Rückkehr zuerst zu machen. Aber er irrte sich sehr; denn als sie sahen, daß er ihnen trotzte, so ließen sie ihn dabei. Daraus ging in der obersten Verwaltung ein kläglicher Zustand, ein gegenseitiges Mißtrauen hervor, was aber öffentlich noch nicht bekannt war. Mit je größerer Besorgniß die Mitglieder des Ausschusses diese Spaltung bemerkten, desto mehr benutzten sie das offen gelassene Terrain zu ihrer Verschanzung, zumal da sie gegen Couthon, der sie überwachte, das vollste Mißtrauen hegten. Uebrigens änderten diese Vorfälle durchaus nichts in der Abscheu erregenden Beschleunigung, mit der das Tribunal beim Richten zu Werke ging. In einer Abendsitzung, bei der Fouquier-Tinville zugegen war, wurden sogar nach dem Geständnisse dieses verschlagenen Menschen, der sich selbst nur mit einem Beile verglich, so abscheuliche Entschlüsse gefaßt, daß ihm, als er nach Hause ging, die Seine blutroth gefärbt vorkam. Ungeachtet dieser übertriebenen Rohheit kann man behaupten, es sey während dieser Epoche mehr ein Stillstand im Revolutionsgange, eine Zeit der Saumseligkeit und des Wankelmuthes eingetreten, worin ein böses Verhängniß lag. Einen so außergewöhnlichen Zustand aufrecht zu erhalten, that es noth, vorwärts zu dringen und durch fortwährende Staatsstreiche und unerwartete Dekrete Staunen zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Schluß.)

Unstreitig gehört zu den ausgezeichnetsten Männern Portugals der Marschall, Herzog von Saldanha, gegenwärtig Generalissimus der Armee der Königin, er zählt wenigstens 62 Jahr, aber seine Bewegungen und seine ganze Haltung sind noch jugendlich kräftig. Sein Backen-, Knebel- und Schnurrbart sticht durch seine schneeweiße Farbe eigenthümlich von der dunkelgebräunten Haut seines Gesichts ab. Er hat einen sehr angenehmen Mund, sehr glänzende und ausdrucksvolle Augen und eine hohe und breite Stirn; seine Manieren sind gefällig und von edlem Anstande. Seinem Lande hat er nicht nur als General, sondern auch als Diplomat bedeutende Dienste geleistet. Als Diplomat täuscht und verräth er fast immer die Partei, der er sich anzuschließen scheint. Seine Bildung ist, besonders in Portugal, von seltener Tiefe und großem Umfange. Während seines Aufenthalts zu Berlin, als Repräsentant Portugals, veröffentlichte er daselbst ein Werk unter dem Titel: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaften zur geoffenbarten Religion." Die englische, französische und deutsche Sprache spricht er mit großer Geläufigkeit. Man versichert übrigens, daß er von dem berühmten Bernaldo del Carpio stammt, dessen Vater ein Graf von Saldaña gewesen sey.

Der Graf von Villareal hat das ganze Gesicht und die ganze Haltung eines Edlen des vorigen Jahrhunderts. Obwohl kein Redner von Talent und Beruf, übt er doch einen so großen Einfluß auf das Parlament, daß nach dem Sturz des Ministeriums Cabral die Königin ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt hatte, eine Ehre, die er jedoch nach einer Ueberlegung von 24 Stunden dem Herzoge von Palmella überließ. Von seinem Vater ist unter dem Pseudonym Morgado Matheus eine ausgezeichnete Ausgabe von Camoëns veröffentlicht worden, die, da er sie auf eigene Kosten drucken ließ, ihn bedeutende Summen gekostet hat. Sein Sohn, Dom Fernando de Botelho, hat in den letzten Unruhen Partei gegen Donna Maria genommen, die ihn deshalb durch ein königliches Dekret des Rechts beraubt hat, seinen Vater zu beerben.

Der Marquis von Fronteira ist erst 46 Jahr alt, von großer stattlicher Figur und ausgezeichneter Haltung des Körpers. Sein — für Portugal — beträchtliches Vermögen von 26,000 Thlr. jährlicher Rente verzehrt er auf sehr angemessene Weise in seinem alten italiänischen Palast von Bemfica. Obgleich er keine Ansprüche darauf macht, eine bedeutende politische Rolle zu spielen, so ist er doch sehr innig mit der Partei verbunden, welche die Charte Dom Pedro's aufrecht erhalten will, und er thut Alles, was in seinen Kräften steht, um diesen Zweck zu erreichen. Gegenwärtig ist er Civil-Gouverneur von Lissabon. Sein Bruder, Dom Carlos de Mascarenhas, kommandirt die Lissaboner Munizipal-Garde, ein schönes Corps von ungefähr 1000 Mann, das ihm sehr ergeben ist.

Der Ex-Finanzminister, Graf von Tojal, verdankt seine Stellung und seinen Rang nur sich selbst; denn sein Vater war Leibarzt des Königs Johann VI., der ihm eine diplomatische Mission nach Paris anvertraute. Der Graf von Tojal, einer der gescheidtesten und verständigsten Männer Portugals, hat ein Alter von ungefähr 55 Jahren. Er ist klein und häßlich, aber seine ausdrucksvolle Physiognomie deutet auf die große Lebendigkeit und Klarheit seines Geistes. Das Englische spricht er mit derselben Fertigkeit, wie das Portugiesische.

Der Graf Das Antas, Anführer der vor kurzem gedämpften Insurrection, hatte eben so wie der Graf von Tojal nur seinen eigenen Verdiensten den Adel und die Würden zu verdanken, die ihm die Königin jetzt, um ihn für seine Empörung gegen ihre Autorität zu strafen, sämmtlich genommen hat. Er zählt 50 Jahre und gehört zu den besten Generalen Portugals, aber sein Charakter ist dermaßen unruhig und thatsüchtig, daß man ihn nur schwer in Ruhe halten kann. Uebrigens hat keine Partei großes Vertrauen zu ihm, da er im Jahre 1842 unter dem Ministerium „Entrudo" Commandeur der

Lissaboner Division war und unter dem Ministerium Costa Cabral die Stelle eines Gouverneurs des portugiesischen Indiens angenommen hatte, die er aus Rücksicht für seine Gesundheit nach sechs Monaten wieder aufgab.

Der Baron Sa da Bandeira, früher Kriegs-Minister, hat sich ebenfalls durch eigene Kraft und Fähigkeit zu seinem hohen Range erhoben und bis zu seiner Niederlage bei Chaves einen großen militairischen Ruhm genossen, eine Niederlage übrigens, für die er in Rücksicht auf die Desertion von 700 seiner besten Soldaten nicht verantwortlich gemacht werden kann. Er ist unzweifelhaft unter die besten Köpfe Portugals zu rechnen, wie er sich denn in der Pairskammer bei der Diskussion über die Gesetze stets sehr ausgezeichnet hat. Mit ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen vereinigt er einen feinen und durchdringenden Verstand und einen die unbedeutendsten und wichtigsten Fragen mit gleicher Genauigkeit umfassenden Fleiß. Sein Alter beläuft sich ungefähr auf 50 Jahre. Sein etwas längliches Gesicht hat einen geistvollen und anziehenden Ausdruck. Durch den Verlust eines Armes und des Gehörs wird er so wenig in seiner Thätigkeit gehemmt, daß er seiner Partei nicht größere Dienste leisten könnte, wenn ihm auch keines seiner Organe mangelt. Was ihm hieran abgeht, ersetzt er durch erhöhten Eifer.

Außer Saldanha und Terceira zählt die Königin noch zwei andere nicht weniger erwähnenswerthe Generale in ihrer Armee, Schwalbach und Casal. — Schwalbach, Baron von Setubal, ist ein Deutscher, der unter Dom Pedro in portugiesische Dienste getreten ist und sich in allen Geschäften, an denen er Theil genommen, ausgezeichnet hat. Die Portugiesen lassen seinen Talenten und seinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren, ohne ihn zu lieben, weil er ein Fremder ist. Der Baron von Casal ist der Sieger bei Chaves, wo Sa da Bandeira seine erste Niederlage erlitt. Man hält ihn für eben so geschickt, als entschlossen beim Angriff.

Dies sind die vornehmsten Parteien, welche sich gegenwärtig in Portugal gegenüberstehen, und die bedeutendsten Staatsmänner oder Generale, durch die sie repräsentirt werden. Ich wiederhole es, daß, selbst wenn der gegenwärtige Kampf durch ein friedliches Uebereinkommen zwischen den Parteien oder durch einen vollständigen Sieg einer Partei über alle andere beendet werden sollte, die Zukunft Portugals deshalb nicht weniger beunruhigend und zweifelhaft ist, da dies Land, trotz der großen Menge seiner natürlichen Hülfsquellen, gar keine Elemente einer inneren Ordnung, Unabhängigkeit und Wohlfahrt hat, die, indem sie der Nation eine ruhige, freie und glückliche Existenz verbürgten, ihr zugleich die Möglichkeit gewährten, mit festem Schritt den Weg des Fortschritts zu betreten und alles das aufzubieten, worin die Keime für das Glück und den Ruhm der Völker liegen: die Industrie, die Wissenschaften und die Künste.

(An overland Journey to Lisbon, by T. M. Hughes.)

Siebenbürgen.

Auswanderung nach Siebenbürgen.

Vielfach schon ist Siebenbürgen als ein Land dargestellt worden, das sich ganz besonders zur Einwanderung eigne; ja vor etwa zwei Jahren machte es ein sächsischer Prediger von dort zur Aufgabe einer Reise, Deutsche, besonders Württemberger, zur Uebersiedelung förmlich anzuwerben, in Folge wovon auch wirklich ungefähr 1000 Köpfe dahin abgegangen sind. Schon dem unbefangenen Beobachter werden sich hierbei von selbst einige Bemerkungen aufdrängen. Einmal müssen die Thätigkeit, mit welcher die Sachsen die Sache betreiben, und der Eifer, mit welchem sie einladen, von selbst auf den Gedanken bringen, daß es mehr ihr Bestes ist, was sie dabei im Auge haben, als das Wohl derer, welche gezwungen sind, ihr Heimatland zu verlassen. Sodann läßt sich in allen ihren Darstellungen der Sachlage immer ein Widerspruch nachweisen. Gewöhnlich nämlich heißt es etwa so: Ihr, die Ihr Deutschland verlassen wollt, kommt nach Siebenbürgen. Hier findet Ihr Landsleute und, wenn Ihr Geld mitbringt und sonst tüchtige, fleißige Arbeiter seyd, Euer Auskommen. Aber kommt nicht etwa in größerer Anzahl, denn eigentlich — können wir Keinen gebrauchen.

Bei der Wichtigkeit der Auswanderungsfrage für Deutschland möge es erlaubt seyn, in aller Kürze einige Aufschlüsse zu geben.

Die Sachsen haben nur einen kleinen Theil (den südlichen) von Siebenbürgen inne: ein Stück im Norden (der Bistritzer Distrikt) ist zu unbedeutend, als daß er hier in Betracht kommen könnte. Nun ist aber gerade das Sachsenland (fundus regius) am stärksten bevölkert, so daß es in dieser Beziehung vielen Gegenden Deutschlands um nichts nachsteht. Da nun außerdem der Absatz der Produkte sehr schwierig, der Handel, besonders in neuerer Zeit, sehr unbedeutend ist und das Fabrikwesen noch in der Wiege liegt, so fragt es sich, ob es unter solchen Umständen gerathen ist, die Bevölkerung noch zu vermehren? Es ist natürlich keine Frage, daß, wo 200 Tausend leben, auch 201 Tausend sich ernähren können. Aber daß sich die Auswanderer wesentlich verbessern sollten, muß doch sehr zweifelhaft erscheinen. Allerdings sind letzteres Essen und billiger Wein, von echt deutschem Standpunkte aus betrachtet, wesentliche Vortheile. Beide führen aber auch, wie im Schlepptau, ihre Nachtheile mit sich, nämlich das Wechselfieber, welches häufig grassirt und besonders Ausländern stark zusetzt, — und Trunksucht, welcher sich deutsche, allezeit durstige Kehlen fast stets in Weinländern ergeben.

Wenn nun also die Bevölkerung auf dem Sachsenboden für dortige Verhältnisse hinlänglich stark ist, aus welchen Gründen sucht man denn noch mehr Menschen hinzuziehen?

Erstens, um tüchtige Ackerwirthe zu gewinnen, und besonders auch, um die noch ganz unbekannt gewesene Stallfütterung einzuführen, mit einem Worte, um da Fortschritte zu machen, wo man gegen Deutschland zurück geblieben ist. Der zweite Beweggrund ist aber ganz eigenthümlicher Art. Die Sachsen sind nämlich nicht die einzigen Bewohner des Sachsenlandes, wenn auch der Name das anzudeuten scheint. Vielmehr ist auch hier, wie in ganz Siebenbürgen, die Bevölkerung in der Art gemischt, daß die Walachen an Seelenzahl das Uebergewicht haben. Es möchte nun noch hingehen, wenn das Verhältniß wenigstens so bliebe, wie es ist. Allein während sich die Walachen außerordentlich stark vermehren, — acht bis zehn Kinder sind etwas Gewöhnliches, — so vermindern sich die Sachsen dagegen von Tage zu Tage mehr. Um hier nur ein auffallendes Beispiel anzuführen, so giebt es eine kleine Stadt von 3000 Einwohnern, welche noch vor 50 Jahren eine stark sächsische Bevölkerung hatte. Jetzt ist wohl die Kirche noch vorhanden, sammt sächsischem Pfarrer und Küster, allein die Gemeinde ist bis auf zwei Familien spurlos verschwunden. Worin diese Unfruchtbarkeit ihren Grund hat, mögen Aerzte erklären; an der deutschen Abstammung liegt's wahrlich nicht, eher am Klima und an der Nahrungsweise. Wie dem auch seyn mag, die Thatsache steht fest und betrübt jeden patriotischen Sachsen. Um nun der Gefahr eines einstigen völligen Verschwindens von der Erde bei Zeiten vorzubeugen, ist die Nation auf den Einfall gekommen, von ihren, sich nur allzu stark reproduzirenden Stammverwandten frische deutsche Elemente zu entlehnen. Wir wünschen von Herzen einen glücklichen Erfolg und haben gar nichts dagegen, wenn man einige Auswanderungslustige zu den genannten Zwecken aufnimmt, vorausgesetzt, daß man nicht längst ansässige Walachen lieblos und gewaltsam verdrängt, um für Fremde Platz zu gewinnen, eine Befürchtung, die, ich will nicht entscheiden, mit welchem Rechte, unter Walachen und Ungarn *schon laut* geworden ist. Aus allem Gesagten aber erhellt, daß die Sache für Deutschland von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre es, wenn es sich um Ungarn und Siebenbürgen überhaupt handelte, die beide nur dünn bevölkert sind. Besonders könnte die große, von der Theiß durchflossene Ebene (die sogenannten Pußten) und der mittlere Theil von Siebenbürgen (die mezöség) noch unzählige Menschen ernähren, und es ist nicht etwa Nationalhaß der Ungarn, der keine deutsche Ansiedlung dulden wollte. Im Gegentheil würden viele Grundbesitzer mit Vergnügen bereit seyn, Fremde aufzunehmen und Kolonien zu gründen, wenn es nur die Verhältnisse gestatteten.*) Allein, wie jetzt die Sachen stehen, kann von einer Einwanderung im Großen nicht die Rede seyn. Im Innern fehlt es an Communicationswegen, so daß der Verkehr immer schwierig, oft ganz unmöglich ist; nach außen ist fast jede günstige Ausfuhr abgeschnitten, so daß mancher Gutsbesitzer nur etwa alle 8 Jahre einmal mit Gewinn verkaufen kann; die Güter sind fast alle verschuldet; ½ sind in Prozesse verwickelt; die bäuerlichen Verhältnisse sind gar nicht geregelt; baares Geld ist selten und nur zu sehr hohen Prozenten zu bekommen; das Fabrikwesen, welches durch den Schutz-Verein einen künstlichen Aufschwung genommen hatte, ist nun wieder in einen tiefen Winterschlaf versunken. So steht es im Allgemeinen in Ungarn und Siebenbürgen, und es ist mithin so lange nichts zu hoffen, bis in diesen chaotischen Wirren der Ruf laut wird: Es werde Licht! Ist Licht geworden, dann wird es an der Zeit seyn, die Auswanderungsfrage wieder anzuregen.

*) In einzelnen Fällen ist es schon geschehen.

Mannigfaltiges.

— Englische Biographie der Königin Louise von Preußen. Während Miß Strickland ihre „Geschichte der Königinnen von England“ fortsetzt, von welcher kürzlich der zehnte Band erschienen, hat *ein Herr* Charles Richardson so eben in englischer Sprache ein „Leben der Königin Louise von Preußen“ angekündigt, das, wenn darin der Charakter und die Geschicke der hohen Frau auch nur mit einigem Talente dargestellt sind, gewiß großer Theilnahme im britischen Publikum sich zu erfreuen haben wird.

— Sir John Barrow. Der greise Secretair der britischen Admiralität, Sir John Barrow, hat kürzlich seine Selbstbiographie, das dramatische Bild eines überaus merkwürdigen achtzigjährigen Lebens, herausgegeben. Seit 44 Jahren ist er in der britischen Admiralität angestellt, wo er die mächtigste Marine Europa's durch die Züge seiner Feder leitet und den Reisenden um die Welt, die Großbritanien von Zeit zu Zeit aussendet, ihre Richtungen vorschreibt. Bevor er diese Anstellung erhielt, war er jedoch selbst ein unternehmender Reisender, ein kühner Seefahrer gewesen. Der Wunsch, die Welt zu sehen, trieb ihn früh vom heimischen Ufer fort, nachdem er vorher, und zwar gleichzeitig mit Montgolfier, einen der ersten und größten Luftballons, die sein Vaterland gesehen, hergestellt hatte und darin aufgestiegen war. Er machte zuerst eine Reise nach Grönland, ließ sich darauf als Professor der Mathematik für Marine-Zöglinge anstellen, schloß sich dann der berühmten Gesandtschafts-Reise des Lord Macartney nach China an, etablirte sich demnächst eine Zeit lang am Vorgebirge der guten Hoffnung und trat endlich, als der Krieg ihn zwang, seine Seefahrten einzustellen, im J. 1803 in die Büreaus der britischen Admiralität ein.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 87. Berlin, Donnerstag den 22. Juli 1847.

England.

Die Zerlumpten-Schulen in England.*)

Man darf die „Zerlumpten-Schulen" nicht mit den „Armen-Schulen" Englands verwechseln. Letztere, die man überall findet, werden im Allgemeinen von Kindern besucht, welche, einer Familie angehörend, eine Wohnung und Existenzmittel besitzen, die bekannt sind. Es handelt sich bei diesen Kindern einzig darum, ihnen einen kostenfreien Unterricht zu verschaffen, weil ihre Aeltern entweder zu wenig Mittel oder zu wenig guten Willen haben, dafür zu sorgen. In diesem Sinne sind sogar die meisten englischen Schulen Armenschulen; die Wohlthätigkeit des Publikums in der Kirche hat das Land mit einer überflüssigen Anzahl dieser Anstalten versehen. Die Zerlumpten-Schulen aber stehen eine oder ein paar Stufen tiefer.

Man hat — um Lord Ashley's Ausdruck zu gebrauchen — in London und in den übrigen großen Städten Englands die Entdeckung gemacht, daß es in denselben eine fast unbekannte Bevölkerung von kleinen Vagabunden giebt, die, ohne Obdach, ohne Aeltern, ohne eine Spur von Erziehung, ihren Lebens-Unterhalt auf alle mögliche, nur nicht auf eine rechtliche Weise gewinnen. Hin und wieder zwar wurden einige dieser Unglücklichen vor die Gerichtshöfe gestellt, allein sie erregten wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Theilnahme. Man vermuthete gar nicht, daß sie einer ganzen, ihnen gleichartigen Bevölkerung angehörten, einer verborgenen, in den tiefsten Schichten der Gesellschaft hausenden Nation. Hatte man die kleinen Missethäter, in deren Verbrechen man nur Ausnahmen sah, bestraft, so war Alles gut; man sah und dachte nicht weiter.

Aufmerksamere und beharrlichere Beobachter jedoch haben herausgefunden, daß es in London eine große Masse dieser kleinen, keiner Klasse der Gesellschaft angehörigen Wesen giebt, die ohne Obdach umherirren. Diese Entdeckung ist es, welche die Gründung der Zerlumpten-Schulen veranlaßt hat.

Der Pariser gamin, nach seinem ursprünglichen Typus wenigstens, ist ein weit höher stehendes Wesen, als das Kind in Lumpen, von dem hier die Rede ist. Es ist wahr, der gamin vagabundirt gern auf den Straßen, und seine Erziehung, wenn er eine andere erhält, als die, welche die freie Luft gewähren kann, will wenig bedeuten. Er wird leicht zum Lügner, zum Betrüger; er spielt den Kaufleuten hundert Streiche, zeigt sich trotzig in seinen Händeln mit den Polizei-Offizianten und nimmt nur gar zu gern Theil an einer Emeute. Allein der gamin ist doch mit dem Leben in der Familie nicht gänzlich unbekannt; er weiß, wenn er Abends müde von seinen Streifereien und Schelmenstreichen ist, wo er ein Obdach findet. Es kann sogar vorkommen, daß er von Zeit zu Zeit seinen Fuß in eine Schule des wechselseitigen Unterrichts setzt; kurz, wenn es in Paris auch Kinder geben mag, die ganz in die Klasse der Londoner „Zerlumpten" gehören, so muß doch mit diesen der gamin nicht verwechselt werden, der moralisch wie gesellschaftlich höher steht.

Was denn sind es für Kinder, welche man in die neuen Schulen aufnimmt? Es sind erstlich Waisen, deren sich in ihren ersten Lebensjahren der eine oder der andere Verwandte angenommen hat und die sich eines schönen Morgens aus der Thür gewiesen sehen, mit der Anweisung, zu leben, wie es eben gehen will; dann sind es Kinder von transportirten Verbrechern, die genöthigt sind, ihre Nachkommen auf dem Londoner Straßenpflaster zurückzulassen; weiter Kinder, die zwar Verwandte haben, aber dadurch nur um so übler daran sind, da diese Verwandten sie im Raub und Diebstahl unterrichten; endlich sind es Kinder, die, einem illegitimen Verhältnisse entsprossen, sich entweder verstoßen sehen oder von einer Rabenmutter so lange gemißhandelt werden, bis sie lieber gar kein Obdach haben wollen, als ein solches, wo es für sie nur Schläge giebt. Alle diese Kinder, die ein gemeinsames widriges Schicksal gleichsam schon im voraus verbindet, nähern sich einander, bilden regelmäßige Banden mit Anführern, Losungsworten, Unternehmungs-Entwürfen und leisten sich, geleitet von einem Instinkte des Rechts oder einem Gefühle des gegenseitigen Wohlwollens, das ihnen selbst in ihrem Zustande tiefster Erniedrigung nicht verloren gegangen, einander Beistand. Wer Glück hatte, theilt mit dem, der keines hatte, und höchst selten geschieht es, daß selbst bei gerichtlichen Untersuchungen der Eine des Anderen Angeber wird.

Alle Morgen nun kriechen diese Unglücklichen aus den Schlupfwinkeln, die ihnen für die Nacht ein Asyl gewährten, hervor und zerstreuen sich in der Stadt, ohne zu wissen, woher sie ein Stück Brod nehmen sollen, aber auch ohne sich viele Gedanken darüber zu machen, da sie es auf die eine oder die andere Art vor Abend doch bekommen oder entwendet haben. Für sie giebt es kein Gesetz und, außer ihrer Bande, keine Gesellschaft; sie haben vor fremdem Eigenthum weder Achtung noch Schonung, und wenn sie die Polizei fürchten, so geben sie doch nur im äußersten Nothfall und mit Verwünschungen im Herzen ihretwegen ein Unternehmen auf. Allem, was sie umgiebt, fremd, behandeln sie Alles als Feind; sie sind eine Horde von Barbaren oder Wilden mitten in einer civilisirten Bevölkerung. Wenn auch fortwährend eine gewisse Anzahl von ihnen aufgegriffen wird, so entgeht doch der größere Theil der Wachsamkeit der Polizei, und wenn heute zwanzig oder dreißig eingefangen wurden, so erscheinen morgen funfzig mehr.

Das ist das Uebel, welches durch die „Zerlumpten-Schulen" beseitigt werden soll. Menschen von mitleidigem Herzen haben geglaubt, Güte werde mehr als Einschüchterung fruchten; der Lehrer müsse dem Kerkermeister und dem Henker zuvorkommen, und man brauche diesen unglücklichen Wesen nur einigen Unterricht angedeihen, sie nur ein Handwerk erlernen zu lassen, um sie — wenn dazu noch die Möglichkeit vorhanden sey — in ehrliche und nützliche Bürger umzuschaffen.

Es sind ungefähr drei Jahr, seit man begonnen hat, dieses System praktisch anzuwenden; allein es haben sich dabei große Schwierigkeiten herausgestellt, die bei weitem noch nicht vollständig überwunden sind.

Zuvörderst kömmt es darauf an, diese Vagabunden aufzusuchen und in Unterhandlung mit ihnen zu treten, und das ist gerade nicht sehr leicht. Glaubt man sie an einem Orte zu treffen, so sind sie längst an einem anderen. Dann, was freilich Niemanden Wunder nehmen wird, sind sie außerordentlich mißtrauisch. Haben sie doch zum größten Theile nie ein freundliches Wort gehört, nie ein Liebeszeichen empfangen. Auf die Straße geworfen, haben sie sich, gleich wilden Thieren, von allen Seiten verfolgt gesehen. Drohungen, Einsperrungen, Züchtigungen — das sind die Dinge, welche ihnen von anderen Menschen geworden sind. Also sind sie auf ihrer Hut und erblicken in ihrem Wohlthäter einen Feind. Ja, das Unternehmen, sich mit ihnen zu verständigen, kann sogar gefährlich werden. Ehe er sich noch hat erklären können, fallen sie vielleicht über den, der sie aufsucht, her, und diejenigen, welche sich mit dieser peinlichen Mission betrauen lassen, erklären, wie sie lieber mit einem Stamm wilder Indianer am Ontario-See zu thun haben möchten.

Allein angenommen, diese Schwierigkeit sey überstiegen, so tritt eine neue ein. Wie soll man Kinder solches Schlages bereden, sich auf eine Schulbank niederzusetzen? Eine Schule! Bücher! Geistige Arbeit! Was können sie sich dabei denken und welchen Nutzen können sie sich davon versprechen! Alle diese Dinge sind ihnen böhmische Dörfer; sie sehen höchstens, gleich den Wilden oder den Zigeunern, mit denen sie so viel Aehnlichkeit haben, in alle dem eine ganz unnütze Anstrengung und lachen der Menschenfreunde, die sie in eine Schulstube einsperren wollen, während sie ihren Lebensunterhalt in der freien Luft gewinnen müssen.

Allein auch diese Schwierigkeit sey beseitigt und man habe vierzig bis funfzig Kinder in Lumpen zusammen in einer Schulstube; wie werden sie sich aufführen? Augenzeugen geben über diesen Punkt eben so merkwürdige als traurige Erklärungen ab. Es ist mehr denn einmal vorgekommen, daß man dem armen Lehrer seine Rockschöße abgeschnitten, seinen Hut voll Oel gegossen, ja daß er selber, weil die Thür verbarrikadirt war, sich genöthigt gesehen hat, so rasch wie möglich aus dem Fenster zu springen.

Doch ist das noch nicht Alles. Diese verlaufenen Kinder können, während sie in der Schule versammelt sind, nichts zusammenbringen, und da sie nichts besitzen, so müssen sie wenigstens mit einem Theil ihrer Nahrung versorgt werden. Ja, logischerweise kömmt man endlich so weit, daß man ihnen diese vollständig liefern, daß man ihnen Kleidung und Obdach verschaffen muß; denn da sie keine rechtlichen Existenzmittel besitzen, so würden sie sonst die Schule nur verlassen, um sogleich ihre Schelmenstreiche wieder anzufangen;

*) Zerlumpten-Schulen, Ragged-Schools. Wir übersetzen wörtlich, weil — wie sonderbar das Wort „Zerlumpten-Schule" auch klingen möge — wir doch kein anderes wüßten, welches den Sinn des englischen „Ragged-School" nur einigermaßen genau wiedergäbe. Eine Proletarier-Schule z. B. wäre schon etwas Anderes als eine Ragged-School; denn es ist in dem oben stehenden Artikel von Kindern, die sich durchaus selbst überlassen sind, die von einem Familien-Verbande nichts wissen, die Rede — ein Merkmal, was auf die Kinder der Proletarier nur in einzelnen Fällen paßt. Auch ist „Zerlumpten-Schule" ein der Analogie durchaus gemäß gebildetes Wort. Wir sagen: Kleinkinder-, Bürger-, Soldaten-Schule. Ja „Armenschule", wo das erste Wort des Compositums ebenfalls ein zu einem Substantiv erhobenes Adjektiv ist, ist seiner grammatischen Form nach ganz dasselbe, was „Zerlumpten-Schule" ist.

alle gute Grundsätze, die ihr Lehrer ihnen eingeprägt hätte, würden immerfort vor der gebieterischen Nothwendigkeit, den täglichen Lebensunterhalt herbeizuschaffen, zurücktreten müssen.

Endlich hat man gegen diese Anstalten den bedeutenden Einwand gemacht, daß dergleichen Kindern der Elementar-Unterricht wenig helfe, ja daß er ihnen schade, wenn nicht der Unterricht in einem Handwerk hinzukommt. Denn was würde aus ihnen werden, wenn sie sich abermals selber überlassen wären, was würden sie beginnen? Man hat die Beobachtung gemacht, daß die gefährlichsten, die verhärtetsten Verbrecher sich unter denjenigen finden, die einigen Unterricht genossen haben. Dieser gewähet ihnen ein neues Mittel, Verbrechen zu begehen. Anstatt bloße Diebe zu seyn, werden sie Fälscher, und sie haben am Ende nur deshalb lesen gelernt, um sich in den allerschlechtesten Büchern zu betäuben und sich in ihrer Herabwürdigung zu verhärten.

Gewiß, solche Hindernisse sind nicht gering anzuschlagen, und schon kleinere möchten hinreichen, selbst aufopferungsfähige Menschen zu entmuthigen. Allein der Engländer zeichnet sich durch eine herrliche Eigenschaft aus — durch eine Beständigkeit in der Ausführung dessen, was er für gut und nützlich erkannt hat. Deswegen auch versteht er sich so ungleich besser, als der Franzose, aufs Kolonisiren, deswegen schreitet er, wenn er einen guten Gedanken gefaßt, festen Trittes vorwärts und bleibt, wenn er auch hin und wieder stolpert, nicht eher stehen, bis das Ziel erreicht ist. In Frankreich hätte vielleicht das Ridikül die „Zerlumpten-Schulen" noch vor ihrer Eröffnung getödtet oder hätte sie wenigstens ihren Anfang nicht lange überdauern lassen; in England ist man mitten durch alle Schwierigkeiten hindurchgegangen und hat schon vortreffliche Resultate gewonnen.

Es hat sich im J. 1844 in London eine Gesellschaft unter dem Namen: „Ragged School Union" zusammengethan. Die Mitglieder des Comité's gehören verschiedenen Glaubens-Bekenntnissen an, wie denn überhaupt in der ganzen Unternehmung kein Sektengeist zum Vorschein kommt. Man hat sehr weislich gedacht, daß man sich erst bemühen müsse, Menschen und Christen zu erziehen, ehe man darauf ausgehe, Anglikaner oder Dissidenten zu bilden. Weder die National-Kirche, noch die Dissidenten haben es auch nur versucht, in die Tiefe eines solchen Abgrundes hinunterzusteigen. Die öffentlichen und Privat-Unterrichts-Anstalten müßten es sogar vermeiden, mit dieser Pflanzschule von Elenden in Berührung zu gerathen, wenn sie nicht die Kinder aus den mittleren Klassen, ja selbst die der Armen, verlieren wollten. Für eine ganz eigenthümliche Bevölkerung müßten, nach Lord Ashley's richtiger Bemerkung, auch ganz besondere Maßregeln in Anwendung gebracht werden.

Die Schulen, welche man gegründet hat, sind von dreierlei Art: Sonntagsschulen — und mit diesen hat man den Anfang gemacht — Abendschulen, die wöchentlich fünf mal gehalten werden, und Tagesschulen. Von allen diesen Schulen zusammen giebt es ungefähr 80, die in 44 verschiedenen Gebäuden gehalten werden. Die Anzahl der sie besuchenden Kinder beläuft sich auf 5000, und an 450 besoldete und nicht besoldete Lehrer ertheilen in ihnen den Elementar- und Religions-Unterricht. In der letzten General-Versammlung der Gesellschaft hat der Präsident, als einen Beweis der guten Früchte, die man sich von diesen Anstalten versprechen dürfe, die Thatsache angeführt, daß 62 kleine Vagabunden, deren man in der Pfarrei von St. Giles habhaft geworden, auf verschiedene Weise untergebracht seyen und daß sie zu keinen Klagen Anlaß gegeben hätten. Auch nach Bristol, Bath, Manchester und Liverpool hat das Institut der Zerlumpten-Schulen sich fortgepflanzt, und es ist wahrscheinlich, daß es in allen größeren Städten der vereinigten drei Königreiche Wurzel schlagen wird.

Das Comité hat jedoch eingesehen, daß alles dieses, um einen wahrhaft nützlichen Zweck zu erreichen, nicht genügt, und deshalb im verflossenen Jahre eine Zufluchtsstätte nebst einer Handwerksschule für verlaufene Kinder gegründet, woselbst gegenwärtig ihrer 30 unterhalten und unterrichtet werden. Und dahin muß man, sobald die Einkünfte der Sozietät es gestatten, überall zu kommen streben; denn nur dann läßt sich etwa eine dauernde Besserung von den Kindern erwarten, wenn sie in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt auf eine rechtliche Weise zu erwerben. Unglücklicherweise sind dazu bedeutende Summen nöthig, und man erschrickt, wenn man an die Opfer denkt, die werden gebracht werden müssen. Es handelt sich, allein in London, vielleicht um 12—15,000 Kinder, die mit Obdach, Nahrung, Kleidung und Unterricht in einem Handwerk zu versehen sind. Und dennoch muß man das Uebel an der Wurzel angreifen, wenn man es heilen will. Die Zerlumpten-Schulen sind wenigstens weit verständigere Anstalten, als die Besserungs-Anstalten für junge Verbrecher, die wir in anderen Ländern sehen. Oder ist es etwa recht, bei einem Kinde erst auf ein Verbrechen, auf seine Bestrafung durch irgend ein Gericht zu warten, um sich mit ihm zu befassen? Ist es nicht wenigstens sonderbar, gerade der Schuld durch ein solches Verfahren gleichsam ein Privilegium zu ertheilen?

Viele der in der Londoner General-Versammlung berichteten Thatsachen sind der ernstesten Beachtung werth. Die Regungen des Guten sind bei diesen Geschöpfen in Lumpen noch nicht gänzlich erstickt, und sobald sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man wirklich ihr Bestes will, so sind sie außerordentlich erkenntlich. Häufig vergießen sie Thränen, wenn sie freundlich angeredet werden; ihr Mißtrauen, ihre Bosheit verschwinden nach und nach bei einer Behandlung, die von einem aufrichtigen und beständigen Wohlwollen zeugt. Der Trieb zum Guten in ihnen war nur unterdrückt, nicht vernichtet, und es zeigt sich — häufig auf eine bewunderungswürdige Weise — wieder, wenn eine richtige Behandlung ihn hervorzulocken weiß. „Im vergangenen Januar", sagt Lord Ashley, „wurde beschlossen, daß diejenigen unter den Kindern, die sich am besten aufgeführt, eine Belohnung erhalten sollten. Die Kinder waren so abgerissen, daß man glaubte, es würde am besten seyn, wenn man funfzehn paar Stiefeln als Prämien vertheilte. Einer der Lehrer zeigte uns an, daß diese Stiefeln nicht denen, die es am meisten verdient hätten, zu Theil werden würden, und er antwortete mir auf meine Frage, weshalb nicht: daß mehrere von ihnen nicht gerade am abgerissensten seyen, und daß sie aus eigenem Antriebe verlangt haben, man möchte die Stiefeln denen geben, die sie am nothwendigsten brauchten. Es ist das ein Beispiel von Selbstverleugnung, das selbst in einer anderen Klasse der Gesellschaft selten seyn möchte."

Es sind aber nicht allein die Keime eines moralischen Sinnes, die sich bei diesen verwahrlosten Geschöpfen zeigen, manche entwickeln auch große intellektuelle Fähigkeiten, Fähigkeiten, die nur einiger Kultur bedurften, um auf überraschende Weise hervorzutreten. Gerade die geringere Berührung, in die dergleichen Kinder mit den Gewohnheiten und Begriffen der civilisirten Welt gerathen sind, macht, daß ihr Geist etwas Ursprünglicheres, Männlicheres besitzt.

Es ist der Bischof von Norwich, einer der intelligentesten unter den Prälaten Englands, welcher in der erwähnten Sitzung eine beachtenswerthe Idee ausgesprochen hat, die Idee nämlich, daß man sich in unserer Zeit zu sehr auf die bloße Religion stütze, und daß man mit blos religiösem Trost und Unterricht nicht die Hälfte seiner Pflicht gegen die nothleidende Klasse erfülle. Es sey sehr hübsch, Bibeln und Traktätchen zu vertheilen, aber was sollten die Elenden, die kein Brod haben, die fast verthiert, Vater, Mutter und Kinder, auf einer faulenden Streu unter einander liegen, mit Bibeln und Traktätchen machen? Man müsse erst das irdische Leben den Leuten etwas erträglicher machen, ehe man ihnen von dem zukünftigen spreche. Es gäbe gegenwärtig zwei Schulen, von denen eine jede gleichsam nur die eine Hälfte eines wahren und vollständigen Gedankens zur Anwendung bringe: die Schule der Socialisten und die der Religiösen (chrétiens); die eine hätte nur den Leib im Auge, die andere nur die Seele, beiden aber mangele es an Einsicht, beide *erzielten* sie keine Resultate, weil sie sich nur auf die eine Hälfte der Frage *einließen*. Beide Schulen bekämpften sich sogar, anstatt — um in der Sprache der Schule zu reden — These und Antithese in einer höheren Synthese zu verbinden.

Wir kehren von dieser Abschweifung — wenn es wirklich eine war — zurück, um mit den folgenden Worten des Bischofs von Norwich zu schließen:

„Wozu kann es nützen, daß man einem Kinde, das nicht lesen kann, ein Traktätchen oder einem Armen eine Bibel giebt, der ihren Inhalt nicht zu würdigen vermag? Ich erinnere mich, in einem Buche von Guthrie die Erzählung eines Besuches gelesen zu haben, den ein Geistlicher einer alten, an allen Nothwendigkeiten des Lebens Mangel leidenden Frau machte. Sie klagte ihm, daß sie vor Hunger sterbe. — Ja! rief der Geistliche — besinnt Euch, daß es noch wichtigere Dinge giebt. Was war die Antwort, welche die Frau ihm gab? Sie antwortete — und ihre Worte sind der Aufmerksamkeit werth — sie antwortete: Mag dem seyn, wie ihm will, Herr Pfarrer; wenn Sie aber, wie ich, vor Elend, Hunger und Frost umkämen, so würden Sie auch nicht an etwas Anderes denken können."

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes.

(Fortsetzung.)

Während Collot-d'Herbois und Billaud-Varennes dadurch, daß sie sich mit den Verwaltern und den mißvergnügten Mitgliedern des allgemeinen Sicherheits-Ausschusses eng verbinden, sich der Handhabung der Staatsgeschäfte bemächtigen, treten im Geheimen die tüchtigsten Glieder der Bergpartei auf ihre Seite. Jene edle Frau, welche Tallien einen Geist des Widerstandes eingeflößt, die jedoch aus dem Gefängnisse zu retten ihm die Macht fehlte, hatte wenigstens ihre Standhaftigkeit auf ihn übertragen; mit ihm vereinten sich Lecointre, Bourdon de l'Oise, Thuriot und viele andere Deputirte, welche stets Danton's Untergang vor Augen hatten und die Nacht nicht ohne Schrecken kommen sahen. Jetzt begann Robespierre das Vorspiel seiner verderbenschwangeren Pläne damit, daß er sie aus dem Jakobinerklub treiben ließ.

So konnte die Lage der Dinge nicht länger bleiben, es mußte zu einem Ausbruche kommen; aber ein solches Blendwerk hatte Robespierre auszuüben verstanden, daß diese Männer seinen Angriff zuerst abwarteten, damit sie, die noch unschlüssig waren, ob sie auch wirklich mit einem so starken Gegner den Kampf aufnehmen könnten, lieber die Defensive ergriffen. Seine Vertrauten, Henriot und Dumas, welche ein Vorgefühl von der Gefahr hatten, die sie plötzlich vernichten sollte, drangen in ihn, seine Zustimmung zu einem Heeres-Aufstande, wie am 2. Juni, zu geben, wonach der umlagerte und bedrohte Konvent seinem Verlangen eine Weigerung entgegenzusetzen nicht mehr im Stande wäre. Doch von gewaltsamen Mitteln war Robespierre kein Freund; er zog es vor, erst Alles noch auf dem Wege des Rechtes zu versuchen, — wenn wir überhaupt dieses Wort brauchen dürfen — in der Meinung, er könne, wenn dieses nicht ausreichen sollte, noch immer zu den vorgeschlagenen Maßregeln seine Zuflucht nehmen. Ueberall herrschte die größte Unruhe. Wie an Tagen, wo die Atmosphäre drückend heiß und der Himmel von schwarzem Gewölk verfinstert ist, so sah man einem Ungewitter entgegen, dessen Ausgang sich nicht vorher erkennen ließ.

Am 8. Thermidor endlich erscheint Robespierre wieder im Konvente. Als

man ihn mit einem starken Hefte in der Hand auf die Rednerbühne treten sah, vermuthete man schon, daß die Sitzung einem entscheidenden Sturme entgegen ginge.

Niemals hatte der Diktator unbestimmter und geheimnißvoller gesprochen, als in dieser für ihn so gewichtigen Stunde; niemals war er ungeschickter: in seiner Rede spiegelt sich eine finstere und drohende Färbung ab; er spricht ins Unbestimmte von großen, eingerissenen Uebelständen und wünscht durchgreifende Heilmittel. Jeder Zuhörer sagt zu seinem Nachbar: Du bist es, auf den er deutet, du bist es, den er damit gemeint hat. Wenn er sich blos auf einige Einzelne beschränkt hätte, so würden die, welche nicht auf der Proscriptionsliste gestanden, durch ein Opfer, wie man es in jener Epoche gern zugab, das Leben der Anderen aufgegeben haben, um nur das ihre zu retten; doch bestimmt ist Keiner genannt und dennoch Keiner von der Anklage ausgenommen. Er ist unzufrieden, höchlichst aufgebracht, er verlangt von Jedem für seine Person Schutz, er beschwert sich über Gefahren, denen er am Festtage des höchsten Wesens ausgesetzt war; auch beklagt er sich, daß man seinen Namen mit allen unglücklichen Ereignissen zusammenstelle. Was liegt denn eigentlich in seiner Absicht? Welchen Zweck will er damit erreichen?

Zum ersten Male findet Robespierre die Versammlung kalt und stumm. Schweigsam hörte man den Anfang seiner Rede an, schweigsam das Ende derselben. Indeß verlangt nach alter Gewohnheit der Unterthänigkeit einer seiner Gegner den Druck der Rede. Der immer eifrige Barrère hält dies für recht: aber Couthon, der gern Begeisterung für dieselbe gewünscht hätte, Couthon, der deswegen sehr aufgebracht ist, verlangt noch außerdem die Versendung der Rede an die Armen und alle obrigkeitlichen Behörden; er verweist die Versammlung in ihre gewöhnliche Unterwürfigkeit zurück; sie stimmt für den Druck und die Versendung der Rede an die Munizipalitäten.

Doch die Männer, die sich schon proskribirt glaubten, und welche nun Zeit gefunden, sich von ihrer ersten Aufregung zu erholen, schämen sich jetzt ihrer Feigheit. Die Gefahr giebt ihnen den Muth zu sprechen wieder Cambon, Vadier, Amar, Billaud-Varennes weisen jede Anklage, die sie zu ihrem Gegenstande macht, mit bittern Worten von sich: der Kampf wird lebhafter; diese unerwartete Heftigkeit bringt Robespierre in Bestürzung: er kommt auf das Besprochene zurück, sucht sich zu rechtfertigen, stottert Entschuldigungen; seine Verwirrung ermuthigt die Angreifenden; ihrer ist der Sieg. Das Dekret wird zurückgenommen. Man schickt die Rede zur Prüfung an die Ausschüsse. „Verurtheilt mich“, schreit Robespierre wüthend, „aber gebt mich nicht dem Richterspruch derer, die ich anklage, preis.“

Er geht aus der Versammlung, um sein Herz bei seinen heißgeliebten Jakobinern auszuschütten; diese erwarten ihn, um ihn für seine gescheiterten Pläne zu entschädigen. In der Wiederholung seiner Rede findet er bei seinen Freunden Trost: sie überhäufen ihn mit stürmischen Beifallbezeugungen. In solchem äußerst wichtigen Momente hätte er lieber handeln sollen, als Loorbeeren für seine Beredtsamkeit sammeln. „Brüder“, sagte er am Ende seiner Rede, „nehmt mein Todesvermächtniß hin: Heute habe ich es leider gesehen; die Ligue der Bösen ist so stark, daß ich ihr zu entgehen nicht hoffen kann. Ich falle ohne Reue. Ich hinterlasse Euch mein Andenken, es wird Euch theuer seyn, und Ihr werdet es vertheidigen.“ Bei diesen Worten wird ausgerufen, daß die Zeit der Verzweiflung noch nicht gekommen sey. Henriot, Dumas, Coffinhal erklären sich zum Handeln bereit. Der National-Agent Payan schlägt vor, man solle sogleich einen Angriff auf die beiden Ausschüsse machen, da sie nur wenige Gendarmen zu ihrem Schutze haben. Wäre dieser Rath befolgt worden, so hätte er sicherlich den Kampf entschieden; aber Robespierre widersetzte sich dem, er baute seine Hoffnung auf Saint-Just, der an eben diesem Tage in Paris angekommen war und ihn in der Sitzung des folgenden Tages unterstützen sollte. Er hätte wohl begreifen sollen, daß, wenn die National-Versammlung einmal ihre bisherige Unterwürfigkeit abgestreift und noch ein Gewagtes versucht hatte, es unklug gewesen wäre, den Kampf so früh zu beginnen. Vorwärts! hieß es. Robespierre sollte entweder der Gebieter des Konvents oder sein Opfer werden.

Auf der anderen Seite waren seine Gegner erstaunt, ja selbst erschrocken, daß der Erfolg wider ihren Willen so glücklich abgelaufen war. Welches Ende wird dieses fürchterliche Treffen, das jetzt ausbricht, denn nehmen? Wäre es nicht wünschenswerther, man käme ihm, wenn's die Zeit noch gestattete, zuvor? Ist denn jedes gegenseitige Einverständniß durchaus unmöglich? Man sucht zu unterhandeln; man lenkt mit begütigenden Worten ein; aber in den Gemüthern herrscht eine zu große Aufregung; der Wurf ist geschehen, heißer wird der Kampf. Deputirte, die sich zu den Jakobinern hinbegeben, hier Robespierre's Einfluß zu schwächen, werden von ihnen verhöhnt, bedroht, geschlagen und fortgejagt. Collot-d'Herbois, der über diesen Schimpf wüthend ist, kommt eben in den Sicherheits-Ausschuß, als die friedlich Gesinnten der Partei bei Saint-Just Versuche machten, ihm das Amt eines Friedens-Unterhändlers zu übertragen. Unfähig, sich länger zu halten, überhäuft ihn Collot mit den empfindlichsten Vorwürfen und zerreißt so noch das letzte Band, das man festzuhalten suchte. Saint-Just antwortet auf diese Herausforderung nicht, und ohne sich im geringsten durch sein Mienenspiel zu verrathen, zieht er sich mit dem Vorsatz zurück, den kommenden Tag, noch vor der Konventssitzung, den Ausschüssen eine niederschmetternde Rede, die er noch in der Nacht dazu ausarbeiten will, vorzutragen: aber dabei verfehlte er gerade seinen Zweck. Das Schwert ist nun, wie Jeder sieht, gezogen, es gilt den Kampf auf Tod und Leben. Jeder ist in Unruhe, Jeder trifft Verabredungen. Man bemüht sich um den Beitritt der Ebene, jener Gemäßigten, welche Robespierre bisweilen gegen die Angriffe des Berges vertheidigte. Sie trauen den ersten Schritten ihrer Feinde nicht. „Die Jakobiner“, sagen sie, „mögen unter sich ihren Kampf allein ausmachen.“ Endlich erhält man nach mehrfachen abschlägigen Antworten wenigstens das Versprechen, neutral bleiben zu wollen. Welch' schreckliche Nacht!

Am folgenden Tag ist Jeder auf seinem Posten. Der Gemeinderath ist versammelt, Henriot mit geschwungenem Säbel in der Hand, an der Spitze seiner Adjutanten, erschüttert das Steinpflaster von Paris. Die Jakobiner haben sich permanent erklärt. Die Deputirten begeben sich frühzeitig an den Versammlungsort; sie laufen im Saale umher, um sich einander zu ermuthigen und sich zu einem tüchtigen Widerstande gegenseitig anzufeuern. Es ist 11½ Uhr. Tallien, der es unternommen, den Angriff zu beginnen, verlangt von seinen Kollegen auch Beistand. Plötzlich erscheint Saint-Just, der mit ernster und nachdenkender Miene, die als das Vorspiel zu so vielen Proscriptionen gelten konnte, durch den Saal geht und sich zur Rednerbühne hinwendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen! ruft man aus.

Erster Akt.

Alle, die sich vereinigt haben, bilden eine geschlossene Phalanx über dem Berge. Robespierre, dessen Bruder, Lebas und Couthon, die nur ein schwacher Haufe gegen so viele Feinde sind, sitzen ebenfalls beisammen. Nun beginnt ein Schauspiel, wie es vielleicht niemals in einer Versammlung vorkam.

Saint-Just nimmt das Wort und erklärt, daß er keiner Partei, keiner Faction angehöre, und selbst, wenn die Rednerbühne für ihn zum tarpejischen Felsen werden könnte, werde er darum nicht minder seine Meinung äußern über die Ursachen und Beweggründe der ausgebrochenen Uneinigkeiten.

Hier unterbricht ihn Tallien, den fieberische Ungeduld verzehrt, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen: „Ich ergreife das Wort für einen Antrag zur Tagesordnung. Der Redner hat erklärt, daß er keiner Faction angehöre; ich behaupte dasselbe auch von mir, ich gehöre nur mir selbst und der Freiheit an. Darum muß die Wahrheit ans Licht kommen. Kein guter Bürger kann seine Thränen verbergen wegen des bösen Geschicks, das auf dem öffentlichen Wohle lastet. Ueberall erblickt man nichts als Streitigkeiten. Gestern erst hat sich ein Mitglied der Regierung wiederum von ihm losgesagt und hat in seinem besonderen Namen eine Rede gehalten; heute thut ein anderes eben dasselbe. Man wird sich noch angreifen, das Unglück des Vaterlandes vergrößern, es endlich in den Abgrund stürzen. Ich will den Vorhang ganz wegreißen.“

Lebhaftes Beifallklatschen begrüßt den ersten Angriff auf Robespierre.

Von diesem Augenblicke an werden weder Saint-Just, dem man so eben das Wort entrissen, noch irgend ein anderer Deputirter seiner Partei zugelassen, ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sprechen. Vergeblich widersetzen sie sich dem mit allem Eifer, mit Verzweiflung; erstickt wird ihr Geschrei von den Drohungen der Versammlung, durch die Taktik des Präsidenten, oder vielmehr durch seine Glocke, welche den unwiderstehlichsten Beweisgrund abgiebt. Man hätte glauben können, daß Robespierre's Gegner seine Stimme, die sie so lange genarrt hatte, zu hören fürchteten, in der Besorgniß, sie möchte wieder ihre alte Gewalt auf ihre Gemüther ausüben. Cambacérès, ebenfalls ein Zeuge dieses Schauspiels, sagte zum Kaiser Napoleon, man hätte hier nur gerichtet, aber nicht verhört. Die Sitzung, in der Robespierre geächtet wurde, hat, möchte man fast annehmen, einige ähnliche Züge mit der, wo man Cäsar im Senate meuchlings ermordete, und vielleicht wurde der Römer noch nicht so grausam behandelt, wie dieser hier. Nachdem einmal die Bahn gebrochen, der Talisman verschwunden, stürzen sich alle auf das Schlachtopfer los. Die Anklagen folgen Schlag auf Schlag, jeder will sein Scherflein dazu beitragen, diese Ueberrilung verzögert sogar die Entwickelung des Schauspiels.

Und als der Tyrann — so nannte man ihn damals — der eine so heftige Erbitterung nicht vermuthete, seine wahre Lage jetzt plötzlich vor Augen sieht, ach, wie gern hätte er gewünscht, weit weg von dieser Versammlung zu seyn, in die er sich so thörichter Weise gestürzt hat! Diesen Tag gerade hatte er zur Feier seines Triumphes auserkoren; ja er hatte sich — so will man bemerkt haben — gerade gekleidet, wie am Feste des „höchsten Wesens“. Als er jene Scherpe damals trug, war ihm mit so vielem Beifallsgeschrei gehuldigt worden, und heute wird er mit ihr angegriffen, überall zurückgestoßen, heute erblickt er hier nur drohende Gesichter, während er unweit dieser Versammlung triumphirend von seinen Parteigängern wäre davongetragen worden. Indeß müssen wir diesen Kampf an diesem Orte selbst abgemacht sehen, bevor die Sitzung zu Ende geht.

Man weiß, welche Bewegung und Aufregung bei Berathungen zu herrschen pflegt, welchen Eifer man für die Verfechtung eines Gesetzes zeigt, für die eines Prinzipes, dessen Anwendung vielleicht sehr fern liegt. Aber um was handelt es sich denn hier? Um den Fall oder den Triumph einer der herrschenden Parteien, um Leben oder Tod der Berathenden; ist da wohl noch ein Zweifel über die Achtserklärung vorhanden, die vom Sieger sogleich gegen den Besiegten ausgeht?

Der unglückliche Robespierre besteigt die Rednerbühne und wird von ihr wieder heruntergestoßen, während hier Ankläger auf Ankläger auftritt. Immer wieder gebietet man ihm Ruhe, immer wieder übertönt die Glocke des Präsidenten seine Stimme. Murren, Zischen verfolgt ihn; Beifallsklatschen empfängt seine Angeber. Von Angst gepeinigt läuft er durch den Saal, sich überall nach einem Schutze umsehend; vergeblich wendet er sich an den Berg, seine Anbeter sind hier verschwunden; die Kollegen aus den Ausschüssen sind seine Kläger. Endlich stürzt er auf die Bänke der Ebene los: „Reine, tugendhafte Männer“, ruft er aus, „Euch flehe ich an um Schutz gegen Räuber.“ Man dreht sich von ihm weg, man stößt ihn zurück. Darauf fällt er vor Wuth und Erschöpfung nieder. Seine Stimme, die zuletzt müde wird, das

Wort zu fordern, stammelt nur noch heisere, unzusammenhängende Laute; er kann nur noch rasen und schäumen vor Wuth. „Unglücklicher"! ruft man aus, „Danton's Blut erstickt dich."

Und dessenungeachtet flößte er eine so gewaltige Furcht ein, daß Alle beim Angriff vorsichtig zu Werke gehen müssen; erst wird ein weiter Kreis um ihn gebildet, dann geht's ans Unterminiren, allmälig wird der Kreis um ihn immer enger. Noch wagen sie nicht Hand an ihn selbst zu legen, aber sie bereiten sich dazu gleichsam vor, indem sie das Anklage-Dekret gegen seine Anhänger aussprechen; er wird ermüdet, geschwächt. Endlich wird das gewaltige Wort verkündet und der Kampf ist zu Ende.

Ich habe die Absicht nicht, hier alle Erzählungen wiederzugeben, welche die Geschichtsschreiber über diese Sitzung mitgetheilt haben, doch bewog mich meine Neugierde, wenigstens das nachzulesen, was das offizielle Journal, welches mit der Abfassung dieser Artikel beauftragt war, darüber berichtete.

Der Moniteur erschien am folgenden Morgen nach dem denkwürdigen Tage nicht, wie sonst, mit Blumenguirlanden eingefaßt: Da gab's keine Siegeshymnen, keine Betrachtungen über die Tagesereignisse, kein erstes Paris. Mit der einem Journalisten eigenen Klugheit, der in beständiger Furcht schwebt, giebt er so breit wie möglich die auswärtigen Neuigkeiten: Türkei, Polen, Holland, England, darauf unbedeutende Dekrete, kleine Verse, den Theil der Sitzung vom 8. (Thermidor), welcher kein besonderes Interesse darbietet, gerade Alles, was die Gemüther nicht beschäftigt. Man weiß, welch' große Aushülfe in schwieriger Lage die Poesie und die fernen Gegenden einem Redacteur gewähren. Endlich eine kleine Andeutung über einen Streit, der sich im Konvente erhoben haben soll, demzufolge Robespierre und einige Deputirte verhaftet wären, aber dessen Verhängung, abgesehen von der wichtigen Neuigkeit, er nicht mit Bestimmtheit behaupten könnte. Darauf folgt, wie gewöhnlich, die lange Liste der an einem der vorhergehenden Tage zum Tode Verurtheilten und der Schauspielzettel. Erst am 11ten, als man genau wußte, Robespierre und seine Anhänger wären guillotinirt, spricht er sich mit Bestimmtheit hierüber aus. (Fortsetzung folgt.)



Handbuch für preußische Konsular-Agenten, Rheder, Schiffer und Befrachter. *)

Bereits wurde in diesen Blättern die Meinung ausgesprochen, daß in dem Gebiete der Konsular-Literatur ein weites Feld noch offen stehe, und daß jeder Schriftsteller, der die ziemlich dunkel gebliebene Frage der Konsuln zu beleuchten versuche, sich Ansprüche auf dankbare Anerkennung erwerbe, ja große Dienste leisten könne.

Was bei Gelegenheit der Kritik eines ziemlich mittelmäßigen Buches gesagt, läßt sich heute, — da endlich ein wirklich gediegenes Werk, das den Zeitbedürfnissen entspricht, über Konsulate erschienen ist, — in dieser Rezension, durch Angabe der erhaltenen Resultate, genügend nachweisen.

Das Handbuch für preußische Konsular-Agenten füllt, für Preußen und seine Nachbarn, eine Lücke aus, die noch in keinem Staate des Kontinents bis jetzt beseitigt worden war. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß den Ländern, — die sich am meisten mit der Konsular-Organisation offiziell abgeben und deren Zeitungen nicht müde werden, Tadel, Lob und Rathschläge den Regierungen deshalb zu spenden, — es nicht geglückt ist, dasjenige zu besitzen, was und in Berlin so eben geboten wird: — die gründliche, logischmethodische Darstellung des vaterländischen Konsular-Systems. Die Franzosen haben zwar längst die Aufgabe für sich zu lösen versucht: jedoch sind entweder bloße Sammlungen der Konsular-Ordonnanzen ohne Kommentare, oder kommentarische Denkschriften, die auf die Ordonnanzen nicht paßten, aus ihren Bemühungen entstanden. Der Mangel an einem beinahe unentbehrlichen Werke hängt indessen in Frankreich theils mit dem Umstande zusammen, daß daselbst stets mit Kühnheit, aber gar zu oft ohne hinlängliches Wissen, die abstraktesten Materien behandelt werden; theils rührt er davon her, daß die eigentliche öffentliche Behandlung der Administrations-Fragen, wenn sie nicht zufällig in den Kammern vorkommen, den sogenannten Literaten, welche mit unvollständigen Dokumenten aufzutreten sich nicht scheuen, fast gänzlich anheimfällt. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris fordert namentlich von seinen Beamten die Enthaltung von schriftstellerischen Arbeiten als Bedingung sine qua non eines weiteren Fortkommens. — Darf man sich nun über die Dürftigkeit und Mittelmäßigkeit der französischen Konsular-Literatur wundern!

Da aus dem vorliegenden Handbuche der Name seines Verfassers nicht hervorgeht, so können wir nicht mit Gewißheit bestimmen, ob derselbe in amtlicher Thätigkeit lebt oder je gelebt hat. Jedenfalls sind ihm weder gesunde Methode, noch Richtigkeit und Tiefe des Blickes in das preußische sowohl als in die außerpreußischen Konsular-Systeme abzusprechen. Eine vorzügliche Kenntniß der Konsular-Gesetzgebung und, wir möchten wagen zu behaupten, eine große Erfahrung des Konsularfaches stehen ihm zur Seite. Die amtlichen Quellen, aus welchen er geschöpft hat, weisen zugleich auf das zuverlässigste nach, daß hier zu Lande die verständige Sitte herrscht, der üblen französisch-diplomatischen Gewohnheit, — stets nur halbe Mittheilungen zu gewähren, — nicht zu huldigen.

Eine übersichtliche Darstellung der gesetzlichen Bestimmungen und Erlasse, welche den Konsular-Beamten zur Regelung ihrer Wirksamkeit dienen; eine vollständige Sammlung derjenigen Handels- und Schifffahrts-Verträge, die von Preußen und dem Zollverein abgeschlossen und zur Zeit noch gültig sind, eine Zusammenstellung der wesentlichen, die Abgaben und die schifffahrtspolizeilichen Verhältnisse in den preußischen Ostseehäfen betreffenden Gesetze und Verordnungen, — bilden die drei Hauptabtheilungen des Werkes. Durch Zusammenfassung solcher wichtigen Elemente bezweckt der Verfasser, den preußischen Konsular-Beamten die Möglichkeit darzubieten, den gesteigerten Anforderungen ihrer Amtswirksamkeit völlig Genüge zu leisten. Wie es im Vorworte des Handbuchs sehr richtig bemerkt wird, muß in der That ein Konsul nicht nur mit den Gesetzen, dem Handel, der Schifffahrt des Landes, in welchem er seine Functionen übt, und mit seinem Konsular-Reglement und den sich darauf beziehenden Instructionen vertraut seyn, — er muß auch über die Entstehung und den Zweck des deutschen Zoll- und Handels-Vereins, über die diesseitigen Handels- und Verkehrs-Verhältnisse, nebst den betreffenden Verträgen, Gesetzen und Verordnungen, sich genau unterrichtet haben. Ohne solche Kenntnisse würde er weder genügende Berichte erstatten, noch dem Gewerbtreibenden Preußens, welcher sich an ihn wendet, in allen Fällen Berather und Beistand seyn; noch endlich dem fremden Gewerbtreibenden, der mit preußischen Handelsplätzen in Geschäftsverbindungen steht oder dergleichen einzugehen beabsichtigt, genügende Auskunft über hiesige Zustände geben können.

Diese im Vorworte enthaltenen praktischen Ideen, so wie die anderen daselbst angekündigten Absichten, verbieten uns irgend eine Bemerkung hinsichtlich der Auslassung gewisser Materialien, welche in der dritten Abtheilung, der Raumersparniß wegen, keinen Platz gefunden haben. Da es sich um bloße Verschiedenheit accessorischer Ansichten handelt, würde hier der Tadel ungerecht und, was noch schlimmer, bei den ausgezeichneten Eigenschaften des Handbuchs vielleicht unpassend seyn. Die hohe Auffassung des Gegenstandes, die der Konsularfrage mit so vielem Rechte beigelegte Wichtigkeit, die Sorgfalt und die Gewissenhaftigkeit bei der Bearbeitung des Werkes bestimmen uns überhaupt, der Beurtheilung und dem Taktsinn des Verfassers — von welchem wir viel gelernt haben, — in manchen Punkten mehr als unserem eigenen kritischen Vermögen zu trauen. Dr. D. M.

*) Berlin, bei Reimer, 1847.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahnen im Kirchenstaat. Monsignor Grassellini, Gouverneur von Rom, hat über einen Gegenstand, der unter dem Pontifikat Gregor's XVI. streng von der Censur verpönt war, nämlich über die im Kirchenstaate zu erbauenden Eisenbahnen, ein eigenes Schriftchen drucken lassen. *) Es ist dasselbe nicht, wie man aus der Angabe auf dem Titel vermuthen könnte, eine bloße Zusammenstellung statistischer Aktenstücke, sondern es enthält zugleich sehr scharfsinnige Bemerkungen über die physische Beschaffenheit und Gestalt des Kirchenstaates, so wie über dessen Bedürfnisse und Hülfsquellen. Es ist eine Art von Plaidoyer zu Gunsten der Eisenbahnen, die nun bald in der Romagna hergestellt werden sollen. Nach Herrn Grassellini sind es fünf Hauptlinien, welche die päpstlichen Staaten durchschneiden sollen: die erste zwischen Ancona und Bologna, die zweite zwischen Ancona und Civita Vechia, die dritte zwischen Rom und der Gränze des Königreichs Neapel, die vierte zwischen Rom und Porto d'Anzio und die fünfte endlich zwischen Foligno und dem Gebiete von Toskana. Mit diesen Hauptadern, welche die bevölkertsten und reichsten Gegenden des Landes durchziehen, würde dann noch ein System von Nebenlinien in Verbindung gesetzt werden, so daß nach Vollendung des Ganzen kein irgend bedeutender Ort des Kirchenstaates außerhalb des Eisenbahn-Netzes liegen würde.

*) Sulle strade ferrate dello Stato Pontificio. Documenti statistici. — Ancona, 1847.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Sonnabend den 24. Juli 1847.

England.

Orientalische Touristen in Europa.

Eine „alle Welt beleckende Kultur" hat nachgerade die europäischen Nationen einander so ähnlich gemacht, sie sind durch die letzten dreihundert Jahre ihrer Geschichte in so stete, so vielfache Verbindungen mit einander gerathen, die Communicationsmittel sind so mannigfaltig zwischen ihnen und werden so häufig benutzt, die kleinen noch bestehenden Verschiedenheiten von Volk zu Volk sind daher wenigstens so wohlbekannt, daß ein heutiger europäischer Reisender, so lange er Europa nicht verläßt, in der Fremde kaum etwas findet, was ihn befremdet, und ihm nichts leichter wird, als die Befolgung der Horazischen Regel: nichts zu bewundern.

Zwar möchte Lichtenberg's Ausspruch, daß man hundertmal gelesene Bücher deshalb immer von neuem wieder lesen müsse, weil, wenn nicht das Objekt, doch das Subjekt sich ändere, um so mehr auf das Reisen und Reisebeschreiben anwendbar scheinen, als bei dem Reisen sich beides ändert: sowohl das Objekt — das bereiste Land, als das Subjekt — der Reisende.

Allein die allmäligen Veränderungen des Objektes, die es in naheliegenden Zeiträumen fast ungeändert erscheinen lassen, erfordern, wenn sie gesehen werden sollen, ein sehr feines Auge, wie es nicht jeder Reisende mitbringt. Was aber das Subjekt angeht, so ist es in der That nur scheinbar ein anderes; es ist der europäische Durchschnittsmensch, der in Tausenden von Exemplaren seine große oder kleine Tour, seine Weltfahrten oder seine Spaziergänge macht, mit denselben Ansichten die Heimat verläßt, mit denselben Eindrücken zu ihr zurückkehrt und uns, wenn er endlich niederschreibt, was er gesehen, wenig Neues mitzutheilen hat.

Vielleicht war es das Gefühl dieses Verhältnisses, was schon Montesquieu — als er die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände des Frankreichs seiner Zeit einer Kritik unterwerfen wollte — bestimmte, diese Kritik einem reisenden Perser in den Mund zu legen. In der That liegt ein großer Theil des Reizes, welchen die „Lettres persanes" noch heute jedem empfänglichen Leser gewähren, darin, daß ein hundertmal gelesenes Buch wirklich einmal in die Hände eines ganz neuen Lesers fällt, und daß dieser Leser uns seine Randglossen nicht vorenthält. Wie wenig sich Montesquieu verrechnet, welche große Wirkung die Kritik des Occidents durch den Orient, des Franzosen durch den Perser, gethan hatte, das beweisen die zahlreichen Nachahmungen, die den persischen Briefen folgten, der Espion turc, des Marquis d'Argens chinesische, jüdische u. s. w. Briefe.

Der Fall, welchen Montesquieu nur annahm, um seiner Satire einen Rahmen zu geben, hat sich aber in neuester Zeit wirklich ereignet; echte Perser, wirkliche Orientalen, haben die Reise-Eindrücke, die ihnen auf ihrer Tour nach Europa geworden, zu Papier gebracht und drucken lassen. Wir mögen uns in dem Spiegel, welchen sie uns vorhalten, beschauen.

Es ist freilich nur England, welches diese Reisenden uns schildern, allein was sie, als Orientalen, dort gesehen haben, ist nicht sowohl England, als Europa im Allgemeinen, in seinem Gegensatz zum Orient. Wie im Orient alle Europäer Franken sind, so sieht auch in England der Orientale nur Europäer; die unterscheidenden Züge, die den Europäer des einen Landes gegen den anderen abstechen, kontrastiren lassen, entgehen ihm. Indessen müssen wir zugeben, daß er nirgend wo anders in Europa dasselbe so gut kennen lernen kann, als eben in England: Alles, was er in Europa zu begreifen und zu bewundern vermag, zeigt ihm England, und zwar im größten Maßstabe. England besitzt vor allen anderen Staaten dasjenige, was auf die Einbildungskraft des Barbaren den mächtigsten Eindruck hervorbringen muß, es breitet vor seinen Augen alle Wunder der Industrie und einen fabelhaften Reichthum aus.

Es sind drei ganz unterschiedene Nüancen der im Orient bestehenden Gesellschaft, welche durch die originellen Touristen, die wir unseren Lesern vorführen wollen, repräsentirt werden. Die ersten unter ihnen, ihrem Range, der Zeit ihrer Reise und dem Interesse ihres Reiseberichtes nach, sind drei persische Prinzen, die Vettern Mohamed Schach's, des gegenwärtigen Beherrschers von Persien. Ihr Vater machte Mohamed den Thron streitig und hatte es, überwunden und gefangen, nur der besonderen Gnade des Siegers zu verdanken, daß er nicht auch geblendet ward, wie das sonst Sitte in der Familie ist, und daß er in seinem Kerker eines natürlichen Todes sterben durfte. Sobald er sich in der Gewalt seines Gegners sah, ließ er seinen Söhnen sagen, sie möchten jeden Gedanken, ihn mit Gewalt zu befreien, aufgeben; es könne das seinen erhabenen Neffen nur reizen und möchte seiner königlichen Großmuth ein Ende machen, sie sollten lieber in London die allmächtige Hülfe der Engländer in Anspruch nehmen. Die Prinzen haben diese Weisung kaum empfangen, so schwingen sie sich zu Pferde, sprengen mit verhängtem Zügel über Berg und Thal dahin und kommen halb todt vor Hunger und Ermattung in Beirut an, wo sie das „Feuerschiff" besteigen, das sie in ungemessene Fernen tragen soll. Der älteste der Prinzen, Riza Kuli, dreißig Jahr alt, ist der eigentliche Staatsmann der Familie; er regierte, während sein Vater auf dem Throne saß, die Provinz Fars. Seine beiden Brüder zeigen ihm bei jedem Anlaß die größte Ergebenheit und Achtung. Der zweite, Najaf Kuli, der Verfasser der Reisebeschreibung *), ist der Sohn einer georgischen Sklavin und der gebildetste unter den Brüdern. Außerordentlich bewandert in der persischen und arabischen Literatur, versteht er es, Verse zu machen, denen es nicht an Bewunderern fehlt, und galt am Hofe seines Vaters für ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit. Sein religiöser, zur Ascese geneigter Charakter ließ ihn zuweilen ganz das Wesen eines Derwisches annehmen, welches ihn jedoch nicht verhinderte, an witziger Unterhaltung Gefallen zu finden und, dem Koran zum Trotz, den Wein zu lieben. Er war ein Freund einsamer Spaziergänge, auf denen er sich seinen dichterischen Träumen überließ; allein dieser sanfte Sohn Georgiens, dieser schwermüthige Lustwandler konnte eben so gut die Leichen seiner Feinde verstümmeln und seinem Vater einen ganzen Sack voll von ihren Fingern zukommen lassen. Timur, der dritte Bruder, ist fünf oder sechs Jahr jünger als der älteste und stammt von derselben Mutter. Er hat ein offenes, vertraueneinflößendes Gesicht. Minder gelehrt, als sein vielwissender Bruder Najaf, ist er dafür ein um so trefflicherer Krieger, Reiter und Jäger. Schon in einem Alter von siebzehn Jahren erlegte er einen Löwen. Dies sind die drei Reisenden, die sich am 22. April 1836 auf dem Dampfschiff „der Afrikaner" in Beirut einschifften.

Zwei Jahre später, am 29. März 1838, verließ das englische Schiff „der Buckinghamshire" den Hafen von Bombay. Unter anderen Reisenden führte es auf seinem Verdeck zwei junge Leute mit sich, von denen der eine der Sohn, der andere der Neffe des Ober-Schiffbaumeisters jener Stadt war. Sie gehörten beide der Sekte der Parsis oder Feueranbeter an, die, von Zoroaster gestiftet, Persien bei der Invasion des Muhammedanismus meiden mußte und in Indien, besonders in Guzarat, eine Zufluchtstätte fand. Die Engländer haben in ganz Hindostan keine treuere Unterthanen, als die Mitglieder dieser Sekte. Seit mehr als einem Jahrhundert vererbte sich in der Familie unserer beiden jungen Leute die Leitung des Marine-Arsenals von Bombay, und sie baute die trefflichsten Segelschiffe jeder Größe. Da muß eines Tages Europens unruhiger Genius den phlegmatischen Kastengeist aus seinen alten Gewohnheiten aufschrecken und die besten Familien-Ueberlieferungen unnütz machen. Die reißenden Fortschritte der Dampfschifffahrt, die sich nicht mehr auf Flußreisen und Cabotage beschränkt, kommen dem Ober-Schiffbaumeister zu Ohren; er hört, daß nächstens Dampfböte ungeheuren Tonnengehalts den Atlantischen Ocean durchfliegen, daß im Kriege Dampfschiffe zur Anwendung kommen werden. Seine Freunde bedeuten ihm, daß eine neue Aera beginne, und daß es unerläßlich sey, die unbekannte Kraft, welche diese neue Aera mit ihren Wirkungen erfüllen werde, zu studiren. Er entschließt sich, seine beiden jungen fleißigen Zöglinge, die ihn aller Wahrscheinlichkeit nach einst ersetzen werden, nach Europa zu senden. Norosi und Meruangi reisen also ab, nicht sowohl um England, als um dessen Schiffswerften in Augenschein zu nehmen. Allein wie sehr sie sich immer den Studien, die ihr Beruf erheischt, hingeben, so können sie sich doch Beobachtungen anderer Art nicht gänzlich entziehen, und sie schreiben diese, wie jene, die mehr in ihr Fach einschlagen, nieder. **)

Der letzte unserer orientalischen Touristen, dessen Heimat Kaschmir, ist ein junger, schöner Mann, der sich von der hohen englischen Gesellschaft einer besonders wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hat. Mohan-Lal — so heißt er — ist Ritter des persischen Löwen- und Sonnen-Ordens, und er kam nicht etwa nach Europa, um eine unmögliche Restauration zu betreiben oder um

---

*) Sie erschien unter dem Titel: Journal of a residence in England of their royal highnesses Reza Kolee Meerza, Najaf Kolee Meerza, and Taymoor Meerza, of Persia, originally written in Persian, by H. R. H. Najaf Kolee Meerza, and translated by Assaad Y. Kayat.

**) Die Reisebeschreibung der beiden Brüder erschien unter dem Titel: Journal of a Residence of two years and a half in Great Britain, by Jehanger Nowrojee and Hirjeebhoy Merwanjee, of Bombay, naval architects.

seine Kenntnisse zu vervollständigen und dann, so rasch wie möglich, zu seinem Berufe zurückzukehren, sondern er ist der Zögling, fast möchte man sagen, der Adoptivsohn des britischen Residenten in Delhi. Einer edlen Familie entsprossen, genoß er zuerst im Hause seines Vaters die gewöhnliche Erziehung junger Perser. Darauf ward er Herrn Trevelyan, Seceetair des General-Gouverneurs von Indien, vorgestellt, der ihm anfangs selber einigen Unterricht ertheilte und ihn dann in die mit dem persischen Kollegium in Delhi verbundene englische Klasse aufnehmen ließ. Damals zählte diese Klasse nur sechs Eleven, und man konnte sie als eine ganz neue Einrichtung oder vielmehr als einen bloßen Versuch betrachten; die Gelehrten in Delhi spotteten der Anstalt, und mehrere europäische Residenten erhoben ernste Einwürfe gegen sie. Es sind seitdem fünf Jahre verflossen, und die Zahl der jungen Eingebornen, welche den Kursus der englischen Studien machen, beläuft sich gegenwärtig auf wenigstens dreihundert. Aus einer bloßen, einer anderen Anstalt zugehörigen Klasse ist ein eigenes Kollegium geworden, ja dieses genügt bereits nicht mehr, und der Adel geht mit dem Plane um, für seinen Gebrauch ein zweites zu gründen. Die Zeit, in der man in Indien von der Sprache des Eroberers nichts wissen wollte, ist vorüber.

Der Name Mohan-Lal's knüpft sich an diese große moralische Revolution an; er war einer jener ersten sechs Schüler, deren wir so eben gedachten. Seine schnellen Fortschritte, die Bildung, welche er sich aneignete, trugen nicht wenig dazu bei, die europäische Erziehung zu empfehlen und ihre weitere Verbreitung zu sichern. Vor zwei Jahren kam Mohan-Lal nach England, woselbst er nun, in einem niedlichen Hause auf Manchester-Square, als Gentleman von der Pension lebt, die ihm die Ostindische Compagnie für seine in Afghanistan geleisteten Dienste ausgesetzt hat. Außer der Beschreibung seiner Reisen, mit der allein wir es hier zu thun haben, hat er auch eine Biographie Dost-Mohamed-Chan's herausgegeben, die eine Geschichte der Erfolge und Unglücksfälle des englischen Heeres in Afghanistan in sich begreift. *)

Die drei Reisewerke, welche wir vor uns haben, bezeichnen also gleichsam drei verschiedene Staffeln des Fortschrittes asiatischer Civilisation. Auf der unteesten stehen die persischen Prinzen. Unbekannt mit der Sprache, folglich auch mit dem Geiste des Landes, welches sie besuchen, haben sie nur für die äußeren Erscheinungen ein Auge. Fast auf deeselben Höhe mit uns finden wir die Architekten aus Bombay, die getreuen Unterthanen der Ostindischen Compagnie. Im Besitz europäischer Wissenschaft, sind sie von uns nur durch eine andere Religion, Sitte und Kunst geschieden. Zwischen ihnen und den persischen Prinzen möchten wir dem ehemaligen Schüler des Kollegiums von Delhi seinen Platz anweisen. Weniger gelehrt und fleißig, als die Reisenden aus Bombay, aber durch seine Kenntniß der Speache und seine gesellschaftlichen Verbindunden fast zum Briten geworden, scheint er uns der wahre Vorläufer jener asiatischen Jugend zu seyn, die England in seine gewaltige Bahn mit sich fortreißt. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes.

(Fortsetzung.)

Wir wollen diese Seiten des Moniteur durchnehmen. Es konnte sich hiee nicht um einen bloßen Rechtsstreit handeln, zu dem sich gewiß ähnliche Schilderungen von Leidenschaften anführen ließen. Welche Feder wäre wohl außerdem im Stande gewesen, uns die Heftigkeit wiedeezumalen, mit dee so viele Herzen in ihrem Busen schlugen? Ließe es sich nicht auch vermuthen, daß der Stenograph, dem das Schreiben in der Sitzung übertragen war, während des Kampfes in gewaltige Zerstreuung gerieth, und daß man den Bericht am folgenden Morgen nicht mit sonderlicher Aufmerksamkeit hinnahm?

Nach den ersten Worten Tallien's nimmt Billaud-Varennes sogleich den Kampf von neuem auf:

„.... Ich muß mich höchlichst wundern, nach den letzten Vorfällen Saint-Just auf der Rednerbühne zu sehen; er hatte den beiden Ausschüssen das Versprechen gegeben, ihnen erst seine Rede einzureichen, bevor er sie im Konvente vortrüge, und sie sogar zurückzunehmen, wenn sie diese gefährlich erachteten. Die Versammlung würde ihre Stellung schlecht kennen, wollte sie sich es verheimlichen, daß sie zwischen zwei Abgründen schwebte. Sie geht unter, wenn sie Schwäche verräth. (Nein, nein! schrieen alle Mitglieder, sich zu gleicher Zeit erhebend und ihre Hüte schwenkend. Die Zuschauee geben ihre Erwiederung durch Beifallklatschen zu erkennen und durch den mehrmaligen Ausruf: Es lebe der Konvent, es lebe der Wohlfahrts-Ausschuß!)

Lebas verlangt das Wort. Man antwortet ihm, daß es schon Billaud-Varennes gehöre. Er besteht hartnäckig darauf und beingt Beewirrung hervor.

Delmas. Ich verlange, daß Lebas zur Ordnung verwiesen werde.

Der Vorschlag wird angenommen. Lebas besteht noch immer hartnäckig darauf.

Alle Mitglieder. Er gehorche, oder ins Gefängniß!

*) Mohan-Lal's Reisebeschreibung erschien unter dem Titel: Travels in the Penjab and a visit to Great Britain and Germany, by Mohan-Lal, Esq. 1846. Wie man aus diesem Titel sieht, war Mohan-Lal auch in Deutschland. Er besuchte Dresden und Berlin, und König Friedrich Wilhelm IV. beschenkte ihn mit seinem in Diamanten eingefaßten Bildniß.

Billaud-Varennes entwickelt seine Anklagen weiter unter den zunehmenden Beifallsbezeugungen der Versammlung und unter dem Ruf: Tod den Tyeannen!

Robespierre schreitet auf die Rednerbühne zu.

Viele Stimmen. Nieder mit dem Tyrannen!

Tallien. Ich verlangte vorhin, daß man den Schleier wegriffe: mit Freuden bemerke ich, daß dies gelungen, daß die Verschwörer entlarvt, daß sie bald vernichtet seyn werden. (Stürmisches Beifallklatschen.) Bis jetzt habe ich stillgeschwiegen, weil ich von einem Manne, der mit dem Tyrannen Frankreichs umging, in Erfahrung gebracht, er hätte sich eine Proscriptions-Liste gemacht; vorher wollte ich Keinen beschuldigen, aber ich sah die Sitzung der Jakobiner, und ich zitterte für mein Vaterland. Ich sah, wie sich die Armee des neuen Cromwell bildete, und ich bewaffnete mich mit einem Dolche, um ihm die Brust zu durchbohren, wenn der Konvent nicht den Muth haben sollte, eine Anklage gegen ihn zu erlassen. (Beifallsbezeugungen.)

Indeß macht Tallien noch keinen Vorschlag; Billaud-Varennes, der nach ihm auftritt, bescheänkt sich darauf, die Verhaftung Dumas', Boulanger's, Dufraisne's, zu der er noch die Henriot's hinzufügt, zu verlangen.

Robespierre verlangt wieder das Wort. (Niedee, nieder mit dem Tyrannen!)

Darauf wird Barrèe zum Sprechen aufgerufen, der den Auftrag erhalten, von dem gestrigen Tage eine Berichterstattung und einen Antrag zu machen. Die Ereignisse haben einen so raschen Verlauf genommen, daß die Beschlüsse, welche gefaßt wurden, als Alles noch in Ungewißheit schwebte, jetzt unzureichend und schwach erschienen. Man hat behauptet, Barrère habe zwei Reden in ganz entgegengesetztem Sinne in der Tasche getragen. Welche er jetzt vortrug, leuchtet ein; jene Anklage, welche nichts weniger als die Wahrheit offenbart, giebt uns jedenfalls davon einen Beweis, *wie man seinen* Charakter kannte.

Dann tritt Vadier auf, der mit der Weitschweifigkeit eines Greises von einer Angelegenheit sprechen will, die man ihm aufgetragen und der er eine Wichtigkeit beilegt, wie sie in einem solchen Augenblick gar nicht hat; er läßt sich auf einzelne Dinge ein, geräth vom Gegenstande ab und ruft Gelächter hervor. Ja, man lacht dreimal im Konvent am 9. Thermidoe; dieser Rechtsstreit ist noch vorhanden, um es zu bestätigen.

Tallien. Ich verlange das Wort, um die Debatte auf iheen wahren Punkt zurückzuführen.

Robespierre. Ich kann sie dahin zurückführen. (Murren. Robespierre unterbricht durch seinen Ausruf! Heftiges Murren.)

Louchet. Ich verlange das Verhafts-Dekret gegen Robespierre.

Losean. Es steht fest, daß Robespierre die Oberherrschaft geführt hat. Ich veelange deswegen blos ein Anklage-Dekret.

Louchet. Mein Antrag wird unterstützt; man stimme über die Verhaftung ab!

Robespierre der Jüngere. Ich bin eben so schuldig, als mein Bruder. Ich verlange ebenfalls den Verhaftsbefehl gegen mich.

Robespierre bringt gegen den Peäsidenten und die Mitglieder der Versammlung die beleidigendsten Ausdrücke vor.

Charles Duval. Präsident, soll dieser Mann nur der Herrscher im Konvente bleiben?

Losean. Man stimme füe die Verhaftung der beiden Brüder!

Billaud-Varennes. Ich habe beweisende Thatsachen, welche Robespierre nicht abzuleugnen wagen kann. Ich will sie sogleich vorbringen....

Robespierre. Ich habe gesagt, daß es Bösewichter gab ... (Murren.

Billaud-Varennes. Er hat die Regierung angeklagt, daß sie die dem höchsten Wesen geweihten Monumente habe wegnehmen lassen; *erfahret*, daß dies Couthon that ....

Couthon. Ja, ich habe hierbei mitgewirkt.

Mehrere Mitglieder. Man stimme über die Verhaftung ab!

Sie wird mit Einstimmigkeit angenommen.

Alle Mitglieder erheben sich und lassen den Saal von dem Rufe wiederhallen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!

Lebas. Ich will nicht bei diesem schimpflichen Dekrete betheiligt seyn, ich will ebenfalls verhaftet werden.

Die Anklage-Dekrete folgen jetzt easch auf einander.

. . . .

Collot. Bürger, Ihr habt so eben das Vateeland gerettet! Das trauernde Vaterland und sein fast zerfleischtes Herz hat nicht vergeblich zu Euch geredet. Unsere Feinde sagten, es bedürfte noch eines Aufstandes wie am 31. Mai ....

Robespierre der Aelteee. Er hat da gelogen ....

Die Versammlung bricht in heftigen Unwillen aus.

Clausel. Ich verlange, daß die Boten das Anklage-Dekret vollstrecken.

Der Präsident. Ich habe schon den Befehl dazu gegeben, und als die Boten ihre Pflicht thun wollten, hat man ihnen den Gehorsam verweigert.

An die Scheanken, an die Schranken! ruft man von allen Seiten.

Loseau. Ich bringe dem Konvente noch in Erinnerung, daß, als er mehrere seiner Mitglieder verhaften ließ, diese auch vor die Schranken treten mußten. Ich verlange, daß es auch für diese hier kein Privilegium gebe, und daß sie sogleich dorthin treten.

Die Angeklagten treten vor die Schranken. Man klatscht zu wiederholten Malen Beifall.

Der Präsident. Das Vaterland freut sich über Eure Standhaftigkeit; seine Feinde erklärten, es bedürfte eines Aufstandes wie am 31. Mai. Allzu sicher waren sie schon des Gelingens, doch der Tag ist für sie unheilbringend. Sehet, Bürger, die flüchtigen Heereshaufen eurer Feinde, ꝛc. ꝛc.

Der Präsident vertritt hier ganz die Stelle des Chors, wie in den griechischen Tragödien, welcher nach wichtigen Katastrophen sich Betrachtungen über das Ereignete hingiebt.

Zweiter Akt.

Der zweite Akt des 9. Thermidor geht auf der Straße vor sich. Während der Morgenberathung war ein Amtsbote in den Gemeinderath geeilt, um ihm das Dekret der National-Versammlung zu überbringen, welches die Verhaftung Henriot's befahl und den Maire, so wie den National-Agenten, vor die Schranken forderte; man kann sich leicht denken, wie dieser Befehl aufgenommen wurde. „Sage dem Konvente", hatte der Maire erwiedert, „wir werden uns zu hatten wissen; sage auch Robespierre, er solle unbesorgt seyn, denn wir sind hier." Der Gemeinderath war weit entfernt, sich die Gefahr, in der sein Günstling schwebte, im geringsten vorzustellen; aber als der Entschluß der Sitzung bekannt wurde, so ließ er keine Maßregel außer Acht und begann den Aufruhr. Er ruft die Sectionen unter Waffen, welche seiner Stimme zu gehorchen gewohnt sind, ernennt einen Ausschuß zur Aufrechthaltung des Kampfes, ordnet das Sperren der Barrieren an, das Läuten der Sturmglocke, und erläßt einen Aufruf an die tugendhaften Bürger zur Vernichtung des Konvents. Wir haben schon erfahren, was sich in jenen beiden so folgenreichen Stunden zutrug. Eines der beklagenswerthen Tagesereignisse war das Zusammentreffen Henriot's mit dem Henkerkarren, welcher seinen täglichen Tribut zur Richtstätte führte. Auf die Nachricht von Robespierre's Verhaftung, den man für den Grundpfeiler des damaligen Schreckensystems gehalten, hatten sich mitleidige Stimmen erhoben und das aufgeregte Volk hatte den Transport der Schlachtopfer zurückgehalten. Bei diesem Einschreiten geräth Henriot in Wuth; er verlangt augenblicklich die Vollziehung des Opfers. Er läßt es vor seinen Augen vollstrecken. Er ahnte nicht, daß den folgenden Tag um dieselbe Stunde die Reihe auch an ihn kommen sollte, das Schaffot zu besteigen.

(Schluß folgt.)

Sibirien.

Sibirien und seine Zukunft.

Nach Sir George Simpson. *)

Der Name Sir George Simpson's ist dem Publikum während der Debatten über die Oregon-Frage mehr als einmal vorgeführt worden, und wir selbst hatten Gelegenheit, namentlich in unseren Berichten über das Werk des französischen Reisenden Duflot de Mofras, von diesem verdienstvollen Manne zu sprechen, der eine Reihe von Jahren hindurch die weitläufigen Besitzungen der Hudson's Bai Compagnie in Nord-Amerika verwaltet hat. Man wird sich vielleicht erinnern, daß Duflot an den Ufern des Columbia-Flusses mit ihm zusammentraf, als er eben auf einer Inspectionsreise durch die unter seiner Aufsicht stehenden Länder begriffen war, von wo aus er über Neu-Archangel, Kamtschatka und Sibirien nach Europa zurückzukehren beabsichtigte. Der Franzose äußert sehr charakteristisch sein Erstaunen über die Arglosigkeit der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, die einem so gefährlichen Nebenbuhler erlaubte, sich aus eigener Anschauung von dem Zustande ihrer Kolonieen zu unterrichten: wie es scheint aber, ist das Schreckbild das perfide Albion den Russen weniger gegenwärtig als den Landsleuten des Herrn Duflot, da sie dem gefährlichen Gaste einen eigenen Beamten entgegenschickten, um ihn nach ihren Besitzungen zu geleiten**), wo er mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und mit allen Mitteln versorgt wurde, die zur Ausführung seines Vorhabens nöthig waren. Der zweite Theil seiner Reisebeschreibung, der sich auf die russischen Niederlassungen an der Nordwestküste von Amerika und auf das asiatische Rußland bezieht, bietet daher auch das meiste Interesse dar, wogegen der erste Theil durch die seitdem stattgefundenen Veränderungen in der relativen politischen und kommerziellen Stellung Großbritaniens und der Vereinigten Staaten an Wichtigkeit verloren hat.

Der Bericht, den Sir George Simpson über Sibirien und über das Schicksal der dortigen Verwiesenen abstattet, ist äußerst günstig und stimmt insofern ganz mit den schon früher von seinem Landsmann Cotterell mitgetheilten Nachrichten überein, wie wir denn auch selbst von einem berühmten Reisenden gehört haben, daß ihm Sibirien und noch mehr Kamtschatka besser gefallen hätten, als irgend ein anderer Theil des russischen Reiches. Nach den düsteren Gemälden, die uns Custine, Golowin und vor Allen der ungenannte Verfasser der „Enthüllungen" — ein wahrer Höllenbreughel in diesem Genre — vorgehalten haben, ist es in der That tröstlich, eine Schilderung, wie die folgende, zu lesen: „Am 20sten erreichten wir Kansk, eine Stadt, die an dem Flusse gleichen Namens liegt und eine Bevölkerung von dreitausend Seelen enthält. An der Fähre wurden wir von dem Bürgermeister (mayor, wahrscheinlich Stadthaupt, golowa), dem Kommissar, dem Hetmann der Kosaken und anderen Beamten empfangen. Dies war der interessanteste Ort, den wir bisher westlich von Irkutsk gesehen hatten; er liegt in einem schönen, von grünen Hügeln umgebenen Thale und besitzt außer einigen Salinen auch eine Wollenmanufaktur. Dessenungeachtet hielten wir uns nur ein paar Stunden hier auf, indem wir nicht gern Zeit verlieren wollten, besonders weil die Wege dadurch besser wurden, daß die Oberfläche des Landes einen wellenartigen Charakter annahm, der uns gestattete, über Berg und Thal mit einer Schnelligkeit von zehn bis zwölf Werst die Stunde zu reiten. Die Dörfer sind äußerst zahlreich, nicht nur längs der Heerstraße, sondern auch an beiden Seiten derselben, so weit das Auge reichen kann, und die Einwohner hatten Alle ein behagliches, gesundes und glückliches Ansehen. In solchen Ortschaften, wo das Posthaus in baufälligem Zustande war, pflegte der Polizeibeamte die beste Wohnung für uns auszusuchen, und da die Eigenthümer sich stets weigerten, irgend eine Forderung an uns zu richten oder eine Vergütung anzunehmen, so sahen wir uns in der Regel gezwungen, die Sache dadurch zu schlichten, daß wir der Frau oder der Tochter unseres Wirthes ein kleines Geschenk aufdrangen. Das Haus, wo wir heute frühstückten, gehörte einem Mann, der unfreiwillig nach Sibirien gekommen war; da er jedoch gefunden hatte, daß es nur ein Mittel gab, seine Lage zu verbessern, so arbeitete er fleißig, führte sich gut auf und besaß nunmehr eine bequem eingerichtete Wohnung mit einer wohl angebauten Meierei, in der eine rüstige Frau nebst zahlreichem Gesinde sich wacker umher tummelte. Der Sohn dieses Mannes war so eben aus Petersburg angelangt, um seinen verbannten Vater zu besuchen, und hatte die Freude, ihn von allen Annehmlichkeiten des Lebens umringt, eine reichliche Aerndte einsammelnd und mit hundertvierzig Personen in seinem Dienste zu finden. In der That ist Sibirien, was sowohl die Besserung der Gefangenen als die Bestrafung des Verbrechens anbetrifft, die beste Corrections-Anstalt in der Welt. Einem jeden Exulanten, dessen Schuld nicht so schwer ist, um die Verdammung zu den Bergwerks-Arbeiten nach sich zu ziehen, wird ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd und zwei Kühe angewiesen; außerdem versorgt man ihn mit Ackerbau-Instrumenten und während des ersten Jahres mit Lebensmitteln. Drei Jahre lang bezahlt er keine Abgaben, und in den folgenden zehn nur die Hälfte des vollen Betrages. Um nicht minder durch Furcht als durch Hoffnung auf ihn zu wirken, giebt man ihm deutlich zu verstehen, daß sein erster Fehltritt ihn von neuem seiner Heimat und seiner Familie entreißen wird, um sein Leben in den Bergwerken zu beschließen. Auf diese Weise schenkt die Regierung allen weniger abgehärteten Verbrechern eine, man kann beinahe sagen väterliche Fürsorge."

Die Betrachtungen, die Sir George Simpson über den sibirischen Pelzhandel, so wie über andere statistische und staatswirthschaftliche Materien, anstellt, sind aller Aufmerksamkeit werth, da man ihm ohne Zweifel eine praktischere Kenntniß dieser Gegenstände zutrauen kann, als der sittlichen Verhältnisse von Ländern, die er „mit einer Schnelligkeit von zehn bis zwölf Werst die Stunde" durcheilte. Die erstaunliche Höhe, wozu die Gold-Production in Sibirien während des letzten Decenniums gelangt ist, hat diesem russischen Botany-Bai eine neue und nie geahnte Bedeutung gegeben und verspricht mit der Zeit eine völlige Revolution in unseren heutigen finanziellen Zuständen herbeizuführen. „In Rußland, wie in Brasilien", schreibt der ausgezeichnete Geologe Sir Roderick Murchison, „entspringt die große Masse der Metalle aus lokalen Abreibungen oder Anschwemmungen, die man gewöhnlich Goldsand nennt, aber eher als Schutt bezeichnen sollte, und die mit wenigen Ausnahmen nur auf der nördlichen oder sibirischen Seite des Uralgebirges vorkommen. Als Pallas in Sibirien reiste, waren sie nur in der Gegend von Katharinenburg bekannt, und erst unter den Regierungen der Kaiser Paul und Alexander entdeckte man, daß die Gold-Anschwemmungen sich über fünf bis sechs Breitengrade (75—90 deutsche Meilen) von Norden nach Süden durch jene Gegend erstrecken. Sie lieferten jährlich bis zum Werth von 3½ Millionen preuß. Thalern, und allen Untersuchungen und Nachforschungen zum Trotz, die man in den nördlichen und südlichen Bezirken des Ural anstellte, stieg die Ausbeute nur selten über diese Summe — sie beginnt vielmehr abzunehmen, da in einigen Landstrichen die Anschwemmungen erschöpft sind. Der Regierung des Kaisers Nikolaus war die wichtige Entdeckung vorbehalten, daß einige Theile der weiten östlichen Regionen Sibiriens in hohem Grade goldhaltig sind, und in diesen entfernten Gegenden hat sich die Ausbeute in kurzer Zeit auf eine so ungewöhnliche Weise vermehrt, daß sie jetzt (1844) schon gegen funfzehn Millionen Thaler beträgt, was die Totalsumme des im russischen Reiche gewonnenen Goldes auf nahe an zwanzig Millionen Thaler bringt. Wenn nun dieser außerordentliche Zuwachs eine Reihe von Jahren hindurch fortdauert, so muß daraus nothwendig eine nicht unbedeutende Reduction im Münzwerth des Goldes entstehen, die einen fühlbaren Einfluß auf unsere socialen Beziehungen haben kann. Er wird auf diese Art die materiellen Interessen aller civilisirten Nationen berühren." — Diese Folgen beginnen sich bereits theilweise herauszustellen; wir sehen das früher so geldarme Rußland sich die beiden reichsten und mächtigsten europäischen Nationen zu Schuldnern machen, und die Kunde von den ungeheuren, in der Citadelle von St. Petersburg aufgestapelten Baarschaften giebt täglich zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß, die ihre Wirkung auf die Börse von London, Paris und selbst von Berlin nicht verfehlen. Hören wir also, was ein so kompetenter Beobachter, als Sir George Simpson, über diesen Punkt zu bemerken hat.

„Alle Vortheile", sagt er, „welche Sibirien dem russischen Reiche in ökonomischer Hinsicht gewährt, werden durch die Wichtigkeit seiner Bergwerke und Goldwäschereien in den Schatten geworfen. Diese neuen und glänzenden

---

*) Narrative of a Journey round the World, during the years 1841 and 1842. By Sir George Simpson, Governor in chief of the Hudson's Bay Company's Territories in N. A. London, 1847. 2 Bände.

**) Ueber die Reise desselben enthält das Journal der russischen geogr. Gesellschaft einen Bericht, von dem sich eine Uebersetzung in A. Erman's Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland (Berlin, 1847) befindet.

Unternehmungen mögen zwar dem solideren Gewerbfleiß einigen Abbruch thun, aber sie beschäftigen eine unglaubliche Menge Hände und sichern den darin angelegten Kapitalien einen reichlichen Ertrag. Ich glaube jedoch, daß sie bestimmt sind, eben so bedeutende politische als industrielle Wirkungen hervorzubringen. Die vornehmsten Hebel nationaler Größe sind heutzutage — natürlich nur in materieller Beziehung — Steinkohlen, Eisen und die kostbaren Metalle. Die Production von Steinkohlen ist fast ausschließlich auf die weiten Regionen beschränkt, die dem englischen Volksstamm unterworfen sind; Eisen wird hauptsächlich in Schweden, England und Rußland gewonnen, welche den Stamm und die Zweige der normännischen Eiche bilden, die schon beide Kontinente in ihrer ganzen Ausdehnung überschattet, und von den kostbaren Metallen erzeugt Sibirien mehr, als alle anderen Theile der alten Welt — ja, an dem kostbarsten von ihnen hat es vielleicht einen größeren Ueberfluß, als beide Hemisphären zusammengenommen.*) So würden England und Rußland — denn Schweden ist nur ein Anhängsel des letzteren (?) — von der Natur auf die große Rolle vorbereitet, die ihnen die Vorsehung bestimmt hat: in der Leitung und Ordnung des Weltgeschicks als Hauptwerkzeuge zu dienen. Jede von diesen beiden Mächten ist auf das ihr vorzugsweise angemessene Gebiet hingewiesen worden. Während das Eisen ihnen beiden verliehen ist, hat Rußland, dem die Steinkohlen verhältnißmäßig nur geringen Nutzen gewähren würden, das Gold als unentbehrliches Hülfsmittel seiner kriegerischen Unternehmungen empfangen; England hingegen, dessen Handelsgeist ihm überall die ergiebigsten Goldminen eröffnet, besitzt in seinen unerschöpflichen Steinkohlenlagern sowohl mittelbar als unmittelbar das mächtigste Element seiner Seeherrschaft. Durch Sibirien, welches Rußland mit den Mitteln versieht, seine Macht gegen Süden auszudehnen, hat es auch die hierzu nöthige geographische Stellung erlangt, indem es nunmehr mit allen Theilen des alten Kontinents in Verbindung steht, die über seine eigene Sphäre hinaus nach Osten liegen. So hängt Rußland zu Lande wie eine Lawine über ganz Asien, von dem griechischen Archipelagus bis zum Meer von Ochotsk, während England nicht nur alle Seeküsten bewacht, sondern auch jeden Punkt besetzt hält, der zur Beherrschung der Haupt- und Nebenstraßen des Oceans, seiner Kanäle und Meerbusen erforderlich ist.

„Ferner verdankt Rußland dieser wichtigen Kolonie neben der Verbesserung seines politischen, auch die seines moralischen Zustandes. Durch sein Deportations-System hat es Tausende, die man in anderen Ländern zu einem Leben der Schande und des Elends verdammt hätte, in nützliche Bürger umgewandelt und auf diese Art faktisch das Wunder vollbracht, die Sicherheit der Unschuldigen nicht nur mit der Straflosigkeit der Verbrecher (?), sondern auch sogar mit ihrer Wohlfahrt zu vereinigen. Ueberdies hat die Abwesenheit einer erblichen Aristokratie den Fluch der feudalen Knechtschaft von Sibirien entfernt gehalten, und auf diese Art ist ein zahlreiches Volk von Kronbauern geschaffen worden, deren Vasallendienst sich nur dem Namen nach von dem Zustande eines gewöhnlichen Bürgers unterscheidet. Diese gänzliche Ausschließung des oligarchischen Elements muß natürlich die Macht der Krone in dem übrigen Theile des Reichs gegen diejenigen verstärken, deren Herrschaft über die Leiber und Geister der halben Bevölkerung selbst bei der menschlichsten Behandlung nicht verfehlen kann, den Monarchen zu schwächen und den Leibeigenen herabzuwürdigen. Was endlich die Erweckung des Unternehmungsgeistes betrifft, hat Sibirien gewiß von seiner ersten Entdeckung an den wichtigsten Einfluß auf die Bildung und Entwickelung des russischen National-Charakters ausgeübt."

So eingreifend ist die Rolle, die unser Verfasser diesem verrufenen Lande auf der Weltbühne zutheilt! Es ließe sich zwar Manches gegen die von ihm aufgestellten Behauptungen und Theorieen einwenden; wir wollen indessen zu dem Schlusse seines Reiseberichts übergehen, der mit folgendem originellen Passus endet: „Um acht Uhr Morgens, am 8. Oktober nach englischer Zeitrechnung, fuhren wir in St. Petersburg ein und beschlossen somit unseren Zug durch das russische Reich ungefähr 25 Wochen nach unserer Ankunft von den Sandwich-Inseln in Sitcha. Die Tour von Ochotsk nach St. Petersburg war, den Aufenthalt unterweges eingerechnet, in 91 Tagen ausgeführt worden, und in dieser Zeit hatten wir 7000 (englische, also 1500 deutsche) Meilen zurückgelegt. Von Irkutsk hatte die Reise 41 Tage gedauert, die Nächte aber wurden auf folgende Weise verbracht:

Im Wagen	36
Zu Tomsk, auf einem Sofa	1
Zu Katherinenburg, auf dem Fußboden	2
Zu Kasan, auf einem Sofa	1
Zu Moskau, in einem Bett	1
Im Ganzen	41.

Fünf Tage später erreichte ich London, nachdem ich, mit Ausnahme einer beabsichtigten Exkursion nach Kjachta, die Reise um die Welt nach meinem ursprünglichen Plan in einem Zeitraum von neunzehn Monaten und sechsundzwanzig Tagen vollendet hatte."

*) Nach Michel Chevalier (s. unser Magazin Nr. 68.) liefert Rußland jährlich für 77,720,000 Franken Gold, die übrigen Welttheile aber für 80,322,000 Fr. Hierbei ist jedoch zu erinnern, daß die Gold-Production in Rußland alle Jahre stark zunimmt, was anderswo nicht der Fall ist; der Ertrag des Jahres 1846 war um 350 Pud oder gegen 20 Millionen Franken höher, als der des vorhergehenden.

Mannigfaltiges.

— Finnländische Wallfischfangs-Compagnie. Wäh „Borussia" ohne den gewünschten Erfolg von ihrer Expedition nach de see zurückkehrt und die Stettiner Rheder im Begriff scheinen, den pro Wallfischfangs-Betrieb aufzugeben, bildet sich jetzt in Finnland eine Gesellschaft, welche denselben Zweck in etwas größerem Maßstabe ve will. Nach der Åbo Underrättelser soll das hierzu verwendete Kapit 200,000 Silber-Rubeln bestehen, wozu 40 Actien à 5000 S.-R. ausg werden. Bis zum Ablauf des Jahres 1851 wird die Gesellschaft 4 Sch See haben, welche Zahl jedoch bei günstigen Umständen vermehrt kann; auch wird durch einen Zusatz-Artikel des Statuts bestimmt, da Stamm-Kapital von 200,000 S.-R. bei Abfertigung des vierten Schi funfzig Prozent erhöht und somit auf 300,000 S.-R. gebracht werden Das Unternehmen hat besonders dadurch Aussicht auf Erfolg gewonnen sich die äußerst wohlhabende russisch-amerikanische Compagnie dabei bet und auf die Hälfte der Actien unterzeichnet hat; auch soll der Fang nam lich in den Gewässern betrieben werden, die an die Besitzungen dieser Co pagnie gränzen und eine Art von geschlossenem Meere zwischen Ja Kamtschatka und der N. W. Küste von Amerika bilden. Die Idee zu die Unternehmen ist übrigens durch den ehemaligen Gouverneur der ru amerikanischen Kolonieen, Herrn Etolin, einen geborenen Finnländer, geregt worden, der seinen Einfluß bei der Compagnie wahrscheinlich zu Gu der neuen Actien-Gesellschaft benutzt hat.

— Fanny Butler-Kemble. Die einst berühmte Fanny Kemb die vor zwanzig Jahren auf der Londoner Bühne glänzte und die schönen T ihrer Tante Siddons zurückzurufen versprach, aber nach ihrer Verheirath mit einem Amerikaner Namens Butler dem Theater Valet sagte, hat neul vor ihrer Rückkehr zu ihrem früheren Beruf (sie ist nämlich in dieser Zei wieder mit Beifall in Drury-Lane aufgetreten) ein Werk unter dem Tit Ein Jahr des Trostes (a Year of Consolation) herausgegeben, von dem wi in englischen Blättern einige Auszüge finden. Der Trost, dessen sie so bedü tig war, und den sie in Frankreich und Italien zu holen suchte, scheint ni ganz bei ihr eingekehrt zu seyn; wenigstens kann die Reise selbst ihr u mäßiges Vergnügen gewährt haben, da sie auf Alles, was ihr unterw vorkam, das Volk, die Sitten, die Gebräuche, die häuslichen Einrichtunge eben so schlecht und wo möglich noch schlechter zu sprechen ist, als früher ihrem „Journal") auf die der Amerikaner, deren Nationalstolz die sarkastisch Skizzen Fanny Kemble's noch nicht verschmerzt hat. „In der That", merkt sie, „wenn ich länger auf dem Kontinent gereist wäre, ehe ich na Amerika ging, so würden mir die mannigfachen unliebenswürdigen Charakt züge der Bewohner dieses Landes weit geringeres Erstaunen und Befrem eingeflößt haben." Und zuletzt bittet sie „ihre armen, lieben amerikanis Mitbürger" wegen aller der ihnen gemachten Vorwürfe um Verzeihung, na dem sie an den Ufern der Seine und der Tiber so viel ungelecktere Barba angetroffen!

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Dienstag den 27. Juli 1847.

England.

Siebzehnte Versammlung des Englischen Naturforscher-Vereins.

Die jährlichen Versammlungen der „britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" reihen sich denjenigen Erscheinungen des Auslandes, welche im Gebiete der Wissenschaft mit besonderem Interesse verfolgt werden, mehr und mehr an. Vermögen wir auch nicht, der Ansicht entgegen zu treten, welche die Erfolge dieser Gesellschaft den umfassenden, ihr zu Gebote stehenden Mitteln jeder Art noch nicht ganz konform hält, so werden wir doch gewiß behaupten dürfen, daß sie zu den bedeutenderen Pflegerinnen der Wissenschaft gehört.

Auf Veranlassung des deutschen Naturforscher-Vereins im J. 1831 gegründet, hielt die Gesellschaft in der letzten Hälfte des Juni dieses Jahres ihre siebzehnte Versammlung, und die englischen Zeitschriften beeilen sich nun, nähere Nachrichten darüber mitzutheilen. Indem wir den streng wissenschaftlichen Journalen das spezielle Eingehen auf die Verhandlungen der Gesellschaft überlassen, wollen wir uns hier damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht des Inhalts der Eröffnungsrede, so weit sie jeden Gebildeten interessiren muß, unseren Lesern vorzuführen.

Aus der Sitzung des General-Comité's vom 23. Juni, welche der allgemeinen Verhandlung voranging, entnehmen wir zuvor, daß die Herausgabe der Stern-Verzeichnisse von Lalande und Lacaille, wozu seitens der britischen Regierung 1000 Pfd. der Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden waren, vollendet worden ist; daß zu korrespondirenden Mitgliedern, außer anderen Ausländern, auch mehrere Deutsche erwählt worden sind; und daß man, nach sorgfältiger Untersuchung der Räumlichkeit und sonstigen Verhältnisse, zum Versammlungsort des nächsten Jahres Swansea (Haupthandelsplatz in Wales) der Versammlung in Vorschlag gebracht hat.

Die General-Versammlung, welche einige Tage später stattfand, wurde vom Präsidenten des vorigen Jahres, Sir Roderick Murchison, mit einer kurzen Anrede eröffnet. Derselbe hob hierin unter Anderem hervor, daß sich der Verein, obwohl wesentlich britisch, doch der wärmsten Sympathieen des Auslandes erfreue, und daß der Charakter desselben von Jahr zu Jahr kosmopolitischer werde. Mit gerechtem Stolz konnte hier der Brite sagen: „Wie unsere Häfen die Kaufleute aller Zonen enthalten, so werden unsere Versammlungen mehr und mehr von Forschern aus den umgebenden und entfernten Ländern besucht." So erwähnte er ferner mit großer Genugthuung, daß, wie unter seinem Präsidium die berühmtesten ausländischen Autoritäten der Wissenschaft, unter denen der große Däne Örsted obenan stehe, den Versammlungen des vorigen Jahres beigewohnt hätten, so „dürfe er auch diesmal seinem Nachfolger Glück wünschen zu einem Struve aus Rußland, einem Ehrenberg aus Preußen, einem Nilsson und Lanysberg aus Schweden und Norwegen, einem van der Höven aus Holland und einem Leverrier aus Frankreich — Namen, deren bloße Erwähnung von dem gebührenden Rufe des Vereins unter den ausländischen Genossen hinreichendes Zeugniß ablege." Indem endlich Sir Roderick ein näheres Eingehen auf die Verdienste dieser und anderer fremden Notabilitäten der Wissenschaft seinem Nachfolger in der Leitung der Gesellschaft, Sir Robert Inglis, vorbehalten zu müssen erklärt, verläßt er die Tribüne, nachdem er noch zuvor, der englischen Sitte getreu, ein reiches Maß von Huldigungen und Lobeserhebungen auf den genannten Nachfolger herabgeschüttet hat.

Die hierauf folgende Rede des Sir R. Inglis bietet in der That viel Interessantes dar, würde indeß, vollständig angeführt, durch ihre zum Theil ausführliche Behandlung der wissenschaftlichen Zeitfragen, wenn auch nur in den Hauptmomenten der Entwickelung und in den Resultaten, für viele unserer Leser minder anziehend seyn. Einen erfreulichen Eindruck macht es, die wichtigen Entdeckungen des vergangenen Jahres, welche an Großartigkeit sowohl, wie an praktischer Nützlichkeit, zu den bedeutendsten Erwerbungen der Wissenschaft zu rechnen sind, wie in einem Zauberspiegel an sich vorüberführen zu sehen.

Der lebendige Aufschwung, welchen die Verhältnisse Preußens, besonders in politischer Hinsicht, zu nehmen angefangen haben, hat den Preußen, den Deutschen so anhaltend und innig beschäftigt, daß manche jener wichtigen Entdeckungen entweder kaum bemerkt oder doch nicht in ihrem eigentlichen Werthe erkannt und empfunden worden sind. Wir meinen hier namentlich die auf Grund der Berechnung gemachte Entdeckung des Neptuns durch Leverrier im theoretischen und die Anwendung der Aetherdämpfe auf den Organismus durch Jackson im praktischen Gebiete. Hinsichtlich der ersteren hatte sich bekanntlich ein Streit über die Priorität der Entdeckung (durch Adams oder Leverrier) zwischen England und Frankreich erhoben. Der Präsident der Gesellschaft, der die Ansprüche Beider nicht abmessen zu wollen erklärt, beschränkt sich hierbei in einer feinen Wendung auf die beiden Wünsche, daß Frankreich und England immer nur in solchen Kämpfen der Wissenschaft — bei denen der Sieg mit keinem Schmerz verbunden sey, durch welche das Gemüth des Menschen nur erweitert und erhoben werde, und welche, bei richtiger Leitung, zur Ehre Gottes so wie zur Wohlfahrt der Menschen gereichen müßten — mit einander wetteifern möchten, und daß den Heroen der Astronomie noch ähnliche Triumphe in den bisher unerforschten Gebieten des Raumes verblieben, so daß sie, ungleich dem größeren Sohne eines großen Vaters, nicht darüber zu trauern hätten, daß keine Welten mehr zu erobern seyen. „Es ist eine merkwürdige Thatsache", fügt Herr Inglis hinzu, „daß der Planet Neptun so plötzlich in Berlin mittelst einer von den Sternkarten, welche aus einem Verein von vorzugsweise deutschen Astronomen (oder vielmehr, auf Bessel's Antrag, durch die Berliner Akademie) hervorgegangen sind, gesehen worden ist, indem solche Karten an sich selbst einen hinreichenden Beweis des Werthes liefern, welchen Gesellschaften wie die unsrige haben, durch welche die Arbeiten und Kosten, die dem Einzelnen vielleicht zu groß seyn möchten, mittelst der vereinten Anstrengungen vieler verwandten Anhänger der Wissenschaften aufgebracht werden."

Nachdem der Vorsitzende noch, bei Erwähnung der erweiterten Mittel für astronomische Beobachtungen, der Verdienste des anwesenden Lord Rosse, welcher so aufopfernd zur Vollendung des neuen, prachtvollen Teleskops seiner Sternwarte beigetragen, in anerkennendster Weise gedacht hat, erinnert er an den wichtigen Fortschritt, welchen die Mondtheorie im verflossenen Jahre erfahren hat. Ohne hier ins Detail dieser Angelegenheit einzugehen, sey nur bemerkt, daß es der angestrengten Forschung der Astronomen, bei der sich ganz besonders Professor Hansen in Gotha betheiligt hat, endlich geglückt ist, in der störenden Kraft des Planeten Venus den sicheren Grund der Ungleichheit in der Mond-Epoche zu erkennen. „Diese Entdeckung muß auf viele Jahre als der wichtigste Schritt in der physischen Astronomie betrachtet werden."

Die immer größere Sicherheit, welche die Erklärung der Ebbe und Fluth durch die anziehenden Kräfte der Sonne und besonders des Mondes zu gewinnen anfing, mußte auf den Gedanken leiten, daß, wenn das schwere Wasser diesen Zugkräften zu folgen gezwungen werde, dies um so mehr mit der Luft der Fall seyn müsse, so daß die Wirkung demnach auch am Barometer nachzuweisen sey. Man stellte daher Beobachtungen an, die indessen lange zu keinem Resultat führten. „Es ist nun klar", sagt Herr Inglis, „daß es Ebbe und Fluth eben so in der Luft wie im Meere giebt. Die stündlichen Beobachtungen, welche der Oberst Sabine auf dem meteorologischen und magnetischen Observatorium zu St. Helena angestellt hat, setzen dies außer Zweifel. Zur Zeit, wo der Mond über oder unter unserem Horizont durch den Meridian geht, steht das Barometer daselbst im Durchschnitt 0,004" höher, als wenn der Mond 90° östlich oder westlich davon entfernt ist, und zwar geschieht die Zu- oder Abnahme in völliger Regelmäßigkeit. Wir machen demnach astronomische Beobachtungen mit dem Barometer, d. h. wir schließen aus der von uns wahrgenommenen Stellung des Quecksilbers in einem Barometer auf die Stellung der Himmelskörper, welche, ohne von uns gesehen zu werden, auf das sichtbare Fallen und Steigen jenes einen Einfluß ausüben."

Doch wir fürchten, die Geduld unserer Leser zu sehr zu ermüden, und erwähnen nur noch, daß außer der wichtigen Entdeckung Matteucci's, daß nämlich durch Muskelzusammenziehung im lebenden Körper wirklich ein elektrischer Strom entstehe, ganz besonders die hohe Bedeutung der Aetherdämpfe (ihre stufenmäßige Einwirkung auf den Organismus u. s. w.), die Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie, die interessanten Entdeckungen im Gebiet der Mikroskopie, „deren glänzendstes Resultat in der wirklichen Beobachtung des Ueberganges des Bluts aus den Arterien in die Venen besteht", endlich die Bereicherungen der Botanik, Zoologie u. s. w. die Gegenstände einer mehr oder minder ausführlichen Erörterung bildeten.

Nach Beendigung der interessanten Rede, welche zugleich einen wahrhaft religiösen Charakter an sich trug, wurde von dem Marquis von Northampton ein Dank für Sir R. Inglis in Vorschlag gebracht, welchen Ritter Bunsen unterstützte. Derselbe wurde sogleich durch Acclamation angenommen.

Dr. H. Sebald.

Orientalische Touristen in Europa.

(Fortsetzung.)

Hören wir nun die Geständnisse unserer Reisenden und beginnen wir bei dem Eindruck, den der entscheidende Augenblick auf sie macht, in welchem sie das vaterländische Ufer verlassen, um sich einer unbekannten Welt anzuvertrauen! Die Perser im Allgemeinen reisen sehr wenig; Europa, das barbarische Land ohne Moscheen und Mollahs, und noch mehr die See mit ihren Gefahren jagen ihnen Schauder und Schrecken ein. Dennoch bebten die persischen Prinzen nicht zurück vor der langen Fahrt; ihre Freunde in Beirut gaben ihnen das Geleite zum Ufer. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang nahmen die Verbannten Abschied von ihnen und schifften sich auf dem westlichen Meere ein, dessen zürnende Wogen, nach Najaf's Ausdruck, unaufhörlich Wuth schnauben gegen ihre Reiter. Allein unsere persischen Reiter kannten das Roß mit „der schäumenden Mähne", dem sie sich anvertraut, wenig; der erste Eindruck, den das Meer ihnen gab, war ein rein physischer: sie litten an der Seekrankheit. Erst am anderen Tage vermochten sie, etwas um sich zu schauen; das Geräusch der Räder, die Schnelligkeit des Schiffes, die Wunder des Dampfes setzten sie in das lebhafteste Erstaunen. Aber das Erstaunen wich dem Schrecken, als sie die Schiffsluken schließen sahen und vernahmen, daß sie innerhalb zwölf Stunden einen Sturm zu gewärtigen hätten. „Allah! welche Nachricht! Nach allen unseren Leiden, welche die Engländer für Nichts ansahen, auf was mußten wir uns gefaßt machen, jetzt, wo sie selber nicht ohne Besorgniß zu seyn scheinen! Das, was ihnen den nahen Sturm verkündigte, ist ein kleiner krystallner Tubus, in den sie Quecksilber thun, welches nach dem Zustande des Wetters steigt oder fällt; unserer Aller Existenz war also in einem Glase enthalten." Der Barometer war kein falscher Prophet. „Der Wind nahm immer mehr zu, und alle Wogen des Westmeeres hoben sich gleich Bergen bis zum Planeten Méchetert (Jupiter.) Uns war so elend zu Muth, daß wir alle Hoffnung aufgegeben hatten. Das Schiff erhob sich bald bis zum siebenten Himmel und sank bald bis in die siebente Erde oder bis auf die Schultern des Stieres hinab, welcher die Welt trägt." Najaf erinnerte sich endlich, daß sie Staub vom Grabe des „Herrn der Märtyrer" **) mit sich führten; er ließ sich aufs Verdeck bringen, schloß die Augen und warf einige der heiligen Sandkörner in das Meer, das alsbald viel ruhiger wurde, wie er meint.

Ueberlassen wir die persischen Abenteurer ihrer Noth und begeben wir uns nach Bombay, um der Abreise der jungen Schiffbaumeister beizuwohnen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß bei ihnen von jenem Schrecken, den die Unerfahrenheit einflößt, die Rede nicht seyn kann; bei ihnen macht sich der Schmerz des Scheidens geltend, oder es ist vielmehr das Vorausgefühl der Entbehrungen, denen sie sich werden unterziehen müssen, welches sie beherrscht.

„Man kündigte uns an", erzählen sie, „daß der „Buckinghamshire" bereit sey, unter Segel zu gehen. Der Gedanke, daß wir unsere Häuser, die glückliche Insel, die uns geboren, verlassen, daß wir allem Comfort entsagen müssen, die Aussicht auf eine dreijährige Abwesenheit von unseren Frauen und Angehörigen, stimmten uns sehr traurig. — Am 29. Morgens nahmen wir von unseren Familien und Freunden unter vielen Thränen Abschied. Einige begleiteten uns bis auf unser Schiff und blieben daselbst so lange, als es anging; aber welche Worte schildern den Schmerz, den wir empfanden, als wir uns auch von ihnen trennen mußten! — — An Bord war Alles guter Dinge, und sind einige eingeborne Matrosen ausgenommen, Alles dachte an das Glück, sein Vaterland wiederzusehen, während wir das unsrige mit der Fremde, so wie alle Bequemlichkeiten des Lebens gegen die Anstrengungen einer langen Seereise vertauschten! Unsere Augen hingen an dem vielgeliebten Ufer, das wir verließen, bis es uns unmöglich wurde, es zu erkennen."

Auch die Parsis mußte einen Sturm bestehen; der Wind wehte mit großer Heftigkeit. Ihre sämmtlichen Gegenmaßregeln beschränkten sich jedoch darauf, daß sie sich wärmer ankleideten. Eine große Verdrießlichkeit bereitete ihnen das Unwetter freilich: sie vermochten es nur unter großen Schwierigkeiten, ihren Thee zu trinken. Dergleichen Parsis sind ohne Zweifel schon sehr anglisirt.

Mohan-Lal schiffte sich am 19. Juli 1844 nach Europa ein. Zögling der Engländer in Delhi, des 1841 in Kabul ermordeten Sir Alexander Burnes' Dolmetscher und persischer Secretair, reiste er, beladen mit Zeugnissen seines Wohlverhaltens und Empfehlungsschreiben, ab. „Die ungeheure Fläche des Meeres", erzählt er uns, „war ein neues Schauspiel für mich: Es war das erstemal, daß ich den Ocean erblickte und meinen Fuß auf ein Dampfboot setzte." Dennoch machte die See keinen Eindruck des Schreckens auf ihn, nur ein leichter Schwindel wandelte ihn an, ja er war von allen Passagieren der Einzige, der mit dem Capitain zu Tische zu sitzen vermochte.

Sehen wir nun weiter zu, inwiefern das Ziel ihrer Reise den Erwartungen entspricht, die unsere Touristen an dasselbe knüpften, so finden wir, daß die persischen Prinzen bei ihrer Ankunft in England etwas dem Schwindel Aehnliches empfanden, mit dem Mohan-Lal auf dem indischen Meere zu kämpfen hatte. Die Fruchtbarkeit des Bodens auf dem Lande, die üppige, gegen die verdorrten Ebenen von Fars so vortheilhaft abstechende Kultur, das Wogen der Menge in den Städten, die Beleuchtung, der Luxus, der Lärm, die Equipagen, die tausend Dinge, die für Augen, welche nur an die engen, schmutzigen Gassen, an die fensterlosen Häuser von Schiras gewöhnt sind, ans Wunderbare gränzen. Alles das mußte sie in eine neue Welt zaubern. Weckt man drei der Eisenmänner des Mittelalters aus ihren Gräbern auf und zeigt man ihnen die Werke unserer Kunst und Industrie, ihr Erstaunen könnte nicht größer seyn. Die jungen Fürsten selber begriffen ihre Stellung der europäischen Gesellschaft gegenüber sehr wohl, und sie drücken sich über dieses Verhältniß mit einer intelligenten Naivetät aus. Dennoch liegt in den Formen, in welche sie ihre Bewunderung kleiden, etwas Conventionelles, was aber wohl der Sprache angehört. Alle Beschreibungen Najaf's schmecken nach der klassischen Phraseologie, wie sie die persische Poesie aus Saadi, Ferdusi, Hafiz schöpft. „Es ist" — sagt oder singt er vielmehr von England — „Edens erstes Stockwerk; der majestätische Mond gießt sein Silberlicht auf Rosen, die durch liederreiche Nachtigallen beschützt werden. Die Rosen Englands gleichen den Wangen seiner Bewohner." Es ist die Ohnmacht des Schilderungsvermögens, die sich in solchen gehäuften Hyperbeln zu erkennen giebt. Er streicht sogar die britische Heiterkeit heraus. „Wie rother Wein in goldener Schale" — sagt er — „so schäumt des Briten scherzende Lust, und sein Gesicht gleicht dem Vollmond in seinem Aufgange." Mit mehr Recht verherrlicht er das Gas, „jenes glänzende Licht, das, weder des Oels noch einer anderen Flüssigkeit, sondern des Kohlengeistes Erzeugniß, durch lange Röhren überall hingeleitet, im ganzen Reiche die Nacht in Tag verwandelt." Von den Nebeln der Themse, die das Entgegengesetzte leisten, schweigt der Verfasser.

Obgleich auf mehr europäische Weise ausgedrückt, ist das Erstaunen der beiden Parsis um nichts geringer. Es war beinahe Nacht, als sie in London anlangten, und doch drängte sich die Menge um sie, um ihr Kostüm zu betrachten. Die beiden Vettern hatten einen Freund und zwei Bedienten bei sich, die, wie sie selber, die Kleidung der Parsis trugen. Es war das mehr als genug, um alle Cockneys Londons auf die Beine zu bringen. In der That gelangten sie nur mit Mühe nach Portland-Hotel, wo sie abstiegen. Die wogende Menschenmasse, die hin- und herrasselnden Wagen, der immer wachsende Lärm ließen sie fast vermuthen, es sey ein Aufruhr ausgebrochen, oder es finde wenigstens eine außergewöhnliche Feierlichkeit statt. Wie sehr mußte ihre Bewunderung und ihr Begriff von der Größe Londons nicht wachsen, als sie erfuhren, daß tagtäglich vierzehn Stunden hindurch ein gleicher Menschenstrom die Straßen der Stadt durchbrause!

Unter allem diesem Lärm hatte der aufs Praktisch-Positive gerichtete Sinn der indischen Architekten die wahre Quelle der britischen Macht bald herausgefunden. Wenn sie ihren Blick auf die Themse — die freilich gegen den Indus oder Ganges nur ein Bach ist — richteten, so bemerkten sie dort ein nicht minder dichtes Gedränge, als auf den Straßen. Da waren überall Schiffe und Dampfböte, Fahrzeuge und Barken jeder Art zu schauen. Sie fragten sich, wie ein so unbedeutender Klecks, als England auf der Karte ist, so viel Völker zu sich locken könne, und sie lösten sich ihre Frage durch eine Antwort, die sie dem Nachdenken ihrer Landsleute anempfehlen: Der Grund von Englands Größe liegt in seiner Industrie, in seiner Wissenschaft. Die Engländer bleiben niemals still stehen, sie schreiten ewig vorwärts, was es auch kosten möge. Der stete Uebergang der Wissenschaft in die Praxis — das ist das Wort des Räthsels.

Wenn die Wunder der britischen Industrie und namentlich die Wirkungen des Dampfes die ruhigen Parsis zu Ausbrüchen einer Bewunderung, die fast poetisch werden, verlocken, so läßt sich schon im voraus annehmen, daß das große Wunder Europa's — die Eisenbahnen — die persischen Prinzen nicht gleichgültig wird gelassen haben, wie es denn überhaupt zu bemerken ist, daß unsere orientalischen Reisenden von allen Künsten des Westens nur diejenigen, die sich das Nützliche zum Ziel setzen, begreifen und bewundern. In der Kunst im engeren Sinne schätzen sie nur das Verdienst einer treuen Nachahmung — die Aehnlichkeit. Nicht als ob ihnen der Sinn für das Schöne mangle, allein die europäische Kunst entspricht bei ihnen diesem Sinne nicht. Es giebt in einer jeden Kunst conventionelle Elemente, und eben diese conventionellen Elemente verursachen es, daß dasselbe Kunstwerk hier abstoßen und dort anziehen kann und umgekehrt. Die persischen Prinzen waren kaum in London angekommen, als man sie in die Oper (Queen's Theatre) brachte. Der Anblick des Saales, die Draperieen der Logen, der blendende Glanz der Beleuchtung, die Damen, deren Antlitz dem Vollmond glich und deren Schönheit die Sonne verdunkelte, machten den lebhaftesten Eindruck auf sie. Was jedoch die Musik anbetrifft, so spricht Najaf in seinem Tagebuch, wo er Alles bis in den Himmel erheben zu müssen glaubt, nur wenig von ihr; Herr Fraser *) aber, der den Prinzen beigegebene Führer, sagt uns, daß sie ihnen ganz unerträglich vorgekommen sey. Man bemerke dabei, daß es keine englischen Künstler waren, die sie hörten. Es befanden sich unter ihnen Lablache und Mlle. Grisi. Von dem Ersten meinten sie, allen orientalischen Hyperbel-Luxus bei Seite legend: „Das ist Nichts; das ist nicht der Mühe des Anhörens werth", und die Grisi bezauberte mehr ihr Auge als ihr Ohr. Das Ballet aber entzückte sie; man dürfte jedoch versucht seyn, in der leidenschaftlichen Bewunderung desselben etwas Anderes zu erblicken, als Liebe zur Kunst. „Es ist gut" — äußerte der junge Timur — „daß ich daran gewöhnt bin, die Frauen des Schachs tanzen zu sehen, sonst möchte Einen dergleichen rasend machen." Riza, der älteste der Prinzen, als er seine Erinnerungen an den Abend aufzeichnete, schloß, wie folgt: „Nach dem Stück (dem Schauspiel) beginnt der Tanz. Ihr, die Ihr ein Herz habt, was soll ich Euch sagen? Denkt Euch, Ihr sehet die schönsten jungen Frauenzimmer mit jungen Männern

---

**) D. i. der Iman Hosein, der bei den Anhängern Ali's im Geruche besonderer Heiligkeit steht. Sein Grab befindet sich bei Bagdad.

*) Narrative of the residence of the Persian Princes in London, by James Baillie Fraser.

tanzen (im Orient tanzen nur die Frauenzimmer). Nein, ich kann nicht weiter schreiben, und der unglückliche Aija muß sein Herz hier zurücklassen." Endlich der fromme Najaf. Er sagt: „Was soll ich schreiben, was sagen? Nichts, als was heilige Lippen (Mahomet) bereits ausgesprochen haben: die Welt ist der Kerker der Gläubigen und das Paradies der Ungläubigen. In Wahrheit, es fehlt diesem Paradiese nichts, als die Gnade, die der Herr der Welt seinen Getreuen für jene Welt zugesagt hat. Ihr Glück ist Menschenwerk und vergeht, das unsrige ist dauerhaft und ewig. Der Wein seiner Seligkeit ist nicht aus irdischem Stoffe bereitet."

Man halte indessen die persischen Fürstensöhne nicht für jede Art von Musik unempfänglich. „Die Musik" — schreibt Najaf — „läßt den Verbannten das Vaterhaus vergessen." Und diese Worte sind keine jener leeren Phrasen, in denen ein erheucheltes Gefühl sich nur schlecht hinter dem Uebertriebenen des Ausdrucks versteckt. Die Prinzen liebten leidenschaftlich eine ihren Organen und ihrem Geschmack entsprechende Musik, eine Musik, die ihnen die ihres Vaterlandes zurückrief. Sie befanden sich eines Abends auf dem schottischen Ball (Caledonian ball). Abgespannt durch die Hitze und ermüdet durch das Gedränge, in welchem sie sich umherwinden mußten, wollten sie eben aufbrechen, als drei schottische Dudelsäcke einen nationalen Pibroch anstimmten. „Was ist das!" rufen sie erstaunt. „Das ist persische Musik! die Musik unseres Vaterlandes!" Die Musiker fielen in einen schnelleren Takt; nun hielten sich die Prinzen nicht länger, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und mit Kopf, Hand und Fuß folgten sie der Bewegung des Taktes. Glücklicherweise war der Pibroch bald zu Ende, denn ihre lärmende Begeisterung drohte die ganze Gesellschaft in Verwirrung zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes.

(Schluß.)

Dritter Akt.

Um sieben Uhr kommt der Konvent wiederum zusammen. Die meisten Mitglieder kennen ihre wahre Lage gar nicht. Die Neuigkeiten werden erst nach und nach bekannt. Einige Deputirte erzählen ihre Abenteuer: Der eine wurde bedroht, in den Straßen von den allmächtigen Agenten des Gemeinderaths angehalten, der andere wurde aus dem Jakobinerklub verjagt. In dieser Ungewißheit und ungeheuren Aufregung nimmt die Debatte mehr die Gestalt einer Privat-Unterhaltung an. Denn kaum war die Versammlung von den Zügeln befreit und der Fesseln ledig, womit sie Robespierre drückte, so war in ihrem Handeln nicht mehr die große Energie und bewunderungswürdige Geistesgegenwart zu verkennen.

Billaud-Varennes. .... „Es hat sich etwas ereignet, das Ihr durchaus wissen müßt. Eine Compagnie Kanoniere, welche durch den Bösewicht Henriot dazu verleitet wurde, hat ihre Kanonen gegen den Konvent richten wollen.... (Bewegung des Unwillens). Die Heeresmacht hat sich dem widersetzt. (Laute Beifallsbezeugungen.)

„Wir müssen tüchtige Maßregeln ergreifen und auf unserem Posten sterben können."

(„Ja, ja!" rufen alle Mitglieder aus, „wir können es." — Die Zuschauer klatschen Beifall.)

„Die vereinigten Ausschüsse werden Euch Maßregeln vorschlagen, die geeignet sind, die Freiheit zu retten; sie sind dringend, denn dieser freche Aufwiegler, dieser arglistige Mitverschworne, welcher seit sechs Monaten die Maske der Tugend brauchte, um die Republikaner zu erwürgen, ist jetzt auf Seiten des Gemeinderaths. Ihr sollt sogleich den Bericht der beiden Ausschüsse darüber vernehmen."

Collot besteigt die Bühne: „Bürger! Jetzt ist der Augenblick da, auf unserem Posten zu sterben: Bösewichter, bewaffnete Menschen haben den allgemeinen Sicherheits-Ausschuß umringt und denselben in Verwahrsam genommen."

(Die Bürger, welche einen Theil des Saales und die Tribünen füllen, rufen alle aus: „Wir wollen dahin!" sie verlassen den Konvent; man klatscht Beifall.)

Goupilleau. Ich zeige dem Konvente an, daß Henriot so eben entflohen, und daß man ihn im Triumphe fortführt.

(Die Versammlung ist von Schrecken bestürzt.)

Elie Lacoste. Mehrere Verschworne sind so eben in Freiheit gesetzt worden. Robespierre, welcher, dem Wunsche des Ausschusses entgegen, nach dem Luxemburg geführt worden war, hatte die Polizei-Administration nicht angenommen, sondern ihn nach dem Gemeinderath führen lassen. Die Munizipal-Offiziere haben ihn umarmt und als Bruder behandelt. Diese Offiziere sind in Aufruhr gegen den Konvents-Beschluß. Ich schlage vor, daß sie in die Acht erklärt werden.

(Der Vorschlag wird unter Beifallsbezeugungen angenommen.)

Ein Mitglied zeigt an, daß Henriot auf dem Platze vor dem National-Palaste sich befinde und hier Befehle austheile.

Die ganze Versammlung. In die Acht, in die Acht! (Angenommen.)

Amar. Ich komme so eben vom Platze drüben her; ich habe hier gesehen, wie Henriot die Bürger verführte und vorzüglich die Kanoniere. Ich habe ausgerufen: Kanoniere, wollt Ihr Euer Vaterland verderben? Sie wandten sich sogleich von mir weg. Als ein Adjutant mich mit seinem Säbel bedrohte, nahmen sie mich in Schutz. Wir müssen das Volk hierüber aufklären, um allen Gefahren trotzen zu können.

Bouland. Bürger! die National-Garde bedarf eines Anführers; aber dieser Anführer muß Euch ergeben seyn, und deswegen müßt Ihr ihn aus Eurer Mitte nehmen. Die beiden Ausschüsse schlagen Euch dazu Barras vor, welcher den Muth haben wird, den Posten anzunehmen.

Die Versammlung ernennt, unter stürmischem Beifall, Barras zur Leitung der Heeresmacht; auf seinen Wunsch giebt ihm der Konvent sieben Mitglieder zur Seite und bekleidet sie mit der Macht, die Volksrepräsentanten bei den Heeren zuertheilt wurde: es sind Ferrand, Fréron, Rovère, Delmas, Bolletti, Léonard Bourdon und Bourdon de l'Oise.

Danach tritt der unter allen Staats-Verwaltungen ausdauernde Berichterstatter Barrère auf. Selbst der gefahrvolle Augenblick hat ihn zum Opfer seiner schönen Phrasen nicht bewegen können; aber jetzt sind sie gegen Robespierre gerichtet. Er liest im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses einen Bericht vor über die Lage von Paris und über die Rüstungen des Gemeinderathes. Auf seinen Antrag wird ein Aufgebots-Entwurf angenommen und die Achtserklärung aller derjenigen, die in dem Verhafts-Dekret genannt wären und sich demselben entzogen hätten.

Kanoniere, mit ihren Volksrepräsentanten an ihrer Spitze, defiliren mitten durch den Saal; darauf kommen Abgeordnete der Sectionen, welche sich auf Befehl der Versammlung stellen.

Bouland. Henriot ist nicht der Einzige, der sich dem Verhaftsbefehl entzogen hat; auch Robespierre und alle Anderen haben sich ihm entzogen.

Darauf beschäftigt man sich mit einer Armee nahe bei Paris, welche von einem Anführer befehligt wird, der den Aufrührern ergeben ist: es werden Maßregeln getroffen, um sich des Gehorsams der Soldaten zu versichern.

Eine Deputation von der Section Mutius Scävola bringt einen vom Gemeinderath eingefangenen Aufwiegler vor die Schranken, welcher die bestehenden Behörden auffordert, jenem den Eid der Treue zu leisten. Sie zeigt auch an, daß die Sturmglocke geläutet wird.

(Zeichen der Aufregung.)

Abgeordnete der Sectionen erscheinen nach einander, um zu schwören, daß sie nur die Autorität des Konvents anerkennen.

Barras tritt in den Saal, um Rechenschaft von den Anordnungen zu geben, die er getroffen hat.

Ferrand. Ich habe so eben alle umliegende Posten inspizirt; überall habe ich nur wahre Republikaner gefunden; alle haben geschworen, für die Vertheidigung des Konvents zu sterben.

(„Ja, ja, wir wollen sterben für ihn!" rufen die Bürger von den Tribünen.)

Fréron. Der verbrecherische Henriot und der Catilina Robespierre hatten ihre Maßregeln so gut verabredet, daß sie den Verräther Lebas dazu ernannt, das Sablons-Lager zu besichtigen. Aber Alles ist vereitelt worden, und niemals zeigte sich der Konvent so groß, als in dem Augenblick, wo er, von Streitkräften entblößt, die er den Verschwörern entgegensetzen könnte, den römischen Senatoren nachahmte, welche den Feind auf der Sella curulis erwarteten ... Doch die Augenblicke sind kostbar; man muß handeln; Barras hat sich so eben in den Wohlfahrts-Ausschuß zurückgezogen, um mit ihm neue Verabredungen zu treffen. Wir Anderen wollen gegen die Aufrührer marschiren. (Beifallklatschen.) Im Namen des Konvents wollen wir diese vielleicht zum Aufruhr verleiteten Menschen auffordern, uns die Verräther auszuliefern; und wenn sie uns den Gehorsam verweigern, wollen wir dieses Gebäude dem Untergange weihen.

(„Ja, ja!" schreit man von allen Seiten.)

Der Präsident. Ich bitte meine Kollegen, augenblicklich aufzubrechen, damit die Häupter der Verschwornen noch vor Sonnenaufgang fallen.

. . . .

Billaud-Varennes. Der Thatkraft der Pariser Bewohner kann ich nur Beifall zollen; doch in dem Augenblicke, wo ich spreche, suchen die Verschwornen die Gemüther zum Angriff auf den Konvent zu bewegen. Man bringt die Gegenrevolution zu Stande; mehrere Kanonen stehen sogar bereit, auf die Versammlung loszugehen. Es ist endlich Zeit, diesem Kampfe zwischen Freiheit und Tyrannei, zwischen dem Konvent und denen, die ihn in den Abgrund stürzen wollen, ein Ziel zu setzen. Ich verlange, daß er den Repräsentanten, welche er ernannt hat zur Ergreifung aller der Maßregeln, die zur Bemächtigung der Verschwornen nöthig sind, den Befehl ertheile, daß die Köpfe Jener noch vor Ablauf einer Stunde fallen .... Man hat keine Zeit zu verlieren, — fährt Billaud fort, — wenn man sich oben auf einem Vulkan befindet; man muß Thatkraft beweisen. Robespierre hat eben erst bekannt gemacht, er werde noch vor 2 Uhr auf den Konvent losgehen; wir müssen ihm zuvorkommen. Schlafen wollen wir, wenn die Verräther vernichtet sind.

Der Präsident fordert die Mitglieder der beiden Ausschüsse auf, sich in einem benachbarten Saale aufzuhalten, die Deputirten, auf ihrem Posten zu bleiben, und die Bürger, zu den Waffen zu eilen.

Alle Bürger, die sich theils im Saale, theils auf den Tribünen befinden, brechen auf; nur die Frauen bleiben.

In solchen entscheidenden Momenten lernt man leicht die Männer, welche sich mit der Ankündigung von Schreckensbotschaften begnügen, von denen unterscheiden, welche sie hinnehmen, um danach ihren Entschluß zu fassen; von solchen Charakteren, welche im Feuer der Revolutionen gestählt wurden, welche ihre Herrschaft und ihre Macht behaupten, wenn ein entscheidender

Ausschlag gegeben werden soll. Mit welch stürmischem Beifall nimmt man alle ihre Vorschläge auf! . . . .

. . . .

Ein Mitglied aus einer Section bringt die Nachricht an die Schranken, daß das Gemeindehaus zum Gehorsam gebracht ist, und daß Robespierre der Aeltere auf einer Sänfte hergetragen wird.

Der Präsident. Der feige Robespierre ist da. Soll er hereinkommen? („Nein, nein!")

Thuriot. Zu den Schoß des Konvents einen mit Verbrechen beladenen Menschen treten lassen, hieße einem schönen Tage die Strahlen der Sonne rauben. Der Revolutionsplatz ist es, der ihm und seinen Mitschuldigen gehört. Die beiden Comité's müssen ihre Maßregeln ergreifen, damit das Schwert des Gesetzes sie ohne Verzug treffe.

Die Sitzung wird um sechs Uhr des Morgens aufgehoben.

Bevor wir vom Konvente scheiden, wollen wir noch zwei Worte, die in dieser denkwürdigen Sitzung zur Sprache kamen, schließlich erwähnen, nämlich das Verlangen des jüngeren Robespierre während der größten Heftigkeit des Ungewitters, das Schicksal seines Bruders zu theilen; eben so das Lebas' in demselben Sinne. Hieraus kann man erkennen, wie selbst bei einer schlechten Sache großartige Schauspiele von Ergebung und Muth vorkommen. Am Schlusse dieser Erzählung könnten wir noch fragen, ob nicht der Leser zur Ueberzeugung gekommen ist, Robespierre sey ein Charakter, der tief unter seiner Stellung hätte leben müssen. Nur so eigenthümliche Umstände, wie die damaligen waren, konnten ihn eine Zeit lang auf den Platz, den er eingenommen hat, hinstellen und ihn da behaupten.

Weit und breit ertönte das Echo von Robespierre's Fall; man gab ihm eine Bedeutsamkeit, wie sie gar nicht im Geiste derer lag, die ihn herbeigeführt hatten; überall sah man diesen Fall als das Ende jenes Schreckensystems an: und gerade diese erdichtete oder wenigstens zu früh gemachte Auslegung hat vielleicht am meisten zum Sturze der gräuelvollen Schreckensherrschaft beigetragen. Glaubt man etwa, daß Collot-d'Herbois, der ein so thätiges Werkzeug am Thermidortage als Präsident des Konvents gewesen war, große Sehnsucht gehabt hätte, wieder auf den Weg der Mäßigung zurückzukehren? Wissen Sie, meine Leser, welche Anklage er, in einer der Siegeshymnen, die er nach Robespierre's Falle anstimmt, gegen den Tyrannen vorbringt? Er habe niemals Marat geliebt und es immer vermieden, seinen Namen zu nennen. Daraus kann man den Sinn der Sieger in der Nacht des 9ten auf den 10. Thermidor deutlich erkennen. Die Gegner Robespierre's, sagt man, haben Frankreich gerettet. Ja, sie haben es gerettet, wenigstens Einige von ihnen wider ihren Willen, und in der Absicht allein, sich selbst zu retten.

Segnend richteten den Blick zum Himmel nicht blos alle Theile Frankreichs, sondern auch die kleinen Nachbarstaaten, die nur allzu sklavisch sich nach der großen Republik gerichtet hatten, und die zahllosen Verbannten, deren die Flucht aus Frankreich gelungen war, die aber stets ihr Auge dahin gerichtet hielten, wo sie Aeltern und Freunde, der Wuth des Orkans ausgesetzt, zurückgelassen hatten. Welch' unendlicher Trost ferner für alle gefühlvolle und edel denkende Menschen! Die Standarte des Mordes war unter dem Jauchzen der Völker gefallen. Dies war ein Augenblick der Erholung für die bedrängte Christenheit, ein Fest, welches von der Vorsehung nach so unglaublichen Herzensbedrängungen gefeiert wurde.

Die Nachricht wird von Eilboten befördert, und von denen selbst, die eben keinen anderen Zweck haben, als die Ersten bei der Bekanntmachung zu seyn; sie fliegt von Mund zu Mund, von Stadt zu Stadt; und der Tod eines Mannes wird überall als die größte Wohlthat Gottes gepriesen! Was läßt sich Alles daraus lernen! Welche Fundgrube von tiefsinnigen Betrachtungen bietet sich dar! Ist nicht jener Freudentaumel längst dahin? Ist nicht heute jenes Jauchzen der Befreiung längst verklungen? Sind es nicht betagte, alte Leute allein, die von jenen glücklichen Stunden erzählen können?

Die Strahlen der Hoffnung drangen auch damals bald in die Gefängnisse; die Staatshäupter besuchten die Gefangenen; sie waren betroffen, so viel Elend hier vereint zu sehen, und bemühten sich, die schnellste Abhülfe zu bringen. Unzählige verdächtige und verfolgte Menschen, die sich in Schlupfwinkeln verborgen oder verkleidet hatten, wagten es allmälig wieder, ohne Furcht am Tage auszugehen; Alles trug dazu bei, ihnen ihre Furcht zu nehmen! Der Fluch, welcher das Geschehene traf, ließ sich mit einer Gewalt vernehmen, der man schwerlich widerstehen konnte. Die muthige Frau, welche Tallien kühn gemacht hatte, ließ keine Bitte unversucht, die Sache der Proskribirten zu unterstützen. „Ihr seyd so gut!" sprach sie mit liebkosender Stimme zu den trotzigen Jakobinergestalten; und durch so schmeichlerische Anrede wurden diese Männer dazu bewegt und gewonnen, daß sich zum ersten Male Mitleid in ihrem Herzen regte und Wohlgefallen am Glücke Anderer. Einmal angefangen, fuhr man schnell damit fort, die Gefängnisse zu lichten und die Gefangenen in Freiheit zu setzen, ungeachtet einigen Widerstandes der alten Partei, welche über so viel Mitleid schon zu lärmen anhob. Legendre, sagt man, welcher sich nur allzu sehr in den schaurigen Akten der Revolution hervorgethan, aber sich dabei doch immer als einen der heftigsten Gegner Robespierre's gezeigt hatte, war aufs eifrigste bemüht, die Befreiung der Eingesperrten zu beschleunigen, und wußte damit noch Heiterkeit und Anmuth zu verbinden. Wenn er in ein Gefängniß eintrat, erzählt Herr Lacretelle, welcher mit dem Talente eines Geschichtsschreibers das Verdienst, Augenzeuge der erzählten Thaten gewesen zu seyn, verbindet, so schien er darüber unwillig, noch Gefangene darin zu finden. Was thut Ihr hier? redete er sie in launig barschem Tone an; Müßiggänger, warum geht Ihr nicht zu Euren Aeltern, Euren Freunden, um Eure Geschäfte weiter zu treiben? Ein guter Patriot, wie ich, kann den Anblick eines Verdächtigen nicht ertragen. Geht und merkt Euch genau dieses Haus, damit Ihr nicht wieder hineinkommt.

Aber wenngleich Legendre, Tallien, Bourdon, Lecontre, als Feinde Robespierre's, bemüht waren, dessen System zu zerstören und die gesetzlichen Bahnen wieder zu betreten, so gab es dennoch wiederum Andere, welche aus Vorliebe für das alte Regiment, oder auf Veranlassung ihrer Vorgänger, fast dieselbe Richtung, wie die vor dem 9. Thermidor, zu verfolgen strebten. Vergebens waren ihre Anstrengungen, um die rückgängige Bewegung der Schreckensherrschaft aufzuhalten. Die Proscription hatte sich gegen ihre eigene Partei gewandt. Langsamer fielen zwar die Opfer, aber sie fielen; eines nach dem anderen holte man aus den Reihen der Männer, welche an jenen blutigen Tagen eine Rolle gespielt hatten; und die, welche mit so vielem Gepränge den Fall Robespierre's gefeiert, konnten den Moment berechnen, wo die Gewalt der Reaction auch sie erfassen würde; denn der Wagen der Revolution, welcher in seinem Vorwärtsrollen so viele Menschen, welche ihn zu lenken vermeinten, stürzte und unter seinen zermalmenden Rädern schleifte, stürzte auch, bei seinem Rückzuge, die, welche nothgedrungen ihn aufgehalten und eben dadurch die Ursache wurden, daß er umkehrte: jene Collot-d'Herbois', jene Billaud-Varennes', jene Barrère's und viele Andere, wurden nach einander proskribirt. Schreckliche Lage! Verloren waren sie, hätten sie Robespierre aufrecht erhalten; verloren waren sie, da sie ihn stürzten. Nicht ohne große Anstrengung gelangte man endlich dahin, den so heftigen und wilden Jakobiner-Klub aufzureiben. Oftmals noch suchte er sein Haupt zu erheben; beinahe wäre es ihm am 1. Prairial des Jahres III gelungen, aber die Nation schauderte vor ihm. Das Andenken an seine gehässige Regierung verlieh so viel Kraft und Stärke dem Manne, welcher Frankreich davon zu säubern versprach und der sein Wort so gut gehalten.

Mannigfaltiges.

— Sonntagsfeier im Antarktischen Meere. Sir James Clark Roß' Beschreibung seiner Entdeckungsreise nach dem Südpol enthält u. a. folgenden Passus, den wir als charakteristisch mittheilen: „Der 17. war ein Sonntag, und unsere Mannschaft erfreute sich nach ihren Mühseligkeiten eines Ruhetages. Ich muß hier erwähnen, daß es unser unverletzlicher Gebrauch war, jeden Sonntag die Kirchengebete zu lesen und nachher gewöhnlich eine kurze geistliche Rede vorzutragen, und es ist merkwürdig, wie selten wir während des ganzen Verlaufs unserer Expedition durch die Strenge der Witterung oder die Erfordernisse der Reise an der Ausübung dieser Pflicht verhindert wurden. Man konnte kaum überzeugendere Beweise des über uns wachenden Schutzes der Vorsehung empfangen, und ich glaube nicht, daß es einen Einzigen unter uns gab, der etwaige Unterbrechungen unserer gewohnten religiösen Zusammenkünfte nicht bedauert hätte." — Sir James Roß ist gewiß ein zu guter Physiker, um sich im Ernst einzubilden, daß seine Sonntagsfeier irgend welchen Einfluß auf die meteorologischen Verhältnisse der von ihm durchschifften Meere ausgeübt hätte; aber es ist eine leicht verzeihliche Schwäche, die schon in der Natur des Menschen liegt, die Erscheinungen um ihn her in unmittelbaren Bezug auf sein eigenes Schicksal zu bringen und sich daraus günstige oder ungünstige Vorbedeutungen zu schaffen. Ohne Zweifel trug der sonntäglich wiederkehrende Gottesdienst nicht wenig dazu bei, die Mannschaft des „Erebus" und „Terror" während ihrer mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Fahrt in guter Stimmung zu erhalten, indem er die unerträgliche Monotonie des Seelebens durch einen feierlichen Akt unterbrach, die alle Erinnerungen an die geliebte Heimat zurückrief und die frohe Hoffnung nährte, bald vom himmlischen Schutze getragen an das Ziel ihres Unternehmens zu gelangen. Uebrigens ließen die Capitains Roß und Parry während ihres Aufenthalts in den arktischen Regionen auch dramatische Vorstellungen geben, die dem Schiffsvolk außerordentlich zusagten und sehr dazu dienten, die Langeweile der endlosen Polarnächte zu verkürzen. Auf Schiffen, die stets unter vollen Segeln waren oder nur auf Augenblicke beilegten, mußten solche Amüsements allerdings wegfallen.

— Ein Neger-Pantheon. Ein Korrespondent der Daily News berichtet, daß man im Begriff sey, in Hayti ein Pantheon zu gründen. Es wurde nämlich im Hause der Repräsentanten der Beschluß gefaßt, dem verstorbenen Präsidenten Riché ein Monument zu errichten, und bei dieser Gelegenheit brachte man auch die Rechte Pétion's auf eine gleiche Ehre zur Sprache. Ein Freund des berüchtigten Dessalines, oder Jakob's I., Kaisers von Hayti, wie er sich nennen ließ, schlug nunmehr vor, auch diesen eines Denkmals zu würdigen, und ein anderer Deputirter machte endlich den Antrag, den General Guerrier als „Vierten" im Bunde aufzunehmen. Nach längeren Debatten kam man überein, eine Kirche in Port-au-Prince erbauen zu lassen, worin die sterblichen Ueberreste der genannten vier Präsidenten und der Tochter Pétion's beigesetzt werden sollen. — Sobald man dieses afrikanische Pantheon zu Stande gebracht, wird man wohl nächstens auch daran denken, eine schwarze Walhalla anzulegen — an großen Männern fehlt es ja bekanntlich nie und nirgends.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Donnerstag den 29. Juli 1847.

Frankreich.

Französische Diplomatik seit dem Frieden von Utrecht.

Der unermüdliche Capefigue hat vor kurzem die lange Reihe seiner Schriften mit einer neuen vermehrt, die als eine Fortsetzung und Vervollständigung der früher von ihm herausgegebenen Biographie des Regenten Philipp von Orleans zu betrachten ist. *) Er theilt darin eine äußerst klare, übersichtliche Schilderung der Resultate des vielbesprochenen Friedens von Utrecht mit, die zunächst während der Regentschaft in der gänzlichen Aufgebung des Systems Ludwig's XIV. bestanden, welches erst durch den berühmten Familienpakt zwischen den französischen und spanischen Bourbons wiederhergestellt wurde.

Das Testament Karl's II., das die spanische Krone auf den Herzog von Anjou übertrug, legte diesem Letzteren dabei bekanntlich die Verpflichtung auf, seinen Ansprüchen auf die Thronfolge in Frankreich zu entsagen, wozu sich auch der junge Prinz im Beiseyn des spanischen Gesandten durch einen feierlichen Akt anheischig machte. Allein Ludwig XIV. hatte nicht umsonst einen Jesuiten zum Beichtvater; während sein Enkel zum Schein die ihm vorgeschriebene Bedingung erfüllte, ließ er insgeheim ein anderes Dokument ausfertigen und mit dem königlichen Petschaft besiegeln, welches für die europäische Geschichte zu wichtig ist, um hier nicht einen Platz zu verdienen. „Wir, Ludwig u. s. w.", heißt es darin, „erklären und befehlen hiermit, daß unser theurer und sehr geliebter Enkel, der König von Spanien, die Rechte seiner Geburt in derselben Art bewahren soll, als ob er sich noch immer in unserem Reiche aufhielte, und da unser theurer und sehr geliebter einziger Sohn, der Dauphin, der wahre und legitime Nachfolger und Erbe unserer Krone und unserer Staaten ist, nach ihm aber unser theurer und sehr geliebter Enkel, der Herzog von Burgund: sollte es sich nun ereignen — was Gott in seiner Gnade abwenden möge! — daß unser vorerwähnter Enkel, der Herzog von Burgund, ohne männliche Nachkommenschaft stürbe, oder daß seine in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kinder vor ihm stürben, oder daß besagte Kinder männlichen Geschlechts keine rechtmäßige Nachkommenschaft hinterließen, so wird in solchem Falle unser Enkel, der König von Spanien, durch das Recht seiner Geburt der wahre und rechtmäßige Erbe und Nachfolger in unserer Krone und unseren Staaten seyn, ungeachtet seiner Abwesenheit oder seines Aufenthalts außer den Gränzen unseres Reichs, indem es unser Wille ist, daß weder der König von Spanien noch seine männliche Nachkommenschaft deswegen minder befähigt seyen, die Erbfolge in unseren Staaten oder in irgend einem anderen Besitzthum, welches ihnen zufallen mag, anzutreten."

Man kann sich leicht denken, daß die Existenz dieses Aktenstückes unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses ruhte, aber dessen ungeachtet schöpften die alliirten Mächte gegen den französischen Hof Verdacht, und beim Friedensschlusse von Utrecht verlangten die britischen Diplomaten nicht nur, daß Philipp V. allen Rechten auf die dereinstige Thronfolge in Frankreich entsagen solle, sondern daß auch die französischen Prinzen, von den Herzogen von Berry und Orleans bis zum Prinzen von Conti, sich jedes Anspruches auf die spanische Krone begeben möchten. Der englische Staatssecretair des Auswärtigen, Lord Bolingbroke, hielt diesen Punkt für so wichtig, daß er auf die Zusammenberufung der Generalstaaten von Frankreich in Blois oder Tours drang, um diese Entsagungen nach altem Brauch gutzuheißen und in ihre Register einzutragen, indem er hinzufügte, das die Könige und Prinzen von Geblüt niemals Rücksicht auf ihre persönlichen Verzichtleistungen genommen hätten, wenn diese nicht von den Ständen des Reichs sanctionirt wurden, wie aus den Verzichtleistungen der Infantinnen von Spanien (Anna, Gemahlin Ludwig's XIII., und Maria Theresia, Gemahlin Ludwig's XIV.) erhelle, die man zu keiner Zeit, von dem Erbfolgekriege des Jahres 1701 an bis zum heutigen Tage, beachtet habe." — Allein der bloße Gedanke, die Vertreter des Volkes einzuberufen, war für den an despotische Macht gewöhnten Ludwig XIV. fürchterlich; sein Minister Torcy lehnte daher diese Zumuthung entschieden ab, indem er den Argwohn Englands auf andere Weise zu beschwichtigen suchte. „Die französischen Generalstaaten", sagt er, „wären keine regelmäßige, zu bestimmten Zeiten einberufene Versammlung, wie das Parlament von England; sie hätten früher solchen Antheil an den bürgerlichen Unruhen in Frankreich genommen, daß der König nie in ihr Zusammentreten willigen werde. Die förmliche Verzichtleistung aber, die in Gegenwart des französischen Parlaments stattgefunden und von ihm in seine Register eingetragen worden, sey völlig hinreichend. Die Parlamente in Frankreich hätten einige Rechte der Generalstaaten geerbt und wären demnach die einzige Behörde im Königreich, die gesetzlich zur Prüfung und Billigung der ihr vorgelegten Verträge autorisirt sey." — Lord Bolingbroke kam selbst nach Paris, um die Entsagungen entgegenzunehmen. Der Herzog von Berry beschwor sie mit vieler Gleichgültigkeit, der Herzog von Orleans dagegen mit sichtbarer Bewegung: es war für ihn ein zwiefaches Opfer, da er nicht nur den Rechten entsagte, die von seinen Neffen auf ihn übergehen konnten, sondern auch denjenigen, die er von seiner Großmutter, Anna von Oesterreich, herleitete. Der deutsche Kaiser und die Republik Holland erkannten diese Verzichtleistungen durch den Traktat von Rastadt für gültig, und es ist augenscheinlich, daß ihr Zweck nur der war, die Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte unmöglich zu machen.

Ludwig XIV. starb ein Jahr nach der Unterzeichnung dieses Traktats; sein Sohn, der Dauphin, und seine beiden Enkel, die Herzoge von Burgund und von Berry, waren ihm schon vorangegangen, und er hatte ein krankes, schwächliches Kind zum Nachfolger, das einem frühen Grabe verfallen schien. Wer sollte nun den Thron besteigen, wenn dieses Kind mit Tode abging: Philipp von Spanien, kraft seines Erbrechts, oder Philipp von Orleans, kraft der Entsagungs-Akte? Die spanischen Juristen und ein kleiner Theil des französischen Parlaments behaupteten, daß der geheime Vorbehalt Ludwig's XIV. die Frage entscheide, in so weit sie die königliche Familie betraf, und daß in keinem Fall ein Fürst seinen natürlichen Rechten entsagen könne. In dieser Meinung vereinigten sich alle Anhänger des alten, von Ludwig XIV. gegründeten Systems, und der Herzog von Orleans sah sich gezwungen, entweder jenes System zu stürzen oder die Regentschaft und mit ihr die nahe Hoffnung auf die französische Krone aufzugeben. Dieses nöthigte ihn, ein vertrautes Bündniß mit England zu schließen, wo damals Georg I. mit bestrittenem Titel herrschte und eine Partei zum Gegner hatte, die in ihren Grundsätzen derjenigen analog war, die sich den Ansprüchen der Familie Orleans auf den Thron von Frankreich widersetzte.

Kardinal Alberoni, der spanische Premier-Minister, hatte einen riesenhaften und tief angelegten Plan entworfen, der dem erfinderischen Genius dieses parmesanischen Abenteuers Ehre macht. Er wollte der spanischen Monarchie ihre alten Besitzungen in Italien und den Niederlanden wiedererobern, seinem Herrn die Regentschaft und eventualiter die Erbfolge in Frankreich sichern und die Familie Stuart auf den Thron von Großbritanien erheben. Der letzte Theil seines Entwurfs war zum Gelingen des übrigen nothwendig, weil er des Beistandes einer englischen Flotte bedurfte, und er wußte mit seltener Geschicklichkeit den erzprotestantischen Karl XII. zu bewegen, eine Landung in Schottland zu Gunsten der katholischen Stuarts gegen das ihm glaubensverwandte Haus Hannover zu unternehmen, während er zugleich Friedens-Unterhandlungen mit Peter dem Großen einleitete, um dem schwedischen König zu seinem neuen Feldzuge freie Hand zu geben. Unterdessen intriguirte er in Paris gegen den Herzog von Orleans, ließ den Prätendenten nach Madrid kommen und sandte eine Escadre an die Küsten von Sicilien. England und Frankreich mußten sich vereinigen, um den offenen und geheimen Anschlägen des ehrgeizigen Italiäners entgegenzutreten; sie fühlten, daß hier nichts weniger beabsichtigt werde, als die Wiederherstellung der Herrschaft Karl's V.

Die Quadrupel-Allianz, die man ihrem Wesen nach eine Coalition von vier großen Mächten gegen ein einziges Individuum nennen kann, bietet ein Labyrinth von Widersprüchen dar, die sich nur schwer enträthseln lassen. Sämmtliche kontrahirende Parteien geriethen dadurch in eine Lage, die ihrer früheren Handlungsweise schnurstracks entgegenlief und deren Folgen nicht leicht damit in Einklang zu bringen waren. Der Zweck des Bündnisses war die Aufrechthaltung der Traktate von Utrecht und Rastadt, d. h., man wollte den König von Spanien verhindern, den französischen Thron zu besteigen oder sich der ehemaligen Besitzungen Karl's V. in Italien zu bemächtigen. Um die seltsamen Anomalieen zu erläutern, die durch eben so seltsame politische Verwickelungen herbeigeführt wurden, ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand und die Motive der betheiligten Parteien zu werfen.

In England waren die Whigs im Begriff, sich in einen Krieg einzulassen, um einen Vertrag aufrecht zu erhalten, dessen Abschließung sie ihren Vorgängern, den Tories, zum Verbrechen gemacht hatten. Nichts konnte nämlich die hannoveranische Dynastie retten, als ein Krieg, der den aufgeregten Leidenschaften der Nation zum Abfluß diente. Georg I. ward von seinen Unterthanen weder geliebt noch geachtet; die Sache der vertriebenen Stuart's hatte

---

*) Diplomatie de la France et de l'Espagne, etc. Par M. Capefigue.

sowohl in Schottland als in England zahlreiche Anhänger, und man fragte sich allgemein, warum die Nation einen Ausländer von abstoßendem Charakter und gemeinen Sitten, der eine Schaar ausgehungerter Günstlinge und ein Serail von häßlichen und habgierigen Maitressen mit sich führte, dem Nachkommen ihrer eingeborenen Monarchen — einem Engländer von Geburt, Sprache und Charakter — vorziehen sollte? Allein die ganze Existenz der Whig-Partei hing von der Erhaltung des deutschen Königshauses ab, und der Minister Stanhope wußte mit vieler Kunst die religiösen Vorurtheile des englischen Volks ins Spiel zu ziehen, um seine moralischen und nationalen Gefühle zu überwinden. Die Jakobiten behaupteten mit Recht, daß der Sohn Jakob's II. in jeder Hinsicht achtungswerther und liebenswürdiger sey, als der Kurfürst von Hannover; aber Stanhope wies auf die Gefahren hin, die der protestantischen Religion unter der Herrschaft des Ersteren drohen würden, und dieser Gedanke gab den Ausschlag.

Die Politik des Kabinets von Versailles hatte eine noch durchgreifendere Veränderung erfahren. Die Restauration der Familie Stuart war der erste und letzte Wunsch nicht nur Ludwig's XIV., sondern auch der ganzen französischen Nation gewesen, die mit Eifer an den katholischen Glauben hing und noch nicht gelernt hatte, das göttliche Recht der Könige zu bezweifeln. Als daher der Regent die Erbfolge einer ketzerischen Dynastie in England garantirte, um dagegen eine ähnliche Gewährleistung seiner eigenen Ansprüche in Frankreich einzutauschen, erhob sich die allgemeine Stimme mit solcher Entschiedenheit gegen diese politische Apostasie, daß sogar die offiziellen Organe der Regierung sie nicht zu vertheidigen wagten. Welche Inkonsequenzen ein so vollständiger Prinzipienwechsel mit sich führte, wird durch folgenden Umstand klar, der sich während dieser Krisis zutrug. Eine spanische Flotte hatte sich im Hafen Passages versammelt, um eine Armee nach England überzuschiffen, die sich den dortigen Jakobiten anschließen und den Prätendenten auf den Thron setzen sollte; auch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß, wie die Sachen damals standen, eine solche Expedition ihren Zweck erreicht haben würde. Ehe sie jedoch zum Absegeln bereit war, rückte ein französisches Heer in Spanien ein, eroberte Passages und zerstörte die spanischen Transporte: dieses Heer aber befand sich unter dem Kommando des Herzogs von Berwick, der ein natürlicher Sohn Jakob's II. und Bruder desjenigen war, zu dessen Gunsten die Unternehmung veranstaltet wurde, und dem er mithin die einzige Gelegenheit raubte, den Thron seiner Vorfahren zu besteigen*)!

(Schluß folgt.)

Asiatische Türkei.

Ein Karawanenzug von Bagdad nach den Ruinen Babylon's.

(Aus einem englischen Bericht vom 28. Dezember 1846.)

I. Die Wüste und die Kurden.

Am 2. Dezember, drei Tage nach der Feier des Kurban Beiram oder Id, wie es hier heißt, brach ich in Gesellschaft eines Freundes von Bagdad auf in der doppelten Absicht, die Ruinen von Babylon und die Heiligthümer des Ali und Hosein auf dem Gipfel des Hadsch**) — zur Zeit, wo letztere nämlich am meisten mit Pilgern erfüllt sind, zu besuchen.

Die Anwesenheit zweier der mächtigsten Araberstämme — der Schammar, welche den Winkel zwischen Tigris und Euphrat östlich der Straße nach Hillah einnahmen, und der Anniseh, deren Zelte zwischen den Heiligthümern aufgeschlagen waren — machte eine starke Reisegesellschaft nothwendig, weniger wegen des Widerstandes, im Fall wir von einer zahlreichen Schaar angegriffen würden, als in der Absicht, kleineren Räuberbanden, die etwa umherschweifen möchten, Furcht einzujagen. Unsere Begleitung bestand deshalb aus sechzehn Personen. Es waren: ein Kawaß, den uns der britische Resident vom Pascha verschafft hatte; zwei Kawasse der Residentschaft; ein arabischer Dolmetscher; der türkische Stallmeister des Residenten; drei Zelt-Aufsteller, die gleichfalls zur Residentschaft gehörten; zwei Jaridschi's***); unsere zwei Bedienten, und fünf Haiti oder Soldaten von der irregulairen türkischen Kavallerie. Alle, außer den Postknechten und Zelt-Aufstellern, waren mit der gewöhnlichen Menge von Waffen — als Lanzen, Gewehren, Pistolen, Jataghans und Dolchen — versehen. Der Tag war schön, und als sich unser Pilgerzug (der, mit Ausnahme von zwei griechischen Bedienten, aus Muhammedanern bestand) in dem weiten maurischen Hofe der Residentschaft versammelte, bot er mit seiner mannigfachen Tracht ein ziemlich malerisches Schauspiel dar. Um Mittag aufsitzend, zogen wir über die von Menschen wimmelnde Schiffbrücke und durch die Basars an dem mit Arabern erfüllten West-Ufer und waren bald außerhalb der Mauern, mit dem schönen achteckigen Grabe Zobeid's und seiner fichtenen Säule zu unserer Rechten. Eine Dattelpalme und eine Beduinen-Gruppe mit ihren Kameelen befanden sich dahinter. Zur Linken zeichneten perspektivisch hinziehende Palmenhaine, die sich nach Südosten den Blicken entzogen, den Lauf des Tigris. Wir setzten über einen tiefen Kanal und befanden uns in der Wüste.

Der erste Gegenstand, auf welchen wir stießen, nachdem wir eine Stunde lang durch die stille Wüste geritten waren, war eine alte Frau, welche, bitterlich weinend, einen Esel vor sich hertrieb. Zwei Schurken von Arabern hatten ihr, wie sie sagte, so eben ein Reisigbündel geraubt, welches sie sich den ganzen Tag über gesammelt hatte. Der Stallmeister Mahmud Agha oder A'a, wie sie ihn nennen, zog hierauf eine sehr schwere Pistole hervor und schickte sich an, sie sogleich aus seiner Patrontasche zu laden. Um die Kugel festzustoßen, brachte man ihm einen zerbrochenen Ziegel von der Landstraße, welcher, wie die Babylonischen, mit Keilschrift bedeckt war, wobei die Bemerkung auffallend seyn wird, daß die Schriftzüge vollkommener waren, als alle diejenigen, welche ich später in den Ruinen von Babylon fand. Bald nachher überstiegen wir den hohen Doppelwall des Nahar Malcha oder Königlichen Kanals — ein altes, nun völlig zerstörtes Werk, welches die beiden Flüsse verband. In der Ferne schwebte zu unserer Linken der ungeheure Bogen des Palastes der parthischen Könige zu Ktesiphon auf den Wasserstreifen der Fata Morgana. Die Hitze war groß, und wir waren froh, zu Khansad, dem zweiten Chan an der Straße, zwölf (engl.) Meilen von Bagdad, anzuhalten und uns mit einer Wassermelone und ein paar Datteln zu erfrischen. Unser Nachtlager war sieben Meilen weiter zu Birannus oder dem Brunnen des Halbweges. Auf der graslosen Ebene, welche sich dazwischen ausbreitete, trafen wir große Schaaren des Wüstenrebhuhns, welches sich kaum von der Stelle rührte. Schlanke Kameele, vermuthlich den Rhammars gehörig, erhoben sich geisterartig auf der offenen See. Nun sollten wir aber den ersten Schreck bekommen. Mahmud Aga, der von einem alten Kanaldamm aus die Gegend rekognoszirte, verkündete nämlich die Annäherung einer Araberschaar. Sogleich begannen unsere sämmtlichen Krieger ihre Gewehre abzunehmen, für Zündpulver zu sorgen u. s. w. und die griechischen Bedienten ihre plumpen Pistolen zu reinigen und in der Luft zu schwenken. Mahmud, die Kawasse und die Haiti ritten aufs schnellste fort. Unterdessen machte die Gesellschaft, deren Annäherung eine so geräuschvolle Vorbereitung unter unseren Leuten verursacht hatte, auf der Spitze des Kanalrückens, der sie unseren Blicken bisher entzogen, Halt. Ich glaubte genau eine persische Mütze bei denselben unterscheiden zu können, und ward immer gewisser, daß der ganze Trupp aus Persern bestände, da ihnen die Unsrigen, in deren Muth ich gerade nicht das größte Vertrauen setzte, mit solcher Munterkeit entgegen ritten. Schüsse wurden auf beiden Seiten abgefeuert; man courbettirte gegenseitig in freundschaftlicher Weise mit den Rossen und schwang die Lanzen, wodurch wir völlig beruhigt wurden, und bald befand ich mich mitten in einer Wolke von Kurden, welche schreiend im Kreise herum galoppirten, freundschaftlich unsere Haiti verfolgten und, wenn sie dieselben eingeholten hatten, mit ihren Lanzen deren Schultern leicht berührten. Ein vornehmer Perser, derselbe, dessen hohe schwarze wollene Mütze ich erspäht hatte, ritt ruhig mit höflicher Begrüßung heran. — Wir sollten noch viele ähnliche Störungen erleben, die in derselben harmlosen Weise vorübergingen. — Wir schlugen unser Zelt innerhalb der Wälle der Karavanserei von Birannus auf, die wir ganz leer fanden, da alle Pilger bei den Heiligthümern waren.

Es war spät am Nachmittage des folgenden Tages, bevor wir den berühmten Erdwall des Mujelibeh erreichten. Daß derselbe von Menschenhänden erbaut worden, darüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten, indem die Schichten ungebrannter Ziegel am Grunde auf der Westseite völlig sichtbar sind. Wir streiften einige Blätter des Athleh ab, jenes Baumes, der, als ein seltenes Pflanzen-Exemplar, von den hängenden Gärten der Semiramis übrig geblieben seyn soll. Mir schien er eine ungemeine Aehnlichkeit mit einer großen Tamariske, die am Euphrat ganz gewöhnlich ist, zu haben. Mit Interesse bemerkte ich einige Weiden, die „Weiden an den Strömen Babels", in der Nähe. Ich guckte in die Höhle eines wilden Thiers in jenem ungeheuren Viereck des Karr und sah etwas, was mir wie der Schweif eines Schakals vorkam. Bald trieben wir ihn hinaus, und Mahmud drückte sein Pistol auf ihn ab, doch ohne Erfolg. In der Höhle fand ich einen Bienenstock.

Wir verweilten so lange unter diesen Ruinen, bis wir von der Nacht überrascht wurden, und waren nur noch einige Meilen von unserem bestimmten Ruheplatz Hillah entfernt. Der Mond ging roth und voll zwischen den Dattelpalmen auf, und der breite Strom, an dessen Ufer entlang wir jetzt hinritten, reflektirte die orangefarbenen Tinten der untergegangenen Sonne. Der Gouverneur von Hillah, von der Annäherung zweier europäischer Reisenden durch den Kawaß des Pascha's, welchen wir des Quartiers wegen vorausgeschickt hatten, unterrichtet, fertigte eine Wache mit Fackeln ab, um uns hinein zu führen. Aus den erleuchteten Dattelwäldern drang das Geheul unzähliger Schakals hervor. An der Schiffbrücke — deren Fahrweg aus Dattelstämmen erbaut war, welche man der Quere nach gelegt und mit Schilf und Erde bedeckt hatte — stiegen wir ab, da sie, wie wir hörten, voll Löcher sey. Eines von den Pferden fiel hinein, rettete sich aber durch Schwimmen an das gegenüberliegende Ufer.

---

*) Ein anderer merkwürdiger Umstand ist der, daß der Herzog von Liria, ältester Sohn des Herzogs von Berwick, in der spanischen Armee diente, welche diesem entgegenstand. Berwick, ein geborener Engländer, hatte früher, zur Zeit des Erbfolgekrieges, das französische Heer in Spanien kommandirt, während die englischen Truppen, über die er mehrere Vortheile davontrug, von einem Franzosen, dem General Ruvigny, Grafen von Galway, befehligt wurden.

**) Hadsch ist der Name für Wallfahrt im Allgemeinen und besonders für die, welche jeder Moslem einmal machen muß.

***) Im Texte: two Jaridjees; wahrscheinlich die weiter vorkommenden Postknechte, Reitknechte. Es kommen aber, wie man sieht, 17 Personen heraus.

England.

Orientalische Touristen in Europa.

(Schluß.)

Die Schiffbaumeister aus Bombay betraten das Queen's Theatre mit einer noch weit ungünstigeren Disposition. Das Gefühl für Kunstschönheit, das bei den Prinzen nur einer gewissen Kultur ermangelte, scheint bei ihnen durch den ausschließlichen Anbau einer anderen Fähigkeit vollständig erstickt zu seyn. Eine stete Beschäftigung mit Zahlen und Winkeln und Figuren, die fanatische Verehrung des Nützlichen haben in ihren Köpfen für das Schöne keinen Raum übrig gelassen. Sie beschäftigen sich mit den Logen, mit dem Gas, mit der Toilette der Damen, lassen auch wohl im Vorübergehen ein anerkennendes Wort über die Musik fallen, geben dann alle Maße des Gebäudes nach Höhe und Tiefe, die Zahl der Plätze in Logen und Parterre sammt den respektiven Preisen an; so wie sie aber auf das Schauspiel selber kommen, so thun sie etwas weit Schlimmeres, als es durchaus mit Stillschweigen zu übergehen. Denn sie entblöden sich nicht, zu sagen:

„Es war dies der letzte Tag, an dem die Taglioni, die Favorittänzerin der Franzosen, in England auftrat, und einer unserer englischen Freunde, der uns begleitet hatte, fragte uns zu wiederholtenmalen, wie uns ihr Tanz gefiele; er seines Theils war hingerissen davon. Wir indessen konnten uns nicht sehr dafür interessiren und waren höchst erstaunt, als wir vernahmen, daß sie jedesmal 150 Guineen für ihr Auftreten erhalte. Denkt Euch doch! Man giebt in England täglich 150 Guineen an ein Weib, weil sie, wie eine Gans, eine halbe Stunde auf Einem Beine steht oder es horizontal von sich streckt, wie sie sich drei- bis viermal um sich selber dreht, einen Knix so tief, als wolle sie sich auf die Erde setzen, macht oder von einem Ende der Bühne bis zum anderen schießt — Schnurrpfeifereien, die ihr keine Stunde Arbeit kosten! — Hätten wir nicht sonst hinlängliche Gründe, die Engländer für ein kluges Volk zu halten, wir müßten sehr klein von ihnen denken, da wir sie für die Sprünge einer Marionette so viel Geld wegwerfen sehen."

Es scheint, daß man sich in Bombay eben so wenig aus der Malerei als aus dem Tanze besonders viel macht. Die beiden Vettern klagen selbst darüber; sie wünschen z. B., daß die Damen malen lernen möchten, und glauben, daß sich auf diese Weise Künstlerinnen bilden würden; wenn sie anfingen — meint das Vetternpaar — gleich den englischen Damen, Blumenstücke, Landschaften und andere niedliche Kleinigkeiten zu zeichnen, so müsse die Folge dieselbe seyn, wie in England, wo es bekanntlich so viele große Künstlerinnen gebe. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir von ihnen auch einen Bericht über ihren Besuch der National-Galerie, in welchem sie uns den Plan und die Kosten des Gebäudes, ferner die Nachricht mittheilen, daß es in den zur Ausstellung der Gemälde bestimmten Sälen sehr bequeme Sitzplätze giebt. Was die Gemälde selber angeht, so wird darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet.

Die persischen Prinzen hatten zur Malerei fast dasselbe Verhältniß, wie zur Musik; sie liebten in ihr nur das, was sie selber hervorbrachten — ein Geschmack, der sich bei Künstlern nicht selten findet. Timur zeichnete täglich. Gelang es ihm, Herrn Fraser zu entwischen, so konnte man darauf rechnen, ihn irgendwo mit einem Bleistift in der Hand zu treffen. Man führte die drei Brüder in die Gemälde-Ausstellung, die damals in Somerset-House stattfand, allein die Bilder flößten ihnen nur eine sehr geringe Bewunderung ein. Der Triumph der Kunst war und blieb in ihren Augen die Illusion, mochte diese nun hervorgebracht werden wie sie wollte. Sie fanden auf den Straßen von London eine Ausstellung, die ihnen bei weitem interessanter dünkte, als die in Somerset-House — sie bestand aus den Perrücken- und Haubenstöcken, die ein Friseur vor seiner Bude ausgestellt hatte. Noch größer war das Entzücken, das ihnen ein Wachskabinet einflößte.

Najaf, dem man bei jenem Besuch einen kleinen Possen spielte — man hatte ihn dem wächsernen Wilhelm IV., als sey es der wirkliche, mit allem Ceremoniell vorgestellt — Najaf berichtet noch eine zweite Täuschung, die ihm widerfuhr und die er seine Leser durch die Geschicklichkeit seiner Erzählung gleichsam mit sich theilen läßt.

„Am Montag" — sagt er — „gingen wir aus, um in einem großen Gebäude die englischen Künste zu besehen. Man führte uns zuerst in einen Saal, wo wir einige schöne Gemälde und einige Bildnisse von Königen und alten Helden fanden. Dann stiegen wir auf einer Treppe in ein oberes Zimmer, wo man uns bat, wir möchten uns niederlassen. Wir hatten es kaum gethan, so veränderte das Zimmer seinen Ort und stieg gleich einem schnell fliegenden Adler in die Höhe. Endlich ließ es seine Flügel sinken, machte mitten im Himmel halt, öffnete glücklicherweise seinen Schnabel (die Thür) und wir traten heraus auf eine Terrasse, von der herab wir London, die Themse, ja ganz England bis zum Meere zu unseren Füßen liegen sahen. Ebenso sah man die Gebäude, die Gärten, das Volk in den Straßen. Man vernahm das Geräusch der Wagen und Pferde. Auf der Themse sahen wir unzählige Schiffe, deren einige vor Anker lagen, andere unter Segel gingen, noch andere mit einem Helmbusch von Dampf geschmückt waren. Nachdem ich Alles mit Muße besehen, sagte ich zu Herrn Fraser, daß, wie herrlich der Anblick Londons auch sei, ich doch noch lieber etwas von englischen Künsten sehen möchte, was ja auch der Zweck unseres heutigen Ausganges sei. Herr Fraser aber lächelte und fragte mich, ob es eine erstaunenswerthere Kunst gebe, als die, in deren Mitte wir uns befänden."

Man begreift, daß vom Panorama die Rede ist. Die beiden Parsis, die ebenfalls das Colisseum — wo dasselbe aufgestellt war — besuchten, fühlten nichts von dem Erstaunen, was der persische Prinz uns schildert. Sie geben uns wiederum eine trockene Beschreibung des Gebäudes, sie würdigen das Panorama selbst kaum eines Blickes, lassen sich vielmehr — mit einem brüsquen Uebergange — auf ein unendliches Detail ökonomischer Kleinigkeiten, auf eine Anweisung ein, wohlfeil in den Kramläden Londons einzukaufen. Das ist überhaupt der Charakter ihres Werkes. Wenn es sonst kein Verdienst besäße, könnte es ihren Landsleuten wenigstens als guide de voyageur nützen.

Najaf und sein Bruder zeigten einen weniger beobachtenden Geist, ihre anfangs sehr lebhafte Neugier erkaltete bald; die Ungewißheit über das Schicksal ihrer Familie, der Verlust ihres Vermögens, die Sehnsucht nach der Heimath, der Einfluß des Klima's, die Schwierigkeit, sich zu verständigen — alles dies ließ sie endlich auch an den interessantesten Gegenständen kein Interesse mehr finden. Einen großen Theil des Tages verschliefen sie. Die beiden Aeltesten äußerten zwar von Zeit zu Zeit das Verlangen, einige nützliche Anstalten in Augenschein zu nehmen, allein kaum angekommen, eilten sie wieder fort. „Im Ganzen genommen", sagt Herr Fraser, „waren sie große verzogene Kinder."

Sehen wir uns nun nach Mohan-Lal um, den wir fast aus dem Gesicht verloren haben. Auch er ist erstaunt beim ersten Anblick Londons — dieser Stadt, die bei ihrer ungeheuren Ausdehnung und der Menge ihrer Bewohner als die Vereinigung aller anderen Städte der Welt betrachtet werden kann. Er bewundert die Reinlichkeit, die Erleuchtung der Straßen, den regelmäßigen Tumult, mit dem Gewerbe und Handel betrieben werden; er fragt sich, wo diese Leute die Zeit zum Schlaf hernehmen. Aber er hat keine Muße, uns seine Eindrücke alle zu schildern, er ist in ewiger Eile, um den Einladungen, die ihm von allen Seiten zukommen, zu genügen. Seine Atmosphäre sind die glänzenden Salons der Direktoren der ostindischen Compagnie, und er weiß sich bald an diese Atmosphäre zu gewöhnen. Er stattet sogar dem Prinzen Albert, der ihn zu sich rufen ließ, seinen Besuch ab. Wie kann er uns bei einem solchen Treiben beschreiben, was er sieht, was er empfindet! In einem Dutzend Zeilen fertigt er die St. Pauls-Kirche, Westminster, die Schiffe in der Themse, die Brücken, die neuen Parlamentshäuser, das polytechnische Institut, das Colisseum und die Theater ab.

Es ist erklärlich, daß Mohan-Lal in dieser Art von Rausch, in den ihn das Leben in der großen Welt versetzt, keinen allzugestrengen Blick auf die Gesellschaft wirft, in der er sich bewegt. Trotzdem ist er der Einzige unserer Reisenden, der wenigstens eine Ahnung zu haben scheint von dem entsetzlichen Elend, was unter all dem goldenen Flitter verborgen liegt. Er ist freilich in Irland gewesen. „Es war ein herzzerreißender Anblick", sagt er, „Männer und Weiber, umgeben von ihren zahlreichen Familien, beim schärfsten Froste halbnackt und barfuß daherziehen zu sehen. Die Irländer sind gastfrei; ich bin in allen Hütten wohl aufgenommen worden, und die Pächter schienen ganz glücklich zu seyn, wenn sie mir ein Stück Brod und ein Glas Bier anbieten konnten; im Ganzen aber sah ich die armen Einwohner nur von Kartoffeln leben."

Was die Fehler und lächerlichen Seiten der englischen großen Welt betrifft, so sind sie Mohan-Lal nicht entgangen; besonders weiß er die Schwächen der Weiber herauszuheben, und seinen Bemerkungen über die Art und Weise der Mütter, ihren Töchtern Männer zu verschaffen, fehlt es keineswegs an Salz. Doch will er sich mit der Republik nicht überwerfen und schließt seine dreisten Bemerkungen mit einem Lobe des englischen Frauenzimmers, wie es anerkennender kaum zu verlangen ist.

Die drei jungen Perser stehen in ihrer Begeisterung für die Engländerinnen hinter Mohan-Lal nicht zurück, nur loben sie an ihnen nicht dieselben Eigenschaften, noch loben sie sie in demselben Stil. „Der größte Theil der englischen Frauenzimmer" — sagen sie — „ist zarter und niedlicher als das Blatt der Rose; ein Fingerring könnte ihre Taille einschließen, ihre Gestalt ist voll Anmuth, und ihre Stimme gewinnt das Herz." Während sie in Bath auf die Erlaubniß der Regierung, nach London zu kommen, warteten, wurde ihre Einsamkeit durch mehr als ein dem Gestirn der Nacht ähnliches Gesicht erhellt. In der That hatten die Löwinnen der Bäder, dem excentrischen Wesen, welches sie charakterisirt, getreu, nichts Eiligeres zu thun, als die jungen Fremden in ihrem Hotel aufzusuchen. „Von Freitag, den 11. Februar, bis Montag, den 14ten" — schreibt Najaf — „hatten wir nichts Anderes zu thun, als die schönen Töchter der Christen zu betrachten; die Zahl derer, die wir an Einem Tage sahen, beläuft sich mindestens auf fünftausend."

So reich ihr Wörterbuch an schmeichelnden Hyperbeln ist, so waren trotzdem die persischen Prinzen keine blinden Bewunderer, sie zeigten sich im Gegentheil häufig als schwer zufriedenzustellende Richter. Man darf ihrem Buche nicht ganz trauen, man muß vielmehr auf das Acht haben, was ihnen in vertraulichem Gespräche entfiel. Einer von ihnen begleitete eines Tages Herrn Fraser zur Ausstellung der Gesellschaft für Gartenkultur. Die Ausstellung war glänzend, es war ein Ueberfluß an den prächtigsten Blumen vorhanden. Der Prinz — es war der ascetische Najaf — fing bald an, sich zu langweilen, wie ihm das in der Regel widerfuhr; als er jedoch vernahm, daß Erfrischungen zu haben seyen, nahm er Platz und trank nach und nach drei Gläser Port-Wein. Das war genug, um ihn heiter zu stimmen und seine satirische Laune zu wecken. Der junge Perser, der außerordentlich kurzsichtig ist, sah mit großer Genugthuung, wie mehr als eine Dame in reizender Toilette die Richtung nach seinem Platz hin einschlug, er wartete es geduldig ab, ob die weibliche Neugier sie nicht noch näher, ganz nahe zu ihm führen werde, und er brauchte meistens nicht überlange zu harren. Allein er fand sich, wenn er den Lohn für seine Geduld einärndtete, häufig getäuscht. „Diese Damen" — sagte er — „sind Betrügerinnen; die glänzenden Farben ihrer Kleider lassen uns eine Schönheit erwarten; kommen sie näher, so sind sie alt und häßlich. Welcher Putz, aber Gott erbarm, welche Weiber! Warum kleiden sie sich nicht ihrem Alter gemäß?"

Wenn die Art und Weise, auf welche Mohan-Lal die jungen Engländerinnen sich verheiraten und zuweilen nicht verheiraten läßt, nicht die erbaulichste ist, so behandelt Prinz Najaf diesen kitzlichen Gegenstand nicht weniger cavalièrement. „Die Heiraten" — sagt er — „machen sich hier folgendermaßen. Die jungen Leute bekommen zuvörderst einen genügenden Unterricht in der Mathematik und in anderen nützlichen Wissenschaften. Dann, wenn sie ungefähr zwanzig Jahr alt sind, geht es also: Eine Menge von jungen unverheirateten Personen spazieren, um frische Luft zu schöpfen, in den Parks, in öffentlichen Gärten und an anderen Vergnügungsorten umher. Diese jungen Damen gehen unverschleiert, und die jungen Männer haben nicht die geringste Schwierigkeit, sich bei ihnen einzuführen und Bekanntschaften anzuknüpfen. Entsteht aus einem solchen Zusammentreffen eine dauerhafte Neigung, so sammelt der junge Mann zuvörderst einige unerläßliche Nachweisungen über den Gegenstand seiner Liebe, erklärt sich dann schriftlich gegen ihn und bittet um gegenseitige Mittheilung seiner Gefühle. Theilt die Dame seine Neigung nicht, so antwortet sie nicht. Im entgegengesetzten Fall beglückt sie den jungen Mann mit einer freundlichen Antwort, worin sie erklärt, daß sie seine Bewerbung annimmt, und einige spätere Zusammenkünfte bestimmen endlich Tag und Ort der Heirat."

Vielleicht war es diese Leichtigkeit, mit der sich in London die Heiraten vollziehen, die den Prinzen Timur zu einem Eheversuch bestimmten, den uns Najaf erzählt, den wir ihm aber, wegen des beschränkten Raumes, der uns angewiesen, leider hier nicht nacherzählen können. Er endete damit, daß Prinz Timur's Erwählte sich plötzlich einen Anderen auserkor, wozu noch der andere bedenkliche Umstand kam, daß auch der Prinz bereits mit einer ehelichen Hälfte versehen war. Daß dieser letztere Umstand jedoch ein Hinderniß abgeben könne, wollte unserem jungen Prinzen nicht recht einleuchten; hatte doch Feth-Ali-Chan, sein Großvater, 800, wenn nicht 1000 Weiber, 200 – 300 Söhne und an 150 Töchter gehabt!

Ohne Zweifel erwartet Niemand die Schiffsbaumeister aus Bombay auf ähnlichen schlüpfrigen Wegen, wo für Maß und Gewicht, für Ziffer und Zahl nichts zu holen ist, zu sehen. Zwar machen auch sie ihre kaustischen Bemerkungen, allein da sie gesetzte Männer sind, so gelten ihre Epigramme den politischen und sozialen Zuständen Englands. So spotten sie z. B. über die Wichtigkeit, mit welcher der Engländer die Lektüre der Zeitungen betreibt; nicht minder brandmarken sie die bei den Wahlen herrschende Käuflichkeit.

Unsere beiden Parsis wünschten, die große politische Maschine, über deren Räderwerk sie sich, so genau es ging, unterrichtet hatten, in der Nähe arbeiten zu sehen. Man verschaffte ihnen an einem Tage, an dem eine wichtige Frage zur Sprache kam, ein paar Sitze auf einer Tribüne des Oberhauses, und sie waren Zeugen eines Schauspiels, was sie, wie sie sagen, niemals vergessen werden. Sie betrachten die acht bis neun Stunden jener Sitzung als die bewegtesten ihres Lebens, obgleich sie sich im Ganzen in ihren Erwartungen getäuscht fanden. Sie hatten sich die Repräsentanten alles Reichthums, alles Talentes im Lande besser gekleidet und von edlerer Haltung gedacht. Statt dessen sahen sie sie zum Theil in abschreckend nachlässiger Tracht, den Hut auf dem Kopfe, ausgestreckt auf den Bänken, mit denen ihre Leiber Winkel von allen Graden bildeten, wenn sie nicht etwa vollständig parallel mit denselben liefen. Die edlen Pairs schliefen den Schlaf der Gerechten und öffneten nur dann die Augen, wenn eine zu laute Stimme ihre Ruhe störte. Das waren also die Männer, in deren Händen das Schicksal so vieler Millionen lag! Das wollte unseren Indiern nicht ein. Diese durch die Abwesenheit alles Gepränges, durch die Nonchalance der politischen Sitten veranlaßte Ueberraschung ist übrigens allen unseren Reisenden gemein. Der Orientale begreift keine Macht ohne Prunk.

So frei indessen unsere Reisenden über die Industrie, die Kunst, die Sitten und Institutionen Großbritaniens urtheilen, über die Religion schweigen sie. Nur Mohan-Lal, scheint es, hatte noch in Kabul eine kleine Kontroverse mit einem britischen Missionair. Die persischen Prinzen durchschritten die englische Gesellschaft mit der unerschütterlichen Zuversicht der wahren Gläubigen. Die nicht zu bezweifelnde Ueberlegenheit der europäischen Civilisation machen sie nicht im mindesten in dem Glauben ihrer Kindheit irre. Was die beiden Parsis betrifft, so wußten sie es dem Geistlichen, der ihnen Unterricht in der Mathematik gab, unendlichen Dank, daß er auch nicht einmal den Versuch gemacht, sie auch andere Dinge zu lehren. Dabei sind sie jedoch merkwürdigerweise die erklärten Bewunderer Voltaires.

Ungeachtet des orientalischen Stempels, den sämmtliche Reisewerke, die wir durchgegangen sind, unverkennbar tragen, lassen sich doch in ihnen die Spuren des wachsenden Einflusses nicht verkennen, welchen Europa auf Asien übt. Mag er aus Teheran, Delhi oder Bombay kommen, der orientalische Reisende unterliegt, der englischen Gesellschaft gegenüber, denselben Eindrücken; Ehrfurcht und Bewunderung bemächtigen sich seiner, und nur der Ausdruck, den er seinen Gefühlen giebt, ist nach dem Grade seiner Kultur verschieden. Wenn Najaf's Enthusiasmus ganz unbedingt erscheint, so ist es nur die Ohnmacht der Kritik, welche das Uebermaß des Lobes erzeugt. Najaf preist Alles, weil er nichts zu würdigen versteht. Die Architekten von Bombay sind beobachtender, sie sind weniger geblendet. Sie haben nicht mehr die Begeisterung, die dem Studium vorangeht, und noch nicht die, welche ihm folgt. Mohan-Lal endlich wendet sich mehr an die Engländer als an seine Landsleute, er spricht mehr von Afghanistan als von Großbritanien und — als sei er zum Symbol des dem Orient bevorstehenden Schicksals bestimmt — wird er, der Sohn Delhis, ein Bürger Londons, dessen Sprache und Sitte er sich, so gut es gehen will, aneignet. Unsere Epoche wird uns vielleicht noch oft ein ähnliches Schauspiel gewähren. Während die europäische Industrie durch die Schnelligkeit ihrer Communicationsmittel den Raum verschwinden läßt, entreißt ein Instinkt der Annäherung die unbeweglichsten Völker einer Jahrhunderte langen Abgeschiedenheit. Schon läuft eine kolossale chinesische Jonke aus dem Hafen von Hong-Kong aus, um ebenfalls England zu besuchen. Der Orient kömmt dem Occident entgegen und bietet ihm die Hand; das Menschengeschlecht will zu einer Einheit werden, allein diese unvermeidliche Verschmelzung kann nicht vor sich gehen, ohne auf beiden Seiten tausend neue Empfindungen zu erwecken und ohne eine Menge der pikantesten Offenbarungen zu veranlassen.

Mannigfaltiges.

— Berichtigung.*) „Zufällig kommen mir Nr. 17, 18 und 19 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" von 1847 in die Hand, und ich finde in dem daselbst abgedruckten Aufsatz: „Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution" eine Aeußerung, welche leicht mir die unverdiente Ehre, Verfasser jenes Artikels zu seyn, zuwenden könnte, um so mehr, da das unterzeichnete Sr. unter Annahme eines leichten Druckfehlers sich bequem als Andeutung meines Namens verstehen lassen könnte. Der Verfasser nämlich, der über das schöne Buch von Martinez de la Rosa: „Ueber den Geist des Jahrhunderts" zu berichten unternimmt, sagt am Schlusse: „Bis hierher sind wir der Darstellung — wie wir sie in dem Werke Martinez de la Rosa's fanden, gefolgt, aber auch nicht gefolgt. Denn der Leser wird wohl gemerkt haben, daß wir oft selbstständig aufgetreten und unsere eigenen Worte dareingesprochen haben" (p. 75). Ausdrücklich nicht nach Martinez de la Rosa ist, was p. 70 über Napoleon nach dem 18. Brumaire gesagt wird; was aber der Herr Sr. dort sagt, ist in den „Vorlesungen über die Freiheitskriege" II. p. 126 — 131 zu lesen. Eben so sind in diesem Aufsatz p. 71 die Reflexionen über die Erwerbung von Louisiana („diese Erwerbung war der erste Schritt" u. s. w.) so wie das Citat aus der „neusten" Botschaft des Präsidenten Polk aus dem angeführten Buch II. p. 207 wörtlich wiederholt. Die Schilderung der spanischen Majestäten (p. 74) stimmt bis auf einige Adjektive, die hier fortgelassen sind, mit dem in den Vorlesungen II. p. 327 Gesagten überein — „ein Zustand", fügt der Herr Sr. hinzu, „den unser Verfasser theils ganz übersieht, theils sehr zu mildern versucht." Was dann folgt: „zwar gab es in Spanien, wenn man es so nennen will, zwei Parteien" — bis zu dem Satze „wir wollen hier nicht genauer auf den nun folgenden Krieg mit Portugal eingehen" ist Wiederabdruck dessen, was in den Vorlesungen II. p. 329 — 331 steht, doch so, daß einmal statt Pfaffen Priester, statt Gegenstand des Abscheus Gräuel steht; hinzugekommen sind die drei Zeilen über den russischen Gesandten Stroganoff. Das Weitere, von den Worten an: „doch schon stand Murat" — bis zu dem Ende der „Darstellung der Ereignisse, wie wir sie in Martinez de la Rosa finden", ist nichts Anderes, als ein Auszug und eine Zusammenfügung dessen, was an den betreffenden Stellen in den Vorlesungen über die Freiheitskriege (p. 337 — 338, 368 — 373; 392 — 398; 634, und zum Schluß das über die Legitimität p. 719) gesagt worden ist.

„Es wäre nicht zu verwundern, wenn Jemand Angesichts dieser zahlreichen und wörtlichen Uebereinstimmungen zu dem Schluß käme, daß, da unmöglich ein Anderer jene gedruckten Vorlesungen so benutzen wird, deren Verfasser selbst eitel, oder bequem, oder industriös genug gewesen, seine eigenen Worte noch einmal zu benutzen. Die Redaction dieses Magazins wird die Güte haben, zu bezeugen, daß nicht ich der Verfasser jenes Aufsatzes bin. Was des Herrn Sr. Bemerkung: „der Leser wird wohl bemerkt haben, daß wir oft selbständig aufgetreten und unsere eigenen Worte dareingesprochen haben", besagen wolle, fühle ich keinen Beruf, zu untersuchen. Freilich ist der zweite Theil jener Vorlesungen erst gegen Neujahr versandt worden, der Aufsatz des Herrn Sr. also, dessen Anfang bereits am 9. Februar in diesen Blättern erschien, so geschwind aus demselben um das Dreinsprechen mit unseren eigenen Worten bereichert worden, daß diese den meisten Lesern des Magazins unzweifelhaft in diesen Blättern zum ersten Mal begegneten. Möchten sie ihnen nicht minder als dem Herrn Sr. gefallen haben.

„Kiel, den 15. Juli 1847. Joh. Gust. Droysen."

*) Wir stehen um so weniger an, der nachstehenden Reclamation des Herrn Professor Dr. Droysen in Kiel eine Stelle in unserem Blatte anzuweisen, als wir nicht blos den Herrn Verfasser persönlich, sondern auch seine „Vorlesungen über die Freiheitskriege" verdientermaßen hochschätzen. Zwar haben wir noch keine Gelegenheit gehabt, den zweiten Theil dieser Vorlesungen selbst zu vergleichen; die Reclamation des Herrn D. hat jedoch offenbar eine so entschiedene Berechtigung für sich, daß wir sie, auch ohne sie vorher unserem Mitarbeiter, Herrn Sr., vorgelegt zu haben, hier mitzutheilen uns verpflichtet erachten. Inzwischen möge uns Herr Droysen — bis Herr Sr. selbst in der Sache das Wort verlangt — die Voraussetzung gestatten, daß die Nichterwähnung seines Werkes in dem fraglichen Aufsatze nicht sowohl einer absichtlichen Unterlassung von Seiten unseres Mitarbeiters, als einem — allerdings sehr bedauerlichen — Versehen desselben zuzuschreiben sey, was uns um so wahrscheinlicher dünkt, als wir aus früheren Aeußerungen des Herrn Sr. wissen, daß auch er den historischen Arbeiten des Herrn Droysen die verdiente Anerkennung zu Theil werden läßt. Leider hat er jedoch die Gelegenheit versäumt, diese Anerkennung auch, wie wir gewünscht, in unserem Blatte auszusprechen.
D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Sonnabend den 31. Juli 1847.

Rußland.

Die Duschegreika.*)

Ein Nachzügler zu den Petersburger Skizzen von Treumund Welp (Ed. Pelz).

> Die größte Pein fließt aus uns selber her.
> Zufrieden seyn ist lange nicht so schwer,
> So schwer es ist: zufrieden werden wollen!
>
> Witdal.

Rußland, namentlich aber dessen erste Hauptstadt Petersburg, wird noch immer als das Eldorado, als ein nördliches Surinam für Unternehmende und Gewandte angesehen, wohin man natürlich nur kommen dürfe, um binnen kürzester Zeit mit Reichthümern überschüttet zu werden, und es hat sich diese Ansicht namentlich auch ganz besonders im deutschen Handwerkerstande festgesetzt. Jeder nur einigermaßen regsame Gesell strebt fest danach, jenen Glücksplatz zu besuchen, und denkt nicht an die traurige Wahrheit von der armen Menschheit, die zum Individuum sagt: „wo Du nicht bist, da ist Dein Glück!" und leider beinahe ausnahmslos Recht behält; denn es drangen zu seinen Ohren Nachrichten über Männer, die als junge Habenichtse dorthin gingen und die selbst, oder in ihren Nachkommen, dermalen wie die Fürsten leben. In der That, wer vielleicht vom reichen Schneider Rutsch, vom reichen Wagenfabrikanten Jochim und noch ein paar Deutschen sprechen hörte, oder wer gar ihnen selbst auf einer Reise nach dem Auslande begegnete und die Wohlhabenheit bemerkte, welche diese Leute umgiebt, der urtheilt und spricht gern ausschließlich über diese großen Loose in der Petersburger Lebens-Lotterie und vergißt ganz, an die zahllose Menge von traurigen Nieten, die als Regel dort gezogen werden, zu denken. Der muthige Spieler, der muntere Schmetterlingsjäger im Lustgarten des Lebens denkt natürlich zuletzt an ein dergleichen Fehlschlagen seiner Wünsche und Hoffnungen; er glaubt vielmehr gerade der rechte Mann zu seyn zur Fesselung der launenhaften Dame Fortuna; er ist nur allzu geneigt, jedes Mißlingen auf eine Ungeschicklichkeit zu schieben, die ihm nimmermehr passiren kann, bis man ihn auf die kläglichste Art darin sitzen sieht!

Erkundigen wir uns gelegentlich genauer nach den Umständen angesehener Handwerker in Petersburg, so findet es sich, daß sogar hochgestellte und einsichtsvolle Leute deren Lage glücklich preisen und dieselbe wohl gar beneidenswerth erachten. Man citirt endlich keine geringere Person, als die des Kaisers Nikolaus, der sich gelegentlich an die Stelle eines Petersburger Handwerkers gewünscht haben soll, und auch die Kaiserin sprach sich — wie Manche genau wissen wollen — dahin aus, daß das trauliche Familienleben, wie es dem äußeren Anschein nach von diesem oder jenem Petersburger Handwerker geführt wird, so einladend wäre, um zur Theilnahme daran zu reizen. Mit einer Art Stolz zeigen uns hochstehende Petersburger irgend eine schöne Equipage und fügen die Bemerkung hinzu: „Da sehen Sie einen unserer Handwerker-Fürsten fahren!" Dies reizt uns Alles natürlich doppelt, Näheres über den Gegenstand zu erfahren, so daß nichts übrig bleibt, als speziellere Blicke in das Hauswesen irgend eines dieser Beneidenswerthen zu thun, um zu erkennen: ob das von uns armen Sterblichen seither immer vergeblich gesuchte Glück doch endlich auf einem bestimmten Flecke zu finden, also unbedingt zu erreichen sey? Dem bekannten Junker von Salamanca stand der Asmodeus des genialen Lesage zur Seite bei der unverschämten Häuserabdeckung in Spanien; uns stehen so treffliche Hülfsmittel nicht zu Gebote, daher wähle der gütige Leser mich zum prosaischen Führer auf dem Boden der Untersuchung, auf dem ich mich allerdings selbst bewegt habe, allein einige meiner Rezensenten wissen am besten, wie ungeschickt ich mich seither darin bewiesen, Andere zu geleiten, wie schlecht es mir gelingt, das Treiben der Menschen so aufzufassen und darzustellen oder zu zeigen, wie man es im Allgemeinen gern sieht, nämlich in verschönernder, rosafarbener Beleuchtung. Wenn ich das auch im Stande wäre auf der einen Seite, so würde auf der anderen ein innerer Drang nach Wahrheit mir bei der Ausführung allzeit im Wege seyn. Gehört nun der freundliche Leser zu den Wenigen, deren Beifall ich zu erringen vermochte, die zur Erkenntniß gekommen sind, daß, im Grunde genommen, bei der verschönernden Manier nur etwa eine Illusion zu gewinnen sey, die nirgends recht Stich hält, so will ich gern bestrebt seyn, in der Auswahl unter der kleinen Zahl Petersburger Handwerker-Fürsten so delikat als möglich zu Werke zu gehen, indem ich für unseren Besuch ein Haus wähle, dessen Schattenseiten mindest grell beleuchtet erscheinen, dessen tschornaja lestnitza*) am reinlichsten sich darstellt.

Wenn in Petersburg von Handwerkern ersten Ranges, von sogenannten „Handwerker-Fürsten" die Rede ist, so wird kein Unterrichteter unterlassen, den Namen des Herrn Müller**) anzuführen, dessen große Werkstatt allgemein bekannt und genannt wie gesucht ist, und von dem gesagt wurde, daß er jährlich zur Haushaltung 60,000 Rubel (10,000 Thlr.) brauche; der endlich die allgemeinste Achtung genießt. Sein Vater wanderte als unbemittelter Gesell in Petersburg ein, erwarb sich durch Fleiß und Geschick das Zutrauen eines dasigen Meisters, dessen Werkführer er wurde, und sparte sich bei demselben so viel, daß er endlich ein eigenes Geschäft beginnen konnte. Er hinterließ seinen Kindern letzteres wohl renommirt in einem selbst erbauten, großen, palastartigen Hause auf der Ssadowaja (Gartenstraße) und nebenbei ein ansehnliches baares Vermögen. Sein ältester Sohn ist es, den wir kennen lernen wollen; er setzte das Geschäft des Vaters fort, nachdem ihm eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden war. Daheim zur schlichten, deutschen Bürgersitte und zu tüchtiger Arbeit angehalten, stieg ihm das in der trefflichen Bürgerschule zu St. Petri Erlernte nicht zu Kopfe, sondern diente nur dazu, ihn um so fähiger zu machen, in des Vaters Fußstapfen zu treten. Besuchen wir die Werkstatt des Herrn Müller, oder eigentlich die verschiedenen Ateliers, aus denen das ausgedehnte Etablissement besteht, so finden wir stets über ein paar Hundert Menschen darin beschäftigt, und es leuchtet uns ein, daß hier durchaus nicht mehr von einem Handwerker, sondern von einem recht ansehnlichen Fabrikanten die Rede seyn kann. Fast alle Hülfsgewerke, die in das eigentliche Handwerk des Herrn Müller hineinreichen, haben hier ihre besonderen Werkstellen, so daß fast nur rohes Material in das Haus und dagegen vollständig fertige Waare aus demselben hervor kommt. Diese Einrichtung ist in Petersburg zur Erhaltung eines guten Rufes durchaus unumgänglich nothwendig; denn wer sich hier auf Andere verläßt, die er nicht beständig unter Aufsicht hält, der wird sicherlich bei jeder Gelegenheit hintergangen und betrogen; der wird dadurch selbst wider seinen Willen auch zum Betrüger an Anderen, die von ihm die Waaren, im Vertrauen auf seine Solidität, kauften, und sein Ruf — an dem hier reinweg Alles gelegen — leidet Schaden, seine Waare findet nicht mehr den rechten Abgang, und was langsam aufgebaut oder erworben, verliert sich mit reißender Schnelligkeit. Herr Müller ist also nicht mehr eigentlich ein Meister zu nennen, obschon er unter seiner Leitung meisterhafte Arbeiten herstellen läßt und selbst meisterhaft zu arbeiten versteht; ihm gebührt vielmehr der Name eines Fabrikanten im wirklichsten Sinne des Wortes. Schon lange arbeitet er indessen nicht mehr eigentlich selbst, und er ist mehr als hinlänglich beschäftigt mit den Anordnungen, der Oberaufsicht, der Buchführung und namentlich mit — — Beitreibung der Außenstände! Wir sehen daher die elegante Equipage des Herrn Müller fast jeden Tag in den Vormittagsstunden, wo die Vornehmen hauptsächlich Geschäftsbesuche annehmen, durch die Straßen Petersburgs rollen, und auf ihn zeigt am häufigsten der Petersburger Stadtpatriot mit dem stolzen Ausrufe: „Das ist einer unserer Petsburger Handwerker!"

Nichts fällt weniger schwer, als das Familienleben des Herrn Müller kennen zu lernen; denn er sieht gern Fremde, namentlich Ausländer und be-

---

*) Bekanntlich nennt man in Rußland „Duschegreika", wörtlich: Seelenwärmer (von duscha, Seele, und greij, wärmen), ein kurzes, nur bis an die Hüften reichendes Pelzmäntelchen, das die Damen so überaus hübsch kleidet. Die nähere Beschreibung dieses mit Pelzwerk gefütterten und verbrämten Kleidungsstückes kann um so mehr hier wegbleiben, als dieses Kleidungsstück auch bei uns schon vielfach Eingang fand; nur ein russisches Sprüchwort, das man oft im täglichen Umgange mit Russen hört, sey angeführt, es lautet: Dusche greika, knaet wjeka! (Das Pelzmäntelchen ist ein Zeichen der Zeit.) Damit wird auf eingerissene Verweichlichung und Sittenverderbniß hingedeutet. D. Verf.

*) Indem ich mit der Erläuterung dieses Ausdruckes, der wörtlich „schwarze Treppe" heißt, was so viel wie Hintertreppe bedeutet, auf den 2ten Theil meiner Petersburger Skizzen Seite 99 und 100 verweise, huldige ich nur einen Erbfehler der Schriftsteller, die in der Regel selbst citirungsfüchtig befunden werden. E. P.

**) Es bedarf hier kaum der Erwähnung, daß dieser Name nur ein fingirter ist, so wie denn überhaupt die ganze Erzählung nur eine solche genannt werden kann, die nichts als die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Meine Absicht konnte nicht dahin gehen, bestimmte Personen auftreten zu lassen, da es sich nur um Verhältnisse und Zustände, keinesweges um Individuen handelt. Meine Schilderung soll auch aus der Ferne keinen Einzelnen bloßstellen, sondern nur wo möglich ein Bild liefern, das im Allgemeinen und Ungefähren paßt. Diese Rücksichten habe ich auch in den Petersburger Skizzen so viel als möglich walten lassen, und tadelte man dies, so mußte ich an das alte: non omnia possumus omnes denken. Ward mir doch die Genugthuung schon öfter, echte Petersburger sagen zu hören: „Ja, so ist das Leben meist bei uns: Alles ist im Ganzen genommen wahr." E. P.

sonders Deutsche, bei sich. Es bedarf nur einer Vorstellung, und sicher erfolgt darauf die Einladung auf alle Sonntage zum Mittagstisch, nach der allgemeinen Sitte hiesiger angesehener Handwerker, die an diesem Tage Gesellschaften bei sich zu sehen pflegen. Im Besitze einer solchen Einladung, ersteigen wir gegen drei Uhr die breite Paradetreppe des Hauses und sehen schon im ersten Stockwerk an einer wohlverschlossenen Vorsaalthür einen eleganten Klingelzug mit dem einfachen Namen „Müller" versehen. Wir schellen, und der Herr vom Hause öffnet in eigener Person, uns in herzlicher und zugleich verbindlicher Weise als Gäste willkommen heißend. Ein im Vorzimmer bereit stehender Kleiderrechen nimmt unsere jetzt überflüssig werdenden Kleidungsstücke auf, und wir treten, vom Wirthe geführt, in einen geräumigen Salon, den unter anderen höchst eleganten Möbeln auch der werthvollste englische Flügel ziert. An den Wänden hängen gute Oelbilder und etliche prachtvolle Original-Landschaften in Guache, natürlich fremde, ausländische Gegenden darstellend, denn das Einheimische in der Natur ergötzt nicht. Vor den Fenstern, zwischen denen die schönsten Spiegel erster Größe aufgestellt sind, ist das Zimmer höchst geschmackvoll mit schönblühenden Zierpflanzen der seltensten Art geschmückt. Aehnlich finden wir noch drei anstoßende Gemächer ausgestattet, in die unterdessen von uns vorläufig nur ein flüchtiger Blick zu werfen ist, da uns Herr Müller seine beiden unverheirateten Töchter vorstellt, die bildschön genannt werden müssen und deren elegante Anzüge vollkommen zur Umgebung passen. Natürlich interessirt es uns sehr, zu wissen, wie es um das Innere solcher Schönheiten beschaffen seyn möge, und dazu bietet ein Gespräch, welches wir mit ihnen anknüpfen und in das bereitwillig eingegangen wird, die beste Gelegenheit. Die jungen Damen sprechen geläufig, und das Petersburger Deutsch nimmt sich aus so schönem Munde sehr weich und angenehm aus, so daß man ein hier und da vorfallendes Constructions-Schnitzerchen, einen kleinen Irrthum in der Geschlechtsbezeichnung oder sonstigen kleinen Sprachfehler sogar höchst liebenswürdig findet; eben so ist man unter solchen Umständen sehr zur Toleranz der Einmischung von Worten aus anderen Sprachen geneigt. Ach, es ist nur zu wahr: l'objet qu'on aime, a toujours de beaux yeux! und es haftet der Tadel dagegen überall, wo wir nicht lieben, wo wir das Irdische mit unpartelischem Auge betrachten. Wie hübsch klingt es uns nicht, wenn Alexandea, die älteste Tochter, zu Herrn Müller sagt:

„Ach ja, Papinka *), jéhn wie doch mal nach den botanischen Jarden und sáhen uns um nach die neuen Kamelien. Mar Jwan **) sagt, daß sér hérrliche da sind! Fedinka kann mit jéhn und seine neie Furaschka (Mütze) probiren."

Wir finden die Schelmerei allerliebst, welche in der kleinen Kriegslist liegt, das jüngste, anwesendr Brüderchen Fedinka (Theodor), des Vaters Liebling, ins Interesse zu ziehen, und unsere Theilnahme an dem schönen Mädchen wächst mit Riesenfortschritten. — Auf einem niedlichen Nähtischchen am Fenster erblicken wir Bücher; es sind neue französische, deutsche, eussische und wirklich sogar englische Modeartikel, natürlich in den Originalsprachen, und die jungen Damen sagen uns, daß sie nebenbei mit dieser Lektüre beschäftigt sind, wenn häusliche Angelegenheiten und sonstige Arbeiten ihnen Augenblicke der Muße übrig ließen. Wirklich bewegen sich beide Damen im Gespräch gleich gewandt in allen vier Sprachen, wovon wir Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, sobald wie nur irgend Veranlassung geben, indem wie etliche Worte in jenen Sprachen fallen lassen. Sogleich heißt es dann: „Ah vous parlez donc le français!" „You understand English!" oder unter größter Verwunderung: „Wy gawaritje pa-russki, smatri!" und man freut sich, sehen lassen zu können, daß man darin bewandert ist; denn wie könnte man für geistreich gelten, ohne Kenntnisse fremder Sprachen? Scheint man doch davon sogar allzeit und überall auf den Geist eines Menschen schließen zu wollen! Freilich geht es in keiner dieser Sprachen korrekter her, als in der deutschen; allein wir haben ja auch keine Grammatiker vor uns, und was tieferes Eindringen in den Geist einer Speache anbetrifft, wer verlangt dergleichen von jungen, schönen, liebenswürdigen Damen? Freilich zeigt sich's bei längerer Unterhaltung, daß unsere Dämchen in allen diesen Sprachen sich innerhalb einer gewissen, geistesseichten Phraseologie bewegen; allein neben Jugend und Schönheit kömmt uns ja das Geistreiche sogar fast unbequem vor!

Unterdessen versammeln sich mehrere Tischgäste, darunter ein Sohn des Hauses, der praktischer Arzt ist; sodann ein Schwiegersohn des Herrn Müller mit seiner jungen, hübschen Frau, zwei angesehene Musiker, ein jungee Maler, zwei junge Kaufleute und ein Chemiker aus einem Krons-Institut. An der großen Mittagstafel lernen wir nun auch die Frau vom Hause, eine Dorpatenserin, und etliche andere Familienglieder kennen. Es werden vier Gerichte aufgetragen, und wir müssen der finnischen Köchin der Madame Müller alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wie wir nicht umhin können, auch dem vortrefflichen Tischwein das größte Lob zu spenden. Den Kaffee nehmen wie wieder im Salon ein, nachdem die Gesellschaft das Speisezimmer verlassen, wenn uns nicht etwa als passionirte Raucher der aus dem Zimmer des Herrn Müller hervordringende Geruch köstlicher Havanna-Cigarren anlockt und wir dort in einem Bilderwerke aus dee werthvollen Sammlung von Büchern und Kunstblättern, die der Hausherr seit einer Reihe von Jahren angelegt, blättern wollen. Freilich kommen wir durch diesen Doppelgenuß um einen Ohrenschmaus, denn die schöne Alexandrine ist Virtuosin auf dem Pianoforte und sie giebt den Gästen, mit Beihülfe ihrer jungen Schwester, ein schönes Quatremains von Hummel zum Besten. Herr Müller theilt uns mit, daß er auch dies Jahr — wie gewöhnlich — für seine Familie ein Landhaus am Peterhofschen Wege gemiethet habe, und dasselbe Ende Juni beziehen werde, indem er uns auch dorthin einladet. Kurz wie verlassen das Haus völlig bezaubert und preisen den Mann glücklich, welcher offenbar den Stein der Weisen im Gebiete der praktischen Lebensphilosophie gefunden zu haben scheint. Wir sind von Allem so sehr bezaubert, daß uns der Gedanke nahe liegt, eine Schilderung dieses Glückes in auswärtige Blätter zu senden, damit recht Viele sich diesem Lande Gosen zuwenden möchten. Die Loblieder des verstorbenen Domherrn Meyer auf Petersburg erscheinen uns noch im falben Lichte gesungen; dennoch gleicht diese schönglänzende Außenseite des Müllerschen Haus- und Familienwesens nur dem Kleidungsstück, das die schöne Alexandrine nach Tische im Salon trug, wo es ihr ein wenig zu kühl seyn mochte. Das liebliche Mädchen nahm sich in der Duschegréika so bildhübsch aus, als die Außenseite der Müllerschen Verhältnisse uns glänzend und verlockend erschien. Um hier klar zu schauen, dazu gehört mehr als ein blos sonntäglicher Besuch am Mittagstische, wobei der Reiz der Neuheit seine Schmeichlerkünste stark zu entfalten Gelegenheit hat. Meine traurige Beschäftigung der genaueren Beobachtung des Menschen in seinen Verhältnissen hat mich näher in die inneren Zustände dieses Hauses dringen lassen, wo es dem, der auf der Oberfläche bleibt, in der That sehr wohl werden kann. Ach, darum sind ja eben Kinder und Thoren so glücklich zu nennen, weil sie nur auf der warmen Oberfläche des Lebens spielend ihre Zeit hinbringen und nicht hinunterdringen in die erkältenden, dunkeln Tiefen! Nur demjenigen meiner geneigten Lesee, dem es darum zu thun ist, unter allen Umständen aus dem Borne der Wahrheit zu schöpfen, lade ich ein zue schärferen Betrachtung dessen, was unter der Duschegréika sich findet. Beginnen wir mit dem Hausherrn, als dem Instrumente, das im Konzerte der Häuslichkeit immer den Grundton angeben soll.

Herr Müller, dieser gemüthliche Mann, der auf alle munteren Scherze noch mit lautem, herzlichem Gelächter einzugehen im Stande ist; dieser von so Vielen Beneidete gehört dennoch leider zu den Menschen, auf die des Dichters Worte so ganz passen:

> Das arme Herz hienieden,
> Von manchem Sturm bewegt,
> Erlangt den wahren Frieden
> Nur — wo es nicht mehr schlägt!

und von denen mit vollem Rechte gesagt werden darf: wo sie nicht sind, da ist ihr Glück! Herr Müllee ist zwar in Petersburg geboren und eezogen, allein seine Aeltern waren Deutsche; das ganze, echt deutsche Wesen derselben trug sich auf ihn über bis auf einen gewissen Grad, der ihn immer noch sehr im Gegensatz mit eussischer Art und Weise denken und fühlen läßt. Er ist durchdrungen von Widerwillen gegen hiesige Zustände und erbte vom Vater eine lebhafte Sehnsucht nach dessen Vaterlande, wo Alles anders und besser seyn sollte — welche Ansicht und Hinneigung auch Unterstützung von allen Ausländern fand, mit denen Herr Müller von jeher gern verkehrte und die nur allzu geneigt waren, zu vergessen, welche Mißstände auch daheim obwalteten, ja von denen sie öfter aus der Heimat vertrieben wurden. Dies liegt so sehr in der Menschennatue, daß Niemand sich eigentlich darüber wundern dürfte. Abee teotz seines sonst hellen Verstandes ließ Herr Müller sich dennoch von dieser großentheils irrigen Ansicht leiten, und es fehlte ihm eigentlich, was jeder Mensch zum wahren Glücke durchaus bedarf, die rechte Heimat, das Vaterland, die Liebe zu seinem Aufenthaltsorte!

Eine andere Verhinderung am Glücke lag im Geschäftsverkehr des Herrn Müller, der herausgetreten war aus der bescheidenen, dem wahren Glücke näher liegenden Stellung eines Handwerksmeisters. Sein ausgedehntes Etablissement verhinderte ihn, unabhängig dazustehen, wie der einfache Meistee, welcher für sich nebst etlichen Gesellen und Lehrburschen nicht so vieler Aufträge bedarf, um zu sehr von der Willkür seiner Abnehmee und Besteller leiden zu müssen. Zunächst gilt es bei dem Fabrikanten der Sorge um Herstellung guter Arbeiten und damit verknüpften tausendfachen Mühen und Aergernissen mit einer Menge von Arbeitern, dir Tag und Nacht beaufsichtigt seyn wollen, um nicht zum offenbaren Nachtheile des Unternehmers zu werden. Sodann sind anhaltende Bestellungen süe die Menge fertig werdender Arbeit zu besorgen, woraus wiederum die leidige Unmöglichkeit hervorgeht, zweifelhafte Abnehmer von der Hand weisen zu können. Unter Verhältnissen, wie die in Rußland obwaltenden, ist es oft sogae ganz unmöglich, vornehme, mächtige oder einflußreiche Peesonen von sich als Abnehmee fern halten zu können, von denen vorauszusetzen ist, daß sie niemals bezahlen. Allein selbst im Allgemeinen muß das Einfordern von Bezahlungen für gelieferte Arbeiten an die Vornehmen in Petersburg für ein Geschäft erklärt werden, das ganz geeignet erscheint, jedem damit Behafteten das Leben zur Last zu machen. Bei den Bestellungen, die nicht selten, ja sogar meist von den Vornehmen selbst gemacht werden, ist Herr Müllee dee beste Mann und wird mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt; nichts erscheint zu schön und zu kostbar; nur daß es schnell fertig sein möge, wird zur alleinigen Bedingung gemacht. Bei Ablieferung der Arbeit aber verfehlt man um so weniger, allerhand Einwendungen zu machen, je gesonnener man ist, bald oder überhaupt zu bezahlen; dee Here Müller verwandelt sich schon da gewöhnlich in den Meistee Müller. Am übelsten geht die Sache indessen, wenn es endlich zur Bezahlung kömmt; da giebt es Stunden langes Harren in den Vorzimmern, und oft entfernt sich die Herrschaft aus einer anderen Thür, ohne den Supplikanten um Bezahlung seiner guten Arbeit nur angehört zu haben; nicht selten hört der Haeeende die Herrschaft dem anmeldenden Diener laut genug sagen: „Was will der Kerl, der Schuft, der Betrüger u. s. w.?" „Zum Henker mit ihm!" „Jage ihn davon!" Herr Müller besitzt in der That Bildung genug, um das

*) Russifizirung des Schmeichelwortes Papachen. **) Anstatt: Maria Iwanowna. A. d. V.

Kränkende solcher Behandlung tief zu fühlen; Klima und andere Verhältnisse begünstigen ohnedies hypochondrische Stimmungen in Petersburg, denen Herr Müller gleichfalls unterliegt und die ihm natürlich eine solche Behandlung um so unerträglicher erscheinen lassen; allein es fehlt ihm an Weisheit oder Thorheit, an Charakterstärke oder Leichtsinn, an Kraft oder Schwäche, um dergleichen ohne tiefen, verletzenden Eindruck an sich vorüber gehen zu lassen. Nur die Klugheit befiehlt ihm, sich zu beherrschen und den Groll hinunter zu würgen, allein es geschieht unter tiefen Seufzern und mit dem heißen, stillen Wunsche: „Ach, läge doch dies Land weit, weit hinter mir!“ Und je fester die Bande sind, welche ihn hier fesseln, um so zerstörender wirkt der Wunsch auf die Seelenruhe und das Wohlbefinden des Mannes ein.

„Was hält Herrn Müller aber ab, fortzuziehen aus solchen Verhältnissen, die ihn unglücklich machen? Er ist ja wohlhabend genug, um dies jedenfalls durchsetzen zu können!“ So fragt mein geneigter Leser, und ich bin im Stande, darauf zu antworten: Tausend und aber tausend kleine und große Bande oder Widerhäckchen sind es, die einen in so vielverzweigten Geschäftsverhältnissen stehenden Mann an einem solchen Orte fesseln. Einmal glaubt man noch nicht genug zu besitzen; dann findet sich kein Abnehmer zum Ganzen, worin gleichwohl der größte Theil des Vermögens steckt, und während der älteste Sohn aus Mangel an Neigung ein anderes Fach ergriff, ist der, welcher sich mehr zum Geschäft eignet, noch zu jung; man will der Familie gern das schöne und einträgliche Etablissement sichern und erhalten, oder man gedenkt erst noch diese oder jene Unternehmung durchzusetzen, wird jedoch durch dieselbe wider Willen in Neues verwickelt; es soll noch Dies oder Jenes zuvor erreicht werden, und wie die Beweggründe alle heißen mögen, die für uns Menschen gewöhnlich zu Fesseln werden, die uns oft unter Umständen an das Leben auf einem gewissen Platze ketten und über deren Unerträglichkeit wir uns stündlich zu beklagen haben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Diplomatik seit dem Frieden von Utrecht.

(Schluß.)

Von allen Seiten bedroht, richtete Philipp von Spanien ein Sendschreiben an seinen jungen Neffen, Ludwig XV., welches man als eine Appellation, nicht an dieses Kind selbst, sondern an die französische Nation betrachten kann. Es lautete wie folgt: „Mein Herr Bruder und Neffe! Obgleich die Vorsehung mich auf den Thron von Spanien erhoben, habe ich doch keinen Augenblick meine Verpflichtungen gegen mein Geburtsland vergessen. Ludwig XIV., unsterblichen Andenkens, schwebt stets meinem Geiste vor. Ich höre immer die Worte jenes großen Fürsten, als er mich zum Abschied umarmte: daß es keine Pyrenäen mehr gebe, daß zwei Nationen, die so lange um die Oberherrschaft gekämpft hatten, fortan nur ein einziges Volk bilden würden, und daß ein ewiger Friede zwischen ihnen die Ruhe von Europa sichere. Sie sind der einzige Nachkomme meines ältesten Bruders, dessen Tod ich täglich beklage. Gott hat Sie zur Regierung jenes großen Reiches berufen, dessen Wohlfahrt und dessen Ruhm mir bis zum Ende meines Lebens theuer seyn werden; denn ich kann Ew. Majestät versichern, daß ich nie verkennen werde, was ich Ihnen, was ich meinem Vaterlande und was ich dem Andenken meines Großvaters schuldig bin. Die Mittel Ihres Klerus, Ihres Adels und Ihres Volkes sind in Unternehmungen erschöpft worden, die nur meinen Ruin und den Ihrigen bezwecken, und Verträge, die ihrer Wichtigkeit halber nie geschlossen werden sollten, ohne den Willen der Nation — d. h. die Generalstaaten, oder wenigstens das Parlament — zu Rathe zu ziehen, werden in Ihrem Regentschafts-Conseil als ausgemachte Sachen vorgelegt, die nicht weiter erörtert werden dürfen. Es ist unnöthig, die verderblichen Folgen der Quadrupel-Allianz auseinanderzusetzen und von der schreienden Ungerechtigkeit zu reden, die man mir zuzufügen droht. Ich beschränke mich darauf, Ew. Majestät dringend zu ersuchen, die Generalstaaten Ihres Reiches unverzüglich zusammenzurufen, um eine so wichtige Angelegenheit in Erwägung zu ziehen. Ich bitte Sie darum im Namen des Bluts, das uns verbindet, im Namen des großen Königs, von dem wir abstammen, im Namen Ihrer Unterthanen und der meinigen. Wenn es je möglich war, die Stimme des französischen Volks zu hören, so ist jetzt die Zeit. Es ist unerläßlich, seine wahren Gesinnungen zu erfahren und zu wissen, ob es entschlossen sey, mich in demselben Augenblick ohne allen Grund zu bekriegen, wo ich bereit bin, den letzten Tropfen meines Bluts zu vergießen, um seinen Ruhm und Ihr Interesse aufrecht zu halten.“

Dieser Brief ist aus dem Kloster von St. Lorenz (dem Eskurial) vom 3. September 1718 datirt und trägt statt der gewöhnlichen Formel der spanischen Monarchen: Yo el Rey, die Unterschrift: „Ihr Bruder und Oheim Philipp“ — als Zeichen, daß Letzterer nicht als König von Spanien, sondern als französischer Prinz von Geblüt und nächster Anverwandter Ludwig's XV. spreche. Aber trotzdem verfehlte er seine Wirkung, und die Quadrupel-Allianz setzte ihren Willen überall durch. Karl XII. fiel — vielleicht von Mörderhand — bei Friedrichshall, der Admiral Byng schlug das spanische Geschwader bei Messina; die weitaussehenden Pläne Alberoni's wurden aufgegeben und der Kardinal selbst entlassen. Hiermit trat die französische Politik in ein neues Stadium; sie näherte sich wiederum der spanischen und zwar aus leicht erklärlichen Gründen.

Die Aussicht auf eine mögliche Erledigung des französischen Throns war in eine sehr unbestimmte Zukunft getreten, während sich die Dauer der Regentschaft ihrem gesetzlich vorgeschriebenen Termin näherte. Ludwig XV., jetzt elf Jahr alt, war von einem schwächlichen Kinde zu einem gesunden Knaben aufgewachsen, der alle Hoffnung gab, sowohl seinen Oheim als seinen Vetter und Vormund zu überleben, und der es ihnen nicht leicht verzeihen konnte, daß sie einst auf seinen Tod spekulirt hatten. Eine Aussöhnung war daher für Philipp von Orleans nicht minder wünschenswerth als für Philipp von Spanien, und Ersterer opferte ohne Bedenken die entente cordiale mit England auf, um jenen Einfluß in Madrid herzustellen, der seit den Tagen Heinrich's IV. das Lieblingsziel der französischen Staatskunst gewesen ist. Eine Doppelheirat sollte die Bande noch enger schmieden, die schon zwischen den beiden Höfen bestanden: Ludwig XV. ward mit der vierjährigen Infantin Maria Anna Victoria verlobt, die ihre Erziehung in Frankreich erhalten sollte und zu diesem Ende nach Versailles kam, während die Tochter des Regenten, Mademoiselle de Montpensier, den ältesten Sohn des Königs von Spanien heiratete. Die Braut hatte erst ihr dreizehntes, der Bräutigam sein funfzehntes Jahr erreicht, und nach der Abdankung seines Vaters bestieg Letzterer auf kurze Zeit den Thron; aber seine Ehe war kinderlos, die zügellosen Sitten seiner Gemahlin bedeckten ihre Familie und ihn selbst mit Schmach, und sein früher Tod nöthigte den herrschaftsmüden Philipp, die Zügel der Regierung noch einmal zu ergreifen.

Ludwig XV. war nicht gesonnen, die Mannbarkeit der ihm verlobten Prinzessin abzuwarten; im Alter von 16 Jahren heiratete er Maria Leszczynska, die Tochter des ehemaligen Königs von Polen, und schickte seine Cousine ohne Umstände zu ihrem Vater zurück — eine Demüthigung, die den kastilianischen Stolz nicht wenig verletzte und von der Infantin selbst, ihres zarten Alters ungeachtet, aufs tiefste empfunden wurde. Dieses Ereigniß war nahe daran, einen abermaligen Umschwung in der Politik herbeizuführen, der den diplomatischen Wirrsalen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Krone aufgesetzt hätte. Am Kongreß von Cambray trat Philipp V. in freundschaftliche Beziehungen zu seinem alten Nebenbuhler, dem deutschen Kaiser, und die erbauliche Eintracht, die so plötzlich zwischen ihnen herrschte, brachte den ganzen Kongreß in Aufruhr und erfüllte die Einen mit Freude, die Anderen mit Bestürzung. Hierauf hätte sich Philipp beschränken sollen, aber er fand für gut, seine Beschwerden vor ganz Europa in einem verdrießlichen Manifest darzulegen, das überall mit Gelächter aufgenommen wurde.

Der Kardinal Fleury erneuerte das Bündniß zwischen Frankreich und Spanien. Er gewann Philipp V. durch das Versprechen, ihm die ehemaligen spanischen Provinzen in Italien für seine Kinder zweiter Ehe erobern zu helfen, und er bewog England, eine ähnliche Politik zu befolgen. Der britische Premier-Minister Walpole erlangte dagegen eine Gewährleistung des Besitzes von Gibraltar und Minorca, eine Ausdehnung des Asiento-Traktats, der die Engländer ermächtigte, die spanischen Kolonieen mit Negersklaven zu versehen, und die Erlaubniß, alle Jahre ein Handelsfahrzeug nach Portobello zu schicken. Dies waren die Bedingungen des Vertrags von Sevilla, der im Widerspruch mit allen bisherigen Traditionen eine Tripel-Allianz von England, Frankreich und Spanien gegen Oesterreich ins Leben rief, die auch sogleich in Ausführung gebracht wurde, indem britische Schiffe eine spanische Armee nach den Ufern von Italien übersetzten, um dem letzten Kaiser aus dem Hause Habsburg die letzten Trümmer jener unermeßlichen Erbschaft zu entreißen, die einst seinen Ahnen durch die Heirat Philipp's des Schönen mit der Tochter Isabellens der Katholischen zugefallen war.

Eine Partei-Intrigue verwickelte Großbritanien kurz darauf in einen Krieg mit Spanien, der keinen edleren Zweck hatte, als die Beschützung der englischen Kontrabandisten in Süd-Amerika. Frankreich schloß sich nach langem Zögern den Spaniern an — weniger aus Feindseligkeit gegen England, als von dem Wunsche getrieben, an der Spoliation der Tochter Karl's VI. theilzunehmen. Die beiden Hülfsmächte bekriegten sich mit abwechselndem Glück, bis der Friede von 1748 den status quo fast unverändert wieder herstellte. Indessen ließ dieser Krieg bei den französischen Staatsmännern die Ueberzeugung zurück, daß das Haus Bourbon, welches über die Armeen Frankreichs und die Flotten Spaniens und Neapels gebot, vereinigt dem übrigen Europa Gesetze vorschreiben könne, und dieser Gedanke war es, der zu dem Familienpakt Anlaß gab. Hierdurch entstand wiederum der Krieg von 1756, der mit dem Verlust von Kanada und dem gänzlichen Ruin der französischen Kolonialmacht endete.

Die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien im achtzehnten Jahrhundert beweist zur Genüge, daß Familien-Verbindungen nicht immer zu den erwarteten politischen Resultaten führen, und daß die Heiraten fürstlicher Personen keinesweges zur Ueberwindung nationaler Antipathieen hinreichen. Diese Wahrheit, die, wie es scheint, von dem staatsklügsten Herrscher der Jetztzeit übersehen wurde, findet noch heute in den Ereignissen ihre Bestätigung, die sich in der vielbewegten pyrenäischen Halbinsel vor unseren Augen fortentwickeln.

Afrika.

Die Inseln Komoren.

Während der Monate Juni, Juli, August wird die Anlandung am Kap der guten Hoffnung eine schwierige Aufgabe. Schiffe, die westlich oder östlich von Madagaskar durch Sturm oder andere Zufälle gelitten, können nicht, ohne unermeßliche und unvermeidliche Gefahr, diesen Punkt erreichen. Für den Fall gewähren, in der erwähnten Jahreszeit, die Inseln Komoren eine sichere und erwünschte Hülfe. Nebenbei lassen sie sich zu Handelsspeculationen sehr wohl benutzen.

Es giebt fünf derselben: Nangasia, Angajeza, Anjuan, Mohéli und Mayotte. Sie liegen östlich von Afrika und westlich von Madagaskar, zwischen 60 und 63° südlicher Länge. Die südlichste dieser Inseln befindet sich ungefähr unter dem 12ten Grad südlicher Breite.

Hinsichtlich der Naturschönheiten können die Komoren mit den Kanarischen Inseln verglichen werden. Quellenreiche Berge, fruchtbare Thäler vertheilen den Reichthum unter ihren Bewohnern, selbst ohne Zuthun der menschlichen Arbeit.

Die arabische Civilisation herrscht dort. Sie wurde, — sagt man, — Ende des 17ten Jahrhunderts durch einen Araber eingeführt, der, nachdem er einen portugiesischen Edelmann in Mozambique getödtet, sich nach der Insel Anjuan geflüchtet hatte und zuletzt Alleinherrscher seines Schutzlandes geworden war. Andere Araber folgten ihm nach. Da sie bald Anjuan überfüllten, begaben sie sich nach den Nebeninseln, die sie besetzten. Indessen ließen sie Nangasia und die größte der Komoren, Angajeza, bald seyn, wahrscheinlich der Klippen wegen, die ihre Ufer umgeben und die Anlandung sonderlich erschweren.

Lange blieb Anjuan die wichtigste Komore für Schiffe aller Nationen. Engländer, Holländer und Portugiesen waren gewohnt, ihre Kranken im Vorbeifahren in Anjuan zu deponiren. Die Pflege der sehr dienstfertigen und humanen Eingebornen, das gesunde Klima, das schöne Wasser, die guten Früchte brachten schnellere und zahlreichere Genesungen zu Stande, als die Arzneimittel und die wissenschaftlich-zweideutige Hülfe der See-Aerzte. — Anjuan liegt an der Mündung des Kanals Mozambique, in einer Entfernung von etwa 80 Meilen von Madagaskar. Ohne Kultur bringt das Land alle Pflanzen und Bäume Indiens hervor; sie werden leider nicht gepflegt. Die Bewohner sind faul; sie verstehen nur für sich, d. h. für ihre unmittelbaren Bedürfnisse, zu arbeiten. In dem Verkaufe des Moschus ihrer Zibetthiere finden sie eine für ihre etwanigen auswärtigen Handels-Verbindungen hinlängliche Quelle.

Mohéli, wo die geregelte Thätigkeit größere Fortschritte gemacht hat, liefert den Kauflustigen, — außer allen möglichen frischen Lebensmitteln, — Baumwolle, Reis, Kokusöl, auch Bisons, Ziegen und Schafe. Die dortigen Ziegen- und Schaffelle eignen sich vorzüglich zur Handschuh-Fabrication. Eine Heerde von fünfundzwanzig Schafen kostet 3 Piaster. Für den nämlichen Preis erhält man zwei der größten Bisons. Schildkröten sind gleichfalls ein bedeutender Handelszweig der Insel, deren Verbindungen mit Quillimane und Mozambique immer häufiger werden. — Als Tauschmittel lassen sich in Mohéli blaue und weiße Leinwand, Glaswaaren (Spiegel, Halsbänder rc.), Schießwaffen und hauptsächlich sorbetartige Liqueure vortheilhaft unterbringen. — Der Muselman darf, wie bekannt, keinen Wein genießen; sobald sich ihm aber die Gelegenheit darbietet, sich, ohne den Propheten gar zu sehr zu ärgern, zu betrinken, — so läßt er sie gewiß nicht unbenutzt vorübergehen. Die kräftigsten Sorbets sind ihm deshalb die liebsten. — Es giebt in Lissabon und in anderen Städten Portugals manche Fabriken, die sich ausschließlich mit der Nachahmung der Anisette de Bordeaux und anderer farbenloser spirituöser Getränke abgeben. Diese werden nach Mozambique, Quillimane, den Komoren, Zansibar und selbst nach Mascate mit Vortheil befördert. Es läßt sich mit gutem Gewissen behaupten, daß der preußische Kümmel, auch der sogenannte Nordhäuserschnaps, großes Glück, als Sorbets, in diesen Gegenden machen würden. Nur müßten die Flaschen hübsch durchsichtig seyn, auch gewisser eleganter Etiketten, Vergoldungen und Verzierungen sich zu erfreuen haben.

Mayotte bietet dem Handel nicht so viel als Mohéli dar. Ihre Bevölkerung ist träge, wie die von Anjuan; sie wird lediglich durch den doch wenig anstrengenden Reisanbau in Anspruch genommen. Dieser Reis, weißer Reis genannt, genießt einen wohlverdienten Ruf in der weiten Nachbarschaft. Man zieht ihn dem madagassischen vor; auch gewöhnlich dem indischen, der stets, vor Absendung, mit warmem Wasser übergossen worden ist. So verschaffen sich die englischen Indianer recht billige Stärke zur Appretur ihrer Leinwand. — Ihres Mangels an Industrie ungeachtet, hat heutzutage Mayotte den Rang und die Wichtigkeit eingenommen, welche früher Anjuan behauptete. Im Jahre 1840 kaufte nämlich Frankreich dem dortigen Bey die Insel gegen eine unbedeutende lebenslängliche Rente ab. Nicht ohne Grund. — Mauritius gehört, nach dem Wiener Vertrage, den Engländern. Die französische Kolonie Bourbon hat keinen Hafen und nur schlechte Rheden. Beinahe alle Jahre zerstörten die Orkane einige Kriegsschiffe. Das See-Ministerium zu Paris, — das sich sonst nicht viel um das Wohl oder Weh seiner Pflegebefohlenen kümmert, — mußte endlich auf die stets wiederkehrenden Verluste seine Aufmerksamkeit lenken. Daher der Ankauf der Insel Mayotte. Vielleicht lag, — für den Fall eines Krieges mit England, — die Absicht im Hintergrunde, ebenfalls einen guten, vertheidigungsfähigen Hafen im indischen Meere zu besitzen. Bei der so herzlichen entente cordiale zwischen beiden Nationen wird aber eine solche dem Pariser Ministerrath zugemuthete patriotische Vorsicht bezweifelt werden können. Gewiß ist es übrigens, daß Frankreich nie ein besseres und klügeres Geschäft gemacht hat. Der Hafen Mayotte's, der schönste der Welt, vermag mehrere Hundert Schiffe gegen alle mögliche Winde und Stürme gänzlich zu schützen. Die Natur hat ihn befestigt. Ein paar Millionen Franken sind zu dessen förmlicher Einrichtung hinlänglich. In den Jahren 1843—47 wurde diese auch eifrig verfolgt. Schon ist ein vollkommen eingerichtetes und mit den nöthigen Materialien und Kräften versehenes Schiffswerft-Bassin, wo Schiffe ausgebessert, sogar gebaut werden, zu Stande gekommen.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Erwiederung. Wir beeilen uns, folgende Zeilen mitzutheilen, die wir so eben von Herrn Sr. erhalten haben und die hoffentlich zur Aufklärung des von Herrn Professor Droysen gerügten Mißverständnisses dienen werden. Es wird dadurch die gleich anfangs ausgesprochene Vermuthung bestätigt, daß es keinesweges in der Absicht unseres Mitarbeiters lag, sich die Früchte der verdienstvollen Arbeit des Herrn D. zuzueignen, und hoffen wir daher, daß diese Erklärung den Letzteren vollkommen zufriedenstellen werde:

„Als Erwiederung auf die in Nr. 90 des Magazins enthaltene Reclamation des Herrn Prof. Droysen habe ich nur zu bemerken, daß es nicht meine entfernteste Absicht gewesen ist, die Gedanken, welche ich aus seinem Werk entlehnt habe, als die meinigen auszugeben, und daß sich auch meine von ihm vorzugsweise beregte Aeußerung keinesweges auf jene Gedanken, sondern auf meine eigenen eingestreuten Reflexionen beziehen sollte. Daß ich es unterlassen habe, das Werk des Herrn Droysen zu erwähnen, geschah ebenfalls nicht aus dem Grunde, ihm den Ruhm zu rauben, den er sich durch diese ausgezeichnete Arbeit im vollen Maße erworben hat, sondern einfach darum, weil es mir bei dem vorliegenden Aufsatze hauptsächlich auf eine Charakteristik des Martinez de la Rosa'schen Werkes ankam. Allerdings hätte ich — und ich spreche hier mein Bedauern, es nicht gethan zu haben, gern aus — Herrn Droysen als eine Quelle nennen können, die mir für das Verständniß jener „Beziehungen" wesentliche Dienste geleistet. Daß aber darin eine besondere Absichtlichkeit gefunden werden könnte, ist mir nicht im entferntesten eingefallen, und muß ich daher gegen eine solche Deutung entschieden protestiren.

Sr."

— Ursprung der Orkane. Die Orkane sind unstreitig, etwa die großen Erdbeben ausgenommen, die furchtbarsten und an Zerstörungskraft gewaltigsten Phänomene. Theils im Interesse der Wissenschaft, theils auch in der Hoffnung, daraus vielleicht einige nützliche Regeln für vorkommende Fälle zu gewinnen, hat man sich seitens der Naturforschung viel mit der Frage über die Entstehung der Orkane beschäftigt, und mehrere Theorieen aufgestellt, von denen die „Rotationstheorie" die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man ist jetzt ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Orkane in den Tropenländern Kreis- oder Spiralbewegungen der Luft sind, deren Achse im Verhältniß zur Erdoberfläche selbst sich fortbewegt. Zuweilen umfaßt die Peripherie einen so ungeheuren Raum, daß ihr Durchmesser mehrere Hunderte von Meilen beträgt. Es ist aber beobachtet worden, daß, während in gewissen Fällen die Geschwindigkeit der Drehung gegen 120 Meilen*) die Stunde betrug, die Axe nur ungefähr 1—8 Meilen sich fortbewegt hatte. Man begreift leicht, zu welchen praktischen Folgen diese Entdeckung führen kann. Denn wenn sich die Drehungstheorie bestätigt, so ergiebt sich daraus nothwendig, daß der Strom der Luft an den verschiedenen Punkten des Wirbels eine verschiedene Richtung hat, und daß die Gewalt des Windes an den Stellen geringer seyn muß, wo die rotatorische Bewegung der geraden Achsenbewegung entgegengesetzt ist. Hieraus aber folgt wiederum, daß, wenn man den Gefahren der tropischen Orkane entgehen will, man ein dem bisher von den Seeleuten befolgten gerade entgegengesetztes Verfahren beobachten muß. In der Ueberzeugung, daß hier besonders in der praktischen Anwendung der Theorie eine Lücke auszufüllen sey, hat der Capitain Ryder ein Werkchen veröffentlicht, das in den Händen jedes Seemanns sich finden sollte. Ohne die Anmaßung, sich als Neuerer geltend machen zu wollen, erkennt er die Ansichten des Oberst Reid ohne Weiteres an, indem seine einzige Absicht dahin geht, daraus ein Ganzes von Regeln zusammenzustellen, die, für alle Seeleute verständlich, einen unmittelbar praktischen Nutzen gewähren können. „Was mich besonders zu dieser Arbeit bestimmt hat", sagt er in der Vorrede seiner Schrift, „ist die Beobachtung, daß viele Seeleute auch nach dem Studium des Reid'schen Buchs bei ihrer früheren bedenklichen Methode verharrten. Der Grund liegt in der geringen Ausführlichkeit und Deutlichkeit des erwähnten Werkes. Man kann z. B. sehr wohl die Drehungstheorie der Orkane behaupten, ohne doch die Gefahr einzusehen, die mit der Beilegung der Segel verknüpft ist — ein Verfahren, das die Schiffer in der Absicht beobachten, den Orkan passiren zu lassen. Denn wenn der Orkan sich fortbewegt, glauben sie hinlänglichen Grund zu haben, das Schiff anzuhalten, und doch ist im Grunde nichts unlogischer, als ein solches Verfahren. Wer die vom Oberst Reid aufgestellten Grundsätze gründlich durchdacht hat, muß erkennen, daß es auf jedem Punkt des Wirbels weit unkluger ist, unbeweglich zu bleiben, als in der vom Winde vorgezeichneten Richtung zu segeln: ja, daß das beste Verfahren darin besteht, mit so viel Segeln zu fahren, als das Schiff tragen kann." — Das Werkchen, aus dem wir die eben angeführte Stelle entnommen, ist klar und bestimmt abgefaßt, außerdem mit Tafeln, Entwürfen und Anweisungen zur Bestimmung des Punktes versehen, auf welchem man sich im Orkan befindet. Daß es übrigens seinen Zweck, nämlich den praktischen Nutzen der Rotationstheorie zu beweisen, erfüllt, geht schon daraus hervor, daß die englische Admiralität ein Exemplar desselben an alle Capitaine der königlichen Marine geschickt hat.

*) Es sind hier überall englische Meilen zu verstehen, weil wir diese Bemerkung an das weiter unten erwähnte Werk des Capitain Ryder: Practical Rules for determining the course to be steered to escape from a Hurricane etc. anknüpfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Dienstag den 3. August 1847.

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

Nach den Ergebnissen neuerer deutscher Forschung.

Es geschieht wohl zuweilen, daß der stille Forscher, der sich in die Geschichten und Schriften vorchristlicher Zeiten oder des Mittelalters vertieft, von einem auf der Oberfläche der Gegenwart einherbrausenden Gesellen mitleidig über die Achsel angesehen oder gar ausgescholten wird, daß er Zeit und Kräfte über unersprießlichen, abgestorbenen Dingen vergeude, während er sie doch dem um ihn drängenden Leben schulde, das allein ein Recht auf ihn habe. Auch mag dieser Vorwurf, zumal wenn er geistreich aufgestutzt erscheint, in unserer nur allzu verständigen Zeit gar Manchem wohl begründet dünken. Wessen Gedanken jedoch nur ein wenig tiefer zu gehen pflegen, dem wird leicht einleuchten, daß dem Beherrschen des Lebens das Begreifen desselben, dem Begreifen wiederum das Erkennenlernen nothwendige Voraussetzung ist. Die Gegenwart aber in ihren unendlich mannigfaltigen, scheinbar oft einander widerstreitenden Aeußerungen rein aus sich selbst erkennen und begreifen zu wollen, wird Jemanden um so weniger einfallen, je höher die geistige Stufe ist, auf der er steht. Was geworden ist, wird dem Geiste erst vollkommen klar, wenn er einsieht, wie es geworden ist, wenn er den zurückgelegten Weg prüfend überschaut, dem Faden der unter sich zusammenhängenden und aus einander hervorgehenden Thatsachen folgend nachdenkt. Das bunte Treiben der Gegenwart mit seinem grellen Lichte verwirrt und blendet den Blick, die beruhigte Vergangenheit erlaubt verweilendes Betrachten, und auch in den dunkleren Gegenden derselben lernt das durch Uebung geschärfte Auge bald klarer sehen. So ordnen und sondern sich allmälig die Massen, so tritt der Zusammenhang, des Fortschrittes Stätigkeit hervor, und die Wege entwirren sich, die von den Anfängen zu den Gipfeln, Flächen und Abgründen führen, auf und in denen wir nebst unseren Zeitgenossen verweilen. Dann berichtigt sich von selbst manche Vorstellung von den uns umgebenden Dingen, manche Landschaft, die in bunten Farben strahlte, zeigt sich als trügerische Luftspiegelung der Fata Morgana, manch wüstes Thal als reichbesäeter Fruchtacker.

Freilich kehrt nicht Jeder, der auf das Meer der Vergangenheit hinaussegelte, als Columbus heim, nicht jedes Fahrzeug bringt eitel Gold, Weihrauch und Myrrhen zurück; wartet doch Volkes genug im Hafen, die Ankommenden zu empfangen, den Ballast auszuschütten und die Güter zu sichten und zierlich aufzustapeln. Deshalb verdient schon Dank, wer mit emsiger Ausdauer nur Material förderte und läuterte, größeren, wem Höheres gelang. Schon vor längerer Zeit *) begrüßten wir einen wackeren Segler, der mit reicher Ladung aus wenig befahrener See heimgesteuert war; wir kehren noch einmal zu ihm zurück, um die Ausbeute seiner Reise etwas näher in Augenschein zu nehmen. Wir meinen Herrn **Ludwig Clarus** mit seiner „**Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter.** **)

Nicht ganz unbekannt war das Land, welches der Herr Verf. durchwandert ist; gelehrte und gründliche Forscher hatten schon viele einzelne Punkte, auch wohl größere Strecken genau untersucht und beschrieben, aber es mangelte an einer Uebersicht des Ganzen. Diese nun bietet Herr Clarus, und zwar durchaus nach eigener Anschauung des gesammten Gebietes. Bescheiden nennt er sein Buch nicht eine Geschichte, sondern eine Darstellung der spanischen Literatur in jener Periode, und diese Bezeichnung müssen wir wohl beachten, um nicht ein ungerechtes Urtheil zu fällen. Die Darstellung darf sich auf klare und verständige Vorführung und auf ästhetische Erwägung des gebotenen Stoffes beschränken; die Geschichte muß, tiefer eingreifend, die Entstehung und Gliederung desselben nachweisen, die Lücken ausfüllen, die Beziehungen nach den verschiedenen Seiten hin entwickeln.

Wir folgen in aller Kürze dem Verlaufe des Buches, indem wir Bedeutenderes hervorheben und uns erlauben, ergänzende oder berichtigende Bemerkungen einzustreuen. Es beginnt mit einer übersichtlichen Geschichte des Landes, an welche eine Belehrung über Bildung und Entwickelung der spanischen Sprache sich knüpft; dann zur Literatur selbst sich wendend, hebt es an mit der epischen Poesie, unter welche die Romanze als älteste und im Volke beharrende, und der prosaische Ritterroman als absterbende Form sich fügen, schreitet dann durch das Mittelglied der didaktischen Form, rückblickend auf den Einfluß der Provenzalen und auf die Scheidung der (höfischen) Kunstdichtung vom Volksgesange weiter zur lyrischen Gestaltung, und schildert das Treiben am Hofe des kunstsinnigen, aber rath- und thatlosen Königs Johann II. von Castilien, erörtert darauf die Anfänge des Drama's und schließt mit einer Uebersicht der prosaischen Erzeugnisse und einer Erwägung der Stellung Isabellens von Castilien zur Literatur.

1. Geschichte des Landes und der Sprache.

Spanien, gegliedert durch Gebirge, Hochebenen und Abdachungen, bietet in seiner Ausdehnung ein mannigfaches Klima, hier für Nord-Afrika's, dort für des mittleren Europa's Produkte geeignet. Schon die Alten priesen es als ein reiches, gesegnetes Land. Seine ältesten bekannten Einwohner nannten sich Iberier und das Land Iberien. Mit ihnen hatten sich schon früh die Celten als eroberndes Volk vermengt; bald siedelten sich an den Küsten auch Griechen an und Phönizier, welche Letzteren von dem Worte Saphan (Kaninchen) dem Lande den Namen Spanijah gegeben haben sollen. Die Römer kamen dahin handeltreibend schon in früheren Jahrhunderten, gebietend und erobernd seit dem ersten punischen Kriege. Wie überall, so führten sie auch hier ihre bürgerlichen und militairischen Einrichtungen ein, gründeten Militair-Kolonieen — Städte mit römischer Bevölkerung — und Schulen. Die Bewohner der Halbinsel fügten sich der Macht und den Einflüssen der Eroberer; nur die Cantabrer retteten Freiheit und Sprache in die nordischen Gebirge. Als das römische Bürgerrecht unter den Kaisern auf alle Provinzen des Reiches ausgedehnt und die Zulassung der Fremden zu Staatsämtern in Rom ausgesprochen worden war, wich auch in Spanien die Nationaltracht der ehrenvolleren römischen Toga, und die Hispanier drängten sich nach den gebildeten und einflußreichen Kreisen der Weltstadt. Als Schriftsteller in römischer Zunge glänzten die Seneca's, Lucan, Martial, Prudentius, Hygin, Quintilian, Columella, Pomponius Mela, Paulus Orosius und Andere; selbst auf den Kaiserthron schwangen sich Trajan, Hadrian, Theodosius. Römische Sprache, freilich mit provinzieller Verwilderung, ward sogar unter dem Landvolke herrschend, und Sieger und Besiegte hatten sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr verschmolzen, daß sie, bis auf die Reste der Basken in den Schluchten der Pyrenäen-Ausläufer, zu den Zeiten des Eindringens der Germanen nur ein Volk, unter dem gemeinschaftlichen Namen Römer, bildeten.

Im Beginn des fünften Jahrhunderts überflutheten deutsche Schwärme den Felsengürtel der Pyrenäen. Galicien, Asturien, Leon und Theile Portugals behaupteten Sueven, den Süden Vandalen; den Nordosten eroberten Westgothen, deren Herrschaft bis tief nach Frankreich hineinreichte. Ein kräftiges und edles Volk von vorgeschrittener Bildung, hätten die Gothen ein mächtiges und dauerndes Reich gründen und behaupten können, wäre nicht anfangs ihr arianisches Bekenntniß und später die Verwandlung des Erbkönigthums in ein Wahlregiment hemmend dazwischengetreten. Letzteres besonders führte zu Zerwürfnissen der bedeutendsten Familien und zum Verrathe an dem herbeigerufenen Fremdling. So zog schon um das Jahr 550 der von der Minderzahl gewählte Athanagild wider den von der Mehrzahl erkorenen Agila die Griechen Justinian's ins Land, die mit großer Anstrengung erst nach achtzig Jahren wieder gänzlich vertrieben wurden. So zeigten die Anhänger des durch die Umtriebe der hohen Geistlichkeit gestürzten vorletzten Königs Witiza und die Juden den Arabern Weg und Mittel zur Eroberung des lockenden Reiches, das in seiner Zerrüttung nur zu bald dem Halbmonde erlag.

Die Gothen hatten, als sie sich nach Spanien wendeten, bereits eine sehr ausgebildete Sprache, welche nur mäßige Spuren eines Einflusses der früheren Nachbarvölker, der Finnen, Römer und Griechen, zeigt. Auch besaßen sie eine ungeschriebene Lieder- und Spruchdichtung und selbst eine geschriebene prosaische Literatur, bestehend aus der zum Theile noch erhaltenen Bibel-Uebersetzung des Ulfilas und mehreren verlorenen anderen Uebersetzungen und theologischen Abhandlungen. Aus späterer Zeit, wahrscheinlich dem sechsten Jahrhunderte und wohl den Ostgothen angehörig, werden historische und geographische Werke angeführt. Den Besiegten drangen sie weder in Italien noch in Spanien ihre Sprache auf. Im Gegentheil ließ Alarich II. für die Provinzialen Spaniens im Jahre 506 aus römischen Quellen und in lateinischer Sprache ein eigenes Gesetzbuch, das sogenannte Breviarium Alarici, zusammenstellen. Sie selbst bewahrten sich in Spanien an zweihundert Jahre Sit-

*) Magazin 1846, Nr. 95.

**) Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph v. Görres. Mainz. Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. 8, XXXII. 464, X. 537 Seiten.

ten, Gesetze und Sprache; die gänzliche Abschaffung ihrer Buchstaben und die allgemeine Einführung der fränkischen ward erst im 11. Jahrhundert durch eine toletanische Synode befohlen, und ihr Ritus scheint sich in einer Kapelle der Hauptkirche zu Toledo durch die Vorsorge und durch eine eigene Stiftung des Kardinals Franz Ximenes bis auf die Gegenwart erhalten zu haben.*) Gleichwohl hatten die Westgothen, durch die Empfänglichkeit ihres Geistes befähigt, schon früh der römischen Bildung Zugang gewährt, so daß sich ihr Wesen bereits während des Bestehens ihres tolosanischen Reiches bedeutend von der Rohheit ihrer fränkischen Nachbarn unterschied. Ueberdies standen gerade in dem von ihnen unterworfenen Süd-Frankreich die lateinischen Schulen in der höchsten Blüthe und erhielten sich dort am längsten. So konnte der katholisch gewordene Rercared (586—601) den Plan fassen, seine gothischen und römischen Unterthanen zu einem Volke zu verschmelzen. Er gab ein gemeinschaftliches und, weil die Mehrzahl seiner Unterthanen romanisch redete, in lateinischer Sprache abgefaßtes Gesetz, welches, durch die Nachfolger mehr im Geiste der römischen als der germanischen Institutionen vermehrt, als lex Wisigothorum oder forum judicum unter König Egica (687—701) seinen Abschluß erhalten zu haben scheint. Daß es jemals ins Gothische übersetzt worden sey, läßt sich nicht erweisen, wohl aber ward es um die Mitte des 13. Jahrhunderts unter dem Namen fuero juzgo ins Spanische übertragen.**) Dadurch ward das Lateinische Geschäftssprache. Durch die Annahme des katholischen Gottesdienstes ward das Lateinische ferner Kirchensprache, und durch die Benennung der Hofämter mit lateinischen Namen zeigt es sich endlich auch als Hofsprache. Daneben scheint das Gothische als Schriftsprache schwerlich fortgedauert zu haben, und selbst aus dem Munde des Volkes verschwand es wohl schon in der letzten Zeit der gothischen Herrschaft. Die spanische Sprache hat nur wenige Wörter germanischen Ursprungs bewahrt.***) Aber auch das Latein, welches die Schriftsteller jener Zeit schrieben, und dasjenige, dessen man sich zur Rede des täglichen Umgangs bediente — Letzteres folglich in noch höherem Grade — war nicht mehr die reine und gebildete Sprache der klassischen römischen Schriftsteller, sondern in Formen, Fügungen und Bedeutung der Worte bereits vielfach verändert und im Uebergange zu einer neuen Gestaltung begriffen.

Nun kamen als neues, durch äußere und innere Kraft höchst bedeutendes Element die Araber hinzu. Im Jahre 711 waren sie aus Afrika eingedrungen; im Jahre 739 trat der einzige Mann, der dem Sturze und der Ausrottung des bis dahin zu Damaskus herrschenden Kalifengeschlechts der Ommaijahden entkommen war, Abderrahman, an die Spitze des neuen Araberreiches auf der pyrenäischen Halbinsel. Schon seine Regierung zeichnete sich aus durch geordnete Verwaltung des Landes und durch Pflege der Wissenschaften und Künste. Seine Nachfolger blieben in der Hauptsache auf dem von ihm eingeschlagenen Wege. Der größte, glänzendste und reichste unter ihnen war Abderrahman III. (912—961), der auch, weil Spanien thatsächlich von den Kalifen unabhängig war und den erlöschenden Schimmer des Reiches in Asien weit überstrahlte, mit Recht den Titel eines Emir al Mumenin, d. h. Oberhaupt der Gläubigen, annahm, den die abassidischen Kalifen führten. Er trat in Gesandschafts-Verbindung mit dem oströmischen Kaiser Konstantinus Porphyrogenetus, mit dem deutschen Kaiser Otto dem Großen und den Königen von Frankreich, Burgund und Ungarn. Ackerbau und Gewerbe standen in der höchsten Blüthe, wie sie Spanien nie wieder gesehen hat; die Einwohnerzahl des den Arabern unterworfenen Theiles der Halbinsel, welche gegenwärtig etwa neun Millionen beträgt, wird für jene Zeit auf fünfundzwanzig bis dreißig Millionen berechnet; die Einkünfte des Reiches sollen fast dreizehn Millionen Dukaten ergeben haben; Kunst und Wissenschaft fanden fast verschwenderische Unterstützung und waren so sehr zur Modesache geworden, daß selbst Frauen Gedichte verfaßten, welche in den öffentlichen Schulen erklärt oder auch an die Wände von Abderrahman's großem Palaste (in der als Wunderbau gepriesenen Azzähra) geschrieben wurden.†) Siebzehn große Lehr-Anstalten und siebzig Bibliotheken, von denen die zu Cordova allein auf 600,000 Bände geschätzt ward, zählte man unter der Herrschaft der Araber. Das nächste Jahrhundert ward zwar durch Usurpationen, Zerwürfnisse im Innern und Kriege mit den Christen vielfach behindert, doch blieb der Geist der Regierung derselbe, und immer noch stand die Macht der Araber gebietend da, bis mit dem Erlöschen der Ommaijahden (1037) das große Reich in viele Theile zersplitterte, die in ihrer Vereinzelung von den erstarkenden christlichen Königen leichter erobert werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Duschegreïka.

Ein Nachzügler zu den Petersburger Skizzen von Treumund Welp (Ed. Pelz).

(Schluß.)

Nur der Umstand, daß Herr Müller sich lediglich auf den Umgang mit seiner Familie und auf die Gäste beschränkt, welche es sich an seinem Tische gut schmecken lassen, nur dies schützt ihn vor anderweiten Kränkungen, die unausbleiblich seyn würden, wenn er in gesellschaftliche Beziehungen außer seinem Hause käme, wo natürlich gewisse unangenehme Berührungen vermieden werden. Zwar ist Herr Müller, wie erwähnt, mehr Fabrikant als Handwerker, aber immer betreibt er doch ein Handwerk, und die Menge der sogenannten guten Gesellschaft wird stets geneigt seyn, auf ihn herabzusehen, wie auf Alles, was arbeitet! Eine Reihe von Zurücksetzungen der kränkendsten Art würde ihn treffen, wollte er mit der Gesellschaft leben, welcher er seiner Bildung nach nicht blos angehört, sondern die er in vieler Beziehung sogar noch überragt. Also auch in dieser Hinsicht sehnt er sich weg von hier und in Länder, wo die Verhältnisse besser sind; wo Niemand wegen einer Arbeit, deren Nützlichkeit allgemein anerkannt ist, gering geschätzt wird; wo Alle sich mehr als gleich berechtigte Glieder eines Gesellschaftskörpers betrachten und nur die höhere Humanität, die größere Geistesbildung, Ansprüche auf höhere Anerkennung in der Gesellschaft verleiht. Herr Müller erscheint somit als Fremdling am Orte; ihm fehlt die Heimat, das erste Bedingniß zum wahren Glücke! Nur wenn der Mensch mit wahrer, inniger Liebe an einer Heimat hängt und sich daselbst befindet, kann jenes sichere Fundament als vorhanden angenommen werden, worauf das Gebäude eines wahrhaften Lebensglückes allein mit Sicherheit zu errichten ist.

Wird gefragt: was unseren Petersburger Freund abhält, sich wenigstens die große Last eines zu sehr ausgedehnten Etablissements vom Halse zu schaffen? Dann kommen abermals jene kleinen Ketten und Banden zum Vorschein, die uns Menschen zumeist an die Verhältnisse fesseln, welche uns recht eigentlich als an die Scholle gebunden erscheinen lassen. Um eine Tochter an den Mann zu bringen, verheiratete sie Herr Müller mit einem jungen, unbemittelten Menschen, dessen Etablissement und Haushalt ohne die Unterstützungen des Schwiegervaters nicht bestehen konnten. Keine von den anderen Töchtern wollte einen Handwerker heiraten, und so hat Herr Müller noch die Aussicht auf Erhaltung von zwei ferneren Haushaltungen und Etablissements; denn man heiratet in den sogenannten höheren Ständen die Tochter eines Handwerkers nur, wenn sie vermögend ist, wenn sie gewissermaßen ihren Mann ernährt! Das sonst von der Sitte hergestellte Verhältniß erscheint völlig umgekehrt. Der älteste Sohn ist — wie schon erwähnt — Arzt; seine Studien kosteten ansehnlich, und nun sieht sich der Vater, ungeachtet der erworbenen Kenntnisse des jungen Mannes, genöthigt, noch fortwährend für dessen Existenz auf anständigem Fuße zu sorgen; denn — es ist der Sohn eines Handwerkers am Orte, der nur etwa durch besondere Glücksfälle Eingang bei den Klassen der Einwohnerschaft findet, die das Auskommen eines Arztes sichern. Der junge Mann sieht sich, um nur nicht müßig zu gehen, oft lediglich auf eine für den Arzt kostspielige Armenpraxis verwiesen. Wer möchte von den Vornehmen den Sohn des bekannten Meisters Müller zum Hausarzt nehmen? Und die Standesgenossen des Herrn Müller, welche zahlungsfähig sind, erscheinen leider nur allzu geneigt, die Lächerlichkeiten der Reichen nachzuahmen, und begehren daher stets die Aerzte derselben, denn es ist schon eine Annäherung an die Noblesse, einen und denselben Arzt mit dieser zu haben!

Der zweite Sohn Herrn Müller's wird sich über kurz oder lang als Kaufmann etabliren wollen, wozu abermals ansehnliche Kapitale nöthig sind, denn das Kind des reichen Mannes kann doch nicht wie jener arme Muschik (Bauer) anfangen, der sicherer zum Reichthum gelangt, als der junge Müller das erhalten dürfte, was ihm sein Vater mitgeben kann, was er also nicht erst zu verdienen braucht, worin eben das wahre Hinderniß seines Vorwärtskommens liegt. Ein guter Administrator muß erwerben gelernt haben! Nehmen wir nun an, daß die sämmtlichen Kinder Herrn Müller's auf anständigem Fuße erzogen und gewöhnt sind, demgemäß zu leben, so begreift sich's leicht, wie Herr Müller allerdings, trotz seines Reichthums, Veranlassung hat, sein Geschäft fortwährend auf einem, glänzenden Gewinn verheißenden Fuße fortzuführen. Die Kinder eines Vaters, der eine Million besitzt, können natürlich nur einen Theil des Vermögens erben, lernen aber sämmtlich auf einem Fuße leben, der eine Million voraussetzt. Darin liegt eine Garantie für den Wechsel des Vermögensbesitzes und eine der vielen Unannehmlichkeiten des Reichthums.

Hatte ich nun wohl so sehr Unrecht, die glänzende Außenseite der Lage unseres Handwerkerfürsten mit der Duschegreïka seiner älteren unverheirateten Tochter zu vergleichen? Und ist die Lage jenes weniger bemittelten, einfachen Handwerksmeisters nicht weit vorzüglicher, dessen Sorge kaum über des Tages Nahrung hinausreicht, der seinen Kindern nur das Kapital der Geschicklichkeit, der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit hinterlassen kann? Ich sehe, wie die Illusion sich hinter der reizenden Erscheinung, für die unsere schöne Alexandra bei Jedermann, ohne Schmeichelei und Uebertreibung, gelten kann, verstecken will, und es thut mir wahrlich sehr leid, daß die Wißbegierde des geneigten Lesers mich veranlaßt, auch hier Hand an die Zerstörung der schönen Einbildung legen zu müssen.

Schön, mit einem hervorstechenden musikalischen Talent begabt, auch sonst vielfach gebildet und unter sehr günstigen Familienverhältnissen lebend, könnte in der That wahres Glück im Busen dieses Mädchens wohnen; dennoch trägt sie die Duschegreïka in gar vielen Beziehungen mit besonderer Bedeutung. — Um diese Behauptung näher zu begründen, wird es unerläßlich, einen Blick in das Innere der jungen Dame, so wie in ihre bisherige Lebensgeschichte, zu werfen. Wir finden bei ihr Bildung ohne Durchbildung; Verstand ohne dessen Aufschwung zur höheren Stufe Vernunft; viel Erlerntes, aber wenig Begriffenes, und als Ergebniß dieser Umstände: keine Herrschaft über sich selbst, über Leidenschaften und Neigungen. Mit vierzehn Jahren schon jungfräulich und bildschön, fanden sich bei ihr bald jugendliche Anbeter

*) Maßmann in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum I. 378.

**) Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte §. 34.

***) Gabelentz und Loebe Grammatik der gothischen Sprache S. 8.

†) Schlosser und Kriegk Weltgeschichte für das deutsche Volk V. 116 ff. Aschbach Geschichte der Ommaijahden in Spanien II, 103 ff.

mit Liebesbriefchen und dergleichen. In der wohlrenommirten weiblichen Pensions-Anstalt, die Alexandra besuchte, wurde — wie gewöhnlich — nur auf ein Glänzen hin unterrichtet, oder besser gesagt: eingelernt, jedoch so gut wie gar nicht erzogen. Daheim gab es dann hinlänglich Exerzitien zu machen, und wenn die Mutter sich auf Erziehung verstanden hätte, was — wie in Petersburg gewöhnlich — nicht der Fall war, so würden diese vielfachen Schulübungen doch keine Zeit dazu übrig gelassen haben. Mit funfzehn Jahren bestach Alexandra Jedermann durch Schönheit sowohl, als auch durch ihre Fertigkeit im Pianofortespiel. Die Besucher des Hauses huldigten ihr insgesammt, und wie hätte da an die Durchführung einer strengen, häuslichen Erziehung gedacht werden können? Allerdings bekam das junge Mädchen ihre sogenannte Woche in der Wirthschaft als Ausgeberin; allein auch dies geschah nur, wie es immer in Petersburg geschieht, um glauben zu machen, man halte die Jugend zur Wirthschaftlichkeit an. Weder lernte sie selbst arbeiten dabei, noch war dem Befehlen ein tüchtiges Gehorchen vorangegangen, weshalb das Erstere eher zum Verderb des Charakters, als zur Verbesserung desselben diente; denn das Befehlen ohne vorheriges tüchtiges Gehorchen bekömmt der Menschennatur allzeit schlecht. Die junge Dame nahm ein herrisches, vornehmes Wesen an, das weit über die Lebensweise des Handwerkerstandes hinaus lag. Es fehlte bei ihr das wacker erhaltende und wacker machende Arbeiten, und Alexandra gerieth selbst in den Fehler, dessen Vorhandenseyn bei Anderen eben dazu beitrug, ihr so manche Stunde im Leben zu verbittern. Man sah sie und die Ihrigen nicht für voll und ebenbürtig an, was die Eitle schwer kränkte, und es geschah eben, weil ihr Vater doch eigentlich dem Handwerkerstande noch angehörte; dennoch fehlte es ihr an Vernunft, um selbst den rechten Weg zu wählen. Die Aeltern aber verstanden beide nichts von Erziehung; der Vater hatte sich früher den Studien in der Schule eben so ausschließlich gewidmet, als später seinem Geschäft, und hatte eigentlich fast nur über Tische und an Sonntagen mit den Seinigen zusammengelebt; er war gleichfalls nur unterrichtet, *nicht häuslich erzogen worden*. Unterricht aber ohne Erziehung pflegt fast immer mit höchst nachtheiligen Folgen für Charakter-Ausbildung zu seyn. Die Mutter hatte aber auch die gewöhnliche Erziehung in Rußland durch den Besuch einer Pensions-Anstalt genossen und schlug sehr natürlich denselben Weg bei ihren Kindern ein, da der Mensch bekanntlich außerordentlich an der Nachahmung hängt. Auch von dieser Seite wurde alles Heil im Wissen, im Verstandeswerk gesucht, nur darauf gesehen, daß die Aufgaben gehörig eingelernt wurden. — Wir fehlen in unserer Zeit hauptsächlich darin, daß wir uns nur Zeit zum Unterrichten und zum Brod-Erwerb nehmen oder Anderen gönnen, wobei das eigentliche „*Lebenlernen*" im Kreise der Familie, dieses eigentlich goldene Fundament wahren Lebensglückes, ganz außer Acht gelassen wird.

Unter hundert schönen Mädchen glauben immer neunzig: es müsse so eine Art Prinz erscheinen, um sie heimzuführen; der eigene Stand, in dem sie geboren sind, genügt ihnen nicht, und so war es bei der schönen Alexandra eben auch der Fall. Pfui! wie hätte man nur daran denken können, etwa einen tüchtigen Gesellen aus des Vaters Werkstätten zu nehmen! Schon die bloße scherzhafte Erwähnung oder Anspielung würde als höchst unanständig erklärt worden seyn. Man sah den tüchtigen Handwerker, den praktischen Arbeiter eben so tief unter sich, als den höheren Ständen der Gedanke entfernt lag, die schöne Alexandra für ebenbürtig zu erachten. Ach, die Menschen verbittern sich durch ihre Thorheiten gegenseitig das Leben, selbst wenn dies recht eigentlich im Sonnenschein da liegt!

So vergingen ein paar Jährchen wahrhaft im rauschenden Fluge unter verschiedenen Huldigungen, ausgeschmückt mit kleinen Liebschaften der oberflächlichen Art. Ein paarmaliges Begegnen auf der Newski-Perspektive oder am englischen Kai, verbunden mit allerlei Blicken, reichte hin, das Köpfchen auf Wochen völlig zu erfüllen und zu verdrehen; die im Hause verkehrenden, schon etwas näher rückenden Hofmacher empfanden dergleichen bitter; denn sobald nur ein etwas höher im Range Stehender angebissen zu haben schien, wurde der bloße Kaufmann oder Künstler lange genug geringschätzig und launisch behandelt, um die Lust zur ernstlichen Bewerbung zu unterdrücken. Was Wunder daher, wenn keine Heirat in der Zeit zu Stande kommen wollte, wo Mädchen am gesuchtesten sind! Endlich kamen die Nullen mit den Zwanzigern heran, und zugleich stellte sich denn doch einige ernsthafte Sehnsucht ein, unter die Haube zu kommen. Man schloß jetzt ein etwas festeres Bündniß mit einem jungen Kaufmann, der sogar den Vorzug hatte, eine Jugendneigung gewesen zu seyn, und Papa Müller würde sein Jawort dazu gegeben haben; denn er ist nicht der Mann dazu, um viel Freude am Besitze manubarer Töchter im Hause zu haben; seine gesunde Praxis fühlt sehr wohl die mit den Jahren sich steigernde Kostspieligkeit solcher Artikel an Putz und Garderobe, oder an — Mitgift! Die Sachen gediehen auch wirklich so weit, daß der Anbeter die junge Dame auf gelegentlichen Promenaden öffentlich am Arm führte, und diese Galanterie wird in Petersburg allezeit für das sicherste Zeichen einer bald erfolgenden ehelichen Verbindung angesehen. Ich bin außer Stande, zu sagen, was man von der einen oder anderen Seite zuvor noch abzuwarten oder zu erreichen gedachte; allein so viel ist sicher: die Osterzeit ging vorüber, ohne eine Hochzeit im Müllerschen Hause gebracht zu haben, und Madame Müller bezog im folgenden Sommer — wie gewöhnlich — ein Landhaus am Peterhofschen Wege, das einem Fürsten X...off gehörte, der Herrn Müller ansehnlich schuldete und von dem daher ein Theil der Besitzung willig eingeräumt wurde, weil der ansehnliche Miethzins zur Verminderung der Schuld diente. Das Hauptgebäude blieb dann immer noch zur eigenen Disposition des Fürsten, wenn es ihm beliebte, einige Tage daselbst zuzubringen. Ein Sohn des Fürsten war Capitain bei der Garde, und ganz Petersburg kannte den jungen hübschen Mann als großen Verehrer des schönen Geschlechts. Auch Alexandra durfte sich rühmen, bereits von ihm bemerkt worden zu seyn; er war einige Male wegen Bestellungen zu Herrn Müller gekommen, hatte diesen nicht daheim angetroffen, weil er zu seinen Besuchen, absichtlich und wohl überlegt, immer eine Zeit wählte, wo zu vermuthen war, daß Herr Müller nicht daheim sey, und es fand sich leicht Gelegenheit, dem schönen Mädchen einige galante Verbindlichkeiten zu sagen, die noch immer als vorzüglichste Lockspeise für verliebte Vogelsteller auf die kleinen Flatterer, genannt Mädchenherzen, erachtet worden sind. Es thut so wohl, sich gelobt und gepriesen zu sehen; es sticht dies so vortheilhaft von der prosaischen Wahrheitssagerei von Aeltern und Geschwistern ab, worin man die wahre Liebe aus Eigenliebe nicht erkennen will, und die letztere ist es eigentlich, welche den schmeichelnden Verführern so leichtes Spiel zu machen pflegt.

Später wurden seitens des jungen Fürsten stets bei Begegnungen, die man eifrig suchte, angelegentlichst gegrüßt; es wurde vor dem Hause des Herrn Müller in der glänzendsten Uniform vorbeigeritten, nicht ohne sich tief gegen ein gewisses Fenster zu verneigen, woran Alexandrine meist zu sitzen pflegte, und was der seichten Galanterieen mehr seyn mochten, bis man etwas müde wurde in Bewerbungen, die nicht ans erwünschte Ziel führen wollten. Nichts konnte dem fürstlichen Herrn Capitain daher erwünschter seyn, als der Einzug der Müllerschen Familie in das Besitzthum seines Vaters; ja, ich habe mancherlei Ursachen, zu vermuthen, daß hinter der ganzen Vermiethungsgeschichte Niemand stak, als eben der auch bürgerliche Schönheit schätzende junge Fürst. Hier auf dem Lande, wo man sich ohnedies freier bewegt, als in der Stadt, und wo nicht tausend Augen und Zungen zu fürchten sind, war nichts natürlicher, als die artige Begrüßung der Müllerschen Familie im väterlichen Hause von Seiten des Herrn Capitains. Madame Müller fand sich so geschmeichelt durch eine ganze auf einander folgende Reihe von Aufmerksamkeiten des jungen Hochvornehmen, wie Bürgerliche dies immer in ihrer verblendeten Thorheit zu seyn pflegen, und entweder erfuhr Herr Müller wenig oder nichts von den häufigen Besuchen des Capitains in seiner Abwesenheit, oder er dachte nicht genug über drohende Folgen nach, kurz, es war der junge Fürst bald beständiger Begleiter der Müllerschen Damen auf ihren Spaziergängen durch den Park. Nur eine Tante warnte in der Zeit vor dem hier und da auftauchenden Gerede, so wie vor dem mädchenjägerischen Rufe des jungen Fürsten, allein Niemand war Willens, sich dergleichen sehr zu Herzen zu nehmen. Und war denn endlich gar eine förmliche Mariage etwas so ganz außer dem Reiche des Möglichen liegendes? Herr Müller hatte Geld, woran es dem Fürsten gebrach, und dieser Punkt konnte Alles ausgleichen, meinte man heimlich bei sich selbst; was aber die Libertinage des jungen Herrn anbetraf, so vertraute man einerseits seiner eigenen Wachsamkeit, während andererseits auf die Macht der Liebe stark gepocht wurde. Es wurde ganz außer Acht gelassen, daß man unter der Regierung des galanten Alexander lebte, der es bekanntlich im Punkte einer Liebes-Intrigue bei seinem Volke nicht so streng nahm, als dies bei seinem brüderlichen Nachfolger im Regimente der Fall ist, und daß also von dieser Seite bei einem schlimmen Ausfalle wenig oder gar nicht auf Unterstützung und Hülfe zu rechnen war.

Der verliebte Instinkt des kaufmännischen Anbeters unserer schönen Alexandra witterte gar bald aus dem angenehmen fürstlichen Umgange die Schlange in seinem Liebesparadiese heraus. Da nun die junge Dame zum Ueberflusse immer kälter gegen den Bürgerlichen neben dem Fürsten wurde, so kam es endlich zu Erörterungen, die einen förmlichen Bruch zur Folge hatten. Daß hiernach der Umgang mit dem jungen Fürsten immer vertrauter wurde, versteht sich von selbst; Alexandra, die gemeint, sie werde den Fürsten am sanften Leitseile der Liebe führen und bessern, erschien sehr bald als das am Rosenbande vornehmer Galanterie geführte Lamm, und es wird versichert, daß nur ein ganz eigener Zufall den Fall der jugendlich leichtsinnigen, von Liebe verblendeten Alexandra in die Schlingen ihres gewandten und listigen fürstlichen Nachstellers verhinderte. Jedenfalls wurde die Geschichte zum Stadtgespräch im kleinstädtischen Petersbueg, und so ist nun das wohlhabende Mädchen, ungeachtet ihrer wirklichen Schönheit und ihres Talents, fast zur abgeblühten Jungfrau geworden, die der ganzen Familie nicht selten das Leben recht sehr verbittert, durch allerlei Mucken und Prätensionen, wie solche schönen Mädchen, wenn sie nicht zur rechten Zeit unter die Haube geschafft werden, eigen zu seyn pflegen. Die Eigenschaften Alexandra's, welche den geselligen Umgang mit ihr so höchst angenehm machen, gleichen in der That auf besondere Art ihrer Duschegréika, die sie aus Verweichlichung trägt und welche ihr allenthalben hinderlich seyn würde, wenn von ihr die Pflichten der deutschen Hausfrau ernstlich erfüllt oder erlernt werden sollten. Sie würde in einer Ehe, statt einer nützlichen Verwalterin, nur ein kostspieliger, Zinsen und Kapitale verzehrender Gegenstand des Luxus seyn. Was im gesellschaftlichen Leben reizt und überaus anspricht, ist sehr oft dem inneren Glücke des Familienlebens in hohem Grade hinderlich und zuwider. So gleicht das Leben unserer Vornehmen nach außen hin dem reizendsten Sommertage voller Sonnenschein und völlig ohne Dornen, die uns aus den Verhältnissen der arbeitenden Armuth grell entgegen stehen; dennoch ist es nichts als die Duschegréika eines Menschenlebens, welche wir dort bei den Reichen und Vornehmen erblicken, hinter der dem genauen Beobachter meistentheils ein moralischer Jammer sichtbar wird, welcher ihn ausrufen läßt: *Gott bewahre mich vor dem Reichthum und seinen Folgen!*

Ihr lieben Landsleute, die Ihr mit heftigem Verlangen nach der Lage jener Handwerkerfürsten in Rußland hinblickt und deshalb Mißverhältnisse wie Uebelstände im Vaterlande vielleicht doppelt unerträglich findet, lasset die Duschegréika nicht außer Acht! Ihr aber, die Ihr täglich mehr und mehr auf

Zerstörung der guten deutschen Handwerksmeisterschaft hinarbeitet, die Ihr alles Heil im fabrikartigen Betriebe sucht, bedenket ein wenig, daß Ihr wahrlich dadurch dem ohnehin armen Menschengeschlecht eine Form raubt, in der sich wahres Glück — so weit dies überhaupt hienieden zu finden seyn mag — seither von Tausenden finden ließ, während Euer Fabrikenbetrieb bis jetzt doch nur Knechtschaft und allerlei Elend über das Volk brachte. Weder der Fabrikant noch seine Arbeiter erfreuen sich jener behaglichen Sicherheit des Erwerbes, jener Stetigkeit des Besitzes, wobei das Glück am liebsten einkehrt und weilt. Wohl mag es auch eine Unterrichtsmethode des Menschengeschlechts abgeben, das heute reich und morgen arm; heute beschäftigt, morgen ohne Arbeit und Brod-Erwerb; heute hier und morgen dort; auf einem Flecke Ueppigkeit und Ueberfluß, auf den meisten anderen Orten Hunger, Kummer und tiefstes Elend, eben wegen der nahen Gegensätze; allein daß dadurch unser deutscher Nationalcharakter völlig zu Grunde gerichtet wird, ist sicher! Ich wünsche das Volk, dem ich mit Leib und Seele angehöre, nicht gern in die Duschegréika gekleidet zu sehen!

England.

Eine Vorrede von Bulwer.

Es ist recht undankbar von der deutschen Lesewelt, daß sie einem Autor, wie Bulwer, der sich ihr mit so sichtlicher Vorliebe zugewendet und ihr sogar viele Sympathieen seines Vaterlandes zum Opfer gebracht hat, nicht mit mehr Aufmerksamkeit und Rücksicht entgegentritt. Ganz achtlos hat man die Erscheinung seines neuen Werkes vorübergehen lassen; es ist zwar gewiß schleunig übersetzt, aber ohne Weiteres in die Leihbibliothek verwiesen. Die Kritik hat nichts dazu gethan, es aus der Masse empor zu heben, kein Wort des Lobes oder des Tadels ihm gespendet; schlimmer als der letztere, ist ihm nur Schweigen und Gleichgültigkeit zu Theil geworden.*) Man weiß Bulwer's Ruf fest genug begründet; es wird als selbstredend angenommen, daß er ein Liebling der Jugend und der Frauen ist; man überläßt ihn seinem Schicksal und vergißt, daß er auch für Männer, sonderlich für Literaten, manch beherzigenswerthes Wort schreibt. Namentlich gilt dies von seiner Vorrede zu dem Roman Lucretia oder die Kinder der Nacht. Da das ihm zugetheilte Publikum bekanntlich keine Vorreden liest, so ist es vielleicht nicht ganz unverdienstlich, diese hier im Auszug dem uns vorliegenden Original zu entnehmen.

Bulwer beginnt damit, in humoristischer Weise seine Inkonsequenz zu entschuldigen, die ihn verleitet, sein Gelübde literarischen Schweigens zu brechen, welches er vor vier Jahren feierlich in seinem Roman: „Der letzte Baron" niedergelegt hat. Er sagt: „Schlechte Gewohnheiten sind stärker als gute Absichten; Ihr erinnert Euch, daß Gil-Blas den Fabricio im Hospital verläßt, als er vollständig überzeugt ist, daß all sein Elend von seiner poetischen Ader ihm zugeführt worden, und deshalb das feierliche Versprechen ablegt, niemals wieder eine Zeile diesem undankbaren Beruf zu weihen; indessen am anderen Morgen hat er sein verzweifeltes Geschäft wieder damit begonnen, ein Abschiedsgedicht an die Musen niederzuschreiben. Die Anwendung dieser Moral auf mich liegt nahe genug!

„Ich gestehe übrigens, daß ich lange schon mich mit dem Wunsch getragen habe, in irgend einem Werke die wunderbaren und geheimnißvollen Wege aufzusuchen und darzulegen, durch welche das Weltgesetz der Civilisation, im gewöhnlichen Leben Geld genannt, auf unsere Gedanken und Beweggründe, auf unsere Herzen und Handlungen Einfluß gewinnt; denn es berührt den, der es geringschätzt, eben so, als den, der es zu hoch stellt; es zerstört Tugenden im Verschwender und erzeugt Laster im Geizigen. Jedoch glaubte ich, als ich der Laufbahn eines Romanschreibers entsagen wollte, diese Aufgabe könnte am besten auf der Bühne gelöst werden, und machte einige unvollkommene, nicht bekannt gewordene Versuche dazu (mein Drama „das Geld" kann ich nicht hierher rechnen, denn trotz seines Titels hatte ich mir darin eine ganz andere Aufgabe gestellt, als die umfassende, welche mir jetzt vorschwebt). Ich mußte mir jedoch gestehen, daß dies Thema zu weitläuftig für die engen Gränzen eines Drama's sey, oder daß mir die Befähigung mangelt, es zu konzentriren, die Form zu beherrschen, die dem Dramatiker so viele Schwierigkeiten entgegenstellt. Ich wünschte zugleich mit diesem Thema meine Ansicht über ein Zeitübel zu entwickeln, das einer der größten Fehler bei der eifrigen allgemeinen Jagd nach Glück und Ruhm, nach Vermögen und Kenntnissen geworden ist, ich meine die Ungeduld. Dies heiße Vorwärtsdrängen, wobei man weniger die Hindernisse überwindet als zu vermeiden sucht; dies Spiel mit den heiligsten Bestimmungen des Lebens, um nur die Möglichkeit des Erfolgs auf einen einzigen Wurf zu setzen; diese Eile, den kaum entstandenen Wunsch zu befriedigen; dieser Durst nach Belohnung für Geistesmühen, dieses athemlose Anspornen zu neuen Versuchen, nachdem man einige Mal glücklich die Zielscheibe getroffen, kurz diese Hast, welche sich rings um uns überbietet, vom Handwerker bis zum Börsenspekulanten, welche sich in der Erziehung der frühreifen Kindheit, in den Büchern, welche die Wissenschaft leicht mach[en] sollen, in den Werken unserer Schriftsteller, in den Reden unserer Staat[s]männer nicht weniger kund giebt, als in den Verhandlungen unsere[r] Spekulanten; darin spricht sich das ruhelose Prinzip unserer Zeit au[s]. Ich halte die Arbeit für die beste Freundin der Menschen; Wissen, ohne Anstrengung erlangt, wenn überhaupt möglich, wäre werthlos; das fortgesetzte Streben nach Ruhm ist edler als der Ruhm selbst; schnell erlangter Reichthum ist nicht so ehrenvoll als die guten Eigenschaften, die zur langsamen Erwerbung desselben nothwendig sind: Geschicklichkeit, Fleiß und Selbstverleugnung — mit einem Wort: Arbeit und Geduld sind die Lehrmeister des Menschengeschlechts. Während mich diese Gedanken beschäftigten und ich immer mehr zu der Ueberzeugung kam, ihre Darlegung in einem Drama werde mir nicht gelingen, erfuhr ich die Geschichte zweier Verbrecher, die in unserem Zeitalter gelebt haben, sowohl höchst merkwürdig durch unglaublich finstere Unthaten als durch glänzende Aeußerlichkeit und ungewöhnlich hohe Bildung. Die Ergründung dieser Charaktere ward für mich Gegenstand eines tiefen, fesselnden, wenn auch traurigen Studiums. Es fanden sich fast gar keine Ent[schul]digungsgründe bei diesen beiden Verbrechern vor, wenn man dies überhaupt von der menschlichen Natur sagen darf, und wenn man die guten Instinkte und großherzigen Leidenschaften, welche zuweilen das Verbrechen begleiten, überhaupt als Entschuldigung gelten lassen will. Und dennoch entsprangen ihre blutigen Missethaten nicht aus thierischer Wildheit; sie besaßen Bildung und Kenntnisse, ja es schien mir sogar, als ich ihr Leben erforschte und über ihre Briefe gebeugt saß, daß gerade ihre Ausbildung den Schlüssel zu dem Geheimniß der tiefen moralischen Verderbtheit dieser Kinder der Finsterniß hergeben könnte — das Ungeheuer ward wieder zum Sterblichen, die Abirrung der Natur ward vollständig erklärt. — Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Thatsachen, welche mein Interesse so sehr in Anspruch genommen, zu einer Erzählung zu verarbeiten, um so mehr, als mein früherer Plan, den Einfluß des Mammons auf die geheimsten Triebfedern unserer Handlungsweise und die Ungeduld als Krankheit des Zeitalters zu schildern, sich vollkommen darin verwirklichen ließ. Nur wird die Moral nicht so wirksam seyn, als wünschenswerth wäre, denn in außerordentlichen Verbrechen erkennen wir selten eine Warnungsstimme; wir sagen zu unserem friedlichen Gewissen: das betrifft dich nicht! während wir leicht aus alltäglichen Fehlern und Irrthümer[n] gute Lehren ziehen. Indessen haben die Dichter in Darstellung großer Verbrechen ihre eigentliche Sphäre erkannt und ihren Beruf als Lehrer der Menschheit erfüllt. Die schreckliche Wahrheit, welche in Macbeth's Unthat un[d] Jago's Schurkerei liegt, enthält so gut ihre Moral als die Schwachheiten von Tom Jones und die alltägliche Heuchelei Blifil's. — So unglaublich e[s] scheinen mag, die von mir geschilderten Verbrechen sind in den letzten Jahr[]zehnden verübt worden; es ist keine Uebertreibung, nicht einmal eine gro[ße] Veränderung der Nebenumstände damit vorgenommen; es ist keine Erzählung[,] sondern eine Thatsache. Romane, die unsere Zeit hervorbringt, sind keine Ro[]mane mehr, es sind die Träger ihrer Philosophie; das tragische Element ver[]schwindet nicht von der Erde; wenn wir nur um uns schauen, die Nacht de[s] Verbrechens bleibt in allen Zeiten unverändert."

Ob Bulwer, der so freimüthig seinen Mangel an dramatischem Talen[t] eingesteht, sich freuen wird, wenn sein Roman von irgend einer geschickte[n] Hand für die Bühne zugeschnitten wird? Es wird nicht gar lange dauern[,] daß Mad. Birch-Pfeiffer diesen Schauerstoff ergiebiger als „Nacht und Mor[]gen" findet. Jedenfalls mußte dem Autor die Gerechtigkeit widerfahren[,] obige Vorrede berücksichtigt zu sehen, damit seine Intention nicht verdächtig und mißverstanden werden kann, wenn seine Darstellung, seiner Ideen entkleidet, als Körper ohne Seele auf die Bühne gebracht wird.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Ein Werk über die Samojeden. In Petersburg ist neulich eine interessante kleine Schrift über die Samojeden (*Samojedy w' domaschnem i obschtschestwennom bytu*) erschienen, welche vieles Licht über die Geschicht[e] und die Zustände dieses hyperboräischen Völkchens verbreitet. Der Verfasser[,] Herr Islawin, war im Jahr 1844 vom Ministerium der Reichs-Domainen nach dem Gouvernement Archangel abgefertigt worden, um die Lage der Samojeden zu untersuchen und den Bedrückungen ein Ende zu machen, welch[e] diese harmlosen Menschen von den russischen Ansiedlern, den sogenannte[n] Ishemzen, erdulden müssen, die sich unter ihnen niedergelassen und ihre beste[n] Weideplätze in Besitz genommen haben. Die zahlreichen Rennthierheerden[,] die früher den Reichthum der Samojeden ausmachten, sind größtentheils in d[ie] Hände der Ishemzen übergegangen, während sie selbst ihren Drängern oft al[s] Knechte dienen müssen, um sich nur Lebensmittel zu verschaffen und den un[]seligen Hang nach Branntwein zu befriedigen. Der größte Theil von ihne[n] bekennt sich jetzt zum christlichen Glauben; ihre Bekehrung wurde hauptsächli[ch] durch den Umstand erleichtert, daß ihr vornehmster Götze den Namen Nikol[] führte, weshalb sie sich daher auch leicht bewegen ließen, ihre Verehrung v[on] diesem auf den russischen Lieblingsheiligen St. Nikolaus zu übertragen und s[ich] dadurch als orthodoxe griechische Christen zu legitimiren.

*) Unsere geehrte Mitarbeiterin, die Verfasserin dieses Artikels, muß den Aufsatz in Nr. 11 des Magazins vom 26. Januar d. J. nothwendig übersehen haben. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Donnerstag den 5. August 1847.

Italien.

Pius IX. im Kampf mit dem Ultramontanismus.

Als bald nach der Thronbesteigung Pius' IX. die ersten sicheren Nachrichten über seine liberale Gesinnung und die politischen Reformen, welche dieselbe bezeichneten, hierher gelangt waren, glaubten wir es an der Zeit, die politische und moralische Entwickelung Italiens und besonders des Kirchenstaates seit der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit in eine allgemeine historische Uebersicht zusammenzufassen, wodurch unsere Leser in den Stand gesetzt würden, die Schwierigkeiten mancherlei Art zu ermessen, die eine wirklich liberale Regierung in ihrer Thätigkeit hindern oder wenigstens beschränken mußten. Unsere Hauptabsicht, die wir auch offen auszusprechen keinen Anstand nahmen, war dabei die, auf das Unrecht aufmerksam zu machen, das man begehen würde, wenn man die erwarteten Reformen nicht mit der gehofften Energie und Schnelligkeit ausgeführt sähe, weil solche Hoffnung nur aus völliger Mißkenntniß der italiänischen Zustände und spezieller der höchst schwierigen Stellung des Papstes einer gewissen, noch immer sehr mächtigen Partei gegenüber entspringen konnte. Daß unsere Befürchtungen großentheils eingetroffen sind, haben die bisherigen Erfahrungen bewiesen, obgleich wir aufrichtig genug seyn wollen, unsererseits zu gestehen, daß wir selbst so viel, d. h. eine so bedeutende und schnelle Entwickelung von Energie und kluger Einsicht nicht erwartet hätten. Indessen bleiben doch noch immer so viel Hindernisse zu überwinden und so tief eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen, daß man sich immer noch nicht einer furchtlosen Hoffnung auf eine baldige Regeneration Italiens überlassen darf.

In ähnlicher Weise, wie wir es damals gethan, hat sich vor kurzem eine Stimme in Frankreich *) über die Stellung des Papstes ausgesprochen. Was die von dem Verfasser des unten erwähnten Artikels gleichfalls für nöthig erachtete historische Uebersicht der politischen Gestaltung des modernen Italiens betrifft, so können wir dieselbe mit Hinweisung auf das von uns Gegebene bis zu der Thronbesteigung Gregor's XVI. füglich übergehen. Bis zu diesem Punkte aber müssen wir deswegen zurückgehen, weil durch die in dieselbe Zeit fallende Juli-Revolution auch die gährenden Elemente Italiens zum Ausbruch kamen, die noch heute nicht wieder beruhigt worden sind. Vorzüglich war es die Romagna, wo die Unruhen den höchsten Grad erreichten. Die Romagna, welche sechzehn Jahre hindurch eine französische Verwaltung gehabt und mit ihr freisinnigere Ideen und Gewohnheiten angenommen hatte, mußte später den Druck des päpstlichen Regiments um so ungeduldiger ertragen. Oefters schon waren schwere Strafen über die freiheitslustigen Bewohner derselben verhängt worden, ja selbst Verurtheilungen in Masse hatten stattgefunden — so ließ z. B. Rivarola einmal 514 Individuen zugleich das Urtheil sprechen —: dennoch hatte dies abgekürzte Verfahren nur die Folge, daß der Haß gegen die Regierung noch glühender und das Verlangen nach Rache immer heftiger wurde. Die Kanonen der Juli-Tage gaben auch das Signal zum Aufstande des 4. Februar, und die Romagna begrüßte die eben gefeierte Thronbesteigung Gregor's XVI. mit wüthendem Kriegesschrei. Gregor XVI. hatte die besten Absichten, aber von nachgiebigem und schwankendem Charakter, überdies um so leichter jedem sich geltend machenden Einflusse zugänglich, als er selbst über die Ursachen der politischen Unzufriedenheit seiner Unterthanen völlig in Unwissenheit sich befand, konnte und wollte er das ihm von seinen Vorgängern überlieferte System nicht ändern. Hatte man doch bisher gelebt, warum sollte man nicht weiter so leben können? Der Insurrection war unmittelbar die Intervention Oesterreichs gefolgt, das durch die Besetzung Modena's, Parma's, Bologna's und der Romagna die ganze Bewegung wie mit einem Schlage erdrückte. Und dennoch waren die Wünsche, die man mit den Waffen in der Hand zum Schweigen gebracht, von der Art, daß selbst die Diplomaten der fünf Hauptmächte ihre Rechtmäßigkeit anerkannten, was sie dadurch zu erkennen gaben, daß sie am 31. Mai dem Kardinal Bernetti ein Memorandum zustellen ließen, in welchem sie folgende administrative und politische Reformen als absolut nothwendig für das Land darstellten: 1) die Zulassung der Laien zu öffentlichen Stellen und die Einführung einer Art hohen Rathes **) in der Hauptstadt, der aus den Abgeordneten der Provinzen bestehen sollte; 2) die Annahme eines Prinzips der Volkswahl zur Bildung von Provinzialständen. Anfangs schien zwar die römische Regierung nicht abgeneigt, diesen Rathschlägen zu folgen, wenigstens gab der Kardinal Bernetti ein derartiges Versprechen, das aber bald — wie man behauptet, auf Veranlassung Oesterreichs, das die Ursachen der Unzufriedenheit in seinem eigenen Interesse nicht so bald gehoben wünschte — vergessen wurde. Ja, es erschienen Edikte, die einen ganz anderen Geist athmeten, da sie die Absetzbarkeit der Richter, die Ausdehnung der Episkopal-Gerichtsbarkeit auf die Laien und andere mittelalterliche Einrichtungen heiligten. Petitionen und zahlreiche Deputationen kamen nach Rom, um die Protestation der Provinzen gegen diese Edikte auszusprechen; man antwortete darauf durch die Absendung eines bedeutenden Truppen-Corps. Wieder brachen zu Forli, Cesena und in der Romagna Unruhen aus, und wieder hatten diese Unruhen zur Folge, daß die Romagna von österreichischen Regimentern überschwemmt wurde.

Seit dieser Zeit wurde die Ruhe in den Provinzen der Romagna bis zum Tode Gregor's XVI. keinen Augenblick wiederhergestellt. Die Unruhen von 1843 und der Aufstand von Rimini waren nur gleichsam einzelne hervortretende Symptome des fortdauernden tiefen Leidens des unglücklichen Landes; und sehr bezeichnend ist es, daß die Forderungen, welche die „Aufrührer" an die Regierung stellten, fast wörtlich mit jenen seitens der fünf Hauptmächte an sie erlassenen Reform-Vorschlägen übereinstimmten, die ja damals die Regierung als zeitgemäß anerkannt hatte. Es waren besonders zwölf Forderungen, deren letzte, die ganze Bewegung am besten charakterisirende, folgendermaßen lautete: Die Regierung möchte jenen Weg des Fortschritts in socialer und politischer Beziehung betreten, der von dem Geiste des Zeitalters verlangt werde und von den übrigen europäischen Staaten bereits vorgezeichnet sey. Nur ein Unrecht hatten die solche Wünsche aussprechenden Männer, nämlich daß sie dieselben mit den Waffen in der Hand laut werden ließen. Die Folge davon aber war eine doppelt traurige; denn nicht nur daß sie die österreichischen Regimenter abermals über die Gränze riefen, sie erlitten auch dadurch einen bedeutenden Verlust in der öffentlichen Meinung, welche, leicht getäuscht, sie mit den letzten Ueberbleibseln der Carbonari verwechselte.

Ein anderes, weit schwerer in die Waagschale fallendes Unrecht aber lud die Regierung auf sich, indem sie, gerechten Forderungen den päpstlichen Fluch entgegenschleudernd, der permanenten Revolution gegenüber das System einer permanenten Unbeweglichkeit befolgte und zum Prinzip erhob. Damals war es, als einer der ausgezeichnetsten Männer Italiens, ein Mann, dessen Wort um so weniger verdächtig seyn kann, als er mit einer tiefen Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes die aufrichtigste Liebe zum Katholizismus verband, der Marquis Gino Capponi, einen Artikel in der Gazetta Italiana drucken ließ, worin sich unter Anderem auch die Worte finden: „Die römische Regierung hat sich der Nation völlig entfremdet und kann, durch eigene Schuld geschwächt, aus Mangel an Geld und Kredit, weder ihre eigenen Anhänger unterstützen und die Schweizer bezahlen, noch ein Defizit vermeiden, das von Jahr zu Jahr drohender wird .... Die Regierung ist in ihrem gegenwärtigen Zustande außer Stande, den Staat zu regieren, weil sie sich dahin gebracht hat, jede Reform als solche zu fürchten und jeden Fortschritt zu unterdrücken, wenn sie sich nicht selbst stürzen will." — Dahin also hatte das in den Ministern Gregor's XVI. personifizirte System des Absolutismus den päpstlichen Staat gebracht, als Pius IX. dem Lande geschenkt wurde, dem er mit der Amnestie in der Hand entgegentrat.

Der Kardinal Lambruschini hatte während der langen Dauer seines Ministeriums die vorzüglichsten Staatsstellen mit seinen Kreaturen besetzt, so daß mit geringen Ausnahmen die sämmtlichen Würdenträger der Kirche von seinem Geiste durchdrungen waren und seinen politischen Ansichten dienten. Die Anhänger des Systems, gegen das die ersten Schritte Pius' IX. gerichtet waren, hatten also die Richterstühle, die Sitze im hohen Staatsrath und Verwaltungsstellen inne. Welches Verfahren sollte er in den ersten Tagen seiner Regierung beobachten? Konnte er mit einem Male Alles, was sich seinen Reform-Ideen entgegenstellte, entfernen und reinen Tisch machen, um die Stellen nach seiner Wahl zu besetzen? Aber woher gleich die Männer finden, die zu diesen wichtigen Posten geeignet waren? Die in den Gang der Geschäfte eingeweiht waren, gehörten sämmtlich der alten Schule an. Mußte sich andererseits nicht auch der Papst vor dem Scheine eines Parteihauptes hüten? Zwischen diesen Klippen hat es Pius verstanden, den richtigsten, weil vorsichtigsten Weg einzuschlagen, indem er zwar einige Männer von liberaler Gesinnung an seinen

*) In einem Artikel des Juli-Heftes der Revue Nouvelle, betitelt: Les Etats Romains depuis 1815. Der Verfasser hat sich nicht genannt.

**) Uno stabilimento centrale a Roma, a cui, come a corte suprema, vengano commessi tutti i rami dell' amministrazione civile e militare.

Hof berief, ohne indessen den größten Theil der alten Beamten ihrer Plätze zu berauben. Man kann sich schwer einen richtigen Begriff von der Menge und Größe der Hindernisse machen, die dem Papste entgegentraten: das Amnestie-Dekret wurde durch eine mächtige Gegenpartei bekämpft; unzählige Intriguen begannen ihr Spiel, um wenigstens die große Ausdehnung desselben zu beschränken, und der Festigkeit des Pontifex allein war es zu danken, daß es in der bekannten Weise promulgirt wurde; in den Provinzen fehlte es nicht an Leuten, die Allarm schlugen; an einigen Orten mußten die Edikte förmlich den Händen der Gouverneure entrissen werden, damit sie zum Anschlag gelangten. Vor wenigen Monaten noch entdeckte der Kardinal Gizzi, daß Befehle aus dem Staats-Sekretariat erlassen wurden, die den seinigen geradezu entgegengesetzt waren. — Man fing eine geheime Korrespondenz zwischen dem Legaten von Ancona und den österreichischen Behörden auf, worin es sich darum handelte, die enthusiastischen Demonstrationen der Einwohner zu Gunsten Pius' IX. zur Erregung eines Tumultes zu benutzen, der sie der römischen Regierung verdächtig machen könnte. — Zu Bologna, Faenza und in anderen Städten reizte man das Volk zu einem Angriff auf die Schweizer an, um seitens des Papstes strenge Maßregeln gegen sie hervorzurufen: kurz, man wandte Alles an, um die Glorie, mit der Pius seine dreifache Krone durch Erlassung des Amnestie-Edikts geschmückt hatte, auszulöschen. — Die Legaten von Bologna, Perugia, Rieti und Ascoli sprachen sich offen gegen die Art aus, in der Pius aufgetreten war; sie mußten abberufen werden. — Da versuchte man es, durch Furcht auf ihn einzuwirken: Geheime Gesellschaften sollten sich, besonders in der Romagna, aus den an der Amnestie Theil habenden Liberalen, die man als Mörder und Aufrührer bezeichnete, gebildet haben. — Ehrenwerthe Prediger verbargen nicht ihre Furcht, „daß Pius IX. ein Feind des Glaubens sey", und forderten die Gläubigen auf, „für seine Bekehrung zu beten". Zu Ancona rief ein überallhin verstreutes Blatt das Volk zur „Vertheidigung der Religion" auf, und zu Pesaro und Urbino fand man folgende erbauliche Anschläge:

„Geliebte Brüder! Mastai, der eingedrungene Papst, bedroht den Glauben. Er gehört zum jungen Italien; also Wachsamkeit, Klugheit und Muth! Und wenn Ihr Herz habt, so wird die Religion triumphiren, denn der Himmel steht uns bei. Pesaro, den 10. September 1846."

Wie Pius IX. auf diese Verschwörung von Albernheit und Treulosigkeit antwortete, ist bekannt: Er ließ die Verbannten der Romagna vor sich erscheinen, besprach mit ihnen ihre Forderungen, berief sie zu öffentlichen Stellen; und als er bald darauf die zu seinen Ehren in Bologna, Faenza und Pesaro veranstalteten Feierlichkeiten erfuhr, sagte er: „Das ist also das Volk, das man mir als unzähmbar geschildert!" — Er führte die Eisenbahnen in seinen Staaten ein, ordnete eine Revision des Strafgesetzbuches an, schaffte die privilegirten Tribunale ab, dekretirte die Redaction der Verwaltungs-Statistik, erlaubte die Gründung neuer Journale und die Veröffentlichung von Abhandlungen über die Reorganisation der Polizei, der Staatsbauten, des Volks-Unterrichts und die Reform des Gerichtswesens; kurz, er gab durch seine Worte und Thaten der Entwickelung des Volksgeistes Raum und Nahrung, ermuthigte ihn, seine rechtmäßigen Forderungen auszusprechen, und verkündete laut, daß er von diesem Wege des Heils keinen Schritt abweichen würde.

Unsere Absicht ist keinesweges, hier eine ausführliche Schilderung der von Pius IX. ausgeführten Reformen zu geben; im Gegentheil wollten wir nur durch das Bisherige darauf hinweisen, welche Stellung er beim Beginn seiner Laufbahn genommen und bis jetzt behauptet hat, in Gegenwart der oft bezeichneten Partei. Täusche man sich indessen nicht über die Macht der letzteren. Eine Partei, die ihre Wurzeln tief in die Vergangenheit geschlagen hat, furchtbar durch ihre Hülfsquellen und stolz auf ihre Siege ist, eine solche Partei bekennt sich nicht so leicht für den besiegten Theil und giebt nicht in einem Tage die Herrschaft von zwanzig Jahren auf. Sie lebt, sie bewegt sich, sie handelt, und nur zu oft zwingt sie die neue Macht, mit ihr zu unterhandeln. Ihr Einfluß offenbart sich fast in jedem Moment. Nur vor kurzem und in demselben Augenblick, als der Papst eine Kommission zur Besserung des Looses der Juden ernannte, bewirkte sie gerade gegen die Juden durch das Organ eines Tribunals ein barbarisches Unterdrückungs-Dekret. — Die Bestimmungen über die Ein- und Ausfuhr des Getraides, Bestimmungen, die durch eine lebendige Sorge um das Volkswohl eingegeben waren, wurden zweimal in zwei Monaten in entgegengesetztem Sinne abgeändert. — Die überall gewünschte Einführung der Bürgergarde ist einigen Städten gewährt, anderen versagt worden, Letzteres ohne erdenkliche Gründe. — Diese und tausend andere Thatsachen sprechen laut genug, daß der Widerstand gegen die Thätigkeit Pius' IX. auch jetzt noch dauernd und tief ist; er äußert sich nicht in einzelnen krampfhaften Bewegungen, wie die ohnmächtigen Anstrengungen einer mit dem Tode ringenden Macht, sondern bewahrt, wie Alles, was kräftig ist, die Ruhe der Ausdauer, und bewirkt gerade dadurch desto größere Hindernisse.

Das römische Volk jedoch täuscht sich nicht über den Zustand der Dinge; und wenn es sich um Pius IX. schaart und sein Jubelruf den Pontifex auf seinem Wege empfängt, so enthält dieses Freudengeschrei nicht nur ein Zeugniß der glühenden Verehrung und des herzlichsten Dankes für den geliebten Vater, sondern auch eine Verhöhnung des Feindes. — Die Intriguen kreuzen sich, und das Volk sagt: Ich bin da. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Anekdote mitzutheilen, die den besten Beweis der innigen Sympathie des römischen Volkes für den Papst giebt: Vor einigen Monaten verbreitete sich in Rom das Gerücht, der Papst sey krank. Sofort sandten die Transteveriner Einige aus ihrer Mitte nach dem päpstlichen Palast ab, um sich von seinem Befinden durch den Augenschein zu überzeugen. Als man ihnen die Antwort giebt, daß der heilige Vater von Geschäften ermüdet und nicht zu sprechen sey, werden ihre Bitten, sie vorzulassen, nur dringender, bis sie endlich halb mit Gewalt in das Zimmer des Papstes dringen. Sie werfen sich zu seinen Füßen, indem sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen aufmerksam betrachten. Auf die Frage des Papstes, was der Gegenstand ihrer Sendung sey, antworten sie nur dadurch, daß sie ihn von neuem betrachten und dann, nachdem sie ihn noch um seinen Segen gefleht, sich entfernen, um ihren Mitbürgern die Nachricht zu bringen, wie sie Pius IX. gefunden haben. — An den Mauern von Bologna fand man eines Tages einen Anschlag mit den Worten: „Tod den Feinden Pius' IX.! Gott hat ihn uns gegeben; wehe dem, der ihn berührt!"

Wie groß übrigens auch die Macht der Partei des Rückschritts seyn mag, so wollen wir uns nicht durch übertriebene Schrecknisse einschüchtern lassen. Wir verheimlichen uns zwar die schwierige Stellung Pius' IX. keinesweges, wir wissen wohl, daß er fast allein steht, allein, nicht der Gesinnung und dem Willen nach — da ja Italien ihn in den ersten Tagen seiner Regierung wie einen Befreier begrüßt hat — sondern in der Thätigkeit und im Kampfe. Denn wenig erleuchtete Männer stehen ihm zur Seite; er hat fast nur über ohnmächtige oder widerspenstige Elemente zu gebieten. Das Wiener Kabinet bekämpft ihn, und die constitutionellen Regierungen scheinen bis jetzt keinesweges entschlossen, den Einfluß der österreichischen Politik zu paralysiren. Alles das ist wahr. — Zugleich aber sehen wir auch den gemäßigten Liberalismus, deren lebendiger Ausdruck er ist, im schnellsten Wachsthum und in der kräftigsten Entwickelung begriffen; wir sehen den König von Sardinien und den Großherzog von Toskana ihm hülfreiche Hand bieten; wir sehen endlich die ganze Christenheit seinen Reformen Beifall spenden und in ihm den Mann erkennen, der vom Himmel die erhabene Sendung erhalten hat, eine neue Aera des Glücks und der Freiheit über das unglückliche Italien heraufzuführen. Und das sind Gründe genug, um uns über die Erfolge der Anstrengungen jener Partei zu beruhigen.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

IV. Lord Palmerston.*)

In einer vor wenigen Jahren im Unterhause stattgefundenen Debatte erregte Sir Robert Peel große Heiterkeit durch die Bemerkung, daß Lord Palmerston „ein reiner alter Whig" genannt worden sey. Man fühlte, daß diese Phrase etwas Zweideutiges hatte. Dieselbe konnte für eine ironische Anspielung darauf genommen werden, daß der Lord damals vor dem Unterhause mit demjenigen prahlte, was er „Whiggistische Grundsätze" nannte, — Grundsätze, an welchen er zu jener Zeit hartnäckig festhielt und die er mit dem in Neubekehrten sprüchwörtlichen Eifer vertheidigte. Der Baronet konnte auch, von demselben Geist des Spottes getrieben, auf die gewichtige Autorität hinzuweisen beabsichtigt haben, welche der Lord zu jeder inneren Wahrheit, die in den fraglichen Grundsätzen seyn mochte, durch seine Vertheidigung derselben hinzubrachte; denn da er Gelegenheit gehabt hatte, die Meinungen einer anderen politischen Partei, deren Mitglied er lange Zeit gewesen war, gehörig zu prüfen, so konnte seine Vorliebe für „Whiggistische Grundsätze" als eine Folge wohlbegründeter Ueberzeugung betrachtet werden. Es war aber noch ein anderer Sinn möglich, in welchem der feine Humor, der jene Phrase eingab, dieselbe auf den Lord anwenden gewollt haben mochte.

Die sechzigjährige Jugendlichkeit Lord Palmerston's ist nämlich Gegenstand vieler gutgelaunter Spötterei gewesen. Die Zeitungen haben längst etwas schale Späße über den Lord enthalten, weil es ihnen beliebt hat, anzunehmen, daß er mehr als die meisten Menschen den Grazien opfere. Lord Palmerston ist jedoch sowohl wegen seiner Talente als wegen seines Charakters zu achtungswerth, als daß solcher harmloser Unsinn ihm schaden könnte, besonders da dieser auf einem Irrthum beruht. Auch würden wir diesen Punkt hier gar nicht berührt haben, stieße der Lord nicht, — wenn nicht in seinem Aeußeren, wenigstens in Bezug auf seinen Geist, — eines der gewöhnlichen Naturgesetze um. Obgleich er nämlich von früher Jugend an, in der einen oder der anderen Eigenschaft, vor dem Publikum und während des größeren Theiles der Zeit im Dienst des Staats gestanden hat, so ist er doch erst spät als Staatsmann und als Redner bedeutend geworden. Vielleicht hat eine aus seiner Leibesbeschaffenheit entspringende Indolenz diese Erscheinung bewirkt; doch verbietet die rastlose Thätigkeit, die er in seiner späteren ministeriellen Laufbahn entwickelt hat, beinahe diese Annahme. Andererseits könnte man vielleicht meinen, jene Erscheinung habe ihren Grund darin, daß er nicht gewünscht habe, sich der Beachtung des Publikums aufzudrängen, so lange er noch eine vergleichungsweise untergeordnete Stellung im Parlament oder in der Verwaltung einnahm. Ein Blick in die unter Hansard's Namen herausgegebenen Parlaments-Verhandlungen (Parliamentary Journals) würde indeß zeigen, daß zu keiner Zeit der Lord an einer charakteristischen Neigung, sich vorzudrängen, Mangel litt, obgleich seine Anstrengungen im Parlament viele Jahre lang ihn von der Masse gewöhnlicher Redner kaum unterschieden. Gleich der Aloeblüthe, ist die parlamentarische Frucht seines Geistes, obgleich sehr verzögert, doch wunderbar. In der That giebt es wenig Menschen, die, nachdem sie ihre Jugend und ihr

*) Vgl. Nr. 71 des Magazins.

Mannesalter in Apathie oder höchstens in dauernder Mittelmäßigkeit hingebracht haben, — lange nachdem die mittlere Zeit ihres Lebens hinter ihnen liegt und das Feuer des Geistes fast gänzlich in ihnen erloschen zu seyn scheinen möchte, — gerade im Augenblick des Verscheidens, gleich der heiligen Flamme des Feueranbeters, auflodern. In dieser Beziehung, wie in vielen anderen, ist Lord Palmerston fähig, Einen in Verlegenheit zu setzen. Er hat da begonnen, wo die meisten Menschen enden. Von der Göttin des Ruhmes übergangen und vergessen, hält er sie plötzlich in ihrem Fluge auf und zwingt sie, seinen Namen zu verkündigen. Nicht einmal als Staatsmann anerkannt, als Redner unbeachtet, war er im Unterhause beinahe wohl der Letzte, von welchem man erwartet hätte, daß er jemals mit Lord John Russell in der Leitung der Whig-Partei wetteifern werde. Plötzlich aber, ohne sichtbare Ursache, ohne daß entdeckt wurde, er sey in den Besitz des Elixirs des Lebens gekommen, setzte er seine Zeitgenossen in Erstaunen durch Entwickelung einer Kraft des Geistes, welche weder seine Jugend noch die mittlere Zeit seines Lebens offenbart hatten; den Veteranen und den jungen hitzigen Parlaments-Mitgliedern ähnlich, trat er in die Schranken, indem er sich in der Kunst des Debattirens, die er bis dahin mit so langsamer Eile getrieben hatte, als wahren Meister erwies und sich beinahe zu gleicher Höhe selbst mit den am besten Sprechenden erhob, ja zuletzt sogar mit Lord Lyndhurst selber in der Geschicklichkeit und in der Macht wetteiferte, mit welcher er die gewöhnlichen Partei-Waffen zur Belästigung seiner Feinde gebrauchte. Die Frische, die Hitze, sogar die Raschheit der Jugend waren in ihm höchst seltsamer Weise mit dem Ansehen und der Erfahrung eines vorgerückteren Alters vereinigt. Als wo Lord Palmerston, nachdem er vorsätzlich seine Talente so lange verborgen hatte, zum ersten Mal fast wie ein Redner ersten Ranges auf die leitenden Männer des Unterhauses losdonnerte, kostete es ihnen einige Zeit, ehe sie dies für möglich hielten; allmälig wich aber ihre Ungläubigkeit den Beweisen seiner Fähigkeit und Thätigkeit, und sie gestehen jetzt zu ihrer äußersten Verwunderung den Irrthum ein, in welchem sie sich während so vieler Jahre über ihn befunden haben. Wie gewisse Krankheiten, war Lord Palmerston's rednerisches und staatsmännisches Talent chronisch; es bedurfte der Zeit zu seiner Entwickelung.

Wenn man Alles in Betracht zieht, ist Lord Palmerston unter den whiggistischen Leitern des Unterhauses vielleicht derjenige, welcher am besten debattirt. In den verschiedenen Eigenschaften, die in ihrer Vereinigung einen Mann zum Redner machen, wird er von Vielen seiner Zeitgenossen übertroffen. Lord John Russell zeigt mehr Takt, mehr vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte der Parteien — (nicht mit den gegenwärtigen Parteien; denn in dieser Kenntniß kommt unter den Lebenden Niemand Lord Palmerston gleich, da er seit Menschengedenken ein Mitglied fast jeder Regierung gewesen ist), — größere Kunst im Zuspitzen von Anspielungen auf die politischen Irrthümer seiner Gegner und zugleich mehr Schlauheit in der Benutzung seiner parlamentarischen Stellung. In der Beredsamkeit wird Lord Palmerston, sowohl rücksichtlich der Gedanken wie des Vortrags, von Herrn Sheil und Herrn Macaulay übertroffen. In Bezug auf Richtigkeit und Kraft der Beweisführung kann er den Vergleich mit Herrn Cobden, oder mit dem Grafen Grey (wenn dieser seinen Fähigkeiten ihr Recht widerfahren läßt), oder selbst mit Herrn Charles Buller nicht aushalten. Dennoch würde Niemand auch nur einen Augenblick Bedenken tragen, Lord Palmerston unter diejenigen Mitglieder des Unterhauses zu rechnen, welche am besten zu sprechen wissen, und einzugestehen, daß ihm das Anhören einer der Reden dieses bedeutenden Mannes in ihrer Art eben so viel Vergnügen gewährt habe, als wenn er den glänzendsten rednerischen Anstrengungen Macaulay's, oder den geistaufregendsten Sheil's, oder den geschicktesten und befriedigendsten Lord John Russell's beigewohnt hätte. Diejenige Eigenthümlichkeit Lord Palmerston's, welche ihm die besondere Macht verleiht, durch das Ganze einer Rede zu bezaubern, deren einzelne Theile bei einer kritischen Analyse zu gefallen nicht geeignet scheinen, — diese Eigenthümlichkeit besteht in dem ihn durchgängig erfüllenden herzhaften Geist der Parteigängerschaft, der nicht boshaft, oder ärgerlich, oder gemein, — wie bei den meisten eifrigen Verfechtern eingewurzelter Meinungen, — sondern frei, männlich, offenherzig und unverstellt in dem Grade ist, daß er fast einen scherzhaften Charakter annimmt, als ob die Behandlung der Staats-Angelegenheiten im Parlament nur ein Zeitvertreib, eine Art Erholung von den schwereren Sorgen und Arbeiten der Verwaltung oder des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens wäre, in welchem alle Menschen gleichsam durch eine den Spielgesetzen entsprechende gegenseitige Uebereinkunft verbunden sind, ihre Kräfte aufs äußerste anzustrengen, um einander zu übertreffen oder zu überwältigen und dadurch die Auszeichnung und den Beifall zu erringen, welche der Lohn des Erfolges sind.

Jene eben angegebene Eigenthümlichkeit müssen wir immer vor Augen haben, wenn wir uns eine richtige Meinung über Lord Palmerston bilden wollen. Er faßt politische Fragen im Parlament mit wahrhaft richterlichem Sinne auf, aber auch mit Etwas von jenem Interesse, welches ein Anwalt nicht sowohl für das Schicksal seines Klienten als für den Erfolg seiner eigenen Anstrengungen fühlt. Lord Palmerston scheint die Wichtigkeit „whiggistischer Grundsätze" in einem geringeren Grade zu fühlen, als den Vortheil eines Triumphes für die Whig-Partei und für ihn selber in seiner Eigenschaft eines Mitgliedes dieser Partei. Hierin unterscheidet er sich von Lord John Russell, welcher den Partei-Gefühlen nur insoweit folgt, als dieselben mit den Grundsätzen übereinstimmen, von welchen er sich leiten lassen zu müssen glaubt. Wenn Lord Palmerston unter den Leitern der Whigs in beiden Häusern einer der bereitwilligsten, leutseligsten und geschicktesten ist, so scheint er auch einer der am wenigsten von ernstem, innerlichem Eifer erfüllten zu seyn. Seine Politik ist wie eine Kleidung, die er trägt, weil sie ihm am besten zu stehen scheint. So weit es möglich ist, die zuweilen Jahre lang unter einem Haufen fast nothwendiger Täuschungen verborgenen Beweggründe zu ahnen, von denen Staatsmänner geleitet werden, scheint dies die vorherrschende Richtung des politischen Charakters Lord Palmerston's zu seyn. Nur bei Einem Gegenstande geräth er stets entsetzlich in Eifer, — bei der Anpreisung seiner auswärtigen Politik. Wie künstlich auch immer bei anderen Fragen seine Sachwaltung seyn mag, — wie sehr er auch, wenn er entschlossen ist, eine gute Partei-Rede zu halten, sich selber aus der Mattigkeit herausspornen muß, welche der gewöhnliche Zustand seines Körpers, wenngleich nicht seines Geistes, zu seyn scheint, so bedarf seine Energie doch einer solchen Nachhülfe gar nicht, wenn die Thaten des Viscount Palmerston, zeitweiligen königlichen Staats-Secretairs für die auswärtigen Angelegenheiten Englands, in Erwägung kommen. Davon jedoch nachher mehr.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Die Gothen, welche sich der maurischen Herrschaft nicht fügen wollten, hatten sich in die Gebirge des Nordens zurückgezogen und begannen sogleich, von hier aus rückwirkend, den Kampf gegen die Ungläubigen, denen sie allmälig immer mehr Boden abgewannen, bis endlich nach mehr als siebenhundertjährigem Ringen (1492) die letzte Burg, Granada, fiel. Ein Nachkomme des gothischen Königs Recesuinth, der in den alten Liedern gefeierte Pelayo, behauptete sich in Asturien, ein ebenfalls demselben Könige verwandter Herzog Peter in Biskaya. Karl der Große war durch den Unterstatthalter von Saragossa gegen einen anderen maurischen Fürsten um Hülfe angerufen worden. Er folgte der Aufforderung, das Werk seines Großvaters und Vaters fortzusetzen, und eroberte das Land bis an den Ebro. Der gewonnene Landstrich ward unter dem Namen der spanischen Mark zum fränkischen Reiche geschlagen, gelangte aber bald unter eigenen Grafen, unter denen die von Barcelona sich besonders hervorthaten, zu großer Unabhängigkeit, bis mit der Thronbesteigung Hugo Capet's (987) die fast nur dem Namen nach vorhandene Vasallenschaft gänzlich aufhörte. Diese Mark ward durch ihre Lage und durch die Gesinnung ihrer Beherrscher ein wichtiger Heerd mittelalterlicher Bildung, wo spanische, fränkische, arabische und jüdische Einflüsse sich begegneten. Mehrere der großen Gedichte des karolingischen und des bretonischen Sagenkreises, obgleich sie in der spanischen Literatur selbst nur spät und theilweise oder auch gar nicht erscheinen, deuten auf Ursprung oder Bereicherungen aus jenen Gegenden. Von jenen drei Landschaften aus entwickelte sich die Gründung neuer christlichen Staaten. Schon im 9. Jahrhundert drang Alfons II., ein Nachfolger Peter's und Pelayo's, bis an den Tajo vor. Zu Anfang des 11ten Jahrhunderts waren die Eroberungen so weit gediehen, daß, nachdem Sancho Mayor sein Reich unter seine Söhne getheilt hatte, schon vier christliche Königreiche auf der Halbinsel sich herausbildeten: Catalonien, Aragonien, Navarra und das von seinen vielen Gränzburgen so benannte Castilien.

Bei dem geistigen und materiellen Uebergewichte der Araber konnte es nicht fehlen, daß auch die unter ihnen lebenden Spanier ganz in den Kreis ihrer Bildung hineingezogen wurden. Dies ging so weit, daß einzelne spanische Ortschaften ihre Muttersprache vollkommen vergaßen, und daß die Bibel zum Gebrauche spanischer Christen ins Arabische übersetzt werden mußte. Neben den erbittertsten Kämpfen bestand zwischen den Muhammedanern und den Christen ein freundlicher, Bildung und Gesittung vermittelnder Verkehr. Die Araber empfanden den Einfluß abendländischen Lebens, der sich namentlich in Ritterthum und Frauen-Verehrung geltend machte. Den Spaniern kamen auswärtige Bildungs-Elemente von zwei Seiten. Der Zusammenhang mit der morgenländischen Welt war ein stetiger und unmittelbarer, durch das Nebeneinanderleben auf derselben Scholle und das Bedürfniß arabischer Kunst-Erzeugnisse herbeigeführter; die Verbindung mit der Errungenschaft des christlichen Europa's vermittelten Ritter und Mönche. Ritter kamen in bedeutender Zahl aus England und besonders aus Frankreich, um an dem Kampfe gegen die Mauren Theil zu nehmen und bei der Untheilbarkeit der französischen Lehne als nachgeborene Söhne sich in neuer Heimat dauernde Wohnsitze zu erwerben.*) Sie unterstützten vornehmlich die castilischen Könige bei ihren Unternehmungen in den galicischen Ländern. So ward z. B. ein burgundischer Graf, Heinrich von Besançon, zu Ausgang des 11. Jahrhunderts Schwiegersohn Königs Alfons VI. von Castilien und Stifter des ersten portugiesischen Königshauses. Unter den Mönchen behaupteten den größten Einfluß die Benediktiner, und namentlich ist die große Bedeutung des Klosters Clugny hervorzuheben, dessen Abt die Aufsicht über viele hundert Klöster von Deutschland bis nach Spanien hinein führte, wodurch ein umfassendes Band reichen und ersprießlichen Verkehrs gegeben war.**) In den eroberten Landestheilen gestaltete sich eine Ordnung der Verhältnisse, die, zumal im castilischen Reiche, der Hauptsache nach auf westgothischen Grundlagen beruhte, aber durch Ein-

*) Leo Universalgeschichte II. 223 ff.

**) Essai historique sur l'abbaye de Cluny par M. P. Lorain, doyen de la faculté de droit de Dijon. Dijon, 1839. 8.

richtungen nach französischem Muster bedingt ward. Aus den Gefolgschaften der erobernden Fürsten bildete sich ein lehntragender Adel, die sogenannten ricos hombres als höherer und die hidalgos als niederer, und auch die Städte gelangten bereits im Anfange des 11. Jahrhunderts zu erheblicher Macht und besonderen Stadtrechten.

Die Sprache hatte sich inzwischen zu drei entschiedenen Dialekten ausgebildet. Im Osten herrschte, durch den steten Verkehr mit Süd-Frankreich bedingt, der provenzalische oder limosinische, im Nordwesten der galicische, zwischen beiden der castilische. Der letztere erreichte am spätesten eine geschriebene Literatur, verdrängte aber endlich die beiden anderen. Der Herr Verfasser hat sich fast nur auf seine Denkmäler beschränkt. Aus dem Arabischen ist in das Spanische eine Anzahl von Wörtern eingedrungen, welche meist sinnliche Gegenstände oder wissenschaftliche Begriffe bezeichnen; andere betreffen Staats-Einrichtungen, besonders Aemter und Würden; nicht ein einziges Wort ist aus dem Kreise menschlicher Empfindungen entlehnt. Herr Clarus giebt nach Diaz, Sarmineto und Mayans y Siscar eine ausführliche Uebersicht spanischer Laut- und Wortformen und Fügungen, denen auch einige Bemerkungen über die äußere Form der Gedichte folgen, die jedoch im Verhältniß zu der großen Wichtigkeit dieses Punktes für die mittelalterlichen Literaturen ziemlich dürftig ausgefallen sind; ein Uebelstand, der sich nur durch Berücksichtigung derjenigen Ergebnisse hätte vermeiden lassen, zu denen die gelehrte Forschung durch Vergleichung der dichterischen Erzeugnisse auf den verschiedenen romanischen und germanischen Sprachgebieten gelangt ist.

Doch es ist Zeit, zu der Betrachtung der Dichtungen selbst überzugehen, bei der wir uns etwas strenger als im bisher Gesagten an die Darstellung des Herrn Verfassers halten wollen.

2. Epos.

Mit den Sprachen hatten die verschiedenen in Spanien angesiedelten Völkerschaften auch die Erinnerungen aus ihrer Urgeschichte aufgegeben; weder Götter- noch Heldensage war ihnen geblieben, so daß sich kein umfassender heimischer, zu großen Gedichten tauglicher Sagenkreis ausbilden konnte, wie ihn die Griechen in der troischen, die Deutschen in der Nibelungen- und anderen verwandten Sagen besaßen. Deshalb griffen sie, als sich im Kampfe mit den Arabern ein neues Heldenalter gestaltete, frisch in die Gegenwart hinein, und jede That, jedes Ereigniß, das irgend Aufsehen erregte, fand alsbald seinen Sänger, seine poetische Verherrlichung. Von den hervorragenden Heldengestalten war des Bedeutenden viel, eine ganze Reihe von Handlungen und Erlebnissen zu berichten; die patriotische Begeisterung drängte, sie wieder und immer wieder zum Gegenstande des Heldenliedes zu nehmen; so wurden sie die glänzenden Mittelpunkte, um welche sich zahlreiche Lieder wie duftende Kränze schlangen. Vor allen wurden der obengenannte Pelayo und am Ausgange des elften Jahrhunderts der castilianische Graf Roderich Diaz von Bivar, genannt der Cid oder der Campeador, durch Gesänge verherrlicht. In ihrer ursprünglichen Gestalt haben sich diese Lieder nicht erhalten, doch läßt sich auf dieselbe aus ihrer späteren Form und aus den frühesten epischen Erzeugnissen anderer Völker schließen. Skizzenhaft erzählten sie irgend einen bemerkenswerthen Zug aus dem Leben des Helden, setzten die Geschichte desselben im Allgemeinen als bekannt voraus, begannen deshalb gewöhnlich ohne Einleitung mit der Sache selbst oder mit einer charakteristischen Schilderung des Schauplatzes, zeichneten das Ereigniß in wenigen kühnen Strichen und schlossen oft eben so plötzlich, ohne eine vollständige Entwickelung hinzuzufügen. In Beziehung auf die äußere Form hatten sie wohl schon früh ein festes Maß, wie denn überhaupt die Volkspoesie in ihrer guten Zeit strengere metrische Formen zu haben pflegt, als die Kunstpoesie; wahrscheinlich war ihr Bau von vorn herein derselbe, der sich in den Romanzen erhalten hat. Zur Bindung der Verse genügte ähnlicher Laut der Vokale in den die Zeilen schließenden Wörtern, Assonanz. Die volksthümliche Einfachheit blieb in so hohem Grade Eigenthum der Romanzen, daß selbst die dem schwülstigen Afterqeschmack der Mode huldigenden Kunstdichter einer späteren Zeit als ganz andere Personen erscheinen, sobald sie ihre Dichtungen in die Form der Romanze kleiden. Des Herrn Verfassers Erörterung über die Romanzen können wir hier um so eher übergehen, als wir sie bereits in einem früheren Aufsatze berücksichtigt haben, auf welchen wir unsere Leser verweisen. *) Eine seitdem in den Wiener Jahrbüchern begonnene Abhandlung Ferdinand Wolf's haben wir noch nicht benutzen können.

In den Romanzen lebte die wahre epische **Volkspoesie** der Spanier; zur Gestaltung in einem größeren Gedichte ist sie nicht gelangt; denn die ältesten geschriebenen Denkmäler der spanischen Literatur, obgleich unstreitig mit ihrer Wurzel dem Volksboden angehörig, verrathen die Spuren eines mit Bewußtseyn und Absicht verfahrenden Dichters. An der Spitze derselben, noch dem zwölften Jahrhundert angehörig, steht **das Gedicht vom Cid**, dessen leider einiger Blätter beraubte Handschrift in Bivar, der Vaterstadt des Helden, mit Sorgfalt aufbewahrt wird. Es erzählt nicht die ganze Lebensgeschichte des gefeierten Kämpen, sondern nur seine Thaten während seiner Verbannung, die Verheiratung seiner Töchter mit den Infanten von Carrion, die Auflösung dieser Ehe, die Bestrafung der frechen Infanten und die zweite Vermählung der Töchter mit den Infanten von Navarra und Aragon, durch welche der Cid Verwandter der regierenden Könige von Spanien und ein Ahne Kaiser Karl's V. wurde. Jene erste Verwandtschaft hebt der Dichter am Schlusse mit sichtlichem Behagen hervor. Wir glauben, Herr Clarus hat den richtigen Gesichtspunkt für die Auffassung des Gedichtes getroffen, wenn er sagt: „Das Gedicht gehört der **Kunstpoesie** an; der Stoff ist unter einem besonderen Gesichtspunkte aufgefaßt und geleitet von der Absicht: aufzuzeigen, zu wie erhabenen Ehren das Geschlecht des Helden durch seines Ahnherrn Großthaten verherrlicht worden." Der Stil ist streng und herb, aber keinesweges roh, ganz in der Weise alter edler Volkspoesie, auch darin derselben ähnlich, daß bei aller Begeisterung für den Helden die Persönlichkeit des Dichters niemals hervortritt. Die metrische Form ist noch sehr unbeholfen, wenngleich nicht so barbarisch, als Herr Clarus anzunehmen scheint, der keinen Haltpunkt zur Beurtheilung derselben finden konnte. *) Es ist wohl nicht zu gewagt, wenn man in dem Dichter einen Geistlichen vermuthet, da ja auch in anderen Literaturen, namentlich in der deutschen, sich herausgestellt hat, daß das Ohr der Geistlichen das scharfe Gesetz regelrechten Versbaues schwerer und später auffassen lernte als das der Laien. **)

Ueber den Charakter eines Gedichtes vom Grafen **Fernan Gonzalez**, welches dem Ende des zwölften oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehören soll, mit dem Einbruche der Gothen in Spanien beginnt und bis zum Kriege des Grafen Fernan Gonzalez mit Don Garcia von Navarra (936—967) reicht, läßt sich nicht mit Sicherheit urtheilen, da es noch ungedruckt ist. Die wenigen bekannten Bruchstücke enthalten viele volksthümliche Anklänge. ***)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Shakespeare's Geburtsort.** An den Ufern eines unbedeutenden Flüßchens in der Grafschaft Warwick liegt ein kleines, ruhiges Landstädtchen, dessen einsame Straßen dem Reisenden nichts Merkwürdiges darbieten, als eine schöne Kirche und ein paar alterthümliche Gebäude mit seltsam verzierten hölzernen oder steinernen Façaden. In dem Städtchen selbst ist nur wenig Leben, und der Reisende, dem die Gegend unbekannt ist, würde es kaum eines zweiten Blickes aus seinem Wagenfenster würdigen. Aber man flüstere ihm nur dessen Namen ins Ohr, und mit seiner Unwissenheit wird auch seine Apathie verschwinden. Er wird seine Pferde halten lassen — er wird aus dem Wagen steigen und diese ruhigen Straßen durchwandern. Er wird mehr als eines von den Häusern dieses kleinen, stillen Oertchens besuchen; er wird in jene alte Kirche hineintreten und ehrfurchtsvoll vor ihren Denkmälern stehen bleiben. Er wird einige Notizen, vielleicht ein paar Skizzen mit sich forttragen, und was er an diesem Tage sah und fühlte, wird ihm bis ans Ende seines Lebens gegenwärtig seyn. In der That ist es selten, daß man in diesem abgeschiedenen Städtchen nicht einige Gruppen bemerkt, deren Aeußeres, deren ganzes Benehmen verräth, daß sie nicht zu seinen Bewohnern gehören. Es giebt in diesen menschenleeren Gassen etwas Sehenswürdiges, und man pilgert aus weit entfernten Ländern hin, um es zu schauen. Kein Wunder — denn die Stadt ist Stratford am Avon! Es ist der Geburtsort und der Todesort William Shakespeare's. Ein bescheidenes Häuschen, wo sich vor kurzem noch ein Fleischerladen befand, hat über der Thür ein Brett mit folgender Inschrift: „Der unsterbliche Shakespeare ward in diesem Hause geboren." Das obere Zimmer, wo der Dichter zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll, hat noch ein besonderes Interesse. Die Wände sind mit Autographen bedeckt, unter denen man viele berühmte Namen neuerer Zeit wahrnimmt und die so dicht zusammengepackt sind, daß kaum eine Spur der ursprünglichen Farbe der Wand zu erkennen ist. Unter allen ehrwürdigen Reliquien, deren sich Alt-England zu rühmen hat, ist keine, welche die Theilnahme eines Jeden in so hohem Grade erweckt — keine, die nicht nur der britischen, sondern auch allen gebildeten Nationen so werth ist — und doch will man dieses Haus jetzt in Auction verkaufen, um vielleicht niedergerissen und stückweise fortgetragen zu werden! In etwa zwei Monaten soll der Verkauf stattfinden. Unter den Käufern nennt man die Kommune von Stratford, die natürlich das Heiligthum unversehrt erhalten würde; aber bei den beschränkten Mitteln dieser Körperschaft steht es zu befürchten, daß sie die geforderte Summe — zwei- bis dreitausend Pfund Sterl. — nicht werde erschwingen können. Dagegen sind einige amerikanische Spekulanten willens, einen hohen Preis dafür zu bieten, und am Ende wird dieses literarische Palladium nach den Vereinigten Staaten entführt, um dort auf Räder gestellt und den neugierigen Yankee's als Rarität gezeigt zu werden!

---

*) Magazin 1846, Nr. 95.

*) Das Richtige steht bei Diaz, in dessen schon früher von uns angezeigten „Altromanischen Sprachdenkmalen" S. 107.

**) Lachmann, über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte. S. 2. Haupt, altdeutsche Blätter II, 264. W. Grimm, Graf Rudolf S. 13. vgl. Diaz a. a. O. Das dogmatische Bedenken des Herrn Clarus, der in den Benennungen Gottes „mehr die nüchterne Betrachtungsweise des Arabers als die mystische Tiefe des Christen" findet, erledigt sich durch Vergleichung der Ausdrücke, welche J. Grimm aus zahlreichen Dichtern jener Zeit in der Mythologie S. 19 ff. zusammengestellt hat.

***) Die von Herrn Clarus anhangsweise hier erwähnten und ihm nur aus de Castro's Anführungen bekannten poetischen Bearbeitungen des Apollonius, der Maria Egypciaca und der Anbetung der heil. drei Könige sind nach Pedro Pidal's Ausgabe vollständig wieder abgedruckt in der durch Ochoa besorgten neuen Ausgabe des Sanchez. Paris, Baudry, 1842.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Sonnabend den 7. August 1847.

Spanien.

Das Original zu Schiller's „Handschuh".
(Rosa de Romances.)

Wenn wir noch einmal in diesen Blättern auf einen Gegenstand, den wir bereits besprochen, zurückkommen, so wird dies wohl durch den Namen Schiller's, der damit verbunden ist, hinreichend entschuldigt seyn. — Bekanntlich hat der verdiente F. J. Wolf auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, welche sich unter den öffentlichen Sammlungen Deutschlands durch einen besonderen Reichthum an Schätzen aus der Poesie des spanischen Mittelalters auszeichnet, einen Fund gethan, zu dem wir ihm eben so viel Glück wünschen können, als allen denen, welche sich für die Romanzen-Poesie Spaniens irgendwie interessiren. Es ist ein alter Druck, dessen bis jetzt von keinem, weder einem spanischen noch einem auswärtigen, Forscher oder Bibliographen Erwähnung gethan ist: von dem man also annehmen darf oder muß, daß jenes auf der Wiener Bibliothek befindliche Exemplar vielleicht das einzige vorhandene sey. Das Buch war, ehe es in die kaiserliche Sammlung kam, im Besitz des berühmten Naturforschers und Reisenden Don Felix de Azara, welcher dasselbe an einen Buchhändler in Rom verkaufte. Bei diesem fand und kaufte es ein nicht ganz unbedeutender junger Schriftsteller, Namens Krone. Aus dessen Händen ging es in die des Direktors der kaiserlichen Archive, des Barons Reinhart, über, welcher es der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vermacht hat. Das Buch ist ein starker Duodezband, mit den im späteren Mittelalter gebräuchlichen Lettern gedruckt und mit Inhalts-Verzeichniß und Seitenzahlen versehen. Den Inhalt bilden Dichtungen verschiedener Art, weltliche und geistliche Lieder, Romanzen u. s. w., die von dem berühmten Valencianischen Buchhändler und Dichter Juan Timoneda theils gesammelt, theils selbst verfaßt, bis jetzt aber sämmtlichen, selbst den kundigsten und zuverlässigsten Bibliographen völlig unbekannt gewesen sind. Jene Dichtungen sind in acht Theile getheilt, von denen jeder mit einer besonderen „Epistel an den Leser" und einer eigenen Ueberschrift versehen ist, z. B. Rosa de Amores, Rosa española, Rosa gentil u. s. w. Sie sind sämmtlich im Jahre 1573 erschienen.

Raum und Tendenz dieses Blattes verbieten mir, über den Inhalt des Buches weitläufiger zu reden. Deshalb nur noch wenige Worte über die in den „Rosen" des Timoneda befindlichen Romanzen insbesondere; denn die übrigen in der Sammlung enthaltenen Poesieen verdienen weder ihres Inhaltes wegen, noch in Beziehung auf die Geschichte der Kunst eine weitere Beachtung und Besprechung.

Schon aus den vom Herausgeber den einzelnen Abtheilungen beigefügten „Episteln" sieht man, daß jene Romanzen zum Theil „Kinder seines Ingeniums", theils aber solche sind, welche, im Munde des Volkes lebend, von ihm nur gesammelt und geordnet und einer großen Anzahl nach auch in anderen Sammlungen aus jener Zeit anzutreffen sind. Die von dem „guten Timoneda" selbst verfaßten Romanzen bekunden, daß derselbe als Dichter eben nicht gerade ein Stern erster Größe gewesen, und stehen in keiner Hinsicht über denen des Lorenzo de Sepúlveda, des Alonso de Fuentes und anderer ähnlicher Romanzen-Fabrikanten des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem die Wuth, Romanzen zu verfertigen, in Spanien wahrhaft epidemisch war. Die Romanzen, wie er selbst naiv und bescheiden sagt, „in seiner armen Hütte entstanden", sind eigentlich mehr gereimte Chroniken, und sein Hauptverdienst dabei besteht im Allgemeinen nur in der Wahl der von ihm behandelten Gegenstände. Dagegen finden sich unter den von Timoneda gesammelten Romanzen, welche er selbst „alte und gute" nennt, viele, welche sowohl ihres Alters und ihrer Volksthümlichkeit, als ihres inneren Werthes und ihrer Schönheit wegen wohl werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. So die vom Könige Bamba; vom Könige Don Sancho, wie er seinen Bruder Don Alonso ins Gefängniß warf; von Garcia de Padilla; von Don Manuel de Leon; von der Moriana; vom Maestre de Calatrava u. s. w.

Von diesen Romanzen hat F. J. Wolf diejenigen, welche in anderen Sammlungen gar nicht oder doch nicht in derselben Form enthalten sind, so wie von Timoneda's eigenen Romanzen die, welche durch ihren Gegenstand ein besonderes Interesse darbieten oder wegen ihrer Form der Aufbewahrung werth sind, unter dem Titel „Rosa de Romances" herausgegeben und sich durch den Takt und die Geschicklichkeit bei der Auswahl einen Anspruch auf unseren Dank erworben. Das Buch kann zugleich als Supplement oder als dritter Band zu dem von G. B. Depping früher herausgegebenen „Romancero castellano" betrachtet werden.

Der Zweck dieser Zeilen war, diejenigen, welche für die spanische Romanzen-Literatur sich besonders interessiren, auf die erwähnte Arbeit aufmerksam zu machen. Für den weiteren Kreis der deutschen Leser dieses Blattes aber wird es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, daß unter den Liebes- und Ritter-Romanzen in Timoneda's „Rosen" sich auch die, so weit man bis jetzt weiß, älteste und, wie man wohl mit Grund voraussetzen kann, ursprüngliche Form jener Erzählung findet, welche Schiller in seinem „Handschuh" zunächst nach einem französischen Vorbilde bearbeitet hat. Unser Original weicht freilich von der Schillerschen Ballade einigermaßen ab; es ist viel frischer, kräftiger und naiver. Der Held der Geschichte, Don Manuel de Leon, der Meister von Calatrava, derselbe, dessen Muth und Kühnheit in einer großen Anzahl von Liedern besungen wird, ist nicht wie Schiller's „Ritter Delorges" in heißer Liebe zu seiner Dame entbrannt, sondern er unternimmt das Wagstück nur, um der von jener geschmäheten oder doch in Frage gestellten Ritterehre Genüge zu thun. Und wie er den vier Bestien getrotzt hat, so trotzt er mit noch kühnerem Muthe der Dame, indem er ihr nicht blos „den Handschuh ins Gesicht wirft", sondern kurz entschlossen ihr eine Ohrfeige giebt. Dennoch löst Alles sich in Harmonie und Wohlgefallen auf; er verläßt sie nämlich nicht „zur selbigen Stunde", sondern wird, nachdem er sich so kräftig legitimirt, der Gatte der von seinem entschlossenen Muthe entzückten Dame.

Ich habe diese Romanze, welche schon wegen der im Munde des Volkes lebenden Ballade des deutschen Dichters auf einiges Interesse Anspruch machen darf, in möglichst wortgetreuer Uebersetzung wiederzugeben versucht und empfehle dieselbe zugleich als Probe aus einer in kurzem erscheinenden größeren Sammlung spanischer Romanzen in deutscher Bearbeitung dem nachsichtigen Urtheile des Lesers.

Romanze von Don Manuel von Leon.

Was der Graf Don Manuel,
Der von Leon trägt den Namen,
Einstmals hat vollbracht bei Hofe,
Nie vergessen wird's die Sage. —
Donna Anna von Mendoza,
Reich und schön und edlen Stammes,
Wandelte, sich zu vergnügen,
Eines schönen Nachmittages
Zum Palast des Königs hin.
Ihr zur Seite andre Damen,
Ritter ihnen zur Begleitung,
Die um ihre Minne warben.
Und auf hohem Belvedere
Schickten sie sich an, zu rasten.
Oben auf dem Löwenzwinger
Stand gelehnet Donna Anna,
All' die andern um sie her,
Die der Löwen zu betrachten,
Die im Zwinger eingeschlossen,
Schrecklich an Gestalt und Antlitz.
Fiel's der Dame ein, zu prüfen,
Wer der tapferste von allen;
Und sie ließ, wie in Gedanken,
Einen Handschuh niederfallen;
Thut, als ob sie sehr bedaure,
Daß er sey hinabgefallen;
Und mit lieblich süßer Stimme
Spricht sie zu den Herren allen:
„Welcher ist so hochgemuthet
Von den Rittern, daß er wage,
Mir zu holen aus der Löwen
Mitte den so theuren Handschuh?
Dieser sey — das will ich schwören —
Sey der Ritter meiner Wahl,
Mir vor allen der Geliebte,
Mir vor allen der Gemahl." —
Das vernimmt Don Manuel,
Und, ein Ritter sonder Tadel,
Fühlt er dieser Rede Schimpf
Für den ganzen Ritteradel.
Reißt das Schwert aus der Umgürtung,
Schlägt um seinen Arm den Mantel,
Steigt hinab ins Löwengitter
Festen Schrittes, sonder Wanken.
Staunend schaun ihn an die Löwen,
Keiner sich zu regen wagte,
Und hinaus zur selben Pforte
Geht er frei und unverzaget.
Kehrt zurück, die Trepp' hinauf,
In der Linken hoch den Handschuh;
Und er giebt mit ihm zugleich
Einen Streich ihr auf die Wange.
Da er also wohl bewähret
Seine Rittertugend, sprach er:
„Nehmt, and hütet Euch in Zukunft,
Um ein lumpig Ding von Handschuh
Je zu spielen mit der Ehre
Eines wackern Edelmannes!
Wem jedoch nicht recht erschiene,
Was so eben ich vollbrachte,
Und nach gutem Rittersbrauche,
Diesen ford' ich jetzt zum Kampfe!" —
Aber ruh'gen Angesichtes
Hat entgegnet ihm die Dame:
„Nimmer möcht' ich das erleben!
Schon genug bin ich gemahnet,
Daß Ihr seyd, Don Manuel,
Weit der tapferste von Allen;
Und, wenn Ihr mich nicht verschmäht,
Wähl' ich Euch zu meinem Gatten.
Einen Mann will ich voll Kraft,
Der das Schlechte wage zu strafen.
An mir ist das alte Sprüchwort
In Erfüllung jetzt gegangen,
Dieses: Wer dich wahrhaft liebet,
Wird die Züchtigung nicht sparen!" —
Da so ehrenvolles Ende
Nahm des Backenstreiches Schmach;
Da er sah, wie mild und zärtlich
Und wie liebevoll sie sprach,
Gab Don Manuel mit Freuden
Endlich ihren Bitten nach;
Und sie schlossen ihrer Hände
Bund noch an demselben Tag.

E. D.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neben jenen in ihrem Ursprunge dem Volke und der Heimat angehörigen epischen Stoffen finden sich in Spanien, wie überall anderwärts, bald auch geistliche ein. Es mußte dem Klerus am Herzen liegen, das Volk mit der biblischen und Heiligengeschichte bekannt zu machen, und welches Mittel war geeigneter dazu, als die im epischen Liede bereits vorhandene, singbare und dem Ohre sich leicht einprägende Form zu wählen. Den unterscheidenden Charakter des Stiles dieser geistlichen Kunstpoesie hat Herr Clarus nicht mit gehöriger Schärfe und Bündigkeit hervorgehoben. Es lag in der Natur der Sache, daß er sich von dem der heidnischen volksthümlichen Heldendichtung wesentlich unterschied. Durfte letztere den gesammten Stoff als bekannt voraussetzen, genügte es mithin, wenn sie Stücke beliebigen Umfanges herausgriff, wenn sie mehr andeutete als ausführte, wenn sie sprungweise fortschritt: so mußte der geistliche Dichter, eben weil es ihm darauf ankam, einen bisher völlig unbekannten Stoff zur Kenntniß seiner Zuhörer zu bringen, sich einer geordneten, ruhigen und ausführlichen Erzählung befleißigen. Erst nachdem die geistliche Poesie diese Bahn gebrochen hatte, lernte die weltliche, die inzwischen auch zu fremden Stoffen gelangt war, ihr das Kunststück ebenmäßig fortlaufender geglätteter Darstellung ab.

Der älteste geistliche und überhaupt der älteste mit Namen bekannte Dichter der Spanier ist Gonzalo von Berceo, aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Ueber seine Lebensverhältnisse und seinen wahren Namen läßt sich aus den spärlichen Nachrichten der vorhandenen Quellen nichts Sicheres ermitteln. Man streitet, ob er Weltgeistlicher zu Berceos gewesen ist oder Ordensbruder des Benediktinerklosters San Millan de Suso, in welchem er seiner eigenen Angabe zufolge in seiner Jugend erzogen worden war. Von seinen Dichtungen haben sich neun erhalten, drei Heiligenleben (des Dominikus von Silos, des Aemilian und der Oria), ein Gedicht über das Meßopfer, eines von den Zeichen des jüngsten Gerichtes, eine poetische Lobrede auf die heilige Jungfrau, eine Beschreibung ihrer Wunder, eine Schilderung ihres Schmerzes am Tage der Kreuzigung und ein Gedicht über das Martyrium des heiligen Laurentius. Er erscheint in derselben als ein schlichter, biederer Mann von wahrhafter Frömmigkeit und gesundem Verstande, der auch dem Scherze sein Recht angedeihen läßt. *)

Mit der durch die Kriege gegen die Mauren und besonders durch den Einfluß der schon viel weiter fortgeschrittenen französischen Ritter herbeigeführten Entwickelung des Ritterthums in Spanien fand sich auch der Geschmack an der im übrigen Europa herrschenden Modelektüre, an den Rittergeschichten, ein und griff so sehr um sich, daß er zur Leidenschaft ward und weit länger vorhielt, als in irgend einem anderen Lande. Es waren besonders die Sagen von den Helden aus der Umgebung Karl's des Großen und des in poetische Nebel gehüllten walisischen Königs Arthur, welche, nach dem Bedürfniß der Zeit umgewandelt und ausgeschmückt, Dichter und Hörer beschäftigten. Daß sie auch in Spanien bekannt waren, beweisen die Romanzen, obgleich ein größeres dahin einschlagendes Gedicht nicht erwähnt wird. Auch das griechische und römische Alterthum mußten beisteuern, um die Sucht nach neuen Geschichten zu befriedigen. Besonderen Beifall fanden die Sagen vom trojanischen Kriege und den Schicksalen des Aeneas, vor Allem aber die wunderlich aufgeputzte Erzählung von den Zügen Alexander's des Großen, der als Muster eines Ritters im großen Stile erschien. Südfranzösische Dichter behandelten nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts zuerst die vollständige Lebensgeschichte des Helden, indem sie aus lateinischen und erweislich sogar aus griechischen prosaischen Quellen schöpfend dieselben ihren Zwecken gemäß umbildeten. In Spanien fand sie während des dreizehnten Jahrhunderts einen Bearbeiter an Juan Lorenzo Degura von Astorga, einem Weltpriester und für damalige Zeiten sehr gelehrten Mann. Er hat von seiner Belesenheit reichlich Gebrauch gemacht, indem er sich nicht eben zum Vortheil des Gedichtes erlaubte, mit seinen Quellen ziemlich willkürlich umzuspringen und vieles aus eigenem Vorrath hinzuzufügen. *)

Schon in diesen wenigen größeren Gedichten, welche aus den beiden ersten Jahrhunderten der geschriebenen spanischen Literatur bekannt worden sind, zeigt sich ein stufenweiser Fortschritt des Phantastischen. Von dem Nächsten und Gegenwärtigsten, nach Zeit und Ort genau Bestimmten ausgehend, gelangte die spanische Poesie allmälig zu einer so vollständigen Ablösung von dem Boden der Wirklichkeit, zu einer so bunten Verwirrung der Zeiten und Räume, zu einer so gänzlichen Vernachlässigung aller Maßstäbe, nach denen im gewöhnlichen Leben gemessen und geurtheilt wird, wie sie in keiner andern europäischen Literatur sich wiederfindet. Wenn diese Mängel in der Zeit der Blüthenperiode, unter den Philippen, durch üppige Fülle der Erfindung und den zauberischen Glanz der Sprache aufgewogen und verhüllt wurden, so treten sie in der literarischen Gattung, die sich während des vierzehnten Jahrhunderts aus den Ritter-Epopöen entwickelten, um so greller hervor. Nachdem nämlich die vorhandenen Sagenstoffe, welche sich doch wenigstens an geschichtliche Personen und eine alte Ueberlieferung anlehnten, ausgebeutet waren, griffen die Dichter, zugleich mit dem Streben, das bisher Gelieferte zu überbieten, in das bunte Reich der Phantasie und erfanden nicht nur die Ausschmückung, sondern selbst auch die Grundlage ihrer Darstellungen. Diese Literatur wucherte in einer zahllosen Masse von Büchern meist sehr untergeordneten Werthes, bis ihr endlich Cervantes durch die beißende Satire seines Don Quixote ein Ziel setzte. Den größten Ruhm unter diesen prosaischen Rittergeschichten und die weiteste Verbreitung erlangte der Amadis von Gallien, als dessen ursprünglicher Verfasser ein Portugiese, Vasco de Lobeira, im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts gilt: die älteste jetzt bekannte spanische Gestalt gab ihm ein gewisser Garcias Ordoñez de Montalvo unter der Regierung der katholischen Majestäten. Das Buch ist ein wüstes Gewebe von Ungeheuerlichkeiten ohne zusammenhaltenden Mittelpunkt, doch entbehrt es nicht gerade jeglichen Vorzuges und enthält einzelne gelungene Stellen, weshalb ihm auch Cervantes allein von allen Ritterbüchern Gnade angedeihen ließ.

3. Didaktik. — Lyrik.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts machen sich neue Einflüsse in der castilianischen Literatur geltend. Die Macht der Araber war so weit gebrochen, daß sie den Christen nur noch im kleinen Kriege einzelner Fürsten lästig werden konnte; es war möglich geworden, die inneren Verhältnisse mit Ruhe zu pflegen. Ferdinand III., der Heilige, ein kräftiger und glücklicher Regent, hatte Castilien, Leon und Galicien aufs neue vereinigt und den Mauren Cordova, Sevilla, Murcia, Cadix und Alicante abgewonnen. Er wendete seinen Eifer auf die Verbesserung des Gerichtswesens und auf die Pflege der Wissenschaften und Künste. Aus den Geschäften suchte er die lateinische Sprache zu verbannen und empfahl dafür den Gebrauch des Romance, welcher durch seinen Nachfolger gesetzlich geboten ward. Sein Sohn Alfons X. (1252—1284), ein Enkel des Hohenstaufen Philipp und, durch die Umtriebe des Erzbischof Arnold von Trier, Titularkönig von Deutschland, verdiente sich durch seine Gelehrsamkeit den Beinamen des Weisen; als Regenten jedoch wollen die Geschichtschreiber ihn eben nicht rühmen, wogegen Herr Clarus ihn in Schutz nimmt. Kunst und Wissenschaft förderte er, indem er wichtige Werke anfertigen ließ, Dichter und Gelehrte unterstützte und selbst schriftstellerte. Mit Benutzung aller astronomischen Arbeiten der Orientalen ließ er durch jüdische, arabische und christliche Mathematiker die sogenannten alphonsinischen Tafeln, die Grundlage der neueren Astronomie, entwerfen; in den, nach ihren sieben Abtheilungen benannten, siete partidas gab er eine umfassende Sammlung aller damals geltenden staats- und privatrechtlichen Grundsätze, welche sich zugleich durch ihre vortreffliche Sprache auszeichnet und als Grundlage der mustergültigen spanischen Prosa betrachtet werden darf; unter seinen Augen ward die Coronica del Rey Alfonso ausgearbeitet. Der König selbst verfaßte mehrere wissenschaftliche Werke in Prosa, unter denen wir eine allgemeine Geschichte von Spanien und den Septenario, eine astrologisch-theologische Abhandlung, hervorheben; sorgfältig sucht er alle Fremdwörter zu vermeiden und durch castilianische Ausdrücke zu ersetzen. Unter dem Titel „das Buch vom Schatze" schrieb er mit Chiffernschrift in Versen eine Anweisung, den Stein der Weisen zu finden; ferner dichtete er in castilischer Sprache „Klagen" (querellas), bezüglich auf die Empörung seines Sohnes Sancho, und endlich im galicischen Dialekte mehr als vierhundert Lieder und Roman-

---

*) Ueber die Quellen von Berceo's Dichtungen hat Herr Clarus nichts beizubringen gewußt. Es mögen für Freunde mittelalterlicher Literatur wenigstens einige Andeutungen hier Platz finden. Zu den Funfzehn Zeichen vgl. Sommer in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum III. 323. Zum Theophilus desselben Abhandlung: de Theophili cum diabolo foedere. Berol. Besser. 1844, und als materielle Ergänzung: H. W. Dasent, Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues. London, Pickering. 1845. Bei Gelegenheit der Wunder unserer lieben Frau äußert Herr Clarus (S. 265): „Es sollte mich nicht wundern, wenn ein zu solcher Arbeit befähigter Katholik durch eine vor allen Dingen die alte Naivetät übertragende Verdeutschung dieser lieblichen Legenden bei seinen Glaubensgenossen noch heut Glück machte und die Freude erlebte, daß er damit auch der erwecklichen Beschauung vielfachen und fruchtreichen Vorschub leistete." Dieser Wunsch ist, wenn auch nicht dem Buchstaben, doch der Sache nach, bereits erfüllt durch das Buch: Marien-Legenden. Stuttg. Krabbe, 1846. Es sind nämlich mehrere der von Berceo erzählten Legenden, nebst anderen zu demselben Kreise gehörigen, auch von einem deutschen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bearbeitet worden, als Episode eines größeren Werkes, des sogenanten alten Passionales. Da sie jedoch in der nach einer lückenhaften Handschrift veranstalteten Ausgabe des Passionales nur zum geringeren Theile enthalten waren, hat sich ein ungenannter Katholik veranlaßt gefunden, sie in einer vollständigen Sammlung besonders herauszugeben und zugleich durch hinzugefügte reichliche Erläuterungen auch einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Derselbe hat auch die Quelle des deutschen wie des spanischen Dichters nachgewiesen in einem alten lateinischen Buche, das von einem Benediktiner Botho in der Gegend von Regensburg im zwölften Jahrhunderte verfaßt seyn soll und als Anhang eines sehr seltenen Werkes (Bernhard Pez, Ven. Agnetis Blanbekin vita et revelationes. Viennae 1731. 8.), dessen Ansicht wir uns nicht haben verschaffen können, gedruckt ist. Diese Nachweisung kann zugleich als Bestätigung dessen dienen, was wir oben über die Verbindungen der Benediktiner gesagt haben.

*) Lorenzo legte seiner Arbeit die lateinische Alexandreis des Walter von Chatillon zu Grunde und ergänzte sie aus einer weit verbreiteten und zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts unter dem Titel Historia Alexandri Magni regis Macedoniae de proeliis oft gedruckten lateinischen Bearbeitung des Kallisthenes, welche von der unter dem Namen des Julius Valerius bekannten Uebersetzung desselben Kallisthenes und deren Auszuge wohl zu unterscheiden ist. Schon Walter selbst hatte einige Stellen aus dieser Bearbeitung in die Erzählung des Curtius eingeschaltet. Sie ist bereits im zwölften Jahrhundert durch Zusätze von mehreren Händen verunstaltet und bis jetzt noch in keiner echten, unverfälschten Handschrift nachgewiesen worden. Das Exemplar, dessen Lorenzo sich bedient hat, enthielt schon sehr viele dieser Nachträge, eben so wie jenes, aus welchem Rudolf von Ems den seiner deutschen Bearbeitung zu Grunde gelegten Curtius ergänzte. Dagegen hat dem Alberic von Besançon ein unversehrter Text vorgelegen. Ob Lorenzo auch französische Gedichte gekannt habe, wird erst eine genaue Untersuchung des Einzelnen lehren. Nur hier und da erinnert eine Wendung an Alberic. Die nicht streng zur Geschichte Alexander's gehörigen Episoden hat Lorenzo aus fremdartigen Quellen entlehnt. Einer der angehängten prosaischen Briefe ist uns in griechischer Fassung bekannt.

zen (cantigas) zu Ehren der Jungfrau Maria, welche nach Bellermann's*) Urtheil weit gelungener sind als die castilischen Poesieen. Ueberhaupt mochte die provençalische Kunstform in Castilien noch lange nicht Eingang finden, obgleich Alfons Troubadours von Ruf unterstützte und an seinem Hofe aufnahm; wenn die Castilianer sich in Nachahmungen derselben versuchen wollten, bedienten sie sich allgemein des schon seit längerer Zeit für jene Weisen ausgebildeten Dialektes ihrer galicischen Nachbarn.

Alfonso's Nachfolger suchten ebenfalls durch Aufmunterung und eigene Schriftstellerei der Literatur förderlich zu werden, doch hatte ihre Bemühung geringen Erfolg, da sie nicht kräftig genug waren, die Zügel der Regierung mit fester Hand zu führen und Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Nur wenige Männer dieser Periode verdienen ausgezeichnet zu werden, unter ihnen der Infant *Juan Manuel*, ein Sohn des Infanten Manuel, Neffe Alfons des Weisen und Ferdinand's des Heiligen, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Während der vielfachen Händel zwischen den Gliedern der königlichen Familie, die er zum Theil selbst anfachte, hatte er hinreichende Gelegenheit, seine vortrefflichen Anlagen zum Staatsmann und Feldherrn auszubilden. Einen reichen Schatz der unter diesen Verhältnissen gesammelten Erfahrungen legte er in seinem Hauptwerke, dem „Grafen Lucanor", nieder, das durch Eichendorff's Uebersetzung **) in Deutschland allgemein zugänglich geworden ist. Das Buch führt uns einen Fürsten, den Grafen Lucanor vor, welcher in allerlei schwierige Lagen verwickelt wird und dann bei seinem Rathe Patronius Auskunft sucht, der ihm jedesmal mit einer passenden Geschichte antwortet. Diese Geschichten sind größtentheils arabischen Ursprungs, auch der Stil selbst soll an arabische Muster erinnern. Ungeachtet der epischen Form des Werkes, tritt schon sehr deutlich die *didaktische* Richtung heraus, welche durch Alfons angebahnt worden war.

Mit reicherem poetischen Geiste ausgestattet erscheint Juan Manuel's Zeitgenosse, der Erzpriester *Juan Ruiz von Hita*, bei dem sich das didaktische Element hinter Ironie, Humor, religiöser Mystik, wahrhaft poetischer Auffassung und arglos spielender Phantasie geschickt zu verbergen weiß. Vertraut mit Inhalt und Form der geistlichen wie der weltlichen Volkspoesie, bewandert in den Erzeugnissen der Kunstdichtung, belesen in der römischen Literatur, gehoben durch eigene vortreffliche Anlage, ist er einer der bedeutendsten Dichter des Mittelalters.

Die übrigen Schriftsteller verwandter Richtung müssen wir der uns gebotenen Kürze wegen übergehen und wenden uns deshalb sogleich zu dem neuen Umschwunge, welchen die castilische Literatur durch äußeren Anstoß in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erfuhr.

An den glänzenden Fürsten- und Edelhöfen der Provence hatte sich, noch ehe irgend eine andere romanische Literatur zur Geltung gelangte, die vorzugsweis lyrische Kunstpoesie der Troubadours entwickelt. Bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, als die Grafen von Barcelona ihre Herrschaft bis nach Süd-Frankreich hinein ausdehnten, fand sie Aufnahme und Verbreitung in Aragonien. Mit dem Verfall des Ritterthums begannen auch die ritterlichen Sänger zu verstummen oder wanderten hinüber nach den spanischen Höfen, wo sich das Ritterwesen länger erhielt und ihnen größere Anerkennung versprach. Ihr Erbe in der Provence fiel den aufblühenden Städten anheim, wie ähnlicherweise in Deutschland ehrsame Bürger das von den höfischen Sängern verlassene Gebiet in Besitz nahmen. Auch in den Städten der Provence ward nun das Dichten ein zunftmäßiges Geschäft, sein oberstes Gesetz strenge Beobachtung der für die Formen aufgefundenen Regeln. Toulouse vor allen suchte sich den Ruhm der einst in seinen Mauern wahrhaft blühenden Dichtkunst zu erhalten; ein zufälliger Umstand begünstigte seine Bemühung. Einige Nachzügler der Troubadours versammelten sich wöchentlich im Garten der Augustinerinnen und lasen einander ihre Poesieen vor. Dem Hange der Zeit nachgebend, beschlossen sie bald, sich zünftig in einer Akademie zu vereinigen. Der Stifter waren sieben, ihre Kunst nannten sie die fröhliche Wissenschaft (gai sabe). Der Magistrat nahm sich der Gesellschaft als Beschützer an und schrieb von Zeit zu Zeit ein feierliches Wettsingen um den Preis eines goldenen Veilchens aus. Schon das erste dieser „Blumenspiele" (1324) fand gewaltigen Zulauf; vom Jahre 1355 ab ward die Zahl der Preise vermehrt: ein goldenes Veilchen der schönsten Kanzone, eine silberne Jasminblüthe dem besten Sirventes oder Hirtengedichte, eine Akazienblüthe der gelungensten Ballade. Auch am aragonischen Königshofe gewann die toulouser Akademie und der Wettkampf Beifall und Nachahmung. Durch das Aussterben des Königsstammes aus dem Hause der Grafen von Barcelona (1410) auf kurze Zeit unterbrochen, ward das Institut auf Betrieb des einflußreichen Marques von Villena unter König Ferdinand mit großem Glanze wiederhergestellt. Die Gunst des Hofes zeigte sich der Dichtkunst doch noch förderlicher als die städtische Vormundschaft in der Provence; Ausias March und Jaime Roig, zwei Valencianer, erwarben sich einen bedeutenden Namen; doch starb bald nach ihnen die limosinische Dichtkunst in Spanien ab und trieb nur noch spärlichen Nachwuchs. Ein anderer Versuch Villena's, dieselbe Einrichtung auch am Hofe Johann's II. von Castilien einzuführen, scheiterte.

(Schluß folgt.)

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

IV. Lord Palmerston.

(Schluß.)

In einer sehr guten Rede, in welcher Lord *Palmerston* nach der Weise des Lord *Lyndhurst* am Schluß des parlamentarischen Feldzuges des Jahres 1842 eine kurze Uebersicht über den Verlauf der in jenem Jahre stattgefundenen Parlaments-Sitzungen gab, sagte er von Lord *Stanley*: Niemand vermöge besser als dieser Lord aus dem Stegreif zu debattiren; Personen aber, die aus dem Stegreif debattiren, seyen geneigt, Alles zu sagen, was ihnen augenblicklich in den Kopf komme, ohne sich bei der Erwägung aufzuhalten, ob es in der That völlig begründet sey. — Hätte Lord *Palmerston* sich darauf eingelassen, sein eigenes Portrait statt des Bildes des Lord *Stanley* zu malen, er würde nicht mit größerem Glück einen an ihm selber bemerkbaren Hauptzug zu treffen vermocht haben. Vornehmlich gerade aus diesem Grunde ist Lord *Palmerston* seiner Partei beim Debattiren so nützlich. Ein vollkommener Staatsmann würde vorsichtiger seyn. Er würde vor der Wahrheit mehr Ehrfurcht und vor politischem Charakter mehr Achtung haben. Auf Grundsätze sein Vertrauen setzend, würde er sich mehr davor hüten, mit den Thatsachen zu spielen, auf welche jene sich stützen. Lord *Palmerston* ist aber ein Meister im Debattiren, nicht immer ein Staatsmann; ein Gladiator ersten Ranges auf dem großen politischen Kampfplatz, und zwar gewöhnlich ein glücklicher; aber, nach Art der Gladiatoren, fragt er wenig danach, ob die Sache, für welche er ficht, die Sache der Wahrheit ist; denn er ist nur darüber in Sorge, wie er seine eigene Geschicklichkeit zeigen und seinen Nebenbuhler überwältigen wird. Der Gewandtheit, mit welcher er seine Gegner bekämpft, — die verwundbaren Stellen derselben mit dem Gift seines Sarkasmus berührt, oder eine Finte von Beweis alle Wirkungen eines wahren Gnadenstoßes hervorbringen läßt, — dieser Geschicklichkeit kommt nur die ihr entsprechende Wachsamkeit und Behendigkeit gleich, mit welcher er sich vor den Angriffen eines Gegners schützt, indem er entweder die Stöße desselben abwehrt oder ausweicht, um nicht getroffen zu werden. In diesen Eigenschaften steht ihm Sir *James Graham* zunächst. Außer allen diesen Vorzügen besitzt Lord *Palmerston* aber auch ein wunderbares Vermögen, sich zu einer scheinbaren Begeisterung für liberale Grundsätze heraufzuarbeiten, und er thut dies mit solchem Erfolge, daß in der That eine sehr aufmerksame Beobachtung und große Erfahrung erforderlich ist, um im Stande zu seyn, den Unterschied zwischen seiner geschickten Nachahmung und der Wirklichkeit zu entdecken. Fast unübertroffen ist er in der Kunst, mit welcher er eine Streitfrage mit einem Schein von Aufrichtigkeit und Billigkeit behandelt, während er dieselbe und seine Bewunderer doch eben nur so weit führt, wie es dem Parteizweck bei der Debatte dienlich ist. Selten läßt er sich so weit gehen, daß er auch nur den geübtesten Debattirern eine Blöße gäbe. Sie können ihn wegen seiner übermäßigen Eitelkeit auf seine amtlichen Verdienste und wegen seiner Unzugänglichkeit für Tadel rücksichtlich dieses Punktes verspotten; sie werden aber kaum vermögen, eine schwache Stelle in der besonderen Beweisführung herauszufinden, welche er gerade jetzt zu geben für angemessen hält. Von der anderen Seite besitzt er selber ein großes Talent, Andere zu verspotten; und wenn er die Argumente eines Gegners entweder unwiderleglich findet oder als nur mit Hülfe eines Grundsatzes widerlegbar ansieht, der gegen ihn selber gekehrt werden könnte; so zeigt er eine große Meisterschaft in der Kunst, jene sich durch einen Seitenhieb vom Halse zu schaffen. Denn er kennt die Natur des Hauses der Gemeinen und besonders seiner eigenen Partei sehr wohl. Er weiß genau, was einen Beifallruf gewinnen wird, und was vermieden werden muß, als geeignet, Lachen zu erregen in einer Versammlung, wo Hochachtung vor Dem, was erhaben ist in Gefühlen und Gedanken, keinesweges sehr häufig sich findet. Auch ist er ein unschätzbarer Gehülfe bei Leitung einer Partei, die, — wie bei der aus Whigs und Radikalen zusammengesetzten Partei der Fall war, — wegen Mangel an einem gemeinsamen Vereinigungsbande und bei ihrer Zerspaltung durch entgegengesetzte Meinungen und Interessen, nur durch die bedeutungslosen und doch begeisternden Allgemeinheiten des Liberalismus in guter Laune gehalten werden konnte. Diese Art quasiphilosophischer Sprache, welche dem rohen, ungebildeten Geiste Derer gefällt, die sich selber dazu erwählt haben, über öffentliche Angelegenheiten und über das Verfahren gebildeter und erfahrener Staatsmänner zu entscheiden, — diese Kunstsprache unbestimmter Demokratie weiß Lord *Palmerston* meisterhaft zu gebrauchen. Er hat das Talent, solchen eitlen Hohlköpfen Fallen zu legen. Unbestimmte, nebelhafte Allgemeinheiten werden unter dem magischen Einfluß seines Geistes hochtönende und begeisternde Grundsätze. Diese Dunstmasse zu etwas Dichterem werden zu lassen, — dem aufgelösten Whiggismus zu gestatten, sich zum Chartismus oder sogar zu dem verachteteren Radikalismus zu konsolidiren, — das würde sehr unschicklich und unangenehm für Einen seyn, der, wie Lord *Palmerston*, in seinen wahren, selbst eingestandenen Gedanken und besonders in seinen Vorurtheilen sich durch und durch als Aristokrat zeigt und geneigt ist, alle Emporkömmlinge im Staatsleben mit der echten, herzlichen Geringschätzung, mit dem erblichen Hochmuth eines „reinen alten Whig" zu behandeln.

Aus dem Gesagten folgt zum Theil, daß Lord *Palmerston* ein guter politischer Taktiker ist. Er wittert scharf und schnell eine Veränderung des

*) Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin, 1840. 4. S. 16. Daselbst auch zwei Proben nebst Uebersetzung.

**) Eichendorff, der Graf Lucanor des Don Juan Manuel. Nach dem Alt-Spanischen. N. A. Berlin, 1842.

Windes in der Politik. Wahrscheinlich denkt er wenig; aber er beobachtet viel. Ein oberflächlicher Blick reicht für ihn hin, die Weise seines Verhaltens zu bestimmen; denn die Volksstimmung des Tages ist das, was er für sich zu gewinnen sucht. Er ist geschickt in der Berechnung der Parteien. Er zählt die Köpfe, und mit der Vermehrung der Zahl derselben häufen sich die schwellenden Perioden seiner Reden. Diese Art zeitdienerischer Staatskunst ist politischer Voraussicht in der Regel nicht günstig; auch möchte Niemand geneigt seyn, jene Eigenschaft dem Lord Palmerston in einem ausgezeichneten Grade zuzugestehen.

Bei Einer Gelegenheit hat sich jedoch der Lord als Prophet erwiesen. Es ist nämlich eine Thatsache, daß er schon im Jahre 1841 nicht nur die Freihandelspolitik Sir Robert Peel's, sondern auch die Zeit ihrer Annahme vorausgesetzt hat. Im September jenes Jahres sprach er folgende Worte: „Herr Peel hat geäußert, er sei nicht geneigt zu erklären, daß er niemals eine Veränderung in den Korngesetzen vorschlagen werde; gewiß werde er dies aber nicht thun, außer wenn er an der Spitze eines einigen Kabinettes stehe. Nun, dann muß er, wenn er auf die Personen blickt, die seine Verwaltung bilden, beinahe fünf Jahre warten, bevor er es thun kann." Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß vier Jahre und acht Monate nach dem Tage jener Vorhersagung Sir Robert Peel seine Maßregel zur Aufhebung der Korngesetze einbrachte. So gut kannten die Whigs ihren Mann.

Um sich beim Debattiren Erfolg zu sichern, opfert Lord Palmerston die Hoffnung auf, ein Redner ersten Ranges zu werden. Es ist das Geschäft des vollkommnen Redners, während er sich an die Leidenschaften wendet oder die Politik des Tages entwickelt, zugleich seine Rede künstlerisch zu gestalten, zu glätten und in dieselbe das einzuweben, was sie für alle Zeit interessant machen muß. Solche Eigenschaften und solche Zwecke sind in den vortrefflichen Parteireden Lord Palmerston's nicht zu erkennen. Diese sind für das Unterhaus, nicht für die Nachwelt, gemacht. Ausgenommen in den zu Fallen für schwache Geister bestimmten Declamationen, deren wir oben erwähnt haben, zeigt sich in seinen Reden kein Streben nach jener höheren Beredtsamkeit, welche die Herzen der Menschen aufzuregen vermag, noch lange nachdem die Stimme des Redenden verstummt und dieser selber todt ist. Man kann aus seinen Reden keine einzelnen Stellen ausziehen, die, so aus dem Zusammenhang gerissen, noch Interesse erwecken. Es finden sich darin fast gar keine Maximen oder Aphorismen, auch keine poetischen Beleuchtungen oder Stellen von deklamatorischer Heftigkeit; von der anderen Seite ist jedoch die Sprache gewählt, der Styl rein und einfach, der Satzbau korrekt, sogar elegant, und die allgemeine Ordnung des Inhalts äußerst geschickt. Die Reden scheinen nicht kunstvoll vorbereitet zu seyn, doch sind sie sehr kunstvoll; und in der durch sie hervorgebrachten Wirkung ist eine solche allgemeine Harmonie, wie sie erwartet werden kann, wenn ein hochgebildeter und wohlgeordneter Geist sich über eine Streitfrage äußert. Sogar über Punkte, die ihn persönlich betreffen, wird man ihn mitunter in einem hohen, gentlemännischen, ganz natürlichen und äußerst eindringlichen Tone sprechen hören. Weil seine Reden eine Art von ernstem Zeitvertreib sind, kann er, wenn er will, alle Parteigefühle bei Seite werfen und über große öffentliche Angelegenheiten in einem männlichen und erhabenen Tone sprechen. Eine seiner ergötzlichen Eigenthümlichkeiten ist die, sich als Eins mit seiner Partei bei allen ihren bedeutenden Handlungen anzusehen. „Wir" kamen zur Macht; „Wir" brachten jene Maßregel ein u. s. w. Diese, ein starkes Gefühl eigener Wichtigkeit ausdrückenden und an das „Ich-und-mein König" erinnernden Redeweisen gränzen zuweilen an das Lächerliche, und zwar um so mehr, weil der edle Lord in dem Rufe steht, in seinem besonderen Amtszweige ein Diktator zu seyn.

Wie schon oben gesagt, geräth Lord Palmerston auf ungeziemende Weise in Eifer, wenn sein besonderer Verwaltungszweig besprochen wird. So wie man seine auswärtige Politik anrührt, kommt er in Harnisch. Ja, wespenartig, wartet er nicht einmal, bis sie berührt wird. Er ist vielmehr von der absoluten Vortrefflichkeit seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und von ihrer Wichtigkeit für die Menschheit so innerlich überzeugt, daß er dieselbe unaufhörlich und unaufgefordert auseinandersetzt. Ohne angegriffen zu seyn, vertheidigt er sich; und nie vertheidigt er sich, ohne irgend einen Anderen ohne Noth anzugreifen. In der That verräth der Lord, wenn er von sich selbst oder von seinen Diensten spricht, keine unnöthige Bescheidenheit. Alle Kriege, die er zu Stande gebracht hat, und alle Kriege, die er nicht zu Stande gebracht hat; — alle die geschickten Manöver, durch die er, während er Frieden verkündigte, eine Art von verdecktem Kriege begünstigte; — diese Dinge hat er dem Unterhause unter allen erdenklichen Vorwänden auf prahlerische Weise vorgetragen. Seine Eigenliebe in Betreff des fraglichen Punktes nimmt beinahe die Gestalt einer Manie an, und sein beständiges Zurückkommen auf seine auswärtige Politik hat die Geduld des Hauses in dem Grade ermüdet, daß dadurch der Einfluß sehr vermindert worden ist, welchen er wegen seines unleugbaren Rednertalentes und wegen seiner anerkannten Fähigkeit als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seit langer Zeit zu haben verdiente und wirklich besaß.

Man darf jedoch deswegen nicht glauben, daß Lord Palmerston vom Unterhause gering geschätzt werde. Ganz das Gegentheil findet statt. Das Haus mag glauben, er zeige einen Mangel an Geschmack und an Takt, indem er so dem herrschenden Einfluß seines Selbstgefühls beständig nachgiebt; nichtsdestoweniger ist dasselbe aber bereit, ihm den vollen Betrag des verdien[ten] Lobes und — was er mehr schätzt — das aufmerksame Gehör zu schenken, [a]uf welches ihm seine Stellung als Minister und als Parlaments-Mitglied [An]spruch giebt. Das Haus räumt gern ein, daß er als Minister der au[s]wärtigen Angelegenheiten Englands etwas von dem Geiste des großen Gra[fen] Chatham offenbart hat in seinem hochherzigen Entschlusse, auf jede Gef[ahr] die National-Ehre unverletzt zu erhalten. Es war sein heißes Verlangen u[nd] seine Pflicht, den englischen Namen in der ganzen Welt geachtet zu mach[en]. Darum nahm er gegen fremde Nationen einen hohen Ton an, und diese fü[hl]ten, daß, so lange Lord Palmerston an der Spitze der Leitung der au[s]wärtigen Angelegenheiten Englands stehe, sie dasselbe nicht ungestraft beleidig[en] könnten. Dies erkannte das Haus vollkommen und war daher geneigt, i[hm] die verdiente Achtung zu erweisen. Während es aber seine beständig[en] Erklärungen und Rechtfertigungen anhörte, konnte es sich nicht verhehlen, [daß] ein Minister, der so wie Lord Palmerston zwischen Krieg und Fri[eden] sich hin- und herbewegte, höchst wahrscheinlich das alte Sprüchwort in Be[zug] auf das endliche Schicksal desjenigen bestätigen werde, der auf zwei Stü[hlen] zugleich zu sitzen versucht. Das Haus sah, daß seine männliche Politik, a[n]statt sich in ruhiger Würde zu zeigen, Abbruch erlitt durch einen rastlos[en] Geist der Einmischung, durch eine Gewohnheit, die Reizbarkeit fremder Na[]tionen aufzuregen, und zwar gleichsam nur in der Absicht, ihnen bemerklich [zu] machen, daß die britische Macht jene Reizbarkeit mißachte. Ein Gegner Lo[rd] Palmerston's charakterisirte daher dessen Verfahren durch die Wort[e] „Rastlose Thätigkeit und beständiges Sicheinmischen." Daß dies die Me[i]nung ist, die über sein Benehmen gehegt wird, scheint der Lord zu wiss[en], denn er hat jene Worte selber angeführt und eine Anwendung derselben a[uf] ihn sich verbeten.

Vom Hause der Gemeinen scheint jedoch das Verdikt ausgesprochen wo[r]den zu seyn, daß die auswärtige Politik Lord Palmerston's mehr muth[ig,] kraftvoll und kundig als würdevoll, klug und weise gewesen ist. Man geste[ht] ein, daß er umfassende Pläne hegt, zu deren Ausführung er vielleicht kei[ne] günstige Gelegenheit gehabt hat; aber zu gleicher Zeit scheint man zu fühle[n,] daß die Schritte, die er that, um jene Pläne auszuführen, als eben so vie[le] Hindernisse wirkten. Er war für allgemeinen Frieden und freien Handelsver[]kehr, glaubte aber, diese Zwecke durch kriegerische Demonstrationen zu er[]reichen. Er hatte Frieden im Munde, aber Krieg in der rechten Hand.

Außerhalb des Parlaments wird Lord Palmerston sehr oft falsch beur[]theilt. Das Volk stellt sich ihn als einen antiquirten Dandy vor. So etwa[s] ist er durchaus nicht, sondern ein Mann von ungewöhnlicher Geistes- u[nd] Körperkraft, auf welchen die Zeit weniger Eindruck gemacht hat als gewöh[n]lich. In seiner Kleidung ist er nicht eigener als andere Leute seines Stand[es,] und wenn er beschuldigt wird, den Grazien zu opfern, so könnten im Unterha[use] hundert Parlaments-Mitglieder von allen Lebensaltern nachgewiesen werd[en,] die mehr Anlaß zum Spott geben, als Lord Palmerston. Die Ansprüc[he,] die er macht, gründen sich nicht auf sein Aeußeres, sondern auf seine geisti[ge] Persönlichkeit. Seine Haltung ist in ausgezeichnetem Grade die eines Gentl[e]man, ruhig und bescheiden, aber männlich. Seine physische Kraft, so w[ie] dieselbe beim Reden in Anwendung kommt, steht kaum im richtigen Verhäl[t]niß zu dem, was sein Geist ihn antreibt zu Stande zu bringen. Sei[ne] Stimme hat einen hohlen Klang. Bei allem Talent im Debattiren fehlt ih[m] jene besondere Verbindung persönlicher Würde mit populären Eigenschaften, welche ihn allein dazu befähigen könnte, der ausschließliche Leiter seiner Par[]tei zu seyn, sollte irgend eine Ursache das Ausscheiden Lord John Russell['s] bewirken.

Mannigfaltiges.

— Omoo. Unter diesem Titel hat ein junger Amerikaner, der sich Herrmann Melville nennt, eine Beschreibung seiner Reisefahrten in der Südsee herausgegeben, die zu den besten Robinsonaden neuerer Zeit gehört. Von guter Herkunft und Erziehung, wurde er, wie es scheint, durch Umstände gezwungen oder von der Laune des Augenblicks getrieben, sich als Matrose auf einem Wallfischfänger zu verdingen, mit welchem er eine Zeit lang den großen Ocean in allen Richtungen durchstreifte, bis er sein Schiff bei der Insel Nukahiwa verließ. Von nun an beginnt eine wahre Odyssee, in deren Verlauf unser Wanderer auch nach O'Tahiti geräth, wo er mit der Königin Pomare zusammentrifft, von der er ein keinesweges schmeichelhaftes Bild entwirft, und nach unzähligen Abenteuern, die alle mit keckem Humor und graphischem Pinsel geschildert werden, schließt das Buch mit seiner Abreise von O'Tahiti auf einem neuen Wallfischzuge nach den Küsten von Japan. Natürlich ist eine gute Portion „Dichtung" mit der „Wahrheit" vermischt, die dem Werke zur Grundlage dienen mag; indessen ist der Verfasser kein Münchhausen — in dem, was er erzählt, ist nichts Unwahrscheinliches: nur das ist unwahrscheinlich, daß einem Manne, der so erzählt, solche Abenteuer in der Eigenschaft eines gemeinen Matrosen auf einem amerikanischen Wallfischfänger begegnen konnten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Dienstag den 10. August 1847.

China.

Fortune's Wanderungen in China.

I. Ueber China im Allgemeinen.

Wenn die Reihe der großen Entdecker mit Cook geschlossen scheint, wenn unsere Kugel, von Pol zu Pol und von Ost nach West durchschifft, durchreist, durchforscht, keine unbekannten Welttheile und Länderstriche von Belang mehr bietet, die aufzufinden wären, so fehlt uns zu einer vollständigen allseitigen Kenntniß der Erde nach jedem ihrer Bestandtheile doch immer noch so viel, so manches längst entdeckte, längst bekannte, auf unseren Karten verzeichnete Land ist, was sein Inneres anbetrifft, noch so sehr terra incognita für uns, daß die forschende Thätigkeit sich über einen Mangel an Beschäftigung und Stoff, an dem sie ihre Kräfte üben kann, sicherlich nicht beklagen darf. Wenn die Entdeckungen der einen Art — die äußeren — aufgehört haben, so fangen die der anderen — die inneren — vielleicht jetzt erst an, ihre größte Bedeutung zu gewinnen.

Unter den Ländern, deren Inneres uns bisher so gut als unbekannt geblieben ist, nimmt China, das Reich der Mitte oder das himmlische Reich, wohl den ersten Rang ein. Je unbekannter aber China uns — trotz der jesuitischen Missionen, denen einen Augenblick der Erfolg zu lächeln schien — blieb, desto mehr wurde über China und seine Zustände zusammengefabelt. Noch Leibnitz nannte Frankreich das China des Abendlandes *), mit welcher Bezeichnung er Frankreich ein Kompliment zu machen gedachte; wogegen eine etwas spätere Zeit Deutschland, besonders aber Oesterreich, jedoch ohne damit eine Verherrlichung Deutschlands oder Oesterreichs zu beabsichtigen, das europäische China nannte. Später noch, als Leibnitz, streute Voltaire den Chinesen seinen Weihrauch. Voltaire hatte vor dem chinesischen Literatenthum in Masse **) einen Respekt, wie er ihn, dem außer dem Jahrhundert seines Ludwig kaum Etwas imponirte, selten anwandelte. Allein mit Voltaire und seinem Einfluß ist es in Frankreich aus, also auch mit der Ehrfurcht, die, auf Voltaire's und der Encyklopädisten Autorität, Voltaire's und der Encyklopädisten Nachbeter und Nachtreter chinesischer Weisheit zollten. Kurz, das himmlische Reich hat die Achtung, in der es zu Leibnitz' und Voltaire's Zeiten stand, vollkommen eingebüßt, und dies um so mehr, je weniger das, was auf authentische Weise von den Verhältnissen China's in Erfahrung gebracht wurde, günstige Vorurtheile in Betreff dessen, worüber noch keine Erfahrungen vorlagen, erwecken konnte. Der Zusammenstoß der Briten mit den Chinesen endlich hätte auch dem blödesten Auge die Misère des chinesischen Staatswesens klar machen können; nur ist diese Erkenntniß noch keine Kenntniß China's.

Der Friede von Nanking, die Folge jenes Zusammenstoßens, hat der Abgeschlossenheit, in der sich bis auf ihn China zu erhalten gewußt, wenigstens insoweit ein Ende gemacht, als er einige Provinzen des himmlischen Reiches den Nachforschungen der Europäer geöffnet hat. Es ist aber in dergleichen Angelegenheiten nie bei einem ersten Schritte, der eigentlich auch der einzige ist, der Mühe kostet, geblieben, und schon die neuen Verwickelungen, in welche die Engländer mit China gerathen sind, haben, wie es scheint, zu einer Erweiterung des Kreises geführt, in dem die europäische Neu- und Wißbegier sich bewegen darf.

Wenn wir es zu erwarten haben, welche Früchte uns neue Zugeständnisse chinesischer Seits für die Folge etwa tragen werden, so haben wir den Stipulationen des Vertrages von Nanking bereits ein Reisewerk zu danken, das ohne dieselben in der Gestalt, in welcher es uns vorliegt, schwerlich hätte erscheinen können.

Es ist betitelt: Three years wanderings in China und von Herrn Robert Fortune, Kollektor der Londoner Gesellschaft für Gartenkultur, verfaßt. Herr Fortune erhielt von dieser Gesellschaft den Auftrag, die durch den Frieden von Nanking geöffneten chinesischen Provinzen in botanischer Hinsicht zu durchforschen, und er reiste zu diesem Zweck im Jahre 1843 ab. Seine Reise dauerte drei Jahre, und er besuchte wiederholt alle Punkte, zu denen den Europäern der Zugang gestattet war, so wie auch einige andere, wohin sie noch nicht kommen dürfen. Er mußte seine Reiseroute dergestalt einrichten, daß er an jedem Orte den Veränderungen beiwohnen konnte, welche die Jahreszeiten im Reich der Vegetation hervorbringen, woraus denn für ihn die Nothwendigkeit entsprang, in einer beständigen Bewegung zu bleiben, so daß er mit Recht seinem Buch den Titel „dreijährige Wanderschaft" geben durfte.

Es sind jedoch nicht die Spezialitäten seiner Wissenschaft, welchen Herr Fortune sein Buch — aus dem wir im Folgenden einige Auszüge geben — gewidmet hat; die eigentlichen Trophäen seiner Reise, die lebenden Zeugnisse seines Unternehmens sind die Pflanzen mannigfaltiger Art, die er aus China in den Garten der Societät in Chiswick übergesiedelt hat und von denen einige sich bereits in England, ja auf dem Kontinent, weiter verbreitet haben. Er erzählt in seinem Buche nur seine persönlichen Abenteuer; er giebt nur die Eindrücke wieder, die ein noch so wenig bekanntes Land und ein eben so wenig bekannter gesellschaftlicher Zustand auf ihn machten.

China — sagt Herr Fortune — galt lange Zeit für eine Art von Feenland. Es liegt so entfernt, daß die Gelegenheit, es zu sehen, nur wenigen Reisenden ward, und selbst diese wenigen kamen über Macao und Canton kaum hinaus. Wenn Lord Macartney's und Lord Amherst's Gesandtschaften bis zur Hauptstadt des Reiches vordrangen, so wurden sie doch zu genau bewacht, als daß sie viele Beobachtungen hätten anstellen können. Was man also von China wußte, schrieb sich größtentheils von den Chinesen selber her und war, wenn nicht gänzlich erlogen, doch in hohem Grade übertrieben, da vom ersten Mandarin bis zum letzten Bettler das ganze Volk von der ausschweifendsten National-Eitelkeit besessen ist. Als ein Beispiel dieser National-Eitelkeit mag die affektirte Gleichgültigkeit dienen, mit welcher die Chinesen die ersten in Macao und Canton ankommenden europäischen Dampfschiffe betrachteten; dergleichen Schiffe — meinten sie — haben wir im Innern des Reiches die Menge.

Die Bücher daher, die man bisher in Europa über China veröffentlicht hat, zeichnen sich nicht eben durch ihre Wahrhaftigkeit aus, und nur der eben angeführte National-Charakterzug erklärt Alles, was man über den vortrefflichen Zustand des Ackerbaues in China, die Industrie seiner Bewohner, die Weisheit seiner Regierung und seiner Gesetze gefabelt hat. Der Nebel, welcher so lange das himmlische Reich unseren Augen verhüllte, beginnt gegenwärtig sich zu zerstreuen, und wir erkennen, daß China ein Land ist, wie alle andere Länder. Freilich hatten die Chinesen den Zustand der Halbcivilisation, in dem sie sich befinden, schon sehr frühzeitig erreicht, allein dies eben, sammt allen ihren Erfindungen, von denen sie keine weiter auszubilden wußten, spricht gegen sie und zeigt, daß sie keinesweges das intelligente Volk sind, für das sie so lange Zeit galten; denn ein solches Volk würde nicht, gleich ihnen, stehen geblieben seyn.

Wenn man von den Chinesen sagt, daß ihr Ackerbau, ihre Industrie ausgezeichnet seyen, so ist das nur insofern richtig, als sie mit den übrigen Ländern Asiens verglichen werden. Wie weit immer die Chinesen aber in Ackerbau und Industrie den anderen asiatischen Nationen überlegen seyn mögen, so können sie sich doch in beiden mit den Völkern des Westens schlechterdings nicht messen.

Die chinesische Regierung, die man nicht weniger gelobt hat, ist eine so schwache, daß bei einem weniger gefügigen Charakter der Bevölkerung das ganze Reich längst in Trümmer zerfallen wäre. Wer in China gereist ist, weiß, daß überall, wo die Einwohner unternehmenderen, kühneren Geistes sind, jeder Versuch, eine den Leidenschaften oder dem Interesse derselben widersprechende Maßregel durchzuführen, die klägliche Ohnmacht der Regierung offenbart. In welcher Schwäche zeigt diese z. B. sich nicht, sobald es den Leuten von der Küste von Fo-Kien, einem tapferen, streitlustigen Stamm, gefällt, ihr nicht zu gehorchen? Was thut sie gegen eine solche Widerspänstigkeit? Nichts, gar nichts. Ja selbst weiter gegen Norden, wo die Mandarinen mehr Gewalt haben und die Männer von Fo-Kien entfernt von ihrer Heimat sind, z. B. in Schanghai, liefern sich die Tschintschu-Männer — so nennt man sie — auf offener Straße bei hellem Tage oft vollständige Gefechte mit Feuergewehr, ohne daß die Mandarinen sammt allen ihren Soldaten nur daran denken, einzuschreiten. Eine Regierung, die nur einigermaßen ihren Namen verdiente, würde gewiß dergleichen Exzesse nicht dulden; aber die Art und Weise, wie die Mandarinen sie nachher zuweilen zu bestrafen suchen, ist zu charakteristisch, als daß ihrer nicht mit einigen Worten gedacht werden sollte. Man läßt die Parteien sich so lange unter einander raufen, als ihr Feuer vorhält und sie noch Blut zu verlieren haben; erst, wenn der eine Theil besiegt und der Kampfplatz mit Todten und Verwundeten bedeckt ist, erscheint ein ganzes Heer von Soldaten

*) S. Guhrauer, Leibnitz, II, p. 95.

**) Les lettrés chinois, die chinesische Gelehrtenkaste, wird an unzähligen Stellen der Voltaireschen Schriften — namentlich im Dictionnaire philosophique — gefeiert. Der reine Deismus, welchen Voltaire ihr zuschreibt, ist es, der ihr vorzüglich sein Lob erwirbt.

und nimmt Alles fest, was es von Flüchtlingen und Verwundeten greifen kann. Es sind nicht die eigentlichen Unruhestifter, nicht diejenigen, die sich am meisten vergangen haben, deren man sich zu versichern sucht, sondern man hält sich im Gegentheil an die Schwächsten, an diejenigen, welche den wenigsten Widerstand leisten können. Ich habe das mehr als einmal mit meinen Augen gesehen. Was würde man aber in Europa zu einem solchen Verfahren sagen?

Trotz Allem, was ich eben bemerkt, habe ich keine üble Meinung von den Chinesen; ich schätze sie vielmehr. Während der drei Jahre, die ich mitten unter ihnen zugebracht, während deren ich ihre Wege durchstreifte und an ihren Tischen speiste, habe ich die Erfahrung gemacht, daß sie bisher fast nur unrichtig geschildert worden sind. Wohl verdienen die Bewohner der südlichen Städte und der Küstenstrecken bis nördlich nach Schanghai hinauf den schlechten Ruf, in dem sie stehen; sie sind voller Hasses gegen die Fremden, aufgeblasen von ihrer eigenen Wichtigkeit und bestehen zum großen Theil aus schlimmem Gesindel, aus Dieben und Seeräubern. Aber es wäre nicht recht, nach ihnen die ganze Nation beurtheilen zu wollen; man darf nicht vergessen, daß in keinem Lande die Bevölkerung der Hafenstädte die beste ist, und daß der Fremde mit ihr zuerst in Berührung kömmt. Eben so wenig darf außer Acht gelassen werden, daß die Europäer selbst dazu beigetragen haben, diese Bevölkerung zu dem zu machen, was sie ist. Im Norden China's, zumal auf dem platten Lande, ist das Volk ganz anders. Freilich trifft man auch dort, wie überall, Diebe, aber im Allgemeinen ist der Reisende weder Beleidigungen noch Gefahren ausgesetzt; die Einwohner sind vielmehr höflich, zuvorkommend, verbindlich, und wenn sie in der Kultur nicht so weit vorgeschritten sind, als die Völker des Westens, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie alle andere Asiaten weit hinter sich zurücklassen.

Frankreich.

Halt! was wollen diese Minen sagen?

Die Teste-Akte ist vor dem Pairshofe durchgegangen, die Minen von Gouhenans sind Minen der Gehenna für viele Großen und Hohen in Frankreich geworden; aber die neuere Weltgeschichte fragt mit den Worten Philipp's II.: Halt! was wollen diese Minen sagen? Die Antwort darauf ertheilt ein französisches Blatt in folgenden ungewöhnlich ernsthaften Worten: „Die Vorgänge bei der Konzession der Minen von Gouhenans und noch mehr die Folgen und die Betrachtungen, welche sich an den Gang des Prozesses knüpfen, haben einen Zipfel von dem Schleier aufgedeckt, welcher auf dem Unglücke Frankreichs ausgebreitet liegt: der ungeheure Rotten-Borough, der die Majorität nach der Kammer schickt, durch welche Frankreichs Demoralisation Gesetzeskraft erhält, hat einen kleinen Stein ins Fenster bekommen, und bald wird vom Ministerium des 29. Oktober nur noch Guizot allein da seyn und wird, vor seinem Abgange stolz das Land herausfordernd, wie der Prophet Samuel sagen: Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich Jemandes Ochsen oder Esel genommen; ob ich Ochs oder Esel gewesen bin, mich ertappen zu lassen ɪc. ɪc. Sicher ist es, daß die Schlußfolgerungen aus dem entdeckten und so ungleich bestraften Skandal bei allem Gesagten noch nicht erschöpft sind, und wenn die Feinde des französischen Namens schadenfroh den Vorgang ausbeuten, so sind wir nicht durch Widerlegung im Stande, sie in ihrer Freude zu stören."

Im weiteren Verfolg giebt jenes Blatt einzelne Bemerkungen, wovon wir einige herausheben: „Die vier Angeklagten vertreten durch ihr Verhältniß zu einander die größere Bevölkerung des Landes, einen Bestechlicher gegen drei Bestecher, d. h. die Beamten, Wähler nebst Helfern, Strohmännern, Zeitungsschreibern ɪc. mögen zwei Millionen erwachsene Männer ausmachen, die da nehmen, und sechs Millionen mögen da seyn, die da geben.

Die Kugeln, welche Teste auf seine Brust aus Doppelpistolen gerichtet, sind wie Federbälle von der Mauer abgeprallt; wir würden dies mit größerer Klarheit begreifen, wenn die Kugeln gegen die Stirn gerichtet gewesen wären, denn diese ist von Eisen. Nur mit solcher Stirn konnte Teste am Vorabend der Offenbarung seiner Schuld die Majestät des Königs und der Pairskammer herabwürdigen, indem er Briefe voll Unschulds-Erklärungen an sie richtete, Briefe, denen die Erhabenheit des Trostes des reinen Bewußtseyns und die Zuversicht des Sieges vorausgehen muß. Nach dem Ausgange der Dinge muß es der Welt erlaubt seyn, zu vermuthen, daß der Angeklagte hoffte, hohe und viele Gleichschuldige würden sich vereinigen, eine Niederschlagung der Anklage oder eine Freisprechung davon zu bewirken. Welcher Pfuhl von Nichtswürdigkeit öffnet sich aber bei solcher Voraussetzung vor dem Blicke des Beobachters!

Das Urtheil des Pairshofes zeigt an sich die Corruption der Machthaber. Offenbar hat Cubières Strafe verdient; denn wer sich durch Bestechung einen Vortheil erwirbt, ist dem gleich, der gestohlenes Gut vom Diebe kauft. Allein durfte Cubières zu demselben Standpunkte der Entehrung erniedrigt werden, wie Teste? Durfte der Benutzer des Verbrechens so hart wie der Verüber desselben bestraft werden? Aber man vergesse nicht, wie gern die Herren auch das Verbrechen des Teste für leichter und verzeihlicher gehalten haben würden, wäre nicht plötzlich in den untersten Klassen des Volkes ein drohender Sinn für Ehrlichkeit zum Durchbruche gekommen; man nimmt nun eine Drakonische Haltung an, straft mit blutiger Strenge — um aber die jetzige Verwaltung nicht preiszugeben, deren Mitglied, Freund, Begünstigter Teste war, muß auch Cubières als gewesenes Mitglied des Ministeriums Thiers fallen, damit wenigstens der flache Haufe meine, es sey in beiden Lagern gleiche Gesinnung und gleiche Gesinnungslosigkeit.

Der Pairshof ist ein wahres Scherbengericht; denn Scherben ehemals kostbarer, feiner und kunstvoller Vasen sind die meisten Pairs; Scherben und Reste ehemals glänzender Berühmtheiten. Dieses Scherbengericht nun stößt einen so tapferen, im Dienste des Vaterlandes grau gewordenen Krieger aus seinen Reihen — er möge nicht untröstlich seyn; es nimmt ihm die Ehrenlegion, die ihm doch gewiß der Kaiser verlieh — er möge nicht untröstlich seyn; denn, Mitglied der Pairskammer in diesen Zeiten seyn, heißt nicht mehr die unbedingte Anerkennung der Verdienste und Tugend erworben haben, und die vom Kaiser verliehene Ehrenlegion kann nicht von Leuten genommen werden, die mit diesem Orden so freigebig gegen In- und Ausländer sind, die ihn so entweiht haben, daß ihn alte Krieger (wie jener edle Veteran in Frère Jacques von Paul de Kock) gern verbergen. Die Ausstoßung Cubières' aus den Reihen der Armee und der französischen Bürger dagegen ist materiell ein großer Nachtheil für den Bestraften; moralisch genommen, entehrt sie ihn durchaus nicht, da das Verbrechen des Bestechens in mehr oder minder hohem Grade, in dieser oder jener Farbe, unter dieser oder jener Gestalt Tausenden von sonst rechtlichen Männern zur Last gelegt werden muß. Genug, Cubières mußte der Strenge der sich diesmal auf einen besonders hohen Stuhl der Gerechtigkeit setzenden Pairskammer zum Opfer fallen, weil die corruptionelle Politik und nicht die correctionelle Rechtspflege ein Opfer forderte, weil es auf die Wunde, die Teste schlägt, ein lindernder Balsam ist, sich mit der Schuld Cubières' zu trösten, welcher Thiers' Anhänger und also ein Bestandtheil der Opposition ist.

Was die Folgen der aufgedeckten und wahrscheinlich noch weiter aufzudeckenden Schändlichkeiten für das Ansehen Frankreichs im Auslande betrifft so sind sie in nicht wegzuleugnender Wahrheit sehr betrübend. Rußland wird sich mit uns trösten, wenn man von seinen Corruptionen spricht; England wird triumphirend auf das Uebergewicht des gentlemanischen Charakters seines Volkes hinweisen, und Deutschland wird sich in die Brust werfen und behaglich mit sittsamen Sprüchen in voller Breite der Tugendhaftigkeit um sich werfen, ja die wohlgenährten Spekulanten à la Absolutismus werden sich vergnügt die Hände reiben und sprechen: Seht, das sind die Früchte der constitutionellen Verfassungen! Seht, wie theuer das französische Thorenvolk seine angebliche Freiheit bezahlt! Seht, wie die freie Presse Heuchelei, die Kammern Betrug und die Verantwortlichkeit der Minister leere Worte sind! Allein wir entgegnen darauf: Auch in den administrativen Annalen Englands ist nicht jeder Tag ein heiliger; Deutschland dagegen giebt wohl auch in seiner Vergangenheit manche Blöße. Die freie Presse enthüllt hier doch endlich Alles und führt zur Bestrafung des Verbrechens."

Ohne zu untersuchen, ob die Vergleichungen mit den sittlichen Zuständen anderer Länder zum Theil oder ganz falsch sind, müssen wir nur sagen, daß die Offenbarung dieser Thatsachen in den höheren Schichten der französischen Gesellschaft Frankreichs Kraft im Innern und Ansehen nach Außen auf Jahre lang lähmt. Im Innern ist alles Vertrauen zur Verwaltung gestört, und jede noch so nützliche Unternehmung, welche von ihr ausgeht, wird bei dem einmal auf die Lauer gelegten Volke im zweideutigsten Lichte erscheinen; immer wird man hier vermuthen und dort gar behaupten, die Unternehmung sey nur eine Speculation, aus welcher die Mitglieder und Freunde der Verwaltung Profit machen wollen. In solcher Vermuthung werden die Franzosen allerdings bestärkt, wenn sie nur auf den traurigen Zustand ihres Seewesens blicken, wo, trotz der ungeheuren Summen, welche jährlich darauf verwendet werden, dennoch der Prinz von Joinville selbst noch vor kurzem erklärte, daß die französische Marine durch einen Sieg über die englische Flotte zu Grunde gehen muß. Bei dem Landheere ist es gewiß nicht viel besser, wie Figura Algier zeigt, wo für ein Land, das kaum zwei Millionen Einwohner zählt, stets 100,000 Mann Soldaten auf dem Papier, d. h. als vom Lande zu bezahlende Rechnung, aufgeführt sind, und die obersten Beamten der Armee stehen nicht immer als Musterbilder der Uneigennützigkeit da. Man erinnert sich noch des Skandals beim Frieden von der Tafna, wo der General, jetzige Marschall, Bugeaud in geheimer Bedingung sich von Abdelkader eine Summe von 150,000 Thalern auszahlen ließ, und zwar mit Bewilligung des Ministers, um, wie nachher angegeben wurde, in seinem Wahlbezirk Vicinalstraßen zu bauen! Man erinnert sich eines anderen Falles, welcher zu heftigen, aber erfolglosen Angriffen in der Kammer Anlaß gab, Angriffe, deren Gegenstand kein Anderer als Marschall und Premier-Minister Soult war. Ein Gesetz nämlich verbietet den Ministern, den Gehalt für etwaige andere Aemter zu beziehen, in deren Besitz sie sind. Trotzdem ließ sich Soult neben seinem Gehalte als Minister noch fortwährend seinen Gehalt als Marschall auszahlen und erklärte, er habe sich diesen durch seine Dienste und Wunden erworben und kein Gesetz solle ihm denselben entziehen. Wahrscheinlich hat er trotz ausdrücklicher Gesetze, nicht aufgehört, seine verschiedenen Gehalte zu beziehen.*) Wie schwach nach solchen inneren Zuständen und Vorgängen der Einfluß Frankreichs im Auslande seyn muß, ergiebt sich von selbst. Es darf eigentlich gar nicht mucksen! Großmächte zeigen ihm gleich die Zähne und „sagen es durch ein Nadelöhr", und kleine Mächte sagen ihm gleich die bittern

*) Wir kennen ein Städtchen im westlichen Deutschland, wo noch heute ein abschreckendes Denkmal von den Erpressungen eines jungen Obersten Soult zurückgeblieben ist. Es war in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo der Oberst Soult ein Jahr in jenem Städtchen lag, und die Kosten seines Unterhaltes waren so stark, daß die Kommune noch jetzt eine Schuldenlast von 30,000 Fl. davon übrig hat. Unter Anderem mußte auch das Lieblingspferd des Obersten auf Kosten der Einwohner täglich mit Mandelmilch gewaschen werden!

Wahrheit, daß es nur mit ihnen anzubinden wage, und daß sie sich auch nicht vor ihm sonderlich fürchten. So neuestens die Schweiz, wo Frankreich die unglücklichste Zeit gewählt hat, sich ein Ansehen zu geben, wo es die unglücklichste Gelegenheit ergriffen hat, seinen Ruf als antirevolutionair bei den kontinentalen Großmächten zu rehabilitiren, und wo es an den unrechtesten Mann mit diesen Versuchen gerathen ist.

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

(Schluß.)

Johann II. (1406—1454) war streng rechtgläubig und im Sinne seiner Zeit gelehrt erzogen worden. Gelehrte, Dichter, Priester und Mönche bildeten seinen Umgang, gelehrter und poetischer Müßiggang, Jagd, Vogelbeize und Hoffeste seine Beschäftigung; die Regierung überließ er seinem übrigens einsichtsvollen Günstlinge, dem ehemaligen Pagen Alvarez de Luna. Gegen Letzteren erhoben sich die Schwäger des Königs und die castilianischen Großen, später auch der Kronprinz Heinrich. Vielfache Intriguen und Fehden wurden angesponnen, unter denen das Land bitter litt. Der König verbannte nothgedrungen den Liebling, rief ihn dann mit großen Ehrenbezeugungen zurück, ließ ihn endlich feigherzig fallen und seine Enthauptung durch Henkershand geschehen. (1453.)

Unter solchen Verhältnissen konnte eine mit unkräftigem Behagen schaffende Dichtkunst nicht gedeihen. Wenngleich die höchsten Ehren, Würden, Stellen und Einkünfte den Dichter lohnten, wenngleich das Dichten am Hofe zur Leidenschaft, ja zur ansteckenden Krankheit ward, wenngleich über hundert Poeten aus diesem Kreise namhaft gemacht werden: ihre Bemühungen konnten wenig mehr austragen als eine durch emsige Feile erhöhte Glätte der Sprache und des Verses. Was Besseres in ihren Erzeugnissen durchschimmert, beweist eben nur die Unverwüstlichkeit des poetischen Kernes der spanischen Natur, der selbst in den engen Banden des höfischen Treibens seinen Lebenskeim bewahrte. Vortrefflich charakterisirt Ferdinand Wolf diese höfische Lyrik: „In Beziehung auf die Form", sagt er, „bemerken wir ein sichtbares Streben nach Eleganz im Ausdrucke, einen weit künstlicheren Perioden- und Strophenbau, das Festhalten und Ausspinnen eines Gedankens, bis alle seine Wendungen erschöpft sind, ein gesuchtes Spielen mit Begriffen und Worten, ein beinahe schulgerechtes Argumentiren in poetischen Syllogismen mit einer epigrammatisch-sententiösen Pointe; in Beziehung auf den Inhalt sind die in ein System gebrachte und in Förmlichkeiten festgebannte Liebe und eine dogmatisirende Andacht, verbunden mit einer grübelnden Spitzfindigkeit und einem reizbaren Geiste der Kontroverse, fast die ausschließenden Gegenstände derselben. Zwar läßt sich auch den Erzeugnissen dieser kunstmäßigen Lyrik Eigenthümlichkeit und Nationalität nicht absprechen; aber diese Umgestaltung der Kunstpoesie im Verhältniß zur vorhergehenden Epoche war doch zu auffallend, als daß sie ohne eine äußere Einwirkung so hätte vor sich gehen können."

Nur von wenigen jener Dichter haben sich Nachrichten über ihre Lebensumstände erhalten, von den meisten ist nichts weiter bekannt, als der Name. Als Sterne erster Größe glänzten am Hofe die Marqueses Don Enrique de Villena, Don Iñigo de Santillana, Juan de Mena und Jorge Manrique, bei denen wir wenigstens einen Augenblick verweilen müssen.

Villena trug besonders viel bei zur Entwickelung des eigenthümlichen Charakters dieser Periode. Er war gelehrt und besaß eine große Bibliothek: in theologischen Dingen gelangte er zu freien Ansichten. Beides brachte ihn in den Geruch der Ketzerei und Zauberei. Nach seinem Tode saß ein unwissender Pfaff über die hinterlassenen Bücher zu Gericht und ließ über hundert davon verbrennen. Außer lyrischen Gedichten, die sich durch nichts vor denen der Zeitgenossen auszeichnen, verfaßte Villena ein verloren gegangenes Drama, eine ebenfalls verlorene Uebersetzung des Dante, eine andere von Virgil's Aeneide und eine Anweisung zur Troubadour-Poesie.

Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana, zeichnete sich aus als Feldherr und Staatsmann; fortwährend von öffentlichen und Privat-Angelegenheiten in Anspruch genommen, wußte er gleichwohl Zeit für die Pflege der Gelehrsamkeit und Dichtkunst zu erübrigen. Er sammelte eine bedeutende Bibliothek, aus welcher sich noch dem Brande seines Palastes entgangene wichtige Denkmäler der älteren spanischen Geschichte und Literatur erhalten haben. Von seinen zahlreichen poetischen Erzeugnissen sind viele auf uns gekommen; am wichtigsten für die Literarhistoriker ist ein berühmter Brief an den Connetable von Portugal, in welchem der Marques sich über poetische Kunst und Dichter seiner und der früheren Zeit ausläßt. Herr Clarus theilt ihn in vollständiger Uebersetzung mit. Beachtung verdient ferner eine von Santillana angelegte reiche Sammlung castilianischer Sprüchwörter, deren viele ein sehr hohes Alter verrathen.

Als Dichter am bedeutendsten unter den Genannten erscheint Juan de Mena. Sein Hauptwerk, das Labyrinth, enthält viel schöne Gedanken und Wendungen, obgleich es durch reichliches Moralisiren und Allegorisiren frostig geworden ist, ein Fehler, der sich großentheils von der Bekanntschaft mit Dante herschreibt und allen Dichtern jener Periode anhaftet. Besser gelungen sind seine Lieder.

Jorge Manrique, der bedeutendste Verskünstler einer ganzen dichtenden Familie, verfaßte ein berühmtes Klaggedicht auf den Tod seines Vaters und eine Anzahl von Liebesliedern, in denen die Leidenschaft mit möglichster metaphysischer Spitzfindigkeit zerfasert wird.

Die Erzeugnisse der übrigen Dichter sind unter sich und von denen der genannten Stimmführer so wenig unterschieden, lassen den Charakter der einzelnen Personen so wenig hervortreten, daß es unmöglich ist, eine innere Geschichte der lyrischen Poesie von Johann II. bis auf Karl V. zu schreiben. Deshalb können wir uns hier eines weiteren Eingehens auf dieselben füglich überheben.

Die Gedichte jenes höfischen Kreises und seiner Nachahmer zerfallen in geistliche Poesieen, Lehrgedichte, Liebes- und Scherzlieder. Schon früh veranstaltete man Sammlungen derselben, unter dem Namen cancioneros, welche nicht wenig dazu beitrugen, daß die Handschriften der sämmtlichen Werke einzelner Dichter selten wurden und verloren gingen, da man sich an der bequemen, in den cancioneros zusammengestellten Auswahl des Gelungensten genügen ließ. Die älteste bekannte Sammlung veranstaltete bereits unter Johann's II. Regierung Juan Alfonso de Baena, der selbst Dichter war und seine eigenen Verse mit aufnahm. Eine Ausgabe derselben ist versprochen. *) Das älteste gedruckte cancionero, die Grundlage der späteren, besorgte Hernando de Castillo im Jahre 1510. In jeder Hinsicht vorzüglich, eine strenge und sorgsame Auswahl des wahrhaft Besten, ist Böhl de Faber's zu Hamburg 1821—23 in drei Oktavbänden erschienene Floresta de Rimas Antiguas Castellanas.

Um unseren Lesern nach der trockenen Auseinandersetzung nun auch eine lebendige Anschauung von dem Charakter dieser Lyrik zu geben, lassen wir einige der zierlichen metrischen Uebersetzungen des Herrn Clarus folgen, mit denen er leider allzu sparsam gewesen ist; denn obgleich wir das Gewicht seiner Entschuldigungsgründe aus eigener Erfahrung wohl kennen, meinen wir dennoch, daß eine auch nur mäßig gelungene metrische Uebersetzung dem besten prosaischen Auszuge bei weitem vorzuziehen sey.

Don Alonzo de Cartagena (geb. 1396, gest. 1456), Bischof von Burgos, aus jüdischer Familie stammend, ausgezeichnet durch strenge Sitte und Gelehrsamkeit, auch in Staatsgeschäften erfahren:

So Körper wie Seele, so Sterben wie Leben
Erleuchten, umnachten des Feuers Gewalten,
Wohin sie, die fassenden, raffenden, streben,
Da tödten sie, ohne je selbst zu erkalten.
Was thu' ich, da Alles mir Feindschaft verkündet?
Da Gutes und Böses nur Leiden mir schafft?
Mich glühet das Feuer, das wild mich entzündet,
Des G'walt mich bewältigt, mich hält und mich bindet,
Mich bindet und löset mit siegender Kraft.

Wo soll sich mir Trauer, wo Freude mir zeigen?
Seit rings mich so große Gefahren betroffen,
Muß ich weinen, muß lachen, muß reden, muß schweigen,
Kein Heil ist zu finden, zu suchen, zu hoffen.
Nicht such' ich's zu suchen, noch mag ich's ersiegen,
Bedräut und bedrängt von so grimmigen Plagen,
Nicht will ich besiegt seyn, noch will ich besiegen;
Nicht will ich beschweren, noch will ich vergnügen;
Nichts weiß ich zu thun und nichts weiß ich zu sagen.

Was thu' ich voll Trauer bei solcher Beschwerde,
Wen sendet Ihr, daß er mir helfe in Plagen,
Wohin auf der Erde, daß ruhig ich werde?
Was fühl' ich, was thu' ich, was nehm' ich zu tragen?
Gebt Mittel zum Heile; ich kann's nicht erreichen,
Mein Uebel zu heben, mein Leid zu bezwingen,
Ich zeig's, ich versteck' es, muß dulden, muß schweigen,
Drum wird mir, drum muß mir das Leben zerspringen.

Der portugiesische Infant Juan Manuel, am Hofe Königs Johann II. von Portugal, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, nicht zu verwechseln mit dem oben genannten Infanten Juan Manuel, dem Verfasser des Conde Lucanor:

Meine Seel' erliegt im Bangen,
Muß in Bälde untergehen,
Wenn sich so entgegenstehen
Schamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Liebe heißt mich, daß ich sage,
Scham dagegen macht mich feige,
Liebe treibt mich, daß ich sage,
Scham will, daß ich leid' und schweige,
So daß, kann ich nicht gelangen
Noch zu einigem Entschluß,
Mich Wehrlosen tödten muß
Schamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

4. Drama. — Prosa. — Isabellens Stellung zur Literatur.

Den Abschnitt über die Anfänge des Theaters dürfen wir um so mehr übergehen, als er nach der umfassenderen Arbeit des Herrn von Schack **) nichts Neues von Belang darbietet. Nur einige kleine von Herrn Clarus übersetzte Gedichte Gil Vicente's (geb. 1480, † 1557) wollen wir beiläufig einschieben, die einen frischeren und gesunderen Duft aushauchen, als die Zimmerblumen der Hofpoeten.

*) Zwar giebt Herr Gräße in seiner Literärgeschichte II, 1. 983 die Ausgabe als erschienen an unter dem Titel: Le cancioneiro de Juan de Baena ou Collection d'anciens Troubadours espagnols inédits publ. pour la prem. fois p. Fr. Michel. Paris, 1842. IV Vol. 8., doch ist es uns hier in Berlin eben so wenig gelungen, als Herrn Clarus, derselben ansichtig zu werden, und auf unsere Erkundigungen ward uns nur die Nachricht, daß Herr Fr. Michel seit längerer Zeit eine Ausgabe rüste.

**) Vgl. Magazin 1846, Nr. 67 ff.

1.

Der Rosenbusch.

Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von dem Busche komm' ich;
Am Geufer jenes Baches
Schaute ich den Busch in Knospen,
Von dem Busche komm' ich;
An den Ufern jenes Flusses
Schaute ich den Busch in Blüthe,
Von dem Busche komm' ich her;
Da ich seh' den Busch in Blüthe,
Brach ich seufzend mir die Rosen;
Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von dem Busche komm' ich her.

2.

Schönheit des Mädchens.

Gar zu lieblich ist das Mädchen,
Wie sie schmuck ist, ist sie schön,
Sage nun, mein guter Schiffer,
Der Du auf den Schiffen lebest,
Ob das Schiff, ob seine Segel
Und die Sterne wohl so schön sind?
Sage an, mein guter Ritter,
Der Du Dich in Waffen kleidest,
Ob das Roß und ob die Waffen,
Ob der Kriegeskampf so schön sind?
Sage an, mein Hirtenbube,
Der Du weidest Deine Heerde,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Berge wohl so schön sind.

3.

Zorn des Mädchens.

Zornig ist das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden?
Ins Gebirge geht das Mädchen,
Ihre Heerde will sie weiden,
Schön ist sie, als wie die Blumen,
Doch erzürnt wie Meereswogen.
Zornig ist das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden?

Ehe wir die hauptsächlichsten prosaischen Werke dieser Periode anführen, gedenken wir, ein wenig rückwärts greifend, noch eines höchst merkwürdigen Mannes, des heiligen Vicente Ferrer (geb. 1346 oder 1357, † 1419). Mit wunderbarer Predigtgabe ausgerüstet, durchzog dieser Dominikaner alle Provinzen seines Vaterlandes, Süd-Frankreich, Savoyen, Burgund, die Picardie, Normandie, Poitou, Bretagne und selbst einen Theil der britanischen Inseln, predigte überall vor zahllosen Menschenhaufen in dem Dialekte seiner Vaterstadt Valencia und ward, wie berichtet wird, dennoch von allen Zuhörern verstanden. Die Wirkungen seiner Predigten sollen unglaublich gewesen seyn. Zur schriftlichen Darstellung bediente er sich nur der lateinischen Sprache.

Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit lieferte Gutierre Diaz de Games in der Lebensbeschreibung des tapferen Kriegers Grafen Pedro Niño de Buelna, dessen Bannerträger er war. Die Erzählung ist leicht, ohne trivial zu werden; eingemischte Reflexionen verrathen das erwachende Streben nach Pragmatik; kräftiger rhetorischer Ausdruck wechselt am geeigneten Orte mit Naivetät oder Derbheit. Einfluß der Lektüre von Ritterbüchern auf Stoff und Behandlung läßt sich nicht verkennen.

Weit bedeutender ist der Leibarzt König Johann's II., Fernan Gomez, bekannt unter dem, wahrscheinlich nach seiner Vaterstadt ihm gewordenen Namen Cibda Real. Mit den hervorragendsten wissenschaftlichen und dichterischen Persönlichkeiten seiner Zeit stand er in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel. Besonders Juan de Mena theilte ihm seine Werke mit, um sie dem Könige vorzulesen, dessen Vertrauter er bis an seinen Tod blieb. Die Briefe Cibda Real's, leider in unvollständiger Sammlung erschienen, geben schätzenswerthe Beiträge zur Zeitgeschichte, namentlich der geheimen, indem sie die Absichten, Leidenschaften und Triebfedern vieler damals mächtiger Männer bloßlegen. Es ziert sie anmuthiger Stil, Bestimmtheit des Ausdruckes und beredte Kürze anschaulicher, dabei zwangloser Beschreibung. Streben nach kunstmäßiger Gestaltung des Briefstiles tritt überall hervor.

Kurze Erwähnung wenigstens verdient Fernan Perez de Guzman, der in seinen unter dem Titel generaciones y semblanzas erschienenen Biographieen vor Allem historische Zuverlässigkeit erstrebte und durch sie der spanischen Prosa ein eben so neues Gebiet eroberte als Cibda Real durch seine Briefe.

In die Fußstapfen Beider zugleich trat der berühmtere Reichshistoriograph Ferdinand's und Isabellens, Hernando del Pulgar. Außer seiner Chronik Ferdinand's und Isabellens und einem Kommentar zu dem satirischen dialogischen Schäfergedicht Mingo Rebulgo sind am meisten gefeiert seine claros varones, vierundzwanzig Biographieen von ihm persönlich gekannter Großen und Prälaten. Diese mit 32 angehängten Briefen im Jahre 1500 zuerst erschienenen Lebensbeschreibungen „charakterisiren ihren Verfasser als einen Mann von hoher Geistesbildung, sicherem psychologischen Blicke und ruhiger Auffassung des ganzen Verlaufs eines Menschenlebens, in welchem er den rothen Faden mit Scharfsinn aufzufinden und in seinem Verlauf offen zu legen versteht." Er urtheilt mit Freimüthigkeit und ehrenfester Gesinnung, ohne bei bedenklichen Gegenständen der gebührenden Zartheit zu vergessen.

Der übrigen Geschichtschreiber des 15. Jahrhunderts geschweigen wir. Schon ihre nicht geringe Anzahl und die ununterbrochen fortgesetzte Ernennung öffentlicher Historiographen durch die Regierung giebt Zeugniß, wie theuer dem Spanier seine Vergangenheit war, wie er an der Väter Ruhm die Hoffnung des eigenen nährte und seine patriotische Phantasie befruchtete. In den Werken selbst gewahrt man immer deutlicher das Hervortreten des Ahnen- und Familienstolzes, der später zum sprüchwörtlichen Vorwurfe geworden ist. — Die lehrhafte Prosa tritt vor der geschichtlichen an Umfang und Bedeutung noch zurück.

Als Ausgangspunkt seines Werkes hatte Herr Clarus die Regierung Ferdinand's und Isabellens gesetzt. Unter dieselbe fallen allerdings Ereignisse von der höchsten Bedeutung, welche, tief in das Volksleben eingreifend, neue Ideen und Anschauungsweisen hervorrufen mußten: die Eroberung Granada's, die Entdeckung Amerika's, die Vereinigung der Kronen Castiliens und Aragoniens mit der Verschmelzung von ganz Spanien zu einem Reiche, das Streben nach unbeschränkter Königsgewalt, die durch Neapels Eroberung bewirkte engere Verbindung mit Italien und daraus hervorgehender mächtiger Einfluß der italiänischen Literatur auf die spanische, endlich die Einrichtung der Glaubensgerichte. Allein die Wirkungen aller dieser Einrichtungen und Begebenheiten machen sich erst allmälig geltend, und Isabella selbst stand ihrem persönlichen Charakter nach so ganz noch im katholischen Mittelalter, daß ihre Bemühungen um die Förderung der Literatur mehr die Erhaltung und Belebung des Bestehenden als die Eröffnung neuer Bahnen bezweckten. Was etwa in letzterem Sinne gedeutet werden könnte, war nicht sowohl aus freier Ueberlegung der Königin entsprungen, als vielmehr ein Zugeständniß von ihrer Seite an den bereits drängenden Geist der heranbrechenden neueren Zeit. Und wie viel Mittelalterliches hat sich gerade in der spanischen Literatur bis in die neuere Zeit hinein erhalten! Dem Geschichtschreiber der folgenden Periode liegt es ob, diese Ueberreste in Umfang und Ursprung zu erklären. Wir wünschen wohl, daß Herr Clarus sich zur Bearbeitung der neueren Zeiten entschließen möchte; da für sie eine gelehrte Kenntniß der benachbarten Literaturen nicht so dringend nothwendig ist und die auf dem bereits zurückgelegten Wege gesammelten Erfahrungen ihm zu Gute kommen, würde er sicher im zweiten Werke das erste um ein Bedeutendes übertreffen.

Bemerken müssen wir schließlich noch, daß das Buch, obzwar äußerlich gut ausgestattet, durch eine Unzahl grober Druckfehler verunstaltet ist, und daß der Mangel eines Registers sich sehr fühlbar macht. J. Z.

Mannigfaltiges.

— Die Ischioten. Ein englischer Reisender, Herr Francis, der im letztvergangenen Sommer einen Ausflug nach den kleinen Inseln Ischia und Capri machte, theilt anziehende Nachrichten über diese reizenden Eilande und über das sorglose Völkchen mit, welches sie bewohnt. Nirgends ist das italiänische dolce far niente mehr zu Hause, als unter den Einwohnern von Ischia, und diesem unseligen Hange zur müßigen Träumerei ist es zuzuschreiben, daß sie mitten unter den Gaben einer reichen Natur nicht selten den bittersten Mangel leiden. „Viele von den Alten und Gebrechlichen unter ihnen", schreibt unser Verfasser, „sprachen davon, daß sie den kommenden Winter wahrscheinlich vor Kälte und Hunger sterben würden. Aber der Nothstand wäre nicht so groß gewesen, wenn ihr gewohnter Leichtsinn ihn nicht hundertfach vermehrt hätte. Man nehme z. B. die Eseltreiber; von diesen verdient ein Jeder während der vier Monate vom Juni bis zum September im Durchschnitt einen Thaler täglich, wovon sie für sich und ihre Familien mit gehöriger Oekonomie nicht über die Hälfte verbrauchen würden. Sie könnten daher in diesen vier Monaten nicht weniger als sechzig Thaler auf den Winter zurücklegen, aber in Wahrheit legen sie auch nicht einen Heller zurück, obgleich sie recht gut wissen, was ihnen bevorsteht. Das größte Elend ist die Folge; den ganzen Winter müssen sie natürlich auf Kredit leben, und die schurkischen Kaufleute — meistens neapolitanische Spekulanten — machen sich die Lage dieser Unglücklichen zu Nutze, um einen enormen Preis auf Alles zu setzen, was sie ihnen verkaufen, wobei sie ihnen noch dazu hohe Zinsen berechnen und schlechte Waare liefern. Ich sprach neulich mit einem Familienvater über diesen Gegenstand und fragte ihn, was er zu thun gedenke, um die kommende Noth abzuwenden; die Antwort war: Iddio sa! (Gott weiß!) Als ich ihn jedoch zu bewegen suchte, einen Theil seines Sommerverdienstes aufzusparen, erwiederte er mit einem Achselzucken: Non se puo! (Das geht nicht!) Der folgende Tag war sein giorno di nome (Namenstag), und ich erblickte ihn in der Kleidung eines Hanswurstes, total betrunken und ein fröhliches Liedchen zwischen den Makaroni hervorlallend, die er massenweise verschlang. Ich bin überzeugt, daß er an diesem einzigen Tage alles baare Geld verschwendete, was er bisher mit saurer Mühe erworben hatte; ja, vielleicht borgt er noch mehr dazu, wofür er nun schwere Interessen zahlen muß."

— Eine Mexikanerin. In dem Louisville Courier erzählt ein Offizier von der Armee des Generals Taylor folgenden Vorfall, der sich während der Schlacht von Monterey zutrug: „Als ich auf unserem linken Flügel in der Nähe eines Forts stationirt war, bemerkte ich ein mexikanisches Weib, welches emsig damit beschäftigt war, den Verwundeten beider Heere Brod und Wasser darzureichen. Ich sah dieses engelgleiche Wesen das Haupt eines Schwerverwundeten auf ihren Schoß nehmen, ihm Speise und Trank geben und ihn sorgfältig mit einem Tuche verbinden, das sie von ihrem eigenen Kopfe nahm. Nachdem sie ihren Vorrath erschöpft, eilte sie nach Hause, um sich abermals mit Brod und Wasser zu versehen; als sie jedoch zurückkehrte, um neue Leidende zu trösten und zu laben, hörte ich den Knall einer Flinte, und das arme, schuldlose Geschöpf fiel todt nieder. Es muß wohl ein zufälliger Schuß gewesen seyn; ich will es wenigstens zur Ehre der Menschheit glauben. Mit Entsetzen wandte ich mich ab und erhob unwillkürlich die Augen zum Himmel: Guter Gott! dachte ich, ist dies der Krieg! — Am folgenden Tage kam ich an derselben Stelle vorbei und sah den Körper noch dort liegen, ihm zur Seite das Brod und die zerbrochene Flasche, worin sich noch einige Tropfen Wasser befanden. Es waren die Embleme ihres Berufs. Die Kugeln flogen wie Hagel um uns her, aber wir höhlten ein Grab aus und begruben das heldenmüthige Opfer ihrer Menschenliebe nach Soldatenart."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Donnerstag den 12. August 1847.

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militair-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.

Das von Herrn Schnitzler herausgegebene Werk, auf welches wir bereits in Nr. 84 des Magazins die Aufmerksamkeit unserer Leser gezogen haben, zerfällt in zwei völlig getrennte Abtheilungen, von denen die erste eine Darstellung der inneren Geschichte Rußlands seit der Thronbesteigung Nikolaus I. enthält, der ein Ueberblick der Regierung Alexander's und ein detaillirter Bericht über die während der Jahre 1815—25 entstandenen geheimen Gesellschaften vorangeht, die zweite aber aus historisch-kritischen Bemerkungen über einzelne, für die Beurtheilung der russischen Zustände wichtige Punkte, aus biographischen und genealogischen Notizen u. s. w. besteht. Es ist die erste Abtheilung, mit der wir uns hier vorzüglich beschäftigen werden.

Das Werk beginnt, wie schon gesagt, mit einer übersichtlich gehaltenen Darstellung der Regierung Alexander's. „Als zu Anfang unseres Jahrhunderts", heißt es darin, „der unglückliche Paul nach einer kurzen und launenhaften Herrschaft seinem ältesten Sohn Platz machte (24. März 1801), wurde dieser von seinen eigenen wie von fremden Völkern mit einstimmigem Jubel begrüßt. Im Auslande weihte ihm der greise Klopstock eine begeisterte Ode; im Inland hoffte man ihn die Reformen vollenden zu sehen, die von Peter dem Großen und Katharinen begonnen worden, aber sich bisher nur auf die materiellen Interessen und vorzugsweise auf die Befestigung der kaiserlichen Gewalt beschränkt hatten. Es war jetzt Zeit, an die moralische Regeneration des Landes zu denken, um die Spuren zu verwischen, die eine jahrhundertlange Knechtschaft dem National-Charakter aufgedrückt hatte, und die Mißbräuche auszurotten, welche den Gang der Staatsmaschine lähmten und sich wie ein nagender Krebs durch alle Zweige der Verwaltung schlichen."

„Die ersten Maßregeln Alexander's entsprachen den allgemeinen Erwartungen. Er setzte dem von seinem Vorgänger eingeführten vexatorischen und argwöhnischen System ein Ziel, ließ die furchtbare geheime Kanzlei schließen, mäßigte die Strenge der Censur und erleichterte die Einfuhr ausländischer Bücher. Neben den Universitäten und Gymnasien stiftete er auch Volksschulen, während seine Mutter, die Kaiserin Maria Feodorowna, unter seinen Auspizien wohlthätige Institute gründete, die ihren Namen unsterblich machen. Er erklärte feierlich, daß es mit seinen Grundsätzen unverträglich sey, Geschenke von Bauern zu machen, wie man es in Rußland bisher gewohnt war, und verbot, sie künftig zum Verkauf anzukündigen; eine noch wichtigere Anordnung war die Erlaubniß, die er den Edelleuten gab, ihren Leibeigenen nicht nur die persönliche Freiheit, sondern auch Ländereien zu verkaufen, die ihnen nachher als erbliches Eigenthum zugehören sollten. Auf diese Art legte Alexander den Grund zu einer eigenen Klasse freier, nicht an die Scholle gebundener Ackerbauer (die übrigens schon früher in den, freilich nicht sehr zahlreichen, Odnodworzy oder Einhöflern vorhanden war). Auch die Rechtspflege blieb nicht unberücksichtigt; der Senat, der seit Peter I. die Functionen der obersten Justiz-Behörde ausübte, wurde in sieben Departements getheilt, um den langsamen Gang der Prozesse zu beschleunigen, und die von Katharina II. ernannte Gesetz-Kommission trat von neuem zusammen, um an dem Entwurf eines Reichs-Kodex zu arbeiten. Um sich endlich von der Zuverlässigkeit seiner Untergebenen und von ihrer Treue in der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen, so wie um die Bedürfnisse der verschiedenen Provinzen kennen zu lernen und sich durch eigene Anschauung über ihren Zustand aufzuklären, unternahm Alexander öftere Reisen durch einen großen Theil seines Reichs, auf denen er Personen aus allen Klassen vorließ und ihre Bitten und Klagen mit Güte anhörte.

„Diese Thätigkeit ward zuerst durch die auswärtigen Kriege Alexander's gehemmt, die mit einigen Unterbrechungen zehn volle Jahre dauerten. Der Friede von Paris war der Gipfelpunkt seines Ruhms, der sich von dort an immer mehr verdunkelte. Statt die Wunden zu heilen, an denen sein Reich kränkelte und die an die übertünchten Gräber der Schrift erinnern, heftete er seine Aufmerksamkeit unverrückt auf das westliche Europa, auf die Befestigung der von ihm errichteten heiligen Allianz und die Unterdrückung jedes nationalen Aufschwungs, der eine revolutionaire Tendenz zu verrathen schien. Unter diesem Einflusse ward Alexander seinen früheren liberalen Ideen abtrünnig; auf immerwährenden Courierreisen von einem Ende Europa's bis zum anderen begriffen und von einer unruhigen Beweglichkeit erfaßt, hatte er keine Zeit mehr, sich um das Wohl seines Reichs zu bekümmern. Kaum vom Aachener Kongreß zurückgekehrt (1818), eilte er nach Warschau, wo einige unruhige Scenen stattgefunden hatten; von dort nöthigten ihn die Ereignisse in Neapel und Piemont, sich an den Kongreß von Troppau und ein paar Monat später nach Laibach zu begeben, wo er so eben das neue Prinzip der bewaffneten Intervention sanctionirt hatte, als die Nachricht von dem Aufstande der Griechen eintraf, die nach langen Leiden das Joch ihrer Tyrannen abwarfen, entschlossen, die heilige Sache des Glaubens und der Unabhängigkeit mit ihrem Blute zu besiegeln. Umsonst nahmen sie die Menschlichkeit ihres mächtigen Nachbars und Glaubensgenossen, ihres ältesten Verbündeten, ihres Mitschuldigen vielleicht, in Anspruch; umsonst verlangte ganz Europa wenigstens diese Anwendung des Interventions-Prinzips; das Hülfsgeschrei der orientalischen Kirche ward in Petersburg nicht vernommen; der Anblick eines ermordeten Patriarchen, eines niedergemetzelten Volks brachte dort keinen Eindruck hervor — man war selbst gegen die Beschimpfungen unempfindlich, die dem russischen Gesandten in Konstantinopel, einem Jugendfreund Alexander's, zugefügt wurden, und als der Baron von Stroganov die Geduld verlor und seine Pässe nahm, empfing man ihn kalt und bemühte sich nicht, ihm Genugthuung zu verschaffen. „Ich habe", sagte Alexander zu Chateaubriand, „in den peloponnesischen Unruhen das revolutionaire Stigma zu bemerken geglaubt; von dem Augenblick an enthielt ich mich aller Einmischung." Aus demselben Grunde aber enthielt er sich ihrer nicht, als es sich darum handelte, den unumschränkten Thron Ferdinand's VII. wiederherzustellen; Alexander war die Seele der Verhandlungen zu Verona und nöthigte das mit ihm eng verbündete Frankreich fast mit den Waffen in der Hand, dem Widerstande Englands zum Trotze die von ihm beantragten gewaltsamen Maßregeln auszuführen.

„So unerfreulich war der Ausgang einer Regierung, die unter so glänzenden Hoffnungen begonnen hatte, die aber, größer nach Außen als nach Innen, sich in der Erreichung fremder Interessen erschöpfte. Die Einbildungskraft Alexander's schuf sich Phantome, die er nicht aufhörte zu bekämpfen und worüber er die Wirklichkeit und die Bedürfnisse seines Reichs aus den Augen verlor. Von den besten Absichten beseelt, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und des Charakters ausgestattet, starb dieser Fürst mit dem Bewußtseyn, daß man seiner Herrschaft müde sey — daß er umsonst gelebt habe, und dieses Bewußtseyn beschleunigte sein Ende."

Die Kapitel über das Interregnum nach dem Tode Alexander's und über die Militair-Aufstände, die in Folge desselben ausbrachen, hat der Verfasser mit besonderer Umständlichkeit bearbeitet, und da er hier als Augenzeuge spricht, so kann er in Bezug auf diese so verschieden dargestellten Ereignisse als Autorität gelten. Die Empörung der Garden in St. Petersburg am 14/26. Dezember 1825 bildet namentlich eine Episode in der neueren Geschichte, die an dramatischem Interesse kaum von einer anderen Revolutions-Scene dieser Art übertroffen wird, weshalb wir auch den von Herrn Schnitzler darüber mitgetheilten Bericht seinem Hauptinhalte nach wiedergeben wollen:

„Der Kaiser Nikolaus datirt seine Regierung vom 1. Dezember 1825, dem Todestage seines Bruders Alexander, in der That aber begann sie erst am 24sten, wo das Manifest unterzeichnet ward, das seine Thronbesteigung verkündete. In diesem Aktenstücke sprach der junge Monarch den festen Entschluß aus, die Grundsätze seines Vorgängers in Allem zu befolgen, was das Wohl der ihm von Gott anvertrauten Völker beträfe — ein Vorsatz, der sich wohl mehr auf die erste Periode der Regierung Alexander's als auf die zweite bezog, die weder den Erwartungen Europa's noch denen seiner eigenen Nation entsprach. Der energische Charakter, den Nikolaus seitdem entwickelt hat, befähigt ihn eher, die Mission eines russischen Autokraten zu erfüllen und gegen jene eingewurzelten Mißbräuche anzukämpfen, die, von einer demoralisirten und in Routine versunkenen Beamten-Hierarchie unterstützt, alle Reformen zunichte machen und den Staat an den Rand des Abgrundes bringen.

„Der Tag des 24. Dezember, an welchem der kundige Speranskji unter den Augen des Kaisers und, wie man sagt, von dem berühmten Historiker Karamsin unterstützt, das erwähnte Manifest in den Räumen des Winterpalastes ausarbeitete, wohin sich Nikolaus mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem bescheidenen Anitschkov'schen Palais übergesiedelt hatte, verging in Konferenzen und Anordnungen, welche die kritische Lage der Dinge erforderlich machte. Man war von Taganrog aus von der Existenz einer Verschwörung unterrichtet worden, deren Kunde die letzten Augenblicke Alexander's verbittert hatte, und man erwartete mit Sehnsucht Berichte aus Kiev, wo der General-Adjutant Tschernytschev den schwierigen Auftrag verrichten

sollte, den Obersten Pestel, die Seele des ganzen Komplotts, mit seinen hauptsächlichsten Genossen zu verhaften. Dieses Unternehmen konnte einen Aufstand in Klein-Rußland hervorrufen, wo sich bereits Anzeichen des nahenden Sturmes bemerken ließen. In der Hauptstadt selbst glaubte man an keine dringende Gefahr, aber es waren doch in aller Eile eine Menge von Vorsichts-Maßregeln zu ergreifen, wie sie ein Thronwechsel unter solchen Umständen mit sich bringt. Indessen ward an diesem Tage noch nichts veröffentlicht; das Publikum — wenn man dieses Wort in einem Lande gebrauchen kann, wo Alles unter dem Schleier des Geheimnisses ruht und wo die unumschränkte Macht der Krone jede Aeußerung individueller Ansichten verbietet — das Publikum blieb in Ungewißheit und wartete mit Ungeduld auf die Erscheinung des neuen Herrschers, um dem langen Interregnum ein Ende zu machen. Am Abend des 25. Dezember ward endlich der Reichsrath zusammengerufen, um dem Kaiser Nikolaus Pawlowitsch den Eid der Treue zu leisten, den dieser vierzehn Tage früher, aus Rücksicht auf die Ansprüche seines Bruders Konstantin, zurückgewiesen hatte. Die Sitzung dauerte bis gegen 2 Uhr Morgens, — um 7 Uhr wurde dieselbe Förmlichkeit von den beiden anderen großen Staatskörpern, dem Senat und der heil. Synode, vollzogen, und beim Anbruch des kurzen Wintertages erfuhr St. Petersburg, welche Hände die Zügel der Regierung ergriffen hatten.

„Es war der 26. Dezember fortan ein Trauertag in den Annalen des russischen Reichs. Schon am Vorabend desselben, im Augenblick, wo sich der Reichsrath versammelte, war dem Kaiser eine Anzeige von den Ereignissen zugegangen, die sich in der Hauptstadt vorbereiteten; er wußte, daß eine Verschwörung ihrem Ausbruche nahe sey, bei der einige Garde-Regimenter betheiligt waren. Man wagte daher nicht, dieses Corps am 26sten zu vereinigen, sondern beschloß, die Eidesleistung in der Kaserne jedes einzelnen Regiments vornehmen zu lassen, und die Soldaten, denen das Manifest fremd geblieben war, das die Thronbesteigung Nikolaus I. verkündete, sahen sich zu ihrem Erstaunen aufgefordert, den erst vor einigen Tagen dem Großfürsten Konstantin geleisteten Eid mit einem neuen zu vertauschen. Dieser plötzliche Wechsel mußte natürlich ihren Argwohn erregen und die Idee in ihnen hervorrufen, daß man ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchen wolle. Weit zweckmäßiger war hingegen die Verfügung, die Wache am Winterpalast noch während der Nacht abzulösen und die Garde-Grenadiere, gegen die man gegründete Ursache zum Verdacht hatte, durch das Regiment Finnland ersetzen zu lassen, welches zahlreich genug war, um alle Posten doppelt zu bemannen. Im Laufe des Tages wurden sie noch durch die Garde-Sappeure verstärkt, und der Palast glich bald einer Citadelle.

„Die Gefahr war näher als man glaubte. Die Verschworenen hatten zwar nicht darauf gerechnet, eine Schild-Erhebung so früh und noch dazu in der Hauptstadt des Reichs zu versuchen, aber der Tod Alexander's und die Ungewißheit, wer den erledigten Thron besteigen werde, schienen eine zu günstige Gelegenheit darzubieten, um sie nicht zu benutzen. Sie zählten in ihren Reihen nur wenige Männer von Vermögen, denn die Russen verstehen sich auf ihr Privat-Interesse, und die großen Eigenthümer hatten sich wohl gehütet, einem Anschlage von so zweifelhaftem Erfolge beizutreten, der im glücklichen Fall auch das Eigenthum gefährden konnte; aber dessenungeachtet waren die Eingeweihten zahlreich und bestanden zum Theil aus Mitgliedern der vornehmsten Familien. Sie durften auf die Unterstützung mehrerer Generale hoffen, unter welchen man einige sehr hochgestellte namhaft machte, und viele von ihnen selbst waren als Obersten, Majore und Subaltern-Offiziere in den Garde-Regimentern angestellt. Wenn die Flamme erst aufloderte, so konnte Niemand voraussehen, welche Verheerungen sie anrichten würde.

„Die geheimen Verbindungen, welche diesen Ausbruch vorbereiteten und die sich schon seit mehreren Jahren durch alle Adern des russischen Socialsystems zogen, waren in zwei Hauptvereine getheilt: die Gesellschaft des Nordens und die des Südens. Die Häupter der letzteren, die ihren Heerd in den Südprovinzen des Reichs hatte, waren zwei Männer von entschiedenem Charakter und ausgezeichneter Bildung, Paul Pestel und Sergius Murawjew-Apostol, die sich im Hauptquartier der Wittgensteinschen Armee zu Tultschin befanden; an der Spitze der ersteren standen Konrad Ryléjew, Fürst Trubezkoi und Fürst Eugen Obolenskji. Von diesem Triumvirat war Obolenskji der feurigste, Ryléjew der besonnenste und entschlossenste, Trubezkoi der reichste und vornehmste. Er gehörte in der That zu einem in den russischen Annalen berühmten Geschlecht, welches von den alten Großfürsten von Litthauen abstammt und sich einst, vor Erwählung des Hauses Romanow (1613), mit der Hoffnung schmeicheln konnte, den Zarenthron zu besteigen; durch eine vortheilhafte Heirat mit der Tochter des Grafen Laval war er Schwager des österreichischen Botschafters, Herrn von Lebzeltern, geworden, und er selbst war mit den Potemkins und anderen einflußreichen Familien verwandt. Er bekleidete den Rang eines Obersten in der Armee und hatte so eben das Amt eines Militair-Gouverneurs von Kijew erhalten. Sanft, uneigennützig, ein Freund der Wissenschaften, fehlte es ihm an Muth und Energie; der Rolle eines Diktators, die ihm seine Mitverschworenen zugedacht hatten, war er durchaus nicht gewachsen. Der Fürst Obolenskji war von noch älterem Adel, da er seine Abkunft von den Erbfürsten von Tschernigow und durch sie von Rurik dem Waräger, dem Gründer des russischen Reichs, herleitete; aber dieser pomphafte Fürstentitel, der von dem Vater auf alle Mitglieder seiner Familie übergeht, hat in Rußland wenig zu bedeuten, und Obolenskji, der als Lieutenant in der Garde diente, war zwar gebildet und angesehen, aber durchaus unbegütert. Zwischen ihm und dem jetzigen Kaiser herrschte seit langer Zeit eine persönliche Feindschaft. Ryléjew, der bedeutendste unter den drei Häuptern des Nordvereins, besaß weder Rang, noch Reichthum, noch vornehme Konnexionen; er war ein Dichter, ein Mann von hoher Intelligenz und den liebenswürdigsten Sitten, der Freund und Nebenbuhler Puschkin's. In seinem prophetischen Gedichte „Woinarowskji" schildert er sich selbst unter dem Namen Mazeppa's, aber nur dazu, um sich gegen seinen Freund und Mitverschworenen Alexander Bestujew in den Schatten zu stellen. In Verbindung mit diesem hatte Ryléjew seit mehreren Jahren einen Musen-Almanach: der Nordstern (Sjewernaja Swjesdá) herausgegeben; er liebte die Wissenschaften eben so glühend als sein Vaterland, und wenn eine politische Katastrophe ihn nicht fortgerissen hätte, so würde er vielleicht einen glänzenden Platz in der Literatur eingenommen haben."

Außer diesen drei Hauptverschworenen nennt unser Verfasser noch die vier Brüder Bestujew, wovon der älteste sich später unter dem Namen Marlinskji einigen dichterischen Ruf erworben hat, sodann die Obersten Bulatow und Batenkow, die Fürsten Tschepin-Rostowskji und Odojewskji, den Baron Steinheil, Jakubowitsch, Kachowskji u. A. m., deren Charakter und Verhältnisse er in kurzen Worten schildert und über deren Berathschlagungen und Entwürfe während des fieberhaften Zeitraums, der von dem Tode Alexander's bis zur Thronbesteigung seines Bruders verfloß, er interessante Data mittheilt; wir müssen jedoch über diese Zwischenzeit hinweg eilen, um zur Katastrophe zu gelangen, die mit dem 26sten einbrach. „Am Vorabend dieses Tages hatte sich unter den Marine-Soldaten der Garde (bei denen einer der Verschworenen, der Lieutenant Arbusow, angestellt war) das dumpfe Gerücht verbreitet, daß man den Truppen einen ungesetzlichen Eid abfordere, den zu leisten ein Verbrechen sey; daß der Cesarewitsch dem Throne nicht entsagt habe, sondern mit der ersten und der polnischen Armee auf Petersburg vorrücke, um die Verräther auszurotten, die einem Anderen Treue schwören würden; daß er endlich schon an der vierten Post-Station vor Narwa angekommen sey und die Garde in Masse den verlangten Eid verweigere. Aehnliche Gerüchte kamen am 26sten früh Morgens in Umlauf, und während der Senat, die heilige Synode und die unteren Behörden mit der Eidesleistung beschäftigt waren, durchzogen die Capitaine Fürst Tschepin-Rostowski und Michael Bestujew nebst anderen Offizieren die vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich entfernte Kaserne des Regiments Moskau, wo sich vier Compagnieen dieses letzteren befanden, und wiederholten ohne Unterlaß, daß man sich hüten müsse, den Schwur zu leisten. „Man hintergeht uns", fügten sie hinzu, „der Großfürst Konstantin hat dem Throne nicht entsagt — er liegt in Ketten mit dem Großfürsten Michael, dem Chef unseres Regiments." Alexander Bestujew bekräftigte diese Aussage; seiner Behauptung zufolge war er so eben aus Warschau angekommen, mit dem Befehl, sich diesem verrätherischen Plane zu widersetzen. Andererseits rief Michael Bestujew: „Der Kaiser Konstantin liebt unser Regiment und wird Euren Sold erhöhen. Nieder mit Allen, die ihm treulos sind!"

(Fortsetzung folgt.)

England.

Eine neue Ligue in England.

Nach einer von dem Semeur mitgetheilten Nachricht, hat sich in London unter dem Namen „People's international League" eine neue Association gebildet. Der Zweck dieser Association ist, die Unabhängigkeit der kleineren Staaten gegen die willkürlichen, bewaffneten Interventionen der absoluten Mächte zu schützen. Unser Ziel, — sagt die Association, — ist ein durchaus friedliches; die Ligue wird nur durch Wort und Schrift auf die öffentliche Meinung zu wirken und durch die Gewalt der letzteren ihre Zwecke zu erreichen suchen.

Neben ihrem Hauptzweck hat die Ligue noch einen Nebenzweck, der dahin geht, in England Interesse und Sympathie für die auswärtige Politik zu erwecken. Es ist bekannt, daß sich im Ganzen die Engländer um diese wenig kümmern. In ihrer Sicherheit gegen eine Invasion, die selbst Napoleon aufgeben mußte, überlassen sie einigen Staatsmännern die Sorge, sich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu befassen, und richten einzig und allein ihre Aufmerksamkeit auf die inneren. Es ist daher ein außerordentlich seltener Fall, daß bei einer Parlamentswahl ein Kandidat danach gefragt wird, welche Ansichten er in Betreff internationaler Fragen hege.

In dieser Hinsicht — meint der Semeur — könne die neue Ligue der englischen Nation große Dienste leisten. Es sey traurig, daß einer Fraction der Whig- oder Tory-Aristokratie die Lösung von Fragen überlassen bleibe, welche die ganze Welt angingen, und diesem Umstande vielleicht sey es zuzuschreiben, daß Englands auswärtige Politik so sehr den Stempel eines egoistischen Sinnes trage. Das Volk werde eher mit anderen Völkern sympathisiren, es werde sich großmüthiger zeigen. Es werde in seinen Verhältnissen zu anderen Mächten gewissenhafter verfahren und die Grundsätze allgemeiner Menschenliebe mehr zu Rathe ziehen.

Es thut uns leid, daß wir dem günstigen Prognostikon, welches der Semeur der neuen Ligue stellt, nicht ganz beizustimmen vermögen. Daß sich das englische Volk im Ganzen einer direkten Einwirkung auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bisher enthalten, daran, dünkt uns, that es sehr weise, handelte es seinem praktischen Sinne gemäß. Wenn Volks-Versammlungen über Handels- und Steuer-Fragen, über Fragen der inneren Politik berathen und Beschlüsse fassen, so ist dagegen bei einer politisch mündigen Nation wenig zu erinnern; die Elemente, auf die es bei der Lösung solcher Fragen ankömmt, sind zur Hand, Jeder kann sie konsultiren. Bei den auswärtigen Angelegenheiten aber ist dem nicht so, kann dem nicht also seyn. Diplomatische Verhandlungen bedürfen des Geheimnisses so gut, wie

militairische Operationen feiner bedürfen; denn eben so gut, wie es sich mit General Clausewitz behaupten läßt, der Krieg sey nichts Anderes, als die Diplomatie mit anderen Mitteln, läßt es sich auch behaupten, daß die Diplomatie nichts sey, als der Krieg mit anderen Mitteln. Es wird dies wenigstens so lange der Fall seyn, als in den bisherigen internationalen Verhältnissen keine bedeutende Änderung eingetreten ist, so lange, als nicht etwa des Abbé St. Pierre Wunsch erfüllt und ein Amphiktyonen-Gericht ins Leben getreten ist, dessen Entscheidungen die Staaten sich friedlich unterwerfen; wenn selbst dann — da ein Gericht Parteien involvirt und diese Feindseligkeit — von einer Beseitigung alles Geheimnisses die Rede seyn kann.

Da also der Gang diplomatischer Verhandlungen nothwendig ein geheimer ist, da diplomatische Aktenstücke meist erst dann ans Licht treten, wenn die Fragen, die sie behandeln, entschieden sind, wie will selbst das politisch gereifteste Volk über Fragen der auswärtigen Politik berathen und beschließen, während ihm alle zur Bildung eines Urtheils nothwendigen Elemente fehlen? Seine Reife zeigt sich eben darin, daß es dergleichen Fragen gar nicht behandelt, daß es nur nachträglich seine Entscheidungen über die Art und Weise der Lösung giebt, Entscheidungen, die dann den Staatsmännern, welchen die auswärtigen Geschäfte obliegen, bei künftigen Fällen zur Richtschnur dienen mögen.

Wollte eine Nation anders handeln, wollte sie schwebende Fragen der äußeren Politik vor ihr Forum ziehen, sie würde nur nach Aufwallungen, nach Sympathieen und Antipathieen urtheilen. Die Ligue — und der Semeur mit ihr — sehen darin, daß dieses geschehe, einen Vortheil; Schade nur, daß, wenn sie Recht haben sollten, die Geschichte Unrecht haben müßte.

Können wir dem Semeur in Betreff des Nutzens nicht beistimmen, welchen er von der neuen Association erwartet, so haben wir gegen einige seiner anderen Bemerkungen, die wir hier folgen lassen, weniger einzuwenden.

Die Ligue proklamirt in ihrem Programm das Prinzip der Nichtintervention, und zwar als eine keine Ausnahme verstattende Regel. Ist das — fragt der Semeur — in allen Fällen gerecht, moralisch, menschlich? Man nehme an, daß zwei Factionen mitten in der civilisirten Welt Jahre hindurch einen Bürgerkrieg voll Blut und Gräuel mit einander führen — soll einer solchen Menschenschlächterei kein Ziel gesetzt werden? Dies ist eine Frage, die wir keinesweges für entschieden halten, und wir neigen uns zu dem Glauben, daß, je mehr sich die Menschheit als ein Ganzes, als eine Einheit erkennen lernt, um so mehr ein höchstes Tribunal möglich seyn wird, das die Länder vor Verwüstung, die Völker vor Metzeleien sichert. Wir müssen es bekennen, daß sich ein solcher Zustand so bald noch nicht verwirklichen läßt, und daß das Prinzip der Nichtintervention im Allgemeinen respektirt werden muß, weil es gegenwärtig an Gegenseitigkeit mangelt und der Starke den Schwachen unterdrückt; wir sagen nur, daß wir jenes Prinzip nicht als ein absolutes gelten lassen können.

Es muß weiter bemerkt werden, daß Unruhen in dem einen Lande die Ruhe in einem anderen auf das bedenklichste stören können. Soll man unter solchen Umständen abwarten, daß der Brand des fremden Hauses unser eigenes ergreift? Es möchte wohl keine politische Partei so weit gehen, eine solche Konsequenz sich gefallen zu lassen.

Die Ligue hält es ferner mit den Nationalitäten; sie will die Nationalitäten geachtet wissen. Auch diese Forderung können wir nicht unbeschränkt gelten lassen. Wenn sich gegen den abstrakten Grundsatz nichts einwenden läßt, wie sieht es mit der Anwendung aus? Was ist eine Nationalität? Welches sind ihre charakteristischen Kennzeichen? In welchen Gränzen ist sie eingeschlossen? Hat Belgien z. B. eine Nationalität? Angenommen, das Prinzip der Nationalität hätte in allen Zeiten gegolten, es gäbe kein Frankreich. Es hat Jahrhunderte bedurft, die mannhaften Völkerschaften mit bestimmter Nationalität zur heutigen französischen Nation zusammenzuschmelzen, allein es ist endlich gelungen, und ist das einheitliche Frankreich nicht mehr werth, als es so viel auf einander eifersüchtige, einander feindselige Volksstämme seyn würden?

Es ist das noch nicht Alles. Soll man dort, wo das Werk der Verschmelzung noch nicht vollendet ist, den Nationalitäten ihre Rechte wiedergeben? Man verlangt, Rußland soll auf Polen verzichten. Schön; wir sind ganz derselben Meinung. Allein wenn der Zar die Engländer nun aufforderte, ihm mit gutem Beispiel voranzugehen und damit den Anfang zu machen, daß sie sich Irlands entäußerten, welches sie nach so vielen Jahrhunderten sich noch immer nicht assimilirt hätten, was würden die Engländer sagen? Was würden sie sagen, wenn man sie aufforderte, Ostindien und so viel andere Besitzungen aufzugeben, die sie auf allen Punkten der Erdkugel, sich zugeeignet haben? Man sieht, daß die Frage verwickelter ist, als sie auf den ersten Anblick scheint.

R. v. G.

Asiatische Türkei.

Ein Karawanenzug von Bagdad nach den Ruinen Babylon's.

(Aus einem englischen Berichte vom 28. Dezember 1846.*)

II. Das Grab des Propheten Hesekiel.

Am 6. Dezember ritten wir zum Grabe des Hesekiel oder Kefil, am linken Ufer des Hindia, der einige Tagereisen unterhalb Semava in den Euphrat mündet. Man sagte uns, daß dieser Fluß oder Kanal, dessen wachsende Wasserfülle mehr einem sumpfigen See gleicht, seinen Namen von einem indischen Fürsten bekommen habe, auf dessen Kosten er gegraben worden war, um die Moräste westlich vom Euphrat auszutrocknen. In der Folge ist seine Wassermenge sehr gestiegen.

Auf unserem Wege von Hillah sahen wir viele Fellah's mit Stieren pflügen, andere ihr Korn säen. Im Frühjahr ist die ganze Gegend vom Euphrat überschwemmt; ziehen sich seine Wasser zurück, so säen die Einwohner Melonen. Weizen und Gerste sind Anfang März sichelreif, ehe noch die periodischen Ueberschwemmungen, eine Folge des Schneeschmelzens in Armenien, eintreten. Zufällige Ueberschwemmungen, durch starke Regengüsse veranlaßt, finden bisweilen während des Winters statt. Die Höhen werden durch kleine Kanäle, die mit Wasserhebemaschinen am Flusse in Verbindung stehen, bewässert. Diese Maschinen, von einfachster Construction, sind, wie ich glaube, in Indien vorherrschend in Gebrauch, und man zieht sie dort den Pumpen vor, weil diese, sobald sie beschädigt werden, sich schwieriger ausbessern lassen. Aus demselben Grunde braucht man sie auch hier nicht, wozu indeß noch theils die drückende, willkürliche und unregelmäßige Besteuerung kommt, welche häufig die Ansiedler eines ganzen Bezirks von ihren Besitzungen treibt und daher jede Auslage hemmt, theils die systematische Hinderung jeglicher Verbesserung seitens der Regierung. Wären diese Hindernisse nicht, so würde mein Freund Hektor in Bagdad im Laufe weniger Monate Pumpen genug aus England beziehen, um diese Wildniß in einen Garten zu verwandeln. In der That scheint es für die produktive Kraft dieser Gegend keine Gränze zu geben. Bei einer etwas ordentlichen Regierung und sobald die unsinnige Ausfuhrsteuer von zwölf Prozent abgeschafft wäre, dürften wohl die Ufer des Euphrat und Tigris auf dem englischen Kornmarkt die Donau ausstechen. — Allein wir wollen zu unserer Pilgerfahrt zurückkehren.

Kefil ist ein kleiner, von vierundzwanzig jüdischen Familien, darunter sieben wohlhabende, bewohnter Platz. Ein reichlich verzierter, verfallener Minaret aus der Kalifenzeit, hinter der fichtenen Säule, welche sich über dem Grabe des Propheten Hesekiel (Jecheskel) erhebt, ragt über die Mauern empor. Ringsherum breiten sich, in unzähligen Gruppen, Schilfhütten der Madans oder Araber der Sümpfe aus — einer ganz besonderen Race, welche das Gepräge eines Urvolkes trägt. Vierzehn Klans dieses auffallenden Stammes wurden mir namentlich als diejenigen erwähnt, welche die Marschen auf beiden Seiten des Euphrat, bis Akerkuf unweit Bagdad hinauf, heimsuchen. Ihre Zahl wurde zu 50,000 angegeben. Die Hütten dieser Leute sind die einfachst ersonnenen und am leichtesten erbauten Wohnungen, welche ich je gesehen habe. Sie binden etwas Schilf in ein Bündel und geben ihm die Gestalt eines Bogens, dessen Enden sie auf dem Boden befestigen. Ueber drei dieser Bogen breiten sie Schilfmatten aus, die auf beiden Seiten bis zur Erde reichen. Die Enden, an deren einem eine Thür gelassen ist, sind mit platten Schilfbündeln eingehegt, deren Samenbüschel, gleich Federn hoch in der Luft schwebend, diesem primitiven Baustyl eine Art ornamentaler Vollendung geben. In den Matten erkannte ich die nämliche Falte, welche den Ziegeln und dem Kitt in den Ruinen von Babylon aufgedrückt ist. Alles Schilfgehege der Gärten an diesen Stellen und der Reisfelder in den Marschen, worin sich viel Eleganz und Scharfsinn zu erkennen giebt, ist von jenen zartfingerigen Madans verfertigt, welche wundervolle Künstler in allen Gattungen von Flechtwerk zu seyn scheinen. Die Kinder waren nackt, und die erwachsenen Madans schienen die leichte Bedeckung, welche sie trugen, blos aus Nachgiebigkeit gegen die Civilisation, mit welcher sie in Berührung kamen, anzulegen. Die einzige Kleidung, welche ich bei den Männern sah, bestand in einem einfachen viereckigen Stück Zeug, von ihnen selbst aus Wolle gewebt, welches sie auf der einen Schulter befestigen, während sie die andere nackt lassen und das Zeug um den Leib mit Schilfgürtel befestigen. Die Madans sind weit dunkler von Farbe, als die gewöhnlichen Beduinen. Sie sind leicht gebaut und ungemein flink und thätig, vornehmlich in der Führung ihrer Kanots, welche sie mit erstaunlicher Behendigkeit schieben und fortrudern. Ihre Lieblingswaffe scheint eine Art Dreizack zu seyn, deren sie sich gleichfalls bei der Fortbewegung ihrer Boote bedienen. Während die Cholera unter der kleinen jüdischen Gemeinde zu Kefil beträchtliche Verheerungen anrichtete, berührte sie dieses Volk, deren Hütten an die nämliche Mauer gelehnt sind, gar nicht.

Die kleine Gemeinde der Juden zu Kefil bildet eine Art Kloster, dessen Einkünfte durch mildthätige Gaben ihrer Landsleute aufgebracht werden; allein die Hauptwohlthaten erhalten sie von den begüterten Juden Bagdads, deren Freigebigkeit nicht blos die ärmeren Familien unterstützt, sondern auch für die Fonds zur Instandhaltung des Heiligthums sorgt und dem Schatze des Propheten werthvolle Opfergaben spendet. Diese Familien behaupten, ihre Vorfahren hätten hier seit dem Tode Hesekiel's in ununterbrochener Folge gewohnt, und als Cyrus ihre Nation aus der babylonischen Gefangenschaft befreit und ihrem Vaterlande zurückgegeben habe, sey ein Rest aus eigener freier Wahl zurückgeblieben, um für das Heiligthum Sorge zu tragen, welches seitdem einen jährlichen Versammlungsort für jüdische Pilger aus allen Gegenden gebildet habe. Der Jahrestag des Heiligen fällt fast in die Zeit des Osterfestes, und viele tausend Israeliten versammeln sich dann auf dieser verehrten Stelle.

Wie sich Muhammed's anfangs den Juden günstige Stimmung, welche sich durch seine Erwählung Jerusalems zu einer Kibla (Gebetsstätte) kundgab, in Feindseligkeit verwandelte, ist wohl bekannt. Seine Nachfolger verfuhren kaum schonungsvoller gegen diesen verfolgten Stamm; und die Erklärung des Chalifen Omar, als er die Juden aus Chaibar, sechs Tagereisen nordöstlich von Medina, nach Syrien verbannte, daß nämlich nur die wahre Religion in Arabien herrschen solle, macht es höchst unwahrscheinlich, daß die Juden von

*) Vgl. Nr. 90 des Magazins.

Kefil, der arabischen Hauptstadt Kafu so nahe, sollten unbelästigt geblieben seyn. So haben sie denn auch eine Tradition, daß Ali vor ihren Thoren erschienen sey und sie aufgefordert habe, entweder den Glauben zu wechseln, oder sich zum Kampfe zu rüsten. Ich habe vergessen, durch welches Wunder sie von der Annahme einer dieser Alternativen, welche beide von einem schwachen und an seiner Religion festhaltenden Völkchen verworfen werden mußten, gerettet worden sind. Irgendwie ging der Sturm vorüber, und Ali wurde durch Empörungen, welche sich durch seine Herrschaft hinzogen, anders wohin gerufen. Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zeigte sich in der Person der Wechabiten ein fast eben so furchtbarer Feind vor dem Thore von Kefil. Der Rabbi, welcher den rauhen Gästen Rede stand und gegenwärtig mein Cicerone war, erschien mit seinen Brüdern am Thore und fragte den Häuptling, was er begehre. „Die reichen Verzierungen am Grabe des Propheten, das Silber, das Gold und die Juwelen", war die Antwort. Darauf entgegnete der Rabbi: „Ich schwöre Euch, daß das Grab ein einfacher Stein ist, mit einfachem Holz bedeckt; und soll mich Gott in Holz und Stein verwandeln, wenn ich lüge." Hier sah der Scheik auf seine Begleiter, welche plötzlich regungslos wurden wie Holz und Stein. Als sie indessen die Kraft wiederbekamen, sich von der Stelle zu bewegen, machten sie sich aus dem Staube. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß der Rabbi und seine Brüder die räuberische Sekte durch ein beträchtliches Geschenk zu diesem Akt von Nachsicht überredeten, obschon er diesen Theil der Unterhandlung nicht erwähnte und ihren Rückzug offenbar einem dazwischentretenden Wunder beimaß. Die Muhammedaner erklären das Grab für das eines ihrer früheren Lehrer, und der reich verzierte Minaret, welcher von der alten Moschee übrig ist, giebt einen Beweis von der Achtung, welche Muselmänner dieser Stätte sonst gewidmet haben. Allein die Treue, womit die Hebräer an diesem Platze hängen, in Verbindung mit dem Nutzen, den vermuthlich die türkische Regierung des Paschaliks von ihrer Duldung zieht, haben es bewirkt, daß die Moschee den Juden überlassen ward, von denen sie in eine Synagoge verwandelt ward, während sie die charakteristischen Merkmale einer türkischen Stätte der Gottesverehrung noch an sich trägt. Es findet sich eine hebräische Inschrift über der Thür der Moschee, und eine andere in großen goldenen Buchstaben über der Thür der Kapelle, welche das Grab enthält. Dieses Monument besteht in einem einfachen viereckigen Block, der etwa acht oder neun Fuß hoch, eben so breit und zweimal so lang ist. Er war, als ich ihn sah, mit einem einfachen Tuche bedeckt, und rund um den oberen Theil waren Fahnen mit mannigfachen Devisen auf kurzen Stäben angebracht. Die Kapelle trug in der Mitte eine Kuppel und war mit Arabesken bemalt. Der Baustyl ist der sarazenische.

Die Zimmer der Madresseh, oder des maurischen Hofes, gewähren den ärmeren jüdischen Familien Wohnungen. Von der darüber befindlichen Terrasse führen Thüren zu den netten Wohnungen der Reichen. Das Schwatzen und Lachen, welches ich den ganzen Abend hörte, schien das verhältnißmäßig glückliche und sorglose Leben der kleinen Gemeinde zu bezeugen. Die Frauen trugen das blaue Hemd und den Mantel der arabischen Weiber und verbargen ihre Gesichter eben so, doch nicht so gänzlich, daß sie mich verhindert hätten, wahrzunehmen, daß sie nach gewöhnlicher Landessitte einen mit einem Türkis besetzten Nasenring trugen. In einem der Gemächer las der ehrwürdige Rabbi vor einer gemischten Zuhörerschaft aus einem Buche, in welchem ich anfangs nichts Geringeres als die Prophezeihungen des Hesekiel selbst vermuthete, welches ich aber in der Folge für einige Lehrstücke erkannte, die zum Gebrauch der türkischen Juden in Wien erschienen sind. Er hatte auch ein hebräisches Exemplar der heiligen Schrift, welches er mir zeigte, und das, wie ich bemerkte, aus einer Londoner Presse hervorgegangen war. Mehrere jüdische Propheten sind in Assyrien und Babylonien begraben, und ihre Gräber sind noch Stätten der Pilgerschaft ihrer Glaubensgenossen. Sonderbar genug schließen sich die Muhammedaner dieser Verehrung an. Ich kann mich in diesem Augenblick nur der Namen Jesaias (?), Jonas, Nahum, Daniel, Esra und Jeremias erinnern. Der Zustand unseres Gemachs, welches alle Versuche, einzuschlafen, vergeblich machte, trieb mich auf die Terrasse, wo ich eine seltsame Art von Trauerlied, das ein Madanweib in einer Hütte unter der Mauer anstimmte, vernahm. Ihre Stimme, welche eine rührende Lieblichkeit hatte, wurde von Seufzern halb erstickt, und sie weinte offenbar heftig. Ich war kaum in der rauhen Sumpfluft eingeschlafen, als ich durch ein Pochen an der Thür der Moschee aufgeweckt wurde. Der alte Rabbi war auf und begann bald die Frühgesänge in der Synagoge anzustimmen, während ein kalter, sich in Tropfen auflösender Nebel das weiße Mondlicht über die fremden Gegenstände ringsumher verbreitete.

Mannigfaltiges.

— **Neue englische Werke.** Auch dieses Jahr giebt die Touristen-Literatur in England eine reichliche Ausbeute; wir erwähnen unter den kürzlich erschienenen Werken nur der Reise Lord **Castlereagh**'s durch Aegypten, Nubien, Arabien und Syrien nach Damaskus, der Erinnerungen an Malta, Sicilien und Italien, von **Williams**, und der Thatsachen und Bilder aus Italien (Facts and Figures from Italy), von dem Pseudonymen Don Jeremias Savonarola. Ein gewisser Dr. **Coultee** giebt seine höchst merkwürdigen, aber mitunter wohl etwas apokryphen Abenteuer in Nord- und Süd-Amerika, Australien und Indien zum Besten, und Herr **Dunlop** beschreibt seinen dreijährigen Aufenthalt in Central-Amerika. Die Zahl der neuen Romane ist, wie immer, Legion; unter ihnen zeichnen sich aus: Norman's Bridge, von der Verfasserin der Erzählungen zweier alten Männer, und Grantley Manor, von Lady **Georgiana Fullerton**, einer geistreichen Frau, die schon durch ihre Ellen Middleton einen bedeutenden Ruf erworben; ferner: All Classes (alle Stände), von Mad. **Wolfensberger**, „Azeth der Aegypter" und „Ranthorpe", beide von ungenannten Verfassern. Endlich ist der auch bei uns berühmte und beliebte Amerikaner **Cooper** nach einer ziemlich langen Pause mit einer neuen Erzählung: St. Mark's Reef, or the Crater, hervorgetreten.

— **Vervollkommnung der Lokomotive.** Wie groß auch bereits das Maß von Schnelligkeit sey, das man bisher durch die Anwendung der Lokomotiven auf den Eisenbahnen erreicht hat, so scheint dasselbe doch noch bedeutend überschritten werden zu können. So findet sich in englischen Blättern z. B. die Anzeige, daß ein Engländer, Namens Crampton, nach einem neuen Prinzip eine Lokomotive konstruirt hat, deren erstaunliche Schnelligkeit und sonstigen Vortheile vor den bisher gebrauchten Lokomotiven ganz kürzlich mehrfachen Proben unterworfen worden sind, die auf der Nordwestbahn Londons stattgefunden haben. Diese Maschine, welche einige Wochen hindurch den Dienst auf dieser Linie mit einer Zeitersparniß von 20—25 Minuten auf 30—60 (engl. Meilen) versehen hat, ist neulich ganz allein, ohne Wagenzug, versucht worden, um die Größe ihrer möglichen Schnelligkeit zu bestimmen. Bei dieser Probe hat sie in einer Stunde den ungeheuren Raum von 73 (englischen, also über 16 deutsche) Meilen auf einer horizontalen Ebene durchmessen. Während dieser mit bisher unerreichter Geschwindigkeit zurückgelegten Fahrt hat die Bewegung der Maschine eine stets gleichmäßige, bewundernswürdige Regelmäßigkeit bewiesen, auch ist nicht das geringste Schwanken wahrgenommen worden. Der Hauptvorzug dieser Lokomotive besteht theils in dem Umstande, daß der Schwerpunkt des Ganzen so niedrig wie möglich gelegt ist, indem sich der Kessel kaum 2 Fuß 9 Zoll über dem Niveau der Schienen befindet, theils darin, daß kein Theil der Maschine über die Räder vorspringt. Aus mehreren Einzelheiten, die wir hier nicht näher beschreiben können, geht hervor, daß die entferntesten Räder nur 13 Fuß von einander abstehen, während derselbe Zwischenraum bei den gewöhnlichen Lokomotiven von gleicher Kraft 16 Fuß beträgt. Als ein anderweitiger Vorzug ist auch zu erwähnen, daß der Lokomotivführer die ganze Maschine überblicken kann und nicht genöthigt ist, sich unter den Kessel herabzubücken, um vorkommenden Unregelmäßigkeiten abzuhelfen. — Die Probefahrten sind daher auch so befriedigend ausgefallen, daß die Gesellschaft der Nordwestbahn sofort den Bau einer Maschine nach diesem Modell befohlen hat, die an Kraft der jetzt im Bau begriffenen kolossalen Maschine für die Great-Western-Bahn gleichkommen soll.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Sonnabend den 14. August 1847.

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen. *)

In einer der wildesten Schluchten des Felsen-Gebirges, am Rande eines Teiches, der durch einen von Felsblöcken gehemmten Bach gebildet wird, welcher nach Ueberwindung aller Hindernisse sich schäumend in die große Ebene hinabstürzt, hatte der Stamm der „Breitstienen" sein Lagre aufgeschlagen. Ein schmaler Fußsteig, der zwischen den Felsen hindurchführte, gestattete kaum einem einzelnen Reiter den Zugang; verfolgte man ihn aber weiter bis zum Teiche, an dessen Ufer er sich gabelförmig theilte, so bemerkte man, daß er sich zu einer kleinen, rings von spitzen Felsen eingeschlossenen Ebene ausbreitete, deren Mittelpunkt der Teich bildete. Hier standen kreisförmig geordnet die büffelledernen Zelte der Breitstirnen. Der Ort, den sie zu ihrem Lagerplatz gewählt hatten, bewies die geringe Sicherheit ihres Lebens. Ihre rauhmähnigen Pferde fanden kaum etwas Gras, um ihren Hunger zu stillen; die Kinder kletterten die Felsen entlang, um eine Spitze zu erreichen, von wo aus man das weite Grasmeer übersehen konnte, das sich von dem östlichen Abhange der Berge bis zu den Gränzen und den Vorposten der Civilisation erstreckt. Die Frauen liehen dem geringsten Schrei eines Raubvogels ein aufmerksames Ohr, und der über die Schlucht fliegende Schatten seiner Flügel war ein Gegenstand ihrer Unruhe. Selbst die Hunde des Stammes reckten den Hals und spitzten die Ohren, indem sie mit dem furchtsamen und behutsamen Schritt eines Wolfes die Schlucht nach allen Seiten hin durchspürten.

Seit einer Reihe von Jahren waren die „Breitstirnen" im Kriege begriffen mit dem sehr mächtigen und wilden Stamme der „Schwarzfüße". Nur List, in der Flucht wie im Angriff, konnte sie vor völliger Ausrottung bewahren. Sublette, der weiße Kaufmann, hat lange bei den „Rothhäuten" gelebt und die Gastfreundschaft der „Breitstirnen" genossen; er hat sie auf der Büffeljagd begleitet und kennt sie gut. Er ist der Ansicht, daß dieser Indianerstamm an sittlicher Bildung die anderen Stämme weit übertreffe. Vielleicht verdanken sie ihre Tugenden mehr ihrer numerischen Schwäche, als irgend einem besonderen Vorzuge. Mann gegen Mann gehalten, fürchtet eine Breitstirn keinen Schwarzfuß. Sie sind die besten Reiter der Prairie, und Nichts ist der Geschicklichkeit zu vergleichen, womit sie sich ohne Sattel und Zügel beritten machen. Um ein in einer Falle oder mit der Schlinge gefangenes wildes Pferd zu bändigen, springen sie ihm schnell auf den Rücken, ohne mit anderen Hülfsmitteln zu ihrem Wagstück ausgerüstet zu seyn, als mit einer kleinen Fahne und einer Art von Maultrommel. Sobald das feurige Thier die ungewohnte Last fühlt, strengt es alle seine Kräfte an, um sie abzuschütteln und sich von den seine Seiten umklammernden nervigen Schenkeln zu befreien. Aber alle Versuche, die das wüthende Thier anstellt, sind vergebens; da schießt es plötzlich wie der Wind nach den Steppen zu fort, wo es seine alten Genossen in der Unabhängigkeit wiederzufinden hofft. Der Indianer hält ihm nun von Zeit zu Zeit, um seine Energie zu dämpfen, die Fahne vor die Augen und schlägt ihm seine tönende Maultrommel bald an das rechte, bald an das linke Ohr, je nach der Richtung, die er seinem Lauf zu geben beabsichtigt. Denn durch den Schall erschreckt, prallt das Pferd bald nach der einen, bald nach der anderen Seite von der geraden Linie und wird auf diese Weise zu allen Wendungen gezwungen, die sein Reiter von ihm verlangt, bis es endlich, erschöpft, keuchend und mit Schaum bedeckt, auf dem Punkte Halt macht, von dem es seine Flucht begonnen hatte.

Die Breitstirnen sind sehr gastfrei, obwohl sie keine anderen Schätze haben, als ihre Pferde und ihre Waffen. Die Jagd ist das einzige Geschäft, welches sie zu ihrem Lebensunterhalt betreiben; auch diesmal war es eine Jagd, und zwar eine Büffeljagd, zu der ihre vornehmsten Krieger Bogen und Pfeile in Stand setzten. Der Rest des Stammes war dann in Abwesenheit seiner Beschützer gezwungen, tiefee in die Berge vorzudringen, um Schutz gegen einen Ueberfall der Schwarzfüße zu finden. Bei einem durch die Civilisation mehr verweichlichten Volke würde eine mit so großen Gefahren verknüpfte Terunung heftige Wehklagen hervorgerufen haben, wenigstens von Seiten der Frauen. Aber die Indianerinnen sind ruhiger und muthvoller, oder auch gelassener. Und dann, was sollten sie anfangen ohne Büffelhaut und Büffelfleisch?

Ein hübsches, jugendlich frisches Mädchen, mit Namen Bachitucky, ein Wort, dessen wörtliche Uebersetzung „Kirschblüthe" lautet, hatte eben am Teiche ihren Schlauch gefüllt und war auf dem Rückwege zum Zelte ihres Vaters, eines Häuptlings, den man den Fürsten des Friedens nannte, als ein junger Mann des Stammes ihr, obwohl mit einer gewissen Zurückhaltung in der Miene, den Weg vertrat.

„Was hält Ishtakka auf meinem Wege?" fragte das Mädchen; „was kann er der Kirschblüthe zu sagen haben?"

„„Ich habe"", erwiederte Ishtakka, „„die Kirschblüthe zum Weibe verlangt, und sie ist mir versagt worden. Seit drei Tagen bin ich, auf die Gefahr hin, einem Schwarzfuß zu begegnen, allein jagen gegangen in der großen Ebene; ich habe eine Antilope getödtet und sie während der Nacht vor das Zelt des erhabenen Fürsten des Friedens gebracht. Vor Tagesanbruch habe ich in der Nähe gelauscht, um zu sehen, ob mein Geschenk angenommen werden würde. Die Gattin des Friedensfürsten, die Muttee der Kirschblüthe, ist bald nach Sonnenaufgang aus dem Zelte getreten, aber sie hat die Augen von der Antilope abgewendet, und ich habe verstanden, daß Ishtakka vergebens hoffen würde.""

„Der Fürst des Friedens", sagte das junge Mädchen, „hat Ishtakka niemals unter den muthigen Jägern des Büffels gesehen. Niemals hat er ihn seine Abenteuer und Gefahren schildern hören unter dem Baume des Krieges."

„„Ich verstehe"", gab Ishtakka mit bitterem Lächeln zur Antwort; „„Bachitucky ist schön unter allen Jungfrauen des Stammes, und ihre Mutter ist klug: nur einem großen Krieger will sie ihre Tochter geben.""

„Ishtakka hat die Wahrheit geredet", erwiederte die Kirschblüthe. „Meine Mutter ist klug, und eine kluge Mutter giebt ihre Tochter nur einem Keieger, der geschickt genug ist, sie zu ernähren, und tapfer genug, sie zu vertheidigen."

„„Ich bin eben so geschickt auf der Jagd, wie die anderen Breitstirnen"", rief der Indianer mit leidenschaftlichem Tone. „„Es ist nicht ein Reiter im Stamme, der es besser verstände, ein wildes Pferd zu bändigen und Bogen und Pfeile zu handhaben, außer Incillo, dem Fürsten des Krieges, der alle Menschen darin übertrifft. Und ist es mein Fehler, wenn ich noch keine Büffelhaut oder die Kopfhaut eines Schwarzfußes als Beute mitgebracht? Bin ich daran schuld, daß man mich für zu jung hält, mit den Jägern und Kriegern auszuziehen?""

„Wenn Ishtakka noch zu jung ist, um auf die Jagd oder in den Krieg zu ziehen, so ist er auch noch zu jung, eine Frau zu nehmen."

„„Ich verstehe"", erwiederte Ishtakka. „„Ich werde meine Bitte beim Fürsten des Krieges erneuern; ich werde einem Schwarzfuß die Kopfhaut nehmen und einen Büffel tödten, dessen Haut aber vor das Zelt des Friedensfürsten legen. Vielleicht wird er mir dann die Kieschblüthe geben.""

„Das heißt verständig geredet", sagte Bachitucky. „Wenn Du ein schönes Pferd bestiegen, das Haupt mit den Federn des Adlers geschmückt, die Brust bemalt und um Deinen Hals einen Reif von Bärenklauen gereiht hast, dann wird die Kirschblüthe glücklich und stolz seyn und wird sagen, daß der große Geist Ishtakka ein großes Herz gegeben hat."

„„Und wenn nun Ishtakka zu den tapferen Kriegern gehört, wird dann Bachitucky auf seine Worte hören?""

„Die Kirschblüthe hat keine Ohren, um den Liebesworten der jungen Krieger zu lauschen", entgegnete das Indianermädchen mit einer Mischung von Stolz und Zärtlichkeit, indem sie ihre langen Augenwimpern über die großen schwarzen Augen niedersenkte. Doch plötzlich erhob sie sie wieder, ergriff das Messer, welches Ishtakka an seinem Gürtel trug, und schnitt eine Locke von seinem Haar, welche sie um ihren Arm schlang und mit einem Knoten darum befestigte. „Die Kirschblüthe", fügte sie darauf erklärungsweise mit bewegter Stimme hinzu, „kann Ishtakka nicht versprechen, seine Frau zu werden; ihr Vater, der Fürst des Friedens, allein kann sie dem geben, der ihm gefällt. Aber Bachitucky wird nur bei Ishtakka glücklich seyn."

Nach diesen Worten entfernte sich die junge Indianerin, indem sie ihren Weg nach dem Zelte ihres Vaters fortsetzte. Ishtakka dagegen begab sich zu Incillo, dem Fürsten des Krieges und dem mächtigsten der beiden Anführer des Stammes; denn der Fürst des Friedens war seines vorgerückten Alters wegen nur noch fähig, im Rath des Stammes den Vorsitz zu führen, eine

---

*) Die hauptsächlichsten Umstände dieses Drama's aus dem Indianerleben wurden von einer darin handelnd auftretenden Person, dem Anführer der „Breitstirnen", Incillo, einem amerikanischen Kaufmann, Namens Sublette, mitgetheilt, von dem sie der Verf. der obigen Erzählung erfuhr.

Rolle, die bei Völkern, bei denen Krieg und Jagd vor Allem in Ansehen standen, nothwendig untergeordneter Art war. Incillo hatte eben die höchste der nahegelegenen Felsspitzen bestiegen, von der aus er die Prairieen in ihrer ganzen Ausdehnung überschauen konnte. Unbeweglich und mit gekreuzten Armen stand er nach Osten gewendet da, indem er den Plan des beschlossenen Jagd-Unternehmens überdachte. Er war ein Mann von nur mittlerer Größe, aber seine kräftigen Muskeln und der ganze gedrungene Bau seines Körpers ließen auf ungewöhnliche Gelenkigkeit und Stärke schließen. Sein Blick war ruhig und ernst, seine Stirn gedankenvoll und streng, wie die eines Mannes, der zugleich das Schwert und der Schild seines Volkes ist. Erstaunt, seine einsamen Gedanken durch Ishtakka unterbrochen zu sehen, rief er ihm mit strengem Tone entgegen: „Was willst Du?"

„„Mit Dir auf die Büffeljagd gehen"", sagte Ishtakka. „„Ich bin nicht mehr ein Knabe.""

„Die auf die Büffeljagd gehen in der großen Ebene, müssen sich darauf gefaßt machen, den Schwarzfüßen zu begegnen. Anstatt den Büffel zu tödten, werden sie leicht ihr eigenes Leben zu vertheidigen haben."

„„Ishtakka fürchtet die Schwarzfüße nicht.""

„Ich glaube es; aber um Jäger und Krieger zu seyn, muß man mehr besitzen als bloße Kühnheit."

„„Ich weiß das wilde Pferd zu bändigen; ich weiß die Antilope im Lauf einzuholen und mit meinem Pfeile zu erlegen.""

„Es ist gut", sagte der Kriegesfürst; „aber es ist nicht genug, ein wildes Pferd zu bändigen oder den Bogen mit Geschicklichkeit zu handhaben. Hast Du das durchdringende Auge des Adlers und die Klugheit der Schlange? Verstehst Du den Schwarzfüßen Schlingen zu legen und die zu vermeiden, welche sie uns legen?"

Ishtakka schwieg einen Augenblick und sprach dann mit zu Boden gesenktem Haupte: „„Ich werde die Listen des Krieges im Kampfe lernen. Habe ich nicht das Vorbild Incillo's?""

„Mein Sohn hat weise geredet. Der Mensch lernt nur an dem Beispiel der Menschen. Aber welche Probe hat bis jetzt Ishtakka abgelegt, daß er unter den Kriegern Platz nähme? Hat er die Kopfhaut eines Schwarzfußes eingebracht? Hat er ein Pferd unseren Feinden geraubt? Haben die Frauen der Schwarzfüße, wenn sie beschäftigt waren, das Fleisch des Büffels zu braten, den plötzlichen Kriegsschrei Ishtakka's wie den Donner des großen Manitou über sich erschallen hören?"

Der junge Indianer senkte von neuem den Kopf, indem er erwiederte: „„Ich war nur ein Knabe bisher. Jetzt bin ich ein Mann geworden und will mir einen Namen unter den Kriegern erwerben. Möge mich mein Vater auf die Probe setzen, möge er erlauben, daß ich ihm auf die Büffeljagd folge, und möchten die Schwarzfüße dann nicht fern seyn!""

Zwei Tage nach dieser Unterhaltung lagerte die Truppe der jagenden Breitstirnen unter Anführung Incillo's in der Prairie, weit entfernt von der Bergschlucht, wo wir den ganzen Stamm zuletzt gesehen, und die der übrige Haufe gleichfalls verlassen hatte, um noch tiefer ins Gebirge einzudringen. Der für die Jagd gewählte Ort hatte nichts Eigenthümliches. Ein Bach, mit niedrigen Gesträuchen besetzt, die sich kaum über die hohen Steppenkräuter erhoben, rieselte mitten durch den Lagerplatz; aber die Breitstirnen fanden Wasser, ihre Pferde zu tränken, und einen hinlänglichen Schutz unter den Gesträuchen, und weiter bedurften sie nichts. Bis jetzt hatte man weder Büffel noch Schwarzfüße angetroffen. Da sprach der Kriegesfürst folgendermaßen zu Ishtakka:

„Ich begreife Deine Ungeduld; es dauert Dir zu lange, daß wir noch auf keinen Büffel oder Schwarzfuß gestoßen sind. Sey getrost, ich werde Deine Geschicklichkeit auf die Probe setzen: das ist eine Eigenschaft, die mehr werth ist als Muth. Seit unserem Abzuge hat mich ein Gedanke beunruhigt; ich fürchte, daß das Lager des zurückgebliebenen Stammes nicht genug bewacht ist. Du sollst mir davon den Beweis liefern. Gehe denn diesen Abend, sobald die Jäger im Schlafe sind. Im Zelte des Friedensfürsten hängt neben seiner Pfeife ein Messer, worauf er viel Werth legt, weil es ein Geschenk des weißen Kaufmanns Sublette ist. Bringe mir Pfeife und Messer, und denke daran, daß selbst die Eule, welche Nachts die Zelte umschwirrt, Dich weder sehen noch hören darf."

„„Und wenn ich entdeckt werde?""

„So werde ich sagen, daß der Friedensfürst wachsam ist, und daß Du Unrecht hast, nach der Beschäftigung der Krieger zu verlangen. Man wird über Deine Ungeschicklichkeit lachen und, wenn man nicht weiß, daß Du mit meiner Erlaubniß zurückgekehrt bist, glauben, Du habest das Lager der Jäger heimlich verlassen, um den Friedensfürsten zu bestehlen. Er wird Dich schlagen lassen und wird recht daran thun. Die Frauen werden Dich zu ihrem Lastträger machen, und die Kinder werden sagen: Der ist zu feig zum Kampf, zu faul zur Jagd, zu ungeschickt zum Raube."

„„Und das nennt mein Vater eine Sache von wenig Bedeutung?""

„Es ist ein Spiel für einen Mann von Entschlossenheit und Behendigkeit."

„„Ich werde gehen und das Messer und die Pfeife des Friedensfürsten bringen"", sagte Ishtakka, „„oder der Fürst des Krieges sieht mich niemals wieder!"" ....

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militair-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.

(Fortsetzung.)

„Die Beredtsamkeit dieser jungen Leute machte einen starken Eindruck auf die Soldaten. Der gewöhnlichen Ordnung zufolge, hatten diese noch die hölzernen Formen beibehalten, die die Stelle der Flintensteine ersetzen und im Russischen den Namen derewjaschki führen; die Wirkung, welche die Vorstellungen ihrer Offiziere auf sie hervorbrachten, war aber so groß, daß sie mit dem Geschrei: Derewjaschki doloi! (Fort mit den Holzformen!) die Reihen verließen, um in den Magazinen des Regiments ihre Flintensteine und Patronen zu suchen. Sie waren eben wieder eingetreten, als ein Adjutant des Regiments-Obersten, General Friedericks, anlangte, der alle Offiziere zu sich beschied. „Ich erkenne keinen General mehr!" rief der Fürst Tschepin und befahl den Compagnieen, scharf zu laden. Dann bemächtigte er sich der Fahne des Regiments, und als er den General erblickte, warf er sich mit dem Säbel in der Faust auf ihn, während Alexander Bestujev eine Pistole gegen ihn abfeuerte, die er unter seinem Rocke verborgen hielt. Am Kopfe verwundet, fiel der unglückliche Friedericks ohne Besinnung auf das Pflaster nieder. Der General Schenschin, Commandeur der Garde-Brigade, wozu das Regiment Moskau gehörte, eilte in demselben Augenblick herbei; aber Tschepin stürzte sich auf ihn, brachte ihm einen Säbelhieb bei und fuhr auch dann fort, auf ihn zu hauen, als er ihn zu seinen Füßen ausgestreckt sah. Wie außer sich, säbelte er Alles nieder, was sich ihm widersetzte, und riß seine Soldaten aus der Kaserne fort, welche alle Vorstellungen der höheren Offiziere mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser Konstantin! beantworteten. Sie marschirten tumultuarisch nach dem Senatsplatze, zum großen Erstaunen der Bevölkerung dieses Stadtheils, die von den Ereignissen des Tages noch keine Kunde hatte; unterweges wurden mehrere Offiziere, denen man begegnete, mit Gewalt fortgeschleppt. Die Insurgenten stellten sich hinter der Bildsäule Peter des Großen auf, wo sie die versprochenen Verstärkungen erwarteten; aber diese blieben lange aus, und am Ende kamen außer dem Marine-Bataillon nur einige Compagnieen der Leib-Grenadiere. Allmälig schlossen sich jedoch mehrere Personen in Civil, die den Augenblick für günstig hielten, den Meuterern an, und eine aufmerksame Volksgruppe sammelte sich ringsum, bereit, ihre neutrale Stellung zu verlassen, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte.

„Was fand indessen im Winterpalaste statt, wo jetzt Nikolaus seine Wohnung aufgeschlagen hatte? Nachdem er seinen ersten Regierungs-Akt durch die Veröffentlichung seines Thronbesteigungs-Manifestes ausgeübt, erwartete er dort den Bericht über den Vollzug der Eidesleistung. Die Minuten mußten ihm zu Stunden werden, denn er konnte auf seine Garde nicht rechnen, und ohne Garde ist ein Kaiser von Rußland, besonders bei seinem Regierungs-Antritt, eben so schwach, wie er mit ihr und durch sie stark ist. Was sich aber auch immer ereignen mochte, er war entschlossen, alle Pflichten der erhabenen Sendung zu erfüllen, die ihm der unmittelbare Wille des Himmels anvertraut zu haben schien. Um halb zwölf Uhr meldete sich der Oberbefehlshaber des Garde-Corps, General Woinov, mit seinem Stabschef, dem General Neidhardt, um den Bericht abzustatten, daß die Eidesleistung in den meisten Regimentern ohne Störung vor sich gegangen, und daß, wenn man von den Leib-Grenadieren, dem Regiment Moskau und den Marine-Equipagen noch ohne Nachricht sey, dieses ohne Zweifel der Entfernung ihrer Kasernen zuzuschreiben wäre. Die Gefahr schien also beschworen, aber nach einer Viertelstunde drang eine Neuigkeit von böser Vorbedeutung zum Palast. Nikolaus erfuhr, daß man vier Offiziere der reitenden Artillerie hatte verhaften müssen und das ganze Regiment in seine Quartiere konsignirt habe; eine Stunde später ward er von dem Benehmen des Regiments Moskau unterrichtet, und von dem offenen Aufruhr, in welchem sich einige Compagnieen desselben unweit seines Palastes befänden. Er ergriff sogleich die Maßregeln, die seine Lage nothwendig machte. Der Stabschef der Garde brachte in aller Eile dem Regiment Semenov den Befehl, zur Unterdrückung der Revolte auszumarschiren, während die Garde zu Pferde sich auf den ersten Wink bereit halten sollte. Erkennend, daß er sich bei dieser Gelegenheit selbst zeigen müsse, umarmte er seine Gemahlin, begleitete sie nach der Schloßkapelle, um den himmlischen Segen anzuflehen, und flößte ihr durch einige männliche Worte Muth ein; dann nahm er den jungen Großfürsten, ein reizendes Kind von acht Jahren, bei der Hand, führte ihn in die Hauptwache des Palastes und stellte ihn den Soldaten vor. „Euch vertraue ich ihn an", sagte der Kaiser, „Ihr werdet ihn schützen." Die finnländischen Jäger, bis zu Thränen gerührt, schworen, ihn mit ihren Leibern zu decken, umarmten ihn mit tausend Liebkosungen; es war ein rührendes Schauspiel, den zarten, blondgelockten Knaben so von Rang zu Rang getragen zu sehen, vielleicht erschreckt über die Zärtlichkeit, die ihm von diesen gebräunten kriegerischen Figuren erwiesen wurde. Aber er war in sicheren Händen; wenn der russische Soldat seine Treue verpfändet, wenn eine Handlung des Vertrauens sein Herz gerührt hat, so läßt er sich in Stücke hauen, ohne einen Schritt zu weichen. Die Jäger bewahrten das kostbare Unterpfand mit so gewissenhafter Sorgfalt, daß sie den Prinzen sogar seinem Hofmeister, dem Obersten Mörder, nicht ausliefern wollten. „Gott kennt die Absicht eines Jeden", antworteten sie; „wir wollen den Sohn unseres Vaters nur dem Vater selbst zurückgeben." (Allerdings konnte, wenn die Jäger Deutsch verstanden, der Name des Hofmeisters für ein böses Omen gelten.)

„Nikolaus hatte so eben den Rapport des Grafen Miloradowitsch em-

pfangen, der seit 1819 General-Gouverneur von St. Petersburg war, aber in dieser Stellung nicht dieselben Talente bewies, die ihn als Feldherrn auszeichneten. Der Oberst Alexis Orlov war zuerst an der Spitze einiger Eskadrons der Garde zu Pferde herbeigeeilt und erwartete weitere Befehle auf demselben Platze, wo sich jetzt die dem Kaiser Alexander gewidmete Riesenkolonne erhebt. Die kleine Truppe verlor sich ganz auf dem ungeheuren Raum, der damals noch von Schnee bedeckt war, und der sich vom Winterpalaste bis zum Senat und bis zum Exerzierhause des gedachten Regiments ausdehnt, indem der sogenannte Admiralitätsplatz den Mittelpunkt bildet; aber die Eile, mit der Orlov seine Reiter an Ort und Stelle brachte, war ein Dienst von hoher Wichtigkeit, den sein Herr ihm nie vergessen hat.

„Ein Blick auf die Statue Peter des Großen zeigte dem Kaiser den Volkshaufen, der sich um die Meuterer drängte, und er hörte mit eigenen Ohren das Geschrei: Es lebe Kaiser Konstantin! Er begriff, daß es Zeit sey, zu handeln. Das in der Geschichte der Palast-Revolutionen berühmte Regiment Preobrajensk, dessen Ursprung wie der des Semenovschen von Peter dem Großen datirt, erhielt die Ordre, ohne Verzug sein erstes Bataillon abzusenden, was mit unerhörter Schnelligkeit bewerkstelligt wurde; auch das dritte Bataillon ward herbeigezogen, und um einem Angriffe der Rebellen auf den Winterpalast zuvorzukommen, wo sich die beiden Kaiserinnen und die anderen in Petersburg anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie befanden, marschirte Nikolaus in Person den Aufrührern entgegen, deren Anzahl jetzt auf 2—3000 Mann gestiegen war. Er begegnete einer Abtheilung, die im Begriffe war, sich dem Feinde anzuschließen, und indem er auf sie zuging, begrüßte er sie mit der herzlichen Anrede, die nach einem alten russischen Gebrauch von dem Monarchen oder dem Chef eines Truppen-Corps an die Soldaten gerichtet wird: Guten Tag, Kinder! (Sdrastwuite, rebjata!) — Die Antwort war: „Es lebe Konstantin!“ Ohne seine Fassung zu verlieren, zeigte der Kaiser mit dem Finger nach dem entgegengesetzten Ende des Platzes: „Ihr habt Euren Weg verfehlt!“ rief er, „Euer Posten ist dort, bei den Verräthern!“ Eine andere Abtheilung, an die er denselben Gruß richtete, schwieg bestürzt, ohne einen Laut von sich zu geben. Mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geistes machte der Kaiser sich ihr Schwanken zu Nutzen: „Rechts um! Marsch!“ kommandirte er mit seiner starken, klangvollen Stimme, und die Leute gehorchten maschinenmäßig, als ob sie mit keiner anderen Absicht ausgerückt wären.

„Die Leib-Grenadiere, deren Kaserne in der großen Million gelegen ist, waren unterdessen vereidigt worden, da ihr Oberst, Bulatov, der bei der Verschwörung betheiligt war, sich nicht gezeigt hatte; umsonst suchte es der Lieutenant Kojewnikov zu verhindern, indem er die Soldaten an ihre Pflichten gegen den Cesarewitsch Konstantin erinnerte. Aber die alten Krieger fingen bald an, Gewissensbisse zu empfinden, und in dieser Stimmung gelang es dem Lieutenant Suthoff, sie fortzureißen. „Meine Freunde!“ sagte er, „wir haben Unrecht gethan; die übrigen Regimenter haben den Eid verweigert und vereinigen sich auf dem Senatsplatze. Laßt uns zu ihnen, die Waffen in der Hand!“ Der brave Oberst Stürler bemüht sich vergebens, sie zurückzuhalten; der Lieutenant Panov stürzt sich mit dem Ruf: „Es lebe Konstantin!“ in die Mitte des Regiments, und die Revolte ist entschieden. Sie ziehen nach dem Senatsplatze. Unterweges kömmt Panov auf den Gedanken, einen Handstreich gegen die Citadelle zu versuchen, die auf einer Insel der Newa liegt und den Insurgenten einen trefflichen Stützpunkt gewährt hätte. In der Citadelle war der Reichsschatz aufbewahrt; außerdem hätte man dort Waffen und Munition gefunden, an denen es den Aufrührern mangelte. Panov hoffte um so eher sich dieser Festung zu bemächtigen, als die ganze Besatzung aus zwei Compagnieen seines eigenen Regiments bestand; aber der Kommandant, General Sukin, war auf seiner Hut — er ließ seine Mannschaft unter Gewehr treten, das Thor wurde verschlossen, eine Ueberraschung war nicht mehr möglich. Panov überschritt noch einmal die von Eis bedeckte Newa, erreichte wieder die große Million und kam vor dem Winterpalaste an, den er jetzt zu überrumpeln versuchte. Er näherte sich wirklich dem Schloßhofe, aber der Anblick der Sappeure zeigte ihm, daß hier nichts zu hoffen sey, und er wandte sich daher nach dem Haupt-Corps der Insurgenten, deren wiederholtes Geschrei: Hurrah, Konstantin! die Seinigen in ihren Gesinnungen bestärkte. So eben hatte sich ihnen fast das ganze Bataillon der Marine-Soldaten angeschlossen, von dem Lieutenant Arbusov und dem Capitain-Lieutenant Nikolaus Bestujev geführt; unter dem Einfluß dieser Offiziere und des Lieutenants Kachovskji hatten sie sich entschieden geweigert, den Eid zu leisten. Ihr Chef, der General Schipov, ließ ihre Anführer arretiren, aber die Soldaten befreiten sie auf der Stelle wieder, und als sich in der Ferne Musketenschüsse hören ließen, stürzten sie alle aus der Kaserne nach dem Senats-Platze zu, wo das Gefecht schon begonnen hatte.

„Der meuterischen Abtheilung des Regiments Moskau war es indessen nicht geglückt, das Senats-Gebäude einzunehmen; die Festigkeit des Lieutenants Nassakin, der hier kommandirte, hatte sie daran verhindert. Mit einer Handvoll finnländischer Jäger besetzte dieser Offizier das Thor und schlug alle Angriffe zurück; zwei Stunden lang blieb er hier von den Aufrührern umzingelt, die aber bereits den Muth zu verlieren anfingen, da sich ihre Häupter nicht sehen ließen. Jakubowitsch allein war auf seinem Posten; der Fürst Obolenskji, der sich ebenfalls eingefunden, hatte kein besonderes Kommando, und der Oberst Bulatov befand sich zwar auf dem Platze, aber unter dem Zuschauerhaufen verborgen. Batenkov hatte den Eid geleistet; noch kleinmüthiger benahm sich der Fürst Trubezkoi, der, von quälender Angst getrieben, in dem Hotel seines Schwagers, des österreichischen Gesandten, Schutz suchte; der entschlossene Ryléjev war mit seinem Freunde Bestujev auf dem Senats-Platze angelangt, da er aber Trubezkoi nicht fand, eilte er, ihn aufzusuchen, verlor so viele Zeit und erschien nicht wieder. Uebrigens hätte die Gegenwart der Anführer nur einen zweideutigen Schimmer des Ruhms auf diese beklagenswerthe Metzelei geworfen, ohne den Gang der Ereignisse aufzuhalten.

„Der Kaiser war von Truppen umringt, deren Generale für ihre Treue bürgten. Man bat ihn vergebens, sich zurückzuziehen und zu gestatten, daß man dem Aufruhr ein Ende mache. In diesem verhängnißvollen Augenblick wollte er sich der Krone würdig zeigen, nicht nur durch seine Unerschrockenheit, die keinen Augenblick wankte, sondern auch durch eine Langmuth, die seinem Charakter noch größere Ehre macht. Der General-Gouverneur von St. Petersburg sollte noch einmal versuchen, die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Miloradowitsch ritt allein auf sie zu, der Anhänglichkeit vertrauend, die ihm die Soldaten stets bewiesen hatten. Kaum fing er jedoch an, sein Erstaunen auszudrücken, daß so treue Krieger sich offen den Befehlen ihres rechtmäßigen Herrschers widersetzten, als das Geschrei: Es lebe Konstantin! seine Stimme erstickte. Obolenskji richtete einen Bajonettstich gegen ihn, der nur sein Pferd scheuen machte; aber in demselben Augenblick setzte Kachovskji ihm das Pistol fast auf die Brust, feuerte und verwundete ihn tödtlich. Die Hand eines Landsmanns erlegte den Tapferen, den die feindlichen Kugeln in sechsundfunfzig Schlachten verschont hatten. „Konnte ich glauben“, seufzte er, als man ihn von dieser Blutscene wegtrug, „daß ich den Tod von den Unsrigen empfangen würde!“

„Bisher hatten weder die Offiziere noch die zum Civilstande gehörigen Verschworenen es gewagt, das Wort Constitution hören zu lassen, das weder für die bärtige Menge noch für die glatt rasirten Soldaten einen Sinn hatte. Jetzt glaubte man, der Augenblick sey gekommen. Mit dem Geschrei: Hurrah Konstantin! mischte sich der Ruf: Es lebe die Constitution! Dieses Wort, welches im Russischen eine weibliche Endung hat (Konstituzia), brachte mehr Erstaunen als Aufregung hervor; wie man versichert, hielt das Volk es für einen Weibernamen und glaubte, daß die Gemahlin des Cesarewitsch damit gemeint sey! Das Wort Republik wäre eben so wenig verstanden worden, und der weit vernünftigere Ruf: Es lebe die Gesetzlichkeit! Nieder mit der Willkür! der allen aufgeklärten und patriotischen Russen aus dem Herzen käme, hätte auf dem Senatsplatz dasselbe Schicksal gehabt. Ein solches Losungswort braucht zwar nicht immer von denjenigen verstanden zu werden, auf die es seine Gewalt ausübt; oft hat sogar der Zauberspruch um so größere Macht, je unbestimmter die Idee ist, die er darbietet — aber wenigstens muß er eine Saite in der Einbildungskraft berühren, die für seinen Einfluß empfänglich ist. Die Töne, die einen fühllosen Granitblock treffen, machen auf ihn keinen Eindruck; sie hallen von ihm zurück, ohne ihn aus seiner starren Unbeweglichkeit zu erwecken.

„Der Schuß, der den tapferen Miloradowitsch — den russischen Murat, wie ihn Segur nennt — erlegt hatte, schlug wie eine Todtenglocke auf das Ohr des Kaisers und des zahlreichen Gefolges, welches ihn umgab. „Sind Sie Ihrer Truppen auch sicher?“ Diese Frage, die man einen General an einen Kavallerie-Obersten richten hörte, zeigt, welche Befürchtungen man über den Geist der Regimenter hegte. Glücklicherweise bemerkten sie die geringe Anzahl der Aufrührer; sie hielten Stand und thaten ihre Pflicht. Selbst das Gros des Regiments Moskau, welches das erste Signal zum Aufstand gegeben hatte, kam auf dem Admiralitätsplatze an, um zur Herstellung der Ordnung beizutragen; der Großfürst Michael, der so eben von einer Reise nach Warschau zurückkehrte, war sogleich nach der Kaserne dieser Truppen geeilt, die unter seinem speziellen Kommando standen, überwand durch eine energische Rede ihre Zweifel, nahm ihnen den Eid der Treue ab und führte sie jetzt in eigener Person dem Kaiser zu. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Pferdefleisch als Menschennahrung.

Unter dieser Ueberschrift enthält das in Christiania erscheinende „Morgenblader“ vom 27. Juli d. J. einen Artikel, welcher dazu dienen soll, das unter den norwegischen Landleuten herrschende Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches auszurotten, um so der nothleidenden Menge eine eben so gesunde wie billige Fleischspeise zugänglich zu machen. Der Kampf gegen ein Vorurtheil, wo er auch geführt werden mag, bietet dem Unbefangenen jederzeit ein interessantes Schauspiel dar. Das Interesse wächst aber natürlich mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, dem es gilt, und so hoffen wir auch unseren Lesern keine Langeweile zu verursachen, wenn wir sie in einer so wichtigen Angelegenheit auf einen Kampfplatz in der Fremde einladen, wo der Fehdehandschuh so eben hingeworfen wurde.

Wir thun wohl am besten, den fremden Artikel hier ganz wiederzugeben. Er lautet:

„Da es für die jetzige Zeit von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit ist, daß nichts, was den Menschen als gesundes und kräftiges Nahrungsmittel dienen kann, der nothleidenden Bevölkerung entzogen werde, hat man wieder daran zu arbeiten begonnen, das noch leider zu allgemein verbreitete Vorurtheil gegen die Anwendung des Pferdefleisches als menschliche Nahrung zu vernichten oder zu schwächen. Eine Schrift des berühmten Lehrers an der Königl. Thierarznei-Schule in Kopenhagen, Dr. med. G. C. With, ist in diesem Jahre unter folgendem Titel erschienen: „Om Hestekjöds Afbenyttelse til Föde for Mennesker ved Levnetsmidlernes nærværende höie Priis“

(d. h. von der Benutzung des Pferdefleisches zur Nahrung für den Menschen bei dem jetzigen hohen Preise der Lebensmittel) und hat zum Zweck, Dänemarks Bevölkerung, bei welcher doch das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches bei weitem nicht so herrschend ist, wie bei uns, Gelegenheit zu geben, von diesem gesunden und kräftigen Nahrungsmittel fernerhin Gebrauch zu machen. In der Vorrede macht der Professor darauf aufmerksam, daß man erst in sehr langer Zeit, und vielleicht nur ausnahmsweise, auf so billige Lebensmittel rechnen dürfe, wie sie vor einigen Jahren gewesen sind. Es muß deshalb für den ärmeren Theil der Bevölkerung wichtig werden, das kostbare Rindfleisch durch billiges Pferdefleisch zu ersetzen, das man in der Regel für ein Drittel der Summe, die jenes kostet, kaufen kann. Nur bei einem so billigen Preise des Pferdefleisches kann bei uns die Rede davon seyn, das Schlachten der Pferde zur Speise für den Menschen anzurathen; denn ist die Summe, die von ihnen durch den Verkauf zur Arbeit herausgebracht wird, größer als die, welche man durch Verkauf ihres Fleisches zu geringem Preise einnehmen kann, so werden sie nur ausnahmsweise geschlachtet werden, und es wäre dann nicht einmal wünschenswerth, daß es in größerer Ausdehnung geschehe.

Nicht im Interesse des Unbemittelten allein — sagt der Verfasser in der Vorrede zu seiner kleinen Schrift — muntere ich dazu auf, Gelegenheit zu geben, Pferde zu schlachten und ihr Fleisch zu genießen; es geschieht auch im Interesse der Menschlichkeit, weil es, bei Ausbreitung des Genusses von Pferdefleisch, oftmals dem minder Vermögenden möglich wird, ohne einen bedeutenden Verlust solche Pferde abzuschaffen, die entweder unter Schmerzen die Arbeit verrichten oder sich aus anderen Gründen nicht mehr dazu eignen, und sich an deren Stelle andere zu kaufen. Das Schlachten von Pferden, welche an körperlichen Fehlern oder übeln Gewohnheiten leiden, die dem Menschen leicht gefährlich werden können, würde auch dazu beitragen, unsere eigene Sicherheit zu wahren.

Die Angelegenheit des Pferdeschlachtens wird auch im Interesse der Landes-Pferdezucht besprochen, auf welche oft der Umstand einen großen Einfluß ausübt, daß Manche, die nicht Gelegenheit haben, sich einigen, wenngleich unzureichenden Ersatz für die vielen aus der Zucht mittelmäßiger Individuen erwachsenen Kosten zu verschaffen, sich nicht entschließen können, dieselben bei Zeiten zu entfernen, sondern sie noch eine Zeit lang behalten und ohne den geringsten Nutzen zum Theil das Futter verzehren lassen, welches, für die Zuchtthiere besserer Qualität verwendet, die Entwickelung dieser letzteren bedeutend gefördert haben würde.

Der Verfasser erzählt, daß in den letzten zwei Monaten in Kopenhagen weit über 20,000 Pfund Pferdefleisch verzehrt worden sind.

Unter den Gründen, welche von den eifrigen Gegnern des Pferdefleisch-Genusses angeführt werden, wird erwähnt, daß es für den Menschen keine gesunde Nahrung abgebe, und daß das meiste Pferdefleisch, welches genossen werde, von kranken Pferden herrühre. Daß aber der erstgenannte Grund ganz unrichtig ist, bestätigt nicht allein die altnordische Geschichte, sondern auch der Gesundheits-Zustand der meisten tatarischen Volksstämme. Damit die andere Behauptung keinen Glauben finde, sind die Pferde-Schlächtereien in Dänemark unter öffentliche Kontrole gestellt, wonach die Thiere vor dem Schlachten von geprüften Thierärzten untersucht werden.

Es versteht sich von selbst, daß Pferdefleisch, so gut wie Rindfleisch, fett oder mager seyn kann; aber wenn es auch mager ist, so ist es doch darum nicht ungesund und verdient wohl von denen benutzt zu werden, welche nicht Mittel haben, sich das fettere und theurere anzuschaffen. Es ist sogar, sagt Dr. With, meine volle Ueberzeugung, daß der häufige Genuß einer kräftigen Suppe, von einem mageren Stück Pferdefleisch bereitet, eben so wie dieses selbst, dazu wird beitragen können, bei Leuten, die von sogenannter dürrer Kost und Kartoffeln leben, manchen Krankheiten und namentlich den Skropheln vorzubeugen.

Der Berichterstatter ist der Meinung gewesen, daß es unter jetzigen Umständen sehr nützlich seyn würde, das Publikum auf die in Rede stehende wohlfeile Schrift aufmerksam zu machen und sie den Vorstehern von Schul-Bibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen, um ein in staatsökonomischer und sanitätischer Hinsicht schädliches Vorurtheil auszurotten." —

Wir haben nur noch den Wunsch hinzuzufügen, daß auch in jenem nordischen, uns stammverwandten Lande die trüben Nebel eines dem materiellen Volkswohl so hinderlichen Vorurtheils, als das gegen den Genuß des Pferdefleisches ist, recht bald verschwinden mögen.

Dr. H. Sebald.

Mannigfaltiges.

— Gefärbte Gläser zur Bedeckung der Treibhäuser von Kew. Ein bedeutender Theil der in Treibhäusern gezogenen Pflanzen erleidet oft durch zu große Sonnenhitze eine Abnahme an Kräften oder wird „verbrannt" — wie die Gärtner sich ausdrücken. Um dem schädlichen Einfluß einer zu großen Intensität der Sonnenstrahlen entgegen zu arbeiten, hat man seit längerer Zeit schon das Mittel angewandt, die Glasscheiben, womit die Treibhäuser bedeckt sind, entweder mit dünner Leinwand zu belegen oder mit einem flüssigen Kreidemergel zu bestreichen, um den größten Theil der Sonnenstrahlen theils zu reflektiren, theils zu absorbiren. Neuerdings hat man nun für die Palmbaumkultur in dem Garten zu Kew Treibhäuser gebaut, deren Dimensionen in einem solchen Maßstabe genommen sind, daß die Anwendung jener Mittel entweder zwecklos oder unmöglich wäre, denn sie haben eine Länge von mehr als 330 Fuß, eine Breite von 92 Fuß und eine Höhe von über 57 Fuß. Man mußte also darauf bedacht seyn, ein anderes Mittel auffindig zu machen, um jenem Uebel abzuhelfen. So wurde denn auch die Frage aufgeworfen, ob man den gewünschten Erfolg nicht durch gefärbte Gläser erreichen könnte; was nicht unmöglich schien. Es wurde daher ein Sachverständiger, Namens Hunt, der sich schon lange mit dem Studium des von den verschiedenen Strahlen des Sonnenspektrums auf die Vegetabilien ausgeübten Einflusses beschäftigt hatte, beauftragt, diesen Gegenstand einer speziellen Untersuchung zu unterwerfen. Man stellte nun eine Reihe von Experimenten an, in denen man die aus den Palmblättern gezogenen farbigen Säfte der Einwirkung des Sonnenspektrums bloßstellte, wodurch man das sichere Resultat gewann, daß die Strahlen, welche jene Säfte entfärbten, demjenigen Gebiet des Spektrums angehörten, worin sich die Wärmeerzeugung mit der größten Energie entwickelte, nämlich ein wenig außerhalb der Gränze, innerhalb deren der rothe Strahl noch sichtbar ist. Man untersuchte nun eine Menge auf die verschiedenste Weise zubereiteter Glasstücke, und gewann so die Ueberzeugung, daß die grüngefärbten Gläser die erforderlichen Dienste leisteten. Da indeß einige von ihnen fast sämmtliche Wärmestrahlen auffingen, also des Guten zu viel thaten, und sich übrigens auch durch ihre sehr dunkle Färbung dem Durchgange einer großen Menge von Lichtstrahlen widersetzten, so kam man endlich durch fortgesetzte Versuche dahin, genau den Grad der Durchsichtigkeit zu bestimmen, der beide Erfordernisse, nämlich eine Milderung, d. h. theilweise Absorbirung der Wärmestrahlen und den Durchgang einer hinreichenden Menge von Lichtstrahlen, bewirken würde. Man bestimmte die chemischen Veränderungen, welche die durch solche Gläser hindurchgehenden Strahlen hervorbringen, z. B. auf Chlorsilber und Papier, das mit dem aus den Palmblättern gezogenen Saft gefärbt worden war. Zu diesem Zwecke spannte man ein solches Papier auf einen Rahmen und setzte es dann dem Einfluß des Spektrums aus, während es auf der anderen Seite mit Schwefeläther befeuchtet wurde. Durch die Verdünstung des Aethers konnte man sehr gut die Stelle bemerken, worauf sich die Einwirkung der Wärme am stärksten offenbarte; denn diese schnell trocknenden Stellen nahmen die Gestalt von regelmäßigen und sehr fest bestimmten Kreisen an, lange Zeit bevor die übrigen Theile die geringste Spur von Austrocknung zeigten. Hierdurch war man nun in den Stand gesetzt, ziemlich genau zu bestimmen, welchen Grad von Fähigkeit jedes Glas besäße, die Wirkung des Lichts, der Wärme und der chemischen Thätigkeit zu hemmen. Die Farbe des für den angegebenen Zweck am passendsten befundenen Glases war ein mattes Grüngelb, das man durch Kupferoxyd gewonnen hatte. Seine Durchsichtigkeit ist sehr bedeutend, was am besten daraus zu ersehen ist, daß, wenn man es zwischen das Auge und das Sonnenspektrum hält, man nur eine geringe Schwächung des Gelb und eine geringe Modification in den von den rothen Strahlen getroffenen Theilen wahrnimmt. Man hat sich daher für dieses Glas entschieden, da es, bei allem Widerstande gegen die schädlichen Strahlen, doch diejenigen ungehindert durchläßt, ohne welche ein kräftiger Pflanzenwuchs unmöglich ist. Es wurde bei der Verfertigung desselben die Anwendung von Braunsteinkalk vermieden, weil man seit langer Zeit bemerkt hat, daß die Gläser, welche dieses Oxyd enthalten, durch brennende Sonnenhitze allmälig eine violette Färbung annehmen, die in allen ihren Schattirungen gerade eine dem erzielten Resultat entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Melloni, in seinen „Untersuchungen über die strahlende Wärme", bemerkt, daß ein grünes Glas von einer gewissen Nüancirung, welches in Italien fabrizirt wird, fast alle Wärmestrahlen verschluckte. Es ist dies also ähnlich demjenigen, welches man für die großen Treibhäuser in Kew angewandt hat. Seine Farbe weicht nicht sehr von der des alten Kronglases (eines Fensterglases) ab; und viele Gärtner versichern, daß ihre Pflanzen unter solchen Gläsern ein weit kräftigeres Wachsthum zeigen, als unter dem gewöhnlich jetzt gebrauchten weißen Fensterglase.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Dienstag den 17. August 1847.

Böhmen.

Szafarzyk und Palatzky.

Vor einiger Zeit haben wir in diesen Blättern der Schrift eines polnischen Gelehrten, Chojecki's, gedacht, in der das slawische Böhmen nach allen Richtungen einer zeitgemäßen Untersuchung unterworfen wird. Es ist jetzt der zweite Theil dieser Schrift erschienen.*) Er beschäftigt sich mit den Resultaten der böhmischen Geschichtsforschung und deren Hauptträgern, Jungmann, Szafaezyk und Palatzky. Ihre Werke liegen der deutschen Gelehrtenwelt vor, und die Kritik hat ihnen bereits eine ehrenvolle Stelle in der wissenschaftlichen Republik gesichert. Ohne also auf die schriftstellerischen Arbeiten selbst hiee einzugehen, begnügen wir uns, Einiges aus den Notizen herauszuheben, welche Chojecki uns über das Leben der beiden Histoeiker europäischen Rufes, Szafarzyk und Palatzky, gegeben hat.

Szafarzyk ist im J. 1795 im oberen Ungarn, wo sein Vater protestantischee Pastor war, geboren und war ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, so daß ee an die Beschäftigung mit slawischer Literatur nie gedacht hätte, wenn nicht ein besonderer Umstand, welchen er dem Verf. selbst mitgetheilt, seinem Leben diese Wendung gegeben hätte. Als er noch Schüler war, fand er bei Gelegenheit einer Ferieneeise in der Wohnung eines wohlhabenden Landmannes einige Lieferungen der Zeitschrift „Hlasatel". Die trockenen und einförmigen Artikel von Rejedly und die nicht viel frischeren von Puchmeyer fesselten ihn nicht, dagegen zog ihn eine Abhandlung Jungmann's „über die czechische Speache" an, worin dieser Peager Philolog seine peophetische Begeisterung für das Czechenthum ausströmen ließ. Jungmann hatte des jungen Studirenden Interesse für immee gewonnen; dieser suchte jetzt mit Eifer Alles zusammen, was aus dessen Feder geflossen war. Die Uebersetzung vom „verlorenen Paradies", welche Szafaezyk die Schönheiten der czechischen Speache bis zum Enthusiasmus bewundern ließ, führte ihn auf den Weg, welchen er nachher nicht wieder verlassen hat. Im J. 1815 begab ee sich zwae theologischer Studien wegen nach Jena, kehrte aber bald zurück, gab die Theologie auf, wurde eine Zeit lang in Ungarn Privatlehree und erhielt dann eine Stelle an einem für die Serben in Sadno neu eingerichteten Gymnasium, unfern der türkischen Gränze, wo er jedoch nicht lange blieb, da ihn die Sehnsucht nach einem weiteren Wirkungskreise faßte. Er gab seine Stellung als Lehrer auf und nahm, ohne alle Rücksicht auf seine äußere Subsistenz, seinen Wohnsitz im Centrum der böhmischen Literatur, in Prag. Dies wae im J. 1833. Er hatte lange mit großen Hindernissen zu kämpfen; eine zahlreiche Familie vermehrte seine Sorgen, doch verloe er sein Ziel nicht aus den Augen, sein Fleiß im Studium slawischer Alterthümer erlitt keine Unterbrechung. Aus dieser Lage sollte ihn endlich ein Ruf herauseeißen, dee aus Preußen an ihn erging: das in Berlin für die slawische Literatue neu errichtete Katheder zu besteigen. Das Anerbieten, welches der König von Preußen dem böhmischen Gelehrten machte, war glänzend, überstieg seine Hoffnungen; dennoch konnte sich Szafarzyk nicht entschließen, Peag zu verlassen. Indeß hatte bei dieser Gelegenheit Oesterreich von Preußen erfahren, welchen verdienstvollen Gelehrten es besitze, und es beeilte sich, ihm zwei Stellungen, die eines Kustoden in der Universitäts-Bibliothek und eines Censors czechischer Schriften, zu bieten, welche allerdings die wissenschaftliche Thätigkeit Szafarzyk's sehr einschränken. Dee König von Preußen gab ihm bald nachher ein anderes Zeichen seinee Anerkennung durch Verleihung des Verdienst-Ordens für Kunst und Wissenschaft, in dessen Besitz außer Szafarzyk und dem russischen Dichter Jukowskji sich kein anderer Slawe befindet. Eine seltene Bescheidenheit zeichnet den großen Mann aus; das Verdienst seiner Forschungen schlägt er nur gering an; ee scheint die rechten Früchte seines ausdauernden Fleißes noch zu erwaeten. Die allgemeine Verehrung allee Czechen ist ihm gewiß ein wohlthuender Lohn.

Die Geschichte der slawischen Stämme und die slawische Speachforschung bilden das Gebiet, auf welchem er sich ausschließlich bewegt. Er bedarf, um sicher darauf zu gehen, eines großen Apparats von Wissenschaft. Die orientalischen Sprachen und das Sanskrit hat er sich zu eigen machen müssen. In seinen Jugendjahren trat er auch als Dichter auf, übersetzte einige Komodien von Aeistophanes und Schiller's Maria Stuart; seine späteren Arbeiten haben ihn jedoch für immee von der Beschäftigung mit der Dichtkunst abgezogen, gewiß zu seinem Vortheil, da, wie wir sehen, seinen Genossen die Poesie im Ganzen schlechtere Dienste geleistet hat. Seine bisher erschienenen Hauptwerke sind:

Ueber die Abkunft der Slawen

Serbische Lesekörner; ein philologisches Werk, in dem ee die serbische Sprache und einige in ihe vorhandene Dokumente kritisch behandelt.

Sein letztes Werk, hauptsächlich für Deutschland berechnet, ist eine Geschichte aller slawischen Literaturen. Binnen kurzem wird Szafaezyk diese Schrift in czechischer Sprache erscheinen lassen. In diesem Augenblick ist er mit der Mythologie der Slawen beschäftigt.

Feanz Palatzky, der Sohn eines Dorfschullehrers in Mähren, ist etwa 49 Jahr alt. In Ungarn erhielt er seinen ersten Unterricht, den er auf dee Universität in Wien weiter genoß. Auch er hatte, wie die meisten bedeutenden Männer, lange mit Mißgeschicken zu kämpfen, bis er endlich beim Geafen Sternberg ein Unterkommen fand. Hier wurden seine Fähigkeiten bemerkt; die Stände des Königreichs ernannten ihn zum Historiographen und erhielten nach langen Bemühungen für ihn die Bestätigung seitens der Regierung. Palatzky hat, obgleich er der böhmischen Sprache vollkommen mächtig ist, bisher die meisten seiner Scheiften Deutsch verfaßt, einmal, weil der Adel, welcher die Geschichte seiner Ahnen lesen will, nicht Böhmisch versteht, und dann, weil die Censur für deutsche Schriften mindee scharf ist, als für böhmische. Es wae also, wie der Verf. meint, nicht Eitelkeit, welche Palatzky seine Muttersprache hintenansetzen ließ. Heute, wo die böhmische Sprache so ausgebreitet ist, daß auch der Adel sich angelegentlich mit ihr beschäftigt, ist Palatzky im Stande, von ihr Gebrauch zu machen, und die folgenden Theile seiner Geschichte werden daher in böhmischer Sprache eescheinen, wonächst er den Ständen eine deutsche Uebersetzung selbst anfertigen wird. Der Anfang seiner Geschichte, wie er sie nun in sehe umfassendem Maßstabe begonnen hat, ist von ihm bereits in einer Sitzung der wissenschaftlichen Gesellschaft in Prag, im März 1845, vorgetragen worden. Im Vergleich zu diesem ist das frühere Werk Palatzky's gewissermaßen nur eine Vorhalle, durch welche er in das väterliche Haus eingetreten ist. Seiner Stellung nach, die Palatzky in beständigen Verkehe mit dem Adel setzt, genießt er dessen Achtung und Vertrauen in hohem Geade, indem er Beides zum Vortheil des Landes benutzt. Viele heilsame Einrichtungen sind die Folge seiner Bemühungen und seines Antriebs. So haben in letzter Zeit sich einige für die Wissenschaft interessirte Magnaten bereit finden lassen, einen Fonds für junge Historiker zu bilden, aus dem vorläufig zwei Kandidaten unterstützt werden.

Die wichtigsten Schriften von Palatzky sind:

Eine kritische Abhandlung übee alle böhmische Chronisten.

Synchronistischer Ueberblick der böhmischen Würden und Aemter von den ältesten Zeiten an. Diese Schrift ist in böhmischee Sprache verfaßt.

Böhmisches Archiv oder Sammlung von Dokumenten zue Aufhellung der böhmischen Geschichte. Dieses Archiv erscheint ununterbrochen.

Obgleich die Geistlichkeit sich der Veröffentlichung dieser Schriftstücke, welche zum Theil die Zeit des Hussitenthums berühren, mitunter widersetzt, hat Palatzky dennoch eine ganze Sammlung der Cheonisten des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben. Während er die Zeitscheift: „das czechische Museum" redigirte, brachte er in dieser häufig wichtige histoeische Abhandlungen. Sein Hauptwerk abee ist die Geschichte des böhmischen Volks (4 Bände) bis zum Ende der Regierung Wazlaw's IV. (1419) oder zum Anfange der Hussiten-Kriege.

Im Verlaufe der Schrift Chojecki's wied eine kurze Geschichte der Stadt Prag gegeben, nebst einer Darstellung ihres gegenwärtigen socialen und literarischen Zustandes. Daean schließen sich eine interessante Charakteristik der böhmischen Geistlichkeit und endlich noch einige Betrachtungen über die Mittel zue Verbreitung des Czechenthums. Wir behalten uns über diese Gegenstände einige Mittheilungen vor. Polono-Germanus.

*) Berlin, Schneider & Comp.

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militair-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.

(Schluß.)

„Nikolaus zögerte noch immer, den Befehl zum Angriff zu geben; er wollte das Blut seiner Unterthanen schonen und nicht eher zum Aeußersten

schreiten, bis er alle Mittel der Ueberredung erschöpft hatte. Ein zweites Mal ließ er den Insurgenten Vorstellungen machen; da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, so versuchte er durch die Stimme der Religion auf sie zu wirken. Der Metropolit Seraphim, ein siebenzigjähriger Greis, erschien das Kreuz in der Hand und von der Geistlichkeit umgeben auf dem Kampfplatz. Doch der Russe, selbst aus der niederen Klasse, obwohl in blinder Anhänglichkeit dem Glauben seiner Väter ergeben, hat nur wenig Achtung gegen die Diener der Religion, die ihm im Allgemeinen keineswegs als Muster dienen können. Die Erscheinung des Oberhirten verfehlte daher ihre Wirkung; als er sprechen wollte, ward die Trommel gerührt — man stieß ihn zurück, verspottete seine grauen Haare und rieth ihm, sich nicht in Sachen einzumischen, die ihn nichts angingen. Eiligst zog sich der Metropolit mit seinen Begleitern zurück.

„Blaß, niedergeschlagen, aber stets furchtlos und überall gegenwärtig, entschloß sich der Kaiser endlich zu entscheidenden Maßregeln, die um so nothwendiger wurden, als sich die Hefe des Volks den Aufrührern anzuschließen begann. Er ließ sie von mehreren Seiten angreifen, während die Kavallerie sich gegen die Fronte des von ihnen gebildeten Quarré's bewegte, welches unterdessen eine Menge Leute aufgenommen hatte, die aus vollem Halse: Es lebe Konstantin! riefen. Das Regiment der Garde zu Pferde und die Chevalier-Garden führten die Charge aus, die jedoch mißlang; vielleicht entsprach der gute Wille der Truppen nicht dem Eifer der Befehlshaber. Die Insurgenten leisteten energischen Widerstand; der Fürst Tschepin-Rostovskji kommandirte zuerst: Feuer! und einige Minuten lang ertönte der Platz von Musketensalven. Kachovskji, der Mörder des unglücklichen Miloradowitsch, tödtete auch den Obersten Stürler, einen braven Schweizer, der das Regiment der Garde-Grenadiere befehligte, und warf dann, wie von Reue befallen, sein Pistol zur Erde. Wilhelm Küchelbecker richtete seine Waffe gegen den Großfürsten Michael und hätte ihn ohne Zweifel erlegt, wenn die Garde-Matrosen, von einer solchen Kühnheit erschreckt, ihm nicht in den Arm gefallen wären. Dann zielte er auf den General Woinov, aber zum Glück versagte das Pistol, welches einige Zeit im Schnee gelegen hatte. Seinerseits suchte Jakubowitsch, den Dolch in der Hand, den Kaiser, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Der Widerstand hatte schon mehrere Stunden gedauert, als man bei Anbruch der Nacht, die in dieser Jahreszeit schon vor 4 Uhr eintritt, Kanonen auffahren ließ. Mehrere Feldstücke wurden längs dem Boulevard der Admiralität aufgeführt und mit Kartätschen geladen, nachdem man noch einen letzten Friedensversuch gemacht hatte, der wie die früheren ohne Erfolg blieb. Man bewegte auf Befehl des Kaisers die brennenden Lunten in der Luft, um die Rebellen einzuschüchtern; endlich feuerte man den ersten Schuß ab, der aber, mit Willen schlecht gerichtet, nur wenig Schaden that. Die Aufrührer spotteten darüber und erneuerten ihr Hurrahgeschrei. Es wird versichert, daß die Artilleristen eine zweifelhafte Stimmung zeigten, und daß der Großfürst Michael einem Soldaten die Lunte aus der Hand riß und die erste Kanone abfeuerte. Dieser Prinz hatte, ungeachtet der Ermüdung einer langen Reise, seinen Bruder nicht einen Augenblick verlassen und gab gleich ihm Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit.

„Zuletzt ward das Feuer ernsthaft und die Kartätschen richteten ein furchtbares Gemetzel an. Indessen wurden nicht mehr als ein Dutzend Schüsse gethan. „Bei der zweiten Salve", sagt der amtliche Bericht, „stob der ganze Haufe aus einander und wurde von den Chevalier-Garden zu Pferde nach Wassili-Ostrov (einer Insel jenseits der Newa), längs dem englischen Quai und durch die Galeerenstraße verfolgt, wo man den Flüchtlingen den Rückzug abschnitt. Mehr als 500 wurden sogleich aufgegriffen, die übrigen zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten in die Häuser und auf das gefrorne Bette der Newa." Mehrere von ihnen drangen in ein unweit des Senatsplatzes gelegenes Haus ein, wurden aber dort umzingelt und gefangen; Andere, vom Kartätschenfeuer erreicht, bedeckten die Straßen mit ihren Körpern; noch Andere fanden eine Zuflucht in den entlegenen Spelunken, welche den Dieben als Schlupfwinkel dienen. Endlich wurden etwa 150 Individuen während der Nacht verhaftet, unter denen sich mehrere von den Rädelsführern befanden; Einige ergaben sich freiwillig. Die Marine-Soldaten und Leib-Grenadiere kehrten truppenweise in ihre Kasernen zurück, indem sie die Gnade des Kaisers anflehten. Uebrigens hat man die Anzahl der Schlachtopfer nie genau erfahren können, da die Leichen in der Eil unter die dicke Eisrinde geworfen wurden, welche die Newa während vier bis fünf Monate im Jahre bedeckt. Die mäßigsten Angaben sprechen von 200 Todten, wozu noch 700—800 Gefangene kamen. Viele Leute aus dem Volke, die blos als Neugierige zugegen waren oder vielleicht auf eine Gelegenheit zum Plündern warteten, fanden in dem Kartätschenhagel ihren Tod.

„Unterdessen harrte die Kaiserin, von den vornehmsten Damen der Stadt umgeben, mit Zittern auf den Ausgang des Kampfes, bei dem die Krone und das Leben ihres Gemahls auf dem Spiele stand. In dem Augenblick, wo er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, das Feuer gegen die Rebellen zu eröffnen, hatte Nikolaus eine Botschaft an die Kaiserin gesandt, um sie davon zu benachrichtigen, da er die Wirkung des Kanonendonners auf ihre Nerven fürchtete. Als das Schießen begann, warf sich Alexandra in Thränen gebadet auf die Kniee und blieb so lange in Gebet versunken, bis man ihr die Kunde brachte, daß der Aufruhr zu Ende sey. Vor sechs Uhr war der Kaiser in ihren Armen; eine einzige Pflicht hatte ihn noch zurückgehalten — nach Wiederherstellung der Ruhe war er zum erlauchtesten Schlachtopfer dieses verhängnißvollen Tages, dem Grafen Miloradowitsch, geeilt, der nur wenige Augenblicke zu leben hatte. Der Kaiser empfing seine letzten Wünsche und versprach, sie pünktlich zu erfüllen.

„Noch ganz bewegt, erschien er im Palast. Man kann sich die rührende Scene denken, die bei seiner Rückkehr stattfand, und mit welcher Mischung süßer und bitterer Gefühle die Gatten sich wiedersahen. „Welcher Regierungs-Anfang!" riefen Beide aus; sie hatten schon am ersten Tage den Preis kennen gelernt, mit dem man einen Thron erkauft, und vielleicht war noch nicht Alles vorüber! Für das Herz Alexandra's war jedoch die Gegenwart ihres den Kugeln und Dolchen der Aufrührer entrissenen Gatten ein heilender Balsam; die Dankbarkeit gegen den Allmächtigen gab ihr die Ruhe wieder, aber man versichert, daß dieser Tag unauslöschliche Spuren auf den Zügen dieser noch so jungen und schon so hart geprüften Fürstin zurückließ."

Das Schicksal der Haupttheilnehmer an dieser unglücklichen Verschwörung ist bekannt; die meisten, worunter Trubezkoi, Obolenskji, Tschepin, Alexander Bestujev, Küchelbecker, wurden theils auf Lebenszeit, theils auf eine Reihe von Jahren nach Sibirien verbannt; aber fünf Individuen — Pestel, Murawjev-Apostol, Ryléjev, Kachovskji und Bestujev-Rjumin — mußten ihre Schuld mit dem Leben büßen. Unser Verfasser, der bei der Execution gegenwärtig war, beschreibt sie folgendermaßen: „Seit achtzig Jahren hatte Petersburg keine Hinrichtung gesehen, und in ganz Rußland war seit der Regierung Elisabeth's die Todesstrafe nur in seltenen Fällen angewendet worden. Aber am 25. Juli arbeitete man auf dem Festungswalle schon um 2 Uhr Morgens an der Errichtung eines ungeheuren Galgens, der fünf Körper in einer Reihe enthalten konnte. In dieser Jahreszeit ist die Nacht unter dem sechzigsten Breitengrade bekanntlich nur eine lange Dämmerung; schon in den ersten Stunden des Morgens erhebt sich die Sonne über den Horizont, und man konnte daher alle Gegenstände klar unterscheiden. Ein schwacher Trommelschall und der Klang einiger Trompeten ließen sich sofort in verschiedenen Theilen der Stadt vernehmen, indem jedes Regiment der Garnison eine Compagnie nach dem Schauplatz des Blutgerichts abschickte, welches die aufgehende Sonne beleuchten sollte. Man hatte mit Vorsatz den Augenblick der Hinrichtung zweifelhaft gelassen, und die Stadt war daher in tiefen Schlummer begraben; die Zuschauer kamen nur einzeln herbei, und selbst nach einer Stunde genügte ihre Anzahl kaum, den Militairkordon zu umgeben, der sich zwischen sie und die Theilnehmer in diesem furchtbaren Drama aufstellte. Es herrschte eine tiefe Stille, und das Rollen der Trommel fand nur einen dumpfen Wiederhall, der kaum das Schweigen der Nacht unterbrach.

„Gegen 3 Uhr verkündigte dieselbe Trommel die Ankunft derjenigen Verurtheilten, denen man das Leben geschenkt hatte. Nachdem ihr Urtheilsspruch verlesen worden, mußten sie niederknieen; ihre Epaulettes, ihre Orden und ihre Uniform wurden ihnen abgerissen, und der Degen eines jeden ihm über dem Kopf zerbrochen; in grobe, graue Ueberröcke gekleidet, defilirten sie dann an dem Galgen vorbei, während ein neben demselben angezündetes Kohlenbecken ihre Uniformen und die Zeichen ihres früheren Standes verzehrte.

„Kaum waren sie von neuem in die Citadelle eingetreten, als die fünf zum Tode Verdammten auf dem Wall erschienen. In der Entfernung, wo sich das Publikum befand, war es schwer, ihre Züge zu unterscheiden; übrigens waren sie in graue Mäntel gehüllt, deren Kappe ihnen über den Kopf ging. Sie stiegen Einer nach dem Anderen auf die Plattform und auf die Schemel, die vor dem Galgen standen; Pestel, als der erste, befand sich auf der rechten, Kachovskji auf der linken Seite. Der verhängnißvolle Knoten schlang sich ihnen um den Hals, und der Scharfrichter hatte sich kaum entfernt, als die Plattform unter ihren Füßen zusammenbrach. An Pestel und Kachovskji fand die Erdrosselung sogleich statt, aber der Tod wich gleichsam vor den Anderen zurück. Ein schreckliches Schauspiel stellte sich den Augen der Zuschauer dar; der schlecht befestigte Strick glitt über die Kappen jener Unglücklichen aus, die furchtbar zerschlagen am Fuße des Schaffots niederfielen. Der Kaiser war damals gerade in Zarskoje-Selo, *) und da Niemand es wagte, die Execution aufzuschieben, so änderte dieser beklagenswerthe Unfall nichts an ihrem Schicksal, und sie mußten zweimal die Schrecken des Todes erdulden. Sobald die Plattform wieder hergestellt war, führte man sie abermals zum Blutgerüste. Ryléjev, der erst von seinem Sturze betäubt war, ging festen Schrittes einher, konnte aber den schmerzhaften Ausruf nicht zurückhalten: „Es soll mir also Nichts gelingen, nicht einmal der Tod!" Man legt ihm auch folgende Worte in den Mund: „Verfluchtes Land, wo man weder zu verschwören, zu richten, noch zu hängen versteht!" aber Andere schreiben sie dem Murawjev-Apostol zu, der gleich Ryléjev die Stufen der Plattform muthig wieder heranstieg. Bestujev-Rjumin, der wahrscheinlich mehr als die Anderen gelitten hatte, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten; er mußte zum Galgen getragen werden. Ein zweites Mal wurde ihnen der Knoten um den Hals befestigt, und diesesmal ohne nachzugeben. Einige Sekunden später verkündete das Rollen der Trommel, daß die menschliche Gerechtigkeit befriedigt sey. Die Uhr hatte noch nicht fünf geschlagen. Schweigend zerstreuten sich die Truppen und die anderen Zeugen dieses furchtbaren Sühnopfers.

„Nach einer Stunde war der Todes-Apparat verschwunden; das Volk, welches sich den ganzen Tag über auf dem Festungswall drängte, nahm keine Spur mehr davon wahr — Alles blieb still und lautlos. Selbst unter Freunden unterhielt man sich nur vorsichtig und mit gedämpfter Stimme von den tragischen Ereignissen dieses Tages."

Unsere Leser werden aus obigen Auszügen entnehmen können, daß die von Herrn Schnitzler gelieferte Histoire intime de la Russie einen nicht geringen

---

*) Es ist also falsch, daß der Kaiser den Befehl gegeben habe, sie zum zweitenmal aufzuhängen.

Reichthum an interessanten Details darbietet; was die eben so merkwürdigen Nachrichten über die geheimen Gesellschaften in Rußland, über den Zustand des dortigen Verwaltungswesens, die vom Kaiser Nikolaus versuchten Reformen u. s. w. betrifft, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches vermuthlich bald in einer deutschen Uebersetzung erscheinen wird, wie es bereits in einer englischen angekündigt worden. Auch in der zweiten Abtheilung desselben, den „Etudes, Notes, et Eclaircissemens", findet sich manches Lesenswerthe, wie die Notizen über das Privatleben, den Hof und die Umgebungen der Kaiser Alexander und Nikolaus, die russischen Bibel-Gesellschaften, die beabsichtigte Emancipation der Leibeigenen u. dergl. m., doch sind auch einige Irrthümer, Mißverständnisse und Verwechselungen in den Personen mit untergelaufen, wovon wir nur als Beispiel anführen, daß der bekannte General Jermolow im Jahre 1833 und der Sieger von Kulm, Graf Ostermann-Tolstoi, schon im J. 1816 gestorben seyn sollen, während sich Beide noch am Leben befinden. Von größerer Bedeutung ist eine Angabe in Bezug auf die Karamsinsche Geschichte des russischen Reichs, die nach Herrn Schnitzler von dem jetzigen Minister Bludow bis zur Thronbesteigung der Familie Romanow fortgesetzt worden und „somit einen würdigen Schluß erhalten hat." Dieses ist aber so wenig der Fall, daß das Werk mitten in der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1611 abbricht, indem Bludow nur das von dem Historiographen hinterlassene Manuskript herausgab, ohne selbst das Geringste hinzuzufügen. Wenn man bedenkt, wie oft Herr Schnitzler im Laufe seiner Arbeit die Karamsinsche Geschichte citirt, so muß es gewiß befremden, daß er diesen Umstand übersehen haben sollte. Beinahe möchte man daraus schließen, daß die deutsche Gründlichkeit, die ihm als Elsasser eigen ist, sich durch die Verpflanzung nach Paris mit einer kleinen Portion französischer Flüchtigkeit vermischt habe.

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen.

(Fortsetzung.)

In derselben Nacht verließ Ishtakka das Jagdlager und ritt auf die Berge zu, indem er sein Pferd zur größten Eile antrieb, bis er etwa eine Stunde von dem Orte entfernt war, wo seiner Berechnung nach der Stamm lagern mußte. Hier mäßigte er den Schritt seines Pferdes, um mit der größten Aufmerksamkeit alle Gegenstände zu betrachten und auf den geringsten Ton zu lauschen, den ihm der Wellenschlag der Luft aus der Nähe oder Ferne zutrug. Nichts gleicht der Feinheit, womit die Organe eines Indianers begabt sind, besonders das Gesicht, das Gehör und der Geruch. Rings um ihn herrschte die tiefe Stille der Nacht, die nur zuweilen durch das Gemurmel eines Felsbaches unterbrochen wurde. Da bemerkte er plötzlich beim klaren Schein des Mondes auf dem feuchten Rasen die frischen Spuren von Pferden. Waren Schwarzfüße in der Nähe, so drohte dem Stamme eine große Gefahr, und auch er selbst konnte leicht in jedem Augenblick in einen Hinterhalt fallen. Er verließ deshalb sein Pferd am Eingange der Schlucht und stieg zu Fuß auf eine der Felswände, von denen sie eingeschlossen wurde. Von dem Lager war keine Spur mehr zu sehen, und schon wollte er seinen Weg fortsetzen, als er plötzlich am Fuße desselben Felsens, auf dem er stand, fünf Krieger aus den Schwarzfüßen neben ihren dampfenden Pferden auf dem Rasen hingestreckt erblickte. Ein Felsblock, der unter seinen Füßen etwas wankte, löste sich, als er sich mit allen Kräften dagegen stemmte, endlich ganz ab und rollte mit ungeheurem Gekrach auf die in der Schlucht befindliche Gruppe herab, tödtete jedoch, da er im Fallen etwas vom Wege abgewichen war, nur ein Pferd. Als die Schwarzfüße das von den Bergen wiederhallende Krachen und zugleich nach verschiedenen Seiten hin und in verschiedenem Tone wiederholt ausgestoßene Kriegsgeschrei Ishtakka's vernahmen, glaubten sie selber in einen Hinterhalt gefallen zu seyn, ein Gedanke, der ihnen einen solchen Schreck einjagte, daß sie in größter Eil die Ebene wieder zu erreichen trachteten.

Ishtakka dankte dem großen Geiste für den Erfolg seiner Kriegslist und bedauerte nur, nicht wenigstens einen Schwarzfuß getödtet zu haben, um sich mit seiner Kopfhaut zu schmücken. Darauf verfolgte er seinen Weg weiter und gelangte endlich gegen Mitternacht zu dem neuen Lagerplatz. Obwohl durch den hellen Mondschein gehindert, drang er doch bis in die Mitte des Lagers vor. Zwei oder drei Hunde beschnupperten ihn, ließen ihn jedoch, da sie ihn bald für einen Breitstirn erkannt hatten, ohne zu bellen, gewähren. Ishtakka schlich bis zum Zelte des Friedensfürsten, wo er sich an der hinteren vom Mondlicht nicht getroffenen Zeltwand auf den Boden legte, um zu horchen, ob drinnen Alles ruhig sey. Es rührte sich Nichts. Mit vorsichtiger Hand hob er die Decke etwas auf und kroch auf dem Bauche allmälig hinein, indem er nach jeder Bewegung wieder eine Zeitlang unbeweglich liegen blieb. Der Greis, seine Frau und seine Tochter, die Kirschblüthe, schliefen dem Anschein nach fest, die Füße gegen die glimmenden Kohlen eines im Verlöschen begriffenen Feuers gerichtet. Als Ishtakka bei seiner Geliebten vorbeikroch, wurde seine Wange von einer ihrer Sandalen berührt, die zu ihren Füßen lagen. Er beschloß, sie zum Andenken mitzunehmen, und steckte sie in seinen Gürtel. Mit eben derselben Vorsicht bemächtigte er sich der Pfeife und des Messers, welche über dem Lager des Friedensfürsten hingen, und kroch darauf auf demselben Wege aus dem Zelte. Bald befand er sich außerhalb des Lagers, bestieg sein Pferd und jagte zum Fürsten des Krieges zurück.

„Mein Sohn hat seinen Auftrag wohl ausgeführt", sagte dieser. „Ich werde das Messer und die Pfeife dem Friedensfürsten zurücksenden und ihm mehr Wachsamkeit für die Zukunft empfehlen. Wenn er es bedauert, daß er es daran hat fehlen lassen, so wird er sich trösten, wenn er hört, daß einer von unseren jungen Männern so viel Geschicklichkeit angewandt und den Stamm vor einem Angriff der Schwarzfüße bewahrt hat."

„„Das ist noch nicht Alles"", erwiederte Ishtakka lächelnd; „„ich habe auch der Kirschblüthe diese Sandale geraubt, um meinem Vater Incillo zu beweisen, daß er mir eine leichte Arbeit aufgetragen hat, und daß ich mehr kann.""

„Mein Sohn hat Recht, wenn er seinen Auftrag einen leichten nennt; aber wer Leichtes gut vollführt, dem kann man auch Schwereres anvertrauen. Morgen werde ich Dir sagen, was ich von Dir erwarte; stärke Deine Kräfte durch Nahrung und Schlaf. Die Probe, der Du Dich noch unterwerfen wirst, ist schwer. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, einem Greise die Pfeife und einem Mädchen die Sandalen zu rauben."

Ishtakka fühlte sich durch die letzten Worte etwas gedemüthigt und entfernte sich schweigend.

Am anderen Morgen bereitete sich die ganze Truppe zu einer großen Jagd vor; unermeßliche Heerden von Büffeln weideten in der Nähe. Da diese Thiere einen nicht minder feinen Geruch als die Indianer, ihre Feinde, haben, so war Incillo darauf bedacht, den Angriff gegen sie von der dem Winde entgegengesetzten Seite her zu unternehmen. Ishtakka freute sich schon im voraus auf die schöne Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Leitung des Pferdes und in der Handhabung des Bogens zu zeigen, indem er hoffte, daß Incillo ihn an einen recht gefährlichen Posten stellen würde. Schon hatte der Kriegesfürst dem größten Theile der Jäger ihre Stellen angewiesen und stand im Begriff, ihnen zu folgen, als er plötzlich, der Jagd den Rücken kehrend, sich zu Ishtakka, dessen Pferd an der Seite des seinigen dahinschritt, mit folgenden Worten wandte:

„Du wirst ein anderes Mal den Büffel jagen, mein Sohn. Daß Du Dich darin auszeichnen würdest, bezweifle ich nicht, denn Du bist ein guter Reiter. Dieses Mal aber will ich nicht Deine Kraft und Geschicklichkeit, sondern Deine Geduld und Schlauheit auf die Probe setzen. Zehn Tagemärsche von hier aus, in der Richtung nach Südost, befindet sich das große Dorf unserer Todfeinde, der Schwarzfüße. Ihr furchtbarer Anführer hat an dem Baume des Krieges so viel Kopfhäute der Breitstirnen aufgehängt, daß er davon den Namen Männertödter erhalten hat. Dies, so wie der Besitz des weißen Rosses der Steppe, haben ihn berühmt gemacht unter allen Indianerstämmen. Dies Roß hat unsichtbare Flügel, mit denen es über den Rasen und über den Sand dahin eilt, ohne die geringste Spur darin zurückzulassen; es altert nicht: der Friedensfürst und die Alten unseres Stammes erinnern sich, es in ihrer Kindheit an der Spitze der wilden Heerden gesehen zu haben, die es leitete, wie ein Anführer seine Krieger leitet. Unsere Wahrsager behaupten, daß es ein Geist, ein Manitou, sey. Seine Gestalt ist unvergleichlich; es schnaubt Feuer aus seinen Nüstern und erhellt die Nacht durch die blendende Weiße seines Felles, mit welcher der Schnee, der die Spitzen der Berge bedeckt, nicht wetteifern kann. Der Männertödter hat, sagt man, dies wunderbare Thier in einer Schlinge gefangen und verstanden, es zu bändigen." *)

„„Ishtakka"", erwiederte der junge Indianer, „„erinnert sich, vom Männertödter gehört zu haben, und er weiß, wie viel Thränen schon die Weiber der Breitstirnen seinetwegen geweint haben.""

„Ishtakka", unterbrach ihn Incillo, „wird in das Lager der Schwarzfüße gehen und das weiße Roß der Steppe den Händen des Männertödters entreißen."

Ohne weiter ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, wandte Incillo sein Pferd und sprengte im vollen Galopp dem Schauplatze der Jagd zu.

Die zweite Probe, der Ishtakka diesmal unterworfen wurde, ließ ihn große Gefahren und Anstrengungen voraussehen, die indeß, weit entfernt seinen Muth zu lähmen, ihm vielmehr einen neuen Schwung verliehen. Auf den Schutz des großen Manitou bauend und an die Kirschblüthe, den Lohn für seine Mühseligkeiten, denkend, setzte er sein Pferd in Galopp, ohne, sey es für sich selbst, sey es für sein Thier, den geringsten Vorrath an Nahrungsmitteln mitzunehmen. Die Indianer wagen sich oft auf diese Weise in die Steppe, indem sie sich von ausgegrabenen Wurzeln, von wilden Früchten oder von dem Wilde nähren, das sie unterweges erlegen. Nach manchem Tage der Anstrengung und mancher Nacht der Erschöpfung und des Hungers langte er endlich in der Nähe des feindlichen Lagers an und suchte sich sogleich einen vorläufigen Versteck am Fuße des Gebirges für sich und sein Pferd aus. Er konnte von hier aus sehen, wie die Schwarzfüße von einer Jagd nach Hause zurückkehrten. Der Männertödter, auf dem weißen Roß der Steppe sitzend, war ein schöner und kräftiger Greis mit ernster Stirn; eine Menge von Adlerfedern zierte sein Haupt, und wer sie gezählt hätte, würde auch die Zahl der Feinde gekannt haben, denen der wilde Krieger die Kopfhaut geraubt. Um in die wohlbewachte Umfriedigung des Lagers zu gelangen, schloß sich Ishtakka an einen Haufen Weiber an, mit Reisern beladen und gekleidet wie sie, indem er sich an einem ziemlich unbemerkten Ort auf einen Baumstamm niedersetzte.

Bei Einbruch der Nacht näherte er sich den Zelten. Beim Glanze der Sterne sah er das weiße und seidenartige Fell des Steppenrosses ihm entgegenleuchten. Er trat auf es zu. Geduldig und zahm, ließ es sich seine Liebkosungen, wie von befreundeter und bekannter Hand, gefallen. In dem

*) Die sagenhafte Ueberlieferung vom weißen Roß der Steppe findet sich noch bei allen indianischen Stämmen.

Augenblick, als er es besteigen und sich entfernen wollte, bemerkte er mit Erstaunen, daß um den Hals des edlen Thiers ein breiter Riemen geschlungen sey, den er bis zu dem Zelte des Männertödters verfolgen konnte. Ishtakka zog schon sein Messer, um diese Fessel zu durchschneiden; aber da die hierdurch bewirkte Erschütterung den Männertödter, an dessen Arm wahrscheinlich das andere Ende befestigt war, möglicherweise erwecken konnte, so mußte er einen anderen Weg einschlagen, um sein heißersehntes Ziel zu erreichen. Er kroch auf das Zelt seines Feindes zu und erblickte ihn beim Scheine eines halberloschenen Feuers in tiefem Schlafe liegen. Da erfüllte ihn nur ein Gefühl, das der Rache für so viele gemordete Brüder, deren Kopfhäute das Innere des Zeltes schmückten. „Lieber hätte ich gewünscht, o großer Krieger", sprach er zu sich, „Dich zu Pferde in der Steppe zu treffen und mit Dir den Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen: aber ich kann nicht den Mörder der Breitstirnen verschonen, wenn ihn der große Geist wehrlos in meine Hand giebt." Er kniete nieder, und den rechten Arm hoch erhebend, senkte er sein breites Messer tief in das Herz des schlafenden Greises, während er mit der Linken die Gurgel desselben zusammenpreßte, um sein letztes Röcheln zu unterdrücken. Darauf schnitt er ihm die Kopfhaut ab, befreite das weiße Roß von seiner Fessel, warf sich auf seinen Rücken und jagte, sobald er die Gränze des Lagers erreicht hatte, in voller Eile der Ebene zu.

Es waren seit der Sendung Ishtakka's viele Tage verflossen, und die Truppe der Jäger war nebst ihrem Anführer nach einer glücklichen Jagd bereits dem übrigen Stamme in das neue Lager gefolgt, als der junge Indianer auf dem weißen Rosse der Steppe, das Haupt mit einer Adlerfeder geschmückt, zurückkehrte. Alle Augen wandten sich nach ihm, alle Breitstirnen ahnten, daß er eine große That gethan, aber Niemand wagte an ihn eine Frage zu richten, bevor ihn der Fürst des Krieges gesprochen. Ishtakka stieg zuerst bei seiner Pflegemutter ab, denn er war Waise, und verschlang stillschweigend die ihm vorgesetzte Mahlzeit. Als seine Mutter darauf ihm die Nachricht brachte, daß die Alten des Stammes unter dem Baume des Krieges versammelt seyen, stand er auf, um der Versammlung beizuwohnen. Incillo brannte die Pfeife an und gab sie nach einigen Zügen seinem Nachbar, der dasselbe that, bis sie in den Händen Ishtakka's sich befand. Darauf sprach Incillo:

„Krieger und Brüder, Ishtakka hat den Schwarzfüßen das weiße Roß der Steppe geraubt."

„„Und hat den Männertödter getödtet"", fügte Ishtakka, die Kopfhaut des gefürchteten Kriegers zeigend, hinzu.

Er erzählte darauf seine Abenteuer, und die Freude der Breitstirnen war so groß, daß sie, um den Baum des Krieges geschaart, den Siegestanz begannen, an dem zuletzt auch die Weiber und Kinder mit Theil nahmen. Ishtakka bot Incillo das weiße Roß der Steppe an, aber der Fürst des Krieges antwortete, es gehöre dem, der es zu erbeuten verstanden.

Die Kirschblüthe war glücklich und stolz, als sie den jungen Krieger das Roß der indianischen Legenden besteigen sah. Auch kam Nichts der Leichtigkeit und Geschicklichkeit gleich, womit der junge Indianer das schöne Thier lenkte. — Nicht lange Zeit währte es, daß Ishtakka der ersten Adlerfeder zwei neue hinzufügte, und der Kriegesfürst ließ, um ihn zu ehren, die fettesten Hunde des Stammes zum Mahle zubereiten. Während des Gastmahls, zu dem alle Krieger geladen waren, empfing der junge Held nach der Sitte des Stammes einen Beinamen, der in der indianischen Sprache nicht weniger als vierzig Silben zählte und folgenden buchstäblichen Sinn enthielt: „Der das weiße Roß der Steppe erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen". Der Fürst des Friedens fühlte sich geehrt, einem Krieger mit solchem Namen seine Tochter zum Weibe zu geben, und die Mutter der Kirschblüthe entschuldigte sich, daß sie das Geschenk der Antilope zurückgewiesen. Bald wurde die Hochzeit durch ein zweites noch größeres Gastmahl gefeiert und gab, wie alle solche Festlichkeiten, den alten Kriegern die Gelegenheit, ihre früheren Abenteuer und Heldenthaten zu erzählen.

„Krieger und Brüder", sagte Einer von ihnen, „ich bin alt und mein Haupt ist weiß. Einem alten Baume bin ich zu vergleichen, den der Blitz des großen Geistes getroffen. Aber ehemals war ich jung und kräftig. Die Sprößlinge, welche unter meinem Schatten gewachsen, können zeigen, was ich damals gewesen. Aber nicht von mir will ich reden, sondern von dem, der das weiße Roß erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Der Greis, der jetzt zu Euch redet, zeichnete sich einstmals unter den jungen Männern aus. Er jagte den Büffel in der Steppe und legte den Schwarzfüßen Schlingen. Niemals kehrte er aus dem Kriege zurück ohne die Kopfhaut eines Feindes: auch die Weiber und Kinder der Schwarzfüße verschonte er nicht; denn jene gebähren und diese werden Feinde. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Eines Tages hatte ich doch Mitleid mit einem Säugling. Der Herr des Lebens, der große Manitou, gab mir den Gedanken ein, ihn zu schonen. Wir hatten das große Dorf der Schwarzfüße überrumpelt, während die Krieger dieses Stammes, der zahlreicher ist als die Heerden der Büffel, abwesend waren. Ein Weib, mit ungewöhnlicher Stärke und großem Muthe begabt, wagte allein, uns Widerstand zu leisten. Mit einem Beile bewaffnet, streckte sie zwei Breitstirnen todt nieder. Als ich dies sah, warf ich sie zu Boden und nahm ihr das Kind, dessen Wiege sie wie eine Löwin vertheidigte. Schon hob ich das Messer, um ihm den Todesstoß zu versetzen, als ein Vogel des großen Geistes seinen melodischen Gesang erschallen ließ. „Schone den Knaben", sang er, „der Herr des Lebens liebt ihn; er wird wachsen und groß werden zum Ruhme der Breitstirnen." Ich habe dem Vogel gehorcht, und das Kind, auf mein Pferd hebend, habe ich zu unserem Bruder, dem „Spitzen Pfeil", gebracht, um ihn für den kurz zuvor erlittenen Verlust eines Sohnes zu entschädigen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Nur noch wenig Worte sind's, die ich zu sagen habe. Der zu Euch spricht, erzählte dem „Spitzen Pfeil", was der gute Vogel gesungen, damit er das Kind erzöge, wie das seinige. Der „Spitze Pfeil" ist todt, sein Geist ist in das glückliche Land der Jagd gegangen; aber sein Weib lebt bei uns, und der große Geist hat Mitleid mit ihr gehabt. Denn das Kind ist ein großer Jäger und ein tapferer Krieger geworden. Die Schwarzfüße haben die Wucht seines Beiles gefühlt, und sein Kriegsgeschrei hat ihr Lager in Schrecken gesetzt: er hat getödtet den Männertödter."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Botschaften der amerikanischen Präsidenten. Unter dem etwas anmaßenden Titel: The Statesman's Manual ist in New-York eine Sammlung der Reden und Botschaften der amerikanischen Präsidenten von 1789 — 1846 erschienen, die der North American Review zu folgenden sarkastischen Betrachtungen Anlaß giebt: „Bei dem Anblick dieser zwei schwerfälligen Bände muß ein Amerikaner mit Neid an die Kürze der Reden denken, welche Ludwig Philipp und die Königin Victoria den legislativen Versammlungen ihrer resp. Länder zu halten pflegen. Die königlichen Mittheilungen sind allerdings nichtssagend genug, da sie nach Talleyrand's Maxime die Sprache hauptsächlich dazu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen; aber es reichen auch wenige Minuten hin, um den Leser zu überzeugen, daß eine solche Rede wirklich nichts sagen will, während er bei einer Botschaft des Präsidenten stundenlang durch endlose Spalten voll seichten und wortreichen Raisonnements sich durcharbeiten muß, um zu demselben Schlusse zu gelangen. Es will uns nicht einleuchten, daß, weil Jemand zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden, er auch das Recht haben sollte, das Publikum mit seinem langweiligen Geschwätz zu belästigen. Es ist eine sehr undankbare Erwiederung des ihm von seinen Mitbürgern bewiesenen Vorzugs. Das Uebel scheint sich noch dazu von Jahr zu Jahr zu verschlimmern, indem die Weitschweifigkeit dieser fürchterlichen Dokumente seit Gründung der Republik stets im Zunehmen begriffen ist. Die Botschaften, die von Washington in den acht Jahren seiner Verwaltung erlassen wurden, nehmen kaum funfzig Seiten des vor uns liegenden Werkes ein; die von Jefferson etwa siebzig; die Schwatzhaftigkeit des Herrn Munroe erstreckt sich bereits über hundertfunfzig Seiten, und die des Generals Jackson über zweihundertsechzig. Den Schluß macht Präsident Tyler, und wenn man ihn hätte enden lassen, wie er anfing, so würden dreihundertzwanzig Seiten für ihn nicht hingereicht haben. Glücklicherweise verlor das mißhandelte Volk die Geduld, und es machte seiner Verwaltung schon nach vier Jahren ein Ende, nachdem er in dieser kurzen Frist mehr zusammengeschrieben hatte, als die drei ersten Präsidenten in zwanzig Jahren. Wir möchten dem Kongresse rathen, in seiner nächsten Session eine förmliche Erklärung abzugeben, daß die Redseligkeit der Präsidenten gewachsen ist, daß sie noch immer im Wachsen sey, und daß man ihr steuern müsse."

— Klinger. Bekanntlich brachte Klinger den größten Theil seines Lebens in Rußland zu, wo er mehrere hohe Aemter bekleidete und als General, Ritter der russischen Orden u. s. w. gestorben ist. Eine Zeit lang war er auch Direktor des Petersburger Kadettenhauses, und Bulgarin, der hier unter seiner Aufsicht erzogen wurde, theilt in seinen Memoiren (Wospominania J. Bulgarina) einige Notizen über ihn mit, die unsere Kenntniß seines oft in fast räthselhaftem Lichte erscheinenden Charakters vervollständigen helfen. „Da ich", heißt es darin unter Anderem, „in der letzten Zeit mit Klinger befreundet war und sogar sein Wohlwollen erlangte, so hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß er Rußland keinesweges liebte und, wie es mir schien, nur wenig kannte. Nach seinen eigenen Worten lebte er körperlich in Rußland, geistig aber in Deutschland. Als zwei deutsche Schriftsteller, Seume und Musäus (?), nach Rußland kamen, um ihr Glück zu suchen, widerrieth er ihnen, sich hier niederzulassen, sobald er erfuhr, daß sie sich noch immer mit der Literatur beschäftigen wollten. „Hier muß man nur einen guten Magen haben", sagte Klinger, „bleibt mit einem guten Kopfe lieber in Deutschland." — Wenn er von den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die Russen immer von ihnen ab; so hörte ich ihn einmal sagen: „Die Menschen und die Russen" u. s. w. Er hielt die Letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Race, und obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. Zu der Zeit, als er Kurator der Universität Dorpat und Mitglied der Ober-Schul-Direction beim Unterrichts-Ministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten würden, um seinen Feinden die Gelegenheit zu nehmen, ihm dadurch zu schaden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Donnerstag den 19. August 1847.

England.

Charakter der Diplomatie und diplomatische Charaktere.

Der Charakter der Diplomatie läßt sich wenigstens eben so schwer definiren, als das, was man unter einem diplomatischen Charakter zu verstehen pflegt. Ist die Diplomatie eine Wissenschaft? Ist sie eine Kunst? Ist sie eine amtliche Würde? Man wäre versucht, auf jede dieser drei Fragen mit Ja zu antworten, wenn sie sich nicht so sehr zu widersprechen schienen. Also was ist die Diplomatie? — Wie oft hört man dies Wort, ohne den Muth zu haben zu einer Frage, was es bedeute. Und hätte man den Muth, so würde man vielleicht noch öfter die Erfahrung machen, daß die, in deren Munde es sich findet, durch solche Frage in Verlegenheit gesetzt würden. Nun giebt es zwar viele und treffliche Werke über diesen Gegenstand; da ihnen aber meistens nur daran gelegen ist, die äußeren Bedingungen oder die Geschichte der Diplomatie, wie sie in den verschiedenen Staaten zu verschiedenen Systemen sich ausgebildet hat, darzustellen, so finden sich gewöhnlich diejenigen, denen es mehr um den inneren, tieferen Charakter — so zu sagen: um den Begriff des Worts zu thun ist, doch nicht davon befriedigt. Denn wer weiß am Ende nicht, daß die Diplomatie es mit dem politischen Wechselverkehr zwischen den einzelnen Staaten zu thun hat und also, als Wissenschaft oder — wenn man will — als Kunst betrachtet, der Inbegriff von dem ist, was sich auf diesen Verkehr mittel- oder unmittelbar bezieht, vorzüglich auf eine spezielle und vielseitige Kenntniß der bestehenden Verträge zwischen den Staaten, ihrer ökonomischen, kommerziellen und industriellen, politischen und socialen Zustände, ihrer Hülfsmittel, Sympathieen und Antipathieen: kurz von allem dem, was auf ihr gegenseitiges Verhältniß Bezug haben kann. Bezeichnet man noch als den idealen Zweck der Diplomatie — ein Ideal, das aber selten erstrebt, noch seltener erreicht wird —, daß sie für das gute Vernehmen zwischen den Staaten, für die Ruhe der Völker zu sorgen und daher in der friedlichen Form der Besprechung Alles aus dem Wege zu räumen hat, was sich dieser Harmonie entgegenzustellen droht, oder aber, wenn dieselbe gestört ist, sie in derselben Art wiederherzustellen bemüht seyn muß: so würde ihr äußerer Charakter im Allgemeinen ziemlich vollständig definirt seyn. Aber „der innere Charakter" — so äußert irgendwo ein berühmter Mann, der sich als Staatsmann eben so wie als Sprachforscher ausgezeichnet hat — „der innere Charakter beruht noch in etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem, als sich mit der äußerlichen Struktur erreichen läßt." Diese Worte, welche eigentlich auf das tiefere Wesen der Sprache sich beziehen, lassen sich jedoch auch auf die Diplomatie anwenden. Ueberhaupt läßt sich der eigentliche, wahre und vollständige Begriff einer Sache selten in einfache Definitionen einschließen, wodurch derselbe nur erläutert, nicht aber bestimmt wird. Definitionen sind eigentlich nur für den verständlich, der schon die Grundbedingungen des Begriffs selbst in sich hat. Mit Begierde lasen wir daher einen in dies Gebiet schlagenden Artikel der British Quarterly Review, dessen Verfasser, wie es scheint, es sich zur Aufgabe gemacht hat, dies tiefere Wesen der Diplomatie zu ergründen und ihren „inneren Charakter" zu bestimmen. Wir glauben, für die daraus gewonnene Belehrung unseren Dank am besten dadurch abtragen zu können, daß wir — wenn auch nicht den ganzen Artikel — so doch seine hauptsächlichsten Gedanken und Entwickelungspunkte in Deutschland bekannter machen, besonders auch darum, weil der Verf. seine genaue Bekanntschaft mit den Heroen der deutschen Diplomatie zu interessanten und für Deutschland nicht unschmeichelhaften Vergleichungen mit seinen Landsleuten benutzt. Der letztere Grund hat uns — aufrichtig gesagt — vorzugsweise bestimmt, weil wir durch die Mittheilung jener interessanten Punkte unseren Lesern ein Vergnügen zu machen glaubten.

Schon aus dem, was wir vorhin über das äußere Wesen und den Zweck der Diplomatie sagten, kann man entnehmen, wie große Bedeutung sie heutzutage für die Ruhe und das Glück der Völker erlangt hat, wie umfassend aber auch die Bedingungen seyn müssen, deren Erfüllung bei einem wahrhaften Diplomaten vorauszusetzen ist. Denn abgesehen von den verschiedenartigsten und gründlichsten Kenntnissen in Rücksicht auf die Geschichte der Staaten und die gegenwärtigen Beziehungen derselben unter einander, so sind auch die kostbarsten Natur-Anlagen und vor Allem eine ehrenwerthe Gesinnung erforderlich, um den Diplomaten im edlen Sinne zu bilden. Denn wie oft treten nicht Momente ein, wo das Schicksal einer ganzen oder gar mehrerer Nationen von einer glücklichen Idee abhängig ist, die dem Gehirn eines Staatsmanns entspringen kann, oder von der Macht der Ueberzeugung, welche er auf einen seiner Kollegen mehr oder weniger auszuüben im Stande ist. Hören wir daher mit Andacht zu, was der Reviewer sagt.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in denen er sich gleichfalls über den Zweck der Diplomatie ausspricht und unter Anderem bemerkt, daß ihr Augenmerk stets darauf gerichtet seyn müsse, „die verschiedenen Völker zu dem gemeinsam sie umschließenden Bande einer menschlichen Verbrüderung zu führen", bezeichnet er als die Basis derselben das **Völkerrecht** und fährt dann fort:

In der That, man muß gestehen, die diplomatische Wissenschaft ist eben so sehr verwickelt und mühsam zu erreichen, als man sie anziehend und interessant finden kann. Ein geschickter Diplomat muß außer einer Unzahl von Kenntnissen aller Art die größte Mäßigung, den feinsten Takt, die unerschütterlichste Kaltblütigkeit und eine unwiderstehliche Ueberredungsgabe besitzen. Die Kenntniß der Menschen ist ihm noch nothwendiger, als die Kenntniß der Bücher, und seine Aufgabe in einem Salon eben so schwierig wie im Kabinet. Was man bei großen Feldherren als den „richtigen Blick" zu rühmen pflegt, ist für diese Art von Taktik unentbehrlich, wo die Propositionen und Weigerungen, das berechnete Zaudern und das trügerische Entgegenkommen, die nichtssagenden Protokolle und die vielsagenden Artikel, deren tiefe Bedeutung und eigentlicher Zweck sich aber hinter scheinbar unschuldigen und unbedeutenden Worten verbirgt, an Stelle der Märsche und Gegenmärsche, Scheinangriffe und Scheinrückzüge, Hinterhalte und Ueberfälle treten. Die Schwierigkeit wird auch dadurch erhöht, daß jede Politik ihre besonderen Formen und Bedingungen hat. Der Repräsentant einer absoluten Monarchie hat ein ganz anderes Benehmen zu beobachten, als der einer Republik; der Gesandte eines constitutionellen Staates eine andere Verantwortlichkeit zu tragen, als der direkte Agent eines Selbstherrschers. Auf der einen Seite ungewisses Zwielicht, auf der anderen heller Sonnenschein; hier ein bestimmt ausgesprochener Wille, der den Unterhandlungen als Basis dient, dort eine ungefähre Anweisung, ein an die verschiedensten Bedingungen geknüpfter, von Zufälligkeiten abhängig gemachter Auftrag. Der Diplomat muß es daher verstehen, geschmeidige Nachgiebigkeit zur rechten Zeit mit, wenn der Augenblick es gebietet, unbeugsamer Festigkeit zu vereinigen; er muß redlich genug seyn, um Vertrauen einzuflößen, und hinlänglich geschickt, um daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen; er sey stets von Allem, was ihm zu wissen wichtig ist, unterrichtet und beobachte bei anscheinender Unbefangenheit mit immer wachsamen Blicken Alles, was ihn umgiebt; er sey bescheiden im Siege und ruhig bei Widerwärtigkeiten.

Zweierlei Wissenschaften also sind's, die in der Diplomatie sich vereinigen, oder vielmehr eine Wissenschaft, die sich lernen läßt, und eine Kunst, für die man mit mehr oder weniger Begabung geboren seyn muß. Die Theorie stellt nur einige große Prinzipien, gleichsam wie Leuchtthürme, auf, die man selbst im größten Sturme nicht aus den Blicken verlieren darf; aber die hiernach ungefähr einzuschlagende Richtung bleibt doch immer ein unvollkommenes und selbst — rücksichtlich der auf diesem geraden Wege liegenden Klippen und Untiefen, die nur durch ein geschicktes Ablenken vermieden werden können — gefährliches Hülfsmittel, wenn dem Lootsen auf dem politischen Meere die Erfahrung, der Erfindungsgeist und die natürliche Schlauheit mangeln.

Die Fortschritte, welche die Diplomatie seit etwas mehr als hundert Jahren gemacht hat, kann man besonders dann schätzen, wenn man sich in jene Zeiten zurückversetzt, wo eine Gesandtschaft nur ein einzelner Akt und eine begränzte, auf bestimmte Gegenstände und auf eine bestimmte Zeit beschränkte Sendung war; wie z. B. die drei Besuche, welche der Graf von **Carlisle** bei dem Zaren von Moskau, dem Könige von Schweden und dem von Dänemark in den Jahren 1663 und 1664 auf Befehl **Karl's II.** machte. Aber seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahmen diese Art von Vermittelung zwischen Monarch und Monarch immer mehr einen dauernden Charakter an. Es war hierzu nichts weiter nöthig, als der Entschluß einer Regierung, in dieser oder jener fremden Residenz einen Gesandten zu halten: die anderen, denen ein solcher Schritt verdächtig scheinen mußte, konnten dann schon nicht umhin, diesem Beispiele zu folgen. Von diesem Augenblicke an aber mußte die Diplomatie ihr ganzes Wesen und ihre ganze Bedeutung ändern. Die nur dann und wann von einzelnen heftigen Stößen unterbrochene träge Ruhe des Mittelalters machte jetzt einem dauernden Kriege Platz, dessen Physiognomie durch die fast jeden Tag eintretenden Wechselfälle und durch die ins Spiel gebrachten Interessen, durch die verschiedene Stellung und den individuellen Charakter jedes Monarchen, vor-

chinesischen Kaufmannsbuden, deren einige sich mit denen in Canton an Schönheit messen dürfen, sieht man in Victoria einen Basar, auf dem sich in Ueberfluß alle Erzeugnisse des Landes, Früchte, Gemüse, Federvieh, Fleischerwaaren und alle Artikel finden, die dem Europäer oder dem Chinesen nothwendig sind.

Die übrigen chinesischen Städte oder vielmehr Dörfer der Insel liegen auf der südlichen Seite; sie hießen anfangs Klein-Hong-Kong und Tschuktschu und haben diese Namen jetzt gegen die Namen Stanley und Aberdeen umgetauscht. Beide sind eigentlich nur Fischerdörfer, doch hat die Regierung in dem letzteren Ort Kasernen aufführen lassen, in welchen sie eine ziemlich beträchtliche Garnison unterhält.

Die Insel Hong-Kong erstreckt sich bei einer Breite, die nirgendwo 6 Meilen übersteigt, von Osten nach Westen in einer Länge von ungefähr 8 Meilen; ihre sehr unregelmäßige Gestalt macht, daß ihre Ufer sehr reich sind an Vorgebirgen und Buchten. Vom Gipfel ihrer Berge laufen eine Menge von Schluchten gegen das Gestade, wo sie sich erweitern, hinab. In diesen Schluchten liegen gewaltige Granitmassen umher, die durch das Wasser, welches zur Regenzeit von den Berggipfeln strömt und Alles mit sich fortreißt, vollkommen abgewaschen und von jedem Ueberzuge von Pflanzen entblößt sind. Im Mai 1845, d. h. in derjenigen Periode des Jahres, wo der Südwest-Passatwind seine Ankunft durch Stürme ankündigt, entlud sich ein fürchterliches Donner- und Regenwetter über der Stadt Victoria und veranlaßte große Verheerungen; Häuser vom solidesten Granit waren in einem Augenblick verschwunden; Straßen, auf die man große Kosten verwendet, wurden eben so rasch vernichtet; die Kanäle borsten durch den Druck des Wassers, Brücken und andere öffentliche Bauten wurden zerstört, ohne auch nur eine Spur ihres Daseyns zu hinterlassen.

Es giebt auf der Insel nur sehr wenig ebenes Land, wie der Ackerbau es bedarf. Daraus folgt, daß das englische Etablissement in Betreff seiner Verproviantirung von dem benachbarten Festlande abhängt. Die Lage der Engländer würde mithin eine sehr schwierige werden, wenn es der chinesischen Regierung einmal einfiele, die Zufuhren einstellen zu lassen. Es ist beinahe schon so weit gekommen. Kurze Zeit nachdem der gegenwärtige Gouverneur, Sir John Davis, die Zügel der Verwaltung ergriffen, erließ er, mit Bewilligung des legislativen Rathes, eine Verordnung, der gemäß sämmtliche Einwohner der Insel, Engländer sowohl als Chinesen, sich auf der Polizei einregistriren lassen sollten. Die Chinesen, stets mißtrauisch gegen die Fremden, bildeten sich ein, daß in dieser Verordnung eine Falle für sie läge, daß sie eine List sey, ausgesonnen, um ihnen irgend einen Druck aufzulegen, und sie fingen daher an, sich gegen das Dekret zu erheben. Die bedeutendsten Personen des Ortes riefen eine Volks-Versammlung zusammen, in welcher außer anderen Beschlüssen auch der gefaßt ward, die Zufuhren einzustellen. Dies führten sie einige Tage durch; die Kuli's, die Lastträger und Handwerker weigerten sich, zu arbeiten, die Schiffe brachten keine Lebensmittel mehr, kurz, die Chinesen hungerten den gesetzgebenden Rath aus, der sich endlich entschließen mußte, die erlassene Verordnung in einem ihnen günstigen Sinn zu modifiziren.

Das Klima von Hong-Kong ist weit entfernt ein angenehmes zu seyn, vielleicht ist es bis jetzt sowohl für Chinesen als für Engländer höchst mörderisch gewesen, was indessen wohl an der seit der Ankunft der Engländer in einem so großen Maßstab vorgenommenen Urbarmachung wüster Landstrecken, so wie in der zur Erbauung der neuen Stadt nothwendigen Umwühlung des Terrains, gelegen haben mag. *) In den Monaten Juli und August erreicht das Thermometer ein Maximum von 94° Fahrenheit (34,44 Centigr. **) und fällt nicht unter 80° Fahrenheit ***) (26,66 Centigr.). Die Verschiedenheit zwischen der Wärme am Tage und der in der Nacht beträgt in der Regel nicht über 10,60° Centigr. Im Winter fällt das Thermometer, wiewohl nur selten, unter Null, und selbst mitten in dieser Jahreszeit thut man wohl, nicht ohne Sonnenschirm auszugehen, wenn der Himmel wolkenfrei ist, da sich diejenigen, die diese Vorsichtsmaßregel verabsäumen, Krankheits-Anfällen aussetzen, die zuweilen gefährlich werden. Die Luft ist im Winter so trocken, daß das Athemholen sehr beschwerlich wird, und andererseits, wenn der Wind geht, so ist dieser ein so scharfer, schneidender Nordwind, daß man genöthigt ist, Feuer in den Häusern anzumachen; ja selbst dann ist es schwierig, sich gegen die Kälte zu sichern.

Die chinesische Bevölkerung in Victoria besteht aus Kaufleuten, Krämern, Domestiken, Schiffern, Tagelöhnern, Kuli's, die ein sehr malerisches Ensemble bilden. Unglücklicherweise findet sich nichts, was den reicheren chinesischen Kaufmann veranlassen könnte, in die neue Kolonie zu ziehen, und so lange dies sich nicht ändert, wird sie nur den Abschaum des Landes aufzunehmen haben. In der That wimmelt sie von Dieben und Seeräubern, die eine zahlreiche und wohlorganisirte Polizei nicht immer im Zügel zu erhalten vermag. In den ersten Zeiten ging keine Nacht vorbei, in der nicht irgend ein Haus mit bewaffneter Hand angefallen wurde, ja die kühnen Räuber respektirten nicht einmal die Wohnung des Gouverneurs. Sie wurde einmal rein ausgeplündert; ein andermal nahm man den vor ihr aufgestellten Schildwachen die Waffen weg. Diese Banden, die oft an hundert Mann stark waren, verschwanden, wie sie kamen, d. h. auf eine so wunderbare Weise, daß sich nie sagen ließ, woher sie gekommen, noch wohin sie gegangen waren.

*) In der That hat sich im letzten Jahre, in dem es der Arbeiten nicht mehr so viele, als in den früheren, gab, die Sterblichkeit vermindert, ja sie war in Hong-Kong geringer als in Macao.

) 27,55° Reaumur. *) 21,33° Reaumur.

Mannigfaltiges.

— **Die Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere.** In einer neulichen Sitzung der britischen Institution of Civil Engineers, in welcher der berühmte Rennie präsidirte, ward ein interessanter Bericht über die Pläne vorgelesen, die man seit drei Jahrhunderten entworfen hat, um das Atlantische und das Stille Meer durch einen schiffbaren Kanal zu verbinden. Schon Cortez hatte die Idee, den Isthmus von Tehuantepec zu durchstechen, indem er die Gewässer des Flusses Coatzocoales, der in den Golf von Mejiko fließt, mit denen des Chicapa vereinigen wollte, der sich durch die Bai von Tehuantepec in das Stille Meer ergießt. Dieser Plan wurde vor nicht langer Zeit durch Don José de Garay wieder aufgenommen, der mit Hülfe des Ingenieurs Moro das zwischen beiden Meeren liegende Land besichtigte und die Entdeckung machte, daß die Ausläufer der Andenkette dort auf einer Strecke von 35 (engl.) Meilen in eine Hochebene, Mesa de Tarifa genannt, übergehen, wo die erwähnten beiden Flüsse ihren Ursprung haben und wo sich leicht eine Vereinigung zu Stande bringen ließe. Die Haupteinwürfe gegen diesen Plan sind, erstens, die Länge der Flußschifffahrt, welche etwa 200 Meilen beträgt, und zweitens die Erhöhung des Landes, nach der Mesa de Tarifa zu, die 200 Mètres oder 656 Fuß über dem Ocean liegt. Die Vermessung ward unter den Auspizien des Präsidenten Santana ausgeführt, der den Unternehmern viele wichtige Privilegien zu gewähren versprach. Man untersuchte hierauf die Landenge von Nicaragua und den Lauf des Flusses San Juan bis zum See dieses Namens, der nur etwas über 15 Meilen von dem Stillen Meere entfernt ist und 130 Fuß über der Oberfläche desselben liegt; aber der Bergrücken, der den See von dem Ocean trennt, die Veränderlichkeit in der Navigation des San Juan, der abwechselnd von Regengüssen anschwillt und durch die Hitze einer tropischen Sonne austrocknet, die vulkanische Natur des Landes und das ungesunde Klima machen es sehr unwahrscheinlich, daß diese Lokalität je zu einem solchen Unternehmen gewählt werde. Der Isthmus von Panama bietet weniger Hindernisse dar, als irgend ein anderer Punkt. Die ganze Entfernung von Meer zu Meer beläuft sich nur auf 39 Meilen, und diese Strecke wird in ihrer ganzen Breite von dem großen Flusse Chagres und seinen Nebenflüssen durchströmt, die mit den in das Stille Meer ausmündenden Flüssen gleichsam verwebt sind. Die Bergkette verflacht sich hier in weite Savannen und Waldungen, mit einigen isolirten Hügeln von geringer Bedeutung, selten über 500 Fuß hoch. Das Land ward im Jahr 1828 auf den Wunsch des Generals Bolivar durch einen englischen Offizier, Namens Lloyd, vermessen, der den Unterschied im Niveau der beiden Oceane auf 3,52 Fuß bestimmte; um so viel ist nämlich das Stille Meer höher als das Atlantische. Eine Untersuchung des Flusses Chagres wurde auf Befehl der britischen Admiralität unternommen, wobei der Befehlshaber der Expedition, Capitain Foster, das Leben verlor. Noch kürzlich sandte die französische Regierung Herrn Napoleon Garella nebst mehreren Mitgliedern des Genie-Corps aus, um diese Gegenden zu erforschen und über die Ausführbarkeit des projektirten Kanalbaus zu berichten. Die Beobachtungen desselben haben die von Herrn Lloyd mitgetheilten vollkommen bestätigt und den Beweis geliefert, daß es keine natürliche Hindernisse giebt, die nicht von den mechanischen Hülfsmitteln unserer Zeit ohne viele Schwierigkeit oder bedeutenden Kosten-Aufwand besiegt werden könnten — die wirklichen Hindernisse sind nur politischer Natur und erfordern eher die Dazwischenkunft der Staatsmänner, als die der Ingenieure.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Sonnabend den 21. August 1847.

Italien.

Italiänische Nächte. *)

Diesen etwas absonderlichen Titel finden wir auf der ersten Seite eines Buches, das nicht mehr und nicht weniger enthält, als die Beschreibung einer Reise nach und durch Italien. Warum nun aber gerade „italiänische Nächte"? Hat der Verfasser vielleicht den ganzen Tag geschlafen und seine Wanderungen nur bei Nacht fortgesetzt? — Nichts weniger als das. — Oder will er uns etwa nicht sowohl seine täglichen als nächtlichen Abenteuer erzählen? — Ganz und gar nicht. — Nun denn? — In dem Vorworte belehrt er uns selbst über den Grund. „Nichts sey" — meint er — „schwieriger für den Autor, als ein fertiges Buch glücklich aus der Taufe zu heben. Das Publikum habe Neigungen und Abneigungen in Bezug auf Namen, weshalb dem Schriftsteller Alles daran gelegen seyn müsse, in dieser Beziehung sein Wohlwollen zu erhalten." Nach diesen Einleitungsworten erfahren wir denn, daß er die „folgenden Skizzen deshalb Italiänische Nächte genannt, weil er damit die Wißbegier (nicht auch die Neugier?) desjenigen Publikums zu reizen glaubte, das niemals die würzige Luft südlicher Nächte einathmete" u. s. f. Da wir im ersten Augenblick, von der hierin herrschenden Absichtlichkeit und dem durch diese hervorgebrachten Schein unangenehm berührt, mit einem unwillkürlichen Mißtrauen an die Lektüre der „italiänischen Nächte" gingen, so war es natürlich, daß wir uns doppelt freuten, daß sich dies Mißtrauen später als völlig ungegründet erwies. Der leichte und meist heitere Ton, womit der Verf. uns seine Reise-Skizzen vorführt und erklärt, die jugendliche Frische und Lebendigkeit seiner Naturanschauung, vor Allem aber die Kunst, seinen Leser zu belehren, ohne daß dieser es merkt — diese und andere Vorzüge erheben das Werk weit über die Reisebeschreibungen gewöhnlicher Art und lassen auch die kleinen Mängel, mit denen es behaftet ist, z. B. die mit unterlaufenden schwachen Witze, fast ganz vergessen. Werfen wir daher einen etwas genauen Blick auf seinen Inhalt.

Der Verf. nimmt von Leipzig, dem Ausgangspunkte seiner Reise, seinen Weg über Bayern, Tyrol, den Brenner, durch das Etschthal, wendet sich sodann über Mailand nach Genua, um nach Livorno und von hier nach Civita-Vechia überzusetzen. Von Civita-Vechia bis Rom ist dann nur noch eine kleine Tagereise.

Was in dem Buche über das eigenthümliche Wesen, die Tracht und Lebensart der Stadt- und Landbewohner Bayerns bemerkt wird, ist nicht uninteressant. Es hält sich sehr verständig hier weniger bei den oft beschriebenen Kunst- und sonstigen Schätzen auf, um sich desto mehr mit dem „vollen frischen Leben" selbst zu beschäftigen. In Nürnberg ist dem Verf. besonders der Umstand aufgefallen, daß, „wenn man am Markttage auf die von Landleuten, von Ein- und Verkäuferinnen wimmelnden Straßen kommt, man nicht unter Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu leben, sondern in die Zeiten Albrecht Dürer's zurückversetzt zu seyn glaubt. Da baumelt und klirrt noch die lederne Gürteltasche an der Seite, die Baarschaft und Schlüssel birgt, und das altdeutsch geschnittene Gesichtchen mit den blauen Madonnen-Augen und dem kirschrothen Lippenpaar trägt um Stirn und Kinn noch dasselbe reine Leinentuch, das wir an den Frauen auf Gemälden Wohlgemuth's, Dürer's und Anderer als charakteristischen Schmuck aller Frauen bemerken. Auf dem künstlich genestelten Haar aber wackelt der dütchenartige Aufsatz von schwarzem Zeug mit in den Nacken herabfallenden Bändern und zeigt das gold- und silberbrokatene Krönchen heute noch wie vor vierhundert und mehr Jahren. Bei Alten und Armen sind Stirn- und Kinntuch meist bunt, das niedliche Krönchen fällt fort und macht einer Pelzmütze oder einem breitkrämpigen Hute Platz, aber der Charakter der Tracht ist im Allgemeinen festgehalten." Es möge weit schönere und anmuthvollere Trachten geben, meint unser Reisender, aber naivere und bürgerlich solidere könne er sich nicht denken. Mit Bedauern erfahren wir auch, daß das Haus des wackeren Hans Sachs gegenwärtig in eine Garküche und Bierschenke umgewandelt ist, die den Namen seines ehemaligen Besitzers als verlockendes Aushängeschild trägt. Das Haus Albrecht Dürer's hat man dagegen zu würdigerem Zwecke verwendet, indem der Kunstverein darin seine Schätze aufstapelt. Regensburg, wohin sich der Verf. von Nürnberg aus begab, fesselte ihn vorzugsweise durch die in der Nähe gelegene berühmte Walhalla. „In der Nähe" — d. h. wenn man an dem Fuße des „eichenumrauschten Berges" steht, auf dem die Walhalla thront — „macht der imposante Bau mit seinem kolossalen cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und langsam bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf Strom und Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten am Horizont aufsteigenden Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Winter-Monate angebracht sind. Um den Leser nicht durch genaue Angabe der Länge, Breite und Höhe u. s. f. des Gebäudes zu ermüden" — sagt der Verfasser — führe er nur an, „daß der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen National-Tempels dorischer Ordnung ist und auf den schmalen Seiten aus je acht, auf den langen aus je siebzehn kannelirten Säulen besteht. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, in glückliches Anschauen verloren, aus vollem Herzen mit ein in das Lob des Gründers. Ueberrascht von der äußeren Schönheit und Majestät dieses wunderbaren Baues, tritt man mit gespannter Erwartung in das Heiligthum seines Innern und wird von Hoheit, Glanz und kunstsinniger Harmonie dieser prachtvollen Halle in der That vollkommen geblendet. Der Fußboden ist aus bunten Marmorn mosaikartig zusammengesetzt. Die Decke, die genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternenverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig verziert. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem Marmor bekleidet sind. In diesen Feldern stehen die Büsten. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walkyren als Ruhmesgenien ausgeführt. Die oberen Wandfelder enthalten auf weißen Marmortafeln die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit, von denen man keine Bildnisse vorfand. Auch zwischen diesen Feldern finden sich weibliche Statuen, aber in kolossaler Größe und altgermanischer Kleidung, die als gigantische Karyatiden das obere Gebälk tragen." Den Eindruck, den diese Riesen-Jungfrauen auf ihn hervorbrachten, schildert der Verfasser als seltsam. „Ihr Teint ist nämlich gelb, fast mulattenartig, die lang herabwallenden Haare von bräunlichem Blond; ihre Oberkleider sind hellblau, ihre Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf. — Den ganzen Saal umzieht ein Fries, der in meisterhaften Skulpturen die Urgeschichte Deutschlands von Professor Wagner in Rom darstellt. Die Rundbilder an beiden Giebeln des Tempels, von denen das südliche die Siegesfeier Germaniens in funfzehn Figuren versinnbildlicht, die symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen, das nördliche die Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde darstellt, sind von Schwanthaler." Der Verf. versichert, daß „das Unerwartete, Große, Erhabene und wahrhaft Schöne des künstlerisch vollendeten Baues auf ihn den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck hervorgebracht."

Auf München, das „deutsche Athen", wie man es so oft rühmen hört, ist unser Reisender nicht allzu gut zu sprechen. Besonders hat ihm der Ton, welcher in den mittleren und höheren Kreisen der Gesellschaft dort herrscht, sehr mißfallen. Er findet deshalb nur „vier Dinge, die wesentlich zur Charakteristik Münchens dienen. Das Erste ist die ideale Seite dieser modernen und halb und halb künstlich antik gemachten Stadt, die Kunst; das Zweite, jene ideale Seite weit überflügelnd und das eigentliche perpetuum mobile im Münchener Volksleben, bleibt und wird seyn, so lange Alt-Bayern existirt, das Bier; das Dritte sind die Ringelhäubchen, und endlich das Vierte —" der Verfasser macht einen Gedankenstrich und meint, „dies mag unbenamset bleiben." Fliehen wir daher mit ihm, da er ohnehin uns von allen „vier Dingen" nur Brocken liefert, aus dem „deutschen Athen" und seiner bedrückenden Atmosphäre über die kühlen, frischen und freien Berge der Tyroler Alpen in das schöne Land der Myrthen- und Olivenwälder.

Ueber den Ortles herab, bei dem Comersee vorbei, dem er einen als sehr belohnend geschilderten Nachtbesuch machte, nahm unser Reisender seinen Weg nach Mailand, das jedoch, wie er meint, wegen seiner flachen Lage und des Mangels an hohen Thürmen, die über die nächste ziemlich baumreiche

*) Italiänische Nächte. Reise-Skizzen und Studien von Ernst Willkomm. 2 Bände. Leipzig, Fried. Fleischer, 1847.

Frankreich.

Frankreich und der Sklavenhandel.

Wir haben vor kurzem unseren Lesern einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand des Sklavenhandels mitgetheilt, aus denen sich ergab, wie wenig noch immer an eine Unterdrückung oder auch nur an eine bedeutende Verminderung desselben zu denken sey. Daß es namentlich nicht in Frankreichs Gewalt liege, bessere Resultate, als die bisherigen, herbeizuführen, erhellt aus folgenden Angaben, die wir einem französischen Journal — dem Semeur — entnehmen und mit welchen wir jene früheren Bemerkungen vervollständigen.

Der Marquis von La Rochefoucauld-Liancourt hat — sagt die genannte Zeitschrift — bei Diskussion des Marine-Budgets in der Deputirten-Kammer auf die Nutzlosigkeit der Kreuzer aufmerksam gemacht, die Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit großen Kosten unterhält. In der Mehrzahl der Fälle müssen die von den französischen Seeleuten weggenommenen Negerschiffe freigegeben und auf Staatskosten entschädigt werden. Vor dem Jahre 1846 hat Frankreich nicht ein einziges Negerschiff weggenommen, im Jahre 1846 hat es zwölf weggenommen, allein kein einziges von diesen hat verurtheilt werden können. Bei weitem erfolgreicher, wiewohl ebenfalls ungenügend, war Englands repressives Verfahren; England hat bis zum Jahre 1846 75 Schiffe weggenommen, von denen der größere Theil verurtheilt und konfiszirt ward.

Hier der Schlüssel zu diesen so verschiedenen Ergebnissen. England hat mit Brasilien, Portugal und Spanien Verträge geschlossen, die ihm das Durchsuchungsrecht (droit de visite) gestatten; Frankreich hat mit keiner dieser drei Mächte einen derartigen Vertrag: es hat nur mit Sardinien, Dänemark, Schweden und Neapel, d. h. gerade mit denjenigen Mächten, unter deren Flagge der Sklavenhandel nicht betrieben wird, Conventionen abgeschlossen. In Betreff anderer Mächte beschränkt Frankreichs Recht sich darauf, daß es verifiziren darf, ob ein Schiff Anspruch auf die Flagge hat, welche es führt. Diese Verification ist das Geschäft der Kreuzer; aber sie mögen während desselben noch so deutlich erkennen, daß ein Schiff zum Sklavenhandel bestimmt ist, sie dürfen es nicht als ein Negerschiff wegnehmen, sobald es sich — wie fast immer der Fall — als ein portugiesisches, spanisches oder brasilianisches ausweist; wollen sie es wegnehmen, so müssen sie es als Pirateuschiff wegnehmen. In diesem Fall kömmt die Sache vor den Staatsrath, der niemals über Beschuldigungen wegen Sklavenhandels erkannt hat, wohl aber Erkenntnisse bei Beschuldigungen wegen Piraterie erläßt. Damit aber auf das Vorhandenseyn von Piraterie erkannt werde, kömmt es gesetzlich auf Zweierlei an: erstlich müssen die Schiffspapiere nicht in Ordnung, zweitens muß das Schiff ein bewaffnetes seyn. Bei den zwölf 1846 weggenommenen Fahrzeugen fand sich nun wohl das erste, aber nicht das zweite Merkmal; sie waren nicht bewaffnet gewesen, und der Staatsrath konnte daher die Wegnahme derselben als gesetzlich nicht anerkennen.

Wenn diese Erklärungen den Staatsrath rechtfertigen, so beweisen sie zugleich die gänzliche Nutzlosigkeit der französischen Kreuzer. Da der Sklavenhandel allein auf den Schiffen solcher Mächte getrieben wird, die Frankreich das Durchsuchungsrecht nicht zugestanden haben, so kann letzteres ihre Negerschiffe nur als Pirateu-Schiffe anhalten und wegnehmen. Die Sklavenschiffe aber, sobald sie nur unbewaffnet sind, entgehen jener sie gefährdenden Qualification und brauchen eine Verurtheilung in Frankreich nicht zu fürchten, und man darf annehmen, daß in Zukunft überhaupt kein Sklavenschiff mehr bewaffnet seyn wird. Es ergiebt sich daraus, daß Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels schlechterdings Nichts thun kann; daß es nicht in seiner Macht liegt, der Sache der Menschheit Dienste zu leisten. Die Erklärungen der Regierung besagen nichts Anderes; alles Geld, welches die Kreuzerflotte an der afrikanischen Flotte kostet, wird für Nichts ausgegeben.

Mit Unwillen vernahm die Kammer aus Herrn v. Gasparin's Munde, daß die Regierung, die dem Sklavenhandel an der afrikanischen Küste keinen Einhalt zu thun vermag, eben so wenig einem anderen Sklavenhandel, der von den französischen Kolonieen aus betrieben wird, zu steuern gewußt hat. Es werden gegen alle Gesetze Sklaven von Guadeloupe nach Cuba gesendet und dort verkauft. Wollen die Kolonisten sich etwa ihrer Sklaven entledigen, weil sie die Abschaffung der Sklaverei voraussehen? Es würde dies wenigstens darthun, daß selbst in ihren Augen die Emancipation unvermeidlich und nahe bevorstehend ist.

Die Regierung hat angekündigt, daß sie bei den spanischen Autoritäten die Wiederauslieferung der nach Portorico eingeführten Sklaven reklamirt habe, und daß die Letzteren bei ihrer Rückkehr für frei erklärt werden sollten. Hoffen wir wenigstens, daß der für diese Schwarzen gezahlte Preis nicht den Menschenverkäufern in Guadeloupe zu Gute kommen und daß nicht der königliche Schatz die spanischen Käufer entschädigen werde. R. v. G.

Mannigfaltiges.

— Muhammedanische Ceremonien. Ein Reisender, der Konstantinopel besuchte, wurde in der Vorstadt Pera in einen kreisförmigen Saal geführt und erblickte dort 26 Derwische, die eben im Gebete begriffen waren und in tiefer Andacht auf den Knieen lagen; sie warfen sich oft auf den Boden und berührten die Erde mit der Stirn. Auf orientalische Weise gekleidet, den Kopf in eine lange graue Mütze vermummt, stellten sie sich innerhalb des Saales auf, umgeben von andächtigen Türken, die ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigten. Plötzlich fing ein Derwisch, der eine Bühne bestiegen hatte, an zu singen und wiederholte 99 Mal das Wort Allah; alle Mönche verbeugten sich, warfen sich auf die Erde, fuhren mit den Händen an die Brust, an den Kopf, an den Bart und an die Ohren auf eine ziemlich lächerliche Art. Nach diesen Vorkehrungen erscholl eine wilde Musik. Der Anführer der Derwische, mit einem schönen Mantel von violettem Tuche angethan, wandte sich gegen die Versammlung, betete mit hoher Stimme während einiger Minuten und begann in dem Saale umherzugehen; alle Derwische folgten ihm nach, indessen sie sich unter stetem Herumwirbeln gegenseitig begrüßten. Nachdem sie dreimal um den Saal gegangen waren, stellte sich der Anführer auf seinen Teppich; alle Derwische warfen ihre Mäntel ab und zeigten sich nun in langen weißen Röcken. Dann kam der erste des Trupps, küßte dem Vorsteher die Hand und fing sogleich an, sich im Gehen herumzuwirbeln. Zuletzt waren seine Arme über die Brust gekreuzt; er streckte sich dann aus, und 20 andere ahmten seinen Gang wie seine Geberde nach. Sie bildeten drei Kreise; unter fortwährendem Herumwirbeln und Zurückgehen behielten sie immer ihre gegenseitige Stellung. Ein Novize von ungefähr 10 Jahren war bei diesem ermüdenden Schauspiel; seine Wangen färbten sich purpurroth. Bei jedem Zwischenspiel wurden die Gesichter der Gaukler bleich und gelb, doch fingen sie immer wieder mit neuer Ergebung an. An jedem Dienstag und Freitag wiederholt sich dieses Schauspiel. — In Skutari fingen die sogenannten heulenden Derwische damit an, daß sie den Ring ihres Anführers küßten; sie stellten sich in einen Halbkreis vor ihn auf Schaffelle von verschiedenen Farben und traten hernach in den Hintergrund des Saales. Der Scheik oder Vorsteher stand nun auf, betete einige Augenblicke, und alsbald fingen seine Untergebenen an mit lauter Stimme zu beten, während sie tausenderlei lächerliche Grimassen machten. Bald beugten sie sich von der Rechten zur Linken, bald verneigten sie sich tief; ihr Körper war beständig in Bewegung. Das Singen und Schreien ist betäubend für die Anwesenden. Der Schweiß floß reichlich über die blassen Todtengesichter. Ein Knabe von 14 Jahren, der sich besonders heftig geberdete, stürzte mit Zuckungen zur Erde: es sollte dies vom Geiste Gottes bewirkt seyn. Ein Mann von riesenhafter Stärke stürzte eben so. Die Derwische beeiferten sich um sie her, rieben ihnen einigemal die Beine, die Hände, das Gesicht, faßten sie mit kräftiger Hand und stellten sie wieder auf die Füße. Nun standen diese zwei Menschen im Saale aufrecht mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich wie Bildsäulen, sicher in der Ueberzeugung, daß sie bei den Umstehenden einen außerordentlichen Eindruck machten. — Der Sultan besucht oft das Kloster der Derwische zu Pera und bleibt dort stundenlang.

— Unbefruchteter Pflanzensamen keimt. In einer der General-Versammlungen der British Association hat man wieder die Meinung einer gewissen Partei der Physiologen in Anregung gebracht, die die Behauptung aufgestellt haben, daß die wesentlichsten Elemente zur Bildung des Embryo schon vor der Befruchtung durch den Pollen existirten, und daß die Thätigkeit des letzteren sich auf eine bloße Anregung beschränke, wodurch die Selbstentwickelung des Keims hervorgerufen werde. Man hat für die Richtigkeit dieser Ansicht gewisse Thatsachen angeführt, welche als merkwürdige Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz der Befruchtung angesehen werden können. Die Pflanzengattung, welche in dieser Beziehung die merkwürdigste Erscheinung darbietet, ist ein neuholländischer Strauch, Coelebogyne ilicifolia von S. Smith, den man seit mehreren Jahren im botanischen Garten zu Kew kultivirt. Obgleich nämlich dieses Gewächs nur weibliche Blüthen zeigt, so hat es doch stets Samen geliefert, die, nachdem sie die gehörige Reife erlangt hatten, sich als vollkommen befruchtet erwiesen und fortpflanzten. Die Pflanzen, welche aus ihnen entstanden, glichen der Mutterpflanze in jeder Rücksicht vollkommen. Man behauptet ausdrücklich, daß die aufmerksamste Untersuchung nicht die geringste Spur von einer männlichen Blüthe, noch auch irgend eine Andeutung von Staubfäden hat entdecken können. Was aber das Merkwürdigste bei der Sache ist, man hat neuerlich in Neuholland ein Exemplar dieser Gattung entdeckt, das nur männliche Blüthen zeigte. Hiermit hat man ein anderes Faktum in Verbindung gesetzt, welches im Jahr 1845 vom Professor Gasparini in Neapel bekannt gemacht wurde und das sich auf einen von diesem erzogenen Feigenbaum bezieht. Auch diesem fehlte jede männliche Blüthe, ohne daß dadurch die Fruchtbarkeit der Samen, welche einen vollständigen Embryo enthielten, verhindert worden wäre, obgleich eine eigentliche Befruchtung schon deswegen nicht stattfinden konnte, weil Gasparini die betreffenden Blüthen frühzeitig hermetisch verschlossen hatte, damit nicht vielleicht ein Insekt den männlichen Samen hineintrüge, so daß kein Zweifel über die wirkliche Selbstbefruchtung der Pflanze ohne männlichen Samen übrig bleiben kann.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Dienstag den 24. August 1847.

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847.*)

Bekanntlich ist die San-Saba das Fabel-Land von Texas. Die Spanier hatten hier um 1710 eine Niederlassung gegründet, welche durch ein Fort geschützt wurde, das im Jahre 1780 durch Comanches, die sich zu diesem Zweck in größerer Masse vereinigt und sich immer als Herren des Landes betrachtet hatten, ausgehungert und größtentheils zerstört wurde. Der Schreck, den die Vernichtung dieses Forts über ganz Texas und Mejiko verbreitete, ließ eine geraume Reihe von Jahren diese Thäler und Berge von Weißen unbetreten, und die von da an immer mehr zunehmende Kühnheit seiner Bewohner, die in blutigen Raubzügen die Geißel von Texas und Mejiko wurden, brachte nur einzelne militairisch organisirte Truppen als Rächer hierher. So kam es, daß die San-Saba mit einem dichterischen Nimbus umgeben wurde und Jedermann die reichen Gold- und Silberschätze ihrer Berge und die Fruchtbarkeit und paradiesische Schönheit ihrer Thäler pries, ohne sie jemals gesehen zu haben. Dieser Landstrich zwischen dem Colorado, dem Llano und der San-Saba war ursprünglich vom texanischen Gouvernement als Grant (Land-Konzession) dem Konsul Fisher verliehen und von diesem durch Kauf auf den Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas übergegangen. Für die Besitznahme dieses Landes war dem General-Commissair des Vereins in Texas, Freiherrn von Meusebach, vom Gouvernement militairische Hülfe zugesagt. Dieses Versprechen konnte jedoch wegen Ausbruches des mejikanischen Krieges nicht gehalten werden; ja der Gouverneur von Texas rieth in einem Schreiben vom vorigen Herbst dringend von dem weiteren Vorschreiten der deutschen Ansiedler ab, weil eine feindliche Begegnung mit den von den Mejikanern zu neuen Einfällen angestachelten Comanche-Indianern unvermeidlich sey. Es handelte sich aber für den Verein um die Einhaltung eines vertragsmäßigen Termins für Besitznahme und Vermessung des Landes, welcher im Herbst dieses Jahres ablief. Herr von Meusebach beschloß daher dennoch, den eigenen Kräften der Kolonie vertrauend, unverzüglich vorzurücken. Einer seiner Unterbeamten in Friedrichsburg hatte bereits im Dezember v. J. voreilig mit 20 Begleitern einen Zug bis zum Llano unternommen, war aber dann, ohne die Ueberschreitung dieses Flusses zu wagen, zurückgewichen und hatte die fabelhaftesten Gerüchte von 40—60,000 zwischen Llano und San-Saba lagernden Comanches zurückgebracht, wodurch die ganze Linie der Ansiedelungen in Furcht und Schrecken versetzt worden war. Nach Ansicht des Herrn von Meusebach, welcher von der Uebertriebenheit jener Gerüchte fest überzeugt war, erforderte es nun die Politik des Vereins, augenblicklich zu zeigen, daß es durchaus keine Gefahr habe, wirklich bis in die Mitte des Grants mit einer kleinen Schaar vorzudringen. Er fand daher ein doppeltes Motiv zur Beschleunigung der Expedition, an der Theil zu nehmen wir das Glück hatten.

Am 22. Januar 1847 waren die nöthigen Vorkehrungen beendet, und unser Zug, bestehend aus einer zu diesem Zwecke errichteten Reiter-Compagnie, mehreren Freiwilligen, fünf Mejikanern und den amerikanischen Vermessern, vierzig und einige Mann stark, wohl bewaffnet und beritten, setzte sich von Friedrichsburg aus in Bewegung. Einer der Mejikaner, Lorenzo de Rozas mit Namen, der von den Comanches als Kind geraubt, später aber wieder ausgelöst worden, und der mit den Sitten und der Sprache dieser Indianer vollkommen vertraut war, sollte uns als Trailer und Dolmetscher dienen.

Herr von Meusebach, den noch einige dringende Geschäfte zurückhielten, versprach, uns bald nachzufolgen, was auch im 2ten Camp von Friedrichsburg aus geschah. Dieses Lager war für uns eines der unglücklichsten der ganzen Reise, indem wir hier, auf der Büffeljagd begriffen, einen der tüchtigsten Gefährten durch das Zerspringen seiner Büchse verloren, der schwer verwundet zurückkehren mußte. Außerdem entstand beim Feueranmachen durch Unvorsichtigkeit ein Prairiebrand, gegen den wir 36 Stunden lang erfolglos ankämpften und der unseren Pferden auf viele Meilen weit das Futter raubte und unseren Proviant und unsere Bagage in große Gefahr brachte.

Am anderen Tage hatten wir einen steilen Bergrücken zu übersteigen, der den Transport der drei mitgenommenen Wagen nicht wenig erschwerte; doch kamen wir am 26sten Abends in das schöne Thal des oberen Pidernales, wo wir die Beschwerden der bestandenen Reise bald vergaßen. Von hier bis zum Llano durchzogen wir eine reizende Gegend, die uns zugleich eine große Menge alles möglichen Wildes bot. Mit dem Llano, einem der bedeutendsten Flüsse des Westens von Texas, erreichten wir die Gränze des Comanche-Landes und bei weitem die schönste Gegend, die wir bisher gesehen hatten. Das krystallklare Wasser des Llano durchströmt ein fruchtbares Thal, von malerischen Bergen eingeschlossen, nimmt jedoch nur theilweis die ganze Breite des Flußbettes ein, da der Llano die Eigenthümlichkeit der texanischen Flüsse theilt, welche häufig im oberen Lauf stärker als im mittleren sind. Steile Felswände verengen oft das Bett des Llano und bilden Kataraktenund große und kleine Bassins von bedeutender Tiefe, die, im Verein mit dem von riesigen Baumstämmen und üppigen Schlingpflanzen bedeckten Flußbett, eine der reizendsten Scenerieen bilden. In diesem Flußbett fanden wir schon grünes Gras, und da unseren Pferden eine kleine Erholung nöthig war, so beschlossen wir, einige Tage zu rasten, welche Muße die Surveyors zur Vermessung des schönen Thales benutzten.

Am 31sten hatten wir die Freude, auf der Jagd auf einen Shawnie-Indianer zu stoßen, der in das Lager geführt und hier regalirt wurde. In gebrochenem Englisch erzählte er uns, daß er mit 6—8 Leuten seines Stammes sich hier der Jagd halber aufhalte. Herr von Meusebach ergriff diese Gelegenheit, drei dieser Leute für unsere Expedition zu engagiren, um uns als Jäger zu dienen, da für Weiße in jenen Gegenden die Jagd ziemlich erfolglos ist und nur in großer Anzahl unternommen werden kann. Diese Shawnies gehören zu den halbcivilisirten, in Arkansas in großen Ortschaften angesiedelten und Ackerbau treibenden Indianern. Wegen der Jagd machen sie dann Züge in entfernte Gegenden.

Mit dem Ueberschreiten des Llano waren wir, wie gesagt, in das Gebiet der Comanches eingerückt. Obwohl wir wußten, daß diese hier in zahlreichen Stämmen leben, sahen wir in den ersten Tagen nach dem Uebergange keinen Indianer. Daß wir beobachtet waren, unterlag keinem Zweifel, denn unsere Shawnies versicherten uns, wir würden fortwährend von Comanches begleitet, die sie zwar nicht gesehen, aber gespürt hätten. Es war nun also eine verdoppelte Aufmerksamkeit nöthig, und wir mußten in beständiger Bereitschaft zum Gefecht vorrücken. Dies war aber in der That keine Kleinigkeit; man stelle sich nur einen Weg vor, den noch kein Mensch vielleicht betreten, der uns bald über Berge, mit Kalksteingeröll bedeckt, bald über tief eingeschnittene Schluchten und bald durch dicht verwachsene Wälder führte. Oft mußten wir uns erst mit der Axt für unsere Wagen den Weg bahnen, oft für sie längs steilen Abhängen mit der Schaufel einen Einschnitt machen. So kam es, daß wir, troß der kleinen Tagemärsche, immer sehr ermüdet das Camp erreichten, das mit vieler Ueberlegung gewählt werden mußte. Denn erstens bedurften wir Holz und Wasser und Futter für die Pferde; sodann mußte der Lagerplatz vertheidigungsfähig und möglichst abgeschlossen und gegen die hier immerr häufiger werdenden Northers geschützt seyn. War nach diesen Bedingungen der Platz gewählt, so wurde er halbkreisförmig durch sechs bis acht Feuer und Zelte eingefaßt. Wir waren nämlich der größeren Ordnung halber in so viele Massen eingetheilt, deren jede für sich verproviantirt war und für sich kochte. Die offene Seite des Lagers wurde durch zweckmäßiges Auffahren der Wagen geschlossen. In diesem Kreise wurden des Nachts die Pferde so nahe an einander gebunden, als dies in Berücksichtigung des Futterplatzes geschehen konnte. Von zwei zu zwei Stunden hatten immer vier von uns die Wache. Leider waren aber schon beim Beginn der Reise alle mitgenommenen Uhren unbrauchbar geworden, so daß die Ablösung nach Gutdünken geschah, und so wurde es in der Regel um zwei Stunden zu spät Tag, d. h. die letzte Wache mußte vier statt zwei Stunden stehen. So angreifend nach tagelangem Reiten die Wachen auch oft waren, so war es doch interessant, unsere Gesellschaft zu beobachten, wie sich dies Gemisch von allen Nationen in den verschiedensten Kostümen beim Schein der kolossalen Feuer gegen den dunklen Hintergrund abhob. In der Mitte hatten wir mit Baron Meusebach unser Feuer, der durch heitere Laune und Scherz nach der Abendmahlzeit uns oft noch bis spät in die Nacht an sich fesselte. In unserer Nachbarschaft lagen in der Regel die Mejikaner, die, wie alle

*) Wir theilen diesen Bericht aus den Papieren zweier so eben nach Deutschland zurückgekehrten Offiziere, welche an der Expedition Theil nahmen, als einen interessanten Beitrag zur Geschichte der jungen deutschen Niederlassungen in Texas mit. Ein besonderes Interesse erregt der Umstand, daß hier gewiß zum erstenmal der deutsche Volksstamm als ein selbständiger und für sich berechtigter bei einem Friedens-Abschluß mit den Indianerstämmen anerkannt worden ist. Auch im Innern ist dieser Kolonie eine gleiche Selbständigkeit des deutschen Elementes durch Kongreß-Beschluß vom vorigen Jahre gesichert, wonach die deutsche Sprache für den Bereich jener Niederlassungen zur Magistrats- und Gerichtssprache erhoben und die Uebersetzung der texanischen Gesetze in die deutsche Sprache angeordnet worden ist.

ihre Landsleute, dem Hazardspiel (Monte) sehr ergeben waren. Mit ihrem lebhaften Wesen kontrastirte die indianische Ruhe unserer Shawnies, die wortkarg um das Feuer gelagert waren und aus ihrem Tomahak Schumak schmauchten. Dies ist das getrocknete Blatt eines in Texas sehr häufigen Strauchs. Nur um Mitternacht ließen sie bisweilen ihre melancholischen Gesänge ertönen. Eine vierte Masse bildeten die Amerikaner, denen sich unsere Vereins-Soldaten anschlossen. Es war dies eine bunte Zusammenstellung von Menschen aus allen Ständen und Ländern.

Die erste Tagereise jenseits des Llano führte uns über eine starke Granit-Ader, die wohl edle Metalle enthalten mag; auch fanden wir wirklich, daß der Creek, an dem wir Abends unser Lager aufschlugen, Goldsand führe. Nächsten Tages passirten wir eine reiche Quarz-Region, wo wir faustdicke Bergkrystalle fanden.

Als wir am 5. Februar eben unseren Camp abbrechen wollten, sahen wir eine weiße Fahne auf uns zu kommen. Es waren dies sieben oder acht Comanches, denen wir unseren Señor Lorenzo entgegensandten. Der Anführer dieser Indianer, der sich Ke-de-mus-si nannte, erkundigte sich sehr feierlich nach unserem Capitano. Als ihm Herr von Meusebach entgegentritt, erklärten sie sich für eine Deputation ihres Stammes. Sie hätten uns beobachtet, seit wir den Llano überschritten, und geglaubt, wir seyen in der Absicht gekommen, um mit ihnen zu fechten. Deshalb habe ihr Stamm alle Weiber und Kinder weiter ins Land gesandt, und wir seyen von ihren Kriegern bisher begleitet worden. Die weiter zurück liegenden Stämme seyen schon von unserer Ankunft benachrichtigt. Sie verlangten nun zu wissen, ob wir in feindlicher Absicht ihr Land betreten, oder ob wir gekommen seyen, mit ihnen zu fechten, was ihnen ganz recht sey. — Hierauf wurde ihnen erwiedert: Nur friedliche und sogar freundschaftliche Gesinnungen hätten uns hierher geführt. Wir seyen das Volk, das weit von der anderen Seite des Meeres herkomme und auch zu den Amerikanern gehöre. Wir hätten zwei Städte, wo wir ihnen die Gastfreundschaft, welche wir jetzt von ihnen erwarteten, später zu erwiedern gedächten. Jetzt seyen wir hier, sie als Nachbarn zu besuchen und die Sitten und Merkwürdigkeiten ihres Landes kennen zu lernen. Um ihnen einen Beweis unserer Freundschaft zu geben, hätten wir Geschenke für ihre Häuptlinge mit. Von ihrer Seite verlangten wir aber, daß sie uns eben so aufrichtig entgegenkämen, keinen Vorrath an uns stehlen und unsere Pferde ungestohlen ließen. Sie sähen wohl, wir wären gut bewaffnet und würden uns im Nothfall zu rächen wissen. — Ke-de-mus-si erwiederte, er finde viel Geschmack an uns; wir schienen ihm nicht so zurückhaltend, wie die Amerikaner, und er halte Herrn von Meusebach für einen so großen Häuptling wie die Sonne. Er lade uns ein, in das Dorf ihres Stammes zu kommen, das einige Tagereisen entfernt sey. Auch werde er sogleich alle Häuptlinge der Comanches von unseren Absichten benachrichtigen und sie zu einer großen Versammlung zusammenberufen, um dann mit uns einen feierlichen Frieden zu schließen.

Nachdem diese Unterhandlungen, die mit großer Feierlichkeit und Würde gepflogen waren, geendet, stiegen unsere Gäste vom Pferde und zeigten einen wackeren Appetit. Später begleiteten sie uns in das nächste Campo, worauf sie mit dem Versprechen Abschied nahmen, uns morgen entgegen zu kommen und uns in ihr Dorf zu führen. Dies geschah auch in einer weit größeren Zahl, als uns für unsere Vorräthe lieb war, denn ohne alle Umstände erklärten sie sich stets bei den Mahlzeiten als unsere Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Italiänische Nächte.

(Von Ernst Willkomm.)

(Schluß.)

In Pisa, wohin unser Reisender einen Ausflug machte, fesselte ihn vorzugsweise der berühmte Dom mit dem Baptisterium und dem Campo Santo. Den Eindruck dieser grandiosen, im reinsten mittelalterlich italiänischen Styl ausgeführten Gebäude schildert er als gewaltig und sehr erhebend. „Aeußeres und Inneres“, berichtet er, „sind gleich schön, gleich erhaben. Das Innere des Doms besteht aus fünf Schiffen, gebildet von vierundsiebzig Säulen, die bis auf wenige für antik ausgegeben werden. Dieser ungeheure, gleichsam versteinerte Wald dunkler Säulen, deren Schäfte sich am Gewölbe wie in einer ungeheuren, niederschwebenden Wolke verlieren, stimmt unwillkürlich zur Andacht. Die vier Eingänge des Baptisteriums sind mit trefflichen Skulpturen verziert, die, obwohl aus dem 12ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammend, doch an Kunstwerth antiken Meisterwerken dieser Gattung wenig nachstehen. Im lichten Innern ruhen Peristil und oberes Stockwerk auf zwölf kolossalen korinthischen Säulen von Granit, und auf diesem gewaltigen Unterbau wölbt sich die schöne, von Pilastern getragene Riesenkuppel. Zur Seite des Doms und des Baptisteriums nach Norden öffnen sich die Arkaden des berühmten Campo Santo, dessen innerer unbedeckter Raum dieses Kirchhofs jetzt ziemlich wild aussieht, indem hier Rosen, Myrthen, Buchsbaum und eine Masse Unkraut lustig durch einander wachsen. Die vier rund um diesen offenen Raum laufenden Seitengänge sind bedeckt und die Wände durchgängig mit den gelungensten Freskogemälden aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert geschmückt und aufs zweckmäßigste durch die weiten Oeffnungen erleuchtet, die eine Reihe der schönsten Säulen bilden, welche nach dem inneren Raume die Bedachung stützen.“ Ueber den bekannten „schiefen Thurm“ von Pisa spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß die Behauptung, er sey mit Absicht schief gebaut, eine reine Erfindung sey, da er von deutschen Architekten darauf aufmerksam gemacht worden sey, daß die bequem aufsteigende Wendeltreppe im Innern des Thurmes bis zum dritten Stockwerk sich regelmäßig auf der schrägen Seite neigt und erst in den letzten drei oder vier Stockwerken diese Neigung sich vermindert, bis sie sich im letzten vollkommen ausgleicht und so das Gleichgewicht wieder herstellt. Er schließt hieraus mit allerdings großer Wahrscheinlichkeit, daß das Sinken des Grundes sich während des Bauens bei Zeiten bemerkbar gemacht haben müsse, so daß der Baumeister die Construction der oberen Stockwerke nach genauer Berechnung der Tragfähigkeit des langsam nachsinkenden Bodens eingerichtet habe, um dem Einsturz der über einander geschichteten Marmor-Quadern entgegenzuarbeiten.

Nach vierundzwanzigstündiger sehr stürmischer Meeresfahrt, die der Verfasser sehr ausführlich, aber in fesselnder Novellenform schildert, gelangte er nach Civita-Vecchia, welches von Rom nur durch die Campagna getrennt wird.

Wir sind hier in der That in Verlegenheit, eine Auswahl unter der Masse von Schilderungen und Beschreibungen zu treffen, mit denen uns der Verfasser über die „ewige Stadt“ und ihre Schätze beschenkt und die die ganze zweite Hälfte des ersten Theils und ein gut Stück des zweiten seiner „Italiänischen Nächte“ ausfüllen. Andererseits ist Rom schon so oft in allen seinen Einzelheiten beschrieben worden, daß, wenn wir hier nur Unbekanntes oder neue Bemerkungen über Bekanntes anführen wollten, wir von dem Bedeutenderen und Großartigen ganz absehen und uns nur auf Spezialitäten beschränken müßten, die so außer dem Zusammenhange mit dem Ganzen wenig Interesse finden würden. Indessen können wir es uns nicht versagen, wenigstens eine Bemerkung unseres Reisenden mitzutheilen, weil in ihr die ungeheure Kluft zwischen unserem nordischen und dem italiänischen Lebensverkehr am meisten in die Augen springt. Es ist dies das Theaterleben der Römer.

„So viel ich bisher beobachten konnte“, äußert sich der Verfasser darüber, „sucht der Italiäner überall in den Theatern nur Unterhaltung und betrachtet sie als Versammlungsorte, wo man sich ausspricht über Tagesneuigkeiten, wo man Geschäfte abschließt und Intriguen anspinnt. Die Kunst ist nur dazu da, um all diesen heterogenen Dingen eine angenehme Folie zu geben. Das Publikum hat gar nichts dawider, eine und dieselbe Oper zwanzigmal hinter einander zu sehen, selbst dann, wenn sie nicht sonderlich werthvoll ist. Auch hat der Italiäner, was Opernmusik anlangt, einen von dem unsrigen schroff abweichenden Geschmack. Ihm ist eine gefällige, leicht faßliche Melodie Alles; für ein Duett, in dem ein guter Sopran und ein wackerer Tenor eine leidenschaftliche Zank- oder Wuthscene mit südlich auflodernder Heftigkeit aufführen, giebt er Vieles in Kauf, was wir durchaus nicht vermissen würden; und was etwa die Fabel des Stücks und deren geschickte Bearbeitung betrifft, so ist es ihm vollkommen gleichgültig, ob die Oper von Anfang bis zu Ende Unsinn enthält oder nicht. Ich habe Opern gehört, von deren Handlung ich mir, trotz des Textbuches, keine Rechenschaft geben konnte, ja die just da aufhörten, wo nach meinem Dafürhalten die Geschichte erst losgehen sollte. Daran stößt sich aber kein Italiäner. Er schwatzt und unterhält sich ununterbrochen, ohne den Leuten auf der Bühne die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er sieht häufig nicht einmal hin, sondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Vernimmt er aber die ersten Takte einer Arie, die ihm zusagt, so geht ein lautes Zischen durch das Haus; Alles setzt sich und zeigt der Bühne ein ernstes Gesicht, tiefes Schweigen sinkt plötzlich auf die versammelte, eben noch laut plaudernde Menge. Kein Athemzug wird gehört, kein Lispeln stört diese auffallende Andacht. Mit dem Schluß der Arie bricht der tobendste Beifallssturm los; Pochen, Klatschen und Bravorufen will nicht endigen; die Sänger und Sängerinnen müssen drei-, vier-, fünfmal ihr Kompliment machen und, hat sich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch einmal singen. Dieselbe feierliche Ruhe und geisterhafte Aufmerksamkeit herrscht auch jetzt wieder bis zur letzten Passage. Da läßt sich eine summende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, und sogleich summt und brummt das ganze Haus den letzten Passus, Kopf und Hände bewegend, mit, und am Schlusse tobt sich das Entzücken eben so lebhaft aus, wie beim ersten Male. Dies ist italiänische Sitte, und dieser Sitte haben es viele Komponisten zu verdanken, daß sie Glück machen mit ihren schülerhaften, lose zusammengewürfelten Arbeiten. Diese Sitte und dieser Geschmack gehen durch ganz Italien und erreichen nur in Rom, noch mehr in Neapel, ihren Höhepunkt.“

Von Rom begab sich der Verfasser nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt daselbst auf den Weg nach Neapel. Aus seinen Beschreibungen von Scenen aus dem neapolitanischen Volksleben, die sich eben so sehr durch die Lebendigkeit und Frische der Auffassung als durch die immer auf das Charakteristische und Frappante der inneren Eigenthümlichkeit des Nationaltypus abzielende Kunst einer anschaulichen und fesselnden Darstellung auszeichnen, können wir hier des beschränkten Raumes wegen keine Proben liefern. Noch mehr aber als diese Schilderungen des Volkslebens innerhalb der Ringmauern Neapels haben uns die oft wahrhaft poetischen Skizzen zugesagt, in deren Rahmen der Verfasser die wunderbaren Naturscenen und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht haben, einfaßt. Vor Allem ist es unter diesen die blaue Grotte von Capri, deren feenhafter Anblick ihn in eine wahrhaft dithyrambische Begeisterung versetzte, so daß wir ihre Beschreibung oder wenigstens die Hauptmomente derselben zum Schluß noch mittheilen wollen.

„Auch diese wunderbarste aller Höhlen“ — beginnt unser Reisender seine Schilderung — „mag den Alten bekannt gewesen seyn, da ein tiefer Gang aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt, der wahrscheinlich mit den Gebäuden in Verbindung stand. Die Grotte ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich

und der Besuch derselben nur dann lohnend, wenn die Luft klar ist und voller, warmer Sonnenschein auf dem strahlenden Spiegel des Meeres liegt. Als wir in zwei kleinen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, zwei Passagiere und zwei Schiffer, fassen konnte, die große Marine der Insel verließen und unter den kräftigen Ruderschlägen der gewandten Marinari der geheimnißvollen Grotte zusteuerten, säuselte zwar kein Windhauch über die spiegelnde Fläche, und doch konnte ich eines bänglichen Gefühles nicht ganz Herr werden, als ich das klatschende Aufspritzen der langen, tiefen, dunkelblauen Wogen an der ungeheuren senkrechten Felswand betrachtete, deren kahle Stirn sich im duftigen Aether badete. Denn obgleich die offene See nicht die geringste Bewegung zeigte, hoben sich doch die Wogen in langen schweren Schlägen ellenhoch am Felsen der Insel, die tiefen Höhlungen nicht selten mit silbernem Gischt donnernd übersprudelnd. Dann und wann schoß in der Tiefe der krystallenen Fluthen, die hier, nach ihrer schwarzblauen Farbe zu schließen, unergründlich sind, ein Haifisch an uns vorüber, deren es in Capri's Nähe viele giebt, weshalb Meerbäder nur mit Vorsicht zu nehmen sind. Eigenthümlich war der Anblick des Inselfelsens. Es zeigte sich nämlich bei jeder Senkung der Fluth rund um die steile Wand, so weit das Auge sie überblicken konnte, ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, der, wie ich mich bei größerer Annäherung überzeugte, aus der Menge von Korallen entsteht, mit denen die bodenlose Tiefe der Wasserfläche rings um die Insel bedeckt ist. — Nach etwa viertelstündiger Fahrt zeigte sich eine kleine halbrunde Oeffnung im Felsen, die von sprühendem Wellenschaum häufig ganz überdeckt ward und mir von den Schiffern als der Eingang zur Grotte bezeichnet wurde. Wir mußten uns flach niederlegen, um bei der Einfahrt an den Felsen nicht gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wellenschlage, der sie jeden Augenblick ganz mit Schaum anfüllt, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus. Die Schiffer, am Vordertheile des Kahnes stehend, halten sich am Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Felsen, wobei sie sich zugleich auf die Kniee werfen und niederbücken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung und schaukelt es ruhig in die sehr umfangreiche, hohe und tiefe Grotte.

Hier nun verdrängt augenblicklich das höchste Entzücken jegliche Bangigkeit, denn ein Anblick überrascht uns, der unbeschreiblich, ja unglaublich ist. Magisches Dunkel, anfangs von mattblauem Dunst durchglänzt, der mit jeder Sekunde heller, durchsichtiger, strahlender, glühender wird, erfüllt die Höhle ganz und übergießt Felsen, Meer und jeglichen Gegenstand mit phosphoreszirendem, weichem Glanze. Man glaubt in tiefblauem Feuer zu schwimmen, die sanften, glänzenden Flammen zu athmen, den feuersprühenden Aether zu fühlen. Wie aus blauen Schmetterlingsflügeln gebildet, wölbt sich über unseren Häuptern die phantastische Stalaktitengrotte. Eine Bewegung des Ruders im stillen Blau des Meeres erzeugt ein weißes Feuer, das in diamantenen Funken weithin durch die leuchtenden Wellen sprüht. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten anschwillt und ein Zaubergesang der Nereiden zu seyn scheint. Plätschernd, klingend, murrend und wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die blauverschleierte Fluth; dann spritzen Funken auf aus dem Wasser oder blaubrennende Kreise werden sichtbar, als höben sich aus dem Schoße des Meeres mystische Augen empor, um die Fremdlinge mit ihren wunderbaren Blicken zu bezaubern. Das melodische Rauschen des Meeres klingt dazwischen wie verhallende Töne einer gewaltigen, dröhnenden Aeolsharfe. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzerfüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen und leuchtenden Töne des Lichts verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar und phantastisch, wie eine mystische Welt voll tiefsinniger Harmonie von Farbe, Licht, Melodie und Schatten. Der Eindruck ist so überwältigend, daß man sich keine Rechenschaft geben kann über die Entstehung dieses eigenthümlichen Lichtreflexes. Dringt man tief ein in die Grotte, so erscheint die Oeffnung der Höhle ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers; verhüllt eine spritzende Woge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender als matter. Der Körper eines Menschen, der sich in die Fluth stürzt, nimmt ebenfalls dieselbe blaue Farbe an. Blauer schwärmerischer Duft hüllt Belebtes und Lebloses ein, und je länger man in der Grotte weilt, desto durchsichtiger und strahlender wird die Fluth. Die blaue Grotte Capri's ist das schönste Märchen der Schöpfung."

Wir verlassen hier unseren Reisenden, indem wir unsere Leser, die uns und ihm bis hierher gefolgt sind, dringend einladen, die ganze Reise mit dem Verfasser noch einmal zu machen, mit ihm den Vesuv zu besteigen, Herkulanum und Pompeji zu besuchen und die Abruzzen zu durchwandern. Nach den mitgetheilten Proben werden sie schon erkannt haben, daß das Lob, welches wir oben dem Verfasser zollten, wohl verdient ist, und daß sein Werk werth ist, von Anfang an bis zu Ende gelesen zu werden. Wir können ihnen einen eben so reichen als heiteren Genuß daraus versprechen.

China.

Fortune's Wanderungen in China. *)

III. Namo. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

Eine Insel, wie die beschriebene, vermochte unseren Reisenden um so weniger lange zu fesseln, als sie auch für seine Wissenschaft nur geringe Ausbeute darbot. Er zögerte daher nicht, sie zu verlassen, und eilte, den letzten Hauch des Süd-Passatwindes benutzend, gen Norden. Er stieg in Namo, einer kleinen, auf dem halben Wege zwischen Hong-Kong und Amoy liegenden Insel, die auch als einer der Stationsplätze bekannt ist, von wo der Opium-Schleichhandel im größten Maßstabe betrieben wird, zuerst ans Land. Ich war damals — erzählt er — noch ganz erfüllt von den Vorstellungen, die man sich in England von der Unverletzlichkeit des himmlischen Reiches macht. Ich glaubte also, daß, wenn ich auch mein Auge im Lande der Blumen auf diesem oder jenem Punkte weiden dürfe, es doch den Füßen eines Barbaren nicht gestattet sey, einen so heiligen Boden zu profaniren. Groß war daher mein Erstaunen und meine Genugthuung, als ich wahrnahm, wie die Capitaine unseres Klippers in voller Sicherheit das Eiland nach allen Richtungen durchstrichen, ja daß sie selbst Wege angelegt und ein kleines Haus erbaut hatten, wo sie allabendlich zusammenkamen. Nicht minder hatten sie Ställe für ihre kleinen chinesischen Pferde, auf denen sie ihre Ausflüge in das Innere der Insel machten, errichtet; kurz, sie schienen völlig die Herren des Ortes zu seyn und hatten sich über ihr Verhältniß zu den Eingebornen durchaus nicht zu beschweren. Einige Hundert Chinesen, die sich daselbst niedergelassen, haben nebst Wohnungen, die sie für sich selber erbaut, einen Basar zur Verproviantirung der Schiffe eingerichtet, wobei es einem Europäer sonderbar vorkömmt, daß, wenn beim Umsetzen der Passatwinde, die Schiffe ihren Ankerplatz ändern, auch Einwohner, Häuser und Basar den Ort ändern und sich — immer den Schiffen gegenüber — am Ufer niederlassen. Einige Monate vor meiner Ankunft hatten die chinesischen Behörden bei Sir Henry Pottinger, damaligem Gouverneur von Hong-Kong, Beschwerde über die Usurpationen der Europäer in Namo geführt. Sie behaupteten mit einem Anschein von Recht, daß die Fremden, ganz dem geschlossenen Vertrage zuwider, Namo zu einem zweiten Hong-Kong machten. Sir Henry erkannte das Unrecht seiner Landsleute, warf aber den chinesischen Behörden vor, daß sie die Verletzung des Vertrages nicht früher gerügt hätten; er verlangte endlich sechs Monat Zeit für die Engländer, damit sie Alles wegschaffen könnten, was man ihnen auf die Insel zu bringen gestattet hatte. Darein willigten die Chinesen.

Nun aber kömmt erst das eigentlich Interessante bei diesem Vorfall, dasjenige, woraus sich der Charakter der chinesischen Geschäftsmänner entnehmen läßt. Als ich im Oktober 1845 nach Namo zurückkehrte, erkundigte ich mich nach dem weiteren Verlauf der ganzen Angelegenheit und erfuhr, daß zuvörderst einige Höflichkeitsbeweise und einige Flaschen Kirschbranntwein den braven Admiral *) dergestalt geschmeidigt hätten, daß, als man auf das eigentliche Geschäft gekommen sey, er von den englischen Capitainen nur einige Zugeständnisse begehrt habe, damit seiner Regulirung kein Eintrag geschehe. So hatte er von ihnen begehrt, sie möchten ihr Haus niederreißen lassen, ihnen aber zugleich versprochen, daß ihre Ställe unversehrt und ihre Ausflüge in die Insel, wie früher, ungestört bleiben sollten. Er gab sogar zu verstehen, daß er sich später dem Bau eines neuen Hauses nicht widersetzen werde. Diese Bedingungen waren zu vernünftig, um nicht angenommen zu werden, und so wurde dann ein schwülstiger Rapport nach Peking expedirt, der da verkündigte, daß die Barbaren von der Insel vertrieben und ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht worden seyen. So betreibt man in China die Geschäfte, und so berichtet man darüber.

Wenn man Namo verläßt und an der Küste entlang gegen Norden steuert, sieht man nur nackte Felsen; von Zeit zu Zeit bemerkt man auch kleine Sandhügel, welche, wenn die Witterung stürmisch ist, der Wind zu Staubwolken aufwirbelt und sie mit sich führt. Es ist ein trauriger Anblick. Amoy, eine Stadt dritten Ranges, hat 7—8 Meilen im Umfange und ist sehr bevölkert. Zugleich ist sie eine der schmutzigsten Städte, die ich in China und sonst gesehen habe, schmutziger sogar als Sang-Kai, was viel sagen will. Die Einwohner sind arm; man sieht eine Menge von Blinden, Krüppeln, Bettlern und Leuten, die an ekelhaften Hautkrankheiten leiden. Dennoch liefert Amoy dem chinesischen Reich die besten Seeleute. Seitdem es den Fremden geöffnet ist, haben mehrere in Hong-Kong etablirte Handelshäuser hier Kommanditen errichtet, doch wurden bis jetzt wenig bedeutende Geschäfte gemacht, wenn man die in Opium ausnimmt, von welchem täglich ungefähr für 1000 Pfd. verkauft wird.

Ich benutzte meinen Aufenthalt zu Ausflügen ins Innere des Landes, wobei ich zugleich meinen botanischen Forschungen nachging. Zuweilen traf ich bei diesen meinen Ausflügen auf kleine Städte und Dörfer, die ich fast immer durchzog, ohne daß mir die Einwohner etwas zu Leide gethan hätten. Sie zeigten sich zwar neugierig und schienen zuweilen mißtrauisch, in der Regel aber benahmen sie sich höflich und verbindlich. Eines Tages durchstrich ich eine Reihe von Hügeln, wohin, glaube ich, noch nie ein Europäer den Fuß gesetzt hatte. Es war ein schöner Tag; die Leute aber auf dem Felde machten mir kein so gutes Gesicht, als ich es gewohnt war, ohne daß ich jedoch die Ursache errathen konnte. Endlich sammelten sie sich um mich, mir jene, Allen, die in China reisten, so wohlbekannten Worte zuschreiend: Wyloe fokei, Wyloe sampon fokei! Geht, Freund, geht in Euer Schiff. Die Erfahrung hatte mich aber gelehrt, daß man von diesem Geschrei gar keine Notiz nehmen und den Leuten dreist entgegentreten muß. Das schien anfangs auch zum Ziel zu führen, und nach einem kurzen Gespräch waren wir die besten Freunde. Die Kinder suchten mir Pflanzen, und die Greise boten mir höflich ihre Pfeifen an; als ich aber den nach ihrem Dorfe führenden Weg einschlug, so ergriff sie die Unruhe von neuem, und sie schrieen abermals: Wyloe sampon fokei. Ich kehrte mich nicht daran; nun deuteten sie auf den Himmel, der sehr voller

*) Vgl. Nr. 95 u. 99 des Magazins.

*) Dieser Admiral scheint an der Spitze der chinesischen Behörden gestanden zu haben,

Wolken war, und prophezeiten mir einen Regenguß; ich aber ging immer meines Weges weiter. Endlich schickten sie die Kinder ab, um das Dorf von meinem Nahen zu benachrichtigen, und ich fand, als ich meinen Einzug hielt, Alles, sogar Hunde und Schweine, zu meinem Empfange bereit. Indessen wußte ich das entstandene Mißtrauen bald zu beschwichtigen, und nachdem ich mich ein paar Minuten mit den Leuten unterhalten, dachten sie nicht mehr daran, mich zur Rückkehr zu nöthigen. Ein ehrwürdig aussehender Greis, der das Haupt des Dorfes zu seyn schien, brachte mir sogar Thee und Kuchen. Ich bedankte mich, und die Menge freute sich, als sie mich essen sah. „Er ißt wie unser einer", sagte der Eine. „Aber seht doch", sagte plötzlich ein Anderer, „er hat keinen Zopf." Augenblicklich betrachtete nun Alles meinen Rücken, um sich der unglaublichen Thatsache zu vergewissern. Ein junger Mensch, eine Art Stutzer, pflanzte sich hierauf vor mich hin, nahm den Turban, den die Leute von Fo-Kien tragen, ab und sagte, indem er mit einer Miene des Triumphes seinen prächtigen Zopf über seine Schulter warf: „Sieh' Dir den an!" Ich machte ihm mein Kompliment und versprach ihm, daß, wenn er mir erlauben wollte, ihm seinen Zopf abzuschneiden, ich denselben zu seinem ewigen Andenken tragen wolle. Der Vorschlag schien ihm nicht ganz zuzusagen, und er schnitt ein so sonderbares Gesicht, daß die Anderen anfingen, ihn zu verhöhnen.

Auch in Amoy war Herrn Fortune's Aufenthalt nur kurz; er fand daselbst eben so wenig wie in Hong-Kong besonderen Stoff für seine Studien und schiffte sich daher auf einer Goelette, die zum Opiumhandel benutzt wurde, nach Tschusan ein. Er mußte auf derselben einen jener fürchterlichen Stürme aushalten, die in den chinesischen Meeren so viel Unheil anrichten, hatte aber auch die Gelegenheit, in den Buchten von Chimoo und Chinchew zwei der sogenannten Stationen des Opium-Schleichhandels zu besuchen. Ueberall auf dieser Reise zeigte ihm die Küste jenen trostlosen Anblick der nackten Hügel, welche die südlichen Provinzen des „Landes der Blumen" charakterisiren. Die Einwohner fand er ganz so roh, wie der Ruf die Leute von Fo-Kien schildert; er wurde geplündert und mißhandelt. Nicht minder ward er Zeuge eines Gefechtes, das sich die Bewohner zweier benachbarten, mit einander verfeindeten Dörfer lieferten — etwas, was sich nur allzu häufig ereignen soll. Eine Anekdote, die einen traurigen Begriff von dem politischen und administrativen Zustand dieser Provinzen giebt, lassen wir ihn selber berichten.

Eines Tages — sagt Herr Fortune — erzählte mir ein Klipper-Capitain, kamen Opium-Kaufleute an Bord meines Schiffes und ersuchten mich, ihnen einige Flinten zu leihen, wogegen sie mir mehrere Silberbarren als Pfand anboten, die bedeutend mehr werth waren, als die zu verleihenden Gegenstände. Sie versprachen dabei, mir die Gewehre in einigen Tagen wieder zurückzustellen. Ich fragte sie, wozu sie die Waffen, die sie begehrten, brauchen wollten, und sie antworteten mir, daß sie binnen kurzem die zur Eintreibung der Steuern befehligten Mandarinen und Beamten bei sich erwarteten; sie hätten jedoch keine Lust, die Steuern zu erlegen. Uebrigens, meinten sie, brauchten sie höchstens vier oder fünf Gewehre. Ich gab sie ihnen. Als sie mir nach einigen Tagen zurückbrachten, fragte ich sie, ob sie ihren Zweck erreicht hätten. O, gewiß, antworteten sie; die Mandarinen haben Fersengeld geben und eilig über die Berge zurückkehren müssen.

Im Monat November 1843 — erzählt Herr Fortune weiter — langte ich endlich in Tschusan an. Während wir die Inseln durchschifften, aus denen der Archipel besteht, zu dem es gehört, wurde ich bezaubert durch die Verwandlung in dem Anblick des Landes. Die Berge zeigten überall Spuren der Kultur oder waren wenigstens mit einer lachenden Vegetation bedeckt. Tschusan selbst ist eine schöne große Insel und erinnert mit seinem Gemisch von Höhen und Thälern oft an das schottische Hochland. Die bedeutendste Stadt auf Tschusan ist Ting-Haï. Sie ist, wenn man sie mit einem der fünf den Fremden gegenwärtig geöffneten Hafen vergleicht, nur klein zu nennen, da der Umfang ihrer Mauern nicht über 3 Meilen beträgt und die Vorstädte nur unbedeutend sind. Die Bewohner des umliegenden Landes sind ein ruhiges, friedliches Geschlecht und zeichnen sich zu ihrem Vortheil vor ihren Landsleuten im Süden aus. Sie gewöhnten sich mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit während der englischen Occupation an die Sitten der Europäer, deren sämmtlichen Bedürfnissen ihr Handelsgeist bald zu genügen wußte. Die Engländer hatten sich kaum festgesetzt, so konnten sie schon auf englische Weise gebackenes Brod, ja ganz fertige Kleider kaufen. An Schneidern besonders war kein Mangel, und es scheint, daß diese viel Geld verdient haben müssen, obgleich sie sehr billig arbeiteten. Zu gleicher Zeit erstanden eine Menge von Buden, in denen Götzenbilder aus Bambus oder Stein, Parfümerieen, Geschirre von Bronze, fabelhafte Thiergebilde, Porzellan und gemaltes Papier von allen Sorten zum Verkaufe ausstanden. In anderen Buden lagen Seidenstoffe zu weit billigeren Preisen, als sie in Canton zu haben sind, aus.

Die Krämer von Ting-Haï glaubten, daß sie sich, um gute Geschäfte zu machen, englische Namen beilegen müßten, und es war, wenn man durch die Gassen spazierte, unterhaltend zu sehen, welcher Art die Namen waren, die sie, ohne Zweifel auf den Rath von Matrosen und Soldaten, gewählt hatten. Eben so waren die guten Leute sehr begierig, sich Certifikate über die Trefflichkeit ihrer Waaren zu verschaffen. Einige dieser Zeugnisse, die ich gesehen, waren im allerlächerlichsten Stil geschrieben. Indeß waren die guten Chinesen nie ganz darüber zu beruhigen, was sie eigentlich an ihren Certifikaten hatten, denn man hatte sie damit allzu oft mystifizirt. Auch fragten sie alle ihre Kunden: Was sagt dieses Papier? Ist es etwas Gutes? In der Regel lautete die Antwort: Ja wohl, mein Freund, aber eine kleine Veränderung könnte nichts schaden. Der brave Chinese holte nun eine Feder oder Bleistift hervor, die Veränderung wurde gemacht, und man kann sich denken, daß die Sache so nur noch toller wurde als sie schon war.

Fast alle Chinesen, die, wenn auch nur auf eine sehr kurze Zeit, mit Engländern in Berührung gekommen sind, fangen einige englische Worte auf, und da sie eben so ein paar Worte Portugiesisch, Malayisch, Bengalisch verstehen, so machen sie aus dem Allen einen solchen Mischmasch, ein solches Kauderwälsch, daß es dem geschicktesten Philologen schwer fallen müßte, diese Sprache in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Das Beste aber ist, daß sie reines Englisch zu reden wähnen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß es in Canton Chinesen giebt, die das Englische nicht nur richtig sprechen, sondern auch schreiben.

Von Tschusan, wo er reiche Ausbeute für seine Wissenschaft und Gelegenheit hatte, eine Menge von Beobachtungen anzustellen, begab sich unser Reisender nach kurzem Aufenthalt — wir haben oben gesagt, weshalb er sich an keinem Orte lange aufhalten durfte — nach Ningpo, wo er im Herbst 1843 ankam.

Die Stadt — sagt er — ist groß und liegt auf dem Festland, beinahe genau westlich von Tschusan, in einer Entfernung von ungefähr 12 Meilen vom Meere. Zwei Flüsse, die sich hier vereinigen, bilden unter ihren Mauern einen für Dschonken und Schiffe vom größten Tonnengehalte fahrbaren Strom. Die Stadt selbst ist von hohen Mauern, deren Ausdehnung eine Strecke von ungefähr 5 Meilen beträgt, umgeben und hat zwei oder drei schöne Straßen, die in der That breiter und schöner sind, als ich sie in irgend einer anderen chinesischen Stadt gesehen habe. Ein in der Mitte der Stadt stehender, ungefähr 120 Fuß hoher Thurm gewährt eine, so weit das Auge reicht, unbegränzte Aussicht über Stadt und Umgegend. Dieser Thurm — eine Pagode — heißt Tien-foong-tah, d. h. der Tempel der himmlischen Winde; er ist schon sehr alt und zerfällt nachgerade in Trümmer. So oft ich ihn besuchte, waren die Priester des Tempels, in dessen Hofe der Thurm steht, — es waren Buddhisten — bei der Hand, mir mit Thee und Kuchen aufzuwarten. Dafür ist es denn gebräuchlich, ihnen eine Kleinigkeit an Geld zu geben.

Bei meiner ersten Reise nach Ningpo war daselbst noch kein englischer Konsul, und ich befand mich daher wegen meines Unterkommens in großer Verlegenheit. Ich ließ meinen Bedienten in meinem Schiffe zurück und stieg ans Land, um mich umzusehen. Bald sah ich mich von einer Menge von Chinesen umringt und von einigen Gassenbuben angeredet, deren Moralität zwar durch die Berührung mit unseren Truppen während des Krieges wenig gewonnen hatte, die aber glücklicherweise einige Worte Englisch verstanden und mir dadurch wichtige Dienste leisten konnten. Sie sagten mir, daß ein „Mann mit rothem Haar" bereits in der Stadt wohne, und führten mich zu seiner Wohnung. Als ich ankam, ward ich angenehm überrascht, einen alten Bekannten zu finden. Es war ein Arzt und Missionair aus Amerika; er hatte die vollständig chinesische Tracht, mit Einschluß des Zopfes sogar, angenommen, aber ich muß gestehen, daß sie ihn sehr sonderbar kleidete. Er war übrigens ein ganz vortrefflicher Mensch, und ich schlug mein Quartier in demselben Hause auf. Er empfing Tag für Tag die Besuche einer Menge von Menschen, die ihn um Rath fragten, und ich muß ihm zu seiner Ehre nachsagen, daß er sich in seinen beiden Functionen gleich eifrig bezeigte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Oeffentliche Bibliotheken in Rußland. Die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg, die seit 1816 dem Publikum zur Benutzung steht, darf als ein wichtiges Hülfsmittel für wissenschaftliche Forschungen, besonders im archäologischen Fache, betrachtet werden; doch sind mehrere Uebelstände damit verbunden, deren Beseitigung im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre. Sehr fühlbar ist der Mangel eines vollständigen Katalogs, woran man erst jetzt, nachdem das Institut bereits 30 Jahre bestanden hat, zu arbeiten anfängt; ferner ist die klassische Literatur der neueren Zeit sehr ungenügend vertreten; dazu kommt endlich der Umstand, daß nur an wenigen Wochentagen die Bibliothek vom Publikum benutzt werden kann, während die Ferien, in welchen sie demselben verschlossen ist, sehr beträchtlich sind. Sie bestand im Anfang dieses Jahres aus 416,018 Bänden, während sich die Zahl der Handschriften auf 20,650 beließ. Die Menge der zum Besuch derselben ausgetheilten Karten betrug im vorigen Jahre 659, eine Zahl, die im Verhältniß zu der großen Bevölkerung der Stadt — der vielen temporairen Fremden nicht zu gedenken — auffallend gering ist. Allein die mangelhafte Verfassung der Bibliothek trägt viel dazu bei.

Die öffentlichen Bibliotheken in den Gouvernements- und Kreisstädten belaufen sich auf 45, welche durch Beiträge von Privatpersonen gestiftet sind und erhalten werden. Das Rumjanzov'sche Museum in Petersburg, von dem verstorbenen Kanzler Rumjanzov gestiftet, wird, aus gleichen Gründen, noch weniger als die Bibliothek besucht. Die vielen Reparaturen und Ferien sind die Ursache, daß es einen großen Theil des Jahres dem Publikum unzugänglich ist. Die Zahl der Besuchenden war im vorigen Jahre 177. Das Museum enthält 32,208 Bände, 389 geographische Karten und Atlanten, 4620 Kupferstiche und Gemälde und 945 Handschriften.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Donnerstag den 26. August 1847.

Frankreich.

Sieben ungedruckte Briefe von Voltaire. *)

Das in Brüssel erscheinende periodische Werk: Le Bibliophile Belge enthält im 3ten Bande sieben Briefe Voltaire's, die bisher in keiner Ausgabe seiner Werke gedruckt sind. Der sie hier mittheilt, ist Gustave Brunet (von Bordeaux), und er führt sie durch folgende Zuschrift an den Herausgeber des Bibliophile Belge ein:

„Mein Herr! Zu verschiedenen Malen hat das Bulletin du Bibliophile Belge unedirte Briefe berühmter Personen aufgenommen; erlauben Sie mir daher auch, Ihre Bereitwilligkeit für einige Briefe Voltaire's in Anspruch zu nehmen. Im strengeren Sinne des Wortes dürfen diese Briefe nicht als unedirt betrachtet werden, aber sie sind dennoch so unbekannt, als hätten sie niemals das Licht der Welt erblickt; sie haben nämlich keine andere Publizität, als die eines Bordeauxer Journals vor 30 oder 35 Jahren. **) Dies ist ein Grab, wo Niemand sie suchen wird, und Herr Beuchot, der gewandte und unermüdliche Herausgeber der Werke des Patriarchen von Ferney, hat sie auch nicht gekannt. Ohne ein lebhaftes Interesse zu haben, sind sie doch von der Art, daß ich gern glaube, Ihre Leser werden sie mit einiger Aufmerksamkeit lesen.

I. An Herrn P......, der ihm einige französische Uebersetzungen aus englischen Gedichten zugesendet.

Ich habe, mein Herr, mit eben so viel Vergnügen als Dankbarkeit Ihre Versuche von Uebersetzungen aus englischen Dichtern empfangen. Die ehemalige Härte der englischen Sprache schien der Poesie wenig günstig, aber sie hat sich allmälig in Stärke und Kraft verwandelt. Der jetzige Reichthum der Sprache und die verschiedenen Wortstellungen, deren sie sich fähig gemacht hat, setzen sie in den Stand, Alles auszudrücken. Uebrigens haben sich die kräftigen Redeweisen dieser Sprache noch bedeutend durch die Regierungsform des Landes vermehrt, die den Engländern erlaubt, öffentlich zu sprechen, und durch die Freiheit der Gewissen, die alle Sekten mit der Sprache der heiligen Schrift vertraut macht. Wirklich nähert sich die englische Poesie oft jener morgenländischen Erhabenheit, welche anderen Völkern übernatürlich erscheint. Zur Zeit Cromwell's waren alle Reden im Parlamente voll von Ausdrücken, die man den Schriften des Alten Testaments entlehnt hatte. ***) Die französische Sprache, welche ohne dieses Hülfsmittel geblieben ist, hat deshalb nicht den Reichthum, den sie haben könnte. Ueberdies haben wir eine Menge sehr energischer Ausdrücke der älteren Sprache aufgegeben, wodurch unsere Poesie ein wenig geschwächt wurde. Gerade solchen alten Worten unserer Sprache haben die Engländer das Bürgerrecht in der ihrigen gegeben, so wie sie nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes unsere auswandernden Landsleute bei sich eingebürgert. Sie haben auf diese Weise und auf unsere Kosten ihre Sprache und ihre Bevölkerung vermehrt. †)

Aber je weniger Hülfsquellen die französische Sprache bietet, desto dankbarer bin ich für die Nachahmung verschiedener englischer Poesieen. Sie scheinen treu und in guten Versen wiedergegeben zu seyn. Sie werden doch wahrscheinlich nicht bei diesem ersten Versuche stehen bleiben, und das Publikum wird Ihnen, so wie ich, neue Verpflichtungen schuldig seyn. ††)

Ich habe die Ehre &c.

Ferney, 15. April 1762.

*) Vergl. Magazin Nr. 58 und 61.

**) Seltsam, daß ein Brunet so ungenaue Angaben macht. Wie heißt das Journal? und sollte nicht zu ermitteln seyn, ob 30 oder 35 Jahre? Bei solcher Angabe wird allerdings Keiner auf diesem Grabe sie suchen. Es ist Brunet's Schuld, wenn wir dieses Grab mit folgender Konjektural-Kritik beunruhigen: Aus dem ersten Briefe, wo die Freiheit der öffentlichen Reden als Mittel zur Hebung der Sprache empfohlen wird, läßt sich schließen, daß die Briefe vor dreißig Jahren, also 1816—1817, erschienen sind und nicht vor fünfunddreißig, also um 1812, wo die Napoleonische Censur sich wahrscheinlich so was verbeten hätte.

***) Nicht blos im Parlamente, auch außerhalb desselben bedienten sich die Puritaner überall biblischer Redensarten, wie man es am ergötzlichsten in Walter Scott's Woodstock nachgeahmt findet.

†) Die Sprach-Ausdrücke sind allerdings nicht ganz so auf Frankreichs Kosten wie die Emigranten auf England übergegangen, da es den Franzosen unbenommen blieb, die emigrirten Redensarten gleichzeitig zu Hause festzuhalten. Dagegen würde V. jetzt noch viele andere Dinge von Frankreich nach England auf Kosten des ersteren übergesiedelt sehen: Kolonieen, Schiffe, Geld, Industrie und Einfluß.

††) Der erfahrene Leser wird leicht einsehen, daß V. hier eben so höflich wie nichtssagend geantwortet, und daß er die ihm vorgelegten Uebersetzungen gar nicht gelesen hat. Seit V. haben es bis zum August 1847 viele große Männer so gemacht, wenn ihnen ein Geringerer seine Arbeit zur Beurtheilung, resp. Empfehlung, vorlegte; man las die Arbeit nicht, schaffte sich aber den ängstlich Harrenden durch eine Alles und Nichts enthaltende Antwort vom Halse.

II. An den Herausgeber des Courrier d'Avignon.

Ich erfahre, mein Herr, daß Sie in Ihrem Courrier vom vorigen Monat folgende Stelle aufgenommen haben:

„Herr v. Voltaire, der sich auf seinem Schlosse Délices nicht sicher glaubt, hat sich nach Lausanne begeben und hat den König von Preußen schriftlich um eine Zufluchtsstätte in Wesel ersucht &c.“

Diejenigen, welche Ihnen diese Nachricht mittheilten, haben Sie in allen Punkten getäuscht: Ich wohne nicht in den Délices; die Délices sind kein Schloß; ich bin sehr krank seit langer Zeit auf meinem Gute zu Ferney *); ich bin nicht in Lausanne gewesen; ich habe nicht an den König von Preußen geschrieben, und ich bedarf keiner Zufluchtsstätte. Ich bitte Sie, der Wahrheit gerecht zu werden und ein Gerücht zu zerstreuen, dem alle Begründung fehlt. Was die Bücher betrifft, die Sie mir fälschlich und nach lügenhaften Pariser Berichten zuschreiben, so haben Sie zu viel Billigkeit, um mir künftig verdächtige Werke unterzuschieben, die mich bei einer weniger gerechten Regierung als die unsrige Gefahren aussetzen könnten. Wenn ich solche Neuigkeiten schriebe, so würde ich wenigstens darauf sehen, ob sie wahr seyen. Sie haben das Talent, zu interessiren; üben Sie künftig in meiner Beziehung die Kunst, zu schweigen.

Ferney, den 8. September 1756. **)

III. An einen Herrn zu Avignon, der ihm über die eiserne Maske geschrieben hatte.

Die Krankheiten, von denen ich seit langer Zeit geplagt bin, verbunden mit einem großen Flusse über den Augen, haben mir nicht früher erlaubt, Ihnen, mein Herr, für die Anekdoten zu danken, die Sie mir über das außerordentliche Abenteuer des Mannes mit der eisernen Maske mitzutheilen die Güte hatten. Die Wahrheit dieses Ereignisses ist jetzt unbestritten, aber die Verschiedenheit der Konjekturen besteht noch immer. Es ist das Loos der Menschen, Muthmaßungen (im Text systèmes) über alle Dinge anzustellen, die ihren Wahrnehmungen entzogen sind. Was mich betrifft, so habe ich mich nur an die Thatsache gehalten, und dennoch habe ich dabei viele Mühe gehabt.

Ich habe die Ehre &c.

11. November 1763.

IV. An den Verfasser eines Gedichtes über die Viehseuche (Épizootie).

Pariser Neuigkeitskrämer, die, wie Jedermann weiß, stets die Wahrheit sagen, haben das Gerücht von meinem Tode in Umlauf gesetzt, und sie haben sich nicht ganz getäuscht, denn ich war sehr krank. Letzteres ist der Grund, weshalb ich nicht früher auf Ihren sinnreichen Brief geantwortet habe. Ich danke Ihnen für diesen Brief und das beigelegte Gedicht. Ich habe in beiden Geist und Gefühl gefunden und sehe, Sie sind von den Uebeln der Thiere, die fast eben so groß sind, wie die der Menschen, gerührt. Fahren Sie fort, mein Herr, die schönen Künste und die Literatur zu pflegen; die guten und gefühlvollen Schriftsteller, welchen Neid und Kabale fremd sind, erscheinen mir als die Elite dieser Welt. Ich schmeichle mir, daß Sie von dieser Gattung sind, und wünsche Ihnen Glück dazu.

Ich habe die Ehre &c.

Ferney, den 17. März 1776.

V. An den Secretair einer Akademie in der Provinz.

Die verleumderischen Beschuldigungen, womit mich die angeblichen Literaten, die eben so Männer der Wissenschaft, wie Quacksalber Aerzte sind, überhäufen wollen, die Bücher, die sie nach schmutzigen und entstellten Handschriften unter meinem Namen drucken lassen, haben mich gezwungen, an die französische Akademie zu schreiben. Ich richte an die gelehrten Gesellschaften der Provinz eine Abschrift dieses Briefes, in welchem ich das Publikum gegen

*) Man sehe unsere Anmerk. zu Brief V.

**) Wenn in der Ordnung der Briefe keine chronologische Rücksicht genommen ist, so gehört der Fehler Herrn Brunet an, der, wie schon oben bemerkt, hier etwas nachlässig zu Werke gegangen. Vielleicht meinte er, der Brief von 1762 mache einen besseren Eindruck, und stellte ihn deshalb zuerst, aber dieser Grund läßt sich bei allen folgenden Briefen nicht anwenden.

jene Bosheit schützen will. Ich durfte bei dieser Gelegenheit die Akademie nicht vergessen, deren würdiger Secretair Sie sind. Ich habe das Vergnügen gehabt, Sie früher, aber zu kurze Zeit, in Paris zu sehen, und Ihre Person flößte mir eben so viel Freundschaft ein, wie Ihr liebenswürdiger und bescheidener Charakter Achtung. Nachdem ich die Hauptstadt verlassen und ein wenig zu viel die Welt durchlaufen bin, fand ich Ruhe an den Ufern des Genfer See's. Genf schließt Männer von Geist, unterrichtete Schriftsteller und brave Beamten ein, die mich oft besuchen und die mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihnen keine Gegenbesuche mache; sie lassen mir meine volle Freiheit und Muße. Fügen Sie diesem Ihre Freundschaft hinzu, und ich werde sehr glücklich seyn; ich verdiene sie durch die Gefühle, mit welchen ich die Ehre habe ꝛc.

Aux Délices, 6. septembre 1756. *)

VI. An einen Akademiker zu Lyon über La Beaumelle.

Sie haben Recht, mein Herr, junge Wichte, die unglücklicherweise lesen und schreiben können, drängen sich in die Gemeinschaft der Wissenschaften wie die Hummeln in die Bienenkörbe. Der, von welchem Sie sprechen, hielt sich, von Kopenhagen kommend, wo er sich für einen Professor der schönen Wissenschaften ausgegeben, im Jahre 1752 zu Berlin auf. Ich suchte ihm einige geringe Dienste zu erweisen; er vergalt sie mir, indem er sich in die Zänkereien mischte, welche mir der Philosoph von St. Malo (Maupertuis) in dieser Stadt bereitete. Von Berlin durchlief er Deutschland, Verleger für jene Skandale suchend; er fand einen in Frankfurt am Main, bei welchem er mein Siècle de Louis XIV. mit satirischen und verleumderischen Noten voll Fehlern und Dummheiten abdrucken ließ. In seinen romanhaften Mémoires de Mme. de Maintenon hat er das Gewebe von Falschheiten und Betrügereien wieder abdrucken lassen, und ich bin nicht überrascht, daß das Buch, wie Sie sagen, so gesucht ist. Er kitzelt die menschliche Boshaftigkeit durch skandalöse Erzählungen von den ersten Staatsmännern und von Leuten, die niemals erwarten konnten, ihren Namen hier zu finden. Am unglücklichsten ist, daß er in einigen Kapiteln ziemlich gut den Stil des Tacitus nachahmt und einige von dessen Grundsätzen wiedergiebt. Der Spitzbube zeigt dabei Geist, aber er hätte einen besseren Gebrauch davon machen sollen. Da die Wahrheit die beste Begründung für den Erfolg historischer Werke ist, so läßt sich hoffen, daß das seinige nur einen vorübergehenden Erfolg haben wird.

Meine Gefühle für Sie werden dauernder seyn, und Sie können für immer auf die Anhänglichkeit zählen, mit welcher ich die Ehre habe ꝛc.

Délices, den 19. Juli 1756.

VII. An einen Herrn zu Avignon über die Zweifel an der Echtheit des Testamentes des Kardinals Richelieu.

Der Siebziger von Ferney ist Ihnen, mein Herr, eine Antwort auf Ihren geistreichen Brief schuldig, der voll von verführerischen Gründen ist. Ein Fluß über den Augen und sein Alter erlauben ihm nicht immer, sich seiner Pflichten so schnell als er es wünscht zu entledigen.

Sie werden einige Verdachtsgründe gegen die Authentizität des politischen Testamentes von Richelieu haben, wenn Sie meinen Zweifeln noch Folgendes hinzufügen: 1) Das Manuskript dieses Werkes wurde nie, weder von Richelieu's Erben noch von seinen ministeriellen Nachfolgern, gesehen. 2) Es wurde 30 Jahre nach seinem Tode dem Drucke übergeben, ohne daß es früher gekannt worden wäre. 3) Der Stil weicht von dem anderer Schriften des Kardinals ab. 4) Das Werk wimmelt von Ausdrücken und Gedanken, die wenig für einen großen Minister passen, der zu einem großen König spricht. 5) Der Herausgeber oder Fälscher läßt R. seinen Namen unterzeichnen, wie er ihn früher nie unterzeichnete. 6) Dieser Herausgeber sagt nicht, woher er die Handschrift habe und in welche Hände sie niedergelegt wäre. Das Werk scheint eher das Erzeugniß eines müßigen Politikers zu seyn, als das eines Ministers, der unter großen Staatsgeschäften ergraut ist. Wenn Sie es mit Aufmerksamkeit durchlesen, werden Sie, gleich mir, über ein mittelmäßiges Buch denken, welchem man Ansehen durch einen erlauchten Namen verschaffen wollte. **)

Ich habe die Ehre ꝛc.

Im Schlosse Ferney, den 10. Februar 1756.

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847.

(Fortsetzung.)

Am 7. Februar endlich näherten wir uns ihren Zelten am San-Saba-Fluß, und hier wurde uns ein feierlicher Empfang zu Theil. Schon von weitem sahen wir auf der Spitze eines freistehenden Berges eine große weiße Fahne wehen und von hier aus wogenförmig den Berg abwärts eine Menge Indianer in ihrer bunten Tracht. Als wir uns diesem Punkte näherten, stiegen sie in das Thal hernieder und stellten sich hier alle beritten in langer Front auf. Im Centrum die Fahne; den rechten Flügel nahmen die Krieger ein, in Sectionen eingetheilt, von denen jede ihren Führer hatte; den linken Flügel bildeten die Frauen mit ihren Kindern, gleichfalls zu Pferde. Das Ganze war ein reiches buntes Bild, denn die Tracht der Comanches bei feierlichen Gelegenheiten ist wirklich schön und geschmackvoll. Hals und Ohren sind mit Perlen und Muscheln und die Arme mit dicken messingenen Ringen geschmückt. Die langen schwarzen Haare der Männer sind in Zöpfe geflochten, die mit den eingeflochtenen Büffelhaaren vom Scheitel bis zur Fußsohle reichen und mit vielen Silberplatten verziert sind. Um die Füße tragen sie Schuhe von Hirschleder, die sogenannten Mocasins, die, so wie ihre Leggings, eine Art von Beinkleidern von Tuch oder Leder, reich mit bunten Perlen gestickt sind. Hierzu schlagen sie auf eine äußerst anmuthige Art ein Stück rothes oder blaues Tuch um die Schultern, das an die römische Toga erinnert. Die Haut ist auf die verschiedenste Weise und mit den mannigfachsten Farben, besonders aber mit Roth, bemalt. Ihre Waffen bestehen vornehmlich in Bogen und Pfeil, doch führen die Meisten außerdem noch eine lange amerikanische Büchse; hierzu kommt eine Lanze mit Federn und Farben geschmückt, deren Spitze eine Toledo-Klinge aus den besten Zeiten bildet, und ein Schild aus Büffelhäuten. Bei Kriegszügen, welche die Indianer im größten Schmuck führen, tragen die Häuptlinge und ersten Krieger als Hauptzier die Kopfhaut des Büffels, mit den kurzen stumpfen Hörnern dieses Thieres.

Ehe wir uns dieser Aufstellung näherten, wurde gegen Herrn von Meusebach der Wunsch geäußert, sich nur mit wenigen Begleitern den Comanches zu nähern, was auch geschah. Als wir so vier oder fünf Mann an der Zahl ihnen 100 Schritt nahe gekommen waren, meinte Lorenzo, man werde es uns sehr hoch anrechnen, wenn wir, als Zeichen des Vertrauens, unsere Gewehre abschößen, was wir ebenfalls thaten und von den Comanches erwiedern hörten. Wir wurden hierauf durch häufiges Händedrücken bewillkommt und in ihr Dorf geführt. Dies lag unmittelbar an der San-Saba in einer fruchtbaren Mosquit-Prairie, die für Pferd und Esel das schönste Futter bot. Wir waren jetzt in einer eigenthümlichen Lage, denn unser kleines Häuflein befand sich mitten unter 5—600 Indianern und zwar unter einem Stamm, der wegen seiner Beutelust und seiner Vorliebe für weiße Skalps allgemein berüchtigt und gefürchtet ist. Dennoch mußten wir, um ihnen zu imponiren, uns zuversichtlich und ohne Mißtrauen zeigen, so daß von Wachen und vom offenen Tragen der Waffen keine Rede seyn konnte. Unter dem Vorwande der besseren Weide für unsere Pferde wichen wir der Einladung der Indianer, in ihrem Dorfe zu bleiben, aus und zogen auf die andere Seite des Flusses, konnten es aber nicht verhindern, daß ein anderer Comanche-Stamm, der hier auf einem Streifzug begriffen war, mit uns kampte. Nach dem früher gemachten Versprechen glaubten wir hier wenigstens Wildfleisch, das uns ausgegangen war, in hinreichender Menge zu bekommen, doch wurde unser Verlangen mit dem Bemerken abgeschlagen, daß nichts vorhanden sey. Später sahen wir, daß dies eine Lüge war. Alles, was wir jetzt oder jemals von den Indianern auf diesem Zuge erhielten, war eine ganz unbedeutende Quantität Bärenfett. Im Gegentheil, wenn wir unsere Mahlzeiten bereiteten, drängte sich Alles wieder mit dem größten Heißhunger hinzu, so daß es uns kaum möglich war, unseren eigenen Hunger zu stillen, und wir ernstliche Besorgnisse für unsere Lebensmittel zu hegen anfingen. Am Abend dieses Tages kam fast das ganze Dorf herüber geströmt, was einen ungeheuren Lärm gab, denn Alle, auch selbst die kleinen Kinder, ritten, letztere manchmal zu 3 bis 4 auf einem Pferde. Die Pferde spielen überhaupt eine Hauptrolle bei den Comanches. Sie besitzen eine große Anzahl dieser Thiere, theils gestohlen (meist in Mejiko), theils gefangen, die im Fall der Noth auch zur Nahrung dienen. Auf der Jagd und im Kriege, wie beim Reisen, bedienen sie sich stets derselben, mit denen von Jugend auf beide Geschlechter vertraut sind und so zu gewandten und kühnen Reitern werden. Wir sahen Kinder, die meist bis zu ihrem dritten Jahre gesäugt werden und unmittelbar von der Brust der Mutter aufs Pferd sprangen und sich dabei eine Zigarette ansteckten. Ihre Krieger wissen mit dem Pfeil im gestreckten Galopp ihr Ziel zu treffen.

Oft reiten sie dicht an den Feind und jagen, wenn sie abgeschossen haben, an ihm vorüber, wobei sie sich durch den Leib des Pferdes decken, indem sie sich nur mit einem Fuße im Sattel festhalten, so daß das Pferd reiterlos für den Feind erscheint. Sie haben immer den Lasso bei der Hand, den sie auf große Entfernung sicher werfen und der im Kampfe zu einer furchtbaren Waffe wird. Die Weiber reiten mit gespreizten Beinen. — Als wir uns eben zur Ruhe begaben, umringten eine Menge junger Leute unsere Zelte und sangen uns ihre Lieder vor.

Am nächsten Morgen machten wir die angenehme Entdeckung, daß unsere drei besten Pferde verschwunden waren. Die Mejikaner suchten vergebens. Keine Spur war zu entdecken, obgleich dies, weil unsere Pferde die einzigen beschlagenen in der Gegend waren, der Fall seyn mußte, wenn sie nicht mit indianischer Schlauheit gestohlen worden. Dies zeigte sich auch bald; denn als Herr von Meusebach sehr bestimmt ihre Wiederherbeischaffung von unseren Wirthen verlangte, wälzten diese zwar alle Schuld von sich ab, brachten sie aber. Dieser Tag verging mit Vertheilung von Geschenken und mit Tauschhandel. Nachmittags besuchten mehrere von uns das Dorf. Hier erregten besonders die vortrefflichen Zelte der Indianer unsere Aufmerksamkeit. Sie sind rund, haben einen Durchmesser von 15—20 Fuß und eine mindestens gleiche Höhe. Das Gerippe besteht aus Stangen und ist mit weißgegerbten Büffelfellen stramm überzogen, die in der Regel sehr rein gehalten werden. An der Spitze befindet sich eine Oeffnung zum Abziehen des Rauches und unten eine etwas

*) Verglichen mit dem Datum des zweiten Briefes, muß man sich doch etwas über die Wahrheitsliebe Voltaire's wundern. Am 6. September war er noch zu Délices, und am 8ten sagt er dem Courrier d'Avignon, er wohnte nicht in Délices.

**) Man weiß, daß die Frage über die Echtheit des politischen Testaments von Richelieu eine Kontroverse hervorrief, an welcher der Akademiker Foncemagne thätigen Antheil nahm.
(Anmerkung des Herausgebers.)

größere als Thür. In der Mitte dieser Zelte wird von hartem Holze ein Kohlenfeuer unterhalten, um welches ringsumher Büffelhäute gebreitet sind. Das Ganze giebt einen äußerst gemüthlichen Aufenthalt, wo man selbst gegen den schärfsten Norther meist mehr Schutz als in den texanischen Blockhäusern findet.

Am Mittag des 9. Februar waren wir erstaunt, mehrere europäisch gekleidete Reiter, die uns freundlich grüßten, in unser Lager kommen zu sehen; es war dies der Indianer-Agent des texanischen Gouvernements, Major Neighbour, und der Delawaren-Häuptling Jim-Shaw, die als Abgesandte des Gouverneurs von Texas erschienen, um Herrn von Meusebach vor dem weiteren Vorrücken zu warnen. Die Comanches, von unserem projektirten Zuge benachrichtigt, hatten sich nämlich mit der Bitte an die Regierung nach Austin gewendet, uns den Uebergang über den Llano und somit den Eintritt in ihr Land zu wehren, widrigenfalls wir feindlich behandelt werden würden. Da Major Neighbour Herrn v. Meusebach in Friedrichsburg nicht mehr getroffen, war er unserer Spur bis hierher gefolgt. Mit dem Charakter und den Sitten der Comanches genau bekannt, schilderte er uns unsere Lage nicht wenig gefährlich und forderte im Namen des Gouvernements dringend zum Rückzuge auf. Herr von Meusebach, überzeugt, daß auch hier wieder — vielleicht aus einer kleinlichen Eifersucht der Amerikaner gegen die Deutschen — die Gefahren übertrieben würden, und nicht gesonnen, die nahen Früchte des einmal unternommenen Wagstückes sich wieder entreißen zu lassen, erklärte nach kurzem Kriegsrath seinen festen Entschluß, nicht zurückweichen und bis zum San-Saba-Fort, dem Ziel seines Zuges, vordringen zu wollen; er ersuchte zugleich die Abgesandten, ihn zu begleiten und bei den bevorstehenden Unterhandlungen ihn zu unterstützen.

Diese Unterstützung wurde denn endlich auch zugesagt, und in ihrer Begleitung brachen wir am anderen Tage das Lager ab, nachdem wir zuvor noch den gegenwärtigen Häuptlingen der Comanches unsere Absicht, nach dem alten spanischen Fort ziehen zu wollen, mitgetheilt und ihnen versprochen hatten, auf dem Rückwege zu der verabredeten Zusammenkunft in ihr großes Dorf zu kommen.

Wir waren alle sehr froh, daß wieder aufgebrochen wurde, denn die indianische Gesellschaft war uns nachgerade ziemlich widerwärtig geworden. Stets mußten wir unsere Zelte vor den alten Indianerinnen, die auf Stehlen ausgingen, bewachen; keine Mahlzeit konnte ruhig eingenommen werden, und dazu zeigten sich die Indianer in vieler Beziehung höchst unsauber. So war es ganz gewöhnlich, daß, wenn wir zusammen saßen, ein Comanche den Kopf in den Schoß des anderen legte, um sich das Ungeziefer absuchen zu lassen, was dann sogleich verspeist wurde. — Wir machten jetzt nur kleine Tagemärsche und kamen am 12. Februar in ein weites Thal, an der San-Saba, wo wir Ruhetag hielten. Hier trafen uns zwei Abgesandte des größten Comanche-Häuptlings Santana, der sich für seine Person nach unserer Absicht erkundigen ließ. Es wurde hier auch überlegt, daß unser nur noch geringer Vorrath an Proviant, die immer schlechter werdenden Wege, die den Transport der Wagen nicht mehr zuließen, und unsere große Entfernung von der letzten Niederlassung eine bedeutende Verminderung unseres Zuges wünschenswerth und nothwendig machten, zumal da im Falle eines ernstlichen Angriffes seitens der Indianer ihrer großen Uebermacht gegenüber eine Schaar von 40 Mann nicht viel größere Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand haben konnte, als eine geringere Macht. Dies bewog Herrn v. Meusebach, nur mit einigen Begleitern, worunter auch der Major Neighbour und Jim-Shaw waren, die Reise fortzusetzen und die drei Wagen mit den Vereinssoldaten und die amerikanischen Vermesser zurückzusenden, um die Aufnahme des Landes fortzusetzen. Wir zogen mit den zwei Mexikanern und den drei Shawnie's, in Allem 14 Mann stark, am 13. Februar weiter. Zum Theil führte uns unser Weg über eine steile Hochebene; zum Theil hielten wir uns im Thal der San-Saba. Unser Leben war jetzt in mancher Beziehung angenehmer geworden, denn da die Korn-Vorräthe, womit wir unsere Pferde bei Kräften erhalten hatten, zu Ende gingen, so mußten wir diese des Nachts frei umherlaufen lassen, um sich das nöthige Futter zu suchen; somit fielen dann schon die Wachen als unnöthig aus; wir waren auch so glücklich, daß uns kein Pferd gestohlen wurde. Am 17. Februar stießen wir auf ein, wenigstens in Texas seltenes Thier, über dessen eigenthümliches Leben die wunderbarsten Sagen in Umlauf sind. Dies ist der sogenannte Prairie-Hund, zum Geschlecht der Murmelthiere gehörig.

Am 18ten erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, das alte spanische Fort. Es liegt unmittelbar an der San-Saba in einem wunderschönen, etwa 1 engl. Meile breiten Thal, das hin und wieder mit Mosquitbäumen bewachsen ist und von einem mächtigen Höhenzug begränzt wird. Zwar zerstört, stehen seine Mauern fast noch alle und erheben sich theilweis bis zu einer Höhe von 20 Fuß, so daß man seine ursprüngliche Gestalt vollkommen erkennen kann. Das Ganze bildet ein Rechteck, 140 Schritt lang und 130 Schritt breit, von doppelten Mauern, zwischen denen zellenartig kleine Räume, wahrscheinlich die Wohnungen der Besatzung, abgetheilt sind. An der nordwestlichen Ecke stand das Hauptgebäude mit selbständiger Vertheidigung und doppeltem Stockwerk, in dessen Mitte wir die Kirche vermutheten. Der große geräumige Hof diente uns zur Lagerstätte. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet hatten, durchstöberten wir die alten Räume, die mitten in dieser Wüste, so weit von den letzten Spuren der Kultur entfernt, eine romantische Sprache redeten. Wir fanden hier die Namen derjenigen, welche bis hierher gedrungen waren, in Stein eingegraben. Es waren die der mexikanischen Generale Caß und Padilla nebst ihren Begleitern. Um noch Geräthschaften oder Dokumente der früheren Bewohner zu finden, hielten wir eine mühevolle, aber vergebliche Nachgrabung. Wahrscheinlich diente dies Fort, wie auch die Sage geht, zum Schutz von Gold- und Silberminen, die jedoch, nach der Formation der umliegenden Berge zu schließen, sich nur in großer Entfernung davon haben befinden können. Es dürfte hier eine Hauptstation gewesen seyn, mit der vielleicht eine Mission und landwirthschaftliche Niederlassung verbunden war. Auch zeugen die Spuren des Christenthums, die man noch hin und wieder unter den Comanches findet, für die Erfolge des spanischen Bekehrungseifers. Wir blieben hier noch einige Tage liegen, während Herr v. Meusebach mit einigen Begleitern den San-Saba-Strom noch mehreremal aufwärtszog, hier wie auf dem ganzen Zuge im Verein mit dem Geologen Dr. Römer (aus Berlin), mit dem gleiche wissenschaftliche Bestrebungen ihn zusammengeführt, reiche Schätze an seltenen Mineralien und Petrefakten einsammelnd. (Schluß folgt.)

China.

Fortune's Wanderungen in China.

III. Namo. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

(Schluß.)

Mit Eintritt des Winters begann die Witterung sehr rauh zu werden, und im Dezember und Januar waren Teiche und Kanäle mit dickem Eise belegt. Es war interessant, sich während dieser Zeit besonders die Kleiderbuden zu betrachten, in denen alle Arten von Pelzen, worunter einige vom höchsten Preise, zu sehen waren. Der ärmste Chinese trägt im Winter wenigstens sein warmes Oberkleid oder seine wattirte oder mit Schaffell gefütterte Weste, und er begreift nicht, wie die Europäer es in den dünnen Stoffen, die sie in der Regel tragen, aushalten. Die Art und Weise der Chinesen, sich gegen die Kälte zu schützen, weicht gänzlich von der unsrigen ab. Sie machen nur höchst selten in ihren Häusern Feuer an, aber sie ziehen, je intensiver der Frost wird, um so mehr Kleider an, dergestalt, daß die Verdünstung ihrer eigenen natürlichen Wärme nicht schneller als deren Erzeugung vor sich gehen kann. So wie die Sonne von ihrem Aufgang an höher steigt und ihre Strahlen wärmer werden, legen sie nach und nach einen Theil ihrer Kleider ab, den sie eben so nach und nach wieder anlegen, wie der Abend kühler wird. Mit dem Frühjahr verschwinden allmälig die gefütterten und wattirten Kleider, und es werden nur noch leichte Stoffe, wie Baumwolle, Seide, leichter Krèpe oder jener chinesische Battist getragen, der aus den Fasern einer Nesselart fabrizirt wird.

Niemals habe ich in England so viel von der Kälte gelitten, als ich diesen Winter in China von ihr ausstand, obgleich das Thermometer nicht besonders tief fiel. Es lag das wohl mit an dem Hause, in welchem ich wohnte und in welches der Wind durch eine Menge von Ritzen eindrang, während die Fensterscheiben nur aus einem überall durchlöcherten Papier bestanden.

Zu meinem Vergnügen und auch um mich durch Bewegung zu erwärmen, machte ich zuweilen einen Gang in die große Straße. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler, selbst die ärmsten können der Versuchung nicht widerstehen, und ich fand selbst während der Nacht immer eine Menge von Buden mit Orangen, Konfitüren oder gekochtem Reis offen, deren Besitzer die Menge durch Würfel, Karten und Roulettes an sich lockten, so daß mancher arme Teufel die paar Kupferstücke, die er am Tage erarbeitete, aufs Spiel setzte.

Außer denen der Kleiderhändler giebt es in Ningpo noch andere Buden, welche der Aufmerksamkeit des Reisenden würdig sind. Dergleichen sind z. B. die der Seidenhändler und die großen Magazine, die wie die bedeutenden Handelshäuser unserer großen europäischen Städte ihre Waaren nicht ausstellen und wenig Gewicht darauf legen, ob sie den Vorübergehenden anlocken. In diesen finden sich sehr beträchtliche Assortiments jener prächtigen Stickereien, die von Allen, welche sie gesehen, bewundert werden. Je mehr die Nachfrage danach in England und Amerika steigt, um so mehr bemühen sich die Chinesen, sie in großen Quantitäten für den Verbrauch der Fremden anzufertigen. In der That habe ich Schürzen, Shawls, Schärpen gesehen, die man sich nicht prächtiger gearbeitet denken kann.

Wenn es in anderen chinesischen Städten eben so viel Buden von Waaren aller Art giebt, so habe ich doch nur in Ningpo die Erzeugnisse einer Art von Kunst-Tischlerei wahrgenommen, wie sie in der von den Fremden sogenannten Furniture-Street gearbeitet und verkauft werden. Da giebt es Bettstellen, Sessel, Tische, Toiletten, Pulte, ja ganze Alkoven, die, im schönsten chinesischen Stil aufs prächtigste mit geschnitztem Holz oder Elfenbein ausgelegt, Alles, was das Land an lebendigen und unlebendigen Gegenständen hervorbringt, darstellen. Man kann diese Möbel ohne Bewunderung nicht ansehen; was aber eigen ist, das ist, daß diese Industrie Ningpo eigenthümlich scheint, und daß sie sonst nirgendwo, nicht einmal in Schanghai, sich findet.

Es existiren ferner in Ningpo einige bedeutende Banquiers, die mit den anderen Städten des Nordens in Geschäfts-Verbindungen stehen. Ohne Zweifel ist Ningpo eine reiche Stadt; viele Kaufleute, die sich von den Geschäften zurückgezogen, lassen sich innerhalb seiner Ringmauern oder in seinen Vorstädten nieder. Unglücklicherweise ist das Alles nicht hinlänglich, für den fremden Handel die Hoffnung des Gedeihens zu begründen; wie reich und blühend Ningpo auch seyn mag, die fremden Kaufleute ziehen Schanghai vor, das in der That, was den Absatz europäischer Waaren, den Handel mit Thee, Seide und anderen Haupt-Erzeugnissen des Landes betrifft, bedeutender ist.

Mein Bestreben, sobald ich in Ningpo angekommen war, ging natürlich vor allen Dingen dahin, mir Eingang in die Gärten der Mandarinen zu verschaffen, welche mir von einigen Offizieren, die während des Krieges einen Winter in Ningpo zugebracht, außerordentlich gerühmt worden waren. Einige

Schwierigkeiten, die sich mir anfangs entgegenstellten, waren bald überwunden, und es gelang mir sogar, wie einige seltene Pflanzen zu verschaffen, die unter die Zierden meiner Sammlungen gehören. Unter sämmtlichen Gärten wird einer, der in der Stadt selber liegt und von allen Fremden besucht wird, besonders bewundert. Er gehört einem Greise, der sich mit einem ansehnlichen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hat und den Rest seiner Tage der Gärtnerei widmet. Sein Haus und sein Garten sind wirklich einzig in ihrer Art; doch ist eine Beschreibung derselben schwierig, man muß sie gesehen haben, um sich einen Begriff von ihnen zu machen. Die Construction künstlicher Felsmassen ist in China eine wahre Kunst geworden, und sie wird hauptsächlich zur Ausschmückung der Gärten gebraucht. Der gute Alte nun hat die verschiedenen Theile seiner Wohnung durch Grotten verbunden, die den Besucher von Gemach zu Gemach bis in den hinter dem Hause liegenden Garten führen. Die kleinen Höfe, durch welche man geht, sind nun von solchen künstlichen Felsen eingeschlossen, die theils in ihren Höhlungen Zwergbäume tragen, theils mit Schlingpflanzen bedeckt sind, welche sich in die kleinen, am Fuße der Felsen angebrachten Wasserbecken hinabsenken. Nachdem man durch ein wahres Labyrinth von Zimmern, Korridoren, Höfen und Grotten gekommen, gelangt man zuletzt in den Garten, der, mit seinen Zwergbäumen, seinen Blumenvasen, seinen herrlichen Bosquets und seiner Umgebung von Balkonen, die in glänzenden Farben prangen, sich plötzlich dem Auge darbietet. Man darf nicht vergessen, daß die Verhältnisse alles dessen sehr klein sind; dennoch hat man durch die Windungen der Baumgänge Aussichten in den Grotten durch offene, in den Mauern angebrachte Arkaden, durch Baum- und Blumengruppen, welche die Einhegungen verdecken, zu erlangen gewußt, so daß das Ganze weit größer erscheint, als es ist.

Die Chinesen sind die unermüdlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer von der Welt; aber unter allen Arten des Fischfanges, die bei ihnen üblich sind, ist wohl keine merkwürdiger als diejenige, für welche sie eine der größeren Arten des Seeraben aufziehen. Dieser Seerabe ist sicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn oft auf Seen und Kanälen getroffen, und hätte ich nicht selbst seine außerordentliche Geschicklichkeit gesehen, nie hätte ich geglaubt, was über ihn geschrieben worden ist. Zum erstenmal beobachtete ich ihn auf einem Kanal, einige Meilen von Ningpo. Ich ließ sofort die Segel meines Schiffes einziehen, um eine bessere Uebersicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Kähne, und in jedem befand sich ein Mann mit einem Dutzend Vögel, die auf dem Dahlbord saßen und eben erst auf dem zum Fischfang bestimmten Ort angelangt waren. Sobald die Losung zur Jagd gegeben war, stürzten sich die Thiere — so wohl dressirt waren sie — sofort ins Wasser. Ihr Auge, von einem schönen Meergrün und so leuchtend wie der Blitz, erspäht den Fisch schon in beträchtlicher Tiefe, und so wie er ihn erschaut, taucht der Vogel unter. Seine Beute, sobald sie sich einmal in seinem elastischen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entschlüpfen. Der Vogel erscheint nun wiederum über dem Wasser, und der Chinese ruft ihn zu sich zurück. Folgsam wie ein Hund, kehrt er zu seinem Herrn zurück, läßt sich in das Boot aufnehmen und giebt seinen Fang von sich, um sogleich seine Arbeit wieder anzufangen. Was noch erstaunender ist, ist dies, daß, wenn einer von ihnen einen für seine Kräfte zu dicken und zu schweren Fisch ergreift, einer seiner Gefährten ihm zu Hülfe eilt und mit ihm die gemeinsame Beute ins Schiff bringt. Zeigt sich einer dieser sonderbaren Fischer lässig, schwimmt er zu seinem Vergnügen und ohne auf die Arbeit zu achten umher, so braucht sein Herr nur mit dem langen Bambusstecken, den er bei sich führt, in der Nähe des Vogels und ohne diesen zu treffen ins Wasser zu schlagen und ihm seine Trägheit mit einem zornigen Laute vorzuwerfen. Alsbald, gleich einem zerstreuten Schulknaben, den sein Lehrer zur Aufmerksamkeit ermahnt, kehrt der Seerabe zu seiner Pflicht zurück. Damit er die Fische, die er fängt, nicht verschlucke, wird ihm immer ein Ring um den Hals gelegt.

Unser Reisender, der gern einige dieser merkwürdigen Thiere nach England zurückgebracht hätte, hatte sich wirklich vier derselben zu verschaffen gewußt. Allein alle vier waren schon bei seiner Rückkehr nach Hong-Kong erkrankt, und zwei starben gleich darauf. Da er daran verzweifelte, die anderen am Leben zu erhalten, so sah er sich zu seinem großen Leidwesen genöthigt, sie zu tödten, um sie wenigstens ausgestopft zurückbringen zu können.

Mannigfaltiges.

— Ein Freihandels-Kongreß. Oeffentlichen Blättern zufolge, wird im September d. J. in Brüssel ein Kongreß von National-Oekonomen stattfinden, zu welchem sich auch von Berlin mehrere namhafte Personen begeben wollen und bei dem unter Anderen Herr von Lamartine aus Paris erwartet wird. Auf diesem Kongresse soll auch die Freihandelsfrage zur Sprache kommen, und da, wie es scheint, die Nationen Europa's dort alle vertreten seyn werden, so dürfen wir daselbst keine einseitige Besprechung dieser Frage erwarten, wie sie z. B. Herr Cobden auf allen Diners veranlaßte, die ihm zu Ehren in und außer Deutschland veranstaltet wurden, sondern eine wahrhaft gründliche und das Interesse aller dabei betheiligten Völker auf gleiche Weise berücksichtigende Erörterung. In Brüssel wird man sich zunächst wahrscheinlich darüber verständigen wollen: was eigentlich freier Handel sey? ob darunter blos die Zulassung englischer Erzeugnisse auf den Kontinent, englischer Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen Kontinental-Häfen und dagegen Ausschließung oder doch sehr hohe Besteuerung kontinentaler Erzeugnisse in Großbritanien und Nichtzulassung kontinentaler Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen britischen Häfen verstanden werde, oder — eine uneingeschränkte Reciprocität? Und eben so wie über den „freien Handel" wird man sich wahrscheinlich in Brüssel auch noch über einige andere Lieblingsausdrücke unserer gelehrten Theoretiker verständigen: z. B. über die „wohlfeilste Erzeugung" und über das „Vertheuerungssystem". Welche Nation, wird man sich nämlich fragen, kann unter ganz gleichen Arbeitsverhältnissen und Material-Herstellungskosten wohlfeiler erzeugen: diejenige, die außer dem eigenen, z. B. dem englischen Markt, auch noch einen großen fremden, z. B. den deutschen Markt hat, um ihre Waaren abzusetzen, oder diejenige, welcher außer dem eigenen, z. B. dem deutschen Markt, alle Märkte der benachbarten großen Völker verschlossen sind? Wird diejenige Nation, welcher die Möglichkeit eines größeren Absatzes gegeben ist, nicht schon darum allein wohlfeiler produziren, und huldigt also eine Nation dem „Vertheuerungssystem", wenn sie erklärt, daß sie ihren Markt den fremden Nationen nicht eher öffne, als bis diese auch die ihrigen geöffnet haben? Wir wollen dieses gewiß schon an sich verständliche Argument durch ein Beispiel erläutern, das uns der Berücksichtigung werth scheint, obgleich es, so viel uns bekannt, weder bei den Cobdenschen Diners, noch bei den bisherigen Vorträgen des Berliner Freihandels-Vereins, zur Sprache gekommen: Ein Fabrikat, das sowohl in Deutschland, als in Frankreich und in England, mit gleicher Vollkommenheit geliefert werden kann, ohne daß ein Land gegen das andere dabei durch natürliche Hülfsquellen bevorzugt ist, sind unter Anderem Pianofortes. Flügel und Pianino's werden sowohl in Berlin und Köln, als in Paris und London, mit entschiedener Meisterschaft hergestellt. In London und in Paris können jedoch die Fabriken weit großartiger angelegt, auf einen weit größeren Absatz berechnet werden, als in Berlin und in Köln — aus dem ganz einfachen Grunde, weil Erardsche, Pleyelsche und englische Flügel und Pianino's nicht blos in Hamburg ganz frei, sondern auch in Berlin und Köln gegen einen mäßigen Zoll eingeführt werden können, so daß sich in Deutschland sehr viele Niederlagen französischer Pianoforte's befinden, während Kisting, Perau und wie die achtbaren Verfertiger solcher Instrumente im Zoll-Verein sonst heißen mögen, nicht ein einziges derselben nach Frankreich schicken können, wo der hohe Eingangszoll (etwa 400 Fr.) einem Verbote ganz gleich kömmt. Wäre es nun nicht von den Herren Erard und Pleyel ganz weise und schulgerecht, wenn sie auf ihre Kosten einen Freihandels-Apostel nach Berlin reisen ließen, um hier darüber Reden zu halten, wie sehr man im Zoll-Verein dadurch, daß man die ausländischen Erzeugnisse mit einem Eingangszoll belege, dem Vertheuerungssystem huldige? Wir sind überzeugt, daß der Mann, der diese Reden hielte, eben so gelehrte als beifällige Erwiederungen von Herrn Professor X. und Herrn Dr. Y. erhalten würde. In Brüssel aber wird es hoffentlich anders seyn; dort wird man nicht blos den Avers, sondern auch den Revers der Medaille zeigen, denn in Belgien ist man lange nicht so theoretisch, aber dagegen viel praktischer als bei uns in Deutschland.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 103. Berlin, Sonnabend den 28. August 1847.

England.

Militair-Kolonieen der Engländer in Neu-Seeland.

Man hat neuerdings behaupten wollen — und man hat sich dabei auf Autoritäten von großem Gewichte berufen — daß im Allgemeinen Kolonieen niemals das, was sie kosten, einbringen, und daß namentlich England, selbst in Hinsicht seiner Macht, nur gewinnen könne, wenn es sich, mit Ausnahme Ostindiens, seiner Dependenzen so bald als möglich entledige. Wir können dieser Ansicht nicht beitreten. Wir glauben im Gegentheil, daß gut gelegene und wohl verwaltete Kolonieen für das Mutterland Quellen moralischer und materieller Kraft sind. Ihr erster Vortheil ist, daß sich nach ihnen die anwachsende Bevölkerung ableiten läßt, die, wenn ihr solche Abzugs-Kanäle fehlen, nur in dem Mangel an Lebensmitteln, in Krankheiten und steigender Sterblichkeit die Gränzen ihres Zunehmens findet. Zweitens werden durch Kolonieen die Sprache, die Gebräuche und Gesittung des Mutterlandes in fremden Ländern heimisch. Endlich eröffnen sie dem inländischen Handel — und er ist der vortheilhafteste Handel — neue Felder der Thätigkeit; denn wohlverwaltete Kolonieen betrachten sich als integrirende Theile der Race, von welcher sie herstammen, und werden von der Metropole als solche betrachtet. Wohlgelegene und wohlverwaltete Kolonieen geben dem alten Stamm, dem sie entsprossen, neue Kraft und flößen ihm frische Lebenssäfte ein, wie wir das an den Kolonieen des Alterthums gewahren.

Nicht also, ob England seine Kolonieen beizubehalten habe, ist die Frage; die Frage ist, auf welche Weise es sie am besten behaupten könne. Das englische Heer ist außerordentlich schwach für ein Reich, in welchem die Sonne nicht untergeht. Bei Kolonieen, deren mehrere das Mutterland an Flächenraum bedeutend übertreffen, die auf der ganzen Erde zerstreut umherliegen und die überall von eifersüchtigen, wenn nicht feindseligen Mächten berührt werden, ist die englische Armee nicht halb so stark, als das Heer, welches Frankreich nur innerhalb seiner alten Provinzen unterhält. Fügt man zu diesem die in Algerien stehenden Truppen, so ergiebt sich, daß Englands Landmacht kaum ein Drittel der französischen ausmacht. Ueberdies gestalten sich in England die Natur und die Bedürfnisse des Dienstes so, daß ein Soldat, er müßte denn der Garde angehören, selten, wenn er sich auch für sein ganzes Leben verpflichtet hat, fünf Jahre im Innern des Landes zubringt, wobei unter der Benennung „Dienst im Innern" noch die ganze Zeit einbegriffen werden muß, die er in Irland, wo seine Obliegenheiten so anstrengend sind, zubringt. In der Regel wird er, nachdem er ein halbes Jahr gedient, nach Gibraltar, Malta oder einer der jonischen Inseln geschickt, wo er drei Jahre bleibt. Hierauf wird er nach Ostindien transportirt und schmachtet dort drei Jahre unter der Sonne der Tropen, um sich dann nach Kanada verwiesen zu sehen. Allein das Mittelmeer, Ostindien, Kanada machen nur die erste Tour aus, die er zu durchlaufen hat. Eine zweite, noch schrecklichere, die fast einer Deportation gleich gelten kann, führt ihn nach dem Kap der guten Hoffnung, nach St. Helena, Mauritius oder Ceylon. Von dort wird er bei gelegener Zeit nach Indien oder China geschleppt, und über die Inseln des Stillen Meeres kehrt er — wenn er zurückkehrt — zurück. Fügen wir hinzu, daß die Regimenter, welche diese letzte Tour machen, erst nach — durchschnittlich — 25 Jahren Europa wiedersehen, so begreift man, warum so selten Soldaten mit der Fahne, der sie folgten, in die Heimat zurückkommen. Es ist ferner von den 40,000—50,000 Mann, die selbst in Friedenszeiten zur Bewachung der Kolonieen erforderlich sind, ein Sechstheil beständig auf dem Wasser. Die nächste der englischen Militair-Stationen ist zehn gute Schiffsreisetage von Portsmouth entfernt; fünf Monate sind nöthig, um die entferntesten zu erreichen. Will man die Truppentheile in ihren Standquartieren nicht zu bloßen Garnison-Bataillonen herabschmelzen lassen, so müssen beständig andere Corps, bestimmt, jene abzulösen, auf dem Meere seyn. Allein diese letzteren gehen für den Dienst verloren, und dem Heere, das kaum in seiner vollen Stärke genügend wäre, wächst so eine neue Last zu. Auf diese Weise geschieht es, daß die ausländischen Besatzungen weit schwächer sind, als sie von Rechts wegen seyn sollten, und daß das Mutterland, wenn nicht ohne Vertheidigung — diese übernimmt die Flotte — doch außer Stande ist, immer so kräftig aufzutreten, als es unter anderen Verhältnissen wohl geschehen könnte.

In militairischer Hinsicht sind also, wie gegenwärtig die Sachen stehen, die Kolonieen allerdings Ursachen der Schwächung. Sie erschöpfen das Kriegs-Budget, und da dennoch das Heer nothwendig außer allem Verhältniß steht zu dem Raume, den es besetzen und vertheidigen soll, so führt dieses zu einer Zersplitterung und Verzettelung der Truppen auf einzelnen Punkten, während zur Unterstützung keine mobile Kraft übrig bleibt.

Wir erinnerten oben an die Kolonieen der Alten und an die Kraft, welche die Mutterländer durch sie gewannen. Allein wie waren die Kolonieen der Alten organisirt? Jede römische Kolonie war ein kleines Rom. Das Wort „Jonien" war gleichbedeutend mit dem Worte „Griechenland", so identisch waren Sprache, Gesetze und Institutionen beider Länder. Weit anders verhält es sich mit den Kolonieen Englands. Das ungeheure Kolonialreich Britaniens hat sich ohne Theilnahme des Mutterlandes und seiner Regierung gebildet. Wenn jene Abenteurer, die unter König Jakob's Regierung das erste Fort an dem Flusse errichteten, dem sie den Namen ihres Souverains gaben, ein förmliches Patent mit sich führten, wenn sie in Abhängigkeit von der Krone blieben, wenn diese ihnen nur unter der Bedingung ihre Autorität übertrug, daß ein Theil der gewonnenen edlen Metalle, die damals der eigentliche Zweck bei Erforschung unbekannter Länder waren, von ihnen der Krone überlassen werden sollte, so war dieser Vertrag auch Alles, was in Hinsicht ihrer geschah. Niemand kümmerte sich um ihr weiteres Thun; sie durften sich Gesetze, wie es ihnen beliebte, geben, Richter anstellen, welche sie wollten; es stand ihnen frei, sich einen Kultus zu wählen und dessen Diener zu ernennen. Jene Abenteurer waren also eigentlich gar keine Kolonisten; sie waren keine Kolonisten, insofern ihnen das Hauptmerkmal fehlte, welches den eigentlichen Kolonisten bezeichnet, dieses nämlich, daß er die Institutionen seines Geburtslandes mit sich in sein neues Vaterland nimmt und sie dort Wurzel schlagen läßt.

So verhält es sich mit der Auswanderung nach Westen, und sie hat bis auf diese Stunde ihren ursprünglichen Charakter beibehalten. Wir sehen überall nur Auswanderer, keine Kolonisten. Aber je schwächer die Banden sind, die jenen an sein Mutterland knüpfen, um so begreiflicher ist es, wenn er sie bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bietet, zerreißt. Wenn Kanada und Neu-Braunschweig noch in ihrer Treue gegen England verharren, so darf ein solches Resultat doch nicht etwa der Sorgfalt zugeschrieben werden, mit der das Mutterland oder dessen Regierung bei der Kolonisirung jener Länder zu Werke gegangen wäre, obschon sich die englische Regierung im Ganzen gegen jenen Theil Amerika's, welcher ihr treu geblieben, weiser benommen hat, als gegen den abgefallenen. Zwar ließ sie beide groß werden ohne die Institutionen, die England zu dem machten, was es ist; sie ließ sie beide ohne Adel, Kirche, Munizipalitäten und Parlament; sie ließ hier wie dort die Gesetze, die in der That die englischen waren, von unwissenden Richtern handhaben und verdrehen. Aber im Ganzen wurden dennoch die nördlichen Provinzen besser behandelt, und als sich die südlichen vom Mutterlande losgerissen, wurde der Versuch gemacht, in jenen das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Kanada erkannte diese Wohlthaten durch eine Treue, die sich in kritischen Zeiten bewährt hat. Allein, was ist Kanada heute? Was wird es in funfzig Jahren seyn? Kitzliche Fragen, bei denen wir nicht verweilen mögen.

Betrachten wir die übrigen Kolonieen Englands, so können wir die Antillen — um bei diesen den Anfang zu machen — kaum als Kolonieen betrachten. Die Mehrzahl dieser Inseln ist durch das Recht der Eroberung von Spanien, Frankreich und Holland an England übergegangen. Wurden in einigen von ihnen die englischen Gesetze — und zwar sehr modifizirt — eingeführt, so behielten andere ihre alten Gesetze; die Sklaverei aber blieb in allen bestehen. Dazu nehme man, daß nie ein Europäer sich, so lange er nur von sich abhing, für immer in Westindien niederließ; daß man dort stets nur sein Glück machen und in die Heimat bereichert zurückkehren wollte. Auch in Westindien konnte daher nicht von Kolonisten, es konnte nur von Pflanzern die Rede seyn. Die Bevölkerung war eine Bevölkerung von Sklaven, diszipliniert durch die Peitsche ihrer Herren und in Gehorsam erhalten durch zahlreiche, zu diesem Zweck unterhaltene Truppen. Wenn sich einige Familien in Westindien bereichert haben, so ist es doch für Großbritanien so wenig ein Element der Stärke, daß die westindischen Inseln vielmehr, wenn sie nicht preisgegeben werden sollen, in jedem Kriege eine englische Flotte und ein englisches Heer paralysiren, die sich von ihnen nicht entfernen dürfen, wie schwierig immer auf anderen Punkten die Verhältnisse sich gestalten mögen. Wenn sich auf den westindischen Inseln einige Institutionen geltend gemacht haben, in denen sich endlich eine Analogie zu denen des Mutterlandes erkennen läßt, so ist diese Aehnlichkeit doch so flüchtig, daß im Ganzen eher die Republik der Vereinigten Staaten, als die englische Monarchie selbst, zu jenen Institutionen das

Muster hergegeben zu haben scheint. Sehen wir uns weiter um, so hat man im Oregon-Gebiet, auf der Insel Vancouver, wie in Australien, sich Squatters ansiedeln lassen, statt Kolonieen zu gründen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft nebst ihren Beamten, wozu noch einige, man weiß nicht woher, dorthin verschlagene Fischerfamilien gerechnet werden müssen, machen allein die Bevölkerung der beiden ersteren Besitzungen aus. Australien wurde durch Verbrecher und durch den Abschaum englischer Stadt- und Landbewohner bevölkert. In einem einzigen Falle haben einige unternehmende Individuen gethan, was zu thun die Regierung unterließ. Sie bildeten eine Association, in welcher sich, neben den Vertretern der verschiedenen Zweige der Industrie, Richter, Magistratspersonen, ein Bischof mit seinem Klerus befanden; sie segelten in bester Ordnung ab, um Besitz von Neu-Seeland zu nehmen. Allein selbst diese Unternehmung ist gescheitert, weil ihr jener sociale Kitt, über den nur eine weise Regierung verfügt, mangelte. Doch wir wollen den wirklichen Zustand der Dinge in den übrigen britischen Besitzungen keiner weiteren Kritik unterwerfen; wir werden unsere Ansicht am besten auszusprechen vermögen, wenn wir auf unseren eigentlichen Gegenstand kommen — auf den Colonisationsplan, welchen Lord Grey auszuführen beabsichtigt.

Die Menge, wenn sie überhaupt je daran denkt, was zu einer Colonisation gehört, sieht doch nur die Oberfläche der Dinge. Hier das Seinige verkaufen, über das Meer segeln und in einem Schlaraffenlande ankommen — das sind die chimärischen Hoffnungen, die leichtsinnige Menschen verlocken, das Anrecht, das sie auf die Unterstützung ihrer Pfarre haben, aufzugeben, indessen die Steuerpflichtigen sich der Erleichterung freuen, die ihnen die Entfernung zahlreicher dürftiger Familien gewähren muß. Weitersehende Leute, die da erkannten, daß selbst die kleinste Ansiedlung einer gewissen Form der Regierung bedürfe, haben Theorieen der verschiedensten Art geschmiedet und Luftschlösser im abweichendsten Styl gebaut. Während die Einen sich auf die einfachsten Maßregeln, Verbrechen zu verhüten oder zu bestrafen, beschränken, ist diesen ein mit einer unbeschränkten Machtvollkommenheit bekleideter Gouverneur genügend. Andere, die mehr Ehrfurcht haben vor menschlicher Freiheit, träumen nur von Maires, Aldermännern und durch das Volk erwählten Magistratspersonen. Eine weitere Kategorie von Utopisten denkt endlich daran, das Räderwerk der britischen Verfassung theilweise oder gar vollständig auf Neu-Seeland zu übertragen. All diese Leute haben Unrecht und kommen, wie weit sie sonst in ihren Irrthümern auseinandergehen mögen, in dem einen Hauptpunkt überein, daß sie die conditio sine qua non jeder Gesellschaft außer Acht lassen: nämlich die Fähigkeit, sich gegen innere Störungen und Angriffe von Außen sicher zu stellen.

Lord Grey scheint uns der Erste zu seyn, der die Frage in ihrem wahren Lichte betrachtet hat, und wir hoffen, daß er sie durch Anwendung einer Idee, deren Verdienst ihm angehört, zur Lösung bringen werde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Institutionen der kultivirtesten Völker unserer Zeit ihre Wurzel im Lehenswesen haben; die des freiesten Volkes in Europa sind noch heute von seinem Geiste durchdrungen. Zwar besteht das militairische Lehen mit den aus ihm hervorgegangenen Mißbräuchen nicht mehr, allein weder jenes noch diese sind auf Einmal abgekommen; sie wurden erst abgeschafft, nach Einführung anderer, aus ihnen auf natürliche Weise sich ergebender, aber mit einer vorgerückteren Civilisation in besserem Einklange stehender Einrichtungen. Trotz aller seiner Mängel entsprach übrigens das Feudalsystem, durch eine Reihe von Jahrhunderten, auf eine bewunderswürdige Weise den Bedürfnissen der Gesellschaft. In einer Epoche, in welcher kein Souverain Geld genug besaß, sich Soldaten zu verschaffen, stellte es ihm, im Falle einer Invasion, ein Heer, und wenn auch der hohe Adel seine Macht häufig mißbrauchte, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß er in der Regel zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beitrug. Wie dem aber auch seyn möge, nur diesem politischen System ist es zu verdanken, daß die Gesellschaft, ohne in sich zu zerfallen, die lange Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens durchschreiten konnte.

Freilich läßt sich nirgendwo der Buchstabe des Feudalsystems wieder lebendig machen, und es wäre auch nichts weniger als zu wünschen; dennoch halten wir es für den großen Fehler der englischen National-Politik, daß sie nicht theilweise den Geist jenes Systems in sich aufnahm. Fast aller Orten hat die Krone ihre Rechte durch abgesonderte Gesellschaften usurpiren lassen, oder sie hat — wenn sie sie nicht mit dem Auswurf der Gefängnisse bevölkerte — ihre Ländereien verkauft. Wie hoch man nun aber auch die republikanische Form stellen möge, so ist sie doch für die Bedürfnisse und schwachen Seiten der neueren Staaten wenig geeignet, und sie führt — außer in durchaus neuen Staaten — die größten Inkonvenienzen mit sich. Der Geist der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten sollte England, wie uns däucht, nicht eben ermuntern, Australien die Wege des Republikanismus gehen zu lassen. Allein bis jetzt thut man nichts Anderes. Dort, wie überall, hat man die Auswanderer, die man herbeigerufen, sich festsetzen lassen, ohne ihnen die mindeste öffentliche Verpflichtung aufzulegen. Sie haben ihre Ländereien gekauft, sie hängen von Niemanden, auch nicht von der Krone ab; sie haben nicht den geringsten Dienst, keinen Akt der Huldigung für das ihnen eingeräumte Recht des Besitzes zu leisten. Der Gouverneur Grey zwar vertritt die Königin, in ihrem Namen bekriegt er die Häuptlinge der Eingebornen, die sich feindselig erweisen, in ihrem Namen unterschreibt er Todesurtheile oder begnadigt verurtheilte Verbrecher. Allein, was den Geist der Gesellschaft überhaupt angeht, so hindert so wenig auf den Inseln des stillen Oceans, wie in Ceylon und auf dem Kap, irgend etwas die Eingewanderten, zu vergessen, daß sie englische Unterthanen sind. Jede englische Kolonie bildet für sich eine Republik, deren junge Bürger unvermeidlich in der Vorliebe zu republikanischen Institutionen erzogen werden.

Eine andere unvermeidliche Folge dieses Zustandes, dieses Mangels an Uebereinstimmung, wie er der Jugend republikanischer Staaten eigen, ist, daß nicht eine einzige englische Kolonie, selbst Kanada nicht, im Stande ist, die Angriffe eines äußeren Feindes abzuweisen. Nicht einmal zur bloßen Unterstützung der regelmäßigen Truppen würde z. B. die kanadische Miliz, der es an aller Uebung fehlt, besonders nützlich seyn. Andere Kolonieen besitzen nicht einmal eine Miliz, oder sie ist so schlecht organisirt, daß sie nicht der Rede werth ist. Was geschieht daher, sobald die Kaffern eine Demonstration machen oder ein neuseeländischer Häuptling seinen Stamm versammelt? Die Kolonieen schreien nach Hülfe, die ihnen das Mutterland auf der Stelle senden soll. Das ist ein sehr übler Zustand sowohl für die Kolonisten, als für das Mutterland: für die Kolonisten, insofern er sie, besonders in den neuen Ansiedlungen, der Vernichtung durch wilde Horden aussetzt, ehe Hülfe herbei kommen kann, für das Mutterland, insofern es sich durch Versendung eines Theiles seiner Streitkräfte schwächt und sich genöthigt sieht, eine stärkere Armee, als seine eigenen Bedürfnisse sie erheischen, zu halten. (Schluß folgt.)

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847.

(Schluß.)

Am 20sten traten wir unseren Rückmarsch an. Unterweges schoß einer unserer Shawnie's einen texanischen Panther. Den 24sten kamen wir wieder zu dem Camp, wo wir uns von unseren Gefährten getrennt hatten. Bis hierher hatten wir meistens hinreichend zu leben gehabt, jetzt aber mußten wir schon auf bald bevorstehenden Mangel vorbereitet seyn. An diesem Tag hatten wir noch eine ausgezeichnete Jagd gehabt, und um einigermaßen gegen die Gefräßigkeit der Comanches, denen wir uns wieder näherten, und gegen unsere eigene Noth geschützt zu seyn, wurde hier auf indianische Art aus Holzstäben ein Apparat errichtet und das Wildfleisch im Rauch getrocknet, was uns auch noch einen zweiten Tag beschäftigte. Den 26sten ging es weiter, und am 27sten überschritten wir, um die Krümmungen der San-Saba abzuschneiden, eine Hochebene. So weit das Auge reichte, war Alles mit Quarz- und Kalksteingeröll bedeckt. Nach einem langen Marsche waren unsere Thiere und wir selbst sehr erschöpft, und doch war weder Wasser noch Gras zu entdecken. Endlich erreichten wir wieder die San-Saba und überschritten sie. Dieser Uebergang war äußerst beschwerlich, und ihn zu bewerkstelligen, waren an Strapazen gewöhnte Thiere, wie die unsrigen, nöthig. Der Fluß hat hier nämlich gar kein Thal, sondern seine Ufer erheben sich unmittelbar als schroffe Felswände in einer Höhe von 50—60 Fuß. Diese stiegen wir vermittelst einer Art natürlich gebildeter Felstreppe hinab und herauf, indeß waren die Stufen manchmal so weit von einander entfernt, daß unsere Pferde von einer zur anderen springen mußten. Nachdem wir einige Meilen auf der anderen Seite gemacht hatten, erreichten wir ein schönes Thal mit einem Creek, wo wir blieben. Hier, wie überhaupt in diesen Thälern, war die Vegetation schon ziemlich vorgerückt; unsere Pferde ergötzten sich an dem grünen Gras, und wir fanden schon hin und wieder Blumen und blühende Gesträuche. Bald nachdem wir nächsten Tages ziemlich hungrig ausgeritten waren, stießen wir zu unserer Freude auf einen Honigbaum. Der Honig war vortrefflich und in so großer Menge vorhanden, daß wir, nachdem unsere ganze Gesellschaft ihren Appetit gestillt hatte, doch noch einen großen Eimer voll mitnehmen konnten. Nachmittags durchzogen wir liebliche Thäler und sahen an den vielen frisch betretenen Pfaden, daß wir uns in der Nähe einer großen Indianer-Niederlassung befanden. Bald trafen wir auch mehrere Comanches, die uns sagten, daß das große Dorf hier in der Nähe sey. In kurzer Zeit erreichten wir dasselbe, das ganz in derselben Art wie die früheren, in denen wir gewesen, nur bedeutend größer war. Der hier wohnende Stamm wurde von einem berühmten Häuptling Mo-pe-chu-se-pe (d. h. alte Eule) befehligt. Außerdem lag Santana mit einem Theil seines Stammes in der Nähe, wie sich denn überhaupt die bedeutendsten Comanche-Häuptlinge zu dieser Zusammenkunft mit uns hier eingefunden und mit ihnen sich allmälig eine Macht von 12—1400 Kriegern entfaltet hatte. Wir wurden freundlichst aufgenommen und uns die größte Sicherheit verheißen. Nur wurde uns mitgetheilt: sie, die Comanches, hätten wenig zu essen, für ihre mexikanischen Sklaven wäre aber fast Nichts vorhanden, um deren Hunger zu stillen; wenn diese daher könnten, würden sie unsere bestgenährten Pferde stehlen und schlachten. Es blieb daher denen von uns, welchen etwas an ihren Thieren lag, nichts übrig, als sich zu diesen zu legen. Es passirte indeß nichts. Gegen Abend versammelten sich die Häuptlinge um unser Feuer. Als es schon dunkel war, hörten wir eine sonderbare Musik, wobei ein paukenartiger Ton, der den Takt angab, eine besondere Rolle spielte. Auf unsere Frage sagte man uns, es sey dies ein großes Fest, einer Anzahl Krieger zu Ehren, die morgen einen Zug nach Mexiko unternähmen. Die Gränzdistrikte dieses unglücklichen Landes bilden den gewöhnlichen Schauplatz für die kriegerischen Unternehmungen der Comanches, wobei die furchtbarsten Gräuel verübt werden. Da diese Züge sehr einträglich sind, so werden sie oft wiederholt, wobei Pferde und Maulesel weggetrieben, die Männer getödtet, die Weiber geschändet und die Kinder in die Sklaverei geführt werden.

Die Feigheit der Mexikaner, von denen die Comanches mit der größten Verachtung sprechen, läßt die gewagtesten Unternehmungen dieser Art gelingen. Mehrere dieser geraubten Kinder wurden uns für geringen Preis geboten. Am nächsten Morgen sahen wir den 20 Mann starken Kriegszug an

unseren Zelten vorüberziehen. Es war ein schöner Anblick, und die Schilder und Lanzen nebst dem eigenthümlichen Kopfputz erinnerten an die Zeiten des Ritterthums. Gegen Mittag versammelten sich die Häuptlinge 15—20 an der Zahl zu dem großen Council; es warden zu diesem Zwecke in einem Kreise Büffelhäute ausgebreitet, in dessen Mitte ein Kohlenfeuer zum Anstecken der Friedenspfeife gemacht wurde. Die Verhandlungen begannen mit der (nächstens mitzutheilenden) Rede des Herrn v. Meusebach, welche Jim-Shaw verdolmetschte.

Die Häuptlinge hörten diese Rede ruhig an und versprachen, morgen zu antworten, da sie erst mit ihren versammelten Kriegern Rücksprache nehmen müßten.

Am 2. März kam man wieder in derselben Art wie Tags vorher zusammen. Die Häuptlinge der Comanches hielten jetzt ihre Erwiederungs-Reden, worin sie sich mit den Vorschlägen des Herrn v. Meusebach, welcher in einer kurzen Rede sie nochmals ansprach, einverstanden erklärten.

Nachdem diese Verhandlungen geendigt, wurden zum Beweis, daß ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen sey, heftige Umarmungen gewechselt. Wie auch gestern, so erhielten die heutigen Unterhandlungen erst die eigentliche Weihe durch eine große Mahlzeit, die wir den Indianern vorsetzten. In der auf diesen Tag folgenden Nacht wurden wir durch einen entsetzlichen Lärm geweckt. Es war dies eine zarte Aufmerksamkeit unserer Wirthe und sollte eine große Serenade vorstellen, war aber in der That nur eine furchtbare Katzenmusik. Am 3. März traten wir unseren Rückweg nach Friedrichsburg an. Wir hatten bei diesem letzten Zusammenseyn mit den Comanches den Rest unserer Vorräthe geopfert und litten sehr großen Mangel. Kaum waren wir eine Tagereise entfernt, so zog uns schon wieder ein Trupp Comanches unter Santana mit ihren Familien nach, die uns ganz ungenirt erklärten, sie würden uns nach Friedrichsburg begleiten. Wir hatten durch ihre Gesellschaft wenigstens den Vortheil, daß mehrere wilde Pferde geschossen wurden, deren Fleisch uns in unserer Noth sehr willkommen war. Den 5ten erreichten wir den Llano und den 6ten lagerten wir am Sandy-Creek in der Nähe der berühmten verzauberten Felsen. Diese, aus Granitblöcken bestehend, scheinen besonders ihren Namen von den wunderbar über einander gestürzten Gestalten zu haben, die bald das Ansehen ungeheurer Riesen und wilder Bestien haben, bald an die alten Ritterburgen des Rheins erinnern. Der Sandy-Creek fließt im schönsten Granitbett, sein krystallklares Wasser stürzt von einem Absatz zum anderen, viele Becken bildend, zu denen natürliche Stufen hinunterführen und zum Baden einladen. In diesem schönen Wasser fanden wir Forellen. Nächsten Tages waren wir froh, nach einem anstrengenden Ritte von 35 Meilen Friedrichsburg zu erreichen, das uns um so freundlicher erschien, da es gerade Sonntag war und uns seine Bewohner mit den bunten Trachten aller verschiedenen Gaue Deutschlands begrüßten. Auch diese waren nicht wenig erfreut, als sie uns, die längst verloren geglaubten, an der Spitze und im friedlichen Verkehr mit dem Comanche-Trupp einrücken sahen. Sie waren zweimal in der Zwischenzeit durch das Einrücken von Comanches erschreckt und für unser Schicksal besorgt gemacht worden. Zuerst erschien der Häuptling Mo-pe-chu-se-pe mit 60 Kriegern, um über die Absicht unseres Zuges, den er unbemerkt über den Llano begleitet hatte, Kundschaft einzuziehen. (Hierauf bezieht sich eine Stelle seiner Rede, wo er das Mißtrauen, welches er früher gehegt, andeutet.) Durch einen Zufall entstand in dem Hause, in dem der Häuptling einquartirt war, über Nacht Lärm. Verrath befoergend, floh er mit Frau und Kindern auf nackten Pferden mit Zurücklassung seiner Waffen und Bekleidung; die Friedens-Medaille und einen alten Friedens-Vertrag von Washington fand man zerrissen auf dem Boden seines Schlafzimmers, seine Krieger hatten gleichfalls Friedrichsburg in aller Stille verlassen. Am andern Tage erst gelang es, durch einen nachgesendeten Dolmetscher den Häuptling über das Mißverständniß aufklären zu lassen und so von unserer Expedition, der er im Rücken war, Gefahr abzuwenden.

Ein anderesmal erschien ein Trupp von 200 Comanches in Friedrichsburg, der einen Brief des Herrn v. Meusebach vorzeigte, wonach ihnen gute Bewirthung zugesichert war. Sie verlangten aber auch überdies noch Geschenke und als der Kolonial-Direktor Dr. Schubert, um friedlich mit ihnen aus einander zu kommen, solche im Werth von etwa 100 Dollars herbeibringen ließ, stießen sie diese, als zu geringfügig, mit Verachtung von sich und sprengten auf ihren Pferden davon, auf den Dr. Schubert drei Pfeile abschießend, von denen jedoch glücklicher Weise keiner traf.

Alle diese Zwischenfälle und das lange Ausbleiben der Nachrichten von uns hatten die Friedrichsburger über das Schicksal unserer Expedition nicht wenig in Besorgniß erhalten. Mit um so größerem Jubel wurden wir jetzt empfangen, als wir wohlbehalten zurückkehrend zugleich die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden brachten, der nun unseren deutschen Landsleuten die ausgedehntesten Ansiedlungen in jenen herrlichen und fruchtbaren Thälern des San-Saba-Gebiets sichern wird.

Deutsche Thatkraft und deutsche Entschlossenheit hat hier in den glücklichen Resultaten dieses Zuges einmal die volle Anerkennung bei den Amerikanern finden müssen; daß Letztere dabei aber dennoch nicht ganz frei von kleinen Zügen der Eifersucht sind, beweist am besten, daß jetzt die Deutschen sogar gegen den Vorwurf der Tollkühnheit in der texanischen Presse sich vertheidigen müssen, wie der nachstehende Schluß eines Artikels im Houston-Telegraph zeigt:

„Von der Tollkühnheit der „Deutschen" (Dutschmen) ist viel die Rede „gewesen; weil sie auf den eigentlichen Sitz der Comanches losgegangen seyen, „was sie, bei Kenntniß der Gefahr, nicht gethan haben würden u. s. w. Dies ist „aber ein Mißverständniß; jeder von unserer Reisegesellschaft kannte die Gefahr „und war für den Fall der Noth auf einen Kampf vorbereitet. Hr. v. Meusebach „hatte bei dieser Expedition den Zweck, von dem abgetretenen Lande so viel als „möglich in Augenschein zu nehmen, mit den Indianern, wenn es anginge, den „Kauf in Frieden abzuschließen, sie in ihren Lagerstätten zu besuchen und einen „Vertrag mit ihnen zu machen. Inwiefern es ihm geglückt ist, haben Sie aus „der vorstehenden Schilderung entnommen. Man hat es unvorsichtig genannt „und eine mangelhafte Kenntniß des indianischen Charakters darin gefunden, „daß die Deutschen bei dem Zusammentreffen mit den Comanches ihre Gewehre „abfeuerten, allein es war die beste Politik, welche man befolgen konnte. Mehrere hundert Krieger waren vor uns und eine Anzahl hinter uns; alle „gut bewaffnet, viele mit Gewehren, einige mit Lanzen versehen, und alle „hatten Bogen und Pfeile. War es ihre Absicht, uns zu tödten, so würde es „zum Handgefecht gekommen seyn, wobei uns unsere Büchsen unnütz gewesen „wären und nur unsere Pistolen und Messer (bowie-knives) zu unserer Vertheidigung gedient hätten. Warum sollten wir also nicht Vertrauen beweisen?

„Diese von den Deutschen unternommene Expedition ist meines Wissens „die einzige, wobei mit den Comanches in ihren eigenen Zeltdörfern ein Vertrag zu Stande kam und Feindseligkeiten von einer Reisegesellschaft von 50 „Personen, welche später (nachdem die Wagen zurückgeschickt worden) bis „auf zwölf zusammenschmolz, weder beabsichtigt wurden noch derselben zustießen."

Frankreich.

Das englische Heu und die französische Corruption.

Seit mehreren Monaten sind die allmächtigen Aushelfer in der Noth des Mangels an Neuigkeiten, sind Froschregen und Seeschlange, ja selbst Kornwucher und Don Francisco — Serrano — Isabella vom Thron der Zeitungsspalten gestiegen (Letztere will sogar vom wirklichen Throne steigen) und haben der französischen Corruption Platz gemacht. Die französischen Blätter aller Farben, die unabhängigen angriffsweise und die abhängigen in schüchterner Vertheidigungweise, schreiben über Corruption, und die deutschen Blätter, im Bewußtseyn heimischer Engelreinheit, schreiben, bald sich salbungsvoll bekreuzend, bald schadenfroh spottend, ebenfalls über Corruption. Unser Magazin hat nicht gewartet bis zu dem Zeitpunkte, wo auch die kurzsichtigsten Beobachter den wahren Zustand der Dinge wahrnahmen; lange vor der Veröffentlichung und Verhandlung des Teste-Cubière'schen Falles haben wir das Thema der Corruption in Frankreich als ein unerschöpfliches dargestellt und es in mannigfacher Gestalt nach Thatsachen und Folgen beschrieben. Unsere Hauptabsicht dabei war, die Gemeinheit nach Kräften zu brandmarken und Deutschland, das leider noch jetzt oft genug seine Sitten- wie seine Toiletten-Muster aus Paris einführt, von dem Rande des Abgrundes zu entfernen, welchem die französische Sittlichkeit täglich unaufhaltsamer zueilt. Bei den vielen bekannt gewordenen Thatsachen der betrügerischen Habsucht war es gestattet, mißtrauisch auch in Geschäften und Unternehmungen, die sich zu anderen Zeiten und in anderen Ländern auf **redlichem Wege** erklären ließen, Diebstahl und Unterschleif zu wittern; nimmer aber hätten wir geglaubt, daß sich nach und nach alle unsere vielen Vermuthungen so traurig bestätigen würden. **Eine** solche Vermuthung und ihre nur zu vollständige Bestätigung wollen wir hier zum Beweise des Gesagten anführen, so wie zum Beweise, daß man bei den französischen Zuständen immer das Richtige trifft, wenn man das Schlechteste voraussetzt. *)

In der ersten Nummer dieses Jahres haben wir unter der Ueberschrift: „Zweites Haymarket in London" des Lesers Aufmerksamkeit auf die Nachricht englischer Blätter gelenkt, nach welcher mehrere Schiffe große Ladungen **Heu von London** nach der französischen Niederlassung in Algier führten, eine Aus- und Einfuhr, die so seltsam scheint, wie die etwaige Einfuhr von Steinkohlen aus Berlin nach Newcastle oder die Einfuhr von schweizer Uhren nach Genf aus Petersburg. Bei dem bekannten Charakter der französischen Verwaltungs-Beamten, und besonders im Heere, war man zur Annahme irgend eines umfassenden Unterschleifs berechtigt, und diese Annahme legten wir damals auch dem fingirten Blatte Corsaire-Diable in den Mund. Jetzt ist es durch den Courrier français an den Tag gekommen, daß jener Heukauf in London nichts Anderes war, als ein neuer industrieritterlicher Streich, den Staat um zwei Millionen Francs zu betrügen. Solche Betrügereien in Algier sind entweder in Paris gekannt und geduldet, vielleicht gar begünstigt, oder sie sind nicht gekannt, weil Anarchie, Unordnung und Nachlässigkeit in der Verwaltung herrscht; wehe Frankreich, wenn das Eine, wehe Frankreich, wenn das Andere der Fall ist!

In der heiligen Schrift wird die Idee „vom Erhabensten bis zum Niedrigsten" durch das Bild „von der Ceder des Libanon bis zum Grase an der Mauer" bezeichnet; in Frankreich ist das jetzige Stadium der Sittenverderbniß bei Höchsten und Niedrigsten ebenfalls durch den stolzen Baum des Waldes und das Gras der Fläche zu bezeichnen; mit anderen Worten, von der Ausbeutung der Forsten der Civilliste bis auf das getrocknete Gras für die Pferde in Algier nichts als schmutzige Umtriebe der Kipper und Wipper.

*) Wir unterbrechen die Bemerkungen unserer Mitarbeiter nur sehr ungern, aber hier müssen wir denn doch eine Verwahrung unsererseits hinzufügen. Die Corruption in Frankreich ist allerdings zu augenfällig, um daran noch irgendwie zu zweifeln; aber nicht das gesammte Volk, nicht das auch an so vielen Beispielen großartiger Aufopferung und Hingebung reiche Land möchten wir darum verurtheilen, weil kürzlich auf der Pariser Weltbühne einige, Abscheu, Widerwillen und Ekel einflößende Dramen gespielt worden. Die Bemerkungen unseres geehrten Mitarbeiters, so treffend sie im Ganzen auch sind, werden daher jedenfalls cum grano salis aufzunehmen seyn. D. R.

nichts als gemeiner Sinn für sittenlosen Erwerb, nichts als schamloses Beutemachen in der Tasche des steuerpflichtigen und des hungernden Volkes. Daß bei solcher Habsucht und Käuflichkeit in den höheren und Mittelklassen die Moral in jenen kleinen Raum gedrängt wird, wo dem Menschen nichts mehr heilig ist, daß Frankreich im Innern dadurch an die Schwelle einer totalen Umwälzung des gesellschaftlichen Lebens getrieben wird, dies Alles ist nur zu wahrscheinlich. Aber auch nach Außen wirkt dieser Zustand so verderblich auf das Ansehen Frankreichs, daß, wenn auch scheinbar der Weltfriede dadurch dem kriegslustigen Volke gegenüber erhalten wird, doch die Rückwirkung des vernichteten französischen Einflusses gerade wieder das Volk früher oder später in Gährung bringt und den Weltfrieden bedroht. Nach dem Geiste der jetzigen Regierung läßt sich Frankreich seinen auswärtigen Zorn und seine auswärtige Liebe auf eine oder die andere Weise abkaufen. Einem On dit zufolge, ist der Reïs-Efendi Guizot durch und durch unbestechlich, was wir der seltenen Ausnahme wegen, wenn auch mit einigem Bedenken, glauben wollen. Aber darf ein so unbestechlicher Herr so viele Menschen zu Freunden und Vertheidigern haben, auf denen jetzt das Anathema der Strafgerechtigkeit lastet! Der feile Teste, die feilen Deputirten, welche gegen 450,000 Fr. Konzessionen zu Eisenbahnen verkaufen, die sauberen d'Ecquevilley und Beauvallon, welche unter dem Namen eines Duells einen Rivalen meuchlings auf die Seite schaffen, und sehr viele Andere dieses Gelichters sind die Lohnfreunde des Ministeriums, die für dasselbe die Zunge auf der Tribüne, die Feder in der Presse und die ehrlose Waffe in betrügerischen Zweikämpfen führen; sollte es solchen Leuten schwer werden, sich für das Verbrechen des Landesverraths und der Verhöhnung aller anderen Sittlichkeit fähig zu machen!

Es ist ein wahres Unglück für Ludwig Philipp, daß der Ruf von seinem Hange zum Gelde und zur Machtvergrößerung seiner Familie so weit verbreitet ist und so viele Veranlassung zu Mißbrauch und Nachahmung giebt. Der Hof, die Verwaltung des Innern und die Staatsweisheit in auswärtigen Angelegenheiten sind vom Gifthauch des Eigennutzes getrübt und gefälscht. Und wenn gar die eben verübte Schandthat an der Person der Herzogin von Choiseul-Praslin ihren Gemahl selbst zum Urheber hat, wie die Anklage sagt, dann sagen wir offen, daß das System der Corruption mittelbar Theil an der Entmenschtwerdung der Vornehmen und Großen hat. Wenn es wahr ist, daß der Herzog, einer der ersten Herren aus der Umgebung der königlichen Familie, sein Weib, die Mutter seiner neun Kinder, mit dem verworfensten Vorbedacht in dunkler Kammer ermordet, dann muß Frankreich, ja die civilisirte Welt Trauer anlegen, da das Beispiel einer solchen Entmenschtheit das menschliche Herz in Trauer versetzt. Man denke sich eine Frau voll Liebenswürdigkeit und Tugenden, Mutter von neun Kindern, die nach der Hauptstadt kömmt, um am nächsten Tage Zeugin einer Schulfeierlichkeit zu seyn, an der ihre Lieblinge betheiligt sind; sie legt sich nieder, und ihr Herz pocht von der süßen Hoffnung, daß in einigen Stunden ihre jungen Söhne mit dem Preise des Fleißes geschmückt seyn werden; sie fängt eben an, von diesen mütterlichen Triumphen zu träumen, da schleicht ihr Ehegemahl, der Vater ihrer Söhne, herbei und schneidet ihr den Lebensfaden durch!! Wir können uns die Schuld des Herzogs kaum denken, und Solon, der auf Vatermord keine Strafe in seinem Codex gesetzt hat, weil er ihn nicht für möglich hielt, würde gewiß auch diesen Fall für unmöglich gehalten haben; allein die fluchbeladene Leidenschaft vieler jetzigen Franzosen, sich auf unredliche Weise zu bereichern, hat nach und nach jedes menschliche Gefühl aus ihrem Busen getrieben, die Stimme der Selbstsucht und des überreizten Lebensgenusses übertäubt jede Regung der Zärtlichkeit, und so wird es möglich, daß ein Herzog mit der Nüchternheit eines Kannibalen das Weib, die Gattin, die Mutter im Schlafe ermordet. 611.

Mannigfaltiges.

— Das Haus Choiseul. Der Name Choiseul, der jetzt einen so traurigen Klang erhalten hat, gehört seit Jahrhunderten zu den berühmtesten Namen Frankreichs. Die Choiseuls stammen von den alten Grafen der Champagne ab, in welcher Provinz es auch noch ein Landstädtchen Choiseul (oder Choiseuil) giebt. Drei Zweige dieses Hauses haben sich bald durch Tapferkeit und bald durch staatsmännische Eigenschaften oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet: es waren dies die Choiseul-Stainville (d'Amboise), die Choiseul-Praslin und die Choiseul-Gouffier, von denen indessen jetzt nur noch die Praslin's, welche eben so wie die Stainville's zu verschiedenen Zeiten den mit der Pairie verbundenen Herzogtitel erhielten, existiren. Der historisch bekannteste Choiseul war jener Minister Ludwig's XV., der zwar als Gegner Friedrich's des Großen und als Freund der Pompadour die für Frankreich so unrühmlichen Ereignisse des siebenjährigen Krieges herbeiführen half, jedoch nachmals die französische Armee neu organisirte, Korsika eroberte, den Familien-Vertrag der Bourbonischen Höfe abschloß und eine neue französische Flotte (64 Linienschiffe und 50 Fregatten) schuf. Er war ein Choiseul-Stainville und wurde von Ludwig XV. zum Herzog und Pair erhoben. Sein Kollege im Ministerium war sein Vetter, der nachmals ebenfalls zum Herzog und Pair erhobene Graf von Choiseul-Praslin, Urgroßvater des jetzigen vor dem Pairshof angeklagten Herzogs. Beide Choiseuls waren allmächtig, bis sie im Dezember 1770 durch die von der Dubarry angezettelte Verbindung des Herzogs von Aiguillon, des Abbé Terray und des Kanzlers Maupeou gestürzt wurden. Unter ihren Nachfolgern hat sich nur der Neffe und Erbe des Herzogs von Choiseul-Stainville, Claude Antoine Gabriel, General-Lieutenant, und zwar hauptsächlich durch seine Hingebung an die Sache Ludwig's XVI., ausgezeichnet. Nach der vom Könige 1791 versuchten Flucht, bei der er thätig gewesen war, wurde er verhaftet, jedoch später freigesprochen. Als Emigrant wurde er durch einen Schiffbruch an die französische Küste geworfen, wo er vier Jahre im Gefängniß blieb, bis ihn der erste Konsul frei ließ. Beide Ereignisse, die Flucht des Königs und der Schiffbruch der Ausgewanderten, hat er in zweien nicht uninteressanten Schriften geschildert. — Die Choiseul-Praslins (eigentlich du Plessis-Praslin) zählten bereits zu den Zeiten Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. berühmte Feldherren in ihrer Familie. Cesar, Graf von Choiseul du Plessis-Praslin, führte 1648 das französische Kommando in Ober-Italien, schlug die Spanier bei Trancheron und ward unter Mazarin's Verwaltung zum Herzog und Pair erhoben. — Endlich ist auch noch des Grafen Laurent von Choiseul-Gouffier zu erwähnen, der durch seine „Malerische Reise in Griechenland" einen verdienten Ruf in der gelehrten Welt erworben und nachmals Untersuchungen über Homer und über den Ursprung des thracischen Bosporus herausgab. Er war 1784 französischer Gesandter bei der Pforte, was er auch während der Revolution blieb. Als jedoch im Jahre 1793 sein Briefwechsel mit den ausgewanderten französischen Prinzen in die Hände der republikanischen Armee fiel, erließ der Konvent einen Verhaftsbefehl gegen ihn, so daß er sich von Konstantinopel nach Rußland flüchtete, wo ihm die Kaiserin Katharina eine Pension als Akademiker bewilligte. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich ganz den Wissenschaften widmete und im Jahre 1817 starb. — Der Vater des gegenwärtigen Herzogs von Choiseul-Praslin war unter Napoleon Mitglied des Senats und Oberst der Pariser National-Garde. Als solcher zeigte er so viele Anhänglichkeit an den Kaiser, daß er während der Hundert Tage von Napoleon zum Pair erhoben und darauf von den Bourbons verbannt wurde. Die jetzt auf so traurige Weise ums Leben gekommene Herzogin, eine Tochter des Marschalls, Grafen Sebastiani, wurde im J. 1807 in Konstantinopel, wo ihr Vater damals französischer Gesandter war, geboren, aber in Frankreich auf das sorgfältigste erzogen. Namentlich wurde ihre Erziehung von einer Tochter Moses Mendelssohn's, der geistvollen Henriette Mendelssohn, geleitet, die in Paris, im Sebastianischen Hause, bis zu ihrem Tode als Freundin der Familie lebte.

— Die Côte des Allemands. Herr Charles Gayarré, Staats-Secretair von Louisiana, hat vor kurzem die beiden ersten Bände eines Werkes herausgegeben *), welches die Geschichte dieser Provinz von der Expedition des Spaniers Hernando de Soto im Jahre 1541 und von der ersten Gründung einer französischen Kolonie an den Ufern des Mississippi (1699) bis zum Jahre 1770 enthält und welches in einem dritten Bande, der nächstens erscheinen wird, bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden soll. Wir finden darin unter Anderem folgende interessante Notiz über eine deutsche Niederlassung, die noch aus den zwanziger Jahren des vorigen Säkulums datirt und einem Landstrich in der Nähe von Neu-Orleans seinen Namen gegeben hat. Der bekannte Urheber des Mississippi-Projekts, John Law, war in seiner Glanzperiode Eigenthümer eines vier Quadratstunden großen Bezirks an der Mündung des Arkansas-Flusses geworden, und da es an französischen Kolonisten fehlte, so warb er eine Anzahl von Deutschen an, welche damals, wie jetzt, bereit waren, ihr Glück jenseits des Weltmeers zu suchen, und die sich, 200 Köpfe stark, dort ansiedelten. Als die Mississippi-Compagnie Bankerott machte und die von ihr errichteten Niederlassungen sich ohne Unterstützung vom Mutterlande, von Subsistenzmitteln entblößt und den Angriffen der Indianer ausgesetzt sahen, verließen die deutschen Kolonisten in Masse die Gegend am Arkansas und begaben sich nach Neu-Orleans, wo sie Gelegenheit zu finden hofften, sich nach Frankreich einzuschiffen und ihre Heimat wieder zu erreichen. Die französischen Behörden, die sie nicht gern ziehen ließen, erboten sich, ihnen einen Landstrich an beiden Seiten des Flusses, etwa 20 (engl.) Meilen von der Stadt Neu-Orleans, einzuräumen; die Auswanderer nahmen dieses Anerbieten an und begannen „mit charakteristischer Geduld und Arbeitsamkeit" den ihnen überwiesenen Boden zu kultiviren. Der Ritter von Arensburg, ein schwedischer Offizier, ward zum Kommandanten des neuen Postens ernannt, der den Namen der deutschen Küste, Côte des Allemands, erhielt und dessen fleißige Bewohner lange Zeit hindurch den Markt von Neu-Orleans mit Gemüse und Obst versorgten.

*) Histoire de la Louisiane, par Charles Gayarré. Nouvelle-Orléans, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Dienstag den 31. August 1847.

Der Sundzoll in Beziehung auf Königsberg.

(Meist nach Archiv-Quellen.)

Die Sundzollfrage ist in den neuesten Zeiten nicht blos so vielfältig der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern zugleich auch eine so wichtige politische Tagesfrage geworden, daß es wohl nicht ohne Interesse seyn möchte, einen Blick auf die Verhandlungen zu werfen, welche den Handel Königsbergs in Beziehung auf den Sundzoll im Verlauf des 16ten und 17ten und bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts zum Gegenstand hatten, zumal da man mitunter klagen hört, daß die Materialien, welche über die Geschichte des Sundzolls bis jetzt zu Tage liegen, im Ganzen noch sehr dürftig und dabei überdies auch sehr lückenhaft sind.

Der Hansabund beherrschte schon seit der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts den nordöstlichen Handel Europa's mit einer solchen fast monopolistischen und durch eine bedeutende Seemacht unterstützten Ueberlegenheit, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich von allen bei diesem Handel betheiligten Nationen, namentlich auch besonders von Seiten Dänemarks, eben so zahlreiche als gewinnbringende Konzessionen und Privilegien zu erringen. Schon damals nahm er, auf den Meeren fast allein gebietend, auch die freie Fahrt durch die dänischen Meerengen, den Sund und die Belte, wo Dänemark den Handel und die Schifffahrt durch Zölle sehr belästigte, als ein Recht in Anspruch. Es kam darüber zu vielfältigen Zwistigkeiten, aus denen aber die Hansa fast immer mit neuen Gewinnen hervorging, bis sich ihre Städte endlich bei der Durchfahrt durch den Sund und die Belte eine Zollfreiheit und Zollbegünstigung erworben hatten, wie sie kein anderes Volk genoß. Sie erfreuten sich ihrer auch noch, als ihr Handel und ihre Seeherrschaft im 16ten Jahrhundert allmälig zu verfallen anfingen; jedoch wurden sie ihnen, in Folge einzelner Wendungen der Parteikämpfe, häufig nicht blos bestritten, sondern bisweilen auch entzogen.

Um den von Seiten der Hansestädte darüber häufig erhobenen Klagen abzuhelfen und zugleich sich ihre Gunst zu erwerben, bestätigte der König Friedrich I. von Dänemark im Jahre 1524, bald nach seiner Thronbesteigung, den Städten Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg und Danzig, die ihm zu Ehren Sendboten zu seiner Krönungsfeier nach Kopenhagen gesandt hatten, alle ihre bisherigen Privilegien und erklärte, daß diese Bestätigung auch allen anderen Hansestädten, die man ihm namhaft machen werde, zu Theil werden solle, wobei er hinzufügte: „Wäre es Sache, daß von unseren Vorfahren, Königen zu Dänemark, oder uns irgend Privilegia oder Briefe anderen oder auch des Reiches Einsassen gegeben, oder irgend Statute gemacht wären oder künftig gegeben und gemacht werden möchten, den vorgeschriebenen Städten und ihren Privilegien zu Verfang, daß die, vermittelst dieser unserer Confirmation, nun als dann und dann als nun getödtet, vernichtet und kraftlos seyn sollen, also daß sie den genannten Städten in ihren Privilegien gar keine Hinderung thun sollen." Um ferner auch den so oft geführten Beschwerden der Hansestädte über neue, ungewöhnliche Auflagen und andere Belästigungen im Handel für die Zukunft zu begegnen, bestimmte der König: „Der Zoll solle über das ganze Reich nach Vermöge der Städte-Privilegien und alter Gewohnheit gehalten werden. Zu Helsingör sollen die Wendischen Städte, wo ihrer eine zu des anderen Schiff schifft, auf gebührliche Certification frei seyn; aber in unfreien Schiffen sollen ihre Güter gleich anderen von Schiffern nach Gewohnheit gefreiet werden. Wo aber in derselbigen Stadt Schiffen Güter aus anderen Städten sind, sollen sie zu dem Ende, daß dem Reiche keine Zölle unterschlagen werden, in der Certification wie gebräuchlich ausgedrückt werden." Auch die Bestimmung fügte der König hinzu: „Wir wollen auch verfügen, daß die ungewöhnlichen Zölle allenthalben in den Belten u. s. w. sollen abgethan und solches den Vögten auf allen Lägern verkündigt werden, den Kaufmann und Fischer über alte Gewohnheiten und Freiheiten nicht zu beschweren." Binnen zwei Jahren sollten Lübeck nebst den Wendischen Städten und Danzig die anderen Hansestädte, die dieser Privilegien nicht theilhaftig seyn sollten, dem Könige namhaft machen.

Ungeachtet dieser königlichen Bestimmungen aber ging doch die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter immer wiederkehrenden Fehden und Zwistigkeiten zwischen Dänemark und den Hansestädten über den Sundzoll hin. Da schloß endlich König Friedrich II., zur Sicherstellung seines wankenden Thrones, im J. 1560 den ersten, größeren, sämmtliche Hansestädte insgemein betreffenden Vertrag zu Odensee, worin er den Hanseaten zwar einzelne Privilegien beschränkte oder auch entzog, im Wesentlichen aber ihre früher errungenen, althergebrachten Freiheiten bestätigte. [*] Jedoch galten hiernach andere Vorschriften und Bestimmungen für die sogenannten sechs Wendischen Städte (Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg), andere für die sogenannten Osterschen, zu denen Königsberg, Danzig, Elbing, Riga, Reval, Stettin, Greifswalde und einige andere gezählt wurden. Während die Wendischen Städte außer dem alten Schreib- und Tonnengeld keinen Zoll weiter entrichten durften, wurde den Osterschen noch außerdem ein Rosenobel (etwa 6¼ Thlr. Preuß.) abgefordert, wenn sie mit eigenen Schiffen und Gütern nach dem Sund kamen, zwei Rosenobel, wenn sie anderer Städte Güter geladen hatten; auch mußten sie Kupfer und Wein besonders verzollen.

Abgesehen von einzelnen anderen, für die erwähnten Städte verschiedenen Bedingungen mußten alle Hansischen Schiffe, wenn sie den Sund passiren wollten, Certifikate über Schiff und Ladung beibringen.

Neben diesen Zöllen aber kamen auch nach dem Vertrage, zumal in Kriegszeiten, Belästigungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der dänischen Krone in Menge vor. Zu ihrer Entschuldigung diente dann gewöhnlich der Vorwand eines uralten Regals, nach welchem es der Krone Dänemark zustehe, in unruhigen Fehdezeiten, wo Schifffahrt und Gewerbe gestört würden, von allen durch den Sund gehenden Schiffen Kriegsmunition, Volk, ja die Schiffe selbst in Beschlag zu nehmen und zur Herstellung des Friedens zu verwenden. Auf einen weiteren Nachweis dieses Regals ließ sich die Krone nicht ein; sie behauptete schlechthin dessen Besitz und machte ihn nicht selten geltend. Auch den Königsbergern wurde im J. 1562 ein Schiff, „der fliegende Greif" genannt, im Sund angehalten und gegen eine höchst geringe Entschädigung zur Kriegsführung gezwungen.

Je mehr aber die Seemacht der Hanse allmälig sank, der Bund immer mehr äußerlich nur noch locker zusammengehalten wurde und sein Gewicht und Ansehen immer weniger berücksichtigt werden durften, um so mehr erlaubte sich auch die dänische Krone neue Zollerhebungen und drückende Belästigungen der Handeltreibenden. So legte Friedrich II. schon im Jahre 1563, als er den Krieg mit Schweden begann, sämmtlichen Hanseschiffen einen neuen Lastzoll auf, einen Stückzoll, der außer dem bisher üblichen Schreib- und Tonnengeld und außer dem Rosenobel, den die Ostseeschen Städte zahlen mußten, mit Strenge eingetrieben wurde. Zur Rechtfertigung dieser offenbaren Verletzung des Odenseer Rezesses wurde ein Vorwand leicht gefunden. Der König berief sich wieder auf sein uraltes Regal, auf die Kosten, die ihm der Krieg, den er unfreiwillig gegen Schweden führen müsse, verursache; und um diesen seinen Forderungen durch eine Art von Konsequenz eine scheinbare Rechtsgültigkeit zu geben, befreite er die Lübecker, als mit ihm verbündet, von der neuen Zoll-Abgabe. [**] Daß er sich aber seines Regals durch die Odenseer Festsetzungen freiwillig begeben, daß er die Eröffnung des Krieges mindestens mit derselben Unbedachtsamkeit wie seine Gegner verursacht habe, wurde nicht berücksichtigt. Ueberdies wäre das Regal auch nur für den Fall anwendbar gewesen, daß der Krieg allgemeine Störungen in Schifffahrt und Handel herbeigeführt hätte. Der Schwedenkrieg hatte jedoch rein politische Beweggründe, für welche die Hansestädte durch erzwungene Beiträge zu den Kriegskosten keinesweges einzustehen hatten. Die Wahrheit solcher Einwürfe und Beschwerden über die Belastung mußte Friedrich zwar stillschweigend zugestehen; um jedoch auch den äußersten Schein seiner Ansprüche wenigstens einigermaßen zu retten, suchte er andere Ausflüchte, indem er mit der Behauptung auftrat, der Odenseer Vertrag sey nicht mit dem ganzen Hansabund, sondern nur mit den einzelnen Hansestädten, jeder für sich, abgeschlossen; es durften also auch nur die namentlich darin genannten Städte, die erwähnten sechs Wendischen, gewisse Rechte daraus ableiten. Und doch hatten Lübeck und die anderen mit der Geschäftsführung beauftragten Städte den Vertrag im Namen der gesammten Hansa „aus Befehligung der gemeinen Hansastädte" abgeschlossen und ratifizirt, auch war ja der Osterschen Städte ausdrücklich darin erwähnt worden. Da indeß der König auf seiner Behauptung bestehen zu müssen glaubte, so kam es jetzt nur darauf an, daß die im Vertrage nicht namentlich genannten Städte spezielle Versprechungen und Konzessionen nachweisen konnten. Mit einem solchen Nachweis konnte z. B. Stettin durch ein Reskript des Königs vom 12. Mai 1568 auftreten. [***] Was in dieser Hinsicht Königsberg geltend machen konnte, wollen wir etwas näher auseinandersetzen.

---

*) Vgl. J. Scherer: Der Sundzoll, seine Geschichte, sein jetziger Bestand und seine staatsrechtlich-politische Lösung. Berlin, 1845. S. 12 ff.

**) Sertorius, Geschichte des Hanseat. Bundes. Th. III. S. 3.

***) Scherer, S. 16.

Im vierten Jahre des Schwedenkrieges (1567) hatte König Friedrich den Mißbrauch seines Regals schon so weit getrieben, daß er für die einzelnen Nationen und Städte förmliche Tarife festgestellt, nach welchen sie ihre Waaren beim Durchgang durch den Sund verzollen mußten. So wurde von den Königsberger Handelsschiffen von jedem Hundert Stück Wagenschoß und Klappholz *), so wie von jeder Last Getraide ein Thaler gefordert. Dieses Geld mußten die Schiffer baar entrichten; etwaige Widerreden und Berufung auf alte Freiheiten wurden natürlich von den Zollbeamten zu Helsingör nicht weiter beachtet und im Fall der Weigerung der Zahlung den Schiffen die Durchfahrt durch den Sund mit Gewalt gewehrt. Diese schwere Zollauflage mußten aber die Königsberger Kaufleute und Schiffsrheder um so drückender finden, da die Danziger auf ihr Ansuchen davon befreit worden waren, indem auf sie nur die alten mäßigen Zollbestimmungen angewendet wurden, zumal da zu befürchten war, daß man bald noch weiter gehen und von den Königsberger Schiffen bei ihrer Rückkehr durch den Sund auch von ihrem Salz oder anderen Ladungen eine ähnliche Abgabe fordern werde. Da die Besorgniß sehr nahe lag, daß unter solchen Umständen die Schifffahrt und der Handel Königsbergs, Danzig gegenüber, völlig niedergedrückt werden müßten, so ergingen von Seiten der drei Städte Königsbergs bald die dringendsten Klagen über die neue Handelsbelästigung an den Magistrat; sie forderten, auf geeignetem Wege die Abschaffung des Lastgeldes und der damit verknüpften Beschwerden zu bewirken, wiesen auf die Unbilligkeit solcher Gewaltmaßregeln und auf den für sie daraus hervorgehenden Schaden hin, zumal da sie die Verordnungen der dänischen Krone in Betreff der Zollerhebung nie übertreten, auch sonst dieselbe durch nichts beleidigt hätten; sie baten daher den Magistrat, dem Herzog über ihre Beschwerden gründlichen Bericht zu erstatten und ihn dringend zur thätigen Mitwirkung um Abhülfe zu bitten. Es geschah. Der Herzog erließ alsbald ein Schreiben an den König von Dänemark, worin er ihn um die Reduction der Zollsätze auf den alten Gebrauch ersuchte. Zufälliger Weise aber hatte er in dem Schreiben seinen Namen nicht unterzeichnet, was bei dem hohen Alter, in dem er stand, nicht eben auffallen kann. König Friedrich jedoch benutzte diesen Umstand und behauptete, auf solche unbeglaubigte Befürwortung in der Sache nichts ändern zu können; man müsse, wenn etwas geschehen solle, neue Intercessionen beibringen. Solche wurden hierauf auch vorbereitet; ehe sie indeß an den König gelangen konnten, starb der alte Herzog im März des Jahres 1568. Auf den Landtagen, welche sein Nachfolger Herzog Albrecht Friedrich zu Rastenburg und Tapiau abhalten ließ, wurden die Klagen der Königsberger erneuert, die Nutzlosigkeit aller bisher geführten Beschwerden nachgewiesen und von den anwesenden Regimentsräthen auch das Versprechen gegeben, man werde Alles anwenden, um eine möglichst baldige Abhülfe zu bewirken. Da die Zeit heranrückte, wo die Königsberger Schiffe wieder aussegeln und den Sund passiren sollten, so erließen die Magistrate der drei Städte ein neues erinnerndes Bittschreiben an die Regimentsräthe. Es hatte die Folge, daß sich diese jetzt direkt an den dänischen König wandten, nicht ohne in ihrem Schreiben die Berufung auf die Zollfreiheit der Danziger und die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Dänemark und Preußen ganz besonders hervorzuheben. Es erfolgte keine Antwort; in den Zollsätzen ward für Königsberg nichts geändert, wohl aber erlangten inzwischen die Holländer durch einen mit Friedrich II. geschlossenen Vertrag völlige Befreiung vom Lastgelde, wie sie die Danziger genossen. Neue Klagen auf einem Landtag, neue Beschwerden nicht nur der Kaufleute und Schiffer, sondern aller Stände, die in ihrem Interesse von der drückenden Neuerung mit berührt wurden, einen Beschluß über die Absendung eines Bevollmächtigten an den König, Alles erheischte die Noth in schneller Folge. Man erinnerte in dem Schreiben, welches man dem Gesandten Hans Kammermeister (einem Sohne des berühmten Joachim Camerarius) mitgab, an die unberücksichtigten Klagen und an ältere Zusagen des Königs; man bat um eine bestimmte, wo möglich willfährige Antwort, „damit die Einwohner dieses Fürstenthums ihres und ihrer Voreltern bei dem Reiche Dänemark bewiesenen Dienstes und ihrer nachbarlichen Treue genießen und, wie sie vor anderen bei demselben in Zeit der Noth treulich gehalten, also auch nun vor anderen eine Prärogative in dem Fall haben und mit denen von Danzig oder den Holländern gleich geachtet, also ihre Schiffe um den alten Zoll durchgestattet werden möchten.“

Eine Antwort auf die immer heftigeren Ansuchen mußte jetzt gegeben werden. Da aber der König bei dem damals noch fortdauernden Krieg mit Schweden einen offenen Zwist mit dem Herzog von Preußen auf jeden Fall zu vermeiden wünschte, die schweren Kriegskosten jedoch einen Erlaß der Zollsätze der dänischen Krone jetzt zumal doppelt fühlbar hätten machen müssen, so fiel die Antwort ausweichend und auf künftige Zeit vertröstend aus. Der König nämlich übergab dem herzoglichen Gesandten am 11. Juni 1569 einen im Original noch vorhandenen, mit seiner eigenhändigen Unterschrift und königlichem Siegel versehenen Bescheid **), der für den Augenblick zwar wenig befriedigte, dennoch aber in seinem Inhalt von großer Wichtigkeit war. Vor Allem erinnert er an sein uraltes, oben erwähntes „Regal, Freiheit und Gerechtigkeit, daß man bei solcher erregten gemeinen Unruhe, da die Navigation und Gewerbe von anderen zu turbiren und zu hindern unterfangen, von den Durchschiffenden gegen die Gebühr Schiff, Volk, Kriegsmunition und andere Nothdurft in ihrer Majestät Gebrauch ziehen und annehmen möge.“ Dieses Regal hatten die Schiffer und Kaufleute, darunter auch die in des Herzogs Landen, weil sie die zu entnehmenden Waaren und anderen Bedürfnisse oft nicht ohne die größte Gefahr hätten entbehren können, dadurch abgekauft, daß sie sich erboten, dafür lieber ein Bestimmtes zu leisten. Der König habe dieses Erbieten auch angenommen „und gedachte seine und seines Reichs Regal-Gerechtigkeit (doch derselben in anderen Fällen und Gelegenheit unvorgreiflich) ein- und zu Ruhe gestellt“; er habe demnach das, was ein jeder der durch den Sund Schiffenden zu leisten habe, auf einen bestimmten, von jeder Last zu erhebenden „geringen“ Zoll festgesetzt, ein Einkommen, welches er gerade jetzt am wenigsten entbehren könne, weil der König von Schweden, trotz aller Friedenserbietungen, seine Feindseligkeiten noch immer fortsetze. Solches Lastgeld sey also keine dauernde Beschwerung, „sondern nur auf eine kurze Zeit und zu Ersetzung des heilsamen, lieben Friedens gemeint“, auch werde es nicht blos zum Schutz des dänischen Reichs, sondern auch zur Sicherung und Aufrechthaltung der allgemeinen Schifffahrt und des Handels erhoben und verwendet. Da nun überdies der Lastzoll sich auch nicht so gar hoch belaufen werde, so möge sich der Herzog in Erwägung ihrer sonstigen freundschaftlichen Verhältnisse demselben nur fügen und nicht etwa bei anderen Potentaten und benachbarten Städten Beschwerden deshalb und ähnliche Forderungen veranlassen. Gedulde sich der Herzog bis zur Herstellung des Friedens, so verspreche der König, „nicht allein solchen Lastzoll gegen den Gebrauch oberwähnter seiner Regal-Gerechtigkeit, den er sich dabei billig vorbehalten, gegen die drei Städte Königsberg und die anderen Unterthanen des Herzogs freundlich ein- und abzustellen, sondern auch dieselben, sammt ihren Schiffern und Gewerbsleuten, ihre befugten Freiheiten und Privilegien in seinen Reichen und Strömen zu ihrem Besten genießen zu lassen, und sie neben und vor anderen in gnädigstem, gutem Befehl zu haben und zu erhalten.“ Im Uebrigen hoffte er, obwohl er das an ihn gerichtete Gesuch aus erwähnten Ursachen vor der Hand nicht habe genehmigen können, der Herzog werde in ihren freundlichen und nachbarlichen Beziehungen nichts ändern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wagenschoß hieß das zum Schiffbau dienende Holz; Klappholz war gespaltenes Eichenholz, wie es zu Faßdauben gebraucht wird.

**) Scherer, S. 163, erwähnt dieses Bescheides ebenfalls.

England.

Militair-Kolonieen der Engländer in Neu-Seeland.

(Schluß.)

Dies ist das Uebel; welche Ursache hat es erzeugt, und wie kann ihm abgeholfen werden? Das Uebel ist, unserer Meinung nach, durch den Mangel jedes lehnsherrlichen Elements in den Kolonial-Institutionen entstanden. Man durfte keine Konzessionen machen, ohne zugleich Verbindlichkeiten aufzulegen, man durfte die Squatters nicht ungestört um sich greifen lassen. Anstatt alle jene regellosen Maßnahmen gut zu heißen, die so viele auf unserer Erde zerstreut umherliegende Punkte an England knüpften, hätte die Krone, in jedem speziellen Fall, das eingenommene Land an die Auswanderer unter der Bedingung verleihen sollen, daß sie sich für sich und ihre Erben anheischig machten, stets Kriegswaffen in ihren Wohnungen vorräthig zu haben und für jedes Lehen, nach dessen Größe, die verhältnißmäßige Mannschaft ausgerüstet zur Waffen-Uebung zu schicken. Eine solche Lehns-Miliz wäre nicht allein gegen den auswärtigen Feind, sondern auch zur Aufrechthaltung der Ruhe im Innern zu brauchen gewesen. Wäre Amerika nach einem solchen Prinzip kolonisirt worden, so würde die Bevölkerung seiner weiten Länderstriche mehr Züge der Aehnlichkeit in Sprache, Sitten und Institutionen mit den Engländern aufzuweisen haben. Man hat dies vernachlässigt, und die Geschichte lehrt uns, welche Folgen dieser Fehler nach sich gezogen. England kann diesen Fehler wenigstens für die Zukunft vermeiden, wenn es auf dem Wege fortfährt, welchen Lord Grey eingeschlagen und welcher, unserer Ansicht nach, der richtige ist.

Dieses führt uns auf die neue Stadt, welche man in Neu-Seeland zu gründen beabsichtigt, und auf die Maßregeln, durch welche man ihr Einwohner zu verschaffen gedenkt. Lord Grey's Plan besteht darin, in Neu-Seeland eine Militair-Kolonie zu gründen — eine Kolonie von exerzirten, disziplinirten, einregimentirten und durch englische Offiziere kommandirten Leuten. Wenn dieser Plan auch seine mangelhaften Seiten haben mag, so ist er doch als ein erster Schritt zum Besseren dankbar anzuerkennen.

Das Lehns-System läßt sich nicht wiederherstellen, allein es läßt sich ihm das abborgen, was es Gutes hat und was also zu allen Zeiten anwendbar ist. Wenn sich — selbst in Australien — keine Ritter und Barone mehr schaffen lassen, so lassen sich vielleicht die Veteranen unserer Cadres unter Bedingungen, wie die Verhältnisse sie erheischen, dorthin, wie nach Ceylon, Kanada, der Insel Vancouver und dem Oregon-Gebiet, verpflanzen. Diese Kolonisten würden je nach dem Rang, welchen sie bekleiden, größere oder kleinere Landportionen erhalten, und eine jede dieser Portionen würde ihrem Besitzer die Verpflichtung auflegen, für die Miliz einen oder mehrere Köpfe zu stellen, für deren Brauchbarkeit und Wohlverhalten die Besitzer verantwortlich wären. Die mit der Verwaltung dieser Kolonieen beauftragten Offiziere würden zugleich mit einer bürgerlichen und richterlichen Autorität zu bekleiden seyn, damit sie in Friedenszeiten Streitigkeiten bis zu gewissen Gränzen entscheiden und für die Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung sorgen könnten. Schwierigere Fälle und Kriminalsachen würden den königlichen Richtern vorbehalten bleiben, die inskünftige, wie im Mutterlande, ihre Rundreisen zu machen hätten. Alle Sachen, die vor das Forum einer correctionellen Polizei gehören, würden der Aburtheilung einer aus Kolonisten gebildeten Jury, bei

welcher der kommandirende Offizier die Functionen des Richters ausübte, zugewiesen werden. Fügt man noch hinzu, daß, wie billig, jede einzelne Niederlassung ihren Seelsorger, ihren Schullehrer und ihren Arzt besitzen müßte, so hätte man alle Grundlagen zu einem Zustande der Dinge, der nicht verfehlen könnte, den besten Erwartungen zu entsprechen.

Und einen solchen Zustand herbeizuführen, dahin scheinen alle Anstrengungen des gegenwärtigen Kolonial-Ministers zu gehen. Man hat den ausgedienten Soldaten wissen lassen, daß diejenigen von ihnen, die Lust hätten, sich mit ihren Weibern und Familien nach Australien zu begeben, dort fertige Wohnungen mit einem Antheil zur Hälfte urbaren und zur Hälfte nicht urbaren Landes finden würden; man hat ihnen für das ganze Jahr Arbeit mit einem Tagelohn von 1 Shilling 6 Pence garantirt, wobei es ihnen noch freigestellt bleibt, sich in andere vortheilhaftere Verbindungen an Ort und Stelle einzulassen, da die Regierung sie nur für den Rest ihres Lebens vor Noth sichern und ihnen Mittel verschaffen will, ihre Kinder, wenn sie erwachsen sind, zu versorgen. Dagegen haben sich diejenigen, die auf diese Bedingungen nach Australien gehen, als fortwährend zur Reserve-Armee *) gehörig, zu betrachten; sie müssen die nöthigen Montirungsstücke mit sich nehmen und an den Exerzier-Uebungen und Besichtigungen regelmäßig theilnehmen; für diejenigen Tage, an denen sie sich unter den Waffen befinden, erhalten sie den gewöhnlichen Sold. Ueber je hundert Mann soll ein Offizier und über je eine Niederlassung ein Stabs-Offizier das Kommando führen; für Aerzte, Schullehrer und Geistliche ist, um die Maßregel zu vervollständigen, nicht minder gesorgt. Die Anzahl der Individuen, die aller dieser Vortheile theilhaftig werden sollte, war für den Anfang auf 500 Köpfe festgestellt, die überdem Zeugnisse des Wohlverhaltens, eine kräftige Constitution und nicht über 50 Jahre haben sollten. Die Absichten der Regierung waren kaum bekannt, als sich Bewerber in Masse fanden, wenigstens unter den gemeinen Veteranen. Der Zudrang von Offizieren war weniger stark, doch meldeten sich ihrer genug, um den Cadre auszufüllen, und die Expedition ist gegenwärtig bereit, unter Segel zu gehen.

Diese Maßregel scheint uns von großem Vortheil für die Kolonie zu seyn. Die neuen Kolonisten sind zwar nicht mehr in der Blüthe ihrer Kraft, und wir wissen nicht, ob sie für die Industrie ihres neuen Vaterlandes von Nutzen seyn können, allein sie bringen ein Prinzip der Ordnung mit und werden für die Vertheidigung der Kolonie gegen die Eingebornen ohne Zweifel auf das ersprießlichste wirken. Da übrigens diese Veteranen nach Verlauf von sieben Jahren vollständige Eigenthümer der ihnen eingeräumten Häuser und Ländereien werden, so läßt sich hoffen, daß ihre Stelle durch ihre Söhne eingenommen werden wird, junge, kräftige Burschen, die der Staat nicht zu bezahlen braucht, während sie unter Waffen sind, und die es durch ihre Väter wissen werden, daß sie der Regierung ihren jährlichen Dienst schuldig sind. Es ist dies noch nicht Alles: das neue Rekrutirungsgesetz scheint mit der Kolonialpolitik in einem Zusammenhange zu stehen, an den weder die Gegner noch die Vertheidiger jenes Gesetzes gedacht haben.

Lord Grey hat Australien durch einen lebendigen Wall kriegstüchtiger Veteranen gesichert, deren Mehrzahl über den Meridian des Lebens hinaus ist. Seine nächste Sorge, wenn er über 10 Jahre noch am Ruder ist, muß dahin gehen, in allen Kolonieen aus denjenigen Soldaten, die sich beim Ablauf ihrer Dienstzeit daselbst befinden, einige Tausend in Compagnieen und Bataillonen, die dann aus jungen, kräftigen, intelligenten Soldaten bestehen werden, zu organisiren. Nehmen endlich die Regiments-Commandeure an einer so nationalen Maßregel den Antheil, welchen sie verdient, und gewöhnen sie ihre Soldaten, die Stellung eines Kolonisten als die beste Belohnung für treu geleistete Dienste anzusehen, so werden alle diejenigen, welche hinfort Sold erhalten, schon im Besitze eines kleinen Kapitals seyn, welches sie sich während ihres aktiven Dienstes, vermöge der Regiments-Sparkassen, gesammelt haben. Es wird dann nur für den ersten Anfang nöthig seyn, daß ihnen die Regierung für Arbeit und Tagelohn garantirt. Man kann sie zur Urbarmachung wüster Landstrecken ermuntern und diese Arbeiten eine Zeitlang mit dem Gelde des Schatzes bezahlen, doch wird es, wenn man mit dem Urbarmachen einmal zu Ende ist, genügen, den verschiedenen Ländereien so viel zuzulegen, um den Besitzern die nöthigen Existenzmittel zu sichern und sie in den Stand zu setzen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Auf diese Weise wird die Organisation der englischen Kolonieen in Zukunft eine solche seyn, daß sie nicht allein gegen innere Unruhen, sondern auch gegen Angriffe von Außen sicher gestellt sind. Vor Allem aber — auf diesen Punkt müssen wir noch aufmerksam machen — ist es nothwendig, in der Wahl, nicht nur der Soldaten, sondern auch der Offiziere, die äußerste Vorsicht anzuwenden. (F. M.)

Texas.

Die deutschen Ansiedler und die Comanches.

Als Nachtrag zu unserem Artikel über die Expedition der deutschen Ansiedler in Texas theilen wir nachstehend die darin erwähnte Rede des General-Commissairs, Freiherrn von Meusebach, mit, die derselbe an die Häuptlinge der Comanches in dem Council am 1. März 1847 in Mo-pet-chu-ko-pe's Lager an der San-Saba gehalten:

„Meine Brüder!

„Ich komme einen weiten Weg, Euch zu sehen und die Friedenspfeife mit Euch zu rauchen. Ich hoffe, Ihr werdet den Worten lauschen, welche ich Euch zu sagen habe. Denn es sind Worte der Wahrheit und aufrichtig gemeint, wie wir Deutsche gewohnt sind. Das Volk meiner Väter, welches ein kriegerisches Volk ist, tapfer und, wie Ihr gesehen habt, gut bewaffnet, sandte mich aus, und ich kam mit einem Theil meines Volkes weit her von der anderen Seite des großen Wassers; wir verbanden uns mit den Amerikanern; sie sind unsere Brüder, — und wir Alle leben jetzt hier unter demselben großen Vater, dem Präsidenten.

Ihr habt kürzlich einen Frieden gemacht mit den Häuptlingen desselben großen Vaters; damit Ihr nun mein Volk, meine Landsleute, Eure jetzigen Nachbarn kennen lernt und lebet mit ihnen als Brüder, wünsche ich mit Euch zu verhandeln und Friedensvertrag noch besonders zu machen. — Viele meiner Landsleute leben an dem Wasser, welches Ihr nennt Guadeloupe *), und wieder Viele an einem anderen Flusse, nahe bei dem Gewässer, das wir und die Mexikaner Perdinales **) nennen. Dort wohnen sie dicht gedrängt in Zelten, Hütten und Häusern. Ich beabsichtige nun, mit einem Theile meines Stammes zu den Gewässern des Llano zu kommen und dort unsere Wohnsitze für immer zu nehmen. Auch die Weiber und Kinder wollen wir mitbringen und Korn pflanzen, und mein Volk weiß Korn und die Thiere mit Hörnern, wie die Büffel, trefflich zu ziehen. Das Volk meiner Väter ist arbeitsam und fleißig und weiß aus der Erde Vieles zu gewinnen, was Ihr gern esset, und es wird so vollauf immer zu essen haben für sich und die Brüder. — Aber Wenige, wenn sie den Boden bearbeiten, haben Zeit oder lieben es, den flüchtigen Hirsch zu verfolgen oder den Büffel zu tödten. Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir lieben den Frieden; und wenn Ihr willig seyd, den weißen Friedenspfad mit unserem Volk zu wandeln, so wird es die Herzen unserer Weiber und Kinder vergnügt machen, und wir wünschen dann, daß Ihr den rothen Kriegspfad verlasset und kommet auf den Pfad, der weiß ist, und sehet unser Volk und unsere Städte, Dörfer und Wigwams. Wenn wir Freunde sind, werden wir immer die Mahlzeit mit einander theilen, wenn Ihr hungrig zu uns kommt. — Wenn Ihr mit uns den Friedenspfad wandelt, werdet Ihr immer Korn, weißes Mehl, süßen Zucker und das braune Wasser ***), auch Fleisch von allerlei Sorten bekommen, und Ihr könnt Eure Felle, Pferde und Esel, so wie andere Dinge, dagegen vertauschen, und Eure Weiber und Kinder, wenn sie hungrig sind, wissen dann, wo sie erhalten, was ihrem Herzen Freude macht.

Ich mache nun diesen Vorschlag:

1) Meine Landsleute haben die Erlaubniß, zu gehen, zu reisen, wo es ihnen beliebt, und darf ihnen kein Leid gethan werden, sondern Ihr gewährt ihnen überall Schutz. Dagegen kann Euer Volk kommen zu unseren Wigwams und Städten ohne Furcht und kann gehen, wohin es ihm gefällt, und soll beschützt seyn, so lange es auf dem weißen Pfade wird wandeln.
2) Ihr, die Häuptlinge, und Euer Volk werdet uns beistehen und anzeigen, wenn schlechtes Volk und rothe Gesichter vom anderen Stamme Pferde stehlen und andere Uebelthaten beabsichtigen, und wir thun ein Gleiches, wenn Ihr angegriffen seyd.
3) Ich will senden Männer mit dem Dinge, was, wie die rothen Gesichter sagen, das Land stiehlt †), und will vermessen diese ganze Gegend und die San-Saba, so wie die ganze Gegend weiter hinauf an dem Concho und anderen Gewässern, so daß wir kennen lernen die Gränzen, wohin wir gehen können und den Boden bearbeiten. Und wenn Ihr nach Ueberlegung mit Eurem Volk gewillt seyd, den Abschluß dieses Vertrages zu machen, so will ich Euch und den Kriegern und Weibern Geschenke geben in Menge, wie Ihr sie wünscht, oder sie abmessen nach weißen Metallstücken, die wir Dollars nennen, und geben so viel, als 1000 und einige werth sind.

Aber ich mache den Vertrag nicht, um Euch aus dem Lande Eurer Väter zu treiben; — mein Volk wird seine Wohnsitze unter Euch aufschlagen, wo es den Boden passend findet, um Korn und andere Dinge zu pflanzen, und wir werden bei einander wohnen und leben wie ein Volk von Brüdern. Denn was wir nehmen von dem Lande, ist wenig, und Vieles bleibt Euch dann übrig zu Eurem beständigen Wohnsitze. Ihr bauet kein Korn und ziehet keine zahmen eßbaren Thiere, sondern Ihr lebt von der Jagd und setzt heute hier und morgen anderwärts Eure Zelte, gemacht aus den Häuten der Büffel. — Wenn der Büffel nach Norden und der flüchtige Hirsch in den Wald zieht, wenn Ihr kein Wild mit dem Bogen erlegt, wenn das Gras verdorrt oder vom Feuer verzehrt ist, wenn Eure Pferde vom Fleische gefallen und der Nordwind Euch in den Zelten gebannt hält, dann kommt zu meinem Volke und tauscht Euch zu leben ein, was es erzielt hat. Manche von Euch müssen jetzt Tage lang hungern, — dann habt Ihr immer vollauf zu essen, denn unser Volk wird auf geringem Raume mehr bauen, als es braucht zu den Mahlzeiten.

Ich kann von hier aus den Punkt noch nicht bestimmt angeben, wo ich die Wigwams und Häuser mit einem Theile meines Stammes zunächst aufzu-

---

*) Diese besteht schon in England. Unter den 70,000 — 80,000 Pensionirten des Heeres befinden sich, nach Ergebnissen einer vor kurzem angestellten Untersuchung, nicht weniger als 20,000, die in Festungen noch Dienste leisten konnten. Ein Parlaments-Beschluß beauftragte das Kriegs-Ministerium mit der Organisation dieser noch dienstfähigen Klasse. Daraus entstand die Reserve-Armee, aus der man gegenwärtig die Kolonisten für Neu-Seeland ziehen will.

*) In Neu-Braunfels, jetzt von 3500 Einwohnern bevölkert.

**) In Friedrichsburg, jetzt mit über 1000 Deutschen bevölkert.

***) Kaffee, tohockpa.

†) Der Kompaß.

schlagen gedenke, aber es wird zuerst irgend wo nahe oder an dem Wasser seyn, welches Ihr Llano nennt.

Ich wünsche, Ihr möget darüber nachdenken, was ich sage.

Wenn unser Volk länger mit Eurem zusammen gelebt hat und wir kennen einander, so mag es geschehen, daß Einige sich verheirathen wollen. Bald werden die jungen Krieger unseres Stammes Eure Sprache erlernen. Wenn sie dann geneigt sind und kommen überein, sich zu heirathen, so weiß ich kein Hinderniß, und unsere Völker werden desto stärkere Freunde seyn.

Wenn wir mit dem Vertrage übereinkommen, so werde ich die Geschenke holen und bereit seyn, mit Euch zu reden und den Vertrag feierlichst zu unterzeichnen, spätestens, wenn zweimal nach diesem die Scheibe des Mondes sich füllte. Ich hoffe, Ihr wollt mit uns übereinkommen, und ich rufe die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, zum Zeugen, daß ich nicht mit gespaltener Zunge gesprochen! — Ich habe meinen Brüdern nichts mehr zu sagen. Ich höre, was meine Brüder mir antworten."

Im Council am 2. März ertheilte darauf der Häuptling Mo-pet-chn-se-pé (alte Eule) folgende Antwort:

„Mein Freund und Vater ist einen weiten Weg gekommen, mich zu sehen — ich habe sein Wort gehört, und ich glaube und vertraue dem, was er gestern im Rathe den Häuptlingen sagte. Die Herzen meines Volkes sind erfreut, da sie den Worten meines Vaters gestern gelauscht haben.

Ich sah einen schwarzen Rand unter dem Nagel meines Fingers zuvor, aber heute sehe ich, daß er weiß ist. Mein Herz freut sich, das Volk zu sehen, das so weit her kam über das große Wasser, freut sich, daß dies Volk kommt, uns zu besuchen.

Ich habe gesprochen zu meinem Volke — ich habe berathen mit den Kriegern und alten Männern. Wir werden den Kriegsstand verlassen und den weißen Pfad des Friedens wandeln mit Eurem Volke, wie mein Vater gestern vorschlug, und ich werde Alles thun, was ich kann, daß wir für immer auf diesem Pfade bleiben, wenn wir einmal abgeschlossen.

Aber ich sehe etwas, was meinem Herzen nicht lieb ist, wenn Ihr die Wigwams jetzt auflegt an dem Wasser, das Ihr den Llano benennt. Mein Volk hier, — wir haben nichts dagegen, aber ich sehe nicht alle meine Krieger — viele sind dem Büffel gefolgt, und viele gingen auf dem rothen Pfade dorthin, wohin die Sonne sich zur Erde neigt.*) Ich habe zu ihnen zu reden im Rathe, — dann werde ich feste Antwort geben. Ich weiß, daß das Volk, welches sich Texaner nennt, eine Gränze ziehen will zwischen uns und den bleichen Gesichtern, und ich will zuvor reden mit allen übrigen weiter entfernten Stämmen der Comanches, denn ich will nicht etwas versprechen und dann mein Wort brechen. Eines weiß ich, — das Volk an der anderen Seite des rothen Flusses (Red river) habe Unrecht gethan.**) Wenn die Comanches zusammenkommen, sobald das Gras wiederum aufsprießt, hoffe ich, alle diese Schwierigkeiten besiegt zu haben. Meine Absicht ist, unter allen Umständen an dieser Seite des Wassers, welches die Amerikaner Brazos nennen, im Friedenspfade zu wandeln. Unsere Männer auf dieser Seite am rothen Flusse verließen uns auch nicht, als wir den Kriegspfad mit den Texanern betraten. Doch haben wir nichts damit zu thun, wenn sie auf der anderen Seite Unrecht thun oder erleiden. — Ich habe nichts mehr zu sagen."

Hierauf erwiederte der Commissair, Frhr. v. Meusebach:

„Mein Bruder hat gesprochen — ich habe seine Rede gehört und erwogen. Die Herzen unserer Weiber und Kinder werden erfreut seyn, sie werden lauschen den Worten des Friedens, welche mein Bruder gesagt hat. Mein Bruder hat nichts dagegen mit seinem Volke, wenn wir zunächst an dem Wasser des Llano die Zelte und Häuser errichten, und die Länder weiter hinauf, wo sie tauglich sind, abstecken. Wir werden uns mit unsern Weibern und Kindern dort sofort niederlassen an dem ersten Wasser. Mein Bruder will den weißen Pfad wandeln in Frieden mit unserem Volke. Er wird sprechen mit den übrigen Kriegern seines Stammes, und sie werden die Worte ihres Häuptlings hören.

Mein Bruder spricht von einer Gränze zwischen den rothen und bleichen Gesichtern — ich verachte nicht die rothen Brüder, weil sie dunkler gefärbt sind, und stelle nicht die weißen höher, weil sie heller sich ansehen.

Wenn unser großer Vater und Präsident eine Gränze ziehen will, so mag er sie ziehen. Wir werden die Gränze nicht sehen, weil wir Brüder sind und neben einander wie Brüder wohnen wollen. Mein Volk hat nichts mit den rothen Gesichtern auf der anderen Seite des Brazos zu thun. Wir gehen nicht nach Aufgang der Sonne, sondern wir gehen nach Westen. Unsere Krieger sind kriegslustig und kriegsgewohnt, unsere Waffen nicht eingerostet; wir begehren keinen Frieden mit anderen Stämmen als mit Euch, meine Brüder! — mit den tapferen Comanches im Westen. Wenn Ihr daher uns unterstützt, wie wir Euch unterstützen, mit uns den weißen Pfad beständig offen erhaltet, ist es genug!

Ich habe geredet."

Schluß-Antwort des Häuptlings Mo-pet-chn-se-pé:

„Mein Herz ist froh, zu hören, was mein Bruder mir sagte. Ich werde kommen mit einem Volke nach dem Platze, welchen Du nennst „Friedrichsburg", sobald zweimal die Scheibe des Mondes sich gefüllt hat. Wenn Du bereit bist, uns zu empfangen, sende den Boten, den wir kennen und dem wir glauben können, daß er von Dir gesandt ist, und wir werden kommen und den Friedensvertrag abschließen, wie Du gewünscht hast.

Ich habe gesprochen."

*) Nach Westen.

**) Bezieht sich auf den Verrath, der früher von den Texanern in San Antonio gegen versammelte Indianer-Häuptlinge verübt worden ist, die man erst zu einem Friedensschluß eingeladen hatte und dann meuchelmörderisch niedermetzeln ließ.

Mannigfaltiges.

— Zahl und Abnahme der Geistlichen in Europa. Herr Moreau de Jonnès theilt in der kürzlich erschienenen zweiten Abtheilung seiner Elémens de Statistique folgende Notizen über die Zahl und die Abnahme der Geistlichen in Europa mit: „Merkwürdige Veränderungen haben sich im Schoße dieser mächtigen Corporation zugetragen, die vor der französischen Revolution den dritten Theil oder gar die Hälfte alles Grundeigenthums besaß und mit dem Adel die lehnsherrlichen Rechte theilte. Im J. 1757 zählte der Abbé de Saint-Pierre in Frankreich 40,000 Pfarrer, 60,000 andere Priester, 100,000 Mönche und 100,000 Nonnen; zusammen 300,000 Personen geistlichen Standes, oder 1 auf 67 Einwohner. Im J. 1829 zählte die Geistlichkeit 108,000 Mitglieder, oder 1 auf 280 Einwohner. Sehr viele und mannigfache Ursachen haben seit dem 16ten Jahrhundert dazu beigetragen, die Zahl der zur Geistlichkeit gehörenden Personen nach und nach außerordentlich zu vermindern. Vergleicht man die Zahlen mit einander, so ergiebt sich, daß im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung die Geistlichkeit sich vermindert hat:

in Rom, in 65 Jahren, um drei Fünftel;
„ Portugal, in 31 Jahren, um fünf Sechstel;
„ Bayern, in 28 Jahren, um zweiundzwanzig Dreiundzwanzigstel (?);
„ Sicilien, in 51 Jahren, um mehr als die Hälfte;
„ Frankreich, in 67 Jahren, um mehr als vier Fünftel;
„ der Schweiz, in 37 Jahren, um ein Drittel;
„ England, in 133 Jahren, um beinahe zwei Drittel;
„ Rußland, in 33 Jahren, um weit mehr als ein Drittel;
„ Dänemark, in 20 Jahren, um die Hälfte und darüber;
„ Schweden, in 60 Jahren, um ein Drittel.

Der größte Theil dieser Abnahme hat die katholische Geistlichkeit getroffen: in funfzig Jahren hat sie sich in sechs europäischen Staaten um 855,000 Priester, Mönche und Nonnen vermindert."

— Die assyrischen Alterthümer in Nimroud. Mit Bezug auf die in Nr. 81 des Magazins geschilderten Bildwerke aus Nimroud im alten Assyrien, von denen (wie wir dort erwähnten) eine Anzahl im British Museum aufgestellt ist, macht der englische Bildhauer, Herr Westmacott, im Athenaeum bemerklich, daß sie mit Unrecht „marbles" — Marmorwerke — genannt würden, indem das Material kein Kohlen-, sondern ein Gyps-Kalkstein sey. In einem vom Journal de Constantinople mitgetheilten Schreiben des Herrn Layard (der die englischen Ausgrabungen leitet), aus Mossul vom 14. Juni d. J., berichtet derselbe, daß er bis in das Innere von acht Kammern vorgedrungen und dort unter Anderem vier Paar geflügelte Stiere von gigantischer Form gefunden habe. Unter den neu entdeckten Basreliefs befinde sich auch das einer großen, von den Wassern eines Stromes umgebenen und von Palmbäumen beschatteten Stadt, welche das alte Babylon zu seyn scheine. Auf einem anderen Bilde sieht man das Meer, von vielen Schiffen bedeckt, auf einem dritten Berge mit Weinreben, oder mit Fichten und Kiefern u. s. w. Der neu zu Tage gekommene Central-Palast scheine von ungeheurem Umfang zu seyn und würde, um völlig durchforscht zu werden, große Geld- und Arbeitskräfte erheischen. Völlig verschieden seyen übrigens diese Bildwerke in Styl sowohl als Ausführung von denen in Khorsabad (wo bekanntlich die Franzosen unter Botta die Ausgrabungen leiteten). Major Rawlinson, der immer mehr Fortschritte im Lesen der dortigen Keilschrift macht, will bereits festgestellt haben, daß der in Nimroud zuerst entdeckte Palast von Ninus erbaut sey, und daß der aufgefundene Obelisk eine Inschrift enthalte, wodurch die Thaten eines der Söhne des Ninus, welcher den Central-Palast erbaut, verewigt würden und zugleich angegeben werde, daß man dreißig Jahre lang an den Verschönerungen dieses Palastes gearbeitet habe. Mit den durch die heilige Schrift festgestellten Jahreszahlen, namentlich in Bezug auf die Sintfluth, sollen diese Entdeckungen einigermaßen in Widerspruch seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Donnerstag den 2. September 1847.

Rußland.

Fürst Karl Lieven.

Eine uns aus Dorpat zugegangene und vom Professor der Theologie an der dortigen Universität, Dr. Friedrich Busch, verfaßte Denkschrift *) schildert das Leben und Wirken eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren hindurch mit Ehren an der Spitze jener Hochschule stand, die als Haupt-Trägerin der deutschen Nationalität in Rußland die Aufgabe hat, als Vermittlerin zwischen dem slavischen und germanischen Element zu dienen und zugleich die geistige Verbindung der losgerissenen Glieder des ehemaligen deutschen Reichs mit dem Mutterlande aufrecht zu halten.

Der Fürst Karl Lieven war aus einem altadligen Geschlecht entsprossen, das seinen Ursprung von dem zum Christenthum bekehrten Livenkönige Caupo ableitet und schon seit dem dreizehnten Jahrhundert in der Geschichte von Liefland und Esthland genannt wird. Seine Mutter, Charlotte Margarethe, Tochter des General-Lieutenants von Graugreben und Gemahlin Otto Heinrich's von Lieven, der im J. 1781 als General-Major der Artillerie zu Kiew starb, ward 1783 durch Katharina II. nach St. Petersburg berufen, um die Erziehung ihrer Enkelinnen, der Töchter des damaligen Großfürsten Paul, zu übernehmen, wozu in der Folge noch die beiden jüngeren Großfürsten Nikolaus und Michael kamen. In dieser Stellung wußte Frau v. Lieven sich das Wohlwollen nicht nur der kaiserlichen Aeltern, sondern auch ihrer Zöglinge in einem so hohen Grade zu erwerben, daß selbst die, welche später zum Thron gelangten, nicht aufhörten, ihr bis zum Tode die innigste Liebe und Verehrung zu weihen, wie es besonders der jetztregierende Kaiser dadurch bewies, daß er sie am Tage seiner Krönung in den russischen Fürstenstand erhob — eine Auszeichnung, welche ihre ganze männliche Descendenz mit ihr theilte. Sie starb zu St. Petersburg am 24. Februar (7. März) 1828, im 85sten Jahr ihres Alters, nachdem sie, wie der Minister Uwarov in seiner „Hommage à Mme. la Princesse de Lieven" versichert, während eines fünfundvierzigjährigen Hoflebens sich weder einen Feind gemacht, noch einen Freund verloren hatte — ein seltener Lobspruch, der in der drückenden Atmosphäre der conventionellen Formenwelt gewiß nur von Wenigen verdient wird!

Von den drei Söhnen, welche diese ausgezeichnete Frau hinterließ, war der zweite, Christoph, viele Jahre lang Botschafter in London, wo er unter Anderem den Traktat vom 6. Juli 1827 abschloß, der die Schlacht von Navarin herbeiführte und die Unabhängigkeit Griechenlands sicherte; der dritte, Johann, kommandirte in den Feldzügen von 1813—14 eine russische Division bei der Armee des Fürsten Blücher und focht an der Katzbach und bei Leipzig. Karl, der älteste, ward am 1. (12.) Februar 1767 geboren und trat nach damaligem Gebrauch schon in seinem vierten Jahre als Korporal bei einem Füsilier-Regiment in Militairdienst, machte seine ersten Feldzüge in der Türkei unter Potemkin und in Polen unter Suwarov und erhielt für seine beim Sturm von Praga gezeigte Tapferkeit das Georgenkreuz. Kaiser Paul ernannte ihn schnell nach einander zum General-Major, General-Lieutenant und Militair-Gouverneur von Archangel, aber schon im Dezember 1801, wenige Monate nach der Thronbesteigung Alexander's, nahm er, angeblich wegen leidender Gesundheit, den Abschied, um im Schoße seiner Familie ganz dem häuslichen Glücke zu leben, welches er durch seine Verheiratung mit einer Baronesse v. Osten-Sacken, dem einzigen Kinde eines würdigen kurländischen Edelmannes und ehemaligen preußischen Kavallerie-Offiziers, gegründet hatte.

Der Krieg von 1812 scheuchte den Grafen Lieven aus seiner Ruhe auf. Kurland, wo er mit seiner Familie auf dem ihm von seiner Gemahlin zugebrachten Gute Senten wohnte, war zuerst von den Franzosen bedroht, und er eilte, sich nach Petersburg zu flüchten, ohne zu ahnen, daß ihm dort nach elfjähriger Zurückgezogenheit eine glänzende Laufbahn bevorstehe. Seine religiösen Ansichten, die sich während dieser Zeit mit Entschiedenheit entwickelt hatten, veranlaßten ihn, einen thätigen Antheil an der im Dezember 1812 errichteten russischen Bibel-Gesellschaft zu nehmen, zu deren Direktor er in ihrer ersten General-Versammlung erwählt wurde, und ein noch größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als ihn Alexander zum Präsidenten des evangelischen Reichs-General-Konsistoriums und an der Stelle des berühmten Klinger zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks ausersah.

Das Jahr 1817, wo ihm die Pflege und Vertretung der damals noch so jungen, erst 1802 gestifteten Universität Dorpat anvertraut wurde, ist die wichtigste Epoche in seinem Leben. Von dem Rektor dieser Anstalt, dem trefflichen Ewers **), unterstützt, widmete er zwölf Jahre lang alle seine Kräfte ihrer Wohlfahrt, und durch die einflußreiche Stellung, die er bei Hofe einnahm, konnte er Manches zu ihren Gunsten bewirken, das einem Anderen nicht gelungen wäre. Schon im ersten Jahre seines Kuratoriums ward die bei Gründung der Universität ihr ausgesetzte Summe von 120,000 Rub. B. A. jährlich auf 337,710 R. — also beinahe auf das Dreifache — erhöht, und überhaupt flossen von 1818—1830 der Hochschule und den ihr untergeordneten Lehr-Anstalten, neben dem regelmäßig bestimmten Etat, mehr als 1,600,000 Rubel B. A. an außerordentlichen Unterstützungsgeldern zu, die theils zur Errichtung oder Vergrößerung der mineralogischen, zoologischen und chemischen Sammlungen, des botanischen Gartens, der klinischen und anatomischen Institute, der Universitäts-Bibliothek, des Observatoriums u. s. w., theils zu wissenschaftlichen Expeditionen der Professoren nach dem Kaukasus, dem Ural und dem Altaï, so wie zu Bildungsreisen der talentvolleren Studirenden ins Ausland, verwendet wurden. Eines der schönsten Geschenke, mit denen er (1824) die Universität erfreute, war der große Frauenhofersche Refraktor, ein zu jener Zeit als einzig in seiner Art dastehendes Kunstwerk, welches zwar nicht weniger als 26,709 Rubel kostete, aber dafür auch den fleißigen Astronomen Struve in den Stand setzte, schon 1827, nach erst zweijähriger Arbeit, einen Katalog von 3112 Doppelsternen zu liefern, unter denen nur 340 bereits von Sir William Herschel verzeichnet waren. Bei so günstigen Verhältnissen konnte sich auch die Zahl der Studirenden, die bei Antritt des Lievenschen Kuratoriums 142 betrug, innerhalb zwölf Jahre bis auf 647 vermehren, nachdem man das Lehrpersonal durch vier neuerrichtete ordentliche Professuren vervollständigt hatte. Weniger vortheilhaft wirkten die, an Frömmelei streifenden, religiösen Tendenzen des Fürsten Lieven auf das ihm untergebene Institut; obwohl ohne Zweifel aus aufrichtiger Ueberzeugung entspringend, waren sie doch keinesweges dazu geeignet, die Sache des Fortschritts und der Aufklärung zu fördern. Aus begreiflichen Gründen schweigt sein Biograph über die nachtheiligen Folgen dieser pietistischen Richtung, die sich indessen in dem angehängten Briefwechsel mit Ewers und einem ungenannten „Dorpatischen Theologen" — wahrscheinlich dem Verfasser selbst — hinlänglich kundgiebt.

Im April 1828 erhielt der Fürst das durch das Ausscheiden des Admirals Schischkov erledigte Portefeuille des Ministeriums der Volks-Aufklärung oder des öffentlichen Unterrichts, welches er bis zum 18. (30.) März 1833 führte, wo er es seinem bisherigen Kollegen, dem Grafen Uwarov, übertrug und sich auf seine Güter zurückzog, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Nur von Zeit zu Zeit besuchte er noch die Hauptstadt, wo er bis zu seinem Tode das hohe Amt eines Reichsraths bekleidete. Seine letzten Jahre widmete er ganz dem Gebet und dem Studium der heiligen Schrift, und Beten war auch die Hauptbeschäftigung des Greises während der langen und schmerzhaften Krankheit, die seinem Hintritt voranging. Dieser erfolgte im Kreise seiner Kinder zu Balgallen in Kurland, am 31. Dezember 1844 nach altem Styl (12. Januar 1845 n. St.), im fast vollendeten 78sten Jahre seines Lebens.

Frankreich.

Großes Universal-Lexikon der Geschichte der Franzosen. ***)

(30 Bände à 30 Bogen.)

Durch seine während der letzten Dezennien ausgeführten oder erst unternommenen, seine Geschichte betreffenden Arbeiten steht Frankreich keinem der wissenschaftlich gebildeten Völker nach und geht vielen mit seinem Beispiele voran. Mit Unterstützung der Behörden, oder durch eigenen Trieb, hat sich der forschende historische Geist nach allen Richtungen des Nationalwirkens be-

---

*) Der Fürst Karl Lieven und die kaiserliche Universität Dorpat unter seiner Oberleitung. Dorpat und Leipzig, 1846. 178 S. 4.

**) Johann Philipp Gustav Ewers, geb. 1781 zu Amelungen an der Weser, kam 1803 nach Livland und führte sich durch seine Schrift: Ueber den Ursprung des russischen Staats, so ehrenvoll in die dortige Gelehrtenwelt ein, daß er zum Professor der Geschichte an der Universität Dorpat ernannt ward und zwölf Mal (1818—1830) die Rektorwürde bekleidete. Er starb, erst 49 Jahr alt, am 8. (20.) November 1830, ohne sein Hauptwerk, die „russische Geschichte", vollendet zu haben.

***) Dictionnaire général de l'Histoire de France, par une réunion d'hommes d'Etat et d'hommes de lettres. 30 tomes, chacun de 30 Feuilles à double colonne, grand in 8., livrés par volume de 25 Feuilles. Prix du volume: papier fin, 7 Fr., vélin superfin, 8 Fr. Le recueil sera complètement achevé en six années. Bureaux du Dict. gén. à Paris, rue Neuve St. Augustin, 7.

wegt; er hat die Geheimnisse älterer und neuerer Zeit enthüllt, das so lange erloschene Volksleben wieder angefacht und den Schleier der diplomatischen Geheimnisse gelüftet. Die Geschichte einzelner Stämme hat sich an die Central-Geschichte angereiht. Sitten, Gesetzgebung, kirchliche Institutionen, Literatur und Kunst sind eben so wohl in ihrer Entwickelung beleuchtet worden als Kriege und Friedens-Verhandlungen. Nicht nur haben einzelne Männer den Urquellen nachgeforscht, andere den Zusammenhang oder bestimmte Theile der französischen Geschichte mit Kunstsinn dargestellt, sondern von der Regierung aus wird mit großem Aufwand geistiger Kräfte und Geldmittel die Herausgabe bedeutender Sammlungen veranstaltet oder fortgesetzt.

Wer sich unter diesen Schätzen umsieht, behufs einer literarischen Arbeit oder eigener Belehrung, wünscht sich oft noch ein Hülfsmittel zu den anderen, um diese leichter zu benutzen, nämlich ein Real-Lexikon oder eine Encyklopädie der Geschichte Frankreichs. Diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist die von uns hier angekündigte Unternehmung bestimmt. Eine bedeutende Anzahl Männer, die im Staate, in der Armee, in der Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung behaupten, haben sich zur Ausführung des Vorhabens vereinigt und einzelne Elemente der Geschichte zu behandeln übernommen; so z. B. Herr **Paulin Paris**, Bibliothekar an der königlichen Bibliothek in Paris, die Geschichte der französischen Sprache; Herr Abbé **Darboy**, die Kirche und die Kirchen-Versammlungen; Herr **Buchez**, Verfasser der geschätzten Histoire parlementaire de la Révolution française, die französische Nationalität und die Kreuzzüge; Herr **Amedee Thierry**, Verfasser der Histoire des Gaulois, die General-Staaten; Herr **Champollion-Figeac**, die Paläographie und die Diplomatik; Herr **Biennet**, Mitglied der Pairs-Kammer, die wichtigen Traktate und die Schlachten; Herr **Philarète Chasles** die Literatur und das Zeitungswesen u. s. w.

Ein Redactions-Comité von zwanzig Mitgliedern, unter denen mehrere der obengenannten, leitet das Ganze. Um diesem das Gepräge der Einheit aufzudrücken, so wie das Fortschreiten des Unternehmens zu befördern, steht an der Spitze ein Hauptredacteur. Dieses wichtige Amt ist Herrn **E. d'Ault-Dumesnil** anvertraut, einem Manne, der in den Waffen und auf dem Felde der Literatur erprobt, auf vielen Reisen mit Erfahrungen und Beobachtungen bereichert, das Studium der alten mit dem neuerer Sprachen und Völker verbindend, durch Edelmuth des Charakters wie durch Erhabenheit der Ansichten ausgezeichnet, das große Werk durch seine Festigkeit, seine Thätigkeit und die elegante Gewandheit seiner Feder befördern wird.

Zur Deckung der Kosten und Sicherung des Fortganges hat sich eine Gesellschafts-Handlung gebildet, deren Statuten den Theilnehmern, so wie den betheiligten Schriftstellern und dem lesenden Publikum Sicherheit gewähren. Wünschen wir den wißbegierigen Lesern Glück, den Unternehmern Muth, Beharrlichkeit und Theilnahme.

Der Sundzoll in Beziehung auf Königsberg.

(Meist nach Archivs-Quellen.)

(Fortsetzung.)

Den achtjährigen Krieg zwischen Dänemark und Schweden beendigte der Friedensschluß zu Stettin im J. 1570. Die vom Könige in seinem Bescheid gestellte Bedingung war mithin erfüllt; sein daran geknüpftes Versprechen aber erfüllte er nicht. Die einträgliche Abgabe ward nicht nur beibehalten, sondern nun auch von Lübeck gefordert, welches bis dahin Zollfreiheit genossen hatte. Der König nämlich hatte während seiner Kriegsbedrängnisse auch viele andere Hansestädte auf die Beendigung des Kriegs vertröstet; alle aber täuschte er, denn er kannte sehr wohl die zunehmende Schwäche des Hanseatischen Bundes und seine Unfähigkeit, das, was ihm an Rechten entzogen wurde, mit offener Gewalt wieder zu erringen.*) Aber auch die anderen Nationen behandelte er nicht besser. Gegen die Schweden, denen er im Stettiner Vertrag ausdrücklich völlige Zollfreiheit zugesichert hatte, erlaubte er sich die empörendsten Ungerechtigkeiten; durch allerlei geschickte Machinationen wußte er ihr Privilegium zu einer glänzenden Täuschung zu machen. In Bezug auf die Holländer erfahren wir, daß einigen ihrer Schiffe, die mit Salz beladen nach Preußen hatten segeln wollen, ein noch stärkeres Lastgeld, als das in Kriegszeit bestimmte, abgefordert worden war. Sie konnten daher, ohne bedeutenden Verlust zu erleiden, den Sund nicht passiren und sahen sich zur Rückkehr genöthigt. Weil nun dadurch, da man auf die Zufuhr der Holländer gerechnet hatte, in Preußen bald ein großer Mangel an Salz eintrat, so ersuchte der Herzog den König in höchst demüthigen Ausdrücken, er möge den Holländern, die jährlich Salz nach Preußen brächten und von da Getraide mitzunehmen pflegten, die Fahrt durch den Sund durch so schwere Auflagen fernerhin nicht unmöglich machen, und um dem jetzigen Mangel dieses wichtigen Lebensbedürfnisses bald abzuhelfen, möge er einigen beauftragten Königsberger Bürgern den Einkauf im Sund und die zollfreie Verschiffung des Salzes nicht verwehren. Der König mag dies erlaubt haben; allein selbst solche Waaren, die der Herzog für seine eigene Person und für seinen Hofstaat aus anderen Ländern kommen ließ, wurden nur dann durch den Sund zollfrei durchgelassen, wenn für sie ein Beglaubigungsschein vom Herzog selbst vorgezeigt werden konnte. Bei allen den vielen Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten in Menge vor; es fehlt nicht an Beispielen, daß der dänische Befehlshaber im Sund Schiffe geradezu kaperte.

Der Herzog wagte es eine Zeitlang schon gar nicht mehr, die Zollfreiheit für Königsberg als ein unbedingtes Recht in Anspruch zu nehmen; er berief sich in seinem Schreiben an den König nur auf die früheren Klagen und Beschwerden, und fügte dann wohl die Bitte hinzu, der König möge wenigstens in der Zukunft die herzoglichen Unterthanen nicht über die bisherige Auflage des Lastgeldes weiter beschweren. Man ertrug nun schon den Mißbrauch der dänischen Krone, der nach dem früheren Versprechen des Königs eine offenbare Ungerechtigkeit war, als ein Uebel, dessen man sich nicht entschlagen konnte. Natürlich aber mußten solche stillschweigende Zugeständnisse der Ohnmacht dem Könige Muth zu noch stärkeren Bedrückungen geben. Der Herzog machte zwar späterhin noch einmal den Versuch, Friedrich an sein gegebenes Versprechen, durch welches den Königsberger Handeltreibenden nach Beendigung des Schwedenkriegs Zollfreiheit zugesichert worden, zu erinnern und um Erfüllung dieser königlichen Zusage zu bitten. Der König aber schützte jetzt vor, theils seyen ihm die im Kriege aufgewandten Kosten bei weitem noch nicht ersetzt, theils bedürfe er jährlich auch jetzt noch einer bedeutenden Summe zur Abwendung der Seeräubergefahren, wozu beizusteuern im Interesse aller Handeltreibenden liege. Damit hatte er nun freilich die Abschaffung des Lastgeldes beliebig sehr ins Weite hinausgeschoben, und konnte sein Vorwand auch nicht für hinreichend gelten, so hatte er doch immer die Gewalt auf seiner Seite. Fernere Klagen und Einwendungen wurden daher von ihm auch gar nicht weiter beachtet.

Nicht besser ging es den übrigen Hansestädten. Ihre Deputationen, früher so einflußreich selbst in den Verhältnissen Dänemarks, konnten jetzt oft weder beim Könige, noch bei seinem Finanz-Minister, Peter Oxe, mehr zur Audienz gelangen; ihre bei Kaiser und Reich eingereichten Klagen und Vorstellungen halfen eben so wenig. Gewaltsam hielt Friedrich seine Anmaßungen aufrecht, ohne auch nur den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu suchen. Bei seinem Tode (1588) hinterließ er Dänemark allerdings in einem für die damaligen Verhältnisse ziemlich blühenden Zustande; er hatte die Errichtung einer Seemacht vorbereitet, aber dabei den Handel der Hansa durch schlaue Politik zu untergraben gewußt, indem er eine Stadt der anderen durch Zollbegünstigungen vorzuziehen schien, wodurch es ihm gelang, unter den Städten selbst Neid und Zwietracht anzuregen und ihr Handels-Monopol in den östlichen Meeren durch eine Zertheilung ihrer Kräfte in immer engere Schranken zu bringen.

Nach Friedrich's Tod und während der Vormundschaft über den jungen König Christian IV. dauerten die alten Ungerechtigkeiten ungestört fort. Da der Lastzoll, diese Quelle unaufhörlicher Beschwerden, zwar immer noch gefordert, jedoch auf eine geordnete und mit weniger Willkürlichkeiten verbundene Weise erhoben wurde, so scheint man sich allmälig gefügt zu haben, um die Geltendmachung aller Rechte und Privilegien für günstige Zeiten aufzubehalten. Im J. 1596 trat Christian die Regierung selbst an. In der ersten Hälfte seiner Regentschaft bereitete er durch Bildung einer Seemacht und Beförderung des dänischen Handels die Erhebung seines Reiches zu einer Handelsmacht erster Größe vor. Klagen in Betreff des Sundzolls scheinen wenige oder keine vorgekommen zu seyn.*) Auch nahmen jetzt die religiösen Interessen und der bald ausbrechende deutsche Glaubenskrieg die politischen Kräfte zu sehr in Anspruch, als daß man Maßregeln in Betreff des Sundzolls mit Nachdruck hätte ergreifen können. Doch hatte der Krieg einen bedeutenden Einfluß auf die Stellung der Mächte in Bezug auf die Verzollung ihrer Schiffe und Waaren zu Helsingör. Je mehr Christian seiner Marine vertrauen durfte, desto höher stellte er die Tarife. Die Gesandten, die deshalb mit Vorstellungen an seinen Hof abgefertigt wurden, zumal die der Hanseaten, entließ er häufig mit demüthigenden Antworten. Während seines Krieges mit Schweden (1611—13) verbot er allen Hansestädten den Handel mit diesem Reiche völlig, und jede Unternehmung, die seinen Plänen entgegenlief, ahndete er an ihnen durch Erschwerung ihres Handels. Als eine Corporation erkannte er die Hansa schon gar nicht mehr an. Jede gültige Freiheit und Erleichterung einer Handelsstadt in Bezug auf den ihm zu entrichtenden Zoll mußte von ihm erbeten und durch ähnliche Konzessionen für seine Unterthanen erkauft werden. In den letzten Jahren seiner Regierung nahmen diese Bedrückungen und Ungerechtigkeiten auf eine empörende Weise noch zu; die alten Zoll-Auflagen wurden nicht nur erhöht, sondern nach Willkür auch ganz neue auferlegt.**) Diese ungemessenen Bedrückungen aber und die geschickte Leitung des immer mehr erblühenden dänischen Aktivhandels wirkten natürlich bedeutend auf die im J. 1630 faktisch erfolgte Auflösung des Hansebundes hin. Der größte Theil des Handels auf der Nord- und Ostsee ging nun auf die Niederländer über.

Das Herzogthum Preußen scheint im Vergleich mit den anderen Hansestädten noch auf eine ziemlich mäßige Weise behandelt worden zu seyn. Es war seit alter Zeit hergebrachte Gewohnheit, solche Waaren und Kaufgüter, die für die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes spedirt wurden, zollfrei durch das Lande passiren zu lassen. Friedrich II. hatte sie auch stets beobachtet, sofern die Schiffe nur die gehörigen Certifikate über die Ladung mit sich führten. Dennoch machte Christian IV. im Frühjahr 1634 den Versuch, eine Weinsendung, die sich der Kurfürst Georg Wilhelm aus Köln kommen ließ, nach dem gewöhnlichen Zollsatze besteuern zu lassen. Auf die deshalb ergangene Beschwerde des Kurfürsten befahl er zwar, den erhobenen Zoll zurückzuzahlen, doch sah sich dieser genöthigt, bei jeder späteren Weinsendung, um solchen Un-

---

*) Ihrer Klagen erwähnt Sartorius a. a. O. S. 442 ff.

*) Wir haben aus dem Jahre 1596 einen Bericht über eine zu Kopenhagen gepflogene Verhandlung der dänischen Reichsräthe mit den Gesandten der Hansestädte, wegen Konfirmirung der Hansischen Privilegien in Dänemark, und namentlich auch des Odenseer Rezesses, woraus man sieht, mit welchen Deuteleien über diesen Vertrag man dänischer Seits umging, um einer Confirmation des Gesammt-Inhalts wo möglich auszuweichen.

**) Scherer, S. 18, erwähnt derselben mehrere.

annehmlichkeiten vorzubeugen, ein beglaubigtes Schreiben der Sendung selbst vorangehen zu lassen.

Als nun aber im J. 1644 die Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß näher trat, wurden auch die alten Klagen über die Belästigungen des Handels im Sund und damit auch zugleich die alten Forderungen von Freiheiten wieder vernehmbar. Man versprach sich jetzt um so mehr einen günstigen Erfolg, da ein kräftigerer Geist sie leitete; denn wie der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die verwickeltsten Verhältnisse zur Belebung des preußischen Handels und zur Kräftigung und Förderung seiner gewerblichen Interessen geschickt und mit umsichtiger Klugheit zu benutzen verstand, so erkannte er auch die Wichtigkeit dieser Handels-Angelegenheiten in allen ihren Beziehungen und widmete ihnen eine außerordentliche Sorgfalt. Da sich die Bitten der Königsberger wegen Reduction des Zollsatzes und wegen Gleichstellung mit den anderen Völkern und Städten, namentlich den Danzigern, immer wieder erneuerten, so beauftragte er die Regierung zu Königsberg, ihm in Bezug auf die Stellung der Danziger Kaufleute im Sund einen genaueren Bericht abzustatten. Die Danziger besaßen, wie die Königsberger, alte Versprechungen und Zusicherungen ihrer Privilegien, eine der ältesten in einer glaubhaften, besiegelten Urkunde aus dem Jahre 1535 vom König Christian III., wonach sie „freien Paß durch den Sund und sonst auf Schonen den Heringsfang nach Vermögen ihrer Privilegien auf Handlung, Kaufmannschaft und Verkehr fehlich (d. h. friedlich) und sicher haben sollten.“ Der König hatte den Danzigern diese Begünstigung deshalb als ein besonderes Zeichen seiner Gnade und Geneigtheit ertheilt, weil die Gesandten Danzigs bei den während der Belagerung Kopenhagens zwischen seinen Abgeordneten und denen der Hansestädte (besonders Lübecks) stattfindenden Friedens-Verhandlungen sich dem Interesse des Königs geneigt bewiesen. Dieser hatte, wie damals die Danziger Gesandten berichteten, ausdrücklich erklärt: „er wolle uns, dieweil wir uns aller Gebühr gehalten, deß überall mit allen sonderlichen Gnaden gedenken, daß wir deß einen guten Gefallen tragen sollen.“ Es waren dies Alles aber nur glatte Worte; von Allem, was versprochen war, kam vorerst nichts zur Ausführung, denn wir finden, daß schon zwei Jahre darauf die Danziger darüber Klage erhoben, daß man ihnen die freie und privilegirte Fahrt durch den Sund verwehre, daß Schiffe und Güter Danziger Kaufleute unter allerlei Vorwänden mit Beschlag belegt worden seyen u. s. w. Da man nun Nachricht hatte, daß Hamburg, Bremen und einige andere Hansestädte auf ihre Gesuche freie Fahrt durch den Sund zugestanden erhalten hatten, so machten auch die Danziger auf eine gleiche Begünstigung Anspruch und forderten, „daß alles das, was einem anderen, vielleicht minder Verdienten gestattet worden, auch uns und dieser Stadt nicht verweigert oder verschlossen werde.“ Sie wandten sich zunächst an den Herzog von Preußen, dessen Einfluß beim dänischen Könige sie kannten, mit der Bitte, er möge ihre Klagen und Gesuche durch seine Gesandten, die sich damals eben in Dänemark befanden, beim Könige vortragen und befürworten lassen. Der Rath von Danzig schrieb dabei dem Herzog: Er sehe sich nothwendig veranlaßt, so bald als möglich selbst auch an den König einen Botschafter abzufertigen, um ihn „solcher unserer gemeinen Privilegien, auch derwegen geschehener tröstlicher und ganz gnädiger Zusage inständiges Fleißes zu erinnern und um Abhülfe der Beschwerdepunkte zu bitten. Man hoffe, der König werde sich der Billigkeit gemäß verhalten.“ Ob diese Hoffnung erfüllt wurde und die eingelegte Bitte einen Erfolg gehabt, wissen wir nicht; eben so wenig hat sich ermitteln lassen, wie es mit der Zollfreiheit der Danziger im Jahre 1644 stand. (Schluß folgt.)

England.

Tod im Leben. *)

Der Vorfall, den ich hier erzähle, ist von so ungewöhnlicher und seltsamer Natur, daß ich damit anfangen muß, die Wahrheit desselben auf das bestimmteste zu versichern. Die Personen, die dabei betheiligt waren, sind noch am Leben, und ich habe es daher aus nahe liegenden Gründen für rathsam gehalten, einige Umstände zu verschweigen; aber die Begebenheit selbst hat sich genau so ereignet, wie sie hier mitgetheilt wird.

In einer freundschaftlichen Gesellschaft, bei der ich gegenwärtig war, kam im Laufe des Gesprächs auch der Magnetismus aufs Tapet. „Dieses Thema“, begann der Capitain H., „ruft mir einen Vorfall ins Gedächtniß zurück, den ich selbst erlebt habe und der so grausenerregend war, daß ich mich noch immer nicht ohne Schrecken daran erinnern kann. Im magnetischen Zustande, wie in dem durch Einathmung der Aetherdämpfe hervorgebrachten, wird das Gefühl des Schmerzes völlig betäubt: bei mir trat jedoch einst das Gegentheil ein. Die Bewegungskraft allein wurde paralysirt; die Gefühlsnerven blieben unberührt, aber alle Muskelthätigkeit hörte vollkommen auf.

„Ich befand mich damals gerade bei meinem Regiment. Der Anfall geschah so plötzlich, daß ich wie ein Schlafender auf dem Sofa zurücksank. Ich versuchte, nach Hülfe zu rufen, aber es war mir unmöglich. Ich konnte mich nicht rühren — ich konnte meinen Arm nicht bewegen und nicht einmal die Augen öffnen. Ich vernahm deutlich alle Töne um mich her — ich hörte jeden Fußtritt auf der Treppe, aber allem Anschein nach war ich völlig leblos.

„Wie lange ich in diesem Zustande lag, weiß ich nicht anzugeben. Die Augenblicke wurden mir zu Stunden. Jeder Fußtritt, den ich hörte, ward als Omen baldiger Erlösung begrüßt; aber nicht eine Seele kam in mein Zimmer — die Fußtritte gingen alle mit grausamer Gleichgültigkeit an meiner Thür vorbei. Endlich, nach so vielen getäuschten Hoffnungen, vernahm ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Stimme meines Vetters Karl und eines anderen Offiziers; ich hörte sie an der Klinke greifen und lärmend ins Zimmer hineinstürzen.

„Sie glaubten zuerst, daß ich schliefe oder mich schlafend stelle, und schüttelten mich derb — natürlich ohne mich aufwecken zu können. Sie zogen mich bei den Haaren — ich blieb unbeweglich. Sie stachen mich mit Nadeln; ich hätte zucken mögen, war jedoch in lebloser Erstarrung festgebannt. Endlich fingen sie an zu argwöhnen, daß mir etwas zugestoßen sey. Aber ich war ja noch warm! Nach wiederholten fruchtlosen Bemühungen, mich ins Leben zurückzurufen, schickten sie zuletzt zum Regiments-Chirurgen. Er kam, untersuchte mich, und ich hörte ihn zu meinem Schrecken ausrufen: „Ich fürchte, daß er nicht mehr ist!“

„So würde ich also lebendig begraben werden! Man wird begreifen, was ich bei einem solchen Gedanken empfand — welche Anstrengungen ich machte, um ihnen zu sagen, daß ich nicht todt sey, daß ich Alles höre, was vorgehe; aber alle meine Anstrengungen waren vergeblich, da ich keine Muskel rühren konnte. Jedes erdenkliche Mittel wurde angewendet — ich blieb regungslos. Ein zweiter Wundarzt ward gerufen, der der Meinung war, daß es doch vielleicht nur ein paralytischer Anfall sey. Ich schöpfte wieder Hoffnung!

„Es ist unmöglich, die geistigen und physischen Qualen zu beschreiben, die ich erdulden mußte. Die Aerzte hielten es für nöthig, meine Nerven zu reizen, um ihre Thätigkeit wieder herzustellen; aber ihre Reizbarkeit war schon übergroß, und der Schmerz, den ich bei ihren Versuchen litt, war furchtbar. Und ihre Consultationen! Der Eine schlug ein Senfbad vor; der Andere fand, daß dieses bei weitem nicht stark genug sey; und ich konnte ihnen auch nicht durch die leiseste Bewegung zu verstehen geben, daß ihre Mittel schon zu gewaltsam seyen, und daß sie mit einem eingebildeten Uebel kämpften. Es war nicht das Gefühl, sondern die Muskelkraft, die der Stimulation bedurfte, was sie aber nicht wissen konnten.

„Zwei ganze Tage — es schienen mir Jahre zu seyn — blieb ich in diesem leblosen, aber bewußten Zustande. Ich verzweifelte daran, mich je aus demselben erlöst zu sehen. Außer Stande, meine Aerzte ihres Irrthums zu überführen und meine eigentliche Krankheit zu offenbaren, war ich von der Furcht geängstigt, von ihnen aufgegeben und lebendig begraben zu werden. Eine noch grauenhaftere Idee verfolgte mich. „Ist dies vielleicht der Tod?“ begann ich mich selbst zu fragen. „Lebe ich denn wirklich? Ist es möglich, daß die Todten hören und fühlen?“

„Solcher Art waren die Gedanken, die mich quälten. Die schlaflosen Stunden rollten langsam vorüber, ohne mir Ruhe zu bringen; die schrecklichsten Bilder stellten sich meiner Einbildungskraft vor, wenn mein Körper nicht durch die Versuche gemartert wurde, mich ins Leben zurückzurufen.

„Plötzlich öffnete ich die Augen. Mein Erstaunen und meine Freude waren so groß, daß ich es zuerst für einen Traum hielt und eine Zeit lang regungslos blieb, um nicht daraus zu erwachen. Dann bewegte ich die Hand — dann den Kopf — ich öffnete die Lippen — ich sprach! Die Verwunderung Aller, mit Ausnahme des Arztes, der meine Wiederherstellung als ein ganz natürliches, von ihm vorhergesehenes Ereigniß behandelte, war gränzenlos; und sogar der Herr Doktor geruhten etwas Ueberraschung zu zeigen, als ich ihn an einige Aeußerungen erinnerte, die er gegen seinen Kollegen über meinen Zustand gethan hatte.

„Ich genas. Mein Krankheitsfall erregte bei den Mitgliedern der medizinischen Fakultät außerordentliches Interesse, weil er ihnen eine neue Erscheinung war. Wie gewöhnlich aber, hatten sie eine Erklärung dafür bereit; er rühre davon her, behaupteten sie, daß die Nerven der Bewegung paralysirt worden, während die des Gefühls unangetastet geblieben seyen. Aber dieses war ja keine Erklärung des Faktums; es war nichts als eine technische Definition desselben. So ist es jedoch mit den Menschen; sie glauben eine Sache erklärt zu haben, sobald sie ihr einen Namen gegeben, ohne daß sie daran denken, ihr eigentliches Wesen zu ergründen.“

Der Erzähler schloß mit einer Anekdote, die uns lachen machte; dann aber trat eine ernste Pause ein, die einige Minuten dauerte. Endlich unterbrach ich das allgemeine Schweigen: „Ohne Zweifel sind viele Personen, die lebendig begraben wurden, in ähnlicher Weise affizirt worden, wie unser Freund, der Capitain. Die Gefühle dieser Unglücklichen, die ihres kommenden Schicksals bewußt sind, müssen entsetzlich seyn. Man denke sich auch, mit welchen Empfindungen ein Mensch, der sich in diesem Zustande befindet, die wahren Gesinnungen von Leuten erfährt, die ihn bei seinen Lebzeiten mit heuchlerischer Zärtlichkeit behandelten! Wie muß er seine Unfähigkeit verwünschen, sich aus dem Sarge zu erheben und sie durch seine Erscheinung niederzuschmettern!“

„Solche Fälle scheinen mir nicht recht glaublich“, bemerkte mein Nachbar. „Man hat allerdings Beispiele, daß Personen lebendig begraben wurden, aber von den Berichten, die darüber gegeben werden, sind nur wenige authentisch.“

„Sie müssen bedenken“, erwiederte ich, „daß von allen denen, welche dieses Schicksal trifft, Keiner zurückkehrt, um uns darüber Bericht abzustatten.“

„Doch! Es sind Einige zurückgekehrt. In dem Osservatore Fiorentino findet sich eine Geschichte von einer Dame, welche begraben wurde und in dem Todtengewölbe aufwachte. Leigh Hunt hat diese Erzählung dramatisch behandelt.“ *)

*) Nach Fraser's Magazine.

*) In seiner Legend of Florence.

„Tallemant des Réaux", sagte der Capitain, „erzählt eine hübsche Anekdote von einem Mann, dessen Frau für todt gehalten wurde und die von einem Stoß erwachte, den die Bahre erhielt, als die Träger um eine Straßenecke bogen. Einige Zeit nachher starb sie wirklich. Während des Leichenbegängnisses näherte der trostlose Gatte sich dem Priester und flüsterte ihm schluchzend zu: „Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie um die Ecken biegen!"

„Wie dem auch sey, Capitain — der Vorfall, der Ihnen selbst zustieß, giebt zu unangenehmen Betrachtungen Anlaß. Ein Punkt wird dadurch zweifelhaft, der bisher für unbestreitbar galt: daß nämlich die Todten keinen Schmerz empfinden. Ist dies wirklich der Fall, ich halte es für nicht ganz sicher. Wie wollen wir es beweisen? Die bloße Abwesenheit der Merkmale, die im Normalzustande des Körpers den Schmerz anzeigen, ist noch kein Beweis; denn der Tod selbst ist abnorm. Bei Ihnen fand die geschärfteste Empfindlichkeit gegen den Schmerz neben völliger Abwesenheit ihrer äußeren Anzeichen statt. Wer steht mir dafür, daß der Todte, den ich secire, nicht jeden Einschnitt des anatomischen Messers empfindet, obwohl er außer Stande ist, seine Gefühle kundzugeben? Und wie schrecklich ist nicht schon die bloße Voraussetzung einer solchen Möglichkeit!

„Sie erinnern sich vielleicht der Experimente, die vor einigen Jahren mit dem Leichnam des Mörders Clydesdale vorgenommen wurden. Er war hingerichtet worden und blieb eine Stunde lang hängen, worauf man ihn nach dem anatomischen Theater brachte, um hier secirt zu werden. Ein großer Einschnitt ward zuerst im Genick unterhalb des Hinterhauptes gemacht. Das Wirbelbein wurde bloßgelegt, und das Rückenmark war jetzt sichtbar. Zu gleicher Zeit machte man eine Incision in der linken Hüfte und setzte dann die Stange, die an dem einen Ende der Elektrisirmaschine angebracht ist, mit dem Rückenmark in Verbindung, während die andere Stange an den Hüftnerv gelegt wurde. Sogleich ward jede Muskel des Körpers durch furchtbare Konvulsionen erschüttert. Hierauf versuchte man, das Zwerchfell in Bewegung zu setzen, was gleichfalls vollkommen gelang und ein schweres Athemholen oder Röcheln verursachte. Man denke sich eine athmende Leiche! — Aber eine noch schrecklichere Erscheinung trat ein, als man den Augennerv bloßlegte. Die seltsamsten Grimassen wurden hierdurch hervorgebracht; jede Muskel des Gesichts arbeitete zugleich mit furchtbarer Heftigkeit; Wuth, Entsetzen, Verzweiflung, Schmerz und grausiges Lächeln wechselten auf dem Antlitz des Mörders. Die Zuschauer geriethen in die peinlichste Aufregung — Einige wurden ohnmächtig — Andere verließen das Zimmer.

„Nehmen wir einen Augenblick an — und die Voraussetzung ist nicht so ganz ungereimt — daß der Mörder wirklich jeden Messerschnitt, jeden elektrischen Schlag fühlte, und daß diese furchtbaren Zuckungen nur die schwachen Aeußerungen der von ihm ausgestandenen Qualen waren — Aeußerungen, wozu ihn die augenblickliche Macht befähigte, welche der Galvanismus auf die Muskelthätigkeit ausübt. Ich weiß mir nichts Entsetzlicheres zu denken!"

Es erfolgte eine lange Pause. „Haben Sie diese Schrecknisse erfunden, um uns in unserem Schlafe zu stören?" fragte endlich mein Nachbar.

„Keineswegs", erwiederte der Capitain. „Ich habe Ihnen nur eine Thatsache aus meinem eigenen Leben erzählt."

Mannigfaltiges.

— **Schillers Briefwechsel mit Körner.** So viel auch schon an Denkwürdigkeiten gesammelt ist aus der Zeit und den Kreisen der großen deutschen Dichter in Weimar — noch scheint uns doch keine Sammlung zu existiren, die, wie das eben erschienene Buch: „Schillers Briefwechsel mit Körner" *), einen so tiefen Blick in das reiche Gemüth unseres reichsten Dichters, unseres großen Schiller, thun läßt. Einzelne Bruchstücke aus diesen Briefen Schillers hat Körner bereits in den (1812 verfaßten) „Nachrichten über Schillers Leben", die der Gesammtausgabe von Schillers Werken beigefügt sind, abdrucken lassen, doch bestehen diese Bruchstücke fast durchgehends aus Selbstkritiken über einzelne seiner Werke und aus historischen Nachweisen über die Entstehung derselben. Schiller selbst, den Menschen in der ganzen Bedeutung des Wortes, kann man nur aus seinen vollständigen Briefen, aus den Ergießungen seines Herzens an den treuesten Freund, den er auf Erden gehabt, kennen lernen. Den Unterschied dieses Briefwechsels und des bekannten zwischen Schiller und Goethe wird man an der einfachen Bemerkung erkennen, die der Erstere selbst macht, indem er über seinen Briefwechsel mit Goethe an Körner schreibt: „Wir haben eine Korrespondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien zusammen." Der Briefwechsel mit Goethe hatte also eine bestimmte Tendenz; er war ein Werk des Nachdenkens, des Fleißes und gehört so zu den Geistesarbeiten der beiden großen Dichter. Der Schiller-Körnersche Briefwechsel dagegen ist ein Stück Leben, ein wahres Tagebuch des Herzens, das, obwohl von zweien Menschen abgefaßt, doch, da Körner sich dem Genius des Freundes überall unterordnet und auch die eigenen Erlebnisse stets in ihren Beziehungen zu dem Dichter darstellt, eine unschätzbare Quelle zur Kenntniß des Letzteren, aber auch ein Bild ist, in welchem wir mit Freuden alle die lieben Züge wiederfinden, mit denen wir uns Schiller ausgemalt haben.

Der so eben erschienene erste Band, der die Briefe Schillers aus Manheim an das vierblättrige Kleeblatt: Körner, dessen Frau (die Aeltern Theodor Körner's), deren Schwester Dora und Huber, vom Jahre 1784, sodann einige Briefe aus Leipzig enthält, wohin Schiller auf die Einladung jener vier Freunde kam und wo er bekanntlich im J. 1785 (in Gohlis) das „Lied an die Freude" dichtete, berührt demnächst seinen Aufenthalt in Dresden (auf Körner's Weinberg, wo „Don Carlos" entstand) und wird am ausführlichsten so wie am interessantesten aus Weimar, wo Schiller am 21. Juli 1787 zum erstenmale ankömmt, und in meisterhaften Skizzen uns nach einander mit der Herzogin Amalie, mit Wieland, Herder, Gotter und v. Knebel, insbesondere aber auch mit der geistvollen Charlotte v. Kalb bekannt macht. Goethe war damals noch in Italien, von wo er erst im folgenden Jahre zurückkehrte, worauf er Schillers Bekanntschaft in Rudolstadt machte, was dieser Briefwechsel dann ebenfalls auf interessante Weise darstellt. Wir wollen aus dem vorliegendem Bande, den kein Freund der deutschen Literatur ungelesen lassen sollte, eine Aeußerung Schillers über Karl von Knebel mittheilen, weil sie für beide Männer gleich charakteristisch ist. **)

„Dieser Tage bin ich auch in Goethe's Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut seyn, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu seyn. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für einander taugen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen — übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht."

— **Frédéric Soulié.** Einer der fruchtbarsten französischen Roman-Feuilleton-Fabrikanten, Herr Frédéric Soulié, ist am 25. August, 47 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Herr Soulié kann als muster- und tonangebend in der neueren französischen Literatur bezeichnet werden, indem er einer der Frühesten war, der in der Darstellung der Nachtseiten des Pariser Lebens und in der Schilderung des Gräßlichen excellirte. Er war aber auch einer der Ersten, die sich nach kurzer „Vogue" vom Publikum vernachlässigt und fast ganz vergessen sahen — ein warnendes Beispiel für die Hrn. Sue, Dumas und Konsorten, die ebenfalls bereits von den auf- und abwogenden Wellen der Popularität in den Alles verschlingenden Lethestrom hineingespült werden. Das Leben des Herrn Soulié bis zur Zeit seines literarischen Auftretens (nach der Juli-Revolution) war übrigens selbst so romantisch, daß es eine recht unterhaltende Novelle liefern würde, wenn einer seiner Kollegen es bearbeiten wollte. Er war zuerst Advokat, hatte jedoch das Unglück, keinen Prozeß zu gewinnen, obgleich er auch keinen verlor, weil er nämlich gar nichts zu thun bekam. Die erste Sache, die er als wirklich verloren ansehen konnte, war seine eigene, und so fand er sich veranlaßt, da es ihm mit der indirekten Besteuerung des Publikums nicht gelingen wollte, zur direkten überzugehen: er ließ sich nämlich bei der Gefäll-Einnahme anstellen, welchen Posten er aber auch — man weiß nicht recht, aus welchen Gründen — nicht lange bekleidete. Wahrscheinlich war es aber kein freiwilliger Entschluß, in Folge dessen er diese Stellung aufgab und — zum Tischlerhandwerk griff. Aus dem Tischler wurde nachmals ein Leihbibliothekar, und von einem solchen Bücher-Consumenten zum Bücher-Produzenten ist bekanntlich der Weg nicht groß und der Uebergang sehr leicht — so daß wir ihn bald mit seinem ersten Romane Les deux Cadarres auftreten sehen, ein Buch, das schon durch seinen Titel andeutet, welchen entschiedenen Beruf der Verfasser zum Feuilleton-Schriftsteller der Franzosen hatte. Durch seine „Mémoires du diable" hat er die Teufels-Literatur eröffnet, die nachmals von seinen Kollegen so viel ausgebeutet wurde. Auch als Tourist war er mustergebend, indem er einer der ersten Pariser Journalisten war, welcher Ausflüge nach dem Rhein unternahm und diesen Strom, so wie die Deutschen überhaupt, auf die skurrilste Weise dargestellt hat.

*) Von 1784 bis zu Schillers Tode. Erster Theil 1784—1788. Berlin, Veit und Comp., 1847.

**) Vgl. K. L. v. Knebel's literarischen Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. Leipzig, 1840.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Sonnabend den 4. September 1847.

Frankreich.

Die Schlachten bei Etoges und Vauchamp im Februar 1814.

(Nach dem Englischen des Oberst-Lieutenants Mitchell.)

Der Abschnitt des Winterfeldzuges im Jahre 1814, von Anfang Februar bis zum 25. dieses Monats, also der Zeitraum von drei bis vier Wochen, gehört nach dem Urtheile des Generals v. Müffling in seinem berühmten Buche über die Feldzüge des schlesischen Heeres zu den denkwürdigsten Abschnitten der früheren oder späteren Kriegsgeschichte. Wir besitzen nun in dem genannten Buche und in dem trefflichen Werke des General v. Grolmann zwei Beschreibungen jener wichtigen Wochen, wie sie nur ein Augenzeuge, ein Mitthätiger, ein Charakter und ein Talent zu liefern vermochte, und begegnen in den gleichzeitigen Denkschriften von Steffens, von Rahden und Henckel von Donnersmark einer Anzahl starker Züge und frischer Auffassungen, von welchen das ganze Gemälde jener schlimmen Tage noch mehr Licht erhält. Was in ihnen an Ausdauer, Selbstvergessenheit und Tapferkeit von den preußischen und russischen Bataillonen, deren jedes seinen Xenophon verdient hätte, geleistet worden ist, hatte schon in Joh. Sporschil's großer Chronik, und besonders in der sehr empfehlungswerthen Geschichte Napoleon's, von dem württembergischen Hauptmann von Rath, das gebührende Lob gefunden, und wir berichten jetzt mit besonderer Genugthuung über die Darstellung eines Engländers, dessen Landsleute sonst eben nicht in dem Ruf stehen, daß sie fremdes, ausländisches Verdienst willig anerkennen. Aber dieser Brite übertrifft bei weitem die undeutsche Napoleons-Verehrung, welche mit Heinrich Heine unter uns begonnen hatte, als er seine deutschen Landsleute aufforderte, „nach St. Helena zu wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz zu stärken durch die große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilandes, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O'Meara und Antommarchi." *) Aus diesen Lügenbüchern nun, wie sie Niebuhr und Schlosser **) nennen, haben C. T. Heyne und G. Schlegel ein Leben Napoleon's „für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge" zusammengehämmert, Ed. Brinkmeier hat ein Napoleons-Album in Deutschland begonnen, deutsche Gymnasiallehrer haben Napoleon's Leben von A. Dumas und Anderen für Schulen bearbeitet, und erst in unseren Tagen hat die Lorksche Buchhandlung in Leipzig ein Leben Napoleon's von Laurent übersetzen und als einen Theil einer deutschen historischen Haus-Bibliothek herausgeben lassen. Von der Sündfluth von Gedichten, die einen Mann, der aller Romantik so fern war, wie Napoleon, im Lichte der Poesie und Romantik darstellen sollen, schweigen wir jetzt und bedauern nur, daß neben den vielen schlechten und seichten Liedern auch Gaudy und Freiligrath ihr deutsches Vaterland haben so weit vergessen können, daß sie zu Lobrednern seines Zwingherrn und Unterdrückers geworden sind. So ganz ist also Arndt's treuer Wächterruf von seinen lieben Deutschen überhört worden! Statt der Kaiserbücher und Kaiserchroniken sollte ein Buch über die Heimsuchung Deutschlands durch die Franzosen und ihren Kaiser geschrieben seyn, gleichwie der nordamerikanische Kongreß einst von Franklin verlangte, er solle ein Buch für die Kinder schreiben, um ihnen die Grausamkeiten der Engländer in Nordamerika anschaulich zu machen.

Weit wahrhaftiger und selbstständiger tritt nun der Engländer auf, dessen Namen wir oben genannt haben. John Mitchell, Oberst-Lieutenant in Diensten Ihrer Großbritanischen Majestät, als Schriftsteller und Verfasser eines Lebens Wallensteins und eines Werkes über Taktik und Strategie unter den Militair-Schriftstellern seines Vaterlandes rühmlichst bekannt, hat in der Absicht, die falschen Vorstellungen über Napoleon zu zerstören und das Tyrannische, Dämonische seiner Weltherrschaft recht klar darzustellen, im J. 1845 eine Geschichte seines Unterganges herausgegeben ***). Dieses Buch hat so vielen Beifall gefunden, daß die zweite Ausgabe, welche vor uns liegt, schon im Jahre 1846 erschien. Wir wollen uns aber jetzt nicht bei den Resultaten oder Betrachtungen aufhalten, welche für die heutige Ansicht über Napoleon in England aus dieser schnell erfolgten zweiten Ausgabe abgeleitet werden könnten: nur das Eine sey hier bemerkt, daß, ganz abgesehen von der größeren Anzahl begüterter Bücherkäufer in England, in Deutschland bei der dermaligen Stimmung für Napoleon (wir können dies nicht ohne vaterländisches Bedauern niederschreiben) ein solcher Absatz eines durchaus antinapoleonischen Buches schier unmöglich gewesen seyn würde. Das oben erwähnte Rathsche Buch ist einfach, klar, wahrheitsliebend und nicht so durchaus gegnerisch als das Buch des Engländers; aber es wird noch sehr lange dauern, ehe dasselbe seine wünschenswerthe Popularität und also eine zweite Auflage erleben kann.

An Mitchell's Buche ist vorzüglich die treue, sorgfältige Benutzung deutscher Militairschriftsteller zu loben, die wir in dieser Ausdehnung noch in keiner englischen Schrift wiedergefunden. Er ist auch dadurch gegen fremdes Verdienst gerecht geworden, nur nicht gegen die Hülfe, welche die Preußen den Engländern in der Schlacht bei Belle-Alliance gebracht haben. Denn da der verletzte Stolz des Herzoges von Wellington sich darin gefällt, allen Antheil des preußischen Heeres zu verschweigen und bei seinem jährlich am 18. Juni wiederkehrendem Festessen nicht mit Einem Worte der treuesten Bundesgenossen und der Hülfe in der größten Noth zu gedenken *), so scheint es jetzt unter den englischen Stabs-Offizieren eine angenommene Sache zu seyn, von der preußischen Tapferkeit nur in den allgemeinsten Ausdrücken und ohne jene Wärme des Ausdrucks, die sich sonst bei solchen Gelegenheiten findet, und durch die auch Mitchell's Buch sich auszeichnet, zu sprechen.

Gegen die Darstellung der Ereignisse im preußischen Heere während des Februars 1814 läßt sich ein ähnlicher Vorwurf daraus nicht erheben. Mitchell ist hier überall edel in Anerkennung und Bewunderung der preußischen Tapferkeit und Ausdauer, selbst bei Niederlagen. Er hat dabei gute Quellen benutzt, und, wie wir Grund haben zu vermuthen, auch den begeisterten Bericht, den Hudson Lowe, der als britischer Abgeordneter sich im Blücherschen Hauptquartiere befand, über die Schlachten bei Champaubert, Vauchamp und Etoges an seine Regierung erstattete und der in die englischen Zeitungen alsdann überging. „Der gefährliche Tag", schreibt Steffens **), „die Zucht der Truppen in den drohendsten Verhältnissen, der Muth, die Entschlossenheit, die alle gezeigt hatten, erschienen dem kühnen Engländer so großartig, daß er noch lange von dieser Erinnerung ergriffen war; die Zunge war ihm ganz gelöst, er war gewaltsam bewegt und ergoß sich in Lobsprüchen." Durch dies Zeugniß hat Steffens den so oft und fast immer mit Unrecht geschmähten Hudson Lowe sehr geehrt. Es werden jetzt überhaupt mehr und mehr Zeugnisse für ihn laut — eines der bedeutendsten ist das des englischen Militairarztes Henry in seinen Events of a military life (London, 1843. Vol. II. p. 1—97.) — denen auch die Mitchellsche Darstellung beizuzählen ist, so daß man noch wird bekennen müssen, es sey derjenige Mann, welcher wie Schiller's Amias Paulet in der Maria Stuart von sich hätte sagen können:

Fluchvolles Amt, das mir geworden,
Den ewig Unheilbrütenden zu hüten,

eigentlich der gemißhandelte gewesen, nicht aber der Kaiser Napoleon. Denn mit voller Wahrheit hat Mitchell ***) geurtheilt, daß es eines Kaisers ganz unwürdig gewesen sey, wretched libels in Umlauf zu setzen — against an officer honestly discharging a painful duty with every degree of courtesy consistant with the safe custody of the prisoner. —

Man weiß, daß nach der Einnahme von Chalons am 4. Februar 1814 die verschiedenen Abtheilungen des schlesischen Heeres sich getrennt hatten, um gleichzeitig nach Paris vorzugehen, daß aber bald große Verwirrung in ihren Be-

*) Reisebilder, II. 200, vgl. S. 96, 97, 207.

**) Niebuhr, Geschichte der französischen Revolution, II. 241. Schlosser, Geschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts, Th. V. S. 125, 370. Eine wichtige Stelle hierüber steht in Scott's Leben Napoleon's, XXX. 120 der deutschen Uebersetzung.

***) The Fall of Napoleon: an historical memoir. In three Volumes, London, (1845) 1846.

*) „Am schlechtesten benimmt sich Wellington", schrieb Gneisenau an Arndt aus Paris am 17. August 1815 in Bezug auf die Friedens-Verhandlungen. „er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hülfe am 16. Junius in Bereitschaft zu seyn, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zu Hülfe gekommen sind: die wir ihn vor Paris geführt haben; denn ohne uns wäre er nicht so schnell hingekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben; denn wir haben den Feind aufgelöst, und kein Britte hat seit der Schlacht vom 18. ein Gefecht bestanden." (Arndt's Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben nebst Urkunden. Th. II., S. 247.) Und der dies geschrieben hat, war kein bramarbasirender Kriegsmann, es war Gneisenau! Wie undankbar und höchst ungerecht sich der edle Herzog im Februar 1836 im Parlament über das preußische Heer äußerte, ist aus Müffling's und Grolman's mannhaften Erwiederungen (Milit. Wochenblatt 1836. Nr. 21. 23.) hinlänglich bekannt: jetzt verdient v. Rahden's Erzählung von jener parlamentarischen Verhandlung (Wanderungen eines alten Soldaten I. 388 ff.) und sein patriotisches Benehmen noch nachgelesen zu werden.

**) Was ich erlebte, VIII. 21.

***) III. p. 328. Ueber meine Vertheidigung Hudson Lowe's in der Minerva vom J. 1844 hat Wachsmuth (Geschichte von Frankreich. IV. 357.) geurtheilt, daß der Aufsatz Alles gut vereinige, was zu Hudson Lowe's Schutz gesagt werden kann. Jetzt ließe sich noch manche Erweiterung anbringen.

wegungen entstand und keiner der Feldherren recht wußte, wo er den anderen eigentlich zu suchen hatte. Damals schrieb Blücher am 10. Februar an York aus Vertüs, „er bäte, ihn zu benachrichtigen, wo er sich befände", *) und an demselben Tage war der russische General Olsufieff bei Champaubert der Uebermacht Napoleons erlegen und selbst gefangen worden. Napoleon befand sich hierauf (wir lassen jetzt Mitchell reden) im Mittelpunkte des schlesischen Heeres. Zu seiner Rechten hatte er den Feldmarschall Blücher in Vertüs mit den Corps der Generale Kleist und Kapzewitsch, zur Linken stand Sacken bei La Ferté-sous-Jouarre, und vor ihm, so wie hinter der Marne, York zu Chateau-Thierry. Indessen brachte ihm diese Stellung doch keinen wesentlichen Gewinn, weil die getrennten Corps sich leicht hätten hinter der Marne vereinigen und dort eine Stellung gewinnen können, wodurch nicht allein der Kaiser einen Tag unnütz verloren, sondern auch einen Stoß in die Luft gethan haben würde. Aber Sacken wollte den Franzosen ein Treffen liefern, statt sich auf York zurückzuziehen, wie ihm Letzterer gerathen und Blücher dringend anempfohlen hatte. Man sieht aber hier, wie ein Mißgriff nur zu schnell die Quelle vieler anderen wird.

Napoleon überließ also dem Marschall Marmont die Sorge, die Bewegungen Blücher's zu bewachen, und wandte sich am Morgen nach dem Siege bei Champaubert links, um das Sacken'sche Corps anzugreifen. Als dieser Feldherr erfuhr, daß sich beträchtliche Truppenmassen von Sezanne aus gegen ihn in Bewegung setzten, rief er die seinigen zurück und ließ den General York, der Chateau-Thierry gewonnen hatte, dringend um Unterstützung ersuchen. Bei Montmirail aber traf er mit den Franzosen zusammen, die ihn mit großer Uebermacht angriffen und ihm eine bedeutende Niederlage beibrachten, die leicht zu einer gänzlichen Vernichtung des russischen Heeres hätte werden können, wenn nicht die Ankunft von York's Vortruppen sie gerettet und ihnen gestattet hätte, in der Nacht ihren Rückzug anzutreten. Am Morgen aber gingen die Sieger wieder vor. Bei Vissord trafen sie am 12. mit dem General York zusammen, der jetzt, nachdem er seinen Mitfeldherrn Sacken vergeblich aufgefordert hatte, sich, ohne zu fechten, zurückzuziehen, vorzugehen genöthigt war, dessen Rückzug zu decken. Aber sein Angriff mißglückte, er ward besiegt, und beide Corps zogen sich in einem ziemlich unordentlichen Rückzuge und ungeheuer gedrängt **) durch Chateau-Thierry, wo sie so glücklich waren, jenseits der Marne einen Zufluchtsort zu finden.

Und wo war denn der unermüdliche Blücher, als über seine Unterfeldherren ein solches Mißgeschick kam? Als, ihm ganz unerwartet, feindliche Truppen von Sezanne her vordrangen, zog er die Corps unter Kleist und Kapzewitsch an sich und verlegte sein Hauptquartier von Vertüs nach Bergeres. Aber da er keine Reiterei hatte, so war es ihm auch unmöglich, eine sichere Kunde über die Streitkräfte, durch welche Marmont ihm den Weg verlegte, einzuziehen, und der alte kühne Held sah sich auf einmal in seinem raschen Vordringen gehemmt.

Sobald er aber am 13. durch zwei Kürassier- und ein Dragoner-Regiment verstärkt war, griff er unverzüglich Marmont bei Etoges an: denn auf diese Weise hoffte er Nachricht von dem Schicksale seines Feldherrn erlangen zu können. Die Franzosen wichen nach kurzem Widerstande und wurden am folgenden Morgen wiederum angegriffen. Da sie fortwährenden Verlust hatten, so setzten die preußischen Vortruppen (unter Zieten) rasch die Verfolgung bis über Vauchamp hinaus fort, wo aber die Franzosen so bedeutende Verstärkungen erhielten, daß sich die Preußen schleunig und mit Verlust zurückziehen mußten. Die Gefangenen verkündigten, Napoleon habe York und Sacken besiegt, sey durch den Marschall Macdonald verstärkt und ziehe jetzt mit seiner gesammten Heeresmacht zum Beistande Marmont's heran.

Allerdings verhielt sich so der Stand der Angelegenheiten, und die Lage Blücher's, der sich mit 15000 M. Fußvolk und 1600 Reitern den Angriffen einer siegestrunkenen Armee ausgesetzt sah, die nahe an 10000 Reiter zählte, schien in der That hoffnungslos zu seyn. Aber der tapfere Krieger vertraute, daß sein Untergang, wenn ein solcher ihm jetzt bestimmt sey, doch der Sache der Verbündeten den Sieg bringen würde, indem er nicht daran zweifelte, daß Schwarzenberg, jetzt frei und durch Napoleon's Verfolgung nicht mehr gehindert, die Gelegenheit ergreifen würde, die unbeschützte Hauptstadt während der Abwesenheit ihres Kaisers rasch zu besetzen. Eine solche Energie aber lag nicht in der Kriegführung des Fürsten Schwarzenberg, und das edle schlesische Heer, von dem man sagen muß, daß es durch den Muth seines Anführers und den Glanz seiner Thaten die Verbündeten eigentlich an die Thore von Paris geführt habe, war jetzt der äußersten Noth preisgegeben und ohne alle Aussicht auf eine Rettung, die ihm weder seine eigne Tapferkeit, noch der bewährte Muth seiner wackeren Führer versprechen konnte.

Napoleon war nämlich nach der Besiegung York's und Sacken's, und nachdem er einen unmittelbaren Angriff auf Paris nicht mehr befürchtete, auf dem Rückwege nach der Seine, als Blücher's schnelles Anrücken (untimely advance) ihm die willkommene Gelegenheit darbot, einen Streich auf den furchtbarsten seiner Gegner zu führen. Demnach war am Morgen des 19. Februar sein ganzes Heer in Bewegung gegen die Preußen und Russen, die, ganz unfähig, mit gleicher Stärke den Franzosen die Spitze zu bieten, nur einen Rückzug versuchen konnten, der ihnen in gleicher Weise hoffnungslos erscheinen mußte.

*) Erinnerungen des General-Lieutenants Grafen Henckel von Donnersmark S. 279. ff., der über die Ereignisse bei dem Yorkschen Corps bis S. 283. ausführlich handelt. Man vgl. noch E. v. 10.; die Feldzüge der schlesischen Armee S. 106.

**) Worte Henkel's für das englische in great confusion. Ausführlicher spricht von diesen Arriere-Garde-Gefechten bei Les Neues, La Trinité-Verläg und Chateau-Thierry und von dem ausgezeichneten Benehmen der Anführer Horn, Below, Unruh u. A. Grolmann in der Geschichte des Feldzugs von 1814 im östlichen und nördlichen Frankreich Th. II. S. 131 — 146.

Der Engländer hat sich eines schon milden Ausdruckes für den augenblicklichen Irrthum bedient, zu dem Blücher durch seine eigenthümliche Lage in Etoges während der Nacht und am Morgen des 10. Februar verleitet wurde. Auch die preußischen Schriftsteller haben dies keineswegs beschönigt und die einfache Sprache der Wahrheit bei einem Ereignisse geredet, dessen Unglück Napoleon gewiß der Uebermacht seiner Feinde, dem Ungeschick irgend eines seiner Offiziere, dem Verrathe oder sonst einem Zufalle oder Naturereignisse zugeschrieben haben würde. Die einstige Heldensage Blücher's, sagt v. Damitz, der verdienstvolle Herausgeber der Grolmanschen Aufzeichnungen *), wird aber dadurch nicht minder groß und erhaben zur Nachwelt übergehen, wenn sie einen Irrthum ihres Heros eingesteht; der Ruhm des preußischen Helden bedarf keines falschen Schmuckes, er kann nur durch die Aufrichtigkeit gewinnen. Auch sind es nicht immer die glücklichen Ereignisse eines Kriegs, in denen sich die Größe eines Feldherrn darthut, vielmehr sind es die Augenblicke, wo das mit den größten Kraftaufopferungen errungene große Werk einzustürzen droht und nun der die Seele des Helden durchwühlende Kampf das Resultat giebt, sich unter dem Schutte desselben zu begraben.

(Schluß folgt.)

Der Sundzoll in Beziehung auf Königsberg.

(Meist nach Archiv-Quellen.)

(Schluß.)

Zwar gingen damals auf Befehl des Kurfürsten einige Räthe und Deputirte der Städte Königsberg nach Danzig ab mit dem Auftrage, nähere Nachrichten über die dortigen Zoll-Verhältnisse einzuziehen; sie brachten indeß nur die Thatsache in Erfahrung, daß ein Secretair Chemnitz des Sundzolls wegen am königlichen Hofe zu Kopenhagen unterhandelt und es dahin gebracht habe, daß ein Danziger Kaufmann eine gewisse Quantität Wein, wofür die Königsberger 14 Thaler an Zoll hätten zahlen müssen, nur mit 7 Thalern im Sund habe verzollen dürfen. Man schloß daraus aber überhaupt auf eine ungleich günstigere Stellung der Danziger in Bezug auf ihre Waaren-Verzollung, und es gingen daher wiederholt die dringenden Bitten der Königsberger an den Kurfürsten immer dahin, daß die Verzollung ihrer Waaren nach dem Maßstabe der Danziger und Holländer stattfinden möge, da diese ja doch nichts vor den Königsbergern voraus hätten, weder in der Liebe des Kurfürsten, noch in ihren Verdiensten und ihrer Gunst am dänischen Hofe. Man hoffte, der dänische König werde ein nachdrückliches Fürwort des Kurfürsten schon wegen der Verwandtschaft mit dem kurfürstlichen Hause nicht unberücksichtigt lassen können.

Um nun aber die Abschließung eines wo möglich günstigen Zoll-Vertrags mit Dänemark noch mehr zu beschleunigen und die Intercession, welche der Kurfürst am dänischen Hofe einzulegen versprochen hatte, gehörig zu unterstützen, wünschten die Bürger und Kaufleute Königsbergs alsbald einen Bevollmächtigten aus ihrer Mitte nach Kopenhagen abgehen zu lassen. Der Kurfürst, um die Genehmigung gebeten, verweigerte diese anfangs nicht nur nicht, sondern gab auch die neue Zusicherung, er werde in den Unterhandlungen, in denen er eben mit dem Könige von Dänemark stehe, auch die Sache der Königsberger mit Ernst und Nachdruck befördern. Als er indeß bald darauf in Erfahrung brachte, daß der König gerade die Danziger zur Strafe für gewisse Prätensionen mit einem besonders hohen Sundzoll beschwert habe, nahm er seine Genehmigung zurück, untersagte den Königsbergern, für jetzt in der Sache irgend einen Schritt zu thun, weil ihre Forderung, den Danzigern im Sundzoll gleichgestellt zu werden, ihnen vielleicht nur Nachtheil bringen könne. Er versprach zugleich, bei den jetzt beginnenden Friedens-Unterhandlungen mit dem Beistande des Königs von Polen dahin zu wirken, daß die Königsberger den Danzigern wenigstens nicht nachgestellt würden, sofern die erwähnte Nachricht über die höhere Beschwerung Danzigs unbegründet seyn sollte. Er verbot daher den Oberräthen des Herzogthums ausdrücklich, vorerst in seinem Namen irgend eine Intercession an den dänischen Hof abgehen zu lassen.

Schon im Frühling des J. 1644 aber boten am dänischen Hofe die holländischen, französischen und Danziger Gesandten, die letzteren auch mit ziemlichem Erfolg, alle Unterhandlungskünste auf, um eine Reduzirung des Sundzolls auf den alten Stand zu bewirken, weshalb auch die Oberräthe des Herzogthums Preußen auf dringende Bitten des Magistrats zu Königsberg an den Kurfürsten das Gesuch ergehen ließen, er möge auch seinen Gesandten am dänischen Hofe, v. Schulenburg, deshalb mit den nöthigen Instructionen versehen. Dies geschah auch. Der Kurfürst forderte nicht nur die Reduction der Zollsätze, sondern auch die Abschaffung aller der Beschwerden, welche irgend einer anderen Nation oder Stadt, z. B. den Danzigern erlassen waren, als der Durchsuchung und des unfreiwilligen längeren Aufenthalts der preußischen Schiffe; überhaupt keine Benachtheiligung sollte ihnen fortan vor den anderen zugefügt werden dürfen. In der That stand in dieser Unterhandlung das ganze Wohl und Glück des Herzogthums in Frage, denn wie die Oberräthe dem Kurfürsten offen erklärten, lag schon die Befürchtung nahe, daß unter den bisher obwaltenden Umständen der ganze Handel Preußens immer mehr sinken, der Königsbergs aber völlig zu Grunde gehen müsse, zumal wenn der übermäßig hohe Zoll im Sund noch längere Zeit eingefordert würde.

*) a. a. O. II. B. 105.

Nun verschafften aber einige äußere Umstände, wie das Erscheinen einer holländischen Flotte vor Kopenhagen und die Ungunst der Waffen im Kriege zwischen Dänemark mit Schweden, den Holländern und Schweden bedeutende Bewilligungen und Vorrechte, die ihnen in dem im Jahre 1645 zu Brömsebro abgeschlossenen Frieden bestätigt wurden. Es kam dabei jedoch noch eine andere Streitfrage zur Sprache, die zugleich auch einiges Licht auf die den Preußen zugestandene Resolution wirft. Die Schweden nämlich hatten bereits seit mehreren Jahren das Herzogthum Pommern militairisch besetzt und gaben nicht undeutlich die Absicht zu erkennen, bei dem nahen Ende des dreißigjährigen Krieges sich den festen Besitz zu sichern. *) In dieser Voraussetzung unterhandelte man schon zu Brömsebro über die Berechtigungen, welche den pommerschen Städten, als der schwedischen Krone unterworfen, zustehen würden. Der König Christian bestand darauf, sie der den Schweden zugestandenen Vortheile nicht mit genießen zu lassen, bestätigte ihnen aber ihre alten im Odenseer Vertrag ihnen zuerkannten Privilegien als ihr eigenthümliches Recht. Dadurch gestand er also die noch immer obwaltende volle Gültigkeit des Odenseer Rezesses selbst ein. Wie dieser aber die preußischen Städte, die doch ebenfalls zu den sogenannten Osterschen gehörten, gestellt und was er ihnen zugestanden hatte, haben wir oben gesehen. Haben wir nun auch keine nähere Nachricht über die in den erwähnten Verhandlungen den Königsbergern ertheilte Entscheidung, so dürfen wir doch aus der Analogie der pommerschen Städte und aus den nicht ferner vorgekommenen Beschwerungen der preußischen Regierung wohl den Schluß ziehen, daß der den Königsbergern im Jahre 1644 zugekommene Bescheid kein ganz ungünstiger gewesen seyn könne. Wahrscheinlich wurde eine Ermäßigung der Abgaben festgesetzt, denn eine Bestätigung der Odenseer Konzessionen spricht auch die Aeußerung Christians aus: er erhebe im „dänischen Kanal" (denn so nannte er den Sund), den Zoll mit demselben Recht, wie er auch zu Pillau und Danzig von den dänischen Schiffen gefordert werde.

Wie aber die rechtliche Sachlage sich damals auch gestaltet haben mag, — denn ganz sichere Berichte darüber stehen uns zur Zeit nicht zur Hand — jedenfalls erscheinen die preußischen Städte schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts demselben Sundzoll unterworfen, wie er von den im Odenseer Vertrage nicht betheiligten Nationen erhoben wurde. **) Noch unter der Regierung des großen Kurfürsten wiederholten sich die bittersten Klagen über die fortwährende Beibehaltung des alten Mißbrauchs. Allein dieser hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß seine Ausrottung immer schwieriger wurde. Sonach blieb denn wiederum nichts weiter übrig, als sich zu fügen und wenigstens außerordentlichen Ungerechtigkeiten vorzubeugen oder auch entgegenzutreten, zumal da nach Christian's IV. Tod (1648) sein Nachfolger Friedrich III., trotz dem wiederhergestellten Frieden, in Bezug auf den Sundzoll denselben Grundsätzen ergeben blieb. Wie schwer aber die nachtheiligen Folgen davon in Königsberg nicht nur den ganzen handeltreibenden Stand, sondern durch die Vertheuerung aller durch den Sund kommenden Waaren auch den gemeinen Mann drückten, ersehen wir aus dem traurigen Berichte, den der Magistrat im April des Jahres 1684 an den Kurfürsten abstattete. Zweimal seit einigen Jahren hatte jener bei letzterem die Bitte wiederholt, er möge beim Könige von Dänemark für Königsberg die Abschaffung des Lastzolls und eine Bestimmung der Zollsätze zu bewirken suchen, wie solche vom Anfang an vor dem Kriege Dänemarks mit der Krone Schweden bestanden hätten. Der Magistrat setzte nun dem Kurfürsten nochmals aus einander, welches Verfahren die dänische Krone in der Erhebung des so schwer drückenden Lastzolls befolgt habe, hob dabei aber besonders hervor, daß, wenn früher der König von Dänemark die Auflage des Lastzolls damit habe rechtfertigen wollen, daß er dadurch seine Kriegskosten im schwedischen Kriege und die zur Abwendung der Seeräuber-Gefahren nöthigen Unkosten decken müsse, so werde dies jetzt nach Verlauf einer so langen Zeit gewiß wohl hinreichend geschehen seyn. Da dieser Grund also beim Könige nicht mehr stattfinden könne, so möge der Kurfürst, darum bitte man ihn in Betracht des traurigen Zustandes in Königsberg flehentlich, beim Könige vermitteln, daß Königsbergische Schiffe im Sund von dem Lastgelde befreit und bei dem alten Zollsatze gelassen würden.

Seitdem wurden die Zolltarife im Sund mehrmals verändert und mit fast allen europäischen Handelsvölkern Verträge geschlossen. Die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung aber ward eine Zeitlang durch andere wichtige Ereignisse und Verhältnisse viel zu sehr in Anspruch genommen und von der Sund-Angelegenheit um so mehr abgezogen, da man sie, weil nur einige Städte des Landes betheiligt waren, meist nur als eine untergeordnete betrachtete. Erst Friedrich Wilhelm I. legte der Sache eine höhere Wichtigkeit bei und erwartete zu ihrer Förderung nicht erst die Wiederholung der alten klagenden Vorstellungen. Schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt, im J. 1715, schloß er mit der dänischen Krone einen ziemlich vortheilhaften Vertrag auch in Beziehung auf den Sundzoll ab ***), fand sich jedoch schon zu Ende des folgenden Jahres veranlaßt, ein eigenes Schreiben an den König von Dänemark zu richten, worin er unter anderen Beschwerden auch eine Modifizirung des Sundzolls verlangte, „welches Alles Ich mit dem höchsten Recht von der Welt zu prätendiren habe." Der König gab in Einigem nach. Indeß traute Friedrich Wilhelm solchen Versprechungen so wenig, daß er es nöthig fand, zur Aufrechthaltung der erreichten Befugnisse zu Helsingör beständig einen besonderen Bevollmächtigten anzustellen. Von Zeit zu Zeit forderte er dann auch die Magistrate und Kommerz-Kollegien zu Berichten auf, wie es jetzt im Sund mit ihren Schiffen und Waaren gehalten werde, ob sie sich über irgend welche Mißbräuche zu beschweren hätten, ob der im J. 1715 abgeschlossene Vertrag auch genau nach seinem Wortlaute beobachtet werde, ob andere Nationen mehr wünschenswerthe Privilegien besäßen als sie u. s. w. In zwei solchen erstatteten Berichten des Königsberger Kommerz-Kollegiums und Magistrats finden wir die Sachlage für das Jahr 1723 mit einiger Genauigkeit dargestellt. Wenn nämlich ein preußisches Schiff, heißt es in den Berichten, den Sund passiren wolle und die gehörigen Zeugnisse darüber aufweisen und beeidigen könne, daß es wirklich in Preußen erbaut sey, und daß die darin enthaltenen Güter Königsberger Bürgern ohne Antheil irgend eines Fremden zugehörten, so werde es ganz zollfrei durchgelassen; es werde dann also der sonst gewöhnliche Rosenobel nicht gezahlt. Könne man aber diese Certifikate nicht beibringen, so werde vom Schiff nach Maßgabe seiner Größe das s. g. Rosenobelgeld erhoben. Diese Abgabe und die damit verbundenen Verdrießlichkeiten hätten die Königsberger Negotianten mit denen Hamburgs, Lübecks, Bremens gemein, während die Holländer, Engländer, Franzosen, Spanier, Russen, Schweden und andere Nationen davon befreit wären. In Beziehung auf das Quantum des für die Schiffsgüter erhobenen Zolles seyen sie übrigens den anderen Nationen gleich gestellt. Den Gegenstand der größten Belästigungen aber bilde die Durchsuchung der Schiffe und die Untersuchung der Ladungen, wodurch ein um so längerer Aufenthalt im Sund nothwendig gemacht werde, je größer oft die Anzahl der zu visitirenden Schiffe sey. Die Holländer allein hätten sich durch einen getroffenen Vergleich von diesen Belästigungen zu befreien gewußt und somit ein Vorrecht erhalten, dessen sie auch jetzt noch genössen. Auch andere Nationen würden häufig mit der Durchsuchung wenigstens verschont. Der Magistrat von Königsberg sprach daher in seinem Bericht an die Regierung die Bitte aus, dahin zu wirken, daß Königsberg hierin den Holländern gleichgestellt werde. Dieser Wunsch indeß ist nie in Erfüllung gegangen. In einem etwas späteren Bericht, den der Magistrat zu Königsberg im J. 1731 auf die wiederholte Anfrage des Königs, ob seitdem Veränderung im Sundzollwesen vorgefallen seyen? abstattete, heißt es: Sachkundige Negotianten der Stadt hätten über die Sachlage im Sund sich jetzt so erklärt, daß „wenn ein in Preußen gezimmertes Schiff, welches einem preußischen Unterthan und Königsberger Bürger angehört, im Sund ankomme, so müsse es ein beeidigtes Certifikat darüber beibringen, daß Schiff und Ladung einem preußischen Unterthan und Bürger wirklich zugehöre und kein Fremder daran Antheil habe; dann dürfe auch nur der gewöhnliche Zoll, wie er von anderen Nationen gezahlt werde, entrichtet werden. Wenn aber solche Certifikate nicht aufgewiesen werden könnten, so müßten außer dem gewöhnlichen Zoll noch ein Rosenobel für das Schiff und ein Rosenobel für die Ladung erlegt werden."

Wie sich die Sundzoll-Verhältnisse seitdem durch neue Verträge gestaltet haben, zu welcher staatsrechtlichen Wichtigkeit sich die Sundfrage erhoben, ist nicht mehr der Gegenstand dieser Abhandlung. Es kam nur darauf an, spezielle Versprechungen und Zugeständnisse der dänischen Krone für Königsberg nachzuweisen und zu zeigen, auf welche Maßnahmen Dänemark trotz denselben in Zeiten der Verwirrung seine angemaßten Rechte gebaut und dann den Mißbrauch mit eiserner Hartnäckigkeit aufrecht erhalten hat. Preußen aber, sagt ein neuerer Schriftsteller über diesen Gegenstand *), braucht sich für den größeren Theil seiner Ostseeküste weder auf die Prinzipfrage, noch auf die Legitimität des Sundzolls einzulassen; es hat das Recht aus feierlichen Verträgen für sich, und was eine Hauptsache, es hat auch die Kraft und Macht um das Recht durchzusetzen, wenn es will.

*) Scherer, S. 1[illegible] ff.
**) Scherer, S. 184.
***) Scherer, S. 163.

Rußland.

Die russischen Finanzen. **)

In Allem, was die materiellen Interessen betrifft, schreitet Rußland mit außerordentlicher Schnelligkeit vorwärts. Namentlich macht sich dieses in den finanziellen Hülfsquellen des Landes bemerkbar, wie ein Vergleich zwischen ihrem gegenwärtigen und ihrem früheren Zustande am besten zeigen wird.

Alexis Michailowitsch, der Vater Peter's des Großen, hatte nach Strahlenberg nicht mehr als 5 Millionen Rubel oder 25 Millionen Franken (über 6 Mill. Thaler) Einkünfte. Dessenungeachtet war sein Hof einer der glänzendsten in Europa; er unterhielt eine zahlreiche Armee und hinterließ bei seinem Tode einen wohlgefüllten Schatz. Gegen Ende der Regierung Peter's des Großen hatte sich jener Betrag beinahe verdoppelt; Ustrjalov schreibt, daß er im J. 1725 auf 10,186,000 Rubel oder ungefähr 60 Millionen Franken nach damaligem Münzfuß gestiegen war. Die Kopfsteuer trug 4,290,000 Rubel ein, die Zölle über 1,200,000, die Branntwein-Taxe 980,000 und die Salzsteuer 662,000 Rubel.

Im Jahre 1770, unter Katharina II., berechnete man die Staats-Revenüen auf etwas über 100 Millionen Franken; einige Jahre später aber, noch unter derselben Regierung, auf 170 Millionen.

Der Akademiker Storch versichert in seinem „Rußland unter Alexander I" — wie er sagt, nach authentischen Datis — daß die Einkünfte um das Jahr 1804 sich auf die Summe von 109 Mill. Rubel, d. h. etwa 300 Mill.

*) Scherer, S. 186.
**) Nach Schnitzler.

Franken, betiefen. Zwei Jahre später gab der schwedische Botschafter in St. Petersburg, General Stedingk, seinem Hofe folgenden Bericht: „Man behauptet hier, daß die Staats-Einnahme jetzt 160 Millionen Rubel beträgt, wonach sie also, seitdem ich in Rußland bin, sich um das Dreifache vermehrt haben müßte; meines Erachtens ist jedoch diese Berechnung wenigstens um ein Fünftel zu hoch." Nach dem damaligen Course waren 160 Mill. Rubel ungefähr 380 Mill. Franken.

Heutzulage beträgt die Totalsumme gewiß nicht unter 500 Millionen (gegen 150 Millionen Thaler). Allein von 1826—1844 haben die Staats-Einkünfte unter der Verwaltung des Grafen Cancrin um 160 Millionen zugenommen. Der Hauptzweig derselben ist die Branntweinpacht, die im Jahre 1844 gegen 128 Millionen Papier-Rubel oder ungefähr eben so viele Franken einbrachte. Den zweiten Platz nehmen die Zölle ein, die seit 1840 stets die Summe von 100 Millionen überstiegen haben. Die von den Bürgern und Bauern entrichtete Kopfsteuer mag jetzt an 80 Millionen betragen. Der Obrok oder die Abgabe der Kronbauern wirft 30—40 Millionen ab; die Gildensteuer oder die auf den Kapitalien des Handelsstandes lastende Taxe 20—25 Millionen. Die Posten haben im J. 1843 eine Brutto-Revenue von 4,175,963 Silber-Rubeln geliefert und können im Durchschnitt zu 15 Mill. Franken berechnet werden. Die Patentsteuer trägt 3—4 Millionen ein; eine gleiche Summe die Stempel-Abgabe. Die Kron-Bergwerke und die von den Privat-Bergwerken und Goldwäschereien erhobene Steuer bringen wenigstens 15—20 Millionen; Herr von Reden berechnet ihre Production sogar auf das Vierfache dieser Summe. Wenn wir hierzu noch den Ertrag der Apanagegüter, der Pachtungen oder Arrenden, der Tabacks- und Spielkarten-Monopole, der Salzsteuer, der Kronfabriken u. s. w. schlagen, so bringen wir leicht die obenerwähnten 500 Millionen heraus.

Diese Summe ist klein [*]), wenn man bedenkt, daß die Kosten der Land-Armee allein 180—200 Millionen verschlingen, wozu man noch 50 Millionen für die Marine und 80—85 Millionen für die Zinsen der Staatsschuld und den Tilgungsfond rechnen muß; indessen giebt es viele Hülfsquellen und Zweige des Einkommens, die wir hier nicht aufgeführt haben. Nach Herrn v. Reden hat die Apanagen-Kasse eine jährliche Revenue von 14 Millionen: die der kaiserlichen Privatkasse mag etwa 8 Millionen betragen, wogegen der kaiserliche Hofstaat einen Aufwand von wenigstens 20 Millionen verursacht.

Dies ist ungefähr Alles, was über das russische Staats-Budget bekannt ist; werfen wir jetzt einen Blick auf die Staatsschuld.

Nach dem von dem Finanz-Minister, Herrn Wrontschenko, unterm 9. Juli 1846 an das Conseil der Reichs-Kredit-Anstalten abgestatteten Bericht belief sich dieselbe Ende 1845 auf 315,712,500 Silber-Rubel oder 1200 Millionen Franken (fast 350 Mill. Thaler). Sie ist aus Anleihen entstanden, die meistens im Auslande (mit den Häusern Rothschild, Baring, Hope) kontrahirt wurden: seit 1817 hat man keine in Rußland selbst aufgenommen, außer der bei Stieglitz u. Comp. im Jahre 1842, die zum Bau der Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau bestimmt war. Die im Umlauf befindlichen Bank-Assignationen stellen einen Werth von 170,221,802 Silber-Rubeln vor, oder in runden Zahlen 650 Millionen Franken. Hierzu kommen noch 50 Mill. Franken in den Billets der Depositen-Kasse.

Der Ukas vom 1./13. Juli 1843 hat eine neue Art Papiergeld (Kreditscheine) ins Lebens gerufen, um die Assignationen zu ersetzen, welche allmälig eingezogen werden. Der Nennwerth dieses Papiers ist nach dem gesetzmäßigen Course in Silber-Rubeln ausgedrückt. Als Garantie desselben ist ein Baarfond in den Gewölben der St. Petersburger Festung niedergelegt worden; er bestand am 1. Januar (a. S.) 1846:

Aus gemünztem und ungemünztem Gelde zum Werthe von	82,644,246 Silber-Rubel.
Aus verschiedenen Effekten zum Belauf von . .	12,760,837 „ „
Bis zum 9. Juli 1846 kam hinzu an baarem Gelde für ausgegebene Billets	5,177,407 „ „
Im Ganzen	100,582,490 Silber-Rubel.

Aus diesem Kapital sind die 30 Millionen Silber-Rubel entlehnt, die neulich von der russischen Regierung in den französischen und englischen Staats-Papieren angelegt wurden.

Der Tilgungsfond bestand aus.

37,561,500 Silber-Rubel	für die 6prozentige Schuld und für die beiden ersten Anleihen zu 5 pCt.
138,800 „ „	„ die 3te und 4te Anleihe zu 5 pCt.
227,600 „ „	„ die 4prozentigen Anleihen.
6,170,200 „ „	Reserve-Kapital.
44,098,100 Silber-Rubel	oder etwa 175 Mill. Franken.

Das russische Finanz-System könnte zu äußerst merkwürdigen Untersuchungen Anlaß geben, die aber bis jetzt mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft sind. Einstweilen kann man einige Belehrung aus der interessanten Abhandlung über politische Oekonomie schöpfen [*]), die von dem ehemalig Finanz-Minister Cancrin in den leider nur zu kurzen Mußestunden verfa wurde, die zwischen seiner Zurückziehung von den Geschäften und sein Tode verflossen.

[*]) In Frankreich belaufen sich die Staats-Einkünfte auf mehr als 1300 Mill. Franken, in Großbritannien auf ungefähr 1100 Millionen.

[*]) Die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften. 8. Stuttgart, 1845.

Mannigfaltiges.

— Ritter's (?) unritterliches geographisch-statistische Lexikon. Bei der sonst durch kühne Unternehmungen hervorragend gewese Verlagshandlung von Otto Wigand in Leipzig erschien in diesem Jahre ei dickes Buch mit dem sonderbaren Titel: „Ritter's geographisch-statistische Lexikon über die Erdtheile, Länder .... Städte, Flecken, Dörfer, Weiler ... Kanäle rc. für Büreaus, Comtoirs .... Zeitungsleser .... dritte umg arbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage .... von Dr. W. Hoffman Wir sagen, der Titel sey sonderbar, nicht seiner vielversprechenden Länge w gen, sondern weil wir nicht begreifen, wie ein Lexikon von Ritter zugleich v Hoffmann seyn kann, ohne daß Letzterer sich als neuerer Herausgeber u Mitarbeiter ankündigt. Und welcher Ritter ist es denn? wie lautet sein Ta name, und wie der Name seiner Burg? Wie weit entfernt die Gele samkeit dieses Ritter aber von der seines Namensvetters Karl Ritter mag der Leser an einem einzigen Artikel sehen, und zwar an dem, welcher d Heiligste einschließt, indem er die Stadt Jerusalem beschreibt. Das Wi tigste, was uns vom neuesten Zustande dieser Stadt gesagt werden kann, doch wohl das Daseyn des 1842 errichteten evangelischen Bisthums, aber de Ritter Hoffmann schweigt davon, so wie von den großartigen Anstalten der englischen Mission. Dagegen gehört nach ihm jetzt Jerusalem dem Pa von Aegypten, ist die Einwohnerzahl 30,000 statt 15—17,000, heißt die gr Moschee el-Hamra statt El Haram (was übrigens vom ganzen Tempelp gilt), zerstört Titus die Stadt 40 n. Ch. statt 70, baut Hadrian wieder im Jahre 118 statt 126, und dies Alles, wie manches Andere, findet sich einer Beschreibung von 11 Zeilen. Wir möchten wirklich im Namen der deu schen Gründlichkeit, die, wie man sieht, nach und nach eine Wahrheit wie d französische Charte wird, Herrn Dr. Hoffmann bitten, uns den vollen Namen und Charakter des Herrn Ritter nachzuweisen, damit wir erfahren, wohin wi unsere Verehrung seiner geographischen Verdienste richten. Sollte aber de Name hier wirklich nur Leynstange seyn, so würden wir unsere Verwunderun an die Buchhandlung Otto Wigand richten, daß sie sich zu solchen Künste hergiebt, und noch mehr an ein Publikum, das solche Künste bis zur dri maligen Auflage unterstützt.

— Ferrara sonst und jetzt. Die Stadt Ferrara, welche durch die d plomatischen Noten, die in Bezug auf ihre Besetzung durch die Oesterreich gewechselt worden, wieder zu bedeutungsvollem Namen gekommen, glänz unter den Fürsten des Hauses Este als Sitz der schönen Künste und Wissenschaft während der ersten Jahrhunderte der neueren Geschichte. Ariost, Tasso, Gu rini und viele andere minder weltbekannte und dennoch große Männer wirkt hier unsterblich, und man war so gewohnt, diese Stadt als den Sammelplatz d Erhabenen und Schönen zu betrachten, daß man Städte anderer Länder, w sich mehrere hochgebildete Geister zusammenfanden und sich den schönen Künste widmeten, gern das Ferrara jener Länder nannte, wie z. B. Weimar ein Zeit lang das deutsche Ferrara hieß. Seit Ferrara, um 1600, in die Händ der Päpste gefallen, hörte es auf, ein solches Sinnbild der Kultur zu seyn und erst unter dem politisch-liberalen Papst unserer Tage sollte es seine Namen wieder an große Ereignisse, wenn auch nicht an die friedlichen d Literatur und Kunst, knüpfen. Wir sagen große Ereignisse, denn nac der Haltung der Italiäner, der gänzlich unerwarteten Besetzung der Sta gegenüber, verbunden mit der Sprache der englischen Regierungsblätter un der unabhängigen, aber gewaltigen Times, muß diese Begebenheit wichtig Folgen für die liberalen Ideen Italiens und für die Stellung Oesterreich auf der Halbinsel haben.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Dienstag den 7. September 1847.

Spanien.

Die Karlistenbanden in der Sierra Morena.

Die folgenden Skizzen sind dem Tagebuche des Sohnes eines angesehenen und hochgestellten spanischen Beamten entnommen, das seinen Aufenthalt unter den Parteigängern, in deren Gefangenschaft er gerathen war, schildert. Die Mittheilung derselben, hoffen wir, wird um so interessanter seyn, als gerade in der neusten Zeit die Karlistenbanden trotz aller Anstrengungen der Regierung eine Macht erlangt haben, wodurch noch manche ernste Konflikte in Spanien herbeigeführt werden können. Wir nehmen uns indeß die Freiheit, nicht nur aus der fortlaufenden Erzählung *) „Don José Maria Fernandez", wie schon oben angedeutet, — einzelne Skizzen herauszuheben, — sondern auch dessen lyrische Person in die epische, d. h. die erste in die dritte zu verwandeln. Don José Fernandez ist übrigens ein angenommener Name, zu dem er bei seiner Gefangennehmung Zuflucht nahm, um sich nicht als Anhänger der Regierung zu verrathen.

. . . . . Am 22. October verließ Don José Madrid, um sich zunächst nach Alicante zu begeben, unter dem Schutze eines Geleitsbriefs des General Narvaez und überdies mit einer Menge Empfehlungsschreiben des Generals an alle Kommandanten der Festungen, die von der Straße nach Valencia berührt werden, versehen. Uebrigens war die Gegend nach den Berichten des Generals dergestalt ruhig, daß man in keiner Weise zur Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln Veranlassung hatte. Dasselbe erfuhr unser Reisender Abends von dem obersten Richter und Kommandanten der Nationalgarde in Ocana, wohin er ohne das geringste Hinderniß gelangt war. Auch wurde die Post eskortirt, so daß jede Furcht vor einer möglichen Gefahr verschwinden mußte. Als die Reisenden am andern Morgen bei Sonnenaufgang, ungefähr 2 Meilen jenseits Ocana, die Post von Valencia nach Madrid trafen, erkundigte man sich wie gewöhnlich danach, was es Neues gäbe und wechselte die Eskorte. Die neue Truppe, etwa aus 26 Mann Soldaten bestehend, begleitete die Reisenden auch von ihrem nächsten Nachtquartier ab weiter. Die Leute waren ermüdet und wünschten zurückzukehren. Nur mit Mühe wurden sie durch den kommandirenden Offizier bewogen, bis zur mota de Cuerbo mitzugehen. Wenige Stunden, nachdem sie Quintanar verlassen — es war 4 Uhr Morgens — hielt plötzlich der Postwagen an, wodurch die armen Passagiere, die ihre Nachtruhe fortzusetzen begonnen hatten, wieder aufgeweckt wurden. Der Offizier nahte sich dem Schlage und rief:

„Herr Marquis! Herr Marquis!"

Don José, fürchtend sein Incognito möchte verrathen werden, steckte schnell den Kopf zum Wagen heraus, um dem unzeitigen Schreier nicht Anlaß zu geben, seine Exclamationen fortzusetzen und ihm Vorsicht anzuempfehlen.

„Es ist eben ein Expresser angelangt" — erklärte Jener seine Unterbrechung der Fahrt — „mit der Nachricht, daß man einige zwanzig Reiter dort unten über das ungeackerte Feld hat jagen sehen."

Bei dieser Nachricht fuhren plötzlich ein halb Dutzend Köpfe von Reisenden aus den verschiedenen Oeffnungen des Postwagens heraus, und Alles fragte:

„Was giebts?" — „Was ist vorgefallen?" —

„Ich bin der Meinung" — erwiderte Don José dem Officier — „daß wir sofort umkehren. Aber fragen Sie doch auch die übrige Gesellschaft um die ihrige."

„O, mein Herr, es hat Nichts auf sich. Wir wollen immer vorwärts gehen. Halten Sie etwa meine Truppe nicht für hinreichend gegen jene Schelme? Uebrigens verbietet mir meine Pflicht, den Rückweg einzuschlagen."

Das Resultat dieser Konferenz, welche der Offizier damit begonnen hatte, Don José um seine Meinung zu fragen, bestand darin, daß er seiner eigenen folgte. Don José legte sich daher in seine Ecke zurück, um den unnöthigerweise unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Als ihm dieser Versuch eben wider Erwarten gut gelungen war, wurde er auf's Neue durch das Anhalten des Postwagens erweckt. Aber diesmal schien der Grund etwas triftiger zu sein, als das erste Mal. Denn er vernahm ein verwirrtes Geräusch von durch einander rufenden Stimmen, und alle möglichen Arten von Flüchen und Ausrufungen. Sein Erstaunen war nicht gering, als er beim Schein des anbrechenden Tages die drei Wagen, auf denen die Eskorte fuhr, von einigen Reitern umgeben sah; da er jedoch immer noch nicht den eigentlichen Zusammenhang verstand, warf er seine Augen umher, um den Ort, wo sich die Reisenden befanden, zu rekognosziren. An der rechten Seite der Straße stand ein Wirthshaus, dessen Name venta de Toboso in ihm die Hoffnung aufsteigen ließ, daß er bald eine streitschlichtende Dulcinea aus der Thür treten sehen werde. Statt ihrer aber erschienen nur bewaffnete Reiter, welche in Menge auf den Wagen losstürzten und der eskortirenden Truppe zuriefen, sie sollten sich ergeben, man würde ihnen kein Haar krümmen.

Aber ein Soldat gab Feuer. Die Reiter erwiederten es, und der Tumult wuchs um das Hundertfache. Dazwischen schrieen die Reisenden den Soldaten zu, sich zu ergeben und keinen Widerstand zu leisten, und die Frauen fielen theils in Ohnmacht, theils vermehrten sie durch ihr Geschrei die allgemeine Verwirrung. Endlich gab der Offizier seinen Leuten Befehl, sich zu ergeben. Sie gehorchten und lieferten die Gewehre aus, die sämmtlich an einem Ecksteine oder an den Rädern des Wagens von den Parteigängern zerschmettert wurden. Die Reisenden saßen indeß auch alle in dem Postwagen, dem bisher Niemand aus dem Reiterhaufen genaht war. Nachdem aber die Uebergabe stattgefunden, rief Einer der Anführer: „Man gebe Acht auf die Beute!" — Darunter verstand er die Reisenden und ihr Gepäck. Sofort wurden auch die Wagen umzingelt. Die Parteigänger befahlen den Reisenden auszusteigen und begannen die Maulthiere von dem Postwagen abzuspannen. Die entwaffnete Eskorte mußte auf Befehl des Anführers der Karlisten eine Linie bilden.

„Muchachos" (Kinder), sagte Einer der Sieger in väterlich ermahnendem Tone, „wenn Jemand von Euch sich rührt, so werden wir in die Nothwendigkeit versetzt seyn, ihm sofort cuadro tiros *) beizubringen."

Die Reisenden wandten sich an einen Parteigänger, der ihnen am wenigsten furchtbar erschien, mit der Hoffnung, ihn zu erweichen. Aber die Antwort war unveränderlich. Dennoch zeigte sich der Angeredete insofern in der That milder, als er statt des barschen: „Mit dem Gelde heraus, ihr Hunde!" oder anderer dergleichen zarter Floskeln, mit denen die Uebrigen ihre Rede schmückten, in witziger Weise den Beraubten Trost zusprach: „Beruhigt Euch doch, Kinder, wir wollen ja nicht Euer Böses, sondern Euer Bestes." **)

Ueberall herrschte die größte Unordnung. Die Parteigänger waren zwei und zwanzig an der Zahl und alle gut beritten. Um ihr Beraubungsgeschäft mehr mit Muße betreiben zu können, sandten die Anführer Wachtposten nach verschiedenen Seiten aus, eine Vorsicht, die vollkommen überflüssig war. Don José wandte sich an den Hauptanführer, dessen Physiognomie nicht allzu abschreckend erschien, und knüpfte eine Unterredung mit ihm an von jener Art, die man im Norden der Pyrenäen eine Gasconade nennt.

„Alles, was mir gehört" — begann er mit ernstem Tone — „steht zu Ihren Diensten. Dürfte ich dafür die Bitte wagen, daß Sie mich vor der Mißhandlung seitens Ihrer Untergebenen schützen?"

Es war ein Mann von etwa 28—30 Jahren, schmächtig und von mittlerer Körpergröße. Seine gebräunte Gesichtsfarbe und kastanienbraunes Haar gaben ihm einen männlichen Ausdruck, der im Vereine mit dem militairischen Anstande, wodurch er sich von seinen Gefährten auszeichnete, etwas Imponirendes hatte. Seine Antwort war der Frage ganz angemessen.

„„Ihre Zuvorkommenheit rührt mich tief, Señor. Aus Furcht, Sie zu beleidigen, wenn ich Ihr mit so großer Zartheit gemachtes Anerbieten zurückweisen wollte, nehme ich es mit der Versicherung an, daß Ihnen bei uns nichts Unangenehmes widerfahren wird.""

Indessen war das Gepäck auf die Erde geworfen worden, worauf die Untersuchung im Innern des Postwagens vor sich ging. Der Sergeant Navarro, Don José's neuer Beschützer, wandte sich mit den Worten an die Reisenden: „Lassen Sie Ihre Pässe sehen! Nicht als wenn ich mich auf ihre Richtigkeit verließe: nur neulich hatten wir mit einem Individuum zu thun, das sich für einen Blechschmied ausgab und nichts Geringeres war, als ein Deputirter, wie ich später in Erfahrung gebracht." — Don José, der Navarro nicht mehr verließ, übergab ihm sogleich seinen Paß. Er bat sich die ganze Brieftasche aus, die er genau untersuchte. Glücklicherweise hatte der Marquis die Empfehlungsschreiben des Generals Narvaez zur rechten Zeit zu vernichten gewußt. Indem er den Paß auseinanderschlug, sagte der Sergeant:

„Sie sind Marquis?"

*) Sie ist in der Form eines Briefes an die Redaction der Revue Indépendante gerichtet, aus der wir sie entnommen haben.

*) Vier Schüsse.

**) Ce n'est par votre mal que nous voulons, c'est votre bien. Ein Wortspiel, das durch obigen Uebersetzungsversuch nur theilweise angedeutet werden konnte, weil bien zwar auch im Deutschen (Gut) den Doppelsinn hat, daß es Vermögen bedeutet, aber sich in diesem Sinne von dem Eigenschaftswort durch die Flexion unterscheidet: Gutes und Gut. Daher wählten wir lieber den obigen Ausweg, der freilich eine Art Abweg ist.

Don José war wie vom Donner gerührt; sein Paß war auf falschen Namen ausgestellt. Wie kam also Navarro auf jene Vermuthung? Aber die dringende Gefahr gab ihm schnell seine Geistesgegenwart zurück, so daß er antwortete:

„„Ich, Marquis? Sie scherzen, Señor. Sehen Sie dort meinen Namen: José Maria Fernandez.““

Jetzt entdeckte er auch das Mißverständniß Navarro's. Dieser nämlich hatte den Namen des Marquis von Ponteios, welcher als Civil-Gouverneur von Madrid den Paß ausgestellt hatte, für den des Reisenden selbst gehalten. Don José erklärte dies dem Sergeanten. Er schien damit zufriedengestellt.

„Oeffnen Sie jetzt, wenn's gefällig ist, Ihre Börsen, meine Herren". — Es geschah. — „Ah, Sie scheinen der Reichste aus der Gesellschaft zu seyn", lächelte Navarro dem armen Don José zu, der ihm etwas über 1000 Realen *) überliefert hatte. Ein anderer Theil seines Geldes wurde unter einem Wagenkissen gefunden, aber er hütete sich wohl, sein Eigenthumsrecht daran kund zu geben.

„Wo haben Sie Ihre Uhr?" fragte der Sergeant.

„„Hier ist sie““ — erwiederte Don José. — „„Aber da sie keinen Werth hat, so möchte ich Sie bitten, mir sie zu lassen. Wäre sie ein Bréguet, so würde es mir zur Freude gereichen, sie Ihnen zum Geschenk anzubieten.““

„Auch will ich sie nur als ein Andenken an Sie behalten!" versicherte Navarro.

„„Es ist mir viel an der Uhr gelegen, da sie meine Mutter getragen hat und die Kette von meiner Frau gearbeitet ist.““

„Wahrhaftig, das ist rührend!" — sagte der Sergeant mit gefühlvollem Tone. — „Aber geben Sie nur immer. Meine Gefährten würden sie Ihnen ohne Weiteres abnehmen, während ich sie mit der Sorgfalt bewahren werde, welche ein so theures Familienstück verdient."

In ähnlicher Weise nahm Navarro auch einen Ring, den Don José von seiner Mutter erhalten hatte, in Verwahrung. Nur als er auch den Trauring des Marquis als Andenken sich erbat, wurde er durch dessen heftige Protestationen, so wie durch die Werthlosigkeit des Gegenstandes, von seiner Absicht zurückgebracht. Den innigsten Antheil nahm er an der Mittheilung, daß Don José erst seit kurzer Zeit verheiratet sey.

„Sie können sich denken, welchen Kummer meine Frau und meine Familie empfinden muß, wenn sie wüßte, daß ich mißhandelt würde", setzte Don José hinzu.

„„Das glaube ich gern““ — sagte Navarro mit theilnehmendem Tone — „„und ich würde es mir niemals verzeihen, wenn ich im Geringsten dazu beitrüge, Ihren verehrungswürdigen Aeltern und ihrer zärtlichen und liebenswürdigen Gemahlin Schmerz zu bereiten. — Nehmen Sie diesen Grauschimmel““ — fuhr er fort — „„Sie werden die Güte haben, uns in die Berge zu begleiten.““

Jetzt wird die Sache ernsthaft, dachte Don José im Stillen. Kein Bitten, keine Vorstellung half. Es war der Beschluß gefaßt worden, daß alle Reisenden, mit Ausnahme der Frauen, in die Berge geführt werden sollten. Da begannen herzzerreißende Auftritte. Es befand sich ein General unter den Reisenden, dessen Frau sich vor dem Partheigänger auf die Kniee warf, um die Freiheit ihres Mannes zu erbitten. Aber alle ihre Thränen, Bitten, Ausrufungen rührten diese Menschen von Stein nicht. Die unglückliche Dame fiel in tiefe Ohnmacht, als sie sah, daß Alles umsonst sey. Man befahl dem General, ein Maulthier zu besteigen; aber er konnte sich nicht von seinen Kindern losmachen, zwei reizenden Knaben von 6 und 8 Jahren, die weinend seine Kniee umfaßt hielten. Endlich bestand seine Tochter, ein Mädchen von 20 Jahren ungefähr, mit großer Hartnäckigkeit darauf, ihren Vater zu begleiten, und machte sich bereit, hinter ihm Platz zu nehmen. Don José hatte schon lange seinen Grauschimmel bestiegen, auch die anderen Reisenden waren bereit; nur das muthige junge Mädchen verursachte noch einen Aufenthalt, indem die Partheigänger unter sich berathschlagten, ob sie ihrem Wunsch, den Vater in die Sierra zu begleiten, willfahren sollten oder nicht. Voll Mitleid für das schöne Kind, sagte Don José zu Navarro:

„Sie sollten das junge Mädchen zurücklassen; es wird uns nur auf dem Marsche hinderlich seyn. Die Weiber machen immer Umstände."

Offenbar konnte sie die Lage ihres Vaters um Nichts verbessern, wohl aber sich selbst die größten Gefahren bereiten. Einige plumpe Witze aus dem Munde der Karlisten hatten Don José hinlänglich belehrt, was ihrer wartete, wenn sie mitgenommen würde. Mit großer Beruhigung sah er daher, daß Navarro den Befehl gab, sie vom Maulthiere, das sie bereits bestiegen hatte, herunter zu nehmen. Endlich setzte sich die Karavane in Bewegung. Voraus ritten sechs Karlisten, diesen folgten die Gefangenen, der General, ein anderer Reisender, der Offizier der Eskorte, Don José nebst seinem Diener und endlich der Maulthiertreiber. Das Hintertreffen bildeten die übrigen Karlisten, welche die gefangenen Soldaten nebst den mit der „Beute" beladenen Wagen der Eskorte in die Mitte genommen hatten. — Neben Don José befand sich ein Karlist, der Einer von den Cabecillas (Unteranführer) der Bande zu seyn schien. Sein pittoresker Anzug trug keineswegs zur Verschönerung seines gebräunten und von Narben zerrissenen Gesichts bei; eben so wenig seine brennend rothen Haare, die ihm den Spitznamen el Rojo verschafft hatten. Er trug eine weite getigerte und mit Silberstickereien besetzte Weste und einen spitzen Filzhut, dessen vordere Krämpe ungewöhnlich weit über die stets gerunzelte Stirn hinausragte. Indeß trog der Schein auch hier. Der rothe Cabecilla legte trotz seines unheilverkündenden Stirnrunzelns gegen Don José Beweise von bedeutendem Zartgefühl ab. Er nahm eine sorgsam mit Pelzwerk gefütterte Flasche von der Seite und reichte sie seinem Nachbar:

„Versuchen Sie einmal, was darin ist."

Don José hatte einen feinen Geruch. Es war ein vortrefflicher weißer Xeres, von dem er furchtlos trank; worauf er die Flasche zurückgab.

„Rauchen Sie?" fuhr der Rothkopf in Beweisung seines Zartgefühls, das er durch einen ungeheuren Zug aus der Flasche noch mehr gestärkt zu haben schien, fort.

„„Sonderbare Frage an einen Spanier, Señor!““

Der Cabecilla zog eine Anzahl Havanna-Zigarren aus der Tasche und bot sie Don José dar, indem er unwillig zwischen den Zähnen murmelte:

„Kein Feuer!"

Don José war damit versehen und ergriff die Gelegenheit, sich seinem zartsinnigen und uneigennützigen Gönner angenehm zu machen. Sie hatten schon eine geraume Zeit stillschweigend geraucht, als sich der Cabecilla aufs neue an seinen Begleiter wandte.

„Ich hoffe, daß Sie die Absicht haben, mir ein Geschenk zu machen?"

„„Seit ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft habe, Señor, ist das mein innigster Wunsch. Wie sich doch große Geister begegnen!““

„Gut. Was meinen Sie zu einem Pferde?"

„„Sie sollen es haben.““

„Aber ein schönes Thier."

„„Ein Babinka.““

„Und dauerhaft."

„„Wie ein Fels.““

„Sie werden an Ihre Aeltern schreiben."

„„Noch heute Abend.““

„Und sie werden es bringen?"

„„Und wenn sie auf den Köpfen gehen sollten.““

Entzückt von diesem Versprechen, an das er glaubte, wie ein Ritter an das Ehrenwort seines Waffenbruders, begann der Cabecilla gewaltige Dampfwolken in die Luft zu blasen. Indessen entriß er sich nach einer Weile mit Gewalt diesem behaglichen Zustande eines tiefen Seelenfriedens, um Einen seiner Gefährten herbeizurufen:

„Ramirez!"

„„Zu Befehl.““

„Du kannst jetzt den Offizier abfertigen."

Dieser befand sich nahe hinter Don José. Ramirez ging gerade auf ihn zu und sagte:

„Steigen Sie ab."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Schlachten bei Etoges und Vauchamp im Februar 1814.

(Nach dem Englischen des Oberst-Lieutenants Mitchell.)

(Schluß.)

Wir lassen jetzt Herrn Mitchell weiter erzählen.

In dichten Kolonnen zusammengeschoben begann das tapfere Heer um zwei Uhr Nachmittags seinen gefahrvollen Weg. Die an Zahl so geringe Reiterei machte zur Deckung des Rückzuges wiederholte Angriffe auf die Feinde, ward aber immer genöthigt, sich wieder auf das Fußvolk zurückzuziehen und hier, wo die Bataillone unerschüttert und zu einem festen Ring zusammengeschaart sich fortbewegten, Schutz zu suchen. Das Feuer des schweren Geschützes und das kleine Gewehrfeuer wütheten fürchterlich in den enggeschlossenen Reihen der Tapferen, aber weder das eine noch das andere vermochte ihren Muth und ihre gute Disziplin zu erschüttern: sie selbst feuerten zwar nur selten ihre Kanonen ab und gaben nur dann, wenn sie auf kurze Zeit Halt machten, Bataillonssalven, aber diese immer so geregelt und wohlgenährt, daß die Feinde stets zurückwichen. Nirgends zeigte sich der Muth in einem helleren Lichte als in Blücher's Benehmen an diesem Unglückstage. Denn wenn er so langsam an der Front herabritt, so machte seine ruhige und feste Haltung einen wahrhaft wundervollen Eindruck auf die Gemüther seiner Soldaten. Mitunter aber und in sehr bedenklichen Lagen pflegte die persönliche Tapferkeit des Husaren-Offiziers den berühmten Feldherrn mit unwiderstehlicher Macht in Bewegung zu setzen. „Ich will den Kerls doch wirklich etwas abgeben", rief er; und in der That sah seine Umgebung den großen Feldherrn gegen einen herannahenden Reiter anstürmen. *) Ueberhaupt ward da, wo die Gefahr am größten war, seine laute Stimme stets vernommen und seine Feldherrngestalt, dieses gleichsam in Stein gehauene Bild, ungebeugt von der Last der Jahre, fiel den Soldaten zuerst in die Augen, wenn der Rauch und Dampf der Kanonaden über sie hinweg gezogen war. Einige Offiziere, welche von seiner Kaltblütigkeit betroffen waren, meinten wohl, es sey ihm ein ehrlicher Soldatentod hier willkommener, als den Untergang seines Heeres, dem dasselbe so augenscheinlich entgegenging, zu überleben, und wenn es auch nur Augenblicke waren, wo, nach einer mit Mitchell übereinstimmenden Versicherung eines berühmten Schriftstellers **), ähnliche Gedanken dem Feldherrn nicht fremd gewesen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die Seelenqualen, welche der kühne rastlose Geist Blücher's damals erlitt, mit zu den härtesten Schicksalen gehört haben, die dem greisen Führer auf seiner Heldenlaufbahn vorbehalten blieben. Sein Wort zu dem nachmaligen Professor Blanc in

*) Etwa 65 Thaler.

*) Steffens a. a. O. S. 16.

**) Varnhagen von Ense im Leben Blücher's S. 315 der zweiten Ausgabe und für das Folgende S. 319.

Halle: „Ich hätte mir auch wohl gewünscht, daß eine Kugel mich heute getroffen hätte", spricht diese Seelenstimmung vollkommen aus, aber eben so zeugt es auch von dem frischen, ungebrochenen Muthe, als er an Gneisenau die Worte richtete: „Da es heute mit mir nicht zu Ende gegangen, so ist mir noch ein langes Leben beschieden; es wird nun schon wieder gehen, und wir wollen Alles wieder gut machen." *)

Mittlerweile ging der Marsch, wenngleich in vollkommener Ordnung, doch bedächtig und allzu langsam vor sich. Kapzewitsch auf dem linken Flügel machte seine geschlossenen Bewegungen schachbrettartig wie auf dem Uebungsplatze, auf dem rechten Flügel wandte Kleist, der zu der Seite die große französische Reiterschaar, welche auf 6000 Mann geschätzt wurde, und ihre Absicht deutlich vor sich sah, durch Ueberflügelung die Preußen von dem Dorfe Etoges abzuschneiden, größere Eile an, um den Wald von Etoges zu gewinnen, der ihnen Schutz gegen die feindlichen Angriffe verhieß.

Es war fast Abend geworden, und unter steten Verlusten waren die eng zusammengedrängten Kolonnen ungefähr bis eine halbe Stunde vor Etoges gekommen, als die ganze Masse der feindlichen Reiterei sich plötzlich von allen Seiten mit großem Ungestüm auf das Fußvolk warf. Jetzt schien der Untergang unvermeidlich, eingeschlossen vom Feinde und in dunkler Nacht auf ganz unbekanntem Terrain sich bewegend, ein kleines Häuflein gegen gewaltige Uebermacht, und der alte Vater Blücher mit Kleist, Gneisenau, Müffling und anderen seiner Besten in augenscheinlichster Gefahr, gefangen zu werden, das war eine schreckliche Lage. Schon hörte man die Aeußerung: „wir müssen uns auflösen; Jeder rette sich, so gut er kann!" Andere sprachen von Ergebung an die Feinde. Aber eine so feige Gesinnung war nicht die der Helden des Tages. Je größer die Noth, je kräftiger war der Entschluß. Man hörte Müffling laut rufen: „Wir müssen alle beisammen bleiben."

Augenblicklich wurde die Anordnung getroffen, daß Tirailleurzüge in die nahen Weinberge geworfen wurden und die Bataillone, fest zusammengeschlossen, sich um den Feldmarschall auf der Chaussee sammeln sollten, um sich in den Wald von Etoges durchzuschlagen. In großen bald näheren, bald weiteren Kreisen, fährt Mitchell fort, umschwärmte die französische Reiterei das kleine und immer schwächer werdende Fußvolk der Russen und Preußen, während von allen Seiten Artilleriesalven auf sie abgefeuert wurden. Weithin erscholl der Jubelruf vive l'empereur, unter welchem die zahllosen Schwadronen ihre schwerfälligen (clumsy) Massen gegen die feindlichen Kolonnen heranwälzten, aber noch lauter knatterte das Musketenfeuer, und leuchtende Blitze erhellten in rascher, ununterbrochener Folge die Dunkelheit des trüben Februartages. Da fielen viele Reiter, andere wagten sich wegen des unaufhörlichen Geschützfeuers nicht weiter vor und sammelten ihre zersprengten Haufen bei dem Fußvolke, welches mit muthiger Ausdauer und von seinen Officieren mit kräftiger Besonnenheit geführt der heftigen Angriffe sich standhaft wehrte und immer vorrückte, so wie nur der Feind ihm den Weg frei ließ. Dieser aber begnügte sich damit, seine Geschütze gegen sie auf das lebhafteste in Bewegung zu setzen und seine Kugeln über die weite Ebene in die Zwischenräume der zurückgehenden Kolonnen zu entsenden, da seine eigne Reiterei nicht in sie einzudringen wagte und trotz ihrer großen Ueberzahl sich nicht stark genug glaubte, die erschöpften, vielfach erschütterten Schaaren zu Paaren treiben zu können. Diese sahen sehnsüchtig nach dem schutzbringenden Walde, denn wie unverdrossen sich auch die Bataillone wehrten, so ward es doch bei der stärker werdenden Dunkelheit immer schwerer, sich zusammenzuhalten, die Reiter namentlich kamen immer mehr von einander, und nur das freie Geschützfeuer gewährte einige Blicke in die allerdings trostlose Lage und zeigte den Weg. Sonst wußte man oft nicht, was vor oder hinter den Einzelnen vorging, Feinde und Freunde waren oft nahe bei einander, und noch um sechs Uhr Abends rettete nur die Entschlossenheit des Prinzen August von Preußen, des tapfersten Soldaten des Heeres, den alten Feldmarschall vor Tod oder Gefangenschaft. **)

Mit Freude berichtet Mitchell hierauf, daß die anderen Kolonnen des Fußvolkes endlich, unbesiegt und noch in guter Ordnung, aber freilich um ein Drittheil schwächer (von 15,000 Mann waren an 6000 geblieben, verwundet oder gefangen), jenen dichten Wald (the tangled wood) erreichten, der sie vor weiterer Verfolgung schützte. Sieben Geschütze, die unfahrbar geworden, waren in den Händen der Franzosen geblieben, aber sie hatten nicht einen einzigen Mann, mit dem Schwerte in der Hand, gefangen genommen!

Ganz zuletzt aber, sagt Mitchell, drohte ein Mangel an Vollziehung ertheilter Befehle den Verbündeten nachtheilig zu werden. Der Wald von Etoges hatte nämlich sollen von dem General Udom, der mit dem Reste von Olsufieff's Truppen in Etoges zurückgelassen war, besetzt seyn. Da aber eine Abtheilung französischer Infanterie auf einem Seitenwege früher in Etoges eingedrungen war, als die sich zurückziehenden Truppen den Ort hatten erreichen können, so fürchtete der russische Feldherr eine Wiederholung des Gefechtes bei Champaubert, verließ seine Stellung ohne Schwertschlag und setzte so die Sicherheit des ganzen Heeres durch einen Irrthum auf das Spiel, der dem des General Olsufieff gerade entgegengesetzt war. Denn dieser hatte gefochten, wo er sich hätte zurückziehen sollen. Jedes Blatt der Kriegsgeschichte zeigt, wie viel im Kriege von der Persönlichkeit der einzelnen Feldherren und höheren Offiziere abhängt, und trotz dieser Ueberzeugung, die auf das klarste durch Beispiele von uns dargelegt ist, sehen wir, daß in England noch bis auf den heutigen Tag die Offizierstellen für baares Geld verkauft werden! Im gegenwärtigen Falle brachte General Udom's Unfolgsamkeit dem Heere keinen ernstlichen Nachtheil; denn die Regimenter, welche einem ganzen Heere widerstanden hatten, eroberten auch den Wald und das Dorf Etoges, jedoch nicht ohne einige tapfere Leute einzubüßen, die nur in Folge der schlechten Führung eines Vorgesetzten hier ihren Tod gefunden hatten.

Wir haben hierbei zweierlei zu bemerken. Einmal wird von Varnhagen v. Ense *) bezeugt, daß Udom nicht plötzlich, sondern nach einem, ihm früher von seinem Oberfeldherrn Kapzewitsch zugegangenen Befehle eine andere Richtung eingeschlagen habe. Was aber das Gefecht im Dorfe Etoges anbetrifft, so litten hier die Verbündeten einen weit größeren Verlust, als Mitchell angiebt. Denn, als diese vor dem Dorfe ankamen, war die feindliche Reiterei schon Stundenlang im Besitze desselben, hatte alle Geländer an den Brunnen weggenommen und die einzige Brücke, welche über den breiten und schlammigen Bach führte, abgesägt und unsicher gemacht, so daß, als die Verbündeten sie betraten, dieselbe zusammenbrach. Dadurch trat in der Dunkelheit große Verwirrung und großer Schreck ein, Russen und Preußen stürzten in den Bach, versanken in den Schlamm oder fielen in die Hände der hinter den Bäumen und Häusern verborgenen Franzosen. **) Grausenhafteres konnte den tapfern Truppen am Abend dieses schweren Tages kaum begegnen.

Zum Schluß fügt Mitchell noch folgende kriegswissenschaftliche Betrachtungen hinzu: Kein Gefecht der neueren Zeit hat auf eine so schlagende Weise die großen Schwächen unserer neueren Taktik gezeigt, als die Schlachten bei Etoges und Vauchamp. Dreißigtausend Mann tapferer und braver Soldaten greifen funfzehntausend Mann Fußvolk in offener Ebene an und sind gänzlich unfähig, die Letzteren zu vernichten! Alles, was erreicht wurde, ward nur durch ein stetes Geschützfeuer erreicht. Die französische Reiterei, ganz unbekannt mit der wahren Kraft und Wirkung eines Reitergefechtes, wagte kaum den Angriff auf das regelmäßig und enggeschlossen einherziehende Fußvolk, während das mit Gewehr und Bajonnet bewaffnete französische Fußvolk diese Waffen nur als die Waffen für ein Gefecht aus der Ferne ansah und auch nicht einen einzigen Versuch machte, mit den sich langsam zurückziehenden Feinden handgemein zu werden. Das war ein deutlicher Beweis, daß das jetzige Fußvolk nichts kann als feuern und nie Mann gegen Mann im Einzelkampfe zu gebrauchen ist. ***) Die Schlacht bei Vauchamp giebt aber noch einen anderen Beleg zu einer in diesem Geschichtswerke öfters gemachten Bemerkung, daß nämlich Napoleon nicht verstanden habe, Fußvolk und Reiterei mit gleicher Zweckmäßigkeit ihrer Anwendung in das Gefecht zu bringen. Das Fußvolk der Verbündeten allein und von allen Mitteln der Deckung auf der weiten Ebene entblößt, bot überall offene Seiten zum Angriffe. Napoleon brauchte durch seine Reiterei und sein Fußvolk zusammen, die reichlich durch die Artillerie unterstützt waren, nur eine der sich zurückziehenden Kolonnen angreifen zu lassen, und die eifrigsten Vertheidiger des Schußund Bajonnetsystems werden nicht behaupten können, daß ein Fußvolk solchen vereinten Angriffen gegenüber wirksamen Widerstand zu leisten im Stande ist.

Diese Angriffe waren also unterblieben, Napoleon aber bewies sich nicht allein unfähig, einen schwächern Feind, der in seine Hand gegeben war, ganz zu vernichten, sondern auch den Sieg zu verfolgen, den er auf so wunderbare Weise gewonnen hatte. Denn er vergaß gänzlich, daß Blücher es war, der dem langsamen Kriegszuge der Verbündeten das größere Leben und den raschern Antrieb ertheilt hatte, und versäumte die schönste Gelegenheit, ihm heute eine entscheidende Niederlage beizubringen; er unterließ, seine Thätigkeit gegen die schlesische Armee zu verdoppeln, die in den verschiedenen Gefechten dieses Monats an 15000 Mann und 24 Geschütze verloren hatte, und gestattete dem rastlos kühnen Feldmarschall, sich auf Chalons unverfolgt zurückzuziehen, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit seinen zertrennten Heerestheilen bewerkstelligen und die Ankunft neuer Verstärkungen erwarten konnte.

So weit nun unser englischer Erzähler. Was er über die Vortheile des Kolben- und Bajonnet- oder Schießgefechtes sagt, haben wir bereits oben zu erläutern gesucht und lassen die Sache jetzt auf sich beruhen, eben so wollen wir nicht den Ursachen nachspüren, welche Napoleon zu der allerdings auffallenden Schonung des schlesischen Heeres in den folgenden Tagen bewogen haben, da es doch sonst sehr seine Sache war, écraser l'ennemi oder la canaille, wie er die feindlichen Soldaten von 1813 und 1814 wohl zu nennen pflegte. †) Was aber das allgemeine Urtheil Mitchell's über Napoleon als Feldherr in seinen andern Kriegen und namentlich in dem Feldzuge von 1814 anbetrifft, so hat er hier dem Kaiser nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen.

*) Vrdl. S. 318 und Grolman II. 177. Von hier an sind in dem nächsten Absatze die Berichterstattungen von Rahden's und Steffens in die Darstellung Mitchell's, dem diese Einzelnheiten nicht bekannt seyn konnten, mit verflochten worden. Rahden hat (S. 243—248) ein sehr anschauliches Bild dieses Gefechts in der Kampfesweise seines, des zweiten schlesischen Regimentes, und in der vortrefflichen Ausführung des Grafen von Reichenbach, der dasselbe befehligte, gegeben.

**) Grolman a. a. O. II. 179.

*) a. a. O. S. 319.

**) Ausführlicher hierüber v. Rahden, der seine Rettung nur der treuen Anhänglichkeit des Unteroffiziers Schmidt verdankte. a. a. O. S. 250 f.

***) Wenn Herr Mitchell hier nur die Franzosen meint, so mag er Recht haben, daß aber das preußische Fußvolk im Handgemenge gar gut seinen Mann stand und die Kolbe zu gebrauchen wußte, hat es unter anderen in den Schlachten bei Großbeeren und bei Hagelsberg bewiesen. Man kennt die Antwort, welche ein wackeres Pommersches Bataillon in der ersteren Schlacht dem Kronprinzen von Schweden gab, als er sie durch seinen Adjutanten auffordern ließ, das Bajonnet statt der Kolbe zu gebrauchen: „so flumscht et beter" (es schafft mehr). Worauf dann der Kronprinz, als er den Ausdruck endlich verstand, sein Pferd wandte und rief: eh bien, laissez les faucher. Man s. F. C. Kretzschmer's „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben" Bd. I S. 47 und Friccius Geschichte des Königsberger Landwehr-Bataillons I. 267 f. 298 f.

†) In Las Cases Memorial von St. Helena II. 179. La canaille ist überhaupt ein Ausdruck für verhaßte oder verachtungswürdige Feinde; in der letzteren Beziehung heißen die Neapolitaner so in O'Meara's Tagebuch I. 203, in der ersteren nannte Anna von Oesterreich so die Parlamentsräthe (St. Aulaire's Geschichte der Fronde I. 139 (sic!) und Wallenstein (Ungedruckter Brief in Förster's Sammlung I. 290, 300) bezeichnete mit dem Namen la canaglia die Stralsunder und die Schweden.

Denn man kann sein militairisches Genie, seine Energie, seine blitzschnellen Entschlüsse im Jahre 1814 ganz so unbefangen anerkennen, wie es Müffling, Clausewitz und Grolman unter den Deutschen gethan haben, man braucht aber deshalb da nicht zu übertreiben, dort zu verkleinern, wie es Savary, Bignon und andere Franzosen gethan und an deutschen unwissenden Skribenten klägliche Nachbeter gefunden haben. Militairische Werke, freilich von selbstständigem historischen Werthe und kraftvoller Beseelung wie die von Müffling, Kriegsgeschichten von so klassischer Ruhe und Gegenständlichkeit, wie die von Clausewitz, oder eine so parteilose und mühevolle Bearbeitung des ganzen reichen Stoffes eines wechselvollen Krieges bis in seine kleinsten Einzelheiten, wie die Bücher von Grotman und Damitz — solche Werke sind nur die Erzeugnisse eines höchst redlichen Fleißes und einer großen Billigkeit. Das sind aber Eigenschaften, die sich in Deutschland eine der schönsten Stätten und einen fast sprüchwörtlich gewordenen Ruhm begründet haben; der Franzose wird in solchen Fällen immer das alte Geschichtchen vom Vogel Strauß wiederholen.

Halle. K. G. Jacob.

Afrika.

Die Neger in Guinea.

An der Küste von Guinea haben die Engländer Sierra-Leone besetzt, amerikanische Ansiedler sind am Cap Palmerston und in Liberia; französische Handels-Kolonieen in Groß-Bassem und Gabon. Durch Austrocknen der Sümpfe und durch Abhauen der Wälder ist das Klima schon viel verbessert worden. Die Neger von Guinea gehören zu verschiedenen kleinen Königreichen, und sie werden allmälig zum Christenthume bekehrt. Sie verehren Thiere göttlich, wie den Geier, den Schakal und die Eidechse. Das Volk der Widachs verehrt die Schlangen. Eine derselben wird in einem Tempel mit Leckerbissen gefüttert. Junge Mädchen und Priester halten die Wache. Ein Franzose hatte den kriechenden Gott getödtet und konnte vor der Wuth des Volkes sich nur durch den Schutz eines portugiesischen Schiffs-Capitains retten, er mußte hernach eine große Summe bezahlen. Die katholischen Missionaire, welche dort wirken, hatten Mühe, dem Volke begreiflich zu machen, daß sie einen anderen Zweck haben als die Sklavenhändler. Jetzt können sie schon mehr wirken; wenn sie in ein Dorf kommen, streiten sich die Neger um die Ehre, ihnen Erfrischungen anzubieten; wenn dieselben nichts annehmen wollen, entsteht eine allgemeine Traurigkeit. Die Neger sind gute Leute, die einen großen Hang zum Müßiggange und zum Tanze haben. Die Weiber stehen schon um Mitternacht auf, um die Hirse zu stoßen, aus welcher man den Kuskus (Brei oder Kuchen aus Hirsemehl) macht. Ueberall hört man den Lärm von dieser Arbeit; zuweilen werfen sie ihren Stößel in die Höhe, und während derselbe über dem Haupte schwebt, klatschen sie in die Hände; sie fangen ihn dann wieder auf und arbeiten fort. Diese Arbeit dauert bis gegen zehn Uhr Morgens, dann beschäftigen sie sich mit Waschen und Bügeln. Mittags legen sie sich am ersten besten Ort schlafen, so daß man sie hier und da mitten auf den Straßen antrifft, und gegen Abend geht dann für sie das Singen und Tanzen an. Es giebt wenig Neger, die das Französische verstehen; ihre Sprache ist das Worlof, und die Missionaire erlernen dasselbe. Wenn ein Missionair einige Worte sprechen kann und den Neger anredet: Giain na sa? (Wie befindest du dich?), dann antwortet er gleich: Giain na dal (ich befinde mich wohl), und lacht vor Freude, daß er seine Sprache hört.

Die Neger schmücken sich mit eisernen Armbändern, Halsbändern und Fingerringen. Die kleinen Kinder, besonders die weiblichen, tragen sechs bis sieben Ringe von Rauschgold an jedem Ohr. Wenn die Missionaire ihnen Medaillen und Bilder zeigen, verlangen sie danach mit frommer Begierde. Sie nennen die schwarzen Bilder schön (rafet), die rothen und blauen sehr schön.

Der Fürst von Dakar wohnt in einer einfachen Hütte, und sein Bett ist zugleich sein Thron. Bei dem Besuche, welchen Missionaire dem Fürsten machten, holte derselbe unter einem Sessel, der neben seinem Bette stand, einen Koran hervor, der in eine Rindshaut gewickelt war, und rollte denselben mit einigem Stolze auf. Es war eine sehr schöne arabische Handschrift von ungefähr 300 Seiten, deren Blätter einfach über einander lagen, ohne zusammengeheftet zu seyn. Hier und da war die Sonne oder der Mond auf dem Rande abgezeichnet, um anzudeuten, daß der Leser sich auf den Boden niederwerfen solle. Auf einem Blatte war der Plan von Mekka und Medina aufgezeichnet. — Der Fürst ist ein einfacher Marabut (Priester), mehr der Rathgeber als der Herr seiner Unterthanen. Doch bekommt er einen größeren Antheil an den Abgaben, welche die Fremden zu leisten haben. — Ein sehr geschickter Marabut äußerte, er ginge gern nach Europa, um Marabut der Weißen zu werden, er fügte hinzu: „Die katholischen Priester können eben so gut in den Himmel kommen als die Muhammedaner." Die Bewohner des Landes im Ganzen sind überzeugt, daß die christliche Religion gut sey, doch hatten sie die ihrige für besser.

Die Marabuts können Arabisch lesen und schreiben, und sie besitzen statt aller andern Bücher eine Abschrift ihres Gesetzes mit einigen Auslegungen. Die Bücher sind sehr theuer, der Koran des Königs von Dakar hat ihm ein Pferd gekostet, das über 200 Franken werth war. Die Marabuts sind auch arm, doch etwas besser gekleidet. Man erkennt sie in den Straßen an ihrem stolzen Gange und an einem großen ledernen Sacke, den sie am Halse tragen und worein sie ihr Geld stecken. Ferner dient ihnen ein Ochsenhorn als Tabacksdose; die Grau-Grau-Zettel, auf welchen Koransprüche stehen, werden von ihnen als Schutzmittel gegen alles Unglück verkauft. Die Priester sorgen vorzüglich dafür, daß ihre Kinder Arabisch lernen und einst ihre Nachfolger werden können. Von den Grau-Grau-Zetteln meinen die Leute, daß sie nicht vom Feuer verzehrt werden können.

Alle Kinder in Guinea bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre sind am Haupte kahl geschoren, wozu man sich einer Glasscherbe bedient. Zum Essen setzt sich die Familie um eine Schüssel voll Kuskus (Hirse mit Fischbrühe zubereitet), Jeder holt eine Hand voll heraus, knetet den Teig geschickt zwischen den Fingern zu einer kleinen Kugel und wirft dann diese in den Mund. Um diesen trockenen Kuskus genießbar zu machen, beißt Jeder in den Schwanz eines Fisches oder sonst in ein gesalzenes Stück Fleisch, das mitten in der Schüssel liegt, und der Reihe nach kommt jeder der Speisenden daran. Beim Regenwetter eilt Alles mit großen Kürbisflaschen herbei, um den Durst zu stillen, weil es sonst an Wasser mangelt. Doch sind die Neger fröhlich bei der Arbeit. Wenn die Frauen auf dem Kopfe ihre Last Sand vom Meeresufer herbeitragen, singen sie unterweges und klatschen taktmäßig in die Hände. — Die Woolofs haben ein frommes Gemüth; wenn sie irgend etwas unternehmen wollen, weihen sie es zuvor ihrer Gottheit. Wenn die Negerinnen zu einer religiösen Feier einen Zug bilden, dann halten sie den Kopf steif und blicken starr vor sich hin.

Wenn der Marabut eine Ehe einsegnet, hängt er vor den Brautleuten einen Krug voll Wasser auf und spricht: „Gleich wie das Wasser in dem Kruge verschlossen ist, so ist das Schicksal des Weibes an das des Mannes angeschlossen, deren beide Leben nur Ein Leben ausmachen." Dann zerbricht er den Krug mit den Worten: „Wenn dieser Krug wieder ganz wird, dann wird der Mann sein Weib, und das Weib seinen Mann verlassen können."

Es fand eine Feierlichkeit statt, bei welcher die Marabuts auf dem öffentlichen Platze den Fußfall thaten (Salam); sie legten sich mit dem Gesichte in den Sand und murmelten mit halblauter Stimme einige Gebete hinein. Der große Marabut war von fünf oder sechs anderen umgeben, die Arabisch verstanden, er erhob sich und verlas ihnen eine Rede, die seit Jahren auf einem vor Alter ganz gelb gewordenen Papiere geschrieben war. Dies dauerte beinahe eine Viertelstunde, währenddessen seine fünf oder sechs hochgelehrten Diener eine Decke von weißem Stoffe über ihn und über sich selbst ausgespannt hielten. Die Ceremonie endigte mit Austheilung kleiner Hirsenbrodte zur Ehre Muhammed's. — Der Hirsenstengel wächst in einem Monat bis 7 Fuß hoch mit etwa 8 Aehren, die 8—10 Zoll in der Länge und drei im Umfange haben. Ein einziges Körnchen bringt mehr als 6000 hervor. — Der Fürst Eliman in Dakar will einige Söhne nach Europa senden, um sie dort wissenschaftlich unterrichten zu lassen. Er nahm mit großer Freude die Geschenke an, welche ihm von den Missionairen überreicht wurden: einige Pfund Zucker und einen abgetragenen Strohhut.

Mannigfaltiges.

— Ein Ehrendegen von Rubens. Der Fürst v. Ligne hat kürzlich, wie die von J. W. Wolf und L. Bleeschouwer herausgegebene Broederhand berichtet, einen für die Kunstgeschichte Belgiens überaus interessanten Gegenstand durch Ankauf erworben: nämlich den Degen, den der Erzherzog Albrecht im Jahre 1615 an Rubens geschenkt. Dieses Schwert, das ein Meisterstück seiner Art ist, gehörte dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen — welcher unter Kaiser Joseph II. eine hohe Stellung in Belgien hatte — ging jedoch während der stürmischen Ereignisse von 1792 verloren, ohne daß eine Spur davon aufzufinden war. Der Fürst von Ligne, der das Schwert in Paris bei einem Antiquitätenhändler zufällig entdeckte, hat es angekauft, um es in seinem Vaterlande, als ein Denkmal des berühmtesten belgischen Künstlers, aufzubewahren. Der Apfel auf dem Griff des Degens ist in Elfenbein auf das zierlichste geschnitzt und trägt zwei allegorische Figuren, deren Köpfe mit Eichen- und Lorbeerkränzen geschmückt sind. In der Mitte des Griffes befindet sich ein ovales Medaillon mit dem von einem Bildhauer gearbeiteten Portrait des Künstlers und der Umschrift: A. P. P. RUBENS. ARC. ALBERT. BRUXELLES, 1615. Darüber erblickt man den Genius der Malerei mit Palette und Pinseln in der Hand. An der anderen Seite des Wappens befindet sich das Wappen des Malers, über welchem der Genius des Ruhmes schwebt. Unten und oben am Griffe sind die Köpfe eines Löwen und eines Satyr angebracht. Die Klinge selbst ist mit vielen Ornamenten bedeckt: mit Engelgruppen, Blumenkränzen u. s. w. Die Scheide hat auf beiden Seiten Elfenbein-Platten, in deren Mitte sich der Namenszug des Erzherzogs Albrecht befindet.

— Vlaemische Literatur. Die neueste, von Conscience herausgegebene Erzählung heißt „Lambrecht Hensmans." „Wir glauben nicht zu viel zu sagen" — bemerkt die Brüsseler Broederhand in Bezug auf diese Erzählung — „wenn wir dieselbe über Alles stellen, was bisher von Conscience erschienen ist. Er beweist darin aufs neue, welch ein Meister er in der Darstellung des vlaemischen Volkslebens ist, und wie gut er seinen wohlerworbenen Ruhm zu behaupten weiß. Es ist diese Erzählung die beste Antwort auf die Angriffe seiner kleinen Neider, auf die vielen Artikelchen, die gegen ihn von Leuten geschrieben werden, welche gern auch einen in ganz Europa genannten Namen haben möchten, aber weder Geist noch Talent genug besitzen, um es dahin zu bringen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Donnerstag den 9. September 1847.

Schweiz.

Martins' Theorie über die skandinavischen Findlings-Blöcke.

In der Geschichte der Erdoberfläche giebt es Wanderungen der Gesteine, wie es Völkerwanderungen giebt in der Geschichte der Erdbewohner. Man sieht in vielen Gegenden des nördlichen Europa Felsblöcke, die in ihren Bestandtheilen von dem Boden, auf dem sie sich finden, völlig abweichen. Die Masse, aus der sie gebildet sind, ist entweder Granit, oder Porphyr, oder eine andere plutonische Steinart, während das Erdreich, aus dem sie hervorzukommen scheinen, meistens jüngerer Bildung ist. Man hat sie deshalb erratische oder Findlings-Blöcke genannt und durch weitere Forschungen gefunden, daß sie zum großen Theile ursprünglich den skandinavischen Alpen angehören und durch irgend ein großes geologisches Ereigniß auf ihren neuen Standort verschlagen worden sind. — Brächen wir hier ab, so würde sich mancher unserer Leser seine Theorie machen über die Losreißung jener Steinmassen von ihrem mütterlichen Boden und ihre Verpflanzung in ein fremdes Land jenseits der See, denn die Phantasie findet einen Reiz darin, die großen Thaten der Natur nachzudichten und den chaotischen Kampf der Erdgeister auszumalen, deren Waffen Gebirge und Meere sind.

Natürlich haben sich auch die Geologen bei den erwähnten Thatsachen nicht beruhigt. Sie waren sogar mit solchem Ernste thätig, die Versetzung der erratischen Blöcke zu erklären, daß sie sich darüber bitter entzweiten und in die zwei großen Parteien der Diluvianisten und Glacialisten zerfielen, aus denen später noch eine dritte hervorging.

Wir hatten in diesen Blättern *) schon einmal Gelegenheit, von diesem Streite zu reden, und möchten heute über eine neue Ansicht der Sache berichten, die wir in dem letzten Hefte der Bibl. universelle de Genève finden. Indeß, um verständlich zu seyn, werden wir wohl unseres früheren Referates mit einigen Worten gedenken müssen.

Die Diluvianisten behaupten, ein plötzlicher gewaltsamer Durchbruch angesammelter Fluthen habe die Blöcke mit sich fortgerissen und in große Entfernungen geschleudert. Dagegen sprechen Form und Stellung der Blöcke, so wie die Verhältnisse des sie umgebenden Erdreichs, die nur auf eine langsame, in Absätzen geschehene Fortbewegung der Felsen schließen lassen.

Die Glacialisten, auf die Erscheinung gestützt, daß die Schweizer-Gletscher sich abwechselnd vor und rückwärts bewegen und dabei eigenthümliche Streifungen, Aushöhlungen u. s. w. an dem von ihnen berührten Gestein bewirken, glauben, daß früher einmal die skandinavischen Gletscher bis dahin vorgedrungen seyen, wo jetzt erratische Blöcke von der Formation der skandinavischen Alpen gefunden werden, und allmälig wieder ihre jetzigen Gränzen eingenommen hätten. Bei diesem Rückzuge, oder — wie auch erlaubt ist, anzunehmen — bei ihrer allmäligen Schmelzung, ließen sie die Blöcke zurück, die entweder von überhängenden Bergen, oder, durch vulkanische Eruptionen in die Höhe geschleudert, auf sie gefallen waren. Was dieser Ansicht Gewicht giebt, ist, daß sich an der Oberfläche und in der Umgebung der erratischen Felsen die obenerwähnten Gletscher-Wirkungen nachweisen lassen.

Eine dritte Klasse von Geologen ruft die schwimmenden Eisberge der Polarmeere zu Hülfe, die zuweilen bedeutende Felsmassen in weite Ferne tragen, und versichert, es haben sich von den gegenwärtigen Gletschern im Norden der skandinavischen Halbinsel unter Mitwirkung von Wasserströmungen große Eismassen losgerissen und die auf ihnen ruhenden erratischen Blöcke mit sich fort nach Süden geschleppt. Die an der Oberfläche und in der Umgebung derselben gefundenen Gletscher-Wirkungen nehmen sie für ihre Eisberge in Anspruch und stehen somit, da sie den Diluvianisten das Wasser entlehnen, zwischen beiden Hauptansichten mitten inne.

Was wir in der Bibl. universelle de Genève finden, ist ebenfalls eine Verbindung der diluvianistischen und glacialistischen Meinungen; nur haben dabei die letzteren noch mehr das Uebergewicht.

Der Verfasser, Karl Martins, sucht zu zeigen, daß die Gletscher früher eine bei weitem größere Ausdehnung hatten, als jetzt, daß in jener Zeit die skandinavische Halbinsel einmal tiefer in's Meer hinabgetaucht und dann wieder aus demselben emporgestiegen sey, und daß sich in Folge dessen von jenen großen Gletschern Eismassen losgerissen und die von ihnen getragenen Blöcke bei ihrem Verschwinden zurückgelassen hätten.

Nimmt man an, sagt der Verfasser, daß die schwimmenden, mit den Blöcken beladenen Eismassen von den gegenwärtigen Gletschern Norwegens und Schwedens stammten, so hat man nothwendiger Weise implicite behauptet, daß Skandinavien einmal fast bis zum Niveau dieser Gletscher unter Wasser gestanden habe. Nun aber liegt schon der Fuß der Nygaars-Gletscher, die noch am tiefsten hinabsteigen, 340 Mètres über der Meeresfläche, und aus der Muschelschicht, die sich längs der norwegischen Küste hinzieht, geht hervor, daß das Meer daselbst nie höher gestanden habe, als 240 Mètres über seinem jetzigen Niveau! — Und hätte man selbst diesen Beweis nicht, wie erklärt man die Entstehung der Streifungen an der norwegischen Küste, die als Gletscher-Wirkungen anerkannt sind, jetzt schon bis unter die Meeresfläche reichen und bei der Senkung der skandinavischen Halbinsel bis zum Niveau ihrer niedrigsten Gletscher wenigstens 600 Mètres unter die Meeresfläche zu liegen kämen?

Trennten sich die schwimmenden Eismassen von den gegenwärtigen Gletschern, so müssen ferner die Findlings-Blöcke mit den Bergen verwandt seyn, von denen diese Gletscher noch heute beherrscht werden. Die angestellten Vergleichungen haben dies widerlegt und gezeigt, daß sie Gegenden angehören, in denen es zur Zeit gar keine Gletscher giebt.

Also die gegenwärtigen Gletscher können es nicht gewesen seyn, von denen die Eismassen sich losgemacht haben. Dieselben erstreckten sich vielmehr über die heutige skandinavische Küste hinaus und reichten selbst bis Dänemark, wie die schön polirten Felsen in der Gegend von Faroe beweisen. Im Anfange dieser Gletscherperiode mußte das Land höher aus dem Meere ragen als jetzt, denn die Streifungen der Küstenfelsen finden sich auch noch unter der jetzigen Meeresfläche; dann muß es sich bedeutend gesenkt haben, denn die Muschelschicht, die sich vom Nordkap bis nach dem Süden Norwegens hinzieht, liegt 240 Mètres über dem Niveau des Meeres. Während dieser Ueberschwemmung setzten die vorrückenden Gletscher die Geröllmassen, die sie vor sich herschoben, hier und da im Lande ab: dieselben bestehen aus gestreiften, glattflächigen Kieseln und Ufer- und Seemuscheln. Es sind dies die nachmaligen Oesarn oder Moränen, die gewöhnlich den erratischen Blöcken zum Fußgestelle dienen. Ihre unterseeische Entstehung, wenn sie nicht schon durch die Muscheln dargethan wäre, wird unzweifelhaft durch Ueberreste von sehr alten Schiffen, die man in ihrer Masse gefunden hat. Bei dem Wiederauftauchen des Landes und dem Abfluß von Fluthen zogen sich auch die Gletscher zurück, die mit Felsblöcken beladenen Eismassen lösten sich von ihnen, zerschellten hier und da an den Oesarn und ließen, selbst verschwindend, ihre Last auf denselben liegen.

So wie manche jetzt gletscherlose Gegend Skandinaviens Spuren dagewesener Gletscher und gleichzeitiger Veränderungen im Wasserstande verräth, so lassen sich eben solche in Nordamerika nachweisen, wo sie bei Boston von dem Geologen Desor, im Staate Maine von Lyell aufgefunden worden sind.

Was die Findlings-Blöcke der Schweiz betrifft, so läßt sich nach Martins' Meinung die Mitwirkung des Wassers bei ihrer Versetzung nicht unbedingt behaupten. Die hier sich darbietenden erratischen Erscheinungen finden ihre hinlängliche Erklärung in den Annahmen der Glacialisten, in der bloßen Vor- und Rückwärtsbewegung der Gletscher.

England.

Statistische Berechnungen der Lebensdauer regierender Fürsten.

Dr. William A. Guy, praktischer Arzt und Secretair der Londoner statistischen Gesellschaft, hat über die mittlere Lebensdauer regierender Fürsten interessante Untersuchungen angestellt. Das Alter, welches alle diejenigen Personen, die unter irgend einem Titel in den verschiedenen Epochen der Weltgeschichte die souveraine Gewalt ausübten, im Augenblick ihres Todes erreicht hatten, lieferte ihm das bekannte Werk „L'art de vérifier les dates", das er für diejenigen Zeiträume, auf welche es sich nicht erstreckt, vervollständigte.

Während Herr Guy seine Untersuchungen auf diejenigen Souveraine, die während der christlichen Aera geherrscht haben, beschränkte, ließ er zugleich aus seinen Auszügen alle diejenigen weg, die Zufall oder Gewalt, die Krieg, Gift oder Dolch aus dem Wege räumten. Die große Mehrzahl der in seinen auf diese Weise beschränkten Tabellen figurirenden Fürsten sind erbliche Souveraine; doch finden darunter sich auch solche Herrscher, die durch Wahl oder eine geglückte Empörung auf den Thron gelangten. Unter den dreizehn römischen Kaisern z. B., die eines natürlichen Todes starben, war ein einziger der Sohn, ein anderer der Bruder seines Vorgängers; vier wurden erwählt, sechs adoptirt; einer endlich war ein Usurpator. Da diese Letzteren im Durchschnitt ein höheres Alter erreichten, als irgend eine Gruppe erblicher

*) S. Mag. Jahrg. 1846. Nr. 51.

Fürsten, so wird durch ihre Aufnahme in die Tabelle die mittlere Lebensdauer erhöht. Andererseits hat Herr Guy solche Wahlfürsten, die erst in einem sehr hohen Alter zu ihrer Würde gelangten, wie die Päpste, die Großmeister des Johanniter-Ordens, die Dogen Venedigs, ausschließen zu müssen geglaubt, weil durch Aufnahme derselben in die Liste die mittlere Lebensdauer weit über die Wahrheit hinaus gestiegen wäre. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem gelehrten Statistiker in allen seinen Entwickelungen folgen; wir begnügen uns, die Hauptresultate seiner Arbeit, die in den folgenden Tabellen enthalten sind, unseren Lesern vorzulegen.

In der ersten — hier folgenden — Tabelle ist die Anzahl der Todesfälle für jedes Lebensjahr vom 21sten an, für 1440 Souveraine, die in den verschiedenen Epochen der christlichen Aera geherrscht haben, angegeben.

Alter.	Anzahl der Todesfälle.	Alter.	Anzahl der Todesfälle.	Alter.	Anzahl der Todesfälle.	Alter.	Anzahl der Todesfälle.
21	10	42	14	62	33	82	10
22	9	43	24	63	33	83	5
23	11	44	22	64	32	84	8
24	14	45	35	65	34	85	1
25	16	46	28	66	41	86	4
26	17	47	21	67	22	87	3
27	10	48	30	68	26	88	2
28	20	49	31	69	29	89	1
29	12	50	25	70	33	90	4
30	17	51	25	71	22	91	0
31	20	52	34	72	18	92	2
32	14	53	39	73	19	93	1
33	21	54	19	74	19	94	0
34	16	55	32	75	12	95	2
35	17	56	43	76	19	96	0
36	14	57	28	77	15	97	1
37	19	58	33	78	17	98	0
38	22	59	31	79	5	99	0
39	20	60	54	80	26	100	1
40	32	61	30	81	6	101	1
41	9						

Aus der zweiten Tabelle ergiebt sich, daß seit dem dreizehnten Jahrhundert für die regierenden Fürsten die mittlere Lebensdauer beständig gewachsen ist.

	Zahl der Todesfälle.	Mittleres Lebensalter.
Die fünf ersten Jahrhunderte	45	52,02
Vom 6. bis zum 10. Jahrh. einschließlich	105	51,55
Elftes Jahrhundert	59	54,02
Zwölftes	85	53,01
Dreizehntes	117	51,25
Vierzehntes	121	53,56
Funfzehntes	176	53,56
Sechzehntes	236	54,27
Siebzehntes	303	55,64
Achtzehntes	193	57,86

Allein, etwas wenn die mittlere Lebensdauer bei Souverainen gegenwärtig länger ist, als in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, so ist sie dagegen bedeutend kürzer, als es die mittlere Lebensdauer bei den übrigen Klassen der Gesellschaft ist. Stellt man eine solche Vergleichung, z. B. für England, an, so ergeben sich folgende Resultate:

Lebensalter, in welchem sie zur Nachfolge kamen.	Souveraine im Allgemeinen.	Könige von England.	Aristokratie.	Bemittelte Klasse.
21 Jahr und darüber	54,22	......	65,31	67,59
26 " " "	55,58	......	66,10	68,97
31 " " "	57,16	59,19	67,81	70,22
41 " " "	60,00	60,45	69,15	72,03
51 " " "	64,89	64,12	71,69	74,00

Man wird vielleicht den Einwand machen, sagt Herr Guy, daß die verschiedenen Kolonnen dieser Tabelle keine genaue Vergleichung gestatten, da Zeiten und Länder nicht dieselben sind; allein dieser Einwand trifft nur die zweite Kolonne, die drei anderen beziehen sich auf England und auf den Zeitraum vom zwölften Jahrhundert bis zur ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einschließlich. Vergleicht man die mittlere Lebensdauer der Souveraine überhaupt mit derjenigen der Könige von England im Besonderen, so findet sich nur ein geringer Unterschied. Wir lassen hier eine detaillirte Tabelle, in der die Rechnung für die Souveraine jedes Landes besonders angestellt worden, folgen:

Souveraine.	Zahl der Todesfälle.	Alter, in welchem sie zur Regierung kamen. 21 Jahr u. darüber.	26 Jahr u. darüber.	31 Jahr u. darüber.	41 Jahr u. darüber.	51 Jahr u. darüber.
		Durchschnittliche Lebensdauer.				
Römische Kaiser	13	65,54	65,54	65,54	67,75	70,18
" " im Orient	28	53,39	55,73	60,66	63,83	66,82
" " im Occident	44	53,69	54,63	55,26	57,37	60,26
Chalifen	23	50,59	51,73	52,76	57,69	65,88
Chalifen u. Sultane von Aleppo, Damaskus und Aegypten	13	55,38	58,08	58,08	60,59	69,71
Türkische Sultane	18	51,50	51,50	52,76	56,35	59,30
Kaiser von China	64	46,26	48,18	50,86	56,95	60,23
" " Japan	16	48,06	51,57	53,23	55,91	60,62
Mauren in Spanien	21	62,78	62,76	62,76	67,11	68,12
Könige von England	21	59,19	59,19	59,19	60,45	64,12
" " Schottland	9	44,00	46,37	46,37	50,83	57,33
" " Frankreich	43	47,86	50,92	52,87	56,38	59,26
" " Spanien	33	53,18	53,18	54,17	60,12	65,83
" " Portugal	24	56,33	56,33	56,33	60,90	63,63
Russische Zaren	18	50,17	53,46	53,44	59,32	61,90
Könige von Schweden	10	57,90	57,90	57,90	60,11	61,75
" " Dänemark	16	55,81	55,81	55,81	56,86	60,42
" " Polen	12	59,17	59,17	59,17	59,19	60,73
" " Ungarn	11	46,91	49,30	51,99	57,57	61,00
" " Böhmen	14	51,28	51,78	52,92	58,20	65,16
Kurfürsten u. Könige von Bayern	29	56,14	56,14	56,14	58,38	65,24
" " " " Sachsen	18	54,50	54,50	57,94	59,73	63,83
Grafen u. Könige von Sicilien	23	51,87	51,87	53,04	53,31	64,47
" " Herzoge von Savoyen	31	52,58	55,71	56,86	60,04	62,52
" " " " Württemberg	16	53,37	55,46	57,28	58,81	59,66
Herzoge von Schlesien	28	53,25	54,33	54,33	55,08	63,00
" " Braunschweig	34	63,00	63,00	64,00	65,03	68,29
" " Holstein	41	56,58	58,02	59,10	62,79	65,21
" " Mecklenburg	19	57,68	57,68	57,68	60,23	63,14
" " Sachsen-Koburg u. s. w.	36	53,80	55,74	56,57	59,52	63,32
Markgrafen u. Herzoge von Baden	22	56,73	56,73	58,05	63,12	65,21
Landgrafen und Herzoge von Hessen-Darmstadt	40	56,60	59,48	60,39	63,78	66,91
Grafen u. Prinzen von Anhalt	48	53,37	55,36	57,31	60,14	64,42
Herzoge von Maine	37	56,14	56,14	59,64	65,26	68,4[illegible]
" " Lothringen	15	53,36	55,71	60,25	60,25	64,55
Marquis von Mantua	23	47,53	48,60	54,00	54,00	60,00
Herren von Ferrara	18	57,11	61,37	68,77	68,77	70,50*)

Mag man also die mittlere Lebensdauer der regierenden Fürsten der ganzen Welt im Ganzen nehmen, oder mag man den Komplex der auf einem so ausgedehnten Felde der Beobachtung gesammelten Thatsachen zerstückeln, um nur die Souveraine Eines Landes ins Auge zu fassen, man gelangt zu demselben Resultate, zu dem Resultat nämlich, daß Könige nicht alt werden.

Um den Souverainen in einer Skala der mittleren Lebensdauer der verschiedenen Klassen der Gesellschaft ihren wahren Platz anzuweisen, schließt Herr Guy seine Untersuchungen mit einer Tabelle, in welcher einige der günstigsten so wie der ungünstigsten Resultate, die sich bisher für Bestimmung der Lebensdauer nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre ergeben haben, einander gegenüber gestellt sind. Es ergiebt sich aus derselben, daß die Durchschnittszahl dieser Dauer für die Landdistrikte 38,4, für die Stadtdistrikte 34,6, für die sämmtliche Bevölkerung Englands 34,1 beträgt. Sie beträgt ferner 33,9 für die Klasse der Gesellschaft, die sich den Wissenschaften widmet, namentlich für den Klerus, 30,9 für die Aristokratie, d. i. die Pairs und Baronets, und nur 27,3 für die Souveraine. Für die sämmtliche Bevölkerung von Liverpool beträgt dieselbe Zahl 27,0. Die wahrscheinliche Lebensdauer ist also nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre für die Könige fast eben so beschränkt, als für die — in dieser Hinsicht am unvortheilhaftesten gestellten — Bewohner einer Hafen- und Handelsstadt.

Spanien.

Die Karlistenbanden in der Sierra Morena.

(Fortsetzung.)

Der Offizier verließ ohne Mißtrauen den Rücken seines Maulthiers.

„„Was wünschen Sie von mir?““ fragte er.

„Sie werden es sogleich erfahren“, antwortete Ramirez in höflichem Tone, indem er seine Muskete lud. Don José war vor Schreck wie erstarrt und hätte sich, da er den Unglücklichen seinem Schicksale nicht entreißen konnte, gern entfernt, um nicht Zeuge des blutigen Schauspiels zu seyn, wenn nicht eine unwiderstehliche Gewalt seine Blicke rückwärts gewendet hätte. So sah er, wie Ramirez auf den Offizier anschlug und Feuer gab. Der Getroffene fiel, erhob sich aber sogleich wieder. Er war bleich wie der Tod. Sein rechter Arm hing schlaff auf der Seite herab. Er rief um Gnade.

„Was ist zu thun?“ fragte Ramirez seinen Vorgesetzten.

„„Mach' ein Ende!““

---

*) Die Kurfürsten und Könige aus dem Hause Hohenzollern finden sich nicht in der Tabelle des englischen Statistikers. Für dieselben stellen sich die Ziffern ungefähr wie folgt:

Todesfälle.	21 J. u. darüber.	26 J. u. darüb.	31 J. u. darüb.	41 J. u. darüb.	51 J. u. darüb.
14	55,00	66,76	49,00	63,00	67,00

Noch bemerken wir, daß wir deswegen nur 14 — statt 16 — Todesfälle zählen, weil zwei der Regenten aus dem Hause Hohenzollern vor dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre zur Herrschaft gelangten, mithin außerhalb des Bereichs unserer Tabelle fallen.

Don José setzte sein Pferd in Galopp, um dies Ende nicht mehr mit anzusehen. Ein abermaliger Knall wurde gehört, und noch einer. Bald darauf erschien Ramirez mit den Beinkleidern des Gemordeten. Zehn Minuten später hörte Don José wiederum feuern, aber diesmal waren es mehrere zwanzig Schüsse. Sie galten den Soldaten der Eskorte, welche sämmtlich füsilirt wurden. Heiter scherzend kehrten die Karlisten nach Vollendung ihres Geschäfts zurück, indem sie sich über die Einzelheiten desselben unterhielten.

„O Señor," — stattete Ramirez seinen Bericht an den rothköpfigen Cabecilla ab, — „was für heuchlerische Canaillen sind diese Soldaten. Können Sie sich einen solchen Grad von Verderbtheit denken?"

„„Nun?"" fragte der Cabecilla, sein Gesicht zu einer Grimasse verziehend, die wahrscheinlich ein wohlgeneigtes Lächeln bezeichnen sollte.

„Ich sah einen Soldaten über und über mit Blut besudelt und so steif, daß er mir übernatürlich todt vorkam. Aber Sie wissen, Señor, ich bin ein alter Fuchs. Gut. Ich untersuche ihn also, und por las siete plagas! (Bei den sieben Wunden!) nicht eine Schramme hatte der Bengel. Er schien sich nur in dem Blute seines Nebenmannes umhergewühlt zu haben, um uns durch sein fürchterliches Aussehen zu täuschen. Sie werden mir zugestehen, Señor, daß dieser Mißbrauch unseres Vertrauens meinen höchsten Unwillen erregte. Indessen war ich meiner Sache noch nicht gewiß. Vielleicht — sagte ich zu mir — ist der arme Mann in Ohnmacht gefallen. Nimm dich in Acht, nie ungerechte Anklage ohne hinlänglichen Beweis zu erheben. Das war anständig gedacht, meine ich; und mit großer Vorsicht schritt ich zur That. Um mich nämlich von der wahren Sachlage zu überzeugen, drückte ich ihm einige Zoll meines Bajonnets in die Weichen. Caramba! Da konnte er gut schreien Viva Carlos V.! der scheintodte Heuchler. — Hund, Räuber, infamer Lügner rief ich ihm zu —: ich werde Dich lehren, ehrliche Menschen zu hintergehen und auf gotteslästerliche Weise den Tod zu karikiren. Während ich ihm so die Abscheulichkeit seines Verfahrens vorhielt, sorgte ich zu gleicher Zeit dafür, daß er in kurzer Zeit seine früher blos angenommene Rolle vollkommen naturgetreu spielte. Dabei machte ich noch eine Reflexion, Señor, die ich Ihnen zur Prüfung vorlegen möchte. Sagen Sie, wäre ich nicht ein vorzüglicher Schulmeister geworden, da ich in so hohem Grade die Geschicklichkeit besitze, durch meine Ermahnungen und Strafen das Resultat hervorzubringen, daß der Schuldige nie in seinen früheren Fehler zurückfällt?"

Als die Truppe spät Abends am Abhange des Gebirges ihr Nachtquartier erreicht hatte, das in einem elenden, einsam gelegenen Wirthshause bestand, war das erste Geschäft der Karlisten, eine Theilung der Beute vorzunehmen. Nachdem die großen Stücke, wie einige Dutzend Ellen blaues Tuch und eine Menge feiner Leinwand ellenweise zerschnitten und vertheilt war, erging die Aufforderung an jeden Einzelnen, sich seiner speziellen Beutegegenstände zu entledigen und sie auf einen bestimmten Platz zusammenzulegen. Navarro und ein anderer Anführer, Zaragoza, übernahmen das Geschäft, den ganzen Haufen in gleiche Theile zu zerlegen. Dann wurden eben so viel Loose gemacht, als Theilnehmer waren. Don José sah mit Bedauern seine feinen Ueberröcke und gestickten Westen, die er kurz zuvor direkt aus Paris erhalten hatte, an zerlumpte Banditen als Eigenthum übergehen. Sein eleganter Schlafrock von karmoisinrothem Kaschemir fiel dem rothköpfigen Cabecilla zu, der ihn sofort unter allgemeinem Jubel und interessanten Bemerkungen über die Harmonie zwischen der Farbe seines Haares und seines neuen Gewandes, das sie sämmtlich für einen Frauenanzug hielten, anzog. Indeß ging die Verloosung fort. Da fanden sich denn auch einige Gegenstände, welche früher zu dem Reise-Necessaire Don José's gehört hatten, und deren Gebrauch sich Niemand erklären konnte. Ein Karlist, Namens Sanchez, betrachtete schon seit geraumer Zeit ein Instrument, von eigenthümlicher und, wie es schien, räthselhafter Form, das er einer der Kinderfrauen abgenommen, welche sich unter der Reisegesellschaft im Postwagen befunden hatten. Sanchez begab sich zu einem Camarata, den er in ähnlichen Studien eines Gegenstandes vertieft sah, um sich mit ihm gemeinschaftlich zu berathen.

„Da mag der Teufel wissen, was die Dinger bedeuten sollen" — rief endlich der Letztere ungeduldig aus.

„„Am sichersten gehen wir, wenn wir den Rojo fragen"" — antwortete Sanchez — „Es un sabiondo (es ist ein Gelehrter); er kann lesen."

Gesagt, gethan. Der Cabecilla nahte, noch immer in seinem karmoisinrothen Schlafrock, der dem würdevollen Wesen, das er in einer so wichtigen Angelegenheit anzunehmen für nöthig hielt, eine höhere Weihe zu geben schien. Er nahm beide fragliche Gegenstände in die Hand und unterwarf sie einer tiefen und sehr genauen Untersuchung. Endlich schien er mit sich über ihren Zweck ins Reine gekommen zu seyn. Denn er wandte sich an die illegitimen Eigenthümer der räthselhaften Instrumente, indem er zu dem Einen sagte:

„Bewahre diesen Gegenstand wie ein Kleinod; er wird Dein Glück begründen. Es ist ein Clave maestra (Hauptschlüssel), zu allen Thüren und Koffern passend. Wenn das Schloß tief ist, dann hält man das Instrument seiner ganzen Länge nach offen; im entgegengesetzten Falle verkürzt man den Schaft vor dem Gebrauch." — Darauf wandte er sich zu Sanchez: „Was Dich betrifft," — sagte er zu ihm mit einer Feierlichkeit, die ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlte — „Du bist glücklich zu preisen vor Allen. Du kannst von nun an Deinem Ehrgeiz vollen Aufschwung gewähren und selbst auf die Stellung eines Befehlshabers Dein Streben richten. Denn Du besitzest jetzt schon, was nur den Befehlshabern zukommt: dies Instrument ist ein vervollkommnetes Fernrohr."

Unter allgemeinem Erstaunen der Zuhörer, die ihren Neid über das Glück der beiden Glücklichen nicht verhehlten, gab er die beiden Gegenstände zurück. Das für einen Hauptschlüssel erklärte Instrument war ein vereinzelter Stiefelzieher; das andere wollen wir Anstand halber dadurch bezeichnen, daß wir auf die große Rolle hinweisen, welche es in einigen Molièreschen Komödien spielt. Die ganze Vertheilungsscene in allen ihren grotesken Einzelheiten zu beschreiben, dazu gehört die Feder des Verfassers von Gil Blas.

Am folgenden Morgen setzte sich der Zug von neuem in der Richtung nach dem Kamm des Gebirges in Bewegung, aber es waren so viele Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Anführer es für nöthig erachteten, sich so fern wie möglich von dem gebahnten Wege zu halten, daß sie um fünf Uhr Abends nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke zurückgelegt hatten. Am Ufer eines kleinen See's wurde Halt gemacht. Der rothköpfige Cabecilla nahm in Begleitung von 14 Mann Abschied von seinen Gefährten, nachdem er ein langes Gespräch unter vier Augen mit Navarro geführt hatte. Als sich die übrige Mannschaft wieder in Marsch setzte, wurde das tiefste Schweigen beobachtet, denn Navarro hatte mit einem fürchterlichen Fluche geschworen, daß er denjenigen, der nur zu pfeifen wagen würde, an den nächsten Baum hängen ließe. Um Mitternacht endlich gelangte die Truppe an die große Landstraße, welche die Sierra durchschneidet. Sie wurde in fast lautloser Stille überschritten, und von neuem wurden die nächtlichen Wanderer von dem dichten Gebirgswald aufgenommen, durch den sie kaum ihre Pferde hindurchbringen konnten. Endlich wurde das Dickicht so undurchdringlich, daß man zum Anhalten gezwungen war. Der Boden war mit Strauchwerk und hohem Grase bedeckt, so daß man sich kaum aufrecht erhalten konnte.

„Tragt die Reiser zusammen und macht ein tüchtiges Feuer" — befahl Navarro.

Es wurde sogleich Hand ans Werk gelegt. Bald war ein gewaltiger Scheiterhaufen errichtet, der auch sofort angezündet wurde. Die Nacht war so eisig kalt, daß der arme Marquis nebst seinem Diener Cabrudo, die beide an diese Gebirgstemperatur nicht gewöhnt waren, ohne das wärmende Feuer sicherlich erstarrt wären. Die nächste Sorge betraf das Nachtlager, dessen Construction der nasse, mit Kiesel und trockenem Holz besäete Boden so wie der völlige Mangel jeder hinreichenden Bedeckung einen erfindungsreichen Kopf verlangte. Indeß gelang es Don José, durch Fortränmen der Kiesel und Auflockern des Bodens vermittelst eines spitzen Stockes sich ein für die Umstände vorzüglich weiches Lager zu bereiten, und er glaubte völlig das Glück eines Sybariten zu fühlen, als er sich mit einem ihm zum beliebigen Gebrauch überlassenen Schafsfell, das nur wenig kürzer war als die Hälfte seines Körpers, bedecken konnte. Nach vierstündigem Schlaf erscholl um sechs Uhr Morgens das Zeichen zum Aufbruch nach El Barranco de las Cañas dem zum Sammelplatz der verschiedenen Trupps bestimmten Ziel des Marsches.

„Bevor wir diesen Ort verlassen" — sagte Sanchez zu Don José — „will ich doch die Stutzbüchse mitnehmen, die ich hier vor mehreren Tagen versteckt habe."

„„Wie? In dieser undurchdringlichen Wildniß?"" — rief Don José aus, erstaunt über das Ortsgedächtniß dieses Menschen, — „„die werden Sie nimmermehr wiederfinden.""

Sanchez erwiederte Nichts, sondern sondirte mit einem langen Stabe das trockene Blätterwerk am Boden. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er die Waffe aufgestöbert, die er nun mit triumphirender Miene Don José zeigte.

„Instinto, instinto!" wiederholte er mehrmals mit großer Genugthuung, indem er sein kostbares Gewehr von der Nässigkeit reinigte.

Bald hatten Alle ihre Thiere bestiegen und in Gang gebracht. Don José konnte sich einiger traurigen Reflexionen über den Ausgang dieser abenteuerlichen Wanderung nicht enthalten. Navarro bemerkte seine gedankenvolle Miene:

„Sie scheinen Sorgen zu haben, Don José" — sagte er.

„„In der That wünschte ich bald von der Ungewißheit über mein ferneres Schicksal befreit zu seyn. Schon drei Tage bin ich und mein Diener in Ihrer Gewalt, und noch immer kennen wir das Loos nicht, das unser wartet.""

„Beruhigen Sie sich" — sagte Navarro mit großer Höflichkeit. „Daß wir Sie bisher nicht getödtet, selbst nicht einmal gemißhandelt haben, wozu wir doch das Recht und die Macht hätten, wie Sie zugeben werden, geschah aus dem Grunde, daß ich die Vermuthung gehegt habe, daß Sie das Bedürfniß fühlten, uns ein Geschenk zu machen, das der Größe der Wohlthat und Ihrer Dankbarkeit angemessen wäre. Andererseits aber fürchte ich — wenn ich von meinen Empfindungen auf die Ihrigen schließe — daß Sie sich durch Ihre natürliche Großmuth verleiten lassen, zu wenig Rücksicht auf Ihre pekuniären Verhältnisse zu nehmen, weshalb ich entschlossen bin, der Möglichkeit einer an Verschwendung gränzenden Freigebigkeit durch die Erklärung eine Gränze zu ziehen, daß wir unter keiner Bedingung mehr als die mäßige Summe von 200,000 lumpigen Realen von Ihnen annehmen werden."

Don José war in der That über den geringen Betrag dieser, wie sich der Cabecilla auszudrücken beliebte, „mäßigen" Summe eben so erstaunt als durch die herzgewinnende Freundlichkeit desselben gerührt. Denn was verhinderte im Grunde, seine jetzigen Wirthe als Gastgeschenk eine dreimal größere Summe zu verlangen? Diese Reflexion trug viel zu seiner Beruhigung bei, und er würde sich ohne Weiteres mit den Voraussetzungen Navarro's völlig einverstanden erklärt haben, wäre ihm nicht zufälligerweise eingefallen, daß er die Rolle des Marquis mit der des Don José Maria Fernandez vertauscht und demgemäß sein Betragen und sein Vermögen einzurichten habe. Er machte deshalb alle möglichen Arten von Bemerkungen, die sämmtlich die Tendenz hatten, zu beweisen, daß seine Familie außer Stande sey, ein solches Lösegeld zu erschwingen.

„Schonen Sie Ihre Lunge, Don José" — erwiederte Navarro kaltblütig.

— „Sie haben mir ein solches Vertrauen eingeflößt, daß, wenn ein Anderer als Sie selber so über Sie spräche, indem er Sie wie ein am Zaune aufgelesenes Findelkind und Ihre Aeltern wie eine Bande zerlumpter Tagediebe schilderte, ich die Worte des edlen Cid Compeador an seinen Vater wahr machen würde: con mis propias manos vos sacara las entranas, faciendo lugar mi brazo en vez de puñal o daga." *)

„„Und wenn, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten steht, das Geld nicht aufzutreiben ist?""

„Dann" — erwiederte Navarro, indem er wie in ruhiger Ueberlegung den Kopf etwas senkte und die Unterlippe vorschob — „ist aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten, daß man Sie um einige Loth Blei schwerer machen wird."

„„Und auf welche Weise wird der Brief besorgt werden?""

„Durch einen Bauer."

Das setzte den armen Marquis sehr in Verlegenheit, weil er dann gezwungen war, die wahre Adresse auf den Brief zu setzen. Wie sollte sonst der Bauer, der in sein Inkognito-Geheimniß nicht eingeweiht war, ihn den richtigen Händen überliefern? Hätten aber die Karlisten ersehen, daß sie den Sohn eines General-Lieutenants und Granden von Spanien und den Schwiegersohn des Präsidenten des Ministerraths in der Gewalt haben, so würden sie ihn entweder gleich — schon wegen der bisherigen Verstellung seinerseits — gemordet, oder sie würden ein weit größeres Lösegeld gefordert und auch dessen Erlangung ihn vielleicht doch noch — wie sich Navarro zartsinnig ausdrückte — um einige Loth Blei schwerer gemacht haben. Er sann deshalb auf ein Auskunftsmittel:

„Da Sie meinen Versicherungen keinen Glauben schenken, werde ich den Brief schreiben. Aber welch Vertrauen kann ein solcher Bote einflößen. Meine Aeltern werden glauben, daß ich nicht mehr unter den Lebenden bin und sich nicht weiter um die Sache bekümmern. Ich setze dabei das Leben auf's Spiel, was allerdings von keiner Bedeutung ist, aber Sie werden das Lösegeld verlieren."

„„Sie sprechen wie ein gedrucktes Buch."" — Diese Redensart ist echt spanisch. **) Die Franzosen, weniger harmlos in Rücksicht der Presse, aber leichter durch das Aeußere bestechlich, würden sich ausgedrückt haben: „wie ein Buch mit goldenem Schnitt."

Don José fuhr fort:

„Ich schlage vor, daß Sie diesen Menschen da" — er wies dabei auf Cabrado, den er sich hütete, als seinen Diener zu bezeichnen — „mit der Sendung beauftragen. Meine Familie kennt ihn und wird seiner Versicherung, daß ich noch lebe und gut behandelt werde, Glauben schenken."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Graf v. Bismark's Urtheil über Napoleon. Zu den historischen Schriften über den deutschen Befreiungskrieg, deren der Artikel über die Schlachten bei Etoges und Bauchamp in den letzten Blättern unseres Magazins gedachte, ist so eben eine neuere von nicht unerheblicher Bedeutung gekommen: wir meinen die „Aufzeichnungen des General-Lieutenants Friedrich Wilhelm, Grafen von Bismark." ***) Der Verfasser dieses Buches, ein in der Militair-Literatur seit langer Zeit mit Achtung genannter Schriftsteller, der besonders über die Geschichte, den Dienst, die Taktik und das ganze System der Reiterei in den neueren europäischen Heeren eine Reihe von Werken verfaßt, die zu dem Besten und Vollständigsten in diesem Zweige der Kriegswissenschaft gehören, tritt hier zum erstenmale als historischer Darsteller seiner Zeit auf, und da er nicht blos als Soldat, sondern auch als Diplomat (Beides in Württembergischen Diensten), Vieles an Hof- und in Feldlagern mit eigenen Augen beobachtete, was in dieser Zeit Denkwürdiges geschehen, so bieten seine „Aufzeichnungen" ganz das Interesse staatsmännischer Memoiren dar, wie sie denn auch in der That mehr im leichten Style der letzteren als in dem wissenschaftlich gewappneten eines historischen Werkes abgefaßt sind. Graf v. Bismark hat noch in der Schlacht bei Leipzig in den Reihen Napoleons gefochten, und erst nach Württembergs Uebertritt zu den Verbündeten befand auch er sich unter den Streitern auf der Seite des deutschen Vaterlandes. Diese längere Dienstleistung unter den Auspizien des Kaisers macht es leicht erklärlich, daß in den „Aufzeichnungen" eine warme, ja fast elegische Theilnahme an dem Schicksale des Mannes vorherrscht, der, in niederer Hütte geboren, funfzehn Jahre lang die Geschicke Europa's leitete; so daß diese Schrift, wenn auch nicht den „Kaiserbüchern" und „Kaiserchroniken" sich anschließend, doch auch keinesweges ein solches Buch ist, wie es unser geehrter Mitarbeiter, der Verf. des Artikels über die Schlachten bei Bauchamp und Etoges, „über die Heimsuchung Deutschlands durch die Franzosen und ihren Kaiser" geschrieben zu sehen wünscht.

In einer Reihefolge von funfzig Bildern führt uns der Verf. die Zeitgeschichte von dem Pillnitzer Vertrage (1791) bis zum zweiten Pariser Frieden vor. Die Schlacht bei Leipzig bildet zwar thatsächlich den Mittel- und Wendepunkt dieser Darstellungen, aber in ihrer individuellen Auffassung gruppiren sie sich doch alle um die Katastrophe der Abdankung und Verbannung Napoleon's, die in der That auch mit künstlerischer Wirksamkeit geschildert ist. Napoleon und Alexander sind die beiden Gegensätze, deren ausschließlichen Einfluß auf den Gang und die letzte Wendung der Ereignisse der Verf. besonders anschaulich zu machen sucht. Nach ihm hatte Kaiser Alexander von Anfang an, nachdem die Waffen Frankreichs einmal im Unterliegen waren, den festen Entschluß gefaßt, nicht eher zu ruhen, als bis Napoleon ganz und gar vom Throne gestürzt sey und mit ihm auch seine Dynastie. Diesen Gedanken wußte Alexander, wie Bismark auch aus des russischen Generals Danilewsky Geschichte des Krieges nachweist, sehr sorgfältig zu verbergen, besonders vor dem Kaiser Franz, dessen so wie Metternich's letzter Zweck nur war, Napoleon's Einfluß in Deutschland und Italien zu paralysiren und der österreichischen Hausmacht den alten Umfang wiederzugewinnen. Jedenfalls mußten bei Kaiser Franz die Sympathieen für die Tochter und den französischen Enkel geschont werden, und deshalb sprach Alexander in seinen Proclamationen sowohl als in seinen Unterhaltungen mit den Verbündeten nur von der Beschränkung Frankreichs auf seine Gränzen vor den letzten Kriegen, niemals aber von einer Wiedereinsetzung der Bourbonen, während er es doch andererseits zu bewirken wußte, daß alle Friedensverhandlungen mit Napoleon, 1813 sowohl als 1814 (Chatillon), zu keinem Resultate führten. Mit dieser nicht zu beschwichtigenden, persönlichen Feindseligkeit Alexander's verband sich zuletzt die Gesinnungslosigkeit der Generale Napoleons, die nach Bismark's Darstellung, was die Corruption betrifft, nicht minder feil waren, als so viele ihrer Landsleute in der Gegenwart, und willig die Hand dazu boten, ihren Herrn und Meister zu verrathen und zu stürzen. „Napoleon", sagt Graf von Bismark, „das größte Genie seiner Zeit, unterlag nicht den vereinten Kräften Europa's, sondern dem Wetteifer der Niederträchtigkeit unwürdiger Franzosen, die einzeln, gegen den Nationalwillen, auf eigene Verantwortlichkeit handelten, ihre Ehre und den Ruhm Frankreichs verkennend, die sich sogar bei Ludwig XVIII., wie er selbst hinterlassen, wegen des Ruhms entschuldigten, den Frankreich unter dem Kaiser gewonnen. **) Selbst für die Sieger hatte dieser Fall etwas Unheimliches: man nahm den Erfolg des Verraths, aber verachtete die Verräther."

In Bezug auf den Wiener Kongreß gehören die „Aufzeichnungen" zu dem Schärfsten, was zur Kritik dieser großen Hoffeste geschrieben worden, wie denn überhaupt, was die Freimüthigkeit seines Urtheils betrifft, in dem Verfasser überall mehr der alte Soldat als der vorsichtige Diplomat zu erkennen ist.

*) Mit meinen eigenen Händen würde ich Euch die Eingeweide aus dem Leibe reißen, indem ich meinen Arm in einen Dolch oder in ein Messer verwandelte.

**) Auch die Deutschen sagen: „Der redet wie gedruckt".

***) 1 Band, 368 S., gr. 8. Karlsruhe, 1847.

**) Ludwig XVIII. sagt in seinen Aufzeichnungen von den Napoleonischen Marschällen: „Pas un d'entre eux n'a une parole digne pour Bonaparte. Ils l'accusent; en vérité, pour peu que je le veuille, ils le jugeront, le condamneront, et, si je suis exigeant, se chargeront de la supplice. Ces messieurs me tranquillisent; ils ne renouvelleront pas la ligue, ni la fronde. Bonaparte seul est à craindre, les autres le seraient avec lui, mais sans lui ils ne sont rien. Mon Dieu, je les croyais féroces, et ces bons hommes manquent d'ongles et de dents."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Sonnabend den 11. September 1847.

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mejiko. *)

Die Ursachen des Krieges, welchen die Vereinigten Staaten gegen Mejiko führen, sind im Allgemeinen bekannt. Wenn wir daher auf die Thatsachen zurückgehen, welche dem Bruch zwischen den beiden Ländern vorausgegangen sind und die Entscheidung durch die Waffen herbeigeführt haben, so geschieht es, um darzuthun, daß die wegen der Gränzen von Texas entstandenen Differenzen in keiner Weise die Amerikaner berechtigten, außer dem streitigen Gebiet, Mejiko's reichste Provinzen wegzunehmen. Aus dem rechtlichen Gesichtspunkte läßt sich der Angriff, in der Form wenigstens, welche er angenommen, nicht vertheidigen. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist es, zu zeigen, wie die europäische Diplomatie in einer Krisis, die so gewaltige Folgen nach sich ziehen kann, bei weitem nicht alle die Thätigkeit entwickelt, noch allen den Scharfblick gezeigt hat, die sich von ihr erwarten ließen. Es sind bekanntlich schon zwanzig Jahre, seit Nord-Amerika die inneren Gährungen, die Mejiko's heutige Schwäche veranlaßten, schürte und nährte; es genügt, an die erste Unabhängigkeits-Erklärung von Texas zu erinnern, unter deren 90 Unterzeichnern sich, nach Channing's, eines nordamerikanischen Publicisten, Zugeständniß, 88 befanden, die Bürger der Vereinigten Staaten waren. Nicht minder bekannt sind die weiteren Phasen der Geschichte der texanischen Unabhängigkeit; sie bekunden sämmtlich den in Europa herrschenden Mangel an Voraussicht. Europa glaubte durch Anerkennung der neuen Republik den edelmüthigen Aufschwung eines sich zur Freiheit erhebenden Volkes zu begünstigen; es glaubte, im Interesse der schwarzen Race zu handeln, da man allgemein überzeugt war, Texas werde den Sklavenhandel abschaffen. In der That aber hatte die englische und französische Diplomatie nur die Vergrößerung Nord-Amerika's befördert und der Sklaverei einen Staat mehr geöffnet.

Als späterhin der Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten zum casus belli zwischen Mejiko und der Union wurde, suchte man den Konflikt zu verhindern; man unterhandelte, allein schon war der Augenblick, in dem die europäische Diplomatie wirksam einschreiten konnte, vorüber. Auf den Rath dieser Diplomatie geschah es, daß Anson Jones, der Präsident von Texas, um der Differenz einen friedlichen Ausgang zu geben, der mejikanischen Regierung die Präliminarien eines gütlichen Einverständnisses vorlegen ließ, dessen Hauptbedingung für Mejiko die Anerkennung von Texas, für Texas das Versprechen gewesen wäre, sich nie den Vereinigten Staaten anzuschließen. Die mejikanische Regierung erklärte, daß sie die Vorschläge des Präsidenten Anson Jones annehme, zugleich aber, daß sie die ganze Unterhandlung für null und nichtig ansehen werde, im Fall der Volkskonvent des neuen Staats in den Anschluß willige. Und dies gerade, trotz aller Gegenanstrengungen des texanischen Präsidenten, geschah. Einstimmig erklärte der Kongreß von Texas die Incorporation des Landes in die nordamerikanische Union, und der Volks-Konvent bestätigte den Beschluß des Kongresses. Nord-Amerika hatte sich so um einen neuen Staat vergrößert, während Mejiko nur protestiren konnte gegen eine vollendete Thatsache.

In demselben Augenblick, in welchem die Union ihr Ziel erreichte, schien eine wohlthätige Krisis Mejiko einige Ruhe zu geben. Der General Paredes, ein aufgeklärter Mann, wurde zum Präsidenten ernannt. Er benahm sich als der erklärte Beschützer einer Partei, die nur durch Einführung der Monarchie dem Lande Ruhe und Ordnung zurückgeben zu können glaubte. Allein eben Paredes Intentionen bewirkten, daß die Union, die entschiedene Feindin monarchischer Institutionen, ihre Angriffsentwürfe um so eifriger betrieb. Sie hatte von nun an einen Vorwand für ihre Projekte und konnte ihnen den Anstrich der Uneigennützigkeit geben. Da Mejiko sich darein gefügt hatte, das, was es nicht zu hindern vermochte, zu dulden, so blieb, um die texanische Frage zu Ende zu bringen, nichts weiter übrig, als die neuen Gränzen zwischen beiden Ländern zu bestimmen. Es war bei der Bestimmung dieser Gränzen ein Punkt streitig geblieben. Und diese Differenz benutzte die Union, um den Krieg herbei zu führen. Jener streitige Punkt bestand in der Frage, wem von beiden Staaten das Territorium zwischen dem Rio-Nueces und dem Rio-Bravo del Norte zugehören solle. Die Regierung in Washington zerhieb den Knoten; sie ertheilte einem kleinen, aus 2000 Texikanern und Amerikanern bestehenden Heer Befehl, daß es sich in Bereitschaft halten solle, das streitige Gebiet zu besetzen, sobald der Anschluß von Texas ausgesprochen sein würde. Zu gleicher Zeit stellte sich ein mejikanisches Truppencorps im Staate Tamaulipas, welcher durch die Invasion bedroht wurde, auf. Die Frage, den Händen der Diplomaten entschlüpfend, mußte durch das Schwert entschieden werden.

*) Nach der Revue des deux Mondes.

I.

Im Anfang des Monats März 1846 stand das amerikanische Heer bei dem Corpus Christi, am linken Ufer des Rio de las Nueces und dicht an dem streitigen Gebiet, nur auf den Moment wartend, wo der Anschluß von Texas offiziell bekannt seyn würde, um in den Staat Tamaulipas einzufallen. Die Mejikaner lagerten bei Mata-Moros, einer Stadt, deren geographische Lage den Vereinigten Staaten ihren Besitz besonders wünschenswerth machen mußte. Die amerikanische Occupationsarmee war 2000 Mann Infanterie und ungefähr 400 Kavalleristen und reitende Artilleristen stark, welche letzteren achtzehn sechs- und achtpfündige Geschütze bedienten. Dazu kamen 600 settlers, die 300 Wagen mit sich führten. Alle diese Truppentheile standen unter General Taylors Befehlen. Angeführt von Bürgern der Union, waren sie nichts als ein zusammengelaufener Haufen französischer, englischer, deutscher und polnischer Abenteurer, mit denen der amerikanische settler, dieser wahrhafte Bändiger der Natur, mit seinem Beil auf der Schulter und seinem Karabiner in der Faust, einen starken Kontrast bildete.

In dem kritischen Augenblick, in dem die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, bot General Taylor's Lager einen nicht besonderes Vertrauen erweckenden Anblick dar. Die unter seinem Befehl vereinigten Abenteurer thaten ihren Dienst mit sichtlichem Widerwillen. Zu den Klagen, welche der Soldat gegen seine Führer zu haben glaubte, gesellten sich bald, veranlaßt durch den jähen Wechsel in der Temperatur, mannigfaltige Krankheiten. Das leinene Zelt gewährte gegen die Ungunst der Jahreszeit nur einen schwachen Schutz. Kaum fand der Soldat in jenen unfruchtbaren Ebenen hinreichendes Holz zur Bereitung seiner Nahrungsmittel vor, noch weniger war es in solcher Menge aufzutreiben, daß er daran seine erstarrten Glieder wärmen konnte. Kaum zwei Drittel der Truppen befanden sich bei ihren Cadres, und selbst die Offiziere hatten von der Strenge des Klimas zu leiden. Allein ein noch furchtbareres Strafgericht hatte das amerikanische Heer heimgesucht; eine schmutzige Horde elender Spekulanten war ihm bis nach Corpus Christi gefolgt und war fortwährend bereit, die Nachzügler der Arrière-Garde oder die Soldaten, welche sich vom Lager verirrten, zu plündern. Eine Anzahl von Branntweinschenken hatte sich von allen Seiten etablirt. Alle Diebe und Mörder, alle Verbannten der Union schienen sich in einem zweiten Lager neben dem ersteren niedergelassen zu haben. Keine Nacht ging vorüber, die nicht durch rohe Orgien, durch blutige Schlägereien, in denen jene Vagabunden ihr Geschick zeigten, mit Dolch und Pistole umzugehen, gestört worden wäre. Ließ der amerikanische Soldat — was zuweilen geschah — sich in ihre Schlupfwinkel locken, so wurde er durch ein schlaferregendes Getränk erst betäubt, dann ausgeplündert, zuweilen gar ermordet. Alles schien sich gegen das Heer des General Taylor verschworen zu haben.

Man war im mejikanischen Lager nicht unbekannt mit diesen Verhältnissen, allein man war nicht besser vorbereitet auf den Kampfanfall des kräftigen Kentuckiers mit seiner doppelläufigen gezogenen Büchse (rifle) und des gigantischen Jägers aus Virginien, der selbst im heißestem Handgemenge den Gegner, welchen es auf's Korn genommen, nicht fehlt; man sah im mejikanischen Lager nur Schwächlinge, wie sie eine Aushebung mit Gewalt hatte zusammenbringen können. Die Anzahl dieser aus Indianern, Weißen und Mestizen bestehenden Soldaten war klein, mager, schlecht bekleidet; dennoch konnten sie, ohne Schuhe und Nahrung, ungeheure Märsche machen, sie schleppten Tage lang, ohne eine Klage hören zu lassen, ihre verstümmelten Glieder weiter fort. Großprahler und Raisonneur, schlägt sich der mejikanische Soldat mit der blanken Waffe unerschrocken, aber er dreht den Kopf weg, wenn er sein Gewehr abdrückt, das er immer bereit ist zu verkaufen. Zwischen den beiderseitigen Reitern findet derselbe Kontrast statt. Man lasse den Ranchero von seinem Pferde absitzen, und statt eines durch den Vortheil, den er aus seiner Reiterkunst zu ziehen weiß, furchtbaren Kavalleristen, hat man einen durchaus unbrauchbaren Infanteristen. Steigt dagegen der amerikanische Reiter von dem kolossalen Thier, das er mit Mühe erklettert hat, herab, so wird er, sobald sein Fuß nur die Erde berührt, ein vortrefflicher Soldat. Was aber beiden Heeren gemeinsam war, das war die unverhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren. Es waren auf Seite der Amerikaner eben so viel Majore, als sich im mejikanischen Lager Obersten befanden. Den meisten dieser Offiziere fehlte es jedoch gänz-

lich an militairischen Kenntnissen, und sie wußten die Angriffs- oder Widerstandsmittel, die sie unter ihren Händen hatten, nur höchst mittelmäßig zu benutzen. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Die Karlistenbanden in der Sierra Morena.

(Schluß.)

Navarro sann lange nach; endlich sagte er:

„„Gut. Ihr Diener wird gehen. Prägen Sie ihm indessen ein, daß, im Falle einer Verrätherei seinerseits, irgend ein unglücklicher Zufall, etwa eine zufälligerweise in Ihr Gehirn eindringende Flintenkugel oder ein unversehens um Ihren Hals geschlungener Strang, Sie unfehlbar der himmlischen Vergeltung als Opfer fallen lassen würde.““

„Und wie lange wird es dauern, bis Cabrado zurückgekehrt ist?“ — „„Das hängt gänzlich von dem guten Willen Ihrer Familie ab. Wenn sie die Angelegenheit beschleunigt, wird es nicht länger als neun Tage dauern.““ — „Neun Tage!“ rief der arme Marquis. „Noch neun Tage muß ich unter Euch zubringen!“ — „„Die Freude überwältigt Sie, Verehrtester, ich begreife das““ sagte der Cabecilla mit einem ironischen Grinsen. „„Unsere Gesellschaft bietet Ihnen so viel Annehmlichkeiten und Zerstreuungen! Ja, mein lieber Don José, Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Sie gehören zu den Letzteren, theurer Freund, und ich nehme keinen Anstand, Sie zu versichern, daß auch wir so großes Vergnügen an Ihrer Gesellschaft finden, daß wir gern die Trennung noch weiter hinausschieben.““

Indessen war Barranco de las Canas, das vorläufige Ziel der Reise, erreicht. Die übrigen Karlisten waren bereits eingetroffen. Nachdem die Pferde getränkt und eine Art von Lager aufgeschlagen war, zog Navarro das Portefeuille des Don José aus der Tasche und gab es seinem früheren Besitzer, mit der Aufforderung, jetzt den bewußten Brief zu schreiben, zurück. Er bemerkte bei der Oeffnung desselben auf einem Blatte die Adresse des Oberrichters von Ocana. Da er in dem Augenblicke unbeobachtet war, riß er schnell das Blatt, welches sein Inkognito sehr kompromittiren konnte, heraus und verschluckte es. — Nachdem der Brief geschrieben und vorgelesen war, wandte sich Navarro an einen anderen Gefangenen, Namens Salvador. Es war ein junger Mann von ungefähr 17 Jahren, sehr schwächlich und furchtsam. Schon einige Male hatte er zitternd gefragt, was mit ihm geschehen werde, ohne Antwort zu erhalten.

„Jetzt kommt an Dich die Reihe“ — redete ihn Navarro an. „Deine Miene verspricht uns nicht viel Geld“ — witzelte der Cabecilla mit einem Wortspiel (Miene und Mine) zu großem Vergnügen der Karlisten. „Aber Du wirst uns doch wohl 100,000 Realen verschaffen können, ohne daß wir gezwungen sind, Deine Adern zu öffnen.“ Dieser neue Witz wurde mit schallendem Gelächter belohnt.

„„Hunderttausend Realen! Señor““ — rief der unglückliche junge Mann, „„das ist unmöglich.““ —

„Unmöglich? Weshalb? Laß' sehen! Was bist Du und wer bist Du?“

„„Ich bin der Sohn eines Schneiders, der früher viel verdient hat, aber jetzt in sehr ärmlichen Umständen sich befindet.““

„So zwitschern alle Vögel, die in unser Netz gerathen. Du hast weit mehr das Ansehen eines Soldaten, aber nur wegen Deiner rothen Beinkleider.“

„„Ich, Soldat! Ich bin dessen unfähig““ — rief der furchtsame Jüngling, der in seiner Angst nicht bemerkte, wie dieser plumpe Scherz die Heiterkeit der Banditen auf die höchste Spitze hob. Indessen schien die Wahrheit, welche in seinen Zügen lag, doch einigen Eindruck auf Navarro zu machen; denn er unterbrach seine kläglichen Bitten mit den Worten:

„Hier setz' Dich und schreib', daß wir 20,000 Realen haben wollen. Aber kein ochavo (¼ eines Reals) weniger!“

Salvador war gezwungen, zu schreiben, und übergab darauf den Brief meinem Diener, mit der Bitte, sich für seine Befreiung zu interessiren.

„Nun habe ich noch ein Wort mit Dir zu reden“ — sagte der Cabecilla zu Cabrado. — „Hier sind Deine Instructionen, die Du buchstäblich befolgen wirst. Du wirst eines der Postmaulthiere nehmen und Dich sofort auf den Weg nach Madrid machen. Der Zagal (Maulthiertreiber) wird Dich bis Quintanar de la Orden begleiten, um seinem Herrn die Botschaft zu bringen, daß wir als Lösegeld für seine Maulthiere ein gutes Pferd wünschen. Von dort wirst Du zur Fuente del Fresno und von hier nach dem Puente Lapiche gehen, wo Du Extrapost nach Madrid nehmen kannst. Hier ist ein Freibrief für den Fall, daß Du anderen Parteigängern begegnest. Dieser Freibrief war folgendermaßen abgefaßt:

„Im Namen des Königs Karl V. bewillige ich ein freies und sicheres
„Geleit an Don José Cabrado für die Tour nach Madrid, um dort die
„Summe von 200,000 Realen als Lösegeld für seinen Herrn zu erheben.
„Barranco de las Canas, 26. Oktober.

(gez.) Der Capitain Antonio Navarro.„

Außer diesem Freibrief erhielt Cabrado eine Art von Contremarke, durch die er Navarro von seiner Rückkehr benachrichtigen sollte, und una cura de oro (ein Goldstück) zur Bestreitung der Reisekosten.

Don José umarmte seinen Diener mit Thränen in den Augen. „Pepe“ — sagte er — „mein Leben ist in Deinen Händen.“

„„Seyen Sie unbesorgt““ — erwiederte er — „„ich werde Alles aufbieten, was in meiner Macht steht, um Ihre Befreiung zu beschleunigen.““

Am anderen Tage verließ Navarro die Truppe, um sich zu Palillos, dem Hauptanführer der ganzen sehr zahlreichen Bande, zu begeben, welcher mit Don Carlos in unmittelbarer Verbindung stand. Palillos kann als Typus eines Guerilla-Anführers betrachtet werden. Obschon General seiner Partei, schlief er doch stets in freier Luft unter einem Dache von Zweigen. Solche Schutzdächer heißen chozos. Palillos besaß dergleichen auch für seine Pferde, von denen immer drei bis vier Tag und Nacht gesattelt stehen. Eines derselben, das kräftigste und schnellste, trägt außerdem noch einen kleinen Mantelsack auf dem Rücken, worin die wichtigsten Papiere des Generals enthalten sind. Wie der Tyrann von Syrakus, schlief er nie zweimal an demselben Orte, und nie länger als drei Stunden, welche seinem Körper von Stahl die nöthige Schwungkraft zurückgaben. Seine Wachtposten vertheilt und überwacht er stets in eigener Person. Es hieß, daß ihn seine Korrespondenz mit Don Carlos sehr beschäftige, besonders seitdem man von der Ankunft eines Abgesandten seitens des Prätendenten sprach, der mit mehreren Ernennungen beauftragt seyn sollte, unter anderen auch von Palillos selber zum Vicebefehlshaber der Provinz la Mancha. Cabrera hieß General-Capitain dieser Provinz, eben so wie von Valencia. Navarro, der Rothkopf und einige Andere besaßen Offizier-Patente. Aber sie hatten deswegen bei ihren Kameraden nicht größere Autorität erlangt, wahrscheinlich, weil diese bereits ihr Maximum erreicht hatte. Don José war erstaunt, von den Beziehungen zwischen Don Carlos und Palillos zu hören, da der Letztere strenggenommen doch nur der Anführer einer sehr starken Bande von Gebirgsräubern (partida de Foragidos) ist. — Navarro kam am folgenden Tage mit gedankenschwerer Miene zurück.

„Ich habe mit dem General von Ihnen gesprochen“ — sagte er zu Don José. „Wir sind darin übereingekommen, daß, im Falle Ihr Lösegeld in loyaler Weise gezahlt wird und wir nicht in Erfahrung bringen, daß Sie zur Zahl der Picaros (Schelme gehören, kein Grund zur Furcht vorhanden ist.“

Ramirez kam inzwischen auch aus dem Lager von Palillos zurück, aber zur großen Freude der ganzen Gesellschaft mit einem fetten Hammel belastet, den er vor sich auf den Sattel gebunden hatte. Dagegen blieben die beiden gefangenen Soldaten, welche er mit sich genommen, abwesend. Es hieß, sie seyen ausgewechselt worden. Am folgenden Tage aber bemerkte Don José, daß Sanchez seinen gewöhnlichen Kleidungsstücken noch die Weste eines jener Soldaten hinzugefügt hatte, ein Umstand, den er sich zu seiner eigenen Beruhigung dadurch erklärte, daß die Bekleidung wahrscheinlich nicht bei der Auswechselung mit einbegriffen worden wäre.

„Es kommt Jemand“ — sagte plötzlich Ramirez.

„„Wie können Sie das wissen““ — sagte Don José, der sich vergeblich nach allen Seiten umsah.

„Statt Ihre Augen auf den Bergen spazieren zu führen, richten Sie sie einmal auf diese Thiere“ — gab er zur Antwort.

In der That sah der Marquis, daß die Pferde und Maulesel sämmtlich den Kopf und die Spitze der Ohren nach einer und derselben Seite hingerichtet hatten. Bald darauf erschien ein karlistischer Offizier. Er trug einen Ueberrock und Beinkleider von hellblauer Farbe, nebst einem rothen Tschako, woran eine metallene V. (zur Bezeichnung Carlos V.) befestigt war. Dies sey, sagte man, die gewöhnliche Uniform aller Karlisten. Er gab sich als einen Infanterie-Offizier von den Truppen Basilio's zu erkennen. Eine Wunde hatte ihn verhindert, seinem Chef zu folgen. Uebrigens unterschied er sich von den übrigen Parteigängern zu seinem Vortheil. Als er sprach, erkannte Don José, daß es ein Mann von Bildung sey, der, Karlist aus Ueberzeugung, diesen Namen nicht wie Navarro und seine Bande als Deckmantel zur Begehung der schändlichsten Räubereien betrachtete.

Er fragte, ob Salvador und José zu den Gefangenen gehörten. Nach Erhaltung einer bejahenden Antwort, wandte er sich an Don José: — „Sie sind Seemann?“ — „„Nein, Señor.““ — „Die Knöpfe an Ihrem Rock ließen mich es voraussetzen.“ — „„Es fehlt darauf der Anker, wie ihn die Knöpfe der See-Uniform haben. Es sind blos Phantasieknöpfe.““ — „Sie sind in Madrid geboren, hörte ich. In welcher Straße wohnen Sie?“ — „„Auf dem kleinen San-Domingoplatz.““ — „Was war Ihre Beschäftigung?“ — „„Ich befand mich in einem Handels-Comtoir von untergeordneter Bedeutung.““ — „Vielleicht in der Chokoladenfabrik?“ — „„Eben dort.““

„Ich habe bereits seit fünf Jahren Madrid verlassen, um in den Dienst Carlos' V. einzutreten. Aber zur Zeit Ferdinand's VII. war ich Garde-du-Corps und brachte alle Tage auf dem Platz San-Domingo zu, um mich nach dem Königlichen Schloß am Orienteplatz zu begeben. — Da habe ich,“ wandte er sich plötzlich an Navarro — „bei meinem Durchgange durch das Gehölz, dort unten in der Schlucht, die Körper zweier Soldaten gesehen, die am vergangenen Tage erschossen seyn müssen. Es scheint, daß dem Einen von ihnen der Uebergang in die andere Welt sehr schwer gemacht worden ist. Er hat sich gegen den Tod wie eine Schlange gekrümmt.“

Navarro und seine Gefährten waren etwas verwirrt durch diese Anrede. Endlich sagte er:

„„Palillos hatte ihre Execution befohlen, mit der Aufforderung, niemals einem Soldaten oder einem anderen mit den Waffen in der Hand gefangenen „Verräther“ das Leben zu schenken.““

„Und wie ist die Sache abgelaufen?“ fragte der Offizier.

„„Lassen Sie mich erzählen““ — bat Sanchez, „„denn ich bin dabei gewesen. Stellen Sie sich vor, daß wir zweimal den hartlebigen Soldaten verfehlten. Er schrie wie ein Besessener um Gnade. Beim dritten Schuß hatten wir ihn für todt liegen lassen. Aber es scheint, daß am folgenden Morgen eine andere Abtheilung der Karlisten an einem anderen Orte Geräusch und

Klagetöne gehört haben. „Werda“! ruft der Posten — „Carlos V.“ — antwortete eine Stimme. Man fängt an zu suchen und findet den von Kugeln durchlöcherten Schelm, der sich während der Nacht bis dorthin geschleppt hatte. Eine lange Blutspur zeigte den Weg, den er eingeschlagen.

„Der Unglückliche!“ — sagte der Offizier. „Hat man versucht, ihm das Leben zu retten?“

„„Warum nicht gar““ — erwiederte Ramirez. „„Im Gegentheile, man veranstaltete eine Wiederaufführung der gestrigen Scene.““

„Welche Grausamkeit!“

„„Hören Sie doch zu Ende!““ — rief der erste Erzähler lachend. „„Diesmal verfehlte man den Verwundeten drei Mal. Sie hätten ihn sollen schreien hören: Um Gott und die heilige Jungfrau! Tödtet mich nicht! Gott will nicht meinen Tod, Ihr seht es ja selbst! — Aber man strafte ihn Lügen. Eine vierte Salve streckte ihn lautlos zu Boden.““

„Aber wir waren so darauf gefaßt, daß er sich noch einmal erheben würde“, — fügte ein Dritter hinzu — „daß wir unsere Trabucos wieder zu laden begannen, um für den Fall bereit zu seyn.

Navarro hörte diese Erzählungen mit großer Gemüthsruhe, die er nur aus langer Gewöhnung an dergleichen Scenen erlangt haben konnte, mit an. Salvador bekreuzigte sich, indem er einen verstohlenen Blick zu Don José hinüberwarf, der die bündige Reflexion machte, daß jetzt nur noch Zwei zu morden übrig wären.

„Das ist ja eine abscheuliche Barbarei!“ — rief der Offizier mit tiefer Entrüstung aus. „Kann man sich noch mit dieser Kaltblütigkeit des Mordes wehrloser Menschen rühmen! Wenn das so fortwährt, wird Spanien in kurzer Zeit entvölkert seyn. Ich, der ich hier zu Euch rede, setze meinen Stolz darein, einen Christino zu bekämpfen, Mann gegen Mann; aber dergleichen Abschlachtungen, wie Ihr sie hier in der Sierra begeht, hat man bisher nur unter den Kannibalen gefunden.“

Diese kühne Sprache erregte das Erstaunen Don José's, der nur bedauerte, daß ein Mann von solchem Edelsinn und so muthvollem Benehmen mit den Banditen unter einen und denselben Namen begriffen wurde. Dieser machte den anderen Karlisten gegenüber gar kein Hehl daraus, daß er sich ihrer Gemeinschaft schäme. Uebrigens ist bekannt, daß Basilio, als er sich in la Mancha befand, die Banden des Palillos mit äußerster Strenge verfolgte, weil er behauptete, sie beständen aus weiter Nichts, als aus gemeinen Räubern und Mördern. Daher war auch Basilio kein besonderer Gegenstand der Zuneigung Navarro's und seiner Spießgesellen.

Acht Tage nach dem oben erzählten Besuche des Offiziers brachte endlich ein Bauer die Nachricht, daß Cabrado wieder in Ciudad-Real angelangt sey. Navarro machte sich sofort auf den Weg dahin und kehrte mit einem Briefe des Kommandanten von Ciudad-Real, zurück, der von der Königin mit der Auslösung Don José's speziell beauftragt war. Das Schreiben des Kommandanten, welches Navarro der ganzen Bande mittheilte, lautete folgendermaßen: „Alles ist bereit; und es bleibt Nichts weiter, als die Art und Weise der Zahlung zu bestimmen. Da es in Betracht der geringen Anzahl Soldaten, über die wir zu disponiren haben, zu gefährlich für uns wäre, das Geld nach Malogon zu transportiren, so machen wir Euch folgenden Vorschlag. Wir wollen mit dem Lösegeld uns nach dem Puente de la Rolaya, ungefähr eine Stunde von Ciudad-Real gelegen, begeben. Dort wollen wir uns treffen. Sobald wir uns gegenseitig erkannt haben, wird Cabrado nur in Begleitung eines Offiziers Euch entgegengehen. Ihr dagegen werdet mit Don José Eurerseits uns entgegenkommen, worauf die Auslösung ohne weitere Formalitäten statthaben wird. Wenn dies Auskunftsmittel Euch gefällt, so habt die Güte, Tag und Stunde des Zusammentreffens zu bestimmen.“ — Navarro antwortete darauf: „Ich nehme die Bedingungen, welche Sie uns gestellt haben, für mich und meine Kameraden an. Wir werden am 3. Dezember Mittags 12 Uhr an der Brücke der Rolaya seyn. Sollten wider Erwarten die das Lösegeld eskortirenden Truppen uns irgend einen Streich zu spielen im Sinne haben, so würde dies unfehlbar das Signal zum Tode Don José's seyn. Cabrado kann in Begleitung eines Offiziers und selbst eines Soldaten kommen.“ — Don José benutzte ein Postskriptum, in dem er seinen treuen Diener bat, ihm ein Paar Schuhe mitzubringen, da er nur noch einige Lederfetzen an den Füßen hängen hatte.

Am folgenden Morgen setzte sich die ganze Truppe nach der Rolayabrücke in Bewegung, wohin man vor dem dritten Tage nicht zu gelangen hoffte. Nach einem Ritte von sechs Stunden wurde auf dem Kamme Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und zu tränken. Ueberall lagen rohe Felsstücke auf dem kahlen, nur von mageren Flechten und Haidekräutern überzogenen Boden übereinandergethürmt. Die Aussicht war vorzüglich schön. Die wilden Felspartieen der Sierra's, deren Contoure sich scharf am lichtblauen Himmel abzeichneten, senkten sich allmälig bis zur Ebene herab, welche sich in unermeßlicher Entfernung bis zum Horizont erstreckte. Don José, der seit so vielen Tagen nur Berge gesehen hatte, die sich wie Mauern emporthürmend den Blick in die engsten Gränzen einzwängten, in denen man nur mit Mühe athmete, fühlte seine Brust sich ausdehnen und zog mit einem unnennbaren Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit die frische weite Luft ein. Er war bewegt vor Freude, als er nach einer so langen Trennung von menschlicher Behausung und gesitteter Gesellschaft sich die Namen der Dörfer und Städte nennen ließ, die aus der Ebene zu seinen Füßen wie leuchtende Punkte zu ihm heraufschimmerten. Er sah Fuente del Fresno, Picon, die Kapelle des Cristo, und am fernen Horizont erhoben sich die Thürme von Ciudad-Real. Ferner zeigte man ihm die Lage des Puente de la Rolaya, das Ziel seiner abenteuerlichen Fahrt, wo seiner die Erlösung wartete.

Bei Anbruch der Nacht sah er in großer Entfernung einen Trupp Männer zu Pferde in das Gebirge ziehen.

„Das sind“ — erklärte ihm Ramirez — „Parteigänger unter dem Befehl Zacarias, des Sohnes von Palillos, die sich immer um diese Zeit ins Gebirge zurückziehen. Wir können nunmehr aufbrechen, da wir ihre Begegnung nicht mehr zu befürchten haben.“

„„Haben Sie denn Ursache, sie zu vermeiden?““ — fragte der Marquis.

„Gewiß. Wenn Zacarias Sie gesehen hätte, so würde er sich Ihrer bemächtigt und das Lösegeld für sich genommen haben.“

Nach diesen Worten bestieg der Karlist sein Pferd. Die Uebrigen folgten, und bald lag der Kamm des Gebirges hinter ihnen. — Am Abend des zweiten Tages waren sie von Ciudad-Real nicht weiter als eine gute Stunde entfernt. Hier schlugen die Karlisten in einem gegen unvorhergesehenen Ueberfall ziemlich geschützten Orte ihr Lager auf. Nachdem sich die Gesellschaft von den Strapazen der letzten Tage durch eine ungewöhnlich lange Nachtruhe gestärkt hatte, begannen sie am anderen Vormittage sich zu dem verabredeten Rendezvous zu rüsten. Die Einen beschlugen ihre Pferde, Andere besserten ihre Kleider und Schuhe aus, und Navarro ließ sich von einem vorübergehenden Dorfbarbier rasiren, um mit Anstand auftreten zu können. Darauf wurden die Pferde wieder bestiegen. Auf einer Anhöhe, von der man Ciudad-Real deutlich sehen konnte, wurde Don José unter der Bewachung mehrerer Parteigänger zurückgelassen, während Navarro, von den Uebrigen begleitet, sich auf den Weg nach der Rolayabrücke machte. Es war die Verabredung getroffen worden, daß die Ankunft der Truppe, welche das Lösegeld eskortirte, durch einen Schuß verkündet würde, der zugleich das Zeichen zum Aufbruch für Don José's Truppe nebst seinen Begleitern sein sollte. Mittag war es bereits geworden und noch immer hatte der ersehnte Schuß nicht ertönt. Don José saß, die Augen auf die Straße nach Ciudad-Real gerichtet. Noch immer ließ sich Nichts erblicken, was einer Eskorte ähnlich sah. Die Karlisten fingen an, ungeduldig zu werden. Auch Navarro schien mit den Seinigen an der Rolayabrücke, die man deutlich von oben wahrnehmen konnte, in einem heftigen Wortwechsel — wie Don José aus ihren Gesticulationen schloß — darüber begriffen zu seyn, was zu thun sey. Plötzlich ergriff ihn Einer am Arme, während er mit der rechten Hand auf die Straße nach Ciudad-Real hinwies. Aller, auch der auf der Felsplatte Befindlichen Blicke folgten dieser Richtung. In der That sah man die Bajonnete der heranziehenden Soldaten im Glanze der Mittagssonne leuchten; ein Anblick, der die Karlisten zur ausgelassensten Freude stimmte.

Das Geld, das Geld“ — riefen sie ein Mal über das andere, während Don José seine bisherigen Lebenserfahrungen durch die neue Reflexion bereicherte, daß zwei Goldstücke den Augen eine weit stärkere Sehkraft verleihen als die besten Linsen und Objektivgläser.

„Sehen Sie, Don José“ — sagte Einer der Karlisten, indem er ihm herzlich die Hand drückte — „sehen Sie jenen weißen Punkt, der sich dort auf der Straße langsam hierher bewegt? Das ist der toldo (weiße Leinwand) des Wagens, welcher los reatillos (das Geldchen) enthält.“

Allmälig bedeckte sich die Straße mit Soldaten, und die Bajonnete leuchteten wie Diamanten. Die Freude der Karlisten ging nach und nach in eine Art zweifelhaftes Erstaunen über, was sich in der Verlängerung ihrer Gesichter kund gab.

„Was soll das bedeuten?“ — fragten sie einander. „Verdammt sollen die Hunde seyn, wenn sie etwas gegen uns im Schilde führen.“

„„Sollten Sie diese Menge Soldaten nicht als eine Ehrenbezeugung und einen Beweis der Achtung des Kommandanten gegen Sie, Señores, ansehen dürfen?“ — fragte der Marquis, um seine beunruhigten und erbitterten Gönner zu besänftigen. Diese Hypothese schien ihnen aber durchaus nicht wahrscheinlich, wodurch sie nur einen Beweis ihrer großen Bescheidenheit ablegten. Im Gegentheil wuchs ihre schlechte Laune in demselben Grade, als die Anzahl der ihnen zu Ehren aufgepflanzten Bajonnette zunahm. Indessen war die nahende Truppe nur noch bis auf einen Büchsenschuß von der Brücke entfernt. Hier machte sie Halt, der Verabredung gemäß. Eine Ordonnanz trat einzeln aus der vorderen Reihe heraus und ging Navarro, welcher auf der anderen Seite der Brücke sich befand, entgegen. Als sie zusammentrafen, erklärte Navarro, daß die Karlisten, da sie nur in geringer Anzahl gegenwärtig wären, die Menge der Soldaten für überflüssig und gefährlich erachteten, weshalb sie zur ihrer Sicherheit die Forderung stellen müßten, die Auslösung des Gefangenen diesseits der Brücke zu bewerkstelligen. Der Soldat kehrte mit dieser Erklärung zum Kommandanten der Truppe zurück, welcher seinerseits verlangte, Don José zuvor zu sehen, ehe er sich auf irgend etwas Weiteres einließe, jedoch hinzufügte, daß er an den einmal eingegangenen Bedingungen nichts zu verändern gesonnen sey. Obschon Navarro durch diese Antwort keineswegs befriedigt war, gab er dennoch das Signal unserer Annäherung. Aber kaum waren die Karlisten, in deren Mitte sich Don José befand, mit diesem von der Felsplatte herab gestiegen und auf dem Wege nach der Brücke, als Navarro im gestreckten Galopp angesprengt kam und ihnen schon aus der Ferne zurief, Halt zu machen.

„Cabrado ist ein Elender“ — schrie der Cabecilla die Zähne knirschend, als er herangekommen war. Er will nicht mit dem Gelde über die Brücke kommen, unter dem Vorwande, daß Sie bereits todt seyen, Don José. Aber unterdessen kommt die Truppe immer näher. Hören Sie, Caballero, Sie werden sogleich zwei Zeilen schreiben, um diesen Galgenvögeln den Beweis zu geben, daß Sie leben und gesund sind. Zögern sie dann noch, voto à Dios! so werden wir auch nicht länger zögern!“ — Don José gehorchte. Navarro kehrte sogleich mit dem Billet zurück; und bald darauf zog sich auch die Eskorte bis auf ihren Haltepunkt zurück. Die Auszahlung des Geldes begann in Gegenwart Navar-

ro's und eines Karlisten einerseits und Cabrado's und eines Officiers der Königlichen Truppe andererseits. Als das Geschäft sich seinem Ende nahete, verbeugte sich Navarro tief vor Don José, der indeß näher gebracht worden war, indem er mit verbindlichem Lächeln zu ihm sagte:

„Möge der Himmel Sie in seinen Schutz nehmen, Señor. Mein höchster Wunsch ist, Sie recht bald wiederzusehen, und nur die Hoffnung auf dessen Erfüllung läßt mich den Abschied von Ihnen leichter ertragen. Ich bitte Sie, mich als Ihren ergebensten Diener und Freund zu betrachten.

„„Sollten Sie““ — erwiederte Don José mit gleicher Verbindlichkeit in Miene und Ton — „„einmal nach Madrid kommen, so steht Ihnen mein Haus zur Disposition. Rechnen Sie in jedem Falle darauf, daß ich Ihre Wohlthaten nie vergessen und sie Ihnen gewiß früher oder später reichlich vergelten werde.““

Navarro lachte und ritt zu seinen Gefährten zurück. Don José aber bestieg den Wagen und fuhr in Begleitung Cabrado's auf die Truppe zu, die ihn mit allgemeinem Jubelschrei begrüßte. Drei Tage darauf hatte er in Madrid Muße, die Abenteuer, welche er in den drei Wochen seines Aufenthalts unter den Karlisten erlebt hatte, seinen besorgten Angehörigen zu erzählen, was er mit jenem Wohlbehagen that, das man immer bei der Wiedererinnerung überstandener Gefahren zu empfinden pflegt.

Polen.

Der Polenprozeß und die Polenfrage im August 1847.
Von Franz v. Florencourt.*)

Herr v. Florencourt zeigt mit der ihm eigenthümlichen Dialektik, daß die polnische Nationalität noch heute so ungeschwächt dastehe, wie in den Zeiten ihres äußeren Glanzes, daß die Volksmasse von 22 Millionen etwas Unerschöpfliches, jede fest abgeschlossene Nation mit einem so intensiven Charakter, wie der polnische, etwas schlechthin Unzerstörbares sey. Er beklagt den Fall Polens und stellt an einem bekannte Worte des großen Politikers Talleyrand das Schwankende des ganzen europäischen Staatenzustandes, die Unsicherheit der Verträge und die vermuthlichen Gewissensbisse dar, mit welcher die europäischen Kontrahenten seit dem Jahre 1772 zu kämpfen gehabt hätten. Er wünscht eine Wiederherstellung Polens in der auch von Schuselka angedeuteten, freilich nicht praktisch begründeten Art, ohne selbst sich über die Ausführbarkeit näher auszusprechen, deren Schwierigkeit, besonders mit Rücksicht auf das in vielen ehemals polnischen Landestheilen einheimische und zum Theil vorherrschende Deutschthum, kein Deutscher verkennen darf. Indeß scheint er die Ansichten zu theilen, welche Mieroslawski's in Berliner Zeitungen abgedruckt gewesene Rede ausspricht, daß die civilisirten europäischen Mächte mit Polen einen Bund machen müssen, um ihrer eigenen Sicherheit willen. Er führt die vorgeblichen Gefahren Preußens bis auf den höchsten Punkt, und zwar als könnte es jeden Augenblick in ein Nichts zerfallen, als wäre es kein innerlich irgendwie konsolidirter Staat! Herr von Florencourt gefällt sich in solchem Hinaufschrauben seiner Deductionen bis auf die äußerste Spitze. Darum schlägt er denn auch gleich wieder in ein Extrem um, wenn er von den revolutionairen Tendenzen der polnischen Demokratie spricht. Nach ihm gäbe es konservative Elemente nur noch in der Aristokratie, die Demokratie gehe blindlings ohne Zweck, ohne Plan auf den Umsturz alles Bestehenden aus, blos um die Anarchie zu verbreiten. Durch ganz Europa, mit Ausnahme von England und der skandinavischen Halbinsel, habe die polnische Emigration ihre wilden revolutionairen Ideen verbreitet; es sey die ganze Welt voll Empörung und Unzufriedenheit, der höchste Punkt der Gefahr sey erreicht, alle Throne wankten. Wir können nach solcher Emphase der Versicherung des Herrn v. Florencourt, daß er 25 Jahre hindurch die politischen Verhältnisse Europa's mit Sorgfalt beobachtet habe, nur halben Glauben schenken; denn wenn er den heutigen Zustand als den der Revolution und Empörung schildert, so hat die Revolution zu allen Zeiten existirt; „Unzufriedenheit mit dem Bestehenden", worauf sich zuletzt auch bei ihm doch alle diese Symptome reduziren, hat es zu jeder Zeit gegeben, und sie kann im öffentlichen Leben, wo sie sich aussprechen, wo sie den, wenn auch langsamen Fortschritt zum Besseren beobachten darf, gewiß nicht mehr in dem Grade gefährlich und ruhestörend werden, als in jenen Epochen, wo die Staatsmaschinen im Geheimen wirkten und die öffentliche Meinung kaum anders zur Erscheinung kam, als in erschütternden und gewaltsamen Demonstrationen. Herr v. Florencourt möge ruhig sein Haupt niederlegen, die Revolution wird ihn nicht aus seiner Ruhe stören, auch glauben wir nicht, daß es ihm gelingen werde, mit seiner imponirenden Rede von Revolution und Umsturz die Fürsten und Mächtigen zu schrecken. Warum er nun aber der polnischen Demokratie die ganze europäische Revolution in die Schuhe schiebt, vermögen wir nicht einzusehen, viel weniger begreifen wir, warum dieser enorme revolutionaire Sturm nicht auch England ergriffen haben solle, wo doch seit 1831 eine große Zahl von Polen ein freundliches Asyl gefunden hat. Herr v. Florencourt wird uns vielleicht in den verheißenen folgenden Heften seiner Schrift darüber Aufschluß geben. Inzwischen möge er aber doch den polnischen Volkscharakter und die politischen Parteien in Polen noch genauer sondiren; denn bisher scheint er noch in einer argen Verwirrung gehalten zu werden. Er unterscheidet aristokratische und de-mokratische Partei als konservative und negative. Adel und Geistlichkeit de[r] katholischen Kirche bergen nach ihm allein noch konservative Elemente und si[nd] im Stande, etwas Organisches herzustellen. Sie haben auch die Idee vo[n] der Nothwendigkeit dynastischer Einrichtungen und würden etwa im Fürste[n] Czartoryski einen Vereinigungspunkt finden. Die Demokratie sey nicht organisationsfähig, ihr einziges Interesse sey die Zerstörung, die Verwirklichun[g] ihrer anarchischen und kommunistischen Pläne wäre aber das größte national[e] Unglück. So unzweifelhaft nun auch die Wahrheit des Nachsatzes in dieser Behauptung ist, müssen wir doch, was den Vordersatz betrifft, einige Gegenbemerkungen im Interesse des objektiven Thatbestandes machen. Es ist ein alter Fehler deutscher Schriftsteller, daß sie Adel mit Aristokratie und Nichtadel mit Demokratie verwechseln. Wir leugnen nicht die Existenz zweier Parteien unter den Emigranten (in Polen selbst giebt es dem bestimmten Anscheine nach keine Partei), einer aristokratischen und einer demokratischen, von denen die erstere freilich, nur noch von wenigen Personen repräsentiet, fast nur dem Namen nach besteht, aber wir bemerken, daß in beiden Parteien sich Adel und Nichtadel ver-mischen, und daß an eine Adelsaristokratie durchaus nicht mehr zu denken i[st]. Der Gedanke der Demokratie hat vollkommen gesiegt, und alle Vorwürfe, d[ie] Herr v. Fl. ihr macht, treffen die ganze Emigration. Die Entwickelungskämpf[e], welche unter den 8000 Emigranten seit dem Jahre 1831 geführt worden si[nd] und endlich zu diesem Resultate geführt haben, scheinen Herrn v. Fl. gänzlic[h] entgangen zu seyn, wie sehr hoch er auch seine politische Beobachtungsga[be] anschlägt. Daher entgeht er auch einer Menge von Widersprüchen nicht, wen[n] er von den Bestrebungen der Parteien unter den Emigranten spricht. Er t[a]delt einmal dieselben, daß sie sich zu viel mit der Verfassungsform beschäftig[en], welche das künftige selbstständige Polen erhalten soll, daß sie über Nebendin[-]gen das Wesentliche aus den Augen verlieren und die Herstellung des Sta[ates] unter dem Streit über seine Organisation vergessen, und kurz darauf mac[ht] er es ihnen zum Vorwurfe, daß sie jeden Organismus verabscheuen und a[uf] nichts als auf Umsturz ausgehen. Das ist keine konsequente Logik eines Pol[i]tikers, der mit der Miene des Rathgebers der europäischen Fürsten sprich[t]. Wir möchten dem ersten Theile seiner zuletzt angegebenen Behauptung bei[-]treten: die Emigration hat zu viel über Organisationspläne gegrübelt, diese[s] Zuviel ist selbst von polnischen Organen gerügt und bespöttelt worden, aber di[e] Plan- und Projektenmacherei hat in der Emigration nur so lange gedauert, bi[s] die zersplitterten Theile sich in eine kompakte und einige Masse, die „demokra[-]tische Gesellschaft", gesammelt haben. Herr v. Fl. konnte es wissen, daß dere[n] Arbeit nicht in der Lösung von Problemen und in der Aufstellung vager Theo[-]rieen, sondern in dem Bestreben bestanden hat, die moralischen Elemente d[er] polnischen Nation zu kräftigen, das Selbstbewußtseyn zu erhalten und die eina[n]der widerstrebenden Richtungen auszusöhnen. Dies war nach Allem, was da[-]über zu uns herüber gedrungen ist, die Arbeit der „demokratischen Gesellschaf[t]", nicht die der Organisation. Herr. v. Fl. identifizirt die Demokraten mit Kom[-]munisten, und v. Mieroslawski, ein adliger Demokrat, nennt den Kommunis[-]mus eine unheilhafte Doktrin, die mit den Bestrebungen der nationalen Pol[en] nichts gemein habe. Wie es überhaupt Hr. v. Fl. mit der Polenfrage mein[t], läßt sich aus dem vorliegende Hefte noch nicht ersehen, er schließt mit dem Satze von Talleyrand: „die polnische Sünde wird an unseren Kindern un[d] Kindes-Kindern noch bestraft werden, wenn — sie nicht noch zu rechter Zei[t] gesühnt wird."

Polono-Germanus.

*) Grimma, 1847.

Mannigfaltiges.

— Schiller ein Spanier. Während eine bekannte Spanierin in eine[r] süddeutschen Residenz zur Deutschen gestempelt wird, macht eine bekannte Zei[-]tung in einer norddeutschen Residenz einen berühmten Deutschen zum Spanie[r] und zwar auf folgende Weise: In der Gerichtssitzung des Polenprozesses vo[m] 4. September trat Herr Justizkommissar Lewald als Vertheidiger des Grafe[n] Mielczynski auf und behauptete unter Anderem, sein Schützling werde in Folg[e] früherer Verwickelungen seit langer Zeit genau beobachtet und könne nicht[s] Hochverrätherisches haben versuchen wollen, was der Regierung lange hätt[e] verborgen bleiben können; es seyen auf ihn die Worte des Dichters anzuwen[-]den: „Sein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa Casa heilige[n] Registern." Der Gerichts-Präsident bemerkte, es könne diese Anspielung de[s] Defensors auf die Worte des Dichters nicht passend gefunden werden. Al[s] wir und mit uns viele Andere dies hörten, zweifelte Niemand von uns, da[ß] sowohl der Vertheidiger als der Präsident die bekannten Worte des Groß[-]inquisitors in Schiller's „Don Carlos" im Sinne hatte. Mit einemmal[e] kömmt jedoch die Berliner Vossische Zeitung und giebt jene Episode folgende[r]maßen wieder: „Und auf ihn (sagte Herr Lewald) ist das Wort des spani[-]schen Dichters anzuwenden: „„Sein Leben liegt angefangen und geschlosse[n] in der casa segreta.""*) Der Präsident bemerkt hierbei dem Redner, da[ß] die Anführung aus jenem spanischen Dichter nicht passend gefunden we[r]den könne." Aus dieser Berichterstattung lassen sich zwei Dinge schließ[en]: 1) daß sie nicht unfehlbar ist, und 2) daß Schiller von Vielen noch gekauft, vo[n] Wenigen aber gelesen wird.

*) Quaeritur: was denkt sich der Berichterstatter wohl unter einer casa segreta?

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Dienstag den 14. September 1847.

Italien.

Programm der italiänischen National-Meinung.
Vom Marchese d'Azeglio.

Der Marchese Massimo d'Azeglio, dessen so wie des Grafen Balbo Schriften über die Hoffnungen und Aussichten Italiens im Sinne der gemäßigten Partei wir im „Magazin" bereits mehrfach erwähnt haben, hat so eben eine neue sehr wichtige politische Schrift herausgegeben, die wir in diesen Blättern nicht unbesprochen lassen dürfen. Es führt diese, aus Rom im Juli 1847 datirte und uns von dort zugegangene, in Florenz gedruckte Schrift des in Piemont begüterten und dort sehr angesehenen Marchese den Titel: „Vorschlag zu einem Programme für die italiänische National-Meinung",*) und allem Anscheine nach, kann sie auch als das Programm der sich dieser Nationalmeinung anschließenden Regierungen des Kirchenstaats, Toskana's und Sardinien's gelten.

Wir wollen hier kurz über den Inhalt dieser Schrift referiren, welche nach einigen „einleitenden Gedanken" folgende Ueberschriften enthält. 1) „Die Meinungen, die wir aussprechen, beziehen sich lediglich auf die gegenwärtigen Zustände Italiens." 2) „Der gegenwärtige Zustand der italiänischen Staaten, sowohl einzeln als in ihrer Gesammtheit, den auswärtigen Mächten gegenüber betrachtet, ist mit der Würde und den Interessen der Nation in Widerspruch." 3) „Wir sind der Ansicht, daß die erste Bedingung, um die italiänischen Interessen zu fördern, eine innige Vereinigung der Fürsten sey, zu dem Zwecke, sich gegenseitig die unabhängige Ausübung ihrer Souverainetät zu verbürgen." 4) „Die Einigung der italiänischen Fürsten, befestigt durch allseitige Bestrebungen zu nützlichen Reformen, wird ihnen die Liebe der Völker gewinnen und auf unerschütterlichen Grundlagen ihre Autorität befestigen können." 5) „Damit eine innige Vereinigung der italiänischen Fürsten wirksam seyn und alle ihre guten Früchte tragen könne, ist es im Interesse der Völker, jedes Motiv zu beseitigen, durch welches sie in den Augen der Fürsten Verdacht erregen, und sich ihnen loyal anzuschließen, um mit ihnen zusammen zum Vortheile der Nation zu wirken." 6) „Damit eine aufrichtige und vertrauensvolle Vereinigung zwischen Fürsten und Fürsten, wie zwischen Fürsten und Völkern, zu Stande komme, muß der italiänische Theil Italiens**) baldigst volle Freiheit des Handelns haben und seine Politik, so wie die Handlungen seiner Regierungen, in der seinen Interessen nützlichsten Weise einrichten: auch muß Italien, so viel es seine gegenwärtigen Zustände nur irgend zulassen, seines Rechtes auf Nationalität uneingeschränkt genießen." 7) „Um eine Vereinigung der Fürsten und Völker und diejenigen Vortheile zu erlangen, die daraus hervorgehen, halten wir nur offene und loyale Mittel für nützlich, übereinstimmend mit dem Grundsatze, Kraft in der Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, gestützt auf die Zustimmung der öffentlichen Meinung und auf das richtige Gefühl der Menschen." 8) „Damit die loyalen, vernunftgemäßen und rechtschaffenen Mittel immer mehr Einfluß auf die Menschen gewinnen und ihre wohlthätigen Folgen haben, ist es nothwendig, das sittliche Gefühl zu kräftigen." 9) „Die Zustimmung der öffentlichen Meinung, wenn das sittliche Gefühl in ihr vorherrschend, glauben wir erlangen zu können, wenn wir politische Grundsätze an den Tag legen, die auf Gerechtigkeit, auf die Realität unserer gegenwärtigen Zustände und auf die daraus hervorgehende Nothwendigkeit ihrer Anwendung gegründet sind."

Man wird bereits aus diesen Ueberschriften die ruhige, gemäßigte und ihres Zweckes sich bewußte Ansicht des Verfassers erkennen; um jedoch auch einen tiefern Blick in seinen Gedankengang thun zu lassen, wollen wir hier die einleitenden Worte der Schrift mittheilen, auf deren weiteren Inhalt zurückzukommen wir uns vorbehalten:

„Das Studium jener moralischen Aufregung, die seit langer Zeit innerhalb der christlichen Civilisation sich bemerklich macht, die in der französischen Revolution sich in einer um so mächtigeren Weise kundgab, als sie von der Erfahrung noch nicht geleitet und geläutert war, und die unter neuen Formen und mit neuer Entwickelung bis auf unsere Zeit sich fortgesetzt, ist für die gegenwärtigen Verhältnisse fruchtbar an großen Lehren und nutzreichen Anwendungen. Ihre uns bereits zu fern liegenden ursächlichen Momente übergehend, wird es genügend seyn, wenn wir hier einen Blick auf die Epoche seit jener Revolution bis auf unsere Zeit werfen.

„Dieser Zeitraum von ungefähr sechzig Jahren zerfällt in zwei Stadien, welche durchaus verschiedene Charaktere und Formen darbieten.

„Das erste Stadium, um das Jahr 1793 beginnend und bis zum Jahre 1815 dauernd, zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Gewalt unterstützten Recht: hier war es also die materielle Gewalt, welcher gehuldigt wurde.

„Das zweite Stadium dagegen zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Vernunft unterstützten Recht: hier ist es also die moralische Gewalt, welcher gehuldigt wird.

„In Italien, mit welchem wir uns hier nur zu beschäftigen denken, erscheinen die Uebergänge der öffentlichen Meinung von der Huldigung der materiellen zu der der moralischen Gewalt deutlich ausgedrückt in den Begebenheiten der letzten 32 Jahre, in der beständigen Abnahme der Anwendung gewaltsamer und in der fortdauernden Zunahme der Anwendung rationeller Mittel.

„Die seit 1815 bis jetzt gemachten Versuche, die politische Freiheit oder die nationale Unabhängigkeit zu fördern, haben, je näher sie den Epochen der Republik und Napoleons waren, einen um so größeren Hang gezeigt, der materiellen Gewalt zu vertrauen; je weiter entfernt sie dagegen von jenen Epochen sind, um so mehr haben sie diesem Hange entsagt, und um so stärker wurde ihr Vertrauen zu der Macht des Sittlichen.

„Die Revolutionen in Neapel und Turin von 1820—21 waren die bedeutenderen, die heftigeren, die am meisten durch verborgene Mittel und geheime Gesellschaften vorbereiteten, welche letzteren ebenfalls eine Folge des Vertrauens in die materielle Gewalt sind, der die Schwachen lediglich durch List und Heimlichkeit entgegentreten zu können glauben, vermittelst deren sie ihrerseits in den Besitz jener Gewalt zu kommen hofften.

„Die Bewegungen im Jahre 1831, von viel geringerem Umfang, blieben auch auf einen kürzeren Zeitraum beschränkt, weil das Vertrauen zu gewaltsamen Mitteln sich vermindert hatte. Die Urheber jenes Aufstandes ergingen sich in Publicationen und Manifesten, wodurch sie eben zeigten, daß sie der moralischen Macht ein viel größeres Gewicht beilegten, als es 1820 geschehen war, und daß sie es damals schon herausfühlten, wie in Zukunft alle wirkliche und nachhaltige Gewalt in jener Macht sich konzentriren würde.

„Dieses Gefühl, das sich in den folgenden zwölf Jahren noch mehr entwickelte, machte, daß der Aufstand in Bologna, 1843, noch bedeutungsloser war und der von Rimini, 1845, ganz spurlos vorüberging.

„Die geheimen Gesellschaften und die Tendenz, im Stillen und Verborgenen zu wirken, welche, wie wir bereits gesagt, Folge und Ausdruck des Kultus der materiellen Gewalt sind, sind mit diesem selbst nach und nach verschwunden.

„Eine nothwendige Folge des neuen Vertrauens in die moralische Macht mußte seyn, daß man von der einen Seite geeignete Mittel suchte, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, von welcher jene Macht zum großen Theil ausgeht; von der anderen Seite jedoch allen gewaltsamen oder geheimen und darum auf die öffentliche Meinung unwirksamen Maßregeln, die nur der materiellen Gewalt den Weg bahnen, entsagte.

„Dies war genau der Gang der Dinge.

„Viele Italiäner sehen ein, daß, um von der öffentlichen Meinung die größtmögliche Stütze zu erlangen, die Annahme von Grundsätzen nothwendig sey, welche so wenige Interessen, als nur irgend möglich, verletzen, d. h. also gemäßigte Grundsätze, und daß man zugleich diesen Grundsätzen alle mögliche Oeffentlichkeit verleihen müsse.

„Dieser als richtig erkannte Weg wurde zuerst von den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei eingeschlagen; nach und nach wurde er alsdann, wenn auch nicht eingeschlagen, doch gebilligt von jenen Männern selbst, die durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch Standesrücksichten, durch ein Gefühl des Widerstrebens gegen die liberalen Ideen — einer Folge der revolutionairen Exzesse — sich politischen Neuerungen immer abgeneigt gezeigt hatten. Ein großer Theil der Geistlichkeit, sehr viele Regierungsbeamte näherten sich den mit Mäßigung ausgedrückten und einer größeren Zahl von Interessen annehmlich gemachten liberalen Meinungen. Einige italiänische Fürsten gaben zu erkennen, daß sie ihnen nicht entgegen seyen. Die Erhebung Pius des Neunten und das weise, edelmüthige Programm seiner künftigen Verwaltung, das in dem Amnestie-Dekrete enthalten war, bekehrte dann zur gemäßigten Fortschritts-Ansicht auch noch jene ansehnliche Fraction, welche jede Idee so-

*) Proposta d'un programma per l'opinione nazionale italiana: Di Massimo Azeglio. Firenze, Felice Lemonnier, 1847.

**) Der Ausdruck „italiänischer Theil Italiens" wird in der vorliegenden Schrift immer im Gegensatze zum „österreichischen Theile Italiens" gebraucht.

cialer oder politischer Verbesserung für unverträglich mit der Religion hielt, und bewog sie, auch ihrerseits den neuen Weg einzuschlagen. Dergestalt befindet sich nun die gemäßigte Partei in solcher Majorität, daß man sie fortan nicht mehr Partei, sondern: „Italiänische National-Meinung" nennen muß.

„Wenn indessen in Italien selbst kein Zweifel mehr herrscht über diese schöne Eintracht der Gemüther, so ist dies doch keinesweges im Auslande der Fall, welches gemeinhin sehr unrichtige und von den hier entwickelten Ideen abweichende Begriffe von unseren Angelegenheiten hat.

„In England, in Frankreich, in Deutschland denkt man, daß von den liberalen Italiänern ein Theil sich nur die Gracchen, oder Masaniello, oder Cola di Rienzi zum Vorbild und Muster genommen, ein anderer Theil in den Regionen des Abstrakten und Unmöglichen sich bewege, ein dritter Theil endlich seine Wünsche nach politischem Fortschritt nur in Canzonen und Sonetten ausströme, so wie daß der italiänische Liberalismus sich fort und fort mit Verschwörungsplänen und im Dunkel der geheimen Gesellschaften vorbereiteten Aufständen beschäftige, im Uebrigen aber zu allen weisen und verständigen Ansichten, zu rechtschaffenen und erreichbaren Wünschen und zu einem wohlüberlegten, mit Entschlossenheit, Ausdauer und Mäßigung ausgeführten Verfahren ganz unfähig sey.

„Wenn Europa ein solches Urtheil über uns fällt, so war dies bisher vielleicht unsere eigene Schuld. Jetzt hat uns jedoch die harte Schule des Unglücks erfahrener gemacht. Die Italiäner haben einen neuen Weg, den der Eintracht, Klugheit und Mäßigung, kennen gelernt. Sie glauben es zu verdienen, daß Europa sein Urtheil modifizire, sie fordern dasselbe auf, ihren Prozeß zu revidiren, sie rufen seine Gerechtigkeit an und rechnen auf seine Sympathieen. Damit es in den Stand gesetzt werde, seine Meinung über uns festzustellen, hat man es für nützlich und rechtzeitig erachtet, in einer Schrift die Grundsätze, die Wünsche, die Mittel, den Zweck der gemäßigten italiänischen Fortschritts-Partei zusammenzustellen, welche jetzt, wie wie oben gesagt, fast die ganze Nation in sich begreift.

„Dies ist der Zweck der gegenwärtigen Schrift, welche wie Europa mit der Sicherheit Desjenigen überreichen, der die Wahrheit sagt und Gerechtigkeit will, die wir aber mit Schüchternheit auch der Zeit selbst widmen, welcher sie eine Erinnerung an langes und leider nicht ganz unverdientes Mißgeschick gewähren soll."

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mejiko.

(Fortsetzung.)

Die letzten Tage des März waren gekommen, ohne daß die einander gegenüberstehenden Heere etwas Anderes als gegenseitige Rekognoscirungen unternommen hätten. Von nun an aber schoben die Amerikaner stärkere und zahlreichere Erkundigungstrupps auf das mejikanische Gebiet vor, gingen darauf über den Rio-Bravo del Norte und rückten somit in den Staat Tamaulipas ein. Das amerikanische Heer hatte sich in zwei Corps getheilt, von denen das schwächere, unter Taylor, am 22. März 1846, am Meeresufer unweit des Vorgebirges St. Isabel, eine Stellung, die es mit einer aus 4 Dampf- und 7 anderen Schiffen bestehenden und an der Mündung des Rio-Bravo stationirten Flotte in Verbindung brachte. Wenn der amerikanische General noch in der Täuschung verharrete, daß er die Sympathieen der mejikanischen Bevölkerung — Sympathieen, welche die Verschiedenheit der Raçen unmöglich macht — gewinnen könne, so mußte doch nunmehr diese Illusion gänzlich schwinden, denn er sah nur noch rauchende Trümmerhaufen von Häusern und Hütten, welche die Einwohner verlassen hatten, um sein Lager.

Das andere, unter General Worths Befehl stehende Corps faßte bei Matamoros Posto. Die Invasion war also geschehen, obgleich der General Taylor immer noch von seinen friedlichen Absichten sprach. Nicht anders handelte Worth. Er hatte sich kaum auf mejikanischem Gebiet und fast in den Vorstädten von Matamoros festgesetzt, als er an den in Matamoros kommandirenden mejikanischen General Mejia einen Parlamentair abschickte, der um eine Zusammenkunft Mejias mit Worth anhielt. Nach einigen Schwierigkeiten schickte der mejikanische General einen seiner Offiziere an Worth ab, allein auch dies führte weniger zu einer Aenderung der Verhältnisse als dazu, daß man von beiden Seiten wußte, woran man war. Es ergab sich, daß der General Taylor auf Befehl seiner Regierung auf das linke Ufer des Rio-Bravo übergegangen und angewiesen war, seine Stellung zu behaupten, bis die Differenz wegen der Gränze gelöst sey. Dabei versicherte Worth die durchaus friedlichen Absichten der Amerikaner und sprach die Hoffnung aus, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern keine Störung erleiden möchten. Dagegen erklärte der mejikanische Unterhändler, daß die Uebereziehung eines großen Theiles des Staates Tamaulipas durch amerikanische Truppen nur als eine Kriegserklärung angesehen werden könne, und daß, so lange die Fahnen der Union auf dem Gebiet der Republik weheten, keine Unterhandlung möglich sey. Vergebens suchte Worth zu beweisen, daß die Bewegungen der amerikanischen Truppen als Feindseligkeiten nicht betrachtet werden dürften, der mejikanische Unterhändler erklärte, daß, wenn das Gebiet der Republik nicht frei gegeben werde, man dies für eine Kriegserklärung ansehen und den General Taylor für alle Folgen der Invasion verantwortlich machen müsse. Auf diese Weise endigte die Zusammenkunft.

Sie war indeß für den General Mejia nicht ohne allen Nutzen. Er zog, während die Nordamerikaner den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögern können hofften, die meisten der Verstärkungen, welche er erwartete, an si[ch]. Das Armeecorps von Tampico, die Division des Generals Pedro Ampu[dia] vereinigten sich mit ihm. In wenigen Tagen konnte das mejikanische He[er] dem Feinde vollständig gegenüberstehen.

Zum General en chef war Mariano Arista, Santana's alter Waffeng[e]fährte, bestimmt, und wenn der Muth allein den Feldherrn macht, so hä[tte] keine bessere Wahl getroffen werden können. Unglücklicherweise war selb[st] Arista's Patriotismus nicht über allen Argwohn erhaben. Es ist das traurig[e] Schicksal Mejico's, daß es alle Keime der Auflösung in sich trägt.

Während Arista's Truppen täglich neue Verstärkungen erhielten, ward da[s] amerikanische Heer durch zahlreiche Desertionen immer schwächer. Die La[ge] desselben in der Stellung von St. Isabel war noch precairer, als sie es b[ei] Corpus Christi gewesen war. Taylor brauchte die eine Hälfte seiner Krä[fte] dazu, um der anderen das Ausreißen zu verwehren und um auf die Deserteu[re] zu schießen, die über den Fluß schwammen, um zum Feinde überzugehen. [Ein] ferneres System der Unthätigkeit war für beide Theile unmöglich gew[or]den, als die letzten Tage des April die Kunde brachten, daß der amerik[a]nische Geschäftsträger in Mejiko seine Pässe begehrt und erhalten habe. S[o] war denn der durch die Bewegungen Worth's und Taylor's thatsächlich au[s]gebrochene Krieg endlich in offizieller Weise erklärt.

II.

Arista's erste Operationen zeigten ihn als keinen ungeschickten Taktik[er]. Er ließ den General Torrejon mit 1200 Pferden und 200 Infanteristen üb[er] den Rio-Bravo gehen, mit dem Befehl, sich zwischen das amerikanische Haup[t]quartier und St. Isabel zu werfen. Der Uebergang über den Fluß gesch[ah] ohne Widerstand, und einige Tage darauf wurden die Feindseligkeiten d[urch] ein Scharmützel, in welchem der Vortheil auf Seite der Mejikaner blieb, [er]öffnet. Wichtiger, als dieser Vortheil, war Torrejon's Uebergang über d[en] Rio-Bravo und seine Stellung zwischen dem amerikanischen Lager und St. Isa[]bel. Die Mejikaner hatten durch diese Bewegung die Communicationsli[nie] der Amerikaner mit dem Meere und ihrer Flotte abgeschnitten. Hätten Ari[sta] und Torrejon den Feind hierauf gleichzeitig auf beiden Ufern des Rio-Brav[o] angegriffen, die Amerikaner wären in eine sehr kritische Lage gerathen. Ari[sta] konnte also über seinen ferneren Plan schlechterdings in keinem Zweifel sey[n], und die traurige Lage seines Landes gebot ihm, etwas Entscheidendes [zu] wagen. Der zerrüttete Zustand der Finanzen hatte den General Paredes [zu] einem Dekret veranlaßt, kraft dessen alle Besoldungen, Pensionen und Grati[fi]cationen um ein Viertheil reduzirt wurden, nur die Offiziere und Soldaten [in] aktivem Dienst waren von dieser Maßregel ausgenommen. Paredes' Dekr[et] war von einer gebieterischen Nothwendigkeit diktirt worden, denn die Bloka[de] des Golfs durch die amerikanische Flotte hatte den Staat fast aller seiner E[in]künfte beraubt. Zu der Invasion gesellten sich Unfälle im Innern. Yucat[an] trennte sich von Mejiko, der General Alvarez erregte im Staat Acapulc[o] einen sozialen Krieg, einen Krieg zwischen den verschiedenen Kasten; er en[t]waffnete die Häfen und verkaufte das Geschütz derselben an die Amerikane[r]. Die indianischen bravos (Wilde), ihren Waffenstillstand brechend, drangen [in] Masse aus ihren Einöden hervor. Der Staat Zacatecas, der Staat So[]nora wurden mit Feuer und Schwert heimgesucht. Die Apachen nahmen da[s] Dorf Opnto weg und metzelten daselbst 132 Personen nieder. Von da rückte[n] sie bis an die der Gränze nächste Präside vor und hielten sie fünf Tage einge[]schlossen. Diese selben Apachen — man muß dies hinzufügen — die sonst nu[r] Bogen, Pfeile und Keulen gebraucht, waren in blauen Wämmsern mit rothen Aufschlägen uniformirt, trugen eine militairische Kopfbedeckung und zeigte[n] sich zum erstenmal mit Karabinern bewaffnet. Eine solche Thatsache erinner[t] an jene indianischen Invasionen, von denen die ersten mejikanischen Ansiedler i[n] Texas sich angegriffen sahen; sie beweist, daß diesmal, wie damals, je[ne] wilden Banden nur die Vorhut der amerikanischen Kolonisten bildeten. Wä[h]rend endlich die indianischen Stämme der westlichen Wüsten die Gränzen des Staats Sonora anfielen, übten die Stämme des Innern, in [] Herzen selber, tausend Gräuel aus. Ueberall waren die Wälder mit Flüch[t]igen gefüllt, die in ihnen Schutz vor den Wilden suchten. Mejiko schien allen Leiden, die ein Land heimsuchen können, preisgegeben zu seyn.

Unter solchen Umständen mußte Arista zur Entscheidung eilen; statt desse[n] blieb er unthätig, um endlich durch ein falsches oder verrätherisches Manöv[er] das durch seine Saumseligkeit herbeigeführte Uebel noch ärger zu mache[n]. Seine Bewegung namentlich nöthigte Torrejon seine Stellung aufzugebe[n] und die Amerikaner konnten so ihre Verbindung mit St. Isabel und ihre[r] Flotte wiederherstellen. Am 7. Mai 1846 standen die beiden Heere in d[er] Ebene von Palo-Alto einander gegenüber. Es kam zur Schlacht, und die Me[]jikaner räumten nach einem verzweifelten Widerstande das Feld! Es wä[re], obwohl die Truppen bedeutend gelitten hatten, noch nichts verloren gewese[n], hätte sich nicht Entmuthigung in ihren Reihen verbreitet. Die Soldaten b[e]klagten sich laut, man habe sie verrathen und verkauft, das Mißtrauen geselt[e] sich zur Muthlosigkeit, und mit der Gewißheit, geschlagen zu werden, fochten [sie] in dem Treffen des folgenden Tages. Dieses war eigentlich nur ein lang[er] Rückzug; die mejikanische Armee, genöthigt, über den Rio-Bravo, den [sie] passirt hatte, zurückzugehen, warf sich nach Matamoros und die amerikanische[n] Fahnen flatterten siegreich am linken Ufer des Flusses.

Bis hierher war wenigstens eine gewisse Folgerichtigkeit in den Bewegunge[n] der Mejikaner wahrzunehmen; was wir von nun an zu berichten haben, i[st] gar kein ernstlicher Krieg mehr. Am 10. Mai stand in Matamoros noch ein[e] Besatzung von 4000 Mann, die Kavallerie hatte an beiden Treffen keine[n] Theil genommen und zählte 1000 Pferde; es waren das Elemente, die zu e[]

nem erneuten Widerstande benutzt werden konnten. Aber weit entfernt, an dergleichen zu denken, entschied ein im mexikanischen Lager versammelter Kriegsrath, daß Matamoros nicht haltbar und mit dem Feinde über einen Waffenstillstand in Unterhandlung zu treten sey. Taylor wies den Vorschlag zurück. Das hatte man vorausgesehen. Arista hatte sich nur das Ansehen geben wollen, als habe er vor Antritt seines Rückzuges zuvor alles Mögliche versucht. Am 17. Mai mit Einbruch der Nacht begann die retrograde Bewegung; um 9 Uhr ward Matamoros geräumt, und am 18ten früh schon zählte das ausgerückte Truppencorps 1000 Köpfe weniger, so sehr nahm die Desertion überhand. Die Strapazen der Soldaten, die bei der Fahne ausharrten, lassen sich nicht beschreiben. Der unglückselige Rückzug artete endlich in eine vollständige Flucht aus. Zwölf Tage nach der Räumung von Matamoros kam das Corps in Linares und Monterey an: es zählte noch 2628 Mann. Es war dies am 29. Mai: am 4. Juni fordete Arista seinen Abschied, zugleich begehrte er, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Die Amerikaner rückten in Matamoros, kurz darauf in Reinosa und Camargo ein; schon waren sie in drei Staaten — in Tamaulipas, Cohahuila und Nuevo-Leon eingedrungen, schon bezeichneten sie dieselben als Republik des Rio-Grande. Treu ihrem temporisirenden System, suchten die Generale der Union die Bevölkerungen der eroberten Landstriche zu täuschen und sich nicht als Eroberer, sondern als Befreier darzustellen. Die Propaganda folgte der Invasion auf dem Fuße, und ein in spanischer sowohl als englischer Sprache erscheinendes Journal mußte den Beweis führen, daß, von dem Eindringen der Amerikaner in Mexiko an, für die eroberten Länder eine Aera wunderbarer Glückseligkeit unter derselben Regierungsform beginnen werde, welcher die Vereinigten Staaten ihre Macht und Größe verdankten. Inzwischen drangen die wilden Indianerstämme aufs neue aus ihren Einöden hervor, partielle Invasionen in den Staat Cohahuila sogar und in Chihuahua versuchend. Das Zusammentreffen dieser ihrer Züge mit den Bewegungen des amerikanischen Heeres läßt uns mit Recht daran zweifeln, ob die Retter Mexiko's es wirklich so ehrlich meinen, als sie vorgeben. Auch hatte die amerikanische Propaganda noch keine besondere Resultate gewonnen, als in Mexiko eine Revolution ausbrach, die der Union, deren Truppen sie die Anarchie zur Bundesgenossin gab, wirksamere Dienste leisten wird.

Paredes' monarchische Tendenzen waren allgemein bekannt. Der aufgeklärte Theil der Nation billigte diese Tendenzen, und nur der General Alvarez, unangreifbar in seinen Wüsteneien des Südens, stand als Vorkämpfer der demokratischen Sache da. Gräuelthaten, wie sie selbst in Mexiko unerhört sind, waren im Namen dieser Sache in der Gegend von Acapulco von einigen Horden von Banditen begangen worden, und in den ersten Tagen des Juli erklärte sich im Staate Jalisco, wo es nicht besser herging, als in Acapulco, ein factioser Haufen gegen Paredes. Den Klerus nicht minder als die Anhänger der Monarchie hassend, bemächtigten sich die Insurgenten gewaltsam der Kirchen und Klöster, in die sie Besatzung legten.

Die Reserve-Armee, die unter Parede's Befehl den Amerikanern entgegengehen sollte, war nicht im Stande, diese schmählichen Unordnungen zu unterdrücken. Auch mußte, wenn die Anarchie im Innern gebändigt werden sollte, zuvörderst der äußere Feind zurückgetrieben werden. Paredes verließ also Mexiko mit seiner Division, um sich an die Spitze der in San-Luis, Linares, Saltello und Monterey versammelten Truppen zu stellen. Allein nur seine Gegenwart in Mexiko hatte bisher die demokratische Partei im Zügel gehalten; sie zögerte nicht, seine Abwesenheit zu benutzen. Paredes selbst, verlassen von seinen Soldaten, mußte ins Exil wandern. Am 4. August erklärte sich der General Don Mariano Salas, der Befehlshaber der in Mexiko zurückgebliebenen Truppen, gegen Paredes und forderte in offizieller Weise die Regierung auf: 1) einen neuen Kongreß nach dem Wahlreglement von 1824 (der ersten mexikanischen Constitution) wählen und die monarchische Regierungsform als in Mexiko niemals einführbar erklären zu lassen, 2) alle guten Bürger, die Verbannten mit einbegriffen, zur Vertheidung des Vaterlandes aufzufordern und dem wohlverdienten General Santana das Ober-Kommando über das gegen die amerikanische Invasionsarmee bestimmte Heer zu übertragen. Salas, unzufrieden mit der ausweichenden Antwort, die er erhielt, erklärte nun, daß innerhalb zweier Stunden die Frage gelöst seyn müsse, und da in der von ihm festgesetzten Frist keine Antwort erfolgte, wollte er eben zum Angriff schreiten, als zwei Parlamentairs erschienen, die auf die Ernennung einer Kommission zur Verhandlung über die streitigen Punkte antrugen. Die Unterhandlung sollte um 5 Uhr beginnen; nur die Commissaire der Insurgenten stellten sich zur Zeit ein. Als sie eine Stunde gewartet, erhielten sie seitens der Regierung eine neue Mittheilung, der gemäß um 7 Uhr ein Kriegsrath versammelt werden sollte, um Salas wegen seiner Forderungen zu bescheiden. Salas aber verlor die Geduld und umringte den Palast der Regierung, die sich ein neues Versprechen entreißen ließ, nämlich daß ihre Commissaire sich um 9 Uhr in der Platerosstraße einfinden sollten. Diese, durch den Vicepräsidenten Bravo ernannt, stellten sich diesmal eine Stunde früher ein, und eine lange bis in den nächsten Morgen hinein dauernde Diskussion erfolgte. Man kam endlich überein, daß die Regierung ihre Functionen niederlegen und Salas bis zu Ankunft Santana's mit der höchsten Autorität bekleidet werden sollte. Die Revolution war beendet; Paredes' Verwaltung hatte sieben Monate gedauert.

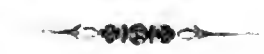
III.

Santana langte am 15. September, am Vorabend der zur Feier der mexikanischen Unabhängigkeit eingesetzten Festlichkeiten, an. Mit vielem Takt hatte er diesen Tag zu seinem Einzuge in die Hauptstadt gewählt; er erinnerte dadurch an die „glorreiche" Revolution und an die Dienste, die er derselben geleistet. Auch wurde nie ein Monarch mit größerem Pomp empfangen, als er, und gleich einem Triumphator sah er sich in einer Stadt, die achtzehn Monate vorher sogar seine Bildsäule verschwinden ließ, aufgenommen. Als er im Empfangssaale des Regierungspalastes angelangt war, erhob sich Salas, der bisher mit der höchsten Autorität bekleidet war, vom Präsidentenstuhle, ging ihm entgegen und bot ihm den Platz, welchen er verlassen, an; allein Santana weigerte sich, ihn einzunehmen, er sagte, daß in keiner Weise dieser Sessel ihm gebühre und ließ sich auf einen anderen nieder, um so den Unterschied bemerklicher zu machen, der zwischen dem Feldherrn, der zugleich das Haupt der Nation sey, und zwischen dem bloßen General der mexikanischen Truppen bestehe. Er antwortete darauf mit jenem Fluß der Rede, welcher ihn charakterisirt, auf die Anreden des Generals Salas und der kirchlichen und richterlichen Körperschaften, begab sich sodann in die Kathedrale, wo neue Ehrenbezeugungen ihn erwarteten und zog sich darauf in seinen Palast von Tacubaya zurück.

Der Moment der ersten Begeisterung war kaum vorüber, so schien der General der mexikanischen Heere, nur mit seiner Gesundheit und den Entwürfen seines Ehrgeizes beschäftigt, in die vollkommenste Unthätigkeit zu versinken. Es läßt sich jedoch begreifen, daß diese Unthätigkeit nicht von Dauer seyn konnte. Die Last der Geschäfte wurde dem General Salas zu schwer. Zwar hatte die Regierung in Washington nochmals Friedensvorschläge gemacht, allein Mexiko hatte sich geweigert, vor dem — auf den 6. Dezember 1846 bestimmten — Zusammentritt des Kongresses Unterhandlungen anzuknüpfen. Während dieser Zeit hatte die Invasion zwar langsame, dennoch aber furchtbare Fortschritte gemacht. Der General Ampudia, der Arista im Kommando des Heeres an der Gränze ersetzt hatte, schrieb, daß die Amerikaner, nachdem sie Camargo mit einer Besatzung versehen, 6000 Mann stark gegen Monterey vorrückten. In Neu-Mexiko waren 2000 Mann eingefallen, und der Gouverneur Armijo hatte sich genöthigt gesehen, nach Paso del Norte zurückzugehen. Der Hafen von San-Blas war blokirt, Kalifornien angegriffen. Ein Dekret des General Salas rief alle Mexikaner von 16—50 Jahren zu den Waffen und bestimmte das Kontingent der verschiedenen Staaten auf 30,000 Mann. In Mexiko selbst bildete sich aus dem Auswurf der Bevölkerung eine National-Miliz, ebenfalls kraft eines Dekrets, welches auf diese Weise die Hauptstadt einem furchtbareren Feinde, als es der äußere war, preisgab. Es fehlten nur noch die nöthigen Geldmittel, um den Feldzug zu eröffnen. Die patriotischen Anerbietungen, welche die Bürger der verschiedenen Staaten gemacht hatten, waren zu sehr aus bloßer Großthuerei geschehen, als daß sie von besonderer Wirksamkeit gewesen seyn sollten. Aller Augen wendeten sich daher nach dem Schlosse von Tacubaya, wo Santana, immer noch krank, anscheinend in Unthätigkeit verharrte, als man erfuhr, daß er auf seine Güter so viel Geld aufgenommen, als nöthig war, um die noch in Mexiko stehende Reserve-Brigade ausrücken zu lassen. Diese Brigade konnte also ihren Marsch antreten. Das Regierungs-Journal, in einer Aufwallung des Enthusiasmus, verglich das edle Benehmen des Gouverneurs mit der Lauheit der anderen reichen Bürger und rieth ihnen, Santana's Beispiel nachzuahmen, wenn sie nicht erleben wollten, daß das souveraine Volk, mit Recht erbittert über solchen Egoismus, sich ihrer Schätze bemächtigte, um sie den das Vaterland vertheidigenden Soldaten zukommen zu lassen. Es war das ein Wink, der sich nicht gut vernachlässigen ließ. Der Klerus willigte ein, auf seine Besitzungen eine Hypothek von zwei Millionen Piastern eintragen zu lassen, die Großhändler und reichen Eigenthümer boten ein Darlehn von 500,000 Piastern und machten sich anheischig, in einer Frist von 14 Tagen, dann monatlich, eine gleiche Summe aufzubringen.

Am 28. September endlich rückte Santana, nachdem er eine feierliche Messe in der Kirche der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der besonderen Schutzheiligen Mexiko's, gehört, an der Spitze von zwei Infanterie-Corps und acht Geschützen nach San-Louis Potosi aus, wo er die Maske der Bescheidenheit abwarf, die ihm bisher nöthig geschienen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Die Michaelsche Bibliothek.

Als wir vor vier Jahren in diesen Blättern unser Bedauern darüber ausdrückten, daß die Oppenheimersche Bibliothek für Deutschland verloren gegangen, hätten wir nicht geglaubt, daß eine Voraussetzung, die wir bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, so bald Lügen gestraft werden würde. Wir sagten nämlich, daß, obwohl die Verhältnisse der hiesigen königlichen Bibliothek im Jahre 1829 mit daran schuld gewesen, daß die Schätze der Oppenheimerschen Bibliothek nach Oxford statt nach Berlin gekommen, doch bei wieder eintretender Gelegenheit andere Maßregeln vorwalten würden. Unsere Vermuthung steht beschämt da, denn abermals war an demselben Orte, in Hamburg, eine kostbare, an seltenen Druckwerken noch reichere Sammlung, und abermals ging sie denselben Weg über den Ocean, mit dem Unterschiede, daß die Oppenheimersche 1829 nach Oxford und die Michaelsche 1847 nach London geht! Wir müssen mit einigen Worten bei dem Inhalte der letzteren verweilen und bei den Schritten, die gethan wurden, um sie für die hiesige königliche Bibliothek zu erwerben. Sie ist ja jetzt ausländisches Gut und enthält Werke, deren Verfasser noch vor kurzem in jedem Lande, selbst wo sie geboren waren und wirkten, für Fremdlinge galten, und sie bildet demnach einen wohlberechtigten Gegenstand für das Magazin.

Heimann Joseph Michael in Hamburg, von dem der gelehrte Bibliograph

Dr. Hoffmann in Hamburg sagt, er sey ein von ihm und Vielen hochgeehrter Gelehrter*), hat mit großen Kosten und der umfassendsten Sachkenntniß eine Bibliothek hebräischer Handschriften und Druckwerke gesammelt, wie sie in keinem Lande und zu keiner Zeit noch war, selbst die Oppenheimersche und die De Rossische nicht ausgenommen. Viele Unica, viele Incunabeln aus den ersten Zeiten, viele Pergamentdrucke, viele Prachtexemplare, viele Werke in Palästina gedruckt, die sonst nie nach Europa gekommen, und viele Autographa vereinigten sich in dieser Sammlung, für welche Agenten in Italien, Polen, Türkei und Afrika wie Freunde überall wirkten. Der treffliche Mann war fortwährend mit der Vervollständigung seines Schatzes beschäftigt, und was noch mehr ist, er hat reiche Materialien zu einer großartigen Bibliographie der rabbinischen Literatur angelegt, und er hätte gewiß ein Werk geliefert, welches eben so die Gelehrten befriedigt, wie es einem längst fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen haben würde, wenn er nicht am 10. Juni 1846, vom Schlage getroffen seiner Thätigkeit durch den Tod entrissen worden wäre. Der Verstorbene hinterließ seiner Familie die Weisung, die Bibliothek wo möglich nicht zu zerstreuen und sie im Vaterlande zu erhalten. Demgemäß wandten sich auch die Erben mit Anträgen nach Berlin, und der Herr Oberbibliothekar gab die Versicherung, daß er Alles in seiner Gewalt thun werde, um die Sammlung zu erwerben. Die Besitzer forderten damals einen Preis von 20,000 Thlr., die königliche Bibliothek aber forderte vor Allem ein Verzeichniß. Das Verzeichniß scheint nicht eingesendet, dagegen der Preis im vorgesetzten Ministerium zu hoch gefunden worden zu seyn. Jedenfalls blieb hier Alles still und die Kauflust gemäßigt, während der Buchhändler Asher, als Agent des British Museum, energische Schritte that, die Sammlung für letzteres Institut zu erwerben, was ihm vor einigen Wochen auch gelungen ist, und zwar, wie wir hören, zu einem geringeren Preis als die oben geforderte Summe. Einen Katalog hat man vor mehreren Monaten zu machen angefangen, der jetzt bis zum 28sten Bogen vorgeschritten ist, aber von Seiten der Genauigkeit und Geschicklichkeit viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Welchergestalt eine in ihrer Art so einzige Sammlung für die königl. Bibliothek in Berlin verloren gehen konnte, nachdem sich eine so bestimmte Kauflust ausgesprochen, begreifen wir nur zum Theil und mögen Andere rechtfertigen. Gewiß ist, daß von mancher gelehrten Seite, sowohl christlicher als jüdischer, warme Wünsche in dieser Beziehung an das hohe Unterrichts-Ministerium ergangen sind, aber wahrscheinlich hat das oft wiederholte: „Es ist kein Geld da!" jeden Wunsch und jede Energie zurückgeschreckt.

Es gab im Jahre 1846 noch Gelehrte, die so voll Gutmüthigkeit waren, daß sie glaubten, wenn die königl. Bibliothek die Sammlung nicht ankauft, so würden es reiche Hamburger oder Berliner Juden in Gemeinschaft thun, wie es im vorigen Jahrhundert Johann David Michaelis vermuthete (S. Magazin 1843 Nr. 135), und sollten diese keinen Sinn dafür haben, so würde doch diesmal der fromme Rothschild in Frankfurt sich einen Schatz nicht entgehen lassen, welcher alle Weisheit und alle Ueberlieferungen in sich faßt. Leichtgläubige Thoren! Israel Jacobson war der letzte der Juden in Berlin, der letzte, der sein Wissen und Wollen, sein Thun und Leiden zur Veredlung seiner Glaubensgenossen und ihrer Geisteswerke darbot; der Indifferentismus der Gegenwart läßt sich nicht in seinem Dolcefarniente stören, die Gebildeten sagen: was geht's mich an, die Ungebildeten: was geht's mir an, und damit ist die Angelegenheit erledigt.

Aber für Rothschild möge mir noch Raum zu einigen Zeilen vergönnt seyn:

Herr Anselm v. Rothschild in Frankfurt am Main ist als ein höchst wohlthätiger Freund der Armen bekannt, Juden und Christen wissen Anekdoten aus der Geschichte seines Edelmuths zu erzählen, und alle vereinigen sich in der Feier seiner Freigebigkeit. Um so schwerer wird es uns aber bei solcher Lage der Dinge, die Frage zu beantworten: Wo sind die bleibenden Denkmäler des Herzens und des Geistes, die sich dieser Edle setzt? Jeder herumtreibende Talmudist aus Polen, Jeder, der sich für einen solchen ausgiebt, jeder unwürdige Abenteurer und Schmarotzer, Jeder, der in jüdischer Literatur macht, darf auf reiche Unterstützung des Frankfurter Krösus rechnen; Tausende von würdigen Armen und unwürdigen Menschen, die aus Bettelei ein Gewerbe machen, werden jährlich in seinem Hause beschenkt, und große Summen werden auch wohlthätigen Anstalten gereicht. Aber wie heißen denn die Anstalten, die Rothschild selbst gegründet? Wo sind die Schulen, die seinen Namen tragen? Welches sind die Werke der Wissenschaft und der Kunst, die seinem Mäcenat ihre Entstehung verdanken? Und doch wäre es dem so unermeßlich reichen Manne leicht, so Vieles zu schaffen, und doch wäre es ihm Bedürfniß, gleichwie Epaminondas sich durch Leuktra und Mantinäa bleibende Thaten an Kindesstatt geschafft, durch solche Schöpfungen seinen Namen fortzupflanzen. Wie ich höre, sind ihm von mehreren Seiten Wünsche zugegangen, diese Bibliothek zu kaufen; ein Kaufschilling von 20,000 Thlr. und eben so viel für Erhaltungskosten ist ja für einen Rothschild ein winziges Sümmchen, für ihn der in einer Minute Hunderttausend gewinnen und verlieren kann. Er hat selbst einen Neffen, der sich ganz, wie man erzählt, von den sündigen Freuden dieser Welt in die reinen Lehren der Rabbinen zurückgezogen, und dennoch hat dieser sonst so edle und freigebige Mann keinen Sinn für den Ankauf der Michaelschen Bibliothek gehabt! Vor einigen Wochen ist ihm, nach dem Berichte der Zeitungen, ein schwarzer Schwan entflogen, der 1200 Gulden gekostet, er weiß demnach für solchen Luxus nicht geizig zu seyn, aber wüßte er erst, welche schwarze Schwäne von größter Seltenheit und zauberhaftem Gefieder in jener Sammlung waren, er hätte diese Schwäne nicht entfliehen lassen!

F. Lt.

*) Siehe Verzeichniß einer Sammlung von Büchern aus der Bibliothek des verstorbenen Herrn H. J. Michael. Hamburg, 1847, 8. Vorrede.

Mannigfaltiges.

— Der elektrische Telegraph. Während Morse und Ribuisen in Amerika, Steinheil in Deutschland, und in Rußland ein Mitglied der kaiserlichen Familie, der Herzog von Leuchtenberg, sich mit der Vervollkommnung jener wunderbarsten Entdeckung der neueren Zeit, des elektrischen Telegraphen, beschäftigen, wird auch in England, wo sein Gebrauch zuerst ins praktische Leben überging, unablässig daran gearbeitet, ihn auszubilden und die Sphäre seiner Nützlichkeit zu erweitern. In London haben vor kürzerer Zeit die Herren Brett und Little einige wesentliche Verbesserungen an demselben zu Stande gebracht, die, ihrer Angabe zufolge, seine Wirksamkeit bedeutend erhöhen müssen und worüber das Athenaeum nachstehende Details giebt: Das Streben der Erfinder war hauptsächlich dahin gerichtet, erstens ein beständigeres und stärkeres elektrisches Fluidum zu erzeugen, und zweitens durch eine neue Einrichtung des Zifferblattes und des Zeigers den Communicationen eine größere Sicherheit und Genauigkeit zu verschaffen, als das bisherige System zuließ. Die erhöhte Kraft wird durch einen Prozeß erreicht, der die Kupfer- und Zinkplatten der Batterie von dem Zinkvitriol befreit, der sich gewöhnlich dort anhäuft und ihre Wirkung schwächt. Der Apparat besteht aus drei Mulden, die eine über der anderen liegen. Die höchste ist ein Reservoir, welches die erregende Kraft, eine verdünnte Schwefelsäure, enthält; die mittlere ist die galvanische Batterie, in der sich die Kupfer- und Zinkplatten befinden, die durch Fächer oder Abtheilungen von feinem Sand getrennt sind, und die unterste Mulde fängt die Flüssigkeit auf, die, nachdem sie langsam durch kleine im Boden des Reservoirs angebrachte Oeffnungen aus diesem in die Batterie getröpfelt ist, durch den Sand der letzteren filtrirt und dann tropfenweise in die unterste Mulde fließt. Der Sand, der die Metallplatten umgiebt, wird auf diese Weise von der Flüssigkeit durchdrungen, und da stets ein neuer Vorrath von Schwefelsäure hinzukommt und das verdorbene Fluidum eben so regelmäßig entfernt wird, so wird die Bildung von krystallisirtem Zinkvitriol durch diesen selbstreinigenden Prozeß verhindert und die ganze Oberfläche der Platten den Wirkungen der Schwefelsäure ausgesetzt. Wie man gefunden hat, enthält die in der untersten Mulde zurückbleibende Flüssigkeit eine ansehnliche Beimischung von Zinkvitriol, der nach der gewöhnlichen Verfahrungsmethode sich an die Platten angesetzt und die Wirkung der Schwefelsäure auf das Metall erschwert haben würde. Die zweite Verbesserung ist das Alphabet und die Veränderung in der Einrichtung des Zifferblatts. Die bisher gebrauchten Zeiger waren gewöhnlich Magnete, und bei ihren immerwährenden Schwingungen haben elektrische und andere atmosphärische Einflüsse manche Ungewißheit und Verwirrung in den Mittheilungen veranlaßt. Die neuen Zeiger hingegen sind nicht magnetisch und durchaus keiner Vibration unterworfen; das Zifferblatt aber enthält jeden Buchstaben des Alphabets, so daß keine Zeichen oder Abkürzungen nöthig sind und jedes Wort ausgeschrieben und in seiner wahren Gestalt übersandt werden kann. — Die Erfinder haben in ihrer Werkstätte siebzehn Instrumente nach diesem Plan eingerichtet, die eben so viele Stationen vorstellen, und die Drähte, welche sie unter einander verbinden und durch welche sich das elektrische Fluidum ergießt, haben im Ganzen eine Länge von nicht weniger als 1000 engl. Meilen.

— Jonathan Birch. Am 8. d. M. starb auf Schloß Bellevue, unweit Berlin, 64 Jahr alt, Herr Jonathan Birch, ein englischer Schriftsteller, welchem die Ehre gebührt, einer der Ersten gewesen zu seyn, der seinen Landsleuten die Meisterwerke des deutschen Genius in einem ihrer würdigen Gewande vorgeführt hat. Schon in seiner Jugend (1806—7) hielt er sich eine Zeitlang in Deutschland, namentlich aber in Königsberg und Memel, auf, wo er sich zuerst mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt machte; hier war es auch, wo er die innigste Verehrung für das preußische Königshaus faßte, welches die Wechselfälle des Kriegs damals an die äußersten Gränzen des Reichs geführt hatten — eine Verehrung, der er bis an sein Ende treu geblieben ist. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, begann er mit der gewissenhaften Sorgfalt und dem unermüdlichen Fleiße, die ihn auszeichneten, an einer Uebersetzung des „Faust" zu arbeiten, die unter den vielen Versionen dieses Gedichts, welche vor- und nachher in England erschienen sind, einen ehrenvollen Platz behauptet; sie ist übrigens die einzige, die das Original vollständig — mit Einschluß des zweites Theils — wiedergiebt. Seine letzte große Arbeit war die Uebertragung des Nibelungen-Liedes, über die wir bereits in einer vorjährigen Nummer unseres Magazins eine Notiz gaben und die er kurz vor seinem Hintritt vollendete, indem er noch am Morgen seines Todes die Dedication (an Se. Maj. den König von Preußen) seiner Tochter in die Feder diktirte. Das Werk wird nächstens hier (in der Dunckerschen Buchhandlung) im Druck erscheinen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

chentlich erscheinen drei Nummern. numerations-Preis 22½ Silbergr. Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für ganze Jahr, ohne Erhöhung, n allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Donnerstag den 16. September 1847.

Frankreich.

as Triumvirat der französischen Revolutions-Geschichtsschreiber uis Blanc, Michelet und Lamartine vor dem Forum der französischen Kritik.

Die Leser werden sich unseres Urtheils über die beiden Ersteren der obenvähnten Historiographen noch entsinnen.*) Was den Letzten betrifft, so ben wir wenigstens Proben seines Werkes mitgetheilt. Es dürfte daher nmehr von Interesse seyn, zu erfahren, was die französische Kritik zu jenen erken sagt. Was uns selbst betrifft, so können wir nicht leugnen, daß wir nge schon auf ein gediegenes Urtheil seitens derselben gewartet haben. Denn kleinen hier und da auftauchenden Ausfälle gegen die von uns besprochenen erke, besonders aber gegen die Geschichte der Girondisten, zeigten sich zu utlich als vom Parteigeist oder Privat-Interesse eingegeben, als daß einer besonderen Aufmerksamkeit werth gewesen wären. Selbst ein öβerer und von geschickter Hand geschriebener Artikel der legitimistischen Mode" erschien uns weit mehr als eine Charakteristik der Tendenz dieses urnals, das alles Heil für Frankreich nur von dem Messias in Frohsrf erwartet, denn als eine Charakteristik der zu beurtheilenden Werke. In em ersten Julihefte hat sich nun auch die Revue Indépendante ausgeochen, und zwar in einem ausführlichen Artikel, der alle drei berühmten erke in eine vergleichende Betrachtung zusammenfaßt. Was Her Pascal zprat — der Referent der erwähnten Revue — über Michelet und Blanc gt, stimmt in manchen Punkten so sehr mit unserem eigenen Urtheil über sie sammen, daß wir uns nicht die Genugthuung versagen können, die Hauptakte seines Urtheils in gedrängter Kürze zusammenzufassen, wobei wir in etreff der aus jenen Werken zitirten Stellen auf die in unserer Kritik enthaltenen Auszüge verweisen können.

1. Louis Blanc.

Der französische Kritiker bespricht zuerst Louis Blanc's Geschichte der anzösischen Revolution. „Louis Blanc" — so beginnt er seine Kritik — ist in dem bisher veröffentlichten Bande, in dem er nur bis an die Schwelle er Revolution gekommen ist, nicht eigentlich als Historiker, sondern als Phisoph aufgetreten. Der Verfasser wollte, ehe er auf die Betrachtung der hatsachen einging, den Ursprung dieser socialen Bewegung auf bestimmte rinzipien zurückführen. Diese Methode hat ihre Gefahren, deren hauptsächchste darin besteht, daß man den Ursprung entweder zu weit zurück verlegt, oder hn zu nahe der Gegenwart sucht, wodurch in beiden Fällen die Frucht der ganzen Untersuchung verloren geht. Der Verf. steigt nun bis zu dem Kostnitzer Konil und Johann Huß hinauf. Aber ist dies der wahre Ausgangspunkt der Revolutionsgeschichte? Wo liegt der Grund und die Nothwendigkeit, daß nan nicht noch weiter zurückgehen kann? Louis Blanc sieht in dem böhmischen Apostel den ersten Repräsentanten des Prinzips der Verbrüderung, das auf em Panier der Revolution stand. Wahrlich, die Helden der Revolution würden sehr erstaunt seyn, wenn sie jetzt die Erfahrung machen sollten, daß ir nur Erben von Johann Huß gewesen seyen. Ohne Zweifel ist es leicht, ür die gegenwärtigen Zustände Aehnlichkeiten in früheren Perioden zu finden. Aber dann irrt man sich gerade über das, was den speziellen Charakter und die unterschiedliche Natur derselben ausmacht, indem man auf eine neuere historische Verbindung (filiation) schließt, wo nur eine Analogie stattfindet. Die Folge davon ist, daß selbst die uns nahe berührenden Thatsachen ihre eigenthümliche Physiognomie verlieren, um eine fremde Maske vorzunehmen.

„Der Verfasser, welcher sich durch seine Theorie" — siehe unsere Kritik a. a. O. — „für ermächtigt hielt, bis zum 15. Jahrhundert und seinen Bewegungen herabzusteigen, hat so ebenfalls die Revolution an ein Prinzip geknüpft, das nicht das ihrige war. Wie alle Schismatiker innerhalb der christlichen Kirche haben sich auch die Hussiten auf die Autorität der Bibel gestützt, während die Revolution, ohne mit dem Prinzip des Christenthums in Widerspruch zu gerathen, jede geschriebene Autorität, alle Traditionen und positiven Gesetze verwarf, und sich nur auf die Vernunft und die in dieser begründete Idee des Rechts stützte." Der Referent geht nun auf die in unserer Kritik ebenfalls besprochenen Grundsätze der Blancschen Theorie ein, nämlich auf den Unterschied und die historische Entwickelung der drei Prinzipien der Autorität, des Individualismus und der Verbrüderung, welche nach Blanc „sich in die Welt getheilt haben" sollen, worüber er sich folgendermaßen äußert: „Man konnte diesen drei Prinzipien mancherlei entgegenhalten. Kann man zum Beispiel behaupten, daß der Individualismus den anderen beiden, der Autorität und der Verbrüderung, entgegengesetzt sey? Muß der Individualismus in einem Staate, dessen Besitz die Verbrüderung ist, unterdrückt werden? Und was ist überhaupt die Verbrüderung mehr als ein leerer Schall, sobald man ihren Begriff und ihr Wesen nicht bestimmt? Die oft sehr philosophische Sprache der Revolution hatte die drei Worte vereinigt: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Und in der That setzen sie für die Gestaltung, nach der der moderne Geist in seinen socialen Bestrebungen ringt, einander als nothwendig voraus. Die Verbrüderung allein entspricht in keiner Weise dem ganzen Begriff des Gesetzes und der Idee dieser socialen Gestaltung. Es ist zu bedauern, daß Louis Blanc, dessen Sprache gewöhnlich so bestimmt und klar und dessen Verstand so scharf ist, in diesen wichtigen Prämissen nicht genauer zu Werke gegangen ist, besonders weil er sie als drei feste Formen betrachtet, in die er alle verschiedensten und verwickeltsten Thatsachen der modernen Geschichte hinein zwängt. — [Vielleicht würde eine Vergleichung mit den Bettstellen des Prokrustes nicht unpassend seyn. Der einzige Unterschied würde etwa darin bestehen, daß der Letztere sich blos zwei eiserner Bettstellen bediente, um die Glieder der Fremdlinge durch Abschneiden oder Ausreißen zu verkürzen oder zu verlängern, während Louis Blanc über drei logische Bettstellen zu disponiren hat, auf denen er die geschichtlichen Thatsachen derselben Prozedur unterwirft. —] „Man kann sagen, daß dieses Verfahren sowohl den Personen wie den Dingen eine gewisse Gewalt anthut." — [Prokrustes begnügte sich doch wenigstens mit den Ersteren.] „Der Geschichtsschreiber, der Alles in die selbstkonstruirten Reformen hineinzwängen will, kehrt sich oft nicht an die Hindernisse, denen er begegnet." — — [In der That, die Aehnlichkeit mit dem altgriechischen Räuberhauptmann wird immer schlagender. Sollte unser französischer Kritiker vielleicht auch in dem Gedanken an diese Analogie mit uns sympathisirt und sich nur geschämt haben, ihn so ohne Weiteres auszusprechen? —] Nachdem der Referent noch einige Belege für seine Behauptungen angeführt, z. B. die Zusammenstellung von Heinrich IV. und Richelieu als Apostel des Individualismus, faßt er diese ganze Manier in die sehr bezeichnenden Schlußworte zusammen: „Andere Thatsachen sind in ganz ähnlicher Weise mit mathematischer Strenge nach dem Muster der Ideen zugeschnitzt, die das ganze Werk beherrschen" (... sont pliés d'une manière analogue à la rigueur mathématique des idées qui dominent l'ouvrage), und giebt zuletzt noch dem Leser den wohlgemeinten Rath, vor der Lektüre desselben die glänzende, aber verfehlte (erronée) Einleitung in das revolutionaire Drama auf ihre „wahren Verhältnisse" zurückzuführen. — Was sagt jetzt Herr Viardot zu diesem französischen Urtheil?

2. Michelet.

„Das Buch Michelet's beginnt, wie das von Louis Blanc, mit einer, aber in ganz verschiedenem Sinne verfaßten Einleitung" — sagt unser Kritiker, indem er sofort auf die Prinzipien, in denen Michelet die objektiven Motive der Revolution sieht, die aber bei ihm einen rein negativen Charakter haben, nämlich das Christenthum und die königliche Macht, übergeht und die daraus gezogenen Folgerungen zu widerlegen sucht. „Es ist nicht richtig" — schließt er diese Widerlegung — „zu sagen, daß die Idee der Revolution der Idee des Christenthums entgegengesetzt war: eine solche Behauptung beruht auf dem doppelten Mißverständniß der Revolution wie des Christenthums. Wir gehören gleichwohl keinesweges zu Denjenigen, die da behaupten, das Christenthum oder gar der Katholizismus habe die Revolution gemacht. Man kennt ja die Ansicht Roms hierüber, und diese Ansicht genügt. Die Revolution war die Frucht der modernen Entwickelung rein menschlicher Vernunft, einer Entwickelung, die aber dem Christenthum ihren Ursprung verdankt. Dies ist die Wahrheit." — Allerdings, dies ist die Wahrheit, aber etwas allgemein ausgedrückt. Ist es wirklich das Christenthum, d. h. die damals in Frankreich bestehende Form des Christenthums, der Katholizismus, gewesen, woraus sich die Idee der Revolution entwickelt hat? Oder ist dieselbe nicht vielmehr rein protestantischer Natur? Wir möchten das Letztere behaupten, und das hat auch Louis Blanc bewogen, bis zu Huß hinauf zu gehen. Aber unser Kritiker ist Katholik. Können wir von ihm verlangen, daß er dem Protestantismus diese Macht zuschreibt, da er als Katholik in ihm unmöglich das Streben erkennen konnte, die reine Idee des Christenthums wiederherzustellen? Und liegt darin, daß er nicht den Katholizismus, sondern das „Christenthum" nennt, nicht Beweises genug, daß er diese reine Idee des Christenthums meint, deren Verwirklichung

*) In No. 24, 27 und 28 des Magazins.

wir als die Tendenz des Protestantismus erkennen müssen; obgleich wir andererseits auch zugeben können, daß derselbe nicht nur diese seine Tendenz selbst oft mißverstanden, sondern auch zuweilen ganz vergessen hat? —

Nachdem der Referent über den weiteren Inhalt des Micheletschen Buches sehr anerkennend gesprochen, schließt er seine Kritik mit einer interessanten Bemerkung über die Form desselben. „Diese Form" — sagt er — „welche dem Verfasser einen anderen Vorwurf zugezogen hat, scheint in seinen Werken immer mehr und mehr Geltung zu erlangen. Voller Lebendigkeit, Leichtigkeit und geistreicher Wendungen, erinnert sie doch durch ihre aphoristische Manier ein wenig zu sehr an seine Vorlesungen im Collége de France, da sie so ganz das Ansehen eines Dialogs hat, daß man zuweilen die Unterhaltung des Professors mit seinem Auditorium zu hören glaubt. Michelet zeichnet sich in dieser Art des Vortrages aus. Seine kurzen und abgebrochenen Sätze könnten zuweilen dunkel erscheinen, wenn sie nicht durch die Gesticulation vervollständigt und durch die Physiognomieen durchleuchtet würden. Das lebendige Mienenspiel seines feingeschnittenen und geistvollen Gesichts giebt erst dem halbvollendeten Gedanken seine volle Bedeutung. Mit der Erinnerung hieran muß auch dies Buch gelesen werden. Wir wenigstens haben es gethan und dadurch erst verstanden. Auf diese Weise haben wir es aber auch weniger gelesen als gehört,*) denn die Physiognomie des abwesenden Verfassers erklärte uns jede Seite. Wenn wir nun zwar für unsere Person unbillig seyn würden, ließen wir uns an dieser doppelten Sprache nicht genügen, so haben wir doch zugleich das Recht, diejenigen als weniger glücklich zu betrachten, die sich mit dem bloßen Lesen begnügen müssen." — Allerdings? (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mejiko.

(Fortsetzung.)

IV.

Acht Tage vor Santana's Abmarsch hatte die amerikanische Armee die Zugänge von Monterey, der Hauptstadt des Staates Nuevo-Leon, militairisch besetzt. Die Garnison bestand in dem Augenblicke, in dem die Belagerung begann, aus 4000 Mann, und die Ankunft einer unter dem General Ponce de Leon in Gewaltmärschen herbeieilenden Brigade wurde von Stunde zu Stunde erwartet. Die Besatzung war voll Muth und hatte den Bewohnern der Stadt ihre Begeisterung mitgetheilt. Dennoch nahmen die Amerikaner ein Außenwerk nach dem anderen weg, am 23. September wurde durch eine überlegene Artillerie das Feuer der Citadelle zum Schweigen gebracht, und General Taylor richtete nun seinen Angriff gegen die Stadt selbst. In diesem entscheidenden Augenblicke sahen die mejikanischen Truppen sich von ihren Führern verlassen. Der General en chef, Ampudia, und der Commandeur der Artillerie, Requena, versteckten sich in den Grabgewölben der Kathedrale, während die Amerikaner in die Stadt eindrangen. Dennoch wurden diese von einem kräftigen Widerstande empfangen; die Straßen, die Terrassen, die Häuser und Klöster mußten einzeln erstürmt werden. Je mehr die Amerikaner in das Innere der Stadt eindrangen, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, die sie zu besiegen hatten. Ihr Sieg wurde immer ungewisser, als sich ein von Ampudia abgesendeter Parlamentair dem General Taylor vorstellte. Ampudia's Vorschläge wurden sofort angenommen, die zwei Monate Waffenstillstand, die er beantragte, zugestanden; die Besatzung durfte mit allen Kriegsehren abziehen. In beiden Ländern täuschte man sich über die Bedeutung dieses Ereignisses. In Mejiko glaubte man der Prahlerei Ampudia's, der den Annalen mejikanischer Waffenthaten nun eine glänzende Seite hinzugefügt haben wollte; in den Vereinigten Staaten wußte man es dem General Taylor nur schlechten Dank, daß er eine fast gewisse Niederlage in einen Sieg verwandelt hatte, und befahl ihm, den Waffenstillstand, den er abgeschlossen, zu brechen.

Die Einnahme von Monterey, die ihnen an 2000 Mann gekostet, stellte die Amerikaner keinesweges sicher. Der einsichtigere Theil des Heeres begehrte laut einen Waffenstillstand. Die Freiwilligen aus Texas — ungefähr 1000 Köpfe — hatten ihre Waffen abgeliefert und den Rückweg nach ihrem Lande eingeschlagen, nicht ohne mancherlei Ausschweifungen zu begehen. Die in den Einöden, welche die Texaner durchzogen, umherschweifende Bevölkerung, rächte sich durch zahlreiche, blutige Repressalien, und den Siegern sank der Muth, als sie gewahrten, daß die Sympathieen, auf welche sie gerechnet, so gänzlich mangelten. Die Schlappe, welche am 15. Oktober 1846 eine amerikanische Escadre bei Alvarado, 16 Meilen von Vera-Cruz, erlitt, war nicht geeignet, den Muth der Truppen zu stärken.

Hatte die Einnahme von Monterey den Amerikanern weniger, als sie es erwarteten, genügt, so muß man doch gestehen, daß, seit Eröffnung der Feindseligkeiten, die Fahnen der Union eine ansehnliche Strecke Weges zurückgelegt hatten. Unmittelbar nach der Einnahme Monterey's bemächtigten sie sich Tampico's ohne Widerstand und drangen sie in Kalifornien ein. Diese beiden Punkte bilden gleichsam die beiden äußersten Gränzen der Invasion, die sich gegenwärtig vom atlantischen bis zum stillen Meer ausdehnt. Auf den zwischenliegenden Punkten, in Saltillo, Chihuahua, Durango hatte das Invasionsheer die unbedingte Oberhand und behandelte die Ueberwundenen mit solcher Rücksichtslosigkeit, daß sie das, was sie wegnahmen, entweder gar nicht oder mit Wechseln auf Santana bezahlten. Zugleich führten die Amerik[illegible] welche die Blokade der Küsten zu benutzen wußten, durch Tampico, Kalifo[illegible] und Neu-Mejiko Waaren in Menge in das eingenommene Gebiet ein. [illegible] schwieriger zu begreifen, ist, daß die Häupter der mejikanischen Nation[illegible] Handels-Operationen der Kaufleute der Union begünstigten.

Inzwischen nahte das Ende des Waffenstillstandes. Santana war [illegible] San-Luis-Potosi angelangt. Nachdem er seinen Truppen beim Schall [illegible] Militairmusik und bei Glockengeläute die Proclamation Taylors, welcher [illegible]mäß dieser am 13. November die Feindseligkeiten wieder aufnehmen zu wollen [illegible]klärte, vorlesen lassen, fiel der mejikanische Generalissimus in jene Apathie zurü[illegible] die bei ihm so häufig einer fieberischen Thätigkeit folgt. Ohne auf die Beschul[illegible]digungen, die ihn einen Verräther nannten, zu achten, theilte er seine Zei[illegible] zwischen Festlichkeiten, öffentlichen Vergnügungen und Hahnenkämpfen, die er stets außerordentlich geliebt hat. Diese Zerstreuungen nahmen ihn jedoch nu[illegible] scheinbar in Anspruch. In Folge einiger Unruhen in Mejiko ließ er durch [illegible] Gouverneur von San-Luis-Potosi ein Dekret ergehen, das ihn (Santana) [illegible] alleinigen Haupt der Republik mit der Befugniß erklärte, einen interimisti[illegible] Präsidenten zu ernennen oder ihn abzusetzen, falls er Santana's Befehlen [illegible] gehorche. Dieses Dekret wurde durch die Staaten Zacatecas, Guana[illegible] Yucatan, Mejiko und Puebla angenommen. Es bekleidete Santana mit [illegible] wahrhaften Diktatur. Kaum jedoch hatte er dieses Resultat erlangt, al[illegible] abermals in seine Unthätigkeit verfiel. Die Amerikaner benutzten diese [illegible] stillschweigend zugestandene Waffenruhe, ersetzten ihre Verluste und befesti[illegible] ihre Stellungen. Erst im Februar 1847 entschloß sich der General, das [illegible]langen des Landes zu beschwichtigen und seine Truppen gegen den Fein[illegible] führen.

V.

Von San-Luis-Potosi marschirte Santana auf Saltillo, welches Gen[illegible] Taylor mit seinem Armeecorps besetzt hielt. Dieser jedoch erwartete den F[illegible] nicht, sondern ging ihm entgegen und nahm bei Agua-Nueva, einige M[illegible] von Saltillo, eine Stellung. Allein auch diese Stellung, die, von allen Se[illegible]ten offen, ihn genöthigt hatte, Santana's Angriff unter ungünstigen Bedingun[illegible]gen auszuhalten, verließ es auf die Nachricht vom Anmarsch der Mejika[illegible] wieder und schlug in der kleinen Ebene von Angostura, bei einer Hacienda, [illegible]nannt Buena-Vista, sein Lager auf. Santana hatte einen beschwerlichen Ma[illegible] durch die Wildniß von Cedral zurücklegen müssen, er mußte schlagen, w[illegible] sich sein so mühsam zusammengebrachtes, mit solchen Kosten equipirtes [illegible] nicht zerstreuen sollte; übrigens rechnete er auf seine numerische Ueberlegen[illegible] und auf sein Glück.

Taylor hatte zwischen zwei Bergen, welche die Ebene von Angostura [illegible]herrschen, Stellung genommen. Ein enges Thal, welches eine Landstraße [illegible]läuft, scheidet beide Höhen. Auf dem rechten Flügel der Amerikaner zo[illegible] eine tiefe Schlucht hin, ihren linken lehnten sie an den Fuß eines Berges. [illegible] starke Batterie bestrich den Zugang zu der durch die Schlucht laufenden St[illegible] Endlich war das Terrain vor der Front der Amerikaner uneben und von H[illegible]wegen durchschnitten. Kurz, Taylor's Stellung konnte nicht forcirt wer[illegible] sein Corps war ungefähr 7000 Mann stark.

Am 21. Februar Morgens erschien das mejikanische Heer auf den [illegible] amerikanischen Lager gegenüberliegenden Höhen. Von weitem gesehen b[illegible] diese von Hunger und Durst gequälten Truppen noch einen ziemlich glän[illegible]den Anblick dar. Die Mejikaner zögerten nicht, sich vor dem Feinde in e[illegible] dichten Masse zu formiren, die leichten Truppen der Amerikaner zogen [illegible] auf ihr Hauptcorps zurück, und die mejikanischen Artilleristen sprengten vor [illegible] die Ebene, um für ihre Stücke einen geeigneten Aufstellungsplatz zu such[illegible] Unglücklicherweise begünstigte sie das Terrain nicht, und erst am Nachmitt[illegible] des 21. Februar vermochten sie es, ein Feuer zu eröffnen, welches die Ameri[illegible]ner zu beantworten verschmähten.

Santana hatte das Vortheilhafte der Position Taylor's erkannt; [illegible] ließ sich der Berg, der seinen linken Flügel deckte, ersteigen, von wo aus [illegible] die feindliche Linie sich mit Erfolg angreifen ließ. Wirklich umgingen [illegible] mejikanische Reiter die Höhe und warfen sich Taylor in den Rücken, allein di[illegible] auf der ziemlich festen, durch das Thal führenden Straße aufgestellte ame[illegible]kanische Artillerie ging zurück und wies den Angriff ab. Während die mejik[illegible]nische Kavallerie so heiß empfangen ward, fiel ein Detachement der Amerika[illegible] die Angreifer von hinten an und schnitt ihnen den Rückzug ab. Taylor [illegible] sie auffordern, sich zu ergeben, allein der Anführer der Mejikaner, der ver[illegible] nicht zu verstehen, was man von ihm begehre, verlangte von dem amerika[illegible]schen Parlamentair, den Taylor an ihn abgesendet, er solle sich mit ih[illegible] Santana's Lager begeben. Der amerikanische Offizier willigte ein, ließ [illegible] die Augen verbinden und wurde in Santana's Zelt gebracht. Dieser, [illegible]geben von einem glänzenden Generalstab, verwies dem mejikanischen Offi[illegible] die unnütze Vorsicht, die er in Hinsicht des Parlamentairs angewendet. [illegible] deutete mit der Hand auf seine Truppen und fragte den Amerikaner, o[illegible] General an der Spitze solcher Kräfte etwas zu fürchten habe? Der Offi[illegible] in all seiner nordamerikanischen Narrheit, begnügte sich, eine Verbeugung [illegible] machen und richtete seine Botschaft aus. Santana aber, den Erstau[illegible] spielend, runzelte die Stirn und fragte, ob General Taylor den Verstand [illegible]loren habe, daß er nicht allein 2000 Mejikaner auffordere, die Waffen [illegible]strecken, sondern auch einen unnützen Widerstand leisten wolle? Der Amerika[illegible]ner kehrte unverrichteter Dinge zurück. Währenddessen hatten jedoch [illegible] 2000 Reiter die Zeit nicht unbenutzt gelassen und sich, begünstigt durch [illegible] kurzen Stillstand, nach allen Seiten zerstreut, so daß die Amerikaner den M[illegible] derselben nicht auf die Probe zu stellen brauchten.

Am anderen Morgen begehrte ein mejikanischer Parlamentair den ame[illegible]

*) Ein feines Wortspiel im Französischen, das unübersetzbar ist: nous l'avons moins lu qu'entendu. „Vernommen" würde — da es gleichfalls nicht nur „verstehen," sondern speziell „durchs Gehör verstehen" bedeutet — noch am besten den Doppelsinn anklingen lassen.

anischen General zu sprechen. Man führte ihn vor einen Mann mit grauem Haar und runzeligem Gesicht, der auf einem Schimmel mehr hing als saß. Es war Taylor. Aufgefordert, seinen Auftrag auszurichten, antwortete der mexikanische Offizier dem General der Union in Ausdrücken einer studirten Höflichkeit, daß Se. Excellenz der General Santana ihn an den amerikanischen Feldherrn sende, um sich bei diesem zu erkundigen, was er zu thun gedenke? „Ich erwarte", antwortete Taylor, ohne seine Haltung zu ändern, „daß er (Santana) sich ergiebt." So waren, was ihre Bravaden anbetrifft, die beiden Generale quitt mit einander, und sie bereiteten sich zu einem neuen Kampfe vor. Dennoch verstrich der 22ste unter unbedeutenden Plänkeleien und einer mehr lärmenden, als mörderischen Kanonade.

Am 23. Febr. bot die Ebene von Angostura, diese von Schluchten zerrissene Wildniß, einen noch traurigeren Anblick wie gewöhnlich dar. Dichte Wolken zogen sich um die Gipfel der Berge zusammen und entluden sich bald in strömenden Regengüssen. Alsbald verließen die Mexikaner ihre Reihen, um sich auf das sumpfige Wasser, welches sich in den Falten des Terrains sammelte, zu stürzen. Des Feindes vergessend, dachten sie nur daran, ihren brennenden Durst zu löschen. Um 10 Uhr begann der Kampf von neuem und diesmal mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Der Regen fiel noch immer in Strömen und machte das ungleiche Terrain für Menschen und Pferde noch gefährlicher. Ein Theil des amerikanischen Heeres, seine Stellung verlassend, rückte den Mexikanern entgegen, deren an sich schlechte Munition durch die Witterung fast unbrauchbar geworden war. Ihrerseits ging die mexikanische Infanterie zum Angriff mit dem Bajonnet vor und warf die Brigade Indiana, die schon während des Marsches gewankt hatte. Auf einem anderen Punkte machte Santana's Kavallerie einen Angriff auf die Riflemen vom Mississippi unter dem beiden Nationen gewöhnlichen Kriegsgeschrei. Sie wurde mit wilden Hurrahs empfangen, die Riflemen des ersten Gliedes knieten nieder, eine Salve folgte ihren Hurrahs, und eben so viel mexikanische Reiter, als der Riflemen sich im Gliede befanden, stürzten zu Boden. Es kam nun zum Handgemenge, und bald war die Ebene mit Leichen bedeckt.

Taylor leitete von demselben Punkte aus, wo er am verflossenen Tage den mexikanischen Parlamentair empfangen, das Gefecht. Er bemerkte, daß General Woll, den er mit dem Detail der Bewegungen beauftragt, in dem Augenblick, in dem die mexikanische Kavallerie mit den Riflemen im Kampfe verwickelt war, mit dem Gros der Armee vorging, daß dieses aber zu schwanken und wieder zurückzugehen begann. Eben gab Taylor frischen Truppen den Befehl, dieselben zu unterstützen, als ihm eine Kugel durch den Rock fuhr. Durch ein eigenes Zusammentreffen wurde in demselben Momente Santana das Pferd unter dem Leibe getödtet; doch nahm er eben so wenig, als Taylor, irgend einen Schaden. Die von Taylor abgesandten frischen Truppen warfen die ermatteten, seit 40 Stunden von Hunger und Durst gequälten Mexikaner, deren Niederlage durch die Bewegung entschieden war; Santana trat den Rückzug an, eine beträchtliche Anzahl von Todten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Es regnete immer heftiger, es war noch nicht 3 Uhr, und doch schien es, als wolle die Nacht einbrechen. Die Amerikaner verfolgten den Feind nicht.

Für beide Heere war der Tag mörderisch gewesen. Die Amerikaner hatten 2000 Mann, die Mexikaner doppelt so viel eingebüßt. Erwägt man, daß Santana ein Reservecorps unter General Vasquez nicht an sich ziehen konnte, daß er den Kampf unter den ungünstigsten Umständen führen mußte, so sieht man ein, daß sich aus dem ungünstigen Erfolge auf die militairische Untüchtigkeit der Mexikaner keinesweges schließen läßt. Beide Heere lagerten in der Nähe des Wahlplatzes. Bei der Zählung der Todten machte man die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Mexikaner durch Kugeln, die Mehrzahl der Amerikaner durch Lanzen und Bajonetstöße gefallen waren. Uebrigens ereignete sich abermals, was sich nach fast allen bedeutenderen Ereignissen dieses sonderbaren Krieges ereignete: keine Partei wollte geschlagen seyn; in Mexiko wurde ein Tedeum gesungen, in New-York das Bülletin des Sieges von Buena-Vista publizirt.

Ein am 25. unter Santana's Zelt gehaltener Kriegsrath entschied, daß die Armee auf Agua-nueva zurückgehen sollte, wo man einiges brauiges Wasser zu finden hoffen durfte. Santana selbst begab sich nach San-Luis-Potosi, wo er am 8. März unter Glockengeläute von den Acclamationen einer enthusiastischen Menge empfangen ward. Während er indeß seinen Einzug in San-Luis-Potosi hielt, hatte ein neuer Aufstand gegen die demokratische Regierung, die sich in dem Vice-Präsidenten Gomez Farias personifizirte, in Mexiko stattgefunden. Ein Theil der Truppen hatte sich für, der andere gegen ihn erklärt; kein Theil siegte, denn keiner wagte einen ernstlichen Angriff. Neun und zwanzig Tage dauerte dieser Zustand der Unruhe und Unsicherheit, der täglichen Metzeleien. Nur Santana's Anwesenheit vermochte es, die Ordnung wieder herzustellen. Da der Aufstand nur dem Vicepräsidenten Gomez Farias gegolten, so stellte sich mit Santana's Uebernahme der Präsidentschaft die Ruhe allmälig wieder her, doch leider mehr anscheinend als in der That, denn der Aufstand gegen Farias hatte abermals die Proletarier den bemittelten Klassen gegenübergestellt, und das Gefallen des mexikanischen Pöbels an Raub und Mord war von neuem geweckt worden.

VI.

Waren schon die Niederlage von Buena-vista und das Wiedererwachen des Bürgerkrieges zwei schreckliche Schläge für die Republik, so führte ein neuer Unfall sie noch einen Schritt näher zu ihrem Untergang. Die Stadt Vera-Cruz nebst dem Fort von St. Juan d'Ulloa hatten den Generalen Scott und Worth, die im Anfange des März mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios gelandet waren, ihre Thore eröffnet. Die Beschießung zu Lande, wie zur See, hatte am 19. März begonnen, am 27sten wurden die Grundlagen einer Uebereinkunft unterzeichnet, am 29sten ergaben sich die Stadt wie das Fort, und 4000 Mann, welche die beiden Besatzungen bildeten, streckten in Gegenwart der feindlichen Truppen das Gewehr. Mit einem Jubelgeschrei begrüßte die amerikanische Flotte und Armee die gesternte Flagge, als sie, die mexikanische Trikolore ersetzend, von den eroberten Wällen herabwehte; das Recht des Stärkeren hatte seine Weihe erhalten.

Mit der Einnahme von Vera-Cruz trat der Krieg in eine neue Periode. Zwar konnte schon vorher der Ausgang desselben nicht zweifelhaft sein, indessen genügten die Besatzung der reichsten Provinzen Mexiko's und einige glänzende Siege nicht, die Operationen mußten auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, der Kreis, in dem die mexikanische Regierung sich eingeschlossen sah, mußte so viel als möglich verengert werden. Nichts war geschehen, so lange ihr ein Weg, auf dem sie entschlüpfen, ein Platz, in dem sie sich wehren konnte, blieb. Man mußte auf Mexiko losgehen und den Schrecken des Krieges in die Hauptstadt der Republik tragen, wenn man den Häuptern derselben die Bedingungen entwinden wollte, die den Streit endigen konnten. Während man in den schon eingenommenen Provinzen Taylor's System, nach welchem die militairischen Operationen mit der Colonisation Hand in Hand gingen, weiter verfolgte, mußte in dem zwischen Vera-Cruz und Mexiko liegenden Theile des Landes eine neue Taktik zur Anwendung kommen. Hier durfte man nicht daran denken, Ansiedelungs-Unternehmungen vorzubereiten; es galt, einen kurzen, entscheidenden Feldzug zu machen, um so schnell wie möglich nach Mexiko zu gelangen. Es war der General Scott, der diese Rolle zu übernehmen hatte. Der Feldzug, welchen er eröffnet hat, ist noch nicht beendigt, doch läßt sich der Ausgang desselben bereits voraussehen.

Am 16. April, 18 Tage nach der Einnahme von Vera-Cruz, brach die amerikanische Armee, die bis dahin hier stehen geblieben war und deren Gesundheits-Zustand bereits zu leiden begann, gegen Mexiko auf. Von Vera-Cruz aus erhebt sich allmälig das Terrain, und eine marschirende Armee trifft auf mehr als ein Defilée, im Stande, sie aufzuhalten. Eines der gefährlichsten, das von Puente-nacional, war, wie die Amerikaner wußten, vom Feinde geräumt worden; die Mexikaner hatten alle ihre Kräfte auf einem noch gefährlicheren Punkte, am Cerro-grande, konzentrirt, wo sie noch einmal das Glück des Krieges versuchen wollten. Es ist unmöglich, das Defilée von Cerro grande zu umgehen; die amerikanische Armee, die auf Mexiko anrückte, mußte diese furchtbare Schlucht passiren, und hier beschloß Santana sie zu erwarten.

(Schluß folgt.)

Polen.

Die Jungfrau von Orleans, ein Bruchstück aus der Geschichte Frankreichs.

Von Karl Libelt.*)

Diese neueste Arbeit des bekannten polnischen Kritikers ist eine Frucht einförmiger Gefängnißstunden.**) Wer eine Ahnung hat von den Gefühlen, welche im Angesicht der jüngsten politischen Ereignisse das Herz der nationalen Polen erfüllen, wird es erklärlich finden, daß eben jetzt der Sinn sich dem historischen Wunder zuwendet, das eine gefallene Welt aus der Ohnmacht rettete. Wenn Libelt, bevor er dieses Wunder selbst betrachtet, die Zustände zerlegt, in denen Frankreich vor dem Auftreten der rettenden Jungfrau schwebte, so zieht er, ohne es deutlich auszusprechen, eine Parallele zwischen dem damaligen Frankreich und dem heutigen Polen. Er scheint zeigen zu wollen, daß es Zeiten giebt, welche das Wunder nothwendig machen, Zeiten, in denen plötzlich, wie von obenher und unmittelbar, die Vorsehung in den Gang der Ereignisse eingreifen muß, um gewaltsame Katastrophen herbeizuführen. Für diesen Gedanken bereitet er geschickt vor durch den Nachweis, wie Gott immer und überall in der Geschichte wirkt; im Heidenthum stets unmittelbar, als eine Macht, welche das Menschengeschlecht blindlings leitete und selbständig alle die großen Thatsachen ausführte, welche aus dem Alterthum zu uns herüberleuchten; das Christenthum entthronte diesen autokratischen, alle menschliche Freiheit absorbirenden Gott und befreite das Individuum zum eigenen Denken und Handeln. Das Mittelalter mit seiner Wunderwelt unterwarf zwar wieder die individuelle Freiheit dem festen, durch die Kirche allein erkannten und repräsentirten göttlichen Willen, der noch ein äußerlicher Befehl blieb, aber die nachmittelalterliche Zeit führte alle Freiheit wieder auf den Menschen zurück, Gott offenbarte sich nur durch den Menschen und konnte sich nur durch ihn offenbaren. Es geht hieraus hervor, daß dieser aus Hegelscher Geschichtsanschauung gebildete Gedankenzusammenhang das Wunder nur als etwas Subjektives darstellt.

An dieser Auffassung ärgert sich ein Referent im Przegląd Poznański und tadelt Libelt, daß er den Standpunkt der katholischen Kirche mit dem der deutschen Ideologen verwechselt habe. Die Jungfrau von Orleans könne nur im echten katholischen Glauben begriffen und dargestellt werden, der Philosoph könne von der Erscheinung nur das Skelett, ein abstraktes Phantom, statt konkreter Wirklichkeit geben. Die Poesie und der Glaube mögen ihr Recht behalten, der kalte Verstand allein soll sich dem Kunstwerk nicht nahen; mit

*) Posen, Zupański, 1847.

**) Einer in Berliner Zeitungen enthaltenen Notiz zufolge, hat Herr Libelt diese Schrift in der Zeit der gegen ihn schwebenden Untersuchung, als Theilnehmer an der Polen-Verschwörung, abgefaßt, und ist dieselbe mit Erlaubniß der preußischen Untersuchungsbehörde dem Druck übergeben worden.

Recht tadelt unser Dichter den Spott, der das edle Bild der Menschheit verhöhnt:

> Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
> Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
> Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
> Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Das Wunder gehört dem Herzen, und nur was das Herz geschaffen, lebt nach den Worten desselben Dichters unsterblich. Aber es ist zu unterscheiden zwischen menschlichem Witz und historischer oder philosophischer Untersuchung. Libelt spricht von der Jungfrau nicht mit der Begeisterung des Poeten, sondern mit der wissenschaftlichen Ruhe des Historikers. Er will in dem Subjektiven und Individuellen die objektive Wahrheit und den Zusammenhang des Individuums mit der Nation, mit der Menschheit finden, will zeigen, wie Alles endlich in der Geschichte sich objektiv gestalten muß. Als ob er das Kunstwerk, das Schöne, was in dem Wunderbaren liegt, nun nicht anders unverletzt lassen könnte, als von dem Boden der katholischen Kirche her! Stand denn Schiller auf diesem Boden? Und doch mußte es der **Dichter**, wenn es überhaupt Einer mußte, weit mehr, als der **Historiker**. Der polnische Kritiker, welcher noch sehr fest auf dem Boden der alten Kirche zu stehen scheint, findet es ungereimt, wenn Libelt entwickelt, die göttliche Unmittelbarkeit sey in der Geschichte nicht mehr erkennbar, die äußerlich operirende Macht aus ihr verschwunden, und die göttliche Vernunft, die einst im Wunder wirkte, sey nun erst wahrhaft in die Geschichte eingetreten, da sie durch den freien Willen des Menschen vermittelt werde. Dagegen beruft der polnische Referent sich auf die zahllosen Heiligen der Kirche, durch welche noch immer der göttliche Wille sich unmittelbar offenbare, auch die Jungfrau sey ein göttliches Gefäß, mit höheren prophetischen Gaben erfüllt. Die Ertheilung dieser Gaben sey ein selbständiger, göttlicher Akt. Von dieser Auffassung aus treffen dann den Verf. Urtheile, welche den ganzen Werth seiner Arbeit in Abrede stellen.

Dem philosophisch gebildeten Leser wird schon eingeleuchtet haben, daß eine solche Kritik an den Standpunkt des Verf. noch nicht heranzubringen im Stande ist. Ihr mußte freilich die Bearbeitung von **Görres** mehr gefallen, als die vorliegende; denn sie fand dort noch die unbedingte Hingebung an das Materielle und Faktische, während hier das Thatsächliche in den Gedanken erhoben und so eigentlich das Wunder in der Jungfrau zu seiner wahrhaften Objektivität gebracht ist. Was das rein Geschichtliche anlangt, so hat Libelt sich an **Michelets** Darstellung angeschlossen, die er mit seiner sinnreichen Reflexion durchwebt hat; neue Materialien hat er nicht hervorgezogen, und schon die Umstände, unter welchen die Schrift entstanden, lassen schließen, daß eine Benutzung der Quellen dabei nicht stattgefunden. Das Ganze zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Einleitung; II. die politische Lage Frankreichs vor dem Auftreten der Jungfrau; III. die Jungfrau von Dom-Remy; IV. Prozeß und Tod der Jungfrau von Orleans; V. endliche Befreiung Frankreichs und Rückkehr des Glaubens an die Jungfrau. **Polono-Germanus.**

Mannigfaltiges.

— **Der Dichter der Undine und seine Zeit.** Ein literarisches Album vom mannigfaltigsten Interesse sind die so eben erschienenen **Briefe an Fouqué.***) Auf dem Titelblatte des Buches sind zwar nur Chamisso, Chezy, Collin, Eichendorff, Gneisenau, H. Heine, E. T. A. Hoffmann, Franz Horn, Immermann, Jung-Stilling, Just. Kerner, H. v. Kleist, Wilh. Müller, Nicolovius, Jean Paul, Rückert, Schelling, A. W. v. Schlegel, Friedr. Schlegel, Dorothea Schlegel, Gust. Schwab, F. L. Stolberg, Uhland und J. H. Voß genannt, doch finden sich in der Sammlung noch viele andere berühmte und geschätzte Namen. Fouqué, der in der Zeit von 1810 bis 1820 auf der Höhe seines Ruhms stand, sah sich in diesem Jahrzehend selbst von den Besten in Deutschland gefeiert, während von da ab eine plötzliche, fast allgemeine Erkaltung gegen ihn eintrat, und so ist es denn auch fast nur jene Periode, aus der die hier gesammelten Briefe stammen. Hitzig, der in wenigen, aber, wie wir es von ihm gewohnt sind, treffenden Zügen eine Lebensskizze Fouqué's mittheilt, erzählt uns, dieser habe sich von der unglücklichen Idee nicht trennen können, daß er von einer politischen Partei verfolgt werde, besonders nachdem er in einem durch Kotzebue's Ermordung veranlaßten Gedichte die deutsche Jugend vor dem Beispiele Sand's gewarnt. Das war ihm die Ursache der Abnahme des großen Beifalls, mit dem bis dahin seine Dichtungen vom Publikum wie von allen Edleren der Nation begrüßt worden waren. Einer so kindlichen Natur, wie Fouqué, mußte freilich der eigentliche Grund entgehen: daß nämlich sein poetisches Talent, wie sehr es auch und mit Recht bewundert ward, sich doch nur in einem sehr umgränzten Kreise zu bewegen vermochte, und daß, nachdem die Zeit, die gerade für seinen Kreis der Poesie, für den der ritterlichen Heldensage, Sinn und Aufmerksamkeit hatte, vorüber war, nothwendig auch das Interesse für ihn, der mit seiner Poesie ganz identisch war und außerdem nichts zu schaffen vermochte, hat erkalten müssen. Die hier vorliegenden Briefe von mehr als funfzig der ausgezeichnetsten Männer und Frauen Deutschlands sind übrigens ein schönes Zeugniß nicht blos für das von Allen bewunderte Talent, sondern auch für das nicht minder von Allen geschätzte Herz des ritterlichen Sängers. Besonderes Interesse hatten die Briefe **E. T. A. Hoffmann's** für uns, weil darin über das Entstehen und die Aufführung der von dem Verf. der „Phantasiestücke" komponirten Oper „Undine", die vielleicht auch heutzutage noch eine anziehende Erscheinung auf der Bühne seyn würde, manche für Hoffmann wie für Fouqué überaus charakteristische Notiz gegeben wird. Aus einem Briefe **Wilhelm Müller's**, des früh verstorbenen Sängers der „Griechenlieder", wollen wir eine Anekdote mittheilen, die zur Geschichte der Censur, in einer Zeit, wo noch kein Obercensurgericht existirte, nicht uninteressant ist:

„Es wird Ihnen vielleicht (schreibt Wilhelm Müller aus Berlin vom 14. Febr. 1816, nach Uebersendung der von ihm herausgegebenen „Bundesblüthen"*), nicht unangenehm seyn, eine durch die Herausgabe unserer „Bundesblüthen" veranlaßte Anekdote zu hören. Unser Büchlein erschien nämlich unmittelbar nach der königlichen Verordnung gegen geheime Bünde und wurde mit beiliegenden Ankündigungs-Versen dem Censor, Herrn Geheimen Staatsrath Renfner, überschickt. Dieser gab es aber ungelesen mit der Frage zurück, ob die Maurersche Buchhandlung das königliche Verbot nicht kenne? Dies Mißverständniß ward nun zwar bald gehoben, aber die Verse zur Ankündigung wollte der Censor durchaus nicht passiren lassen, meinend, sie könnten mißdeutet werden. Dafür schob er uns **wider unser Wissen und Willen** eine Anzeige unter, die in den Berliner Zeitungen abgedruckt ist und die ich Ihnen hier ebenfalls beilege. Wir beschwerten uns deswegen bei dem Censor, aber er ließ sich verlauten, das Wort **Freiheit** käme zu oft in jenen Versen vor, und als ich ihm erwiderte: ob denn der König nicht selbst aufgerufen hätte für die Freiheit zu kämpfen? so meinte er: **Ja, damals!**"

— **Ein Brief von Oliver Cromwell.** Bekanntlich hat Carlyle in seiner Biographie Oliver Cromwell's, über die wir auch in unserem Magazin Bericht abgestattet haben, den Protektor von den schweren Anklagen zu reinigen gesucht, mit welchen die Autorität früherer Geschichtschreiber, und namentlich Hume's, sein Andenken belastet hat. Mag auch das Ideal, welches Carlyle gezeichnet, der historischen Wahrheit ziemlich fern stehen, so scheint doch so viel erwiesen, daß der Religionseifer des Protektors keinesweges eine bloße Maske war, die ihm zur Verschleierung seines wahren Charakters diente, da dem selbst in den vertrautesten Beziehungen mit seiner eigenen Familie, wo alle Täuschung überflüssig war, dieselbe ascetische Frömmigkeit durchblickt, die er in seinen öffentlichen Reden und Schriften an den Tag legt. So theilt die irische Gesellschaft der Alterthümler in einem neulich erschienenen Bande ihrer Memoiren (Miscellany of the Irish Archaeological Society) einen Brief Cromwell's an seinen zweiten Sohn Heinrich, Oberbefehlshaber in Irland, mit, der zwar manches verständige Wort enthält, aber in einem eben so dunklen schwerfälligen Styl abgefaßt ist und ähnliche pietistische Floskeln in sich schließt, wie andere von ihm herrührende Dokumente, welche den Spott des skeptischen Hume erregten. Er lautet wie folgt:

„Heinrich! Ich habe Deinen Brief empfangen und auch einige gesehen, die Du an Andere geschrieben, und bin überzeugt, daß Du eine schwere Last zu tragen hast, und daß, wenn der Herr nicht mit Dir ist, um sie tragen zu helfen, Du in einem traurigen Zustande seyn wirst. Was ich von Deinem Betragen höre, freut mich zu hören; sey stets bemüht, ohne Schuld zu seyn, und Dich bei jeder Gelegenheit auf Gott zu verlassen, um Seine Gnade zu verdienen. Flehe zum Herrn, Dir ein reines, einfältiges Herz zu geben. Sey nicht zu mißtrauisch, damit Dein Argwohn Andere nicht beleidige; wisse, daß Deine Rechtschaffenheit Dich erhalten und beschützen wird. Ich denke, die Anabaptisten sind zu tadeln, daß sie mit Dir unzufrieden sind; das ist ihre Schuld und wird Dich nicht verletzen, so lange Du mit Einfalt des Herzens den Ruhm Gottes zu Deiner Sorge machst .... Ich habe selbst mit hitzischen Leuten zu thun und bin nicht ohne meine Prüfungen; ich weiß, daß sie schwach sind, weil sie Andere so absprechend verdammen, und bin nur deswegen über sie erboßt, weil sie Anderen zu schaden suchen, indem sie dieselben erst der Unchristlichkeit beschuldigen und dann ihres Unterhalts berauben .... Fürchte nicht, daß ich Dir andere Leute senden werde, als solche, die Männer von Ueberlegung sind, der Frömmigkeit hold und Freunde der Gerechtigkeit. Hüte Dich endlich vor allen Bemühungen, Dir ein großes Vermögen zu gründen. Es würde Dir ein Fallstrick seyn, man würde Dich bewachen, böse Menschen würden dadurch in ihrer Habsucht bestärkt werden; es ist ein Uebel, welches Gott verabscheut. Ich bitte Dich, gedenke meiner Worte. Wenn der Herr mir nicht hälfe, so wäre ich verloren; aber ich lebe und werde leben und durch seine Gnade Barmherzigkeit finden. Der Gott aller Gnade erhalte Dich. Ich verbleibe Dein liebender Vater **Oliver P.** (Protektor.)" — Das Schreiben ist vom 21. April 1656 datirt und „an meinen Sohn Harry Cromwell" adres

*) Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie von Julius Ed. Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von Dr. H. Kletke, herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Berlin, W. Adolf und Comp., 1847.

*) Von G. Graf v. Blankensee, Wilh. Hensel, Fr. Graf v. Kalkreuth, Wilh. Müller und W. v. Studnitz.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Sonnabend den 18. September 1847.

Frankreich.

Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

Ein Denkmal, ein wahrhaftes Ehrendenkmal, das sie sich selbst gesetzt, sind die Briefe und Tagebücher, welche Fanny Sebastiani, Herzogin v. Praslin, hinterlassen. Zunächst für die Mitglieder der Pairskammer, die über den Herzog von Praslin zu Gericht sitzen sollten, war eine Sammlung dieser Briefe und zerstreuten Blätter, die sich in den Schreibpulten des Herzogs und der Herzogin in Paris, so wie auf ihren Schlössern in Melun und Praslin, fanden, als Manuskript gedruckt worden. Aus dieser Sammlung ist Mehreres in die französischen Zeitungen übergegangen, das, so wie alles Uebrige, was aus der Feder der Herzogin geflossen und über ihr unglückseliges häusliches Verhältniß Auskunft giebt, in größeren Kreisen bekannt zu werden verdient, weil dadurch der edeln, vielgeprüften Seele eine öffentliche Genugthuung wird, während das strenge Wort, das der Herzog Pasquier, als Präsident des Pairshofes, der die Verruchtheit der Gesinnung wie der Handlungsweise des Mörders ausgesprochen, seine vollständigste Rechtfertigung in diesen Aeußerungen der Ermordeten findet.

Die Briefe, die übrigens auch durch Gedanken und Styl so ausgezeichnet sind, daß sie, abgesehen von dem tragischen Interesse, welches sie gewähren, als werthvolle Erzeugnisse eines gebildeten Geistes aufbewahrt zu werden verdienten, beginnen, so weit sie uns vorliegen, mit einem Schreiben ohne Datum, das noch an den Marquis v. Praslin adressirt war, also aus einer Zeit stammt, wo dieser den Titel seines Vaters, welcher am 28. Juni 1841 starb, noch nicht geerbt hatte. Dieses Schreiben ist noch voll der innigsten Zärtlichkeit, und dem kalt und unempfindlich gewordenen Gemahl gegenüber klagt sich die allzugewissenhafte Gattin selber an, indem sie ihren kleinen Aufwallungen und ihrer Hinneigung zur Eifersucht die Schuld beimißt, daß er sich von ihr entfernt habe. Sie beschwört ihn, zu ihr zurückzukehren und ihr gemeinsames häusliches Glück nicht zu zerstören. „Wir sind noch sehr jung, Theobald," beginnt sie, „wir wollen uns daher nicht Beide zur Isolirung verurtheilen." „Was!" ruft sie aus, „wir lieben uns, wir sind Beide reinen Sinnes, und wir sollten dem Geiste wie dem Herzen nach getrennt von einander leben! O, laß doch Dein Herz nicht durch ein wenig Eigenliebe zum Schweigen bringen; ich schwöre Dir zu, daß ich nur nach Deiner Zärtlichkeit, Deinem Vertrauen strebe; ich will die liebende, aber passive Hälfte Deines Lebens seyn." .... „Du suchst Zerstreuungen," fährt sie fort, „aber bist Du in der That glücklich? O nein, mein Freund, man ist es nicht mit einem Herzen wie das Deinige und einem Leben, wie wir es führen ..... Mein Vielgeliebter, wessen klagst Du mich an, wenn es nicht meine Argwöhnungen und meine Aufwallungen sind? Hat aber nicht jedesmal der kleinste Beweis Deiner Zärtlichkeit hingereicht, die einen wie die anderen zu unterdrücken? O, gieb Deiner Aufgeregtheit, Deiner Empfindlichkeit nicht nach, sey nicht unerbittlich. Mein Herz bricht sonst, Theobald! Mitleid, ja Mitleid mit der, die Dich liebt! ..... Mein Freund, mein Vielgeliebter, o wenn Du wüßtest, mit welcher Lust ich heute Abend Deinem Vater zuhörte, als er Dir Lobsprüche ertheilte, als er sein Erstaunen über das aussprach, was Du Alles kannst, wenn Du nur willst. Ja, ich war glücklich und stolz, aber ich — ich war nicht erstaunt darüber, denn ich weiß es ja seit langer Zeit, wie groß Dein Werth ist. Deine Frau ist zu stolz auf Deine Erfolge, zu glücklich darüber, als daß sie nicht verdienen sollte, auch Deinen Kummer und Deine Sorge zu theilen .... Hast Du mich jemals, zu irgend einer Zeit, einem Vergnügen den Vorzug geben sehen, wenn ich das Glück haben konnte, Dir nahe zu seyn? Und gleichwohl bist Du im Grunde vielleicht eifersüchtiger als ich. Gott weiß, wie weit Dein Argwohn in dieser Beziehung geht, denn ich kann mir sonst nicht denken, welchem Motive ich Deinen geheimen Kummer zuschreiben soll ..... Das Leben ist so kurz, mein Vielgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneins, getrennt sind. Bald werde ich es nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die stets zurückgewiesen werden, wie meine Liebkosungen; in Deinem Charakter liegt es ja nicht, den ersten Schritt zu thun, und so wird unser jetziges Verhältniß zur Gewohnheit werden. Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um noch einen Versuch zu machen, und so wird das Leben hingehen: Du wirst nicht glücklich seyn, und Deine Frau wird vor Gram sterben. O, kehre zurück, zurück zu ihr!"

Dieser erste Brief scheint uns um mehrere Jahre älter, als die in der Sammlung folgenden, welche mit dem Jahre 1840 beginnen; dafür spricht nicht allein die Bemerkung: „wir sind noch sehr jung" *) sondern auch die darin herrschende Liebesgluth, die noch nicht durch die traurigen Erfahrungen der nächsten Jahre abgekühlt war. Der zweite, vom 21. März 1840, ist schon voller Resignation, und wenn auch hin und wieder noch Hoffnungsstrahlen durchblicken, thut sich doch der Zweifel, das Glück der Häuslichkeit jemals wieder hergestellt zu sehen, schon in tiefen Schmerzenslauten kund. „So lange ich," schreibt sie ihrem Gatten, „noch die Hoffnung einer Wiederannäherung, einer Aussöhnung hegte — und ich hatte deren noch vor kurzem sehr viele — schwebte ich beständig zwischen Freude und Furcht, was mich zuweilen zu launenhaften und bitteren Aeußerungen trieb, jetzt aber, wo das Opfer vollendet ist, können Sie ruhig seyn. Unseren Kindern, den Leuten, der Familie und der Welt gegenüber soll Nichts Sie verklagen, daß Sie mein Glück vernichtet haben .... Wir sind getrennt, und obwohl es bereits drei Jahre her sind, daß wir so leben, als ob wir es wären, so blieb doch die Hoffnung; der gestrige Tag hat auch diese getödtet."

Es folgen nun eine Reihe von Blättern aus einem kleinen, eingebundenen und mit einem Schlosse versehenen Buche, auf dessen erster Seite die Worte standen: „An meinen Gatten, den Herzog v. Praslin. (Für ihn allein.)" Zweimal, schreibt sie, habe sie die bereits mit ihrem Kummer bedeckt gewesenen Blätter ausgerissen und verbrannt, weil doch immer wieder ein Augenblick der Hoffnung zurückkehrte und sie dann keinen Zeugen ihrer Verlassenheit und ihres Schmerzes mehr haben wollte. Aber nun habe ihr der Gatte auch die Kinder weggenommen: dies könne sie sich nicht durch seine Gleichgültigkeit, ja nicht einmal durch seinen Haß, sondern nur durch seine Verachtung erklären, und dieser wolle sie durch Niederschreiben ihrer Gedanken entgegentreten. „Meine Kinder!", ruft sie, „kannst Du glauben, daß ich sie verderben werde? Du weißt ja, daß mein Herz und mein Leben rein sind, und Du weißt ja, daß es wenige Mütter giebt, die, welche Schuld auch auf ihnen lasten möge, eines solchen Verbrechens fähig wären!" Sie ruft ihm die Erinnerung an den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Vaters zurück, bei welcher Gelegenheit er einen Augenblick zur Besinnung zurückgekehrt zu seyn scheint, indem er es aussprach, ein neues Leben beginnen zu wollen, aber die Freude war von kurzer Dauer: bald fiel er in den alten Stumpfsinn wieder zurück, in welchem er die große Seele dieser Frau entweder nicht zu würdigen vermochte oder auch aus Furcht, vor ihr „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" zu erscheinen, nicht würdigen wollte. Die arme Frau täuschte sich immer von neuem, denn sie täuschte sich gern, mit der Hoffnung, daß er sie im Herzen doch noch liebe und sein Gefühl nur zu unterdrücken suche. Erst als er anfing, seine sinnlichen Zerstreuungen nicht mehr blos außer dem Hause zu suchen, sondern auch mit der Gouvernante der eigenen Kinder in ein unsittliches Verhältniß zu treten, da gingen ihr die Augen völlig auf, und sie erkannte den geist- und herzlosen, nur von der Sinnenlust noch in Bewegung gehaltenen Menschen in ihm. „Wie er doch verändert ist!" heißt es in einem ihrer Tagebuchblätter. „Immer ist er traurig, mürrisch, unzufrieden mit aller Welt, mißtrauisch gegen Jedermann und über die geringfügigsten Dinge ärgerlich. Man sieht, hier rächt sich das Gewissen. Ich, die ihn so sehr geliebt, ich vermag ihn kaum noch zu erkennen; es kömmt mir oft vor, als wäre es nicht mehr derselbe Mensch. Das ist die Frucht des Mangels an religiösen Grundsätzen und sittlichen Ideen, das die Frucht des Müßigganges und der Trägheit. Er war zu etwas Besserem bestimmt: denn der Keim des Guten lag in ihm; aber wenn es in unserer Jugend versäumt wird, in uns einen weiten und tiefen Blick für die Dinge, den Enthusiasmus für das Große, auszubilden, dann vegetiren wir im Leben fort, bis die aller Spannkraft entbehrenden Geisteskräfte erloschen und die Materie allein an ihre Stelle getreten ist."

Zum erstenmale erwähnt sie der Dlle. Deluzy in einem vom 24. Januar 1842 datirten Blatte. „Du hast mir meine Kinder entrissen", schreibt sie, „um sie einer leichtfertigen Person anzuvertrauen, die Du kaum kanntest; Du hast ihr die Erfüllung aller meiner Pflichten, alle meine Freuden, alle meine Autorität überlassen. Sie hat das Recht, über mein theuerstes Besitzthum, über meine Kinder, zu verfügen; sie ist meines Gatten Gefährtin, die das Recht sich erworben, zu jeder Stunde, unter allen Umständen in dasjenige Zimmer einzutreten, in welches ich, Deine Frau, die Mutter Deiner Kinder, nicht mehr das Recht habe, zu kommen, selbst wenn Du krank bist." — Unterm 23. April 1842 schreibt sie, Dlle. Deluzy habe die edle Dreistigkeit gehabt, ihr zu sagen: „Ich bedaure, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich ist, als Vermittlerin zwischen Ihnen und Herrn v. Pras-

*) Die Herzogin war im Jahre 1807, er im Jahre 1805 geboren.

lin zu dienen; aber in Ihrem Interesse rathe ich Ihnen doch, auf Ihre Art und Weise, mich zu behandeln, ein wenig Acht zu haben. Ich kann mir wohl denken, daß es Ihnen peinlich sey, von Ihren Kindern getrennt zu seyn, aber nach dem, in dieser Hinsicht ausgesprochenen positiven Entschluß des Herrn v. Praslin zu urtheilen, muß er wohl sehr triftige Gründe zur Ergreifung einer solchen Maßregel haben und bleibt mir nur die dringende Pflicht, dem nachzukommen."

Wie es möglich war, mit einer solchen Person noch fünf Jahre unter Einem Dache zu leben, läßt sich nur aus der Liebe der Mutter, die ihre Kinder nicht ganz verlassen wollte und aus dem edlen Selbstgefühl der Herzogin, die jeden Aufsehen machenden Schritt zu vermeiden suchte, erklären. Täglich erneuerte sich während dieser fünf Jahre das Märtyrerthum dieser Frau, die, hinsiechend unter Seelenleiden, sich durch den Beistand der Religion stets neue Stärke zu gewinnen weiß. Ihr Tagebuch giebt Auskunft über das, was sie im Interesse ihrer Kinder von Zeit zu Zeit noch bei ihrem Gatten zu erwirken versucht: nur das Eine gelang ihr, daß sie sich doch mit ihren Kindern in direkter Berührung blieb, aber nicht ohne sich dabei, der Dlle. Deluzy gegenüber, viele Kränkungen und Zurücksetzungen gefallen lassen zu müssen. Erst im Juli 1847 wurde, nachdem der Vater der Herzogin, Marschall Sebastiani, eingeschritten war, die Entlassung der Dlle. Deluzy beschlossen. Ueber die Zustände des Praslinschen Hauses zur Zeit dieses Beschlusses giebt uns ein vom 13. Juli 1847 datirtes, „Mes Impressions" überschriebenes Tagebuchblatt der Herzogin Auskunft. Es ist das letzte von ihrer Hand; einen Monat später sollte sie unter den Streichen ihres gefühllosen Gatten ihr schönes Leben enden. Wir theilen dieses Blatt hier vollständig und in einer so treu als möglich veranstalteten Uebersetzung mit, weil es am tiefsten in die Seele der Unglücklichen blicken läßt, obwohl auch dadurch zu der Lösung des unheimlichen Räthsels, auf welche Weise der Besuch, den der Herzog am Abende mit zweien seiner Kinder bei Dlle. Deluzy gemacht, und das von derselben, so wie von der Leiterin der Pensionsanstalt, in der sie Unterricht ertheilte, gewünschte Entlassungsschreiben der Herzogin in der folgenden Nacht die Ermordung derselben herbeiführen konnte, keinesweges etwas beigetragen wird. Ein vom 19. Juni 1847 datirtes, an Dlle. Deluzy gerichtetes, sehr wohlwollendes Schreiben der Herzogin, worin sie der Ersteren ihre Empfehlung an Lady Tancarville und durch dieselbe an Lady Hislop, so wie auch Briefe an die Gräfin Flahault und an Miß Elphinstone, anbietet, findet sich sogar in der Sammlung abgedruckt. — Das obengedachte letzte Blatt der Herzogin lautet folgendermaßen:

„Es ist lange her, seitdem ich geschrieben habe, inzwischen hat sich seitdem nichts geändert; sie soll, heißt es, abgehen, wenn wir nach Praslin ziehen, aber einstweilen übt sie noch ihre Herrschaft ganz unumschränkt. Vater und Kinder — Alles hält sie unter ihrer Zucht. Ich begreife sie wohl, wenn sie entschlossen jede Schande auf sich nimmt, aber ihn, sein Betragen kann ich mir nicht erklären. Er schreit über Verleumdung, aber er giebt doch zu, daß der Anschein bös sey, und täglich macht er diesen Anschein schlimmer, giebt er allen skandalösen Auslegungen mehr Stoff. Er behauptet, daß man seinen Umgang verleumde, und doch zeigt er es öffentlich, daß ihretwegen zwischen ihm und meinem Vater ein Bruch stattgefunden; ja, mit uns bricht er und sie verläßt er nicht! Es giebt keinen räthselhafteren Charakter eines Mannes. Ist es übermäßige Verderbtheit oder übermäßige Schwäche? Verderbtheit, — aber wie ist es möglich, so weit zu gehen, daß man das Wohl seiner Kinder mit Füßen tritt? Wie, sollte er vor dieser Frau so viele Furcht haben, daß er es, so lange sie im Hause ist, nicht wagt, Kinder ihrer Mutter zurückzugeben, Rücksichten für seine Frau zu haben? Wer hat ihr diese Herrschaft über ihn verliehen? Das geht nicht natürlich zu: sie muß durchaus ein Mittel besitzen, ihm durch Drohungen zu imponiren. Armer Mann! ich beklage ihn wirklich. Welches Leben führt er, welche Zukunft bereitet er sich! Wenn er sich zu zweiundvierzig Jahren so von Intrigantinnen beherrschen und hin- und herziehen läßt, was wird erst geschehen, wenn er alt ist!

„Und wie habe ich ihn einst geliebt! Er muß doch durch diese schlechten Geschöpfe sehr verdorben worden seyn, denn wenn ich sehe, was er jetzt ist, so kann ich mir das, was mir jene leidenschaftliche Liebe eingeflößt, durchaus nicht erklären. Es ist nicht mehr derselbe Mensch: wie doch der Geist in ihm erloschen, das Herz eingeschrumpft ist! wie sorgenvoll, gelangweilt, reizbar er geworden! Nichts regt ihn an, nichts interessirt, nichts begeistert ihn: keines jener edelmüthigen, leidenschaftlichen, enthusiastischen Gefühle scheint mehr in seinem Herzen, in seiner Seele zu leben. Stellung, Vermögen, Alles hatte er, was ihm eine nützliche, glänzende, glückliche, ehrenvolle Existenz verleihen konnte. Alles ist in ihm getödtet: er interessirt sich für nichts, weder für sein Vaterland noch für seine Kinder; er hält sich an Gouvernanten; er ist ihr cavaliere serviente, so lange bis er ihr Sklave wird. In der That glaube ich, daß es ihm nur darum zu thun, Dlle. D. zu behalten (die er seit anderthalb oder zwei Jahren nicht mehr liebt), weil er Furcht hat, daß sie ihm, wenn sie einmal fort von hier wäre, das Leben zu sauer machen würde. Mein Gott, welche Existenz!

„Seltsam ist es übrigens, daß er, wie ich sicher bin, der festen Meinung ist, ich wolle nur aus Liebe zu ihm und aus Eifersucht die Entfernung der Dlle. D. Er will durchaus nicht begreifen, daß das Einzige, was einen Einfluß auf mich übt, jetzt und für immer meine Kinder sind. Er meint, es sey Liebes-Verdruß, den ich habe, und das schmeichelt ihm, kurios! ja, ich zweifle nicht, daß, wenn er meine Liebe nicht für unauslöschlich gehalten hätte, er mit größerer Schonung gegen mich, mit geringerer Unwürdigkeit gehandelt haben würde. Welche Täuschung! Welche übermäßige Eigenliebe! Es ist vielleicht möglich, im Grunde des Herzens Liebe für einen Mann zu behalten, der uns so behandelt, wenn dieser Mann von einer anderen Seite unsere Bewunderung erregt, durch außerordentliche Werke in unseren Augen an Achtung gewi[nnt,] aber einen Mann, der sich über das Alltägliche nicht erhebt, einen gew[öhn]lichen Mann liebt man nur, wenn er gut, rechtschaffen, gewissenhaft ist [und] uns das Leben angenehm macht. Es ist nicht nothwendig, selbst Große[s zu] thun, aber man muß es empfinden, bewundern, sich dafür interessiren kön[nen.] Ich vermag es nicht zu sagen, wie sehr dieses höhnische, von Allem gela[ng]weilte Wesen, diese Unmöglichkeit, sich an irgend etwas lebhaft zu betheilig[en,] jedes Vertrauen in ihn bei mir erstickt hat. Ich dachte ihn so anders; ach, [er] muß auch wohl anders gewesen seyn; ich hätte ihn ja niemals lieben könne[n,] wenn er immer wie jetzt gewesen wäre. Gewiß, in seinem Herzen, in sein[em] Verstande war Fonds genug vorhanden, aber der Mangel an festen Grund[]sätzen, an Moral und Religion und seine Geistesträgheit haben das Unwürdi[ge] in ihm die Oberhand gewinnen lassen. Und bei allem diesen seine Tö[chter] ziehen wollen! — Wie er sich hat isoliren lassen! Er besitzt nicht einen ein[]zigen wirklichen Freund, er hat keine anderen Verbindungen, als die ihm [die] Vergnügungen zuführen und die, wegen seiner Schwäche, Ketten für ihn werde[n,] sobald er sich von ihnen losmachen will. Ach, es ist schrecklich! wie ein sch[we]res Bleigewicht lasten die Ansprüche der Frauen auf ihm, mit welchen e[r in] Verhältnissen steht. Wie doch die Männer wunderlich sind! Immer h[at er] um Personen halber, die er nicht liebte, mich hingeopfert, zurückgestoßen, v[er]letzt, mißhandelt und verlassen — mich, die ihn nur liebte, mit einer unerh[ör]ten Leidenschaft liebte, mit einer Gluth, die mir unbegreiflich scheint, und [—] — ich weiß es nicht — aber vielleicht zieht er mich im Grunde seines Her[zens] jenen Frauen vor, die er verachtet und fürchtet — während ich ganz entzau[bert] von ihm bin.

„Für mich wird es jetzt immer schlimmer seyn: er fühlt die Größe [sei]nes Unrechts zu sehr; er trägt einen Groll lange nach und vermag nicht zu be[grei]fen, daß ich verzeihen und vergessen kann. Mein Verdienst ist dabei gar n[icht] so groß; ich kann nur eifersüchtig seyn, wenn ich liebe, und dann verzeihe [ich] leicht; und seitdem meine Gefühle nicht mehr dieselben sind, habe ich a[uch] gegen ihn nur insofern etwas, als er meinen Kindern Unrecht thut. Mei[ne] Lage ist eben so wunderlich als traurig: während er den Vergnügungen nach[]lief, habe ich mich ihrer ganz und gar entwöhnt; er hat Genüsse, *aber ke[ine]* Liebe gefunden, meine Liebe dagegen ist in Thränen erstickt, und ich habe [—] — — Kurz, was bei dem Einen sich verflüchtigte, hat sich vielleicht bei [dem] Anderen erhalten und so umgekehrt — — Wie soll alles dieses endigen? [Ich] glaube nicht, daß es je zu einer vollständigen Aussöhnung kommen wer[de,] wie es für unsere Kinder wünschenswerth wäre. Er wird mich immer flie[hen,] weil er sich im Unrecht fühlt, und ich werde ihn eben so wenig aufsuchen, [—] nicht um meiner Kinder wegen! Ein Gefühl von Schaam wird mich im[mer] zurückhalten, einem Manne Avancen zu machen, und wäre es auch mein G[atte,] sobald ich an meiner Liebe zu ihm zweifle und fühle, daß andere, fo[] Jahre niedergehaltene Ideen mich rascher als mein Herz in seine Arme tr[eiben] könnten.

„Mein Gott, Du allein weißt es, welche Entbehrungen des Herzens [und] jeder anderen Art ich erlitten; wenn ich den Versuchungen nicht erlag, so [ge]bührt Dir, o Herr, der Ruhm; Du warst meine Stütze, meine Kraft. O, [ver]laß mich jetzt nicht, denn ohne Dich würde ich unterliegen. Mein Gott, m[ein] Gott! stütze Du, führe Du mich; ich habe Furcht vor der Zukunft, vor [den] Drohungen, die er ausgestoßen, vor den Schwierigkeiten, die sich *alle T[age]* neu erheben werden; aber Du wirst mit mir seyn, mein Gott, *deß habe* [ich] die Zuversicht: Du wirst der armen Mutter helfen, der Du die Kraft ver[lie]hen, für ihre Kinder zu kämpfen. Herr, stehe mir bei!"

Das Triumvirat der französischen Revolutions-Geschichtsschrei[ber] Louis Blanc, Michelet und Lamartine vor dem Forum der fran[zö]sischen Kritik.

3. Lamartine.

Die sehr ausführliche und gediegene Beurtheilung, welche die „Gesch[ichte] der Girondisten" seitens unseres Referenten in dem erwähnten Artik[el der] Revue indépendante erfahren hat, fordert uns zu einer genaueren Mitth[ei]lung der Hauptgedanken um so mehr auf, als wir bisher den Leser nur [mit] einer Episode des Lamartineschen Werkes bekannt gemacht haben, ohne ein [Ur]theil über dasselbe beizufügen:

„Der Punkt, bis zu dem Michelet seine Geschichte geführt hat, ist fast [der]selbe, von dem aus Herr von Lamartine die seinige beginnt: nämlich der [Tod] Mirabeau's. Seine nur einige Monate umfassende Erzählung umfaßt die [er]habenste und tragischste Epoche der Revolution. Wir schauen nach und [nach] der Gründung der Republik, dem Prozeß und dem Tode des Königs, [den] Kämpfen der Gironde und des Berges, endlich jener gewaltigen Kri[sis des] Thermidor zu, durch welche mit Robespierre auch die gewaltsame, aber [] Idee der französischen Demokratie gestürzt und die Intrigue und Aus[] fung, die würdige Geburtsstätte des Direktoriums, an deren Stelle [gesetzt] wurde. — Mit großer Neugier sah man dem Erscheinen dieses neuen W[erkes] des Verfassers der „Meditationen" entgegen. Wird der Historiker Lama[rtine] das Niveau des Dichters Lamartine erreichen? Wird diese sanfte und [] Stimme, durch deren harmonischen Klang sich fühlende Seelen in sch[öne] Träume einwiegen ließen, männliche Kraft und erhabene Stärke genug e[nt]wickeln können, um uns das große Schauspiel unserer socialen Wiedergeb[urt]

erzählen? Zwar hat uns der Rednerstuhl den Dichter eben so beredt gezeigt, wie unsere großen Redner; aber haben nicht aus dieser Beredtsamkeit selbst jene Schwankungen des Gedankens, jene Wellenbewegungen des Worts hervorgeklungen, welche die dichterische Anschauung und Darstellung charakterisiren? So fragten die Freunde des Dichters mit geheimer Besorgniß, und die Eifersüchtigen und Neidischen wiederholten sie mit der verrätherischen Hoffnung auf baldigen Triumph. Eine andere, noch bedenklichere Frage bewegte das Publikum: Was wird die politische Ansicht des Geschichtsschreibers seyn? Für welche Partei wird er sich bei der Schilderung jener großen, die Geburt der Revolutionen verkündenden Debatten erklären? Wird er mit der Versammlung für den Tod Ludwig's XVI. stimmen? Wird er sich zur Bergpartei oder aber zu der der Girondisten schlagen? Für die letztere Annahme schien schon der Titel seines Werkes zu sprechen. Auch lag der Gedanke nahe, daß er durch eine gewisse von der Liebe für die Kunst und die Poesie erzeugte Sympathie zu den Girondisten hingezogen fühlte. Ja, es war kein Zweifel mehr: das Publikum durfte einen Panegyriker der Gironde erwarten.

„Alle diese Zweifel und Vermuthungen verschwanden bei dem Erscheinen des Buchs. Die Schnelligkeit, mit der es veröffentlicht wurde, mußte in wenig Tagen jede Ungewißheit vernichten. Das Werk Lamartine's gleicht so wenig irgend einem anderen dieser Gattung, daß diejenigen sehr in Verlegenheit gerathen dürften, deren Tendenz auf eine bestimmte Klassifizirung aller Dinge geht. Man kann nicht sagen, daß es Geschichte im strengen Sinne des Wortes enthalte; die Geschichte hat gewöhnlich einen anderen Zuschnitt, einen anderen Ton. Noch weniger kann man es eine Chronik nennen; dazu fehlt ihm die Einfachheit des Stils. Auch zu den Memoiren kann es nicht gezählt werden, da es sich, obwohl in vieler Rücksicht ähnlich, in anderer wieder beträchtlich entfernt, besonders in der zu wenig familiären Form, die jenen eigenthümlich ist. Endlich fürchten wir den Verfasser in seinem Werke zu beleidigen, wollten wir es, wenn auch nur in entferntester Beziehung, mit jenen modernen Schreibereien vergleichen, die unter dem Namen des „historischen Romans" ein usurpirtes Monopol auf die Plünderung der Annalen unserer und anderer Nationen ausüben. — Diese orginale und neue Physiognomie der Geschichte der Girondisten verlangt eine ganz besondere Betrachtung und vor Allem die Rücksicht, daß man sie nicht nach hergebrachten Schemen beurtheilt."

Der Kritiker geht nun näher auf die Eigenthümlichkeit der uns von jeher als Vorbilder aufgestellten Geschichtsschreiber des Alterthums, insbesondere des Thucydides, Tacitus, Livius und Sallust, ein, indem er trotz aller Anerkennung ihrer großen Eigenschaften an die moderne Geschichtschreibung die Forderung stellt, daß sie „das Alterthum, das uns so treffliche Vorbilder gegeben, nicht zum Kerker des modernen Geistes" werden lasse. Dieser Gedanke reicht für uns vollkommen hin, um zu wissen, auf welchen Standpunkt sich der Referent dem Lamartineschen Werke gegenüber gestellt wissen will. „Der Mensch der Gegenwart" — fährt er darauf fort — „ist bei weitem nicht so einfach, sondern viel beweglicher und vielgestalteter in seinem Leben, als der antike. Während Letzterer auf dem Forum und der Agora sein Gesammtleben so zu sagen konzentrirte, gehört die eine und vielleicht größere Seite unseres modernen Lebens dem häuslichen Heerde und der Familie an, so daß man kaum die Hälfte seiner Entwickelung in der Arena des öffentlichen Lebens erscheinen sieht. Will man nun die Ursachen seiner Bewegungen begreifen, so ist man mehr als einmal gezwungen, ihm in die Kulissen zu folgen, hinter denen er seinen Heerd errichtet hat und die ihn dem Blicke halb verbergen. Dies ist auch das Recht und die Pflicht des Geschichtsschreibers, dem die Wahrheit als das letzte und erste Kriterium seiner Darstellung gelten muß. Daß Herr von Lamartine dieses Recht in Anspruch genommen, deshalb können wir ihn also nicht tadeln: diese Einzelheiten und Spezialitäten gehören nicht minder der Geschichte an, als die großen Thatsachen, und oft sind es jene allein, aus denen diese erklärt werden können, denn sie zeigen uns nicht selten die geheimen Federn, durch die das Spiel und die Thätigkeit der äußeren Handlungen bewirkt und geregelt werden. Leider aber haben nicht alle von Herrn von Lamartine mitgetheilten Details diese tiefere Bedeutung. Zuweilen gehören sie nur der äußeren und materiellen Scenerie an, die in einem Geschichtswerke nicht so sehr in den Vordergrund treten darf. Dergleichen hätte der berühmte Verfasser Herrn Balzac und dessen Nebenbuhlern überlassen sollen. Einen wie großen Mißgriff er hierin begangen, zeigen am besten die Debatten, die sich hierüber erhoben. Mehr als Ein Schriftsteller hat ihm z. B. bewiesen, daß das Haus Rolands keinen Taubenschlag besessen, wie Herr von Lamartine behauptet hat. In der That ein würdiger Gegenstand der Diskussion!

„So viel über die allgemeine Methode des Werks. Was den Inhalt, d. h. die Darstellung und Auffassung der Thatsachen, betrifft, so hat der Verfasser statt aller Analyse derselben, die seiner dichterischen Begeisterung widerstrebt, es vorgezogen, die Begebenheiten und Charaktere zu gruppiren und dadurch eine Reihe von Gemälden zu schaffen, wodurch zwar die Aufmerksamkeit des Lesers auf's Höchste gefesselt, zugleich aber zerstückelt und isolirt wird. Denn der Faden der Geschichte, das sich in den einzelnen Thatsachen und Personen nur abspiegelnde, kontinuirliche Leben der Zeit verbirgt sich hier hinter den einzelnen Scenen, die den Blick anziehen, aber auch eben so sehr — nämlich von der Idee des Ganzen — abziehen. Um diesem Mangel etwas abzuhelfen, ist der Verf. in einen anderen Fehler verfallen: damit nämlich in dieser ununterbrochenen Erzählung die Einheit nicht ganz verloren ginge, ist er mehrmals gezwungen gewesen, zu Wiederholungen seine Zuflucht zu nehmen, wodurch uns zwar die Reihe seiner Gedanken, zugleich aber der Mangel an organischem Zusammenhalt seiner Schilderungen deutlich wird. Ein anderer Nachtheil, der mit dieser Behandlung der Geschichte in naher Verbindung steht, besteht darin, daß die Dinge und ihre Beziehungen auf einander darin nicht immer ihre wahren und natürlichen Größenverhältnisse bewahrt haben, indem bald Scenen, die für die Gesammtentwickelung weniger wichtig, aber für die Schilderung geeigneter waren, eine verhältnißmäßig zu große, bald anderen, die an poetischen Elementen ärmer, in historischer Rücksicht wesentlicher waren, eine zu kleine Ausdehnung gegeben worden ist. Wir führen als Belege für das Erstere nur die verschiedenen Metzeleien an, bei deren Schilderung der Verfasser die Phantasie eines Dante seine Farben hat mischen lassen."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mejiko.

(Schluß.)

Santana hatte von neuem Mejiko verlassen, wo seine Gegenwart, wie die Kunde der Ereignisse von Vera-Cruz, die Ruhe wieder hergestellt. Er hatte alle Streitkräfte der Republik um sich versammelt und schien entschlossen, zu siegen oder auf den Höhen von Cerro-grande zu sterben. Die Dispositionen, die er that, die Vertheidigungsfähigkeit dieser neuen Thermopylen noch zu steigern, machen seiner Einsicht Ehre. Der Cerro-grande und die beiden Berge, zwischen denen er sich erhebt, wurden durch Redouten mit Geschütz vertheidigt; auf den Höhen, welche den drei Cerros gegenüberliegen, nahm Santana sein Hauptqartier, das, durch seine Steilheit an sich schon uneinnehmbar, noch durch eine Verpallisadirung von Baumstämmen geschützt ward, so daß hinter dieser Deckung die mejikanische Infanterie ein mörderisches Feuer auf den Angreifenden unterhalten konnte. Endlich war die Straße selbst durch einen breiten, von fünf Geschützen und 2000 Mann vertheidigten Graben durchschnitten: 12,000 Mann in der vortheilhaftesten Stellung erwarteten so eine fast gleiche Anzahl Amerikaner. Zu seinem Unter-Befehlshaber hatte Santana eben den Ampudia ernannt, welcher die Capitulation von Monterey unterzeichnet hatte.

Am 17. April Nachmittags erschien die amerikanische Vorhut unter General Twiggs am Eingange des Defilees. Die Arrieregarde unter General Scott eilte, sich ihr anzuschließen. Eine Rekognoszirung überzeugte die amerikanischen Generale von der Unmöglichkeit, die Cerros zu umgehen, die mejikanischen Stellungen mußten weggenommen werden, allein mit welcher sollte man den Anfang machen? Das Lager links der Straße angreifen, hieß sich einem unvermeidlichen Untergang aussetzen; wandte man sich zur Rechten, so gerieth man in das Feuer des Cerro-grande. Der General Scott schlug einen Mittelweg ein, er befahl seinen Truppen, sich links zu halten, das mejikanische Lager nicht anzugreifen und sich dem Feuer des Cerro zu entziehen. Dieses Manöver wurde jedoch den Mejikanern durch einen Ueberläufer verrathen und daher vereitelt. Der General Scott sah die Nothwendigkeit, einen der Cerros zu besetzen, ein, um die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern, und sendete die Division Twiggs gegen diejenige der mit dem Cerro-grande zusammenhängenden Höhen, die ihm am schwächsten vertheidigt schien. In der That gelang es, die Stellung, trotz des Kreuzfeuers von den beiden benachbarten Höhen, wegzunehmen, und hiermit war die Arbeit des Tages gethan. Beide Heere brachten die Nacht in gleicher Unthätigkeit zu.

Am anderen Tage, den 18ten, erhielt General Twiggs Befehl, die am gestrigen Tage gewonnene Stellung zu verlassen und den Cerro-grande selbst anzugreifen; die Aufgabe, den letzten der drei Cerros zur Rechten der Straße wegzunehmen, fiel dem General Worth zu, während General Shields sich des dieselbe durchschneidenden Grabens bemächtigen sollte. Der General Pellow endlich, mit einer Brigade, erhielt den Auftrag, den Feind von den übrigen Höhen, die er besetzt hielt, zu vertreiben. Der Entwurf zur Schlacht umfaßte mithin vier verschiedene gleichzeitig auszuführende Operationen.

Ohne Zweifel war Twiggs Auftrag der schwierigste. Ein kräftiger Widerstand empfing seine Truppen, die mejikanischen Kanoniere ließen sich auf den Stücken, die sie nicht Zeit gehabt hatten, loszubrennen, niedersäbeln. Man schlug sich, wie beim Entern, mit Messern und Degen. Der mejikanische General Valdez und viele der Seinigen fielen; der Rest entwich und zog sich nach der Straße zurück. Die Amerikaner, Meister der feindlichen Batterieen, kehrten die Geschütze gegen die Flüchtlinge, und bald waren die Abhänge des Berges mit Todten besäet.

Die anderen drei Operationen gelangen nicht alle eben so. General Worth zwar bemächtigte sich der Redoute, die auf der dem Cerro-grande benachbarten Höhe lag, ohne Blutvergießen, aber den General Shields, der die Graben-Batterie nehmen sollte, empfing ein mörderisches Feuer und er fiel an der Spitze seiner Division. Nur die Wegnahme des Cerro-grande bestimmte endlich die Mejikaner, auf diesem Punkte die Waffen niederzulegen. Der Verlust der Amerikaner würde sonst weit beträchtlicher gewesen seyn. Dem General Pellow endlich mit seiner Brigade erging es noch trauriger, als Shields Truppen. Eine mejikanische Batterie, die glücklich demaskirt ward, streckte ihm fast ein ganzes Regiment nieder, so daß er sich zurückziehen mußte, und nur der Erfolg der drei anderen Operationen überhob ihn der Gefahr eines erneuerten Versuchs. Die Mejikaner, sich überall besiegt sehend, streckten vor ihm, wie vor Shields, Worth und Twiggs, das Gewehr. Die Schlacht war zu Ende, ein vollständiger Sieg öffnete den Amerikanern den Weg nach Mejiko.

10,000 Gefangene, unter ihnen die besten Offiziere der mejikanischen Armee, 20 Geschütze und 22,000 Piaster, die sich unter dem Gepäck Santana's fanden,

waren die übrigen Resultate des Tages von Cerro-grande. Was Santana selbst angeht, so hatte er gleich beim Beginn des Treffens das Schlachtfeld verlassen, Ampudia, sein Unter-Befehlshaber, schwang sich, sobald er die Erstürmung des Cerro-grande vernommen, auf einen kräftigen Renner und entwich in der Richtung von Talapa mit solcher Eilfertigkeit, daß er seinen Hut, den ihm der Wind vom Kopfe nahm, im Stich ließ. Man verfolgte Santana, allein es war zu spät, um ihn zu erreichen. Die Gefangenen, mehr eine Last als ein Vortheil für Scott, wurden auf ihr Wort entlassen, den General Vega ausgenommen, der es sich als eine Gunst ausbat, Gefangener der Amerikaner bleiben zu dürfen. Ohne Zweifel glaubte er sich unter dem Zelte des Generals Scott sicherer als in den Mauern von Mejiko.

Wir müssen darauf verzichten, auf das Detail der weiteren Operationen einzugehen; nach dem Siege von Cerro-grande ist für Mejiko nur noch ein Guerillaskrieg möglich. Es stehen sich seit demselben nicht mehr zwei Heere gegenüber, sondern wir sehen auf der einen Seite ein siegreiches, ohne Widerstand von Stadt zu Stadt vordringendes Heer, auf der anderen ein in seiner Auflösung begriffenes Land, eine Regierung ohne Stabilität und Einfluß, einen Feldherrn endlich, der selber den Zauber vernichtet hat, den einige ruhmvolle Erinnerungen an seinen Namen knüpften.

Die Amerikaner sind nur noch einige Meilen von Mejiko entfernt. Wird mit dem Traktat, welchen sie der in der Hauptstadt der Republik heute vorhandenen Regierung diktiren werden, Alles beendigt seyn? Wenn selbst die Provinzen, die der Gegenstand des allgemeinen Wunsches in der Union sind, dieser anheimfallen, wird die Installirung des Yankee-Gouvernements nicht eben so viel Blut, als die Eroberung kosten? Wie dem auch sein mag, die Union wird vor keinen Opfern zurückschrecken im Angesicht der Vortheile, welche das endliche Gelingen ihrer Absichten ihr verspricht. Ein wenig Gold, ein bischen Blut — damit ist das weite Gebiet nicht zu theuer bezahlt, das sie sich über kurz oder lang inkorporirt haben wird. Ohne uns in unnütze Hypothesen über die Phasen zu verlieren, welche der Kampf der beiden Republiken noch zu durchlaufen haben kann, wollen wir uns nur an einige Thatsachen halten, die mit Evidenz aus unserer Erzählung hervorgehen. Bedrohen die Entwürfe der Amerikaner, wie sie ihr Feldzugsplan uns enthüllt, die Interessen Europa's? Giebt es innerhalb der mejikanischen Nation noch Elemente der Ordnung und Stabilität, die sich beim Widerstand gegen jene Entwürfe verwenden lassen? Das sind die beiden Fragen, auf welche der Gang der Ereignisse naturgemäß leitet.

Man darf die Ansprüche, welche die Amerikaner augenblicklich mit den Waffen geltend machen, weder zu hoch noch zu gering anschlagen. Wer in dem gegenwärtigen Kriege nur eine Folge der texanischen Gränzstreitigkeiten sieht, der mißt den Ehrgeiz der Union mit einem sehr verkleinernden Maßstabe, wer ihr die Absicht beimißt, ganz Mejiko zu erobern, der stellt sich, däucht uns, diesen Ehrgeiz größer vor, als er heute noch ist. Unserer Ansicht nach handelt es sich in diesem Augenblick für die Vereinigten Staaten weder um die Entscheidung einer Rechtsfrage, noch um eine Eroberung, die ihnen lästiger, als nützlich sein würde. Sie haben von der unermeßlichen Beute, die das Kriegsglück ihnen zugetheilt, schon im voraus das, was sie behalten wollen, bezeichnet, und wenn sie auf ihre Fahnen die stolze Devise schreiben: **Bis zu Montezuma's Palast**, so war damit weiter nichts als nur Täuschung beabsichtigt. Es lassen sich in dem Feldzuge der Union zweierlei Operationen unterscheiden: — Die Besetzung des ungeheuren Halbmondes, der sich von Tampico im Osten bis westlich nach Monterey und dem Hafen von San Francisco in Kalifornien erstreckt — dann der Marsch auf Mejiko, um für die thatsächliche Besitznahme die Weihe eines Vertrages zu erhalten. Die Haltung der amerikanischen Generale während des Krieges läßt über diesen doppelten Zweck keinen Zweifel übrig. General Taylor trat mehr als Befreier und Kolonisator, denn als Feldherr auf, die Presse wurde benutzt, um der Union die Sympathieen der Bevölkerung zu gewinnen, das Occupationsheer wurde auf eine Weise im Lande zerstreut, die, strategisch unverzeihlich, sehr wohl den Prinzipien einer zweckmäßigen Colonisation entsprach. Dieser ganze erste Theil des Feldzuges war für den amerikanischen Ehrgeiz von weit höherer Wichtigkeit, als der zweite, der Marsch auf Mejiko.

Die Provinzen, in welchen das Heer der Union ihren Kolonisten den Weg gebahnt, wurden von jenem kaum rascher erobert, als von diesen bevölkert. Der Staat Chihuahua mit seinen Kupferminen, der Staat Sonora mit seinen Goldgruben, Kalifornien, Zatecas, Durango, Bolanos, diese unerschöpfliche Quelle edler Metalle, sie sind — es ist vollendete Thatsache — in den Händen der Amerikaner. Im Besitz dieser Minen gebietet Amerika über den europäischen Handel, Amerika wird alle ihre Einkünfte zu seinem Vortheil in Beschlag nehmen und durch Metall das Papiergeld ersetzen, auf welches sich dann Europa reduzirt sehen dürfte. Der Anschluß von Texas war nur das Vorspiel dieser gigantischen Eroberung, über deren Tragweite man sich so lange getäuscht, die zu verhindern man so wenig verstanden hat. Allein, wenn nichts geschehen ist, kann auch nichts mehr geschehen.

Wäre für Mejiko eine Regeneration unmöglich, so wäre die Unterjochung des Landes das Einzige, was übrig bliebe, Unterjochung wäre besser als Anarchie, allein auf so einfache Weise läßt die Frage sich nicht stellen. Trotz der zunehmenden Desorganisation der Gesellschaft, sind doch in Mejiko nicht alle Zeichen der Lebenskraft verschwunden. Die Existenz einer Partei, die um jeden Preis — selbst um den einer vollständigen Aenderung der Verfassung — die Kräftigung der vollziehenden Gewalt begehrt, ist ein Symptom, das nicht außer Acht gelassen werden darf. Schon gewann diese Partei Terrain, als unglücklicherweise die Invasion der Amerikaner der Anarchie und dem Ehrgeiz Santana's neue Chancen gewährte. Die monarchische Partei — denn monarchisch ist jene Partei — mußte sich in das Dunkel der Verborgenheit zurückziehen und die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt war, zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Bemerkenswerth ist es, daß seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den beiden Republiken kein ernsthafter Versuch einer Intervention in die Angelegenheiten des Landes das Vorhandenseyn einer monarchischen Partei angedeutet. Der Klerus ist gleichgültig geblieben einer protestantischen Invasion gegenüber, die reichen Eigenthümer, welche die Begründung einer Monarchie in Mejiko wünschen, haben sich nicht gerührt beim Eindringen einer Andersdenkenden, industriellen Nation, welche die Invasion zum Theil aus bloßem Interesse unternommen hatte. Wollte man aber auch annehmen, die monarchische Partei könne eines Tages in Mejiko zu einer reellen Autorität gelangen, dürfte man sich ihr in ihren Hoffnungen beigesellen? Wir gestehen es, das, was uns dieser Partei geneigt macht, ist weniger ihr Ziel, als es ihre Sympathieen mit Europa sind. Die Uebel, auf deren Heilung es ankömmt, dürfen nicht blos einem schlechten Regierungs-Systeme zugeschrieben werden. Was Mejiko bisher am meisten geschadet hat, ist sein zu großes Selbstvertrauen; es empfängt heute die Strafe dafür. Wird es eine so herbe Lehre zu benutzen wissen? Es hat gegen Europa, nur zu häufig einen unversöhnlichen Haß gezeigt. Gern möchte man hoffen, daß der Ausgang des gegenwärtigen Krieges wenigstens das Gute hätte, den einsichtigeren Theil der Nation zu edleren, gesunderen Tendenzen zurückzuführen. Unserer Meinung nach hängt das Heil Mejiko's überhaupt nicht vom Triumph irgend einer Partei ab, sondern von einer weit tiefer gehenden, weniger die Prinzipien als die Sitten, umgestaltenden Revolution. Statt den Einfluß Europa's abzuweisen, mußte sich Mejiko demselben vielmehr mit Eifer überlassen; das Studium unserer Ideen, unserer Institutionen könnte die locker gewordenen Bande wieder zusammenziehen, die gesunkene Nation von neuem erheben.

Mannigfaltiges.

— Narvaez. Bei der gegenwärtigen, höchst eigenthümlichen Stellung, welche Narvaez nach seiner verunglückten Gesandtschaft, die einem Aprilsche[rz] weit ähnlicher sieht, als einer ernsthaften politischen Mission, theils dem alt[en], theils dem neuzubildenden Ministerium theils der Königin Isabella selbst gegenüber eingenommen hat, ist der endliche Ausbruch der Krisis, worin Spani[en] schon so lange geschwebt, mit größerer Wahrscheinlichkeit denn jemals zu [er]warten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der General, der einzig [con]sequente und energische Mann am spanischen Hofe, früher oder später aberma[ls] und vielleicht mehr als ehemals, in den Vordergrund treten werde. Vielle[icht] begegnen wir deshalb dem Wunsche unserer Leser, wenn wir ihnen eine ku[rze] Uebersicht der Laufbahn des Generals mittheilen. — Narvaez stammt a[us] einer edlen Familie. Sohn des Grafen von Canada-Alta, einem alten a[n]dalusischen Geschlechte, trat er nach der Restauration von 1814 unter Fer[di]nand VII. als Unterlieutenant in die königliche Garde ein. Bei den revol[u]tionären Bewegungen des Jahres 1820 trat er auf die Seite der Liberal[en] und wurde Adjutant Mina's. Nach der Restauration von 1823 wurde er a[uf] unbestimmte Zeit verabschiedet und genöthigt, sich von der Armee und de[n] Staatsgeschäften fern zu halten, bis im Jahre 1832 Marie Christine die Libe[]ralen gegen die für Karl V. in die Schranken tretenden Royalisten zu Hülf[e] rief. Während des nun ausbrechenden Bürgerkrieges diente Narvaez unt[er] den Fahnen der Christinos und legte bei verschiedenen Gelegenheiten Probe[n] von großem Muthe ab, ohne sich jedoch gerade durch anderweilige kriegerisch[e] Talente auszuzeichnen. Seine Tapferkeit wurde übrigens durch eine an Barba[]rei gränzende Grausamkeit befleckt, und vorzüglich war es Arragonien, welche[s] das Andenken an seine blutigen Verfolgungen und Hinrichtungen noch jetz[t] nicht verloren hat. Man erzählt, daß er auch Frauen, Mädchen und selbst unmündige Kinder nicht geschont hat. Als im Jahre 1840 die Königin Christine und die Partei der Moderirten vertrieben wurde, begleitete Narvaez die erstere nach Frankreich, wo er einen ihrer ergebensten Hofleute und ge[]schicktesten Agenten machte. Es scheint damals in seinen Grundsätzen eine große Veränderung vorgegangen zu seyn, denn der ehemalige Adjutant Mi[]na's bekannte sich in den Pariser Salons zu den absolutistischsten Ideen und ließ in dieser Beziehung selbst die Ansichten derer weit hinter sich zurück, di[e] er früher als zur retrograden Partei gehörig bekämpft hatte. Mit groß[er] Offenheit befehdete er die Repräsentativ-Regierung, indem er die Ueberzeugun[g] kund gab, daß sie für Spanien ein Unding, eine Unmöglichkeit sey, und da[ß] die Ruhe in diesem Lande nur durch die Wiedereinführung des alten Regie[]rungssystems, ja der Inquisition hergestellt werden könne. Im Jahre 18[..], zur Zeit der Pronunciamientos gegen Espartero, war er es, der aus Par[is] das Geld nach Spanien schaffte, welches Christine zur Vernichtung des Dik[]tor's zu opfern beschlossen hatte. Er stellte sich an die Spitze der Beweg[ung] zu Valencia. — Sein Ministerium, seine Börsenintriguen, seine Zwistigke[iten] mit Christine, seine Gewaltmaßregeln gegen die Freiheit der Person und [der] Presse sind zu neue und deshalb zu bekannte Fakta, um hier wieder erzä[hlt] zu werden, eben so seine Verbannung nach Frankreich und ganz neuerding[s] seine Ernennung als Gesandter und das Mißlingen seiner Mission na[ch] Madrid.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Dienstag den 21. September 1847.

Italien.

Italiänische Musik und römische Theater.

Nach A. v. Gretsch.

In den Vorurtheilen mancherlei Art, die der Reisende nach seiner Ankunft in Italien ablegen muß, gehört auch die süße Hoffnung, mit seinem ersten Schritt auf klassischen Boden die schönste Musik, den herrlichsten Gesang in der Welt zu hören. Es wiederholt sich dort das alte Lied von dem Schuhmacher ohne Schuhe und dem Schneider ohne Rock. Bekanntlich findet man in Straßburg nur ausnahmsweise gute Gänseleber-Pasteten; in den Brüsseler Bücherläden giebt es kein einziges in Brüssel erschienenes Werk, und in der Champagne ist fast kein Champagner zu haben, der dort eben so theuer ist, als bei uns. Dasselbe wiederholt sich in Italien mit der Musik; dieses Land schickt so viele Sänger und Sängerinnen in die Fremde, daß es höchstens zwei bis drei nennenswerthe Künstler für die Haupttheater in Mailand und Neapel übrig behält. Inzwischen muß in einem so musikalischen Lande, das sich unter seinem reinen Himmel nur an Gesang ergötzt, jedes Städtchen seine Theater und seine Oper besitzen; aber in welchem Zustande sind auch die meisten von ihnen? Oft hört man den ganzen Abend lang nichts Erträgliches, während das Klatschen und die Hervorrufungen kein Ende nehmen. Woher kömmt dies? Soll man daraus den neuen, etwas paradoxen Schluß ziehen, daß die Italiäner die Musik und den Gesang nicht zu beurtheilen verstehen? Keinesweges! Man findet nirgends eine so angestrengte Aufmerksamkeit, nicht nur bei gutem, sondern auch bei mittelmäßigem Gesang, und namentlich deshalb, weil das Publikum mehrentheils aus Kennern besteht, die sich ernstlich mit der Kunst beschäftigen und die vielleicht selbst die Partieen besser singen würden, als die auf den Bühnen agirenden Künstler sie ausführen. So unterscheidet daher das italiänische Publikum auch in dem minder Gelungenen das einzelne Gute, und da es die aufgeführten Opern fast immer auswendig weiß, so sind ihm alle schwierigen Passagen bekannt, die dem Talent zum Prüfstein dienen. Das Publikum in den vornehmsten Städten Italiens ist stolz darauf, das erste Urtheil über angehende Sänger und Sängerinnen auszusprechen, muß aber dieses Vorrecht theuer bezahlen. Hat es einmal entschieden, daß dieser oder jener Künstler nicht übel sey, so kann es darauf rechnen, ihn das künftige Jahr nicht wieder zu sehen; mit einer solchen Empfehlung erscheint der junge Sänger kühn auf den Brettern der italiänischen Oper in Paris, wo er sich jenes je ne sais quoi aneignet, das nur in der französischen Metropolis zu erlangen ist, und dann, mit dem doppelten Vorzuge des guten Geschmacks und einer ausgezeichneten Manier ausgestattet, die Anträge aller europäischen Hauptstädte entgegennimmt. Man wird vielleicht glauben, daß die Italiäner den baldigen Verlust eines Künstlers bedauern, den sie eben erst zu genießen angefangen? Durchaus nicht; und wenn der Sänger, der nach seinem bescheidenen Auftreten in Italien sich jenseits der Alpen einen Ruf erworben, in sein Geburtsland zurückkehrt und wieder auf derselben Bühne erscheint, wo sein Glück sich begründete, so wird ihm schwerlich die Aufnahme zu Theil, die er verdient hätte. Hierin gerade besteht auch wohl die Rache seiner Landsleute. Um ihrem Nationalstolz zu genügen, behaupten sie gewöhnlich, daß, von seiner klassischen Heimat entfernt, der Künstler das Eigenthümliche des italiänischen Gesangs verliere, und rechtfertigen dadurch ihre Kälte gegen dasselbe Individuum, dessen erste Schritte auf der theatralischen Laufbahn sie mit so enthusiastischem Beifall begrüßten. Dieser Beifall, dieses Geschrei, dieses Händeklatschen, das ohne große Auswahl verschwendet wird, ist übrigens nichts als eine Gewohnheit, aber eine Gewohnheit, die nie über die Gränzen der Vernunft hinausgeht; italiänische Zuhörer, obwohl sie die Sänger etwas zu freigebig mit dieser wohlfeilen Belohnung überschütten, erlauben sich doch nie, eine noch unbeendigte musikalische Phrase durch Applaus zu unterbrechen oder den Künstler in der Mitte einer schwierigen, von ihm sorgfältig einstudirten Passage zu stören. Was den Einwurf betrifft, daß dieses öftere Hervorrufen, diese wahnsinnigen Beifallsbezeugungen der praktischen Illusion schaden, so wäre er nur in dem Fall begründet, wenn noch auf dramatischen Effekt gesehen würde. Letzterer wird aber in Italien ganz vernachlässigt; die Impressarien begnügen sich nicht damit, die Stücke durch Einschiebungen und Auslassungen zu entstellen, sondern geben oft zwischen dem ersten und zweiten Akt einer Oper ein langes Ballet, während dessen sich die Sänger ausruhen können. Kann da von Aufrechthaltung des Interesses, von einem fortschreitenden Gange der Handlung und dergleichen die Rede seyn? Es ist vielmehr leicht erklärlich, daß sich italiänische Komponisten so wenig um das Libretto oder den Text ihrer Opern bekümmern. *) Bei einem solchen Zustande der Schaubühnen wundert man sich nur, warum die Italiäner eigentlich sich die Mühe nehmen, alle Augenblick die Decorationen zu verändern und die Sänger als Ritter oder Spanier zu kostümiren? Allerdings ist selbst der glänzendste Flitterrock weniger kostspielig, als ein anständiger Frack.

Man muß jedoch hierbei den Unterschied nicht vergessen, der zwischen dem Theater in Italien und in anderen Ländern stattfindet. Bei uns ist das Theater ein Luxus, den sich nur die vermögenderen Klassen erlauben können; bei den Italiänern ist es ein Lebensbedürfniß, und für sie ist ein Abend ohne Theater, ohne Oper dasselbe, was dem Russen aus dem Mittelstande ein Abend ohne Thee seyn würde. Das Theater ist ihnen ein Mittel, den Abend in einer zahlreichen, ihnen bekannten Gesellschaft zu verbringen, Musik zu hören, Tänze zu sehen, sich durch Beifallklatschen eine Motion zu machen, mit Freunden und Nachbarn zu plaudern, und Alles um eine solche Kleinigkeit, wofür man bei uns nicht einmal das Stimmen der Instrumente vor Anfang des Schauspiels mit anhören könnte. In Rom selbst beträgt der höchste, ungewöhnlich aufgeschlagene Preis für die besten Plätze nicht mehr als 25 Silbergroschen, und dieses Maximum, dem auch die übrigen Ansätze entsprachen, ward nur während der Gastrollen Carlotta Grisi's erhoben, die ein sehr bedeutendes Honorar erhielt; der regelmäßige Preis hingegen ist in den Opernhäusern für die ersten Plätze zwölf, für die anderen acht Silbergroschen. Im lyrischen Theater, welches mir viel besser gefällt, als die nur mittelmäßig aufgeführten Opern, kostet der Eintritt nicht mehr als fünf Sgr. Die Logen sind im Vergleich mit den übrigen Plätzen theurer, kommen aber den Abonnenten auch sehr billig zu stehen, da man Letzteren einen starken Rabatt bewilligt. Dem italiänischen Publikum, selbst dem vom höchsten Range, ist diese Wohlfeilheit ganz nach seinem Geschmack; es abonnirt sich gern für den ganzen Karneval oder für die Saison.

Der Theatergenuß beginnt hier, wenigstens für mich, schon mit dem Augenblick, wo man an der Kasse sein Billet nimmt. Die Preise der Sitze im Parterre und in der Galerie sind auf dem Theaterzettel bemerkt, aber die Logen werden als Handels-Artikel angesehen, die einer Coursveränderung unterworfen sind, und man fordert für sie je nach der Anziehungskraft des vorgestellten Stücks und der Physiognomie des Käufers. Darum heißt auch die Kasse in den italiänischen Theatern der Billet-Laden (botteghina). Die Geschäfte werden in ihr auf eine halb häusliche, halb kaufmännische Art betrieben, die mich anfangs sehr in Erstaunen setzte. Hinter einem Verschlage sitzen zwei Kassirer gewöhnlich in Schlafmützen, einer bequemen Kopfbedeckung, die sie vor Niemanden, sogar vor dem gebietenden Impressario nicht, abnehmen. Mitten im Stübchen erblickt man auf einem Tabouret das unentbehrliche Kohlenbecken, an dem sich einige Freunde der Kassirer, Stammgäste des Theaters oder dergleichen zweifelhafte Personen wärmen. Die Wände sind mit den lithographirten Bildnissen der Künstler und Künstlerinnen des Theaters verziert, und in einem mit rothem, goldverbrämtem Papier umgebenen Rahmen hängt der Theaterzettel des Tages. — Geben Sie mir eine Loge ersten Ranges, sagen wir, indem wir uns zu einem der Kassirer wenden. — „Sehr gern; vier Scudi (sechs Thaler.)" — Aber warum so theuer? — „Signor, heute wird eine Lieblingsoper aufgeführt, und fast alle Logen sind schon besetzt. Uebrigens, was wollen Sie geben?" — Zwei Scudi. — „Unmöglich; für diesen Preis bekommen Sie keine Loge vierten Ranges. Legen Sie noch etwas zu, Eccellenza!" — Nun gut, ich gebe noch drei Paul. — „Noch vier Paul, Eccellenza, und die Loge ist Ihre", erwiederte der Kassirer mit bittender Stimme. Natürlich werden wir um einen Paul (vier Sgr.) nicht streiten, und der Preis, für den wir die Loge erhalten, wird auf das Billet angemerkt, welches man uns zugleich mit dem Logenschlüssel einhändigt. Des Abends öffnen wir unsere Loge selbst, lassen den Schlüssel in der Thür, und während der Vorstellung nehmen die Theaterdiener ihn heraus, ohne nach den Billets zu fragen.

Die Haupttheater in Rom sind in den Händen des Banquier-Fürsten Torlonia, der sie den Impressarien in Pacht giebt, welche die künstlerische Leitung besorgen. Die niedrigen Preise werden durch die Konkurrenz der übrigen Theater bewirkt, die dem Fürsten nicht gehören; man spricht aber

*) Die so oft hervorgehobene Schwäche der italiänischen Libretti wird zum Theil durch die Weichheit und Lieblichkeit der Sprache verdeckt, die gleichsam von selbst zum Singen auffordert und auch den flachsten Alltäglichkeiten einen Reiz verleiht; aber man muß gestehen, daß die deutschen Opernbücher meistens an ähnlichen Gebrechen kränkeln wie ihre ultramontanen Brüder, ohne daß man hier dieselben Entschuldigungsgründe vorbringen kann. D. U.

Zuvörderst ist die Quantität der Hülsen des Getraides, die beim Mahlen von dem Korn geschieden wird und nicht für den Genuß des Menschen bestimmt ist, sehr verschieden; indessen glauben wir nicht zu übertreiben, wenn wir sie durchschnittlich auf ein Achtel des Ganzen schätzen. Nach dieser Rechnung würden acht Pfund Korn sieben Pfund Mehl für die menschliche Consumtion und ein Pfund Kleie für das Vieh, besonders das Federvieh, geben. Enthält man sich jedoch der Beutelung, so hat man acht Pfund ungeläutertes Mehl, und man kann mit derselben Quantität Getraide, die früher nur sieben Personen nährte, acht Personen erhalten.

Wir haben zweitens gesehen, daß das ungeläuterte Mehl um die Hälfte reicher an Nahrungsstoff ist, als das reine Mehl. Aber nehmen wir selbst an, der Unterschied betrage nur ein Achtel, so ergiebt sich dennoch, daß dieselbe Quantität Korn, die als reines Mehl nur sieben Personen nährte, als ungebeuteltes Mehl neun nähren wird, oder mit anderen Worten: daß das in einem Lande vorhandene Getraide durch dieses Mittel einer um ein Viertel stärkeren Consumtion genügen würde.

Allein, wird man sagen, wenn die bloße Anwendung der Kleie so vortheilhaft ist, warum hört man nicht lieber auf, sie den Schweinen zu geben, und warum sieht man nicht nach einem Mittel, welches es möglich machte, sie zur Nahrung des Menschen zu verwenden? das würde weder in den Gewohnheiten des Müllers noch an der Beschaffenheit des Brodes der großen Masse der Bevölkerung etwas ändern.

Angenommen, eine solche Idee ließe sich realisiren, die Kleie ließe sich schmackhaft genug machen, um für sich allein ein Nahrungsmittel abzugeben, so würden sich die ökonomischen Vortheile, auf die wir eben deuteten, dennoch nicht herausstellen. Und zwar deswegen nicht, weil erstens das reine Mehl allein nicht so viel wirkt, als mit einer gewissen Quantität Kleie gemischt, d. h. weil eine gegebene Masse reines Mehl nahrhafter ist, wenn sie mit Kleie gemischt ist, als ohne diese, und diese Nahrhaftigkeit ist größer als diejenige, welche aus dem nährenden Element der Kleie allein hervorgeht. Die Mischung beider Substanzen vermehrt in der That die Wirkung beider. Zweitens würde sich die Kleie, immer angenommen, daß sie allein eine Speise seyn könne, nur langsam und schwer verdauen lassen; ein großer Theil derselben würde die inneren Kanäle durchwandern, ohne ihren Nahrungsstoff abzusetzen: man würde, statt zu gewinnen, verlieren.

Aber auch angenommen, daß sämmtliche Kleie im Magen aufgelöst werde, so würde sich doch immer ein Verlust an Nahrungsstoff ergeben, weil die Kleie eine ihren anderen Ingredienzien verhältnißmäßige Quantität von Knochen- und Salzstoff enthält, welche der Körper in seinem normalen Zustande nicht ganz zu seinem Nutzen würde verwenden können. Dieser Ueberschuß würde ausgeschieden werden und so als Nahrungsstoff verloren gehen.

Endlich ist es zweifelhaft, ob die Kleie allein so viel Mehl oder äquivalente Elemente enthält, als es nöthig wäre, um den anderen Bedürfnissen unseres körperlichen Systems zu genügen. Wir haben im Vorhergehenden von dem Nutzen des Stärkemehls nicht gesprochen, weil beide Mehlarten dasselbe in hinlänglicher Menge enthalten. Nicht so verhält es sich mit der Kleie. Es ist uns sehr zweifelhaft, ob die Ingredienzien, die in der Kleie das sind, was die Stärke im Mehl ist, die Functionen des letzteren auf die gehörig vollständige und schnelle Weise übernehmen könnten. Der Holzstoff, der sich in der Kleie findet, möchte sich in einem gewöhnlichen Magen zu langsam auflösen. Es würde, damit sich der Körper erhielte, eine um so größere Quantität konsumirt werden müssen, als ein Theil den Nahrungskanal unverdaut durchwandern würde. Also ein neuer Verlust.

Wir kommen zum Schluß auf das ungebeutelte Mehl als auf diejenige Form zurück, in welcher sich das Korn zugleich auf die der Oekonomie entsprechendste, die nahrhafteste und gesundeste Weise verwenden läßt. Die Natur selber hat uns im Korn ein Mischungsverhältniß gegeben, besser, als wir es zu erfinnen vermöchten. Die Stoffe finden sich, was Form und Verhältniß angeht, in jeder Getraideart, wie im Weizen, auf eine unseren Bedürfnissen weit angemessenere Art, als sie sich, nach dem heutigen Zustande der Wissenschaft, irgendwie kombiniren lassen.

Mannigfaltiges.

— **Die Königsehe am Manzanares.** Die Königin Isabella von Spanien hat den Zeitungen ihres Landes bei schwerer Strafe verboten, von den Vorgängen des Palastes und des königlichen Familien- und Liebesglückes zu sprechen, wohl wissend, wie verderblich solche Besprechungen auf die Sittlichkeit des guten Volks wirken, die Sittlichkeit, welche der erhabenen Isabella vor Allem am Herzen liegt. Leider reicht Isabellens Herrschermacht und Gebot nicht über alle Länder, wo Zeitungen erscheinen, und namentlich zeigt eine Insel gegen ihre Befehle große Widersetzlichkeit, eine Insel, welche schon vor beinahe dreihundert Jahren einem königlichen Vorfahren Isabellens so viel Aerger machte, daß, als der Papst sie ihm schenkte, er sie doch nicht nahm, obgleich er eine große Armada in der Nähe hatte, welche Raum für sämmtliche wegzuführende Insulaner hatte. Auf jener Insel nun erscheinen Blätter, die sich gar nicht an das spanische Verbot kehren, ja es für ihre Pflicht halten, jetzt, nachdem man den einheimischen Organen ein Schloß vor den Mund gelegt, die Pallastfrage unter den Schutz ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu nehmen. Unter Anderem sagt ein Blatt Folgendes:

„Während die französischen Heiratstifter in Spanien nur jusqu'à la mer (Christina) gingen, sagte Isabella, sie wolle lieber dans la mer gehen, ehe si[e] von diesem ihr aufgedrungenen Eheglück Gebrauch mache. Kaum war da[s] so rührend zärtliche Bündniß geschlossen, als die beiden Glieder desselben anfingen, weit weg auseinanderzugehen. Sie vollzogen diesen Auseinandergang mit solcher Energie und Unaufhaltsamkeit, daß nach einigen Monaten das eine Glied beim Kap der guten Hoffnung, das andere Glie[d] beim Kap Horn zu finden war. Nachdem aber die Königin eines besseren Sinnes geworden, denkt sie, wahrhaft spanisch, durch Turnagain das Kap der guten Hoffnung mit Kap Horn zu vereinigen! *) . . . . . Ein Höfling versicherte uns, die Königin Isabella habe ihren Versöhnungsbrief an Don Francisco mit folgenden Worten angefangen und geschlossen: „„Ihro Majestät, ich fühle, daß ich strafbar bin —" Darauf antwortete der König (der wahrscheinlich im Don Carlos von Schiller besser zu Hause ist als mancher General-Berichterstatter):

. . . . . . „„Deswegen
Vergönn ich Ihnen vier der Monden Zeit
Fern von Don Franz darüber nachzudenken!"""

— **Die Zustände in Mejiko.** Zur Vervollständigung unseres i[n] den letzten Blättern des Magazins gelieferten Artikels über den Krieg zwische[n] den Vereinigten Staaten und Mejiko geben wir hier noch eine kurze Uebersicht der Ereignisse, wie sie sich, den über England und Frankreich eingegangenen Berichten zufolge, seitdem gestaltet. Vom Washingtoner Kabinet sind i[n] der letzten Zeit Friedensvorschläge gemacht worden, und bei dem gegenwärtigen Zustande der Republik Mejiko, die, wo sie nicht vom Feinde besetzt ist, von Anarchie beherrscht wird, läßt sich wohl erwarten, daß man den Krieg [...] nicht noch mehr in die Länge ziehen werde. Nachdem Puebla von den Amerikanern genommen worden, soll Santana, der seine dem Kongreß zweim[al] eingereichte Demission eben so oft zurückgenommen, noch etwa 20,000 Ma[nn] um sich versammelt haben. Einige Punkte in der Umgebung von Mejiko sin[d] von ihm befestigt worden, doch dürfte man hier nur einen schwachen Widerstand leisten können. Zwischen der mejikanischen Regierung und den einzelnen Staaten hat nicht allein alle Uebereinstimmung aufgehört, sondern die Zwietracht ist sogar in den Schoß jedes Staates besonders eingedrungen. So i[st] der Gouverneur des Staates Mejiko in offener Empörung gegen den Kongreß, der Staat Oajaca hat zwei Gouverneure und zwei verschiedene Staats-Verwaltungen, die beide mit nichts Anderem beschäftigt sind, als mit der Aufhebung ihrer gegenseitigen Verordnungen. Der Staat Zacatecas hat sich von der vereinigten Republik losgesagt und stellt dem souverainen Kongreß ein[e] Art von Nationalversammlung gegenüber, welche sich in Lagos versamme[lt]. Natürlich mußte diese Zerfallenheit der Regierenden eine große Demoralisat[ion] unter den Regierten hervorrufen. Die Menge, namentlich in der Hauptsta[dt] ist eben so schlaff als muthlos und feig geworden. Unter solchen Umständ[en] kann es nur Verwunderung erregen, daß die Amerikaner in der letzten Ze[it] gänzlich unthätig geblieben. Aber auch die amerikanische, vom General Sco[tt] befebligte Armee hat jetzt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Genera[l] Scott, der die ihm versprochenen Verstärkungen, welche ihn in den Sta[nd] setzen sollten, gegen die Hauptstadt zu marschiren, nicht erhielt, hat den Besatzungen, die er früher in Perote, in Jalapa und selbst in Vera-Cruz gelassen, Befehl geben müssen, zu ihm in Puebla zu stoßen, was indessen auch nicht s[o] leicht anging. Auf der ganzen Route zwischen Vera-Curz und Puebla haben si[ch] nämlich zahlreiche Guerillas organisirt, und General Pearce, der der Hauptarmee 2300 Mann aus Vera-Cruz zuführen wollte, stieß am Puente-Nacional auf ein Corps von 1400 Mejikanern, die so gut aufgestellt ware[n], daß er sich nach einem lebhaften Gefechte zurückziehen mußte. Andere klein[e] Gefechte haben mit den Guerillas in der Nähe von Tampico stattgefunden. Durch die Räumung von Jalapa und Perote hat der General Scott übrigen[s] seine Verbindungen mit dem Meere preisgegeben, wodurch er sich in ein[e] schwierige Lage versetzt, wenn die Washingtoner Friedensvorschläge nicht bald angenommen werden, da sein Heer, selbst mit den Garnisonen jener Städte, nur 12000 Mann stark seyn soll. Sein bester Verbündeter ist indessen, wie gesagt, die in Mejiko herrschende Anarchie. Die gedachten Vorschläge sind von einem Secretair der englischen Legation in Mejiko, der nach Puebla gereist war, in Empfang genommen worden und bestehen in dem Verlangen, daß das Gebiet bis zum 36. Grade nördl. Br. mit Einschluß von Oberkalifornien a[n] die Vereinigten Staaten abgetreten werde, wofür Mejiko von den Letztern eine gewisse Geldsumme erhalten würde, die jedoch zur Tilgung der mejikanischen Schuld in England verwendet werden soll. Santana, heißt es ferner, würde dann unter dem unmittelbaren Protektorate der Vereinigten Staat[en] die Präsidentenwürde auch fernerhin bekleiden. Der Kongreß, der diese Vorschläge prüfen sollte, hat sich inzwischen zum großen Theil aufgelöst, und d[ie] in der Hauptstadt zurückgebliebenen Mitglieder scheinen sich nicht für vollzählig genug zu halten, so daß Herr Buchanan, der englische Gesandte, sich [mit] seinen Vermittelungsvorschlägen an die vollziehende Gewalt und zwar natürlich zunächst an Santana gewendet hat, in dessen Händen sich nun abermals die Entscheidung über das Schicksal des Landes befinden würde.

---

*) Unsere Leser werden wissen, daß Turnagain (Kehrwieder) am nördlichen Eismeere liegt, also gerade den Südspitzen Afrika's und Amerika's entgegengesetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Donnerstag den 23. September 1847.

Schweden.

Ansgarius, ein historisch-religiöses Epos des Nordens.*)

Unsere Zeit ist keine Sängerzeit. Ueberall rauschen Maschinen oder klirren Waffen oder schallt ein Wechselgespräch anklagender und vertheidigender Stimmen. Das ist's, was jetzt den Geist der Menschen beschäftigt. Will ein Lied sich auf länger als Minuten Bahn brechen, so muß es von der Federkraft irgend einer großen, zweckdienlichen Gelegenheit oder von dem Athem des Zornes oder von der Spannung der Wißbegierde getragen werden.

Das ist schlimm, aber freilich nöthig — schlimm nämlich, daß es nöthig ist. Wenn wir aber ganz und gar Ja dazu sagen, so sind wir allerdings nicht recht gestimmt, dem Buche entgegen zu gehen, auf welches wir hier die seiner Sprache Kundigen aufmerksam zu machen wünschen; denn es ruft uns in eine zwar damals laute, aber für uns stille, dämmernde Vorzeit; es führt uns durch ein Leben voll Entsagung und innerer Fülle, voll Einfalt und Glanz; es enthält sich aller lüsternen oder lästernden Fingerzeige, aller hochweisen, obenherigen und obenhinigen Beziehungen auf die (wie so eben) wortspielende, wortkriegende Gegenwart — oder, um den Scherz bei Seite zu lassen, es ist ein sanftes, freies, unbefangenes, lyrisches Epos. Doch mich dünkt, wir haben wohl im allgemeinen Getümmel der Geister noch hier und da eine friedliche Stunde, solchen friedlichen Tönen zuzuhören, die uns nicht in Parteien spalten — vielleicht um so mehr friedliche Stunden, je mehr wir eben zuhören. Wenigstens gesteht der Berichterstatter, dem vorliegenden Gedichte viele dergleichen zu verdanken. Es entflammt einem Volke, welches von vielen Rissen und Krämpfen, unter denen unser armes, reiches Deutschland zuckt, noch verschont geblieben und doch auch wieder durch nahe Verwandtschaft in Geschlecht und Kirche im Stande ist, uns näher zu begreifen und zu fühlen, als unsere verschiedenen Nachbarn im Westen. Der Verfasser, Fahlcrantz, Professor in Upsala und durch dichterische und ästhetische Arbeiten seinen Landsleuten wohlbekannt, ist durch seine historische Bildung befähigt, den von ihm gewählten Gegenstand richtig aufzufassen; und da an demselben — dem Apostel des Nordens! — sein Vaterland vorzüglich betheiligt ist, so muß er mit besonderer Liebe von jenem liebeglühenden Manne singen. Aber auch abgesehen von der eigenen Schönheit des Gedichtes an sich, hat es für uns durch seinen Inhalt selbst manches Anziehende. Ansgarius ist ein Deutscher aus der Zeit der deutschen Entwickelung; nicht blos des skandinavischen, sondern auch des westdeutschen Nordens Apostel; nicht blos das Gepräge des mittelalterlichen, sondern insbesondere des deutschen Christenthumes tragend. Mit Theilnahme folgen wir ihm daher von Aachen nach Alt- und Neu-Corvey, nach Mainz, nach Schleswig, dann von Schweden zurück nach Hamburg und Bremen, wo er begraben ward.

Der Inhalt des Buches ist größtentheils geschichtlich treu der Lebensbeschreibung des Ansgarius durch seinen Schüler und Nachfolger Rimbert entlehnt, zum Theil auch der Geschichte des Adam von Bremen. Wo der Dichter einzelne Züge erfand, sind sie, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich, wahrhaft dem Ansgarius angehörend.

Der erste Gesang schildert in Hexametern die zukunftdeutende Kindheit Ansgar's am Hofe Karl's des Großen; der zweite, in fünfzeiligen Trochäen mit übergreifenden End- und Anfangsreimen, das stolz aufwachsende, aber durch eine himmlische Erscheinung seiner Mutter und der heiligen Jungfrau gedemüthigte Talent des Knaben, der dritte erzählt in Jamben die Weihe des jugendlichen Mönchs, seine schwärmerisch glühenden Missionspläne an der Hand kaiserlicher Absichten, und das erschütternde Niederschlagen der zu eigenmächtig lodernden Flammen durch den Donnerschlag: „Kaiser Karl ist todt!"

Um eine Anschauung von der Behandlung des Gegenstandes zu geben, lassen wir hier einen vollständigeren Auszug aus dem vierten Gesange folgen.

Noch waltet Nacht im Krankensaal des Klosters,
Wiewohl herein durch jener Thüre Scheiben
(Die zum Altan sich den Erstand'nen öffnet,
Den Fluß zu schau'n und Himmelsluft zu athmen)
Der Morgen zweifelnd blickt, der tief verhüllte
In Wolkenfinsterniß, die hier und da
Ein Blitzstrahl jäh zerreißt, die Nacht verdoppelnd.
Auf Donnerschlägen fliegt des Sturmes Heulen.
Ein Schirm verbirgt dem matten Schein der Lampe
Das niedre Lager, drauf Ansgarius ruhet,
Umhüllt vom dunkeln Benediktusmantel.
Zu Füßen wachen stumm ein Mönch, ein Knabe;
Der Eine ist Radbertus, und der Jüng're,
Gekleidet in Novizentracht, des Kranken
Geliebter Schulgefährt', mit Namen Fulbert,
Gleichaltrig, doch noch nicht geweiht im Kloster.

Man hört die Frühmette des Pfingstsonntages. Ansgarius schläft. Die beiden Pfleger flüstern über die Wechsel, welche die vier Monate seit Ludwig des Frommen Regierungsantritt (Karl starb den 28. Januar 814) auch über das Kloster brachten; wie Adalhard in Ungnade fiel, der jüngere Adalhard sein Nachfolger wurde, der tapfere Graf Wala, Karl Martell's Enkel, als armer Mönch sich aufnehmen ließ u. dgl. m. „Doch", fährt Fulbert fort,

„Doch welch ein Schlaf ist das! Die Hand erkaltet!"
Erschrocken flüstert so er zu Radbertus;
„Weh, nicht den Puls mehr fühl' ich, nicht den Herzschlag,
Ich höre keinen Athem — o, mein Vater,
Reich' her die Lampe!" — — Nicht bedurft' es ihrer,
Denn wellend überzog der Blitz ein Antlitz,
Des Farb' und Ausdruck trug des Todes Stempel.
In sprachlos bitter'm Weh sinkt Fulbert nieder;
Nur mitzusterben flehet sein Gebet.
(Ach bald ward offenbar, daß ihm Erhörung
Unwiderruflich droben war gewährt!)
Radbertus, dessen Herz die Todeszeichen
Für einen Augenblick zermalmend treffen,
Erhebet bald sich doch in Kraft des Glaubens:
„Ich sah wohl andrer Zeichen heil'ge Bürgschaft,
Die sich'rer ist, als dieser Todesschein.
Das Reis, das selber du, o Herr, mit Gnaden
Und Wundern hier gepflanzet und gepfleget:
Nicht wirst Du in der Blüthezeit es brechen,
Bevor dein Segen ihm zu Früchten reifte!"
Doch nicht gewaffnet, aller Furcht zu trotzen,
Hinaus er tritt auf den Altan im Sturm;
Und gegen seine Brustwehr hingelehnt
Ergießt er in's Gebet die Zuversicht,
Wie Jacob ringend mit dem Herrn und nicht
Ihn lassend, ehe er gesegnet ward.
Und sieh, es war, als hätte der Gebetssieg
Geboten der Natur auch, oder diese
Befehl, das Wohlgefallen zu verkünden,
Das droben sich dem brünst'gen Opfer neigte.
Denn in dem Maaße, wie des Betens Friede
Die Ungeduld und Zweifelns Brandung stillte,
Verstummen draußen auch der Windsbraut Stimmen.
Ein Blick voll Liebe, aus dem ew'gen Auge
Der Gnade strahlend, schwebt herab mit Lächeln
Im jungen Liebesblicke der Natur.
Da Ostens Vorhang riß und sich die Sonne
Vervielfacht schaute in Samara's Wellen,
Die schimmernd fern im blauen Ost verschwanden,
Der Haine und der Felder Blumenwelten
Zur Sonne schlugen ihre Augen auf,
Von Himmelstropfen glänzend übersprengt,
Erweckt vom Klanggeschwirr der Vogelschaar.
Und hoch in der Kastanie, deren Krone
Den Beter des Altanes rings umwölbte,
Vieltausend Bienen stimmten an den Hymnus,
Der bald durchklungen ward und überschwellt
Von Thurmes Glocken und Gesang; denn mächtig
Und hundertstimmig strömt es aus den Fenstern
Der Kirche, die sich ob dem Wipfel öffnen,
Das tiefe Veni, Sancte Spiritus —
So tief, als maße es die ganze Kluft,
Die zwischen Welt, des Geistes Gottes leer,
Und Seines mächt'gen Wesens Reich sich dehnet;
So bittend, daß die Seele seinen Bahnen
Durch Welten folgen muß zum Vaterherzen;
Und so voll Zuversicht, als schmelzte schon
Erhörung dem Gesang die Antwort ein.
Des Festgefühles heil'ge Ueberfluthung,
In Lied und Luft und Licht und Farben strahlend,
Umschließt den Flehenden mit jenem Frieden,
In welchem das Gebet nun selbst verlöscht
Und kein Bedingen mehr dem Himmel stellt;
Die Hoffnung stirbt — denn Alles ist Besitz! —
Der Furcht, dem Kummer bleichen ihre Farben;
Der Tod, das Leid in jeglicher Gestalt,
Kurz Alles — nur nicht Sünde! — strahlt harmonisch

*) Ansgarius, bilder ur Nord-apostelns lif, i fjorton sånger (Ansgarius. Bilder aus dem Leben des Apostels des Nordens; in vierzehn Gesängen.) Von C. E. Fahlcrantz. Upsala, 1846.

Und schön im Heiligthum der Welteneinheit,
Daß lesbar wird die Doppelüberschrift —
Es trägt Natur die Worte: „Alles gut!“
Es trägt die Gnade: „Alles ist vollendet!“

O Sabbathsstrahl, zur Erde hergesendet
Von jenem Land, das ew'ge Pfingsten feiert!
O Friedenstaube, die sich zu den Frommen
Herniederlocken läßt durch festlich Läuten!
Auf jedem Blatte, das du bringst vom Oelberg
Hoch über aller Zeiten Schwall — von Eden.
(Für Adams Kinder heil'gen Abrams Keimpfand!)
Auf jedem Blatte lesen die Gefall'nen,
Daß nicht sie blos geträumet, daß der Baum
Des Lebens seine Frucht noch trägt — für uns!
Unselig der, zu welchem du nicht nahest,
Der fern vernehmend deines Fittigs Rauschen
Dich scheuchet mit des Blickes stolzer Kälte;
Unseliger noch der, der einst dich freundlich
Empfing, von deß Behausung aber jetzt
Der Lüste schwarze Vögel dich verjagen. —
Mit sel'gem Frieden schwebst du hier auch nieder,
Und deine Schwingen sind des Lenzes Goldblick,
Gesanges heil'ge Kraft und Betens Reinheit.
Er betet nicht mehr! Eine Opferflamme,
Dem Herrn zu Lobe, ist sein ganzes Herz!
In diese Flamme legt er still danieder,
Was irgend noch so eben Hoffnung war,
Was irgend Wünschen, auch das wärmste, reinste:
Des eignen Lebens Bieten für des Freundes;
Er wagt nicht mehr, dem Schritt des Allerhöchsten
Der eignen Weisheit Leuchte darzureichen;
Er steht auf jener Höhe, wo das Herz
Nur Eins noch denket: „Es gescheh' dein Wille“,
Und hierin des Gebetes Krone fühlt.
Nun ist es ihm, als würd' er selbst verzückt
Hin gen Jerusalem, zum ersten Pfingsten,
Der Zwölfen Einer, die der Geist berührt —
Wie, fühlt' er's nicht auf seine Scheitel sinken,
Wie damals, Himmelsflamme, warm und leicht?
Er blicket aufwärts — Flamme war es nicht,
Und doch ein Wunder! — war Ansgarii Hand,
Die leise segnend ihm das Haupt berührte!

Fürwahr, er ist's! Doch seiner Wange Rosen
Sind wohl des Ostens Spiel, nicht eig'nes Blühen?
Der Feuerstrahl im lang' erlosch'nen Auge
Ist wohl der Sonne helles Wiederspiegeln?
Er lebet! Deß versichert sich Radbertus;
Doch welches Leben? Ist's vielleicht das sel'ge?
Kann jetzt, kann ja vom Lager er erstehen?
So lautet seiner Augen starrend Fragen,
So forscht der Zweifel, den sein stummes Zeichen,
Das Kreuzeszeichen, kund giebt; doch die Ruhe,
Die fromme Ehrfurcht der Geberde zeigt,
Daß kein Entsetzen, kein zum Schutze Flüchten
Das Zeichen gab, nur heilige Begrüßung
Der hohen Botschaft aus der bessern Welt.
Darum auch nicht zurück die Hand er zieht,
Die nun Ansgar umfaßt mit beiden seinen
Und an das Herz sich drücket, stumm wie Jener;
Mit einem Blicke doch, der zwiefach redet,
Zugleich Anbetung fordernd jenem Reiche,
Darin er weilet oder hat geweilet,
Zugleich auch zeugend: „Noch gilt's irdisch Athmen,
Noch lieb' ich dich, so warm man hier es kann.“
Doch als des Wortes Klang dem Staunenden
Also der Augen Rede übersetzt hat
Und tief anbetend schüchternes Verstummen
Vor Gottes Spuren weichen will der Freude;
Als Fulbert, der mit Beben aus der Zelle
Gefolgt war, mitzujubeln ist bereit:
Da bittet Ansgar, winkend mehr als redend,
Um Stille, wie in Furcht, es möchten fliehen
Die hernieders unsichtbar vielleicht Gefolgten,
Wer weiß, ob nicht noch jetzt die Drei umschwebend!
So stehen sie und harren schweigsam sinnend,
Indeß der Hymnen Strom sie überwallet,
Von tausend lust'gen Vögeln hell durchzwitschert,
Durchbraust von der Kastanie Choregiang.
Ansgarii Blick, verlassend nun die Beiden,
Die still und innig er zuerst betrachtet,
Verweilend wandelnd bald auf dem Gewölk,
Deß Farben und Gestalten herrlich wechseln,
Bald gleitet er herab die blauen Berge
Zu weiten, schönen, sonnbeglänzten Thälern,
Bald auf dem Flusse schwimmt er, zögert bald
Auf Haines Blüthenkronen, auf Gefilden,
Auf mancher festlich bekränzgeschmückten Hütte.

Die Freunde aber folgen nicht dem Blicke;
Sie schauen nur auf seine klaren Quellen
Und lesen da ein unbegreiflich Wechseln
Von Forschung, Unruh, Staunen und Genießen
Als ob den Schleier der Natur hindurch
Er sähe jenseits ein Verborgenes,
Durchschimmernd jenen, oder Zeichen winkend;
Als ob der Sinnenwelt geheime Handschrift
Dem nun Geweihten durch der Dinge Chiffer
Verborgne Weisheitschätze offenbarte.
So lauscht er des Gesanges Reichthum auch,
Als hörte noch ein Lied er in dem Liede.

So flogen über die Harfensaiten seiner Seele, wie bei einem aus Träumen Geweckten, noch eine Zeit lang die Nachklänge der Gesichte, durch welche so eben sein Geist aus dem dunklen Gemisch, das man Wirklichkeit nennt, in die höhere Lichtwelt geführt worden war, um dort nach dem tödtenden Schlage eine neue Gnadenbelebung zu empfangen. Nach einem schönen Bekenntniß über seinen früheren Seelenzustand erzählt Ansgar den beiden Staunenden, was er in der Verzückung Ueberschwängliches geschaut und gehört habe. Dem Dichter hat hier derjenige vorgearbeitet, der es am besten konnte — der geschichtliche Ansgarius selbst. Denn seine eigene Schilderung dieses zweiten Wendepunktes seines inneren Lebens, welche er seinem Schüler Rimbertus in die Feder diktirte, und welche dieser erst nach Ansgar's Tode veröffentlicht hat, ist in dem Original so phantasiereich und tiefsinnig fesselnd, daß Herr F. nur geringe Mühe hatte, um die poetische Form zu gewinnen.

Im fünften Gesange durchblättert der Dichter mit ernstem Blicke die Geschichten, die sich um den wohlwollenden, aber schwachen Ludwig sammeln und dem Leben des Ansgarius Hintergrund, Luft und Boden geben. Einen der schönsten Abschnitte des Buchs enthält der sechste Gesang, Grundsteinlegung zum Kloster Neu Corvei im kaum besiegten, mißtrauischen Sachsenlande. Im siebenten nimmt Ansgarius mit Freuden den Auftrag an, den Dänenkönig Harald als Lehrer des Christenthums in sein Land zu begleiten; im achten sehen wir ihn nach mehrjährigem Wirken bei Schleswig; im neunten, der ebenfalls voll Kraft und Bewegung ist, landet er bei der schwedischen Hauptstadt an einer Bucht des Mälarsee's; im zehnten gewinnt sein Wort durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung einen großen Sieg über die nordischen Heiden. Dann werden wir nach Rom versetzt, dessen kalte, kluge und stolze Hierarchie der Mann der Demuth, der einfältigsten Glaubenshingabe und der feurigsten Liebe nicht verstehen kann; wir hören Dialoge voll dramatischer Befähigung. Weiterhin führt uns der Dichter durch die harten Prüfungen seines Helden: die furchtbare Verwüstung seines Bisthums Hamburg durch die seeräuberischen Heiden und die hochmüthige Scheinheiligkeit seines Neiders Leuderich von Bremen. Wir bedauern, daß der Raum unseres Berichtes nicht gestattet, namentlich die letztere köstliche Stelle in Uebersetzung mitzutheilen. Im vorletzten Gesange sehen wir den Greis noch einmal, theils ängstlich gespannt, theils des Erfolges froh, unter seinen geliebten Schweden, und endlich treten wir in Bremen vor das Sterbebett des treuen Boten des Evangeliums, umgeben von Freunden und Fremden, alle voll Dank und Liebe. Im Frieden des Gebets entschwebt die Seele Ansgarius. Wir rufen ihr die Anfangszeilen des vierzehnten Gesanges nach:

Erbleichender Abend ist kommen:
Zur Nacht, zu der stillen und lauen,
Von winkenden Sternen durchschwommen,
Sich senkt ein erlöschender Tag.
So flüstert's am Lager des Sterbenden, leise;
Doch droben ein Wiederhall wandelt die Weise:
Der purpurne Morgen ist kommen!
Zum Lichte, zum heiligen Schauen,
Von ewiger Sonne durchglommen,
Enthüllt sich ein dämmernder Tag.

H.

Italien.

Italiänische Musik und römische Theater.

Nach A. v. Gretsch.

(Schluß.)

Im Teatro Apollone waren drei opere serie versprochen worden: der Graf von Chalais, die beiden Foscari und noch eine, deren Titel mir entfallen ist. Die erste von diesen ist keine andere, als die unter dem Namen „Maria di Rohan“ überall bekannte Donizettische Oper; in Rom mußte sie umgetauft werden, und selbst die Heldin des Stücks hatte ihren Namen in Lucia verwandelt. Ich wohnte den beiden ersten Opern bei, konnte es aber niemals länger aushalten, als bis zum Ende des ersten Aufzugs und des Ballets. Die Besetzung war äußerst mittelmäßig: von den beiden Primadonnen ist keine einzige ihrem Berufe gewachsen. Uebrigens sind sie auch nicht Italiänerinnen: die eine, De la Grange, ist eine Französin, die andere eine Spanierin. Das Ballet allein oder vielmehr die liebenswürdige, obwohl etwas manierirte Carlotta Grisi nahm die ganze Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch, welche es völlig in der Ordnung fanden, daß sie die pas und Charaktertänze, in denen sie excellirt, in dem ersten besten Stück anbrachte, ohne das Süjet desselben im mindesten zu berücksichtigen. — Es wird in den französischen Memoiren des vorigen Jahrhunderts erzählt, daß der berühmte Vestris darauf bestanden habe, einen damals beliebten Modetanz, genannt Chacon, im Finale der Oper Iphigenia einzulegen. „Aber, mein Gott, Herr Vestris!“ sagte Gluck, „Iphigenia ist ja eine ernste Oper, und zudem hatten die Griechen auch diesen Tanz nicht.“ — „Sie hatten ihn nicht?“ entgegnete Vestris. „Desto schlimmer für die Griechen.“ — Wie es scheint war man in früheren Zeiten strenger als jetzt.

Das zweite Haupttheater in Rom ist die sogenannte Argentina. Es ist gleichfalls das Eigenthum des Banquiers Torlonia, steht aber sowohl in seinem Aeußern, als in dem Ton seines Publikums hinter dem eben beschriebenen zurück, obwohl Lucile Grahn vergangenen Winter hier tanzte. Zum Karneval wurden drei neue komische Opern versprochen: Gli Zingari, von Fioravanti, La casa di tre Artisti, von Niccolo di Giosa, einem Schüler Donizetti's, und L'uomo del mistero, von Paccini. Von diesen Stücken hatte nur das erste Erfolg; die beiden anderen verschwanden bald vom Repertoir, und der Impressario mußte seine Zuflucht zu der bekannten Oper Don Pa-

quale und zu einigen fragmentarischen, mosaikartigen Vorstellungen nehmen, um dem Publikum nur Etwas vorsetzen zu können. Von dem Personal dieses Theaters zeichnet sich nur der Buffo, de Leva, aus, der in der Rolle des Polichinell unübertrefflich ist. Am Schlusse der Opern wurden Trauerspiele gegeben, die statt des Ballets dienen. Ich entschloß mich einst, die fünf Akte einer berühmten Tragödie des Abbate Ringhieri: „Die Sündfluth", auszuhalten, um die Decorationen des letzten Aufzugs zu sehen, wäre aber gewiß dabei eingeschlafen, wenn die Schauspieler mich durch ihre Unbeholfenheit nicht zum Lachen gebracht hätten. Das Publikum, das sich hier durchaus nicht genirt, lachte, zischte, heulte und belustigte sich an den Ungereimtheiten des von dem Abbate zusammengestoppelten Machwerks. Die Decoration der Sündfluth war kein Ersatz für die langweilige Tragödie; am besten wurde der Regen durch Silberfäden dargestellt.

In demselben Theater versammelte sich einst, vor mehr als dreißig Jahren, das römische Publikum, um eine neue komische Oper zu hören. Eine seltsame Verkettung der Umstände stellte sich dem jungen Komponisten dieser Oper in den Weg. Erstens hatte er einen vigogne-wollenen Frack von sonderbarer Farbe angezogen, und als er im Orchester erschien, um seinen Platz am Fortepiano einzunehmen, erregte er allgemeines Gelächter. Der Sänger Garcia — der berühmte Garcia — führte zu Anfang der Oper, mit der Guitarre in der Hand, eine Serenade unter den Fenstern seiner Geliebten aus; aber beim ersten Akkord rissen alle Saiten der Guitarre. Im Parterre ertönte von neuem Gelächter, jetzt schon mit mißvergnügtem Zischen untermischt. Nun kömmt Zamboni (ein ausgezeichneter Buffo, der seine theatralische Laufbahn 1829 in St. Petersburg beschloß) im Kostüm des Figaro auf die Bühne gesprungen — denn, um es mit einemmal herauszusagen, die neue Oper war der Barbier von Sevilla, der Komponist im lächerlichen Frack Rossini, und Garcia spielte den Grafen Almaviva. Zamboni beginnt das jetzt so wohl bekannte Largo al factotum! als die Saiten auch seiner Guitarre plötzlich bis auf die letzte springen. Don Basilio stolpert bei seinem ersten Schritt auf der Bühne und schlägt mit der Nase auf den Fußboden; das Blut fließt in Strömen über seine weiße Halskrause, und der Schauspieler geräth auf den unglücklichen Einfall, es mit seinem schwarzen Mantel abzuwischen. Bei diesem Anblick hielten die Zuschauer es nicht länger aus; das Pfeifen, Toben, Schreien übertönte das Orchester und die Sänger — Rossini springt von seinem Sitze auf und läuft spornstreichs nach Hause. Den folgenden Abend hatte dieselbe Oper einen ungewöhnlichen Erfolg. Indessen wagte Rossini sich weder im Theater, noch im Theater-Kaffeehause zu zeigen, schloß sich in seine Kammer ein und setzte keinen Fuß aus der Thür. Um Mitternacht hört er auf der Straße ein furchtbares Geschrei; der Lärm kömmt immer näher, und zuletzt erschallt deutlich der Ruf: Rossini! Rossini! — „So ist es," denkt der unglückliche Maestro bei sich selbst; „meine Oper ist heute noch ärger ausgezischt worden als gestern, und diese Bösewichter kommen gewiß mit keiner guten Absicht zu mir — am Ende schlagen sie mich todt". — Es wird versichert, daß Rossini, in seiner Furcht vor der Justiz des strengen Publikums, sich unter das Bett verkroch, als das Geschrei sich schon auf der Treppe hören ließ. Man klopft an die Thür, will sie aufbrechen und ruft aus vollem Halse nach dem Komponisten; er antwortet nicht. Endlich fällt es einem der Schreier ein, daß ihr nächtlicher Besuch den Maestro erschreckt haben möge; er kniet nieder und ruft ihm freundlich durch das Schlüsselloch zu: „Steh' auf, mein Lieber! Deine Oper hat Furore gemacht, und wir kommen, Dich im Triumph abzuholen." Noch nicht ganz beruhigt, stellt sich Rossini, als ob er eben erst aufgewacht sey, und öffnet vorsichtig die Thür. Man ergreift ihn, trägt ihn weder todt noch lebendig ins Theater, und hier überzeugt er sich erst, daß sein Barbier wirklich gefallen habe. Die Straße wird mit Fackeln erleuchtet und Rossini nach der nächsten Osterie geführt, wo man schnell ein Abendessen zubereitete. Der Jubel dauerte bis zum Morgen — oder er hat sich vielmehr bis zum heutigen Tage überall wiederholt, wo das Meisterwerk des Schwans von Pesaro zur Aufführung gelangt ist.

Die anderen Haupttheater Roms, Valli und Aliberti, bieten nur wenig Bemerkenswerthes dar. Im ersteren spielte der vielgelobte Tragiker Molina, einer der von Pius IX. Amnestirten, und nachher der Amerikaner Risley mit seinen Kindern; das Teatro Aliberti ist das größte, aber auch das älteste und baufälligste Schauspielhaus in Rom und wird nur im Karneval zu den Morgen-Vorstellungen benutzt. Meiner Ansicht nach ist das für Dramen und Lustspiele bestimmte Teatro Metastasio das anziehendste in ganz Rom. Vaudevilles giebt es in Italien nicht; ihre Stelle nehmen die Lustspiele ein, und bei der Uebersetzung französischer Vaudevilles werden die Couplets ausgelassen oder in Prosa wiedergegeben. Der Saal dieses Theaters ist nicht groß, so daß man jedes Wort hören kann. Die Preise sind, wie schon erwähnt, erstaunlich gering, aber die Schauspieler stehen, dem Talente nach, viel höher als die Sänger des Apollone und der Argentina. Carolina Santoni ist in pathetischen Rollen äußerst brav und gehört mit den Actricen Ristori und Rabotti zu den ersten dramatischen Künstlern Italiens. Von jüngeren Schauspielern nennt Rom mit Stolz den hier geborenen Malvezzi, der sich aber jetzt in Neapel befindet. Dagegen rühmt sich das Teatro Metastasio eines Komikers, Amilcaro Belotti, dessen bloßes Erscheinen auf der Bühne das Publikum schon zur Heiterkeit stimmt. Belotti ist an sich nicht häßlich, aber er ist krummbeinig, hinkt sogar ein wenig und spricht immer höchst ernsthaft mit einer gewissen kreischenden Stimme. Da er täglich in zwei oder drei Stücken spielt, so scheint er allerdings etwas monoton; aber er beherrscht sein Publikum, ist seiner Sache gewiß, und für fünf Silbergroschen kann man sich drei Stunden lang an seinen Späßen ergötzen.

Ich müßte nun auch von den Puppentheatern, dem Teatro Fiasco, Cassandro u. s. w. sprechen, aber ein solcher Bericht würde meinen schon ziemlich ausführlichen Artikel noch mehr verlängern, und die Leser werden es mir gewiß verzeihen, wenn ich hier abbreche. (C. U.)

Algerien.

Waldungen und andere Reichthümer Algeriens.

Als Algier von Frankreich in Besitz genommen wurde, betrachteten alle aufgeklärten Männer diese Eroberung für das wichtigste Ereigniß unseres Jahrhunderts, und Alle freuten sich darüber, daß dieses Land klassisch-antiken Andenkens, diese Wiege welthistorischer Thaten, von neuem der Civilisation und ihren Forschungen zugänglich gemacht worden war. Die großen Opfer an Soldaten und Geld, die die Eroberung und Erhaltung der Provinz dem französischen Staate kostete, wurden leicht verschmerzt bei dem Hinblick auf den kräftigen, großen Gewinn, welchen man aus diesem Siege für die Menschheit und besonders für das civilisirte Europa zu erringen hoffte. Dieser Blick auf die Zukunft schien durch den entgegengesetzten auf die ferne Vergangenheit gerechtfertigt zu werden, welche durch das Organ der Geschichte oder durch noch nicht vertilgte Spuren ehemaliger Größe von einer Bevölkerung des nördlichen Afrika's erzählt, die zu den civilisirtesten und in Wissenschaft hervorragendsten Nationen gehörte. Europa, sagt man, ist in seinem Recht, wenn es diesen Theil des afrikanischen Kontinents sich weiter unterwirft, der ihm so lange als moralisches und intellektuelles Eigenthum zugehört hat und der nur durch eine fremde Gewalt von ihm losgerissen und in die Barbarei zurückgeworfen werden konnte. Doch obschon damals die alte Kultur unterdrückt und verdrängt worden, so war sie doch nie ganz unterdrückt. Die Aufgabe Frankreichs ist jetzt, sie völlig wieder herzustellen und fortzubilden.

Wenn Algerien unter den oberen Schichten seines Bodens vielfache und denkwürdige Ueberreste altrömischer und karthaginensischer Denkmäler verbirgt, so besitzt es auch in seinen Thälern und Bergen nicht minder kostbare natürliche Reichthümer, und während jene von den Forschern in Wissenschaft und Kunst ausgebeutet werden, so nehmen diese das Interesse der um das materielle Wohl der Menschheit besorgten Männer in Anspruch — diese Reichthümer bestehen vorzugsweise in den verschiedenen Metallen, Steinen, Wäldern und dem kulturfähigen Boden: alles Dinge, die für die physische Entwickelung einer Nation unumgänglich nothwendig sind, weil sie wesentliche Bedingungen ihrer äußeren Stärke, ihrer Größe und Kraft, kurz ihres Lebens sind. Was nun Algerien betrifft, das von manchen Seiten als ein unfruchtbares Land, als eine sandige Wüste geschildert worden ist, die in weiter Ausdehnung dem ermüdeten Auge des Reisenden keinen erfrischenden Anhaltepunkt gewährt, so besitzt es doch, wie gezeigt werden wird, alle Elemente für das gute Gedeihen und die kräftige Entwickelung seiner Bewohner. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf seine Wälder und Minen zu werfen.

Die drei Provinzen, welche das Gouvernement Algerien bilden, umfassen mächtige Waldungen, deren Erzeugnisse, wenn sie einer regelmäßigen Ausbeutung unterworfen werden, der Colonisation unschätzbare Dienste leisten können. Es hängt nur von der Verwaltung ab, diese Reichthümer nicht nur für die Kolonisten, sondern auch für den Mutterstaat zu einer bedeutenden Hülfsquelle zu machen.

Das Schiffbau- und Zimmerholz, welches dort gewonnen werden kann, wird nicht nur seiner Güte, sondern auch seiner Seltenheit wegen stets ein gesuchter Artikel seyn, denn täglich wird der Mangel in Europa fühlbarer, und besonders Frankreich und England werfen ihre Augen überall umher, ob sie nicht Gegenden entdecken, die ihnen das nöthige Material dazu liefern können. Algerien besitzt davon große Quantitäten, was schon daraus hervorgeht, daß es seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage die an der Nordküste Afrika's wohnenden seefahrenden Völkerschaften damit hinlänglich versorgt hat. Wenn Frankreich die Waldungen Algeriens mit weiser Schonung behandelt, so wird es auf lange Zeit einen Vortheil daraus ziehen, der sich jetzt noch gar nicht seiner Größe nach berechnen läßt. Eine Lehre kann es wenigstens in dieser Beziehung in seinen eigenen Gränzen gewonnen haben, wenn anders die Ueberzeugung, die von so vielen sachkundigen Männern getheilt wird, sich rechtfertigt, daß die zahlreichen Ueberschwemmungen einerseits und das stets merklicher werdende Versiechen der schiffbaren Flüsse andererseits der zu starken Entholzung der französischen Waldungen zuzuschreiben sind; eine Folge, die in Algerien unter der heißen Tropensonne noch weit fühlbarer und nachtheiliger werden dürfte.

Die Ausdehnung der Waldungen, in den drei algerischen Provinzen wird annäherungsweise auf 838,519 Hektaren *) geschätzt, von denen 340,749 auf die Provinz Algier, 258,370 auf die Provinz Konstantine und 239,400 auf die Provinz Oran kommen. Alle diese bewaldeten Flächen sind durch die Forstwirthschaft noch bei weitem nicht hinlänglich durchforscht, nur 368,519 Hektaren sind überhaupt erst einer regelmäßigen Bewirthschaftung unterworfen. Je weiter die Forstbeamten ihre Untersuchungen ausdehnen, und in jenen wildverwachsenen und von reißenden Thieren bewohnten Wäldern vordringen werden, wird sich auch genauer die Zahl und Größe der bewaldeten Flächen bestimmen lassen, welche einer unverzüglichen Ausbeutung fähig sind. — Die

*) Wir behalten die Angabe der Flächen in Hektaren bei, wie sie die Revue Indépendante, aus der wir gegenwärtigen Artikel entnehmen, giebt, da die Morgen gar zu verschieden sind und das Ruthenmaß für so große Flächen zu klein ist. Durchschnittlich beträgt ein Morgen etwa ⅓ Hektaren, in Preußen nur ¼, genau 180 Quadratruthen oder 0,255 Hektaren, in Oesterreich dagegen (Joch) mehr als ½ Hektare. Für Preußen würde die obige Zahl also lauten circa 3,400,000 Morgen.

Provinz Algier besitzt 21 Wälder oder Haine in einer annäherungsweisen Größe von 73,740 Hektaren, welche bereits durch einen regelmäßigen Forstdienst bewirthschaftet werden. Die Provinz Konstantine enthält deren 38 in einer Gesammtgröße von 195,370 Hektaren und die Provinz Oran 15 von 90,000 Hektaren.

Die bedeutendsten Waldungen der Provinz **Algier** sind die Wälder von Sumata, etwa 18,000 Hektaren groß und ungefähr eine deutsche Meile östlich von Milianah gelegen; eben so weit nach Süden zu beginnt der Wald von Wed-Derder von 9000 Hektaren; $2\frac{1}{2}$ Meile südwestlich von Budschia liegt der Wald von Ak-Fordun von 9600 Hektaren; nordwestlich von Milianah in derselben Entfernung wie der Sumata-Wald fängt der Wald der Beni-Manasser an, der 6000 Hektaren umfaßt; $\frac{1}{2}$ Meile südwestlich von Koleah finden wir das Gehölz der Karesas oder die Hügel des Sahel in einer Größe von 9000 Hektaren u. s. f.

Der Wald von Sumata, welcher von der durch Wagen befahrenen Straße von Blidah nach Milianah durchschnitten wird und sich durch Naturschönheiten mancherlei Art auszeichnet, hat eine Länge von 4 deutschen Meilen und füllt das Thal von Sumata, dessen Größe auf 18,000 Hektaren angegeben wird, seiner ganzen Ausdehnung nach aus. Der Grund, die Seitenwände desselben und die Kämme der es begränzenden Berge sind mit den schönsten Bäumen bedeckt. Nur wenig helle Stellen giebt es darin, außer einigen Wiesen, die sich in der Tiefe befinden. Die vorherrschenden Baumarten sind Lebensbäume, Olivenbäume, Mastix, Eichen, Eschen, Johannisbrodbäume, sämmtlich Schlagholz in dichten Anpflanzungen. Die Olivenbäume haben eine Höhe von 15—30 Fuß. Im Durchschnitt sind diese Gebüsche so eng, daß sie selbst für wilde Thiere undurchdringlich sind. Selbst die höchsten Stämme würden nur ein mittelmäßiges Baumaterial abgeben; als Brennmaterial würden sie dagegen den Unternehmern einen großen Gewinn abwerfen. Man schätzt den Ertrag einer Hektare auf 70 Steren, oder den Gesammtertrag des ganzen Waldes für jeden Zeitraum von 20 Jahren auf 1,260,000 Steren. Der Boden ist schieferartig und kalkhaltig, mit niedriger Vegetation reichlich bedeckt, meistens im Grunde des Thales und an den niederen Abhängen. Weiter hinauf wird er trockener, aber doch hinreichend nahrhaft für die Gewächse, welche sich dort finden.

Wenn der schöne Wald von Sumata nur mit kleinem Schlagholz bepflanzt werden kann, so findet diese Beschränkung weder in dem Walde von Wed-Derder, in dem $\frac{1}{10}$ aus schönen kräftigen Eichen mit süßen Eicheln, $\frac{2}{10}$ aus Eschen, Tannen und Mastixbäumen bestehen, noch in dem von Teniet-el-Had statt, einem der schönsten Gehölze Algeriens, das fast $\frac{7}{10}$ Cedern von beträchtlicher Größe enthält. Die weißen Eichen des Waldes des Wed-Derder eignen sich vorzüglich zu Nutzhoz verschiedener Art, zu Zimmerholz, Balken, Schlagbäumen und zur Stellmacherarbeit, sey es für den Armeedienst oder für die verschiedenen Gewerbe.

Der Wald von Teniet-el-Had, $4\frac{1}{2}$ deutsche Meile südlich von Milianah gelegen, hat eine Länge von 2 Meilen auf einer Breite von $\frac{1}{4}$ Meile, bedeckt also eine Fläche von ungefähr 3000 Hektaren. Er zeichnet sich besonders durch seine schöne Cedern aus, die, wie schon erwähnt, 9 Zehntheile desselben ausmachen, während das letzte Zehntheil aus Eichen besteht. Der größte Theil dieser Bäume hat seine höchste Entwickelungsstufe bereits erreicht; viele befinden sich bereis in dem Alter, wo die Kraft abzunehmen beginnt; ein anderer großer Theil liegt durch Orkane umgebrochen am Boden; einige faulen bereits auf dem Stamme. Nicht selten stößt man auf abgebrochene Cedern von 54 bis 60 Fuß Länge und 15 bis 18, ja selbst 20 und mehr Fuß im Umfange. Sie sind gemeiniglich völlig cylindrisch gewachsen bis zu einer Höhe von 25—30 Fuß. Man könnte diesen Wald noch für einen Urwald ansehen, wenn er nicht an vielen Orten von den Arabern durch Feuer gelichtet worden wäre, um die wilden Thiere zu vertreiben. Man schätzt seinen Reichthum auf 10 Bäume für die Hektare oder 30,000 für den ganzen Wald, wenn man nur diejenigen Bäume in Rechnung bringt, deren Fällzeit im Laufe der nächsten 20 Jahre stattfinden kann.

Das wirkliche Material dieses Waldes würde aber folgendes Resultat geben: 10 Bäume erster Klasse, 10 zweiter Klasse, 50 dritter Klasse, dann die unter 10 Jahren alten kleineren Stämme. Es steht außer Frage, daß, wenn diese Waldungen in passender Weise und nicht nach Art der Wilden, welche die Bäume am Fuße abhauen, um bequemer ihre Früchte erreichen zu können, ausgebeutet werden, indem man die abgestorbenen Stämme entfernt und sie durch andere verschiedenartige Anpflanzungen ersetzt, sie nicht nur dem Lande, der Kolonie selbst, sondern auch dem Mutterstaate großen Gewinn abwerfen würden. Die Cedern sind, sagt man, eine eigenthümliche Holzart. Grün sind sie sehr spröde und zerbrechlich; trocken aber werden sie sehr hart und gehen nie in Fäulniß über. Man wendet sie zur Construction sehr schöner Möbel von gefälliger Schattirung und Farbe an. Auch bewahren die daraus verfertigten Gegenstände einen sehr angenehmen Geruch. In Teniet sind zahlreiche Versuche damit gemacht worden, und man hat überdies versichert, daß die Transportkosten von Cedernbalken und Bohlen bis nach Milianah weit geringer seyen, als der Verkaufspreis im Handelsverkehr. Ohnehin ist bekannt, daß die Cedernbohlen weit weniger Knorren und deswegen größere Brauchbarkeit zur verschiedenen Verwendung besitzen als andere Holzarten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Rolf und Erika.** So heißt eine norwegische Novelle der englischen, auch unseren Leseren aus früherer Zeit bekannten Schriftstellerin Miß H. **Martineau**, herausgegeben von Dr. W. Häring (W. Alexis *). Rolf und Erika sind nordländische Brautleute, deren eheliche Verbindung durch kleine Natur- und häusliche Begebenheiten lange hinausgeschoben wurde. In der nordischen Phantasie nimmt jedoch jedes Elementar-Ereigniß die Gestalt eines Geistes oder Kobolds an; die Natur ist dort mit Berg- und Waldgeistern, Wassernixen und Seejungfrauen bevölkert. Wind und Nebel sind lebende Wesen, von denen der Eine „Nipen" und der Andere „Nix Uldea" in der Sprache der Volkssagen heißt. Die Mütter singen dergleichen alte Sagen ihren Kindern als Wiegenlieder vor, und wenn das Kind zur Jungfrau oder zum Manne herangewachsen, dann rufen die Nordlichter, die Sternschnuppen, welche durch die Luft schießen, und das Seufzen der Winde in den Fichtenwäldern jene alten Lieder, jene ersten Gedanken von Koboldeu und Nixen, wieder zurück, und der stärkste Mann erwehrt sich des Zitterns nicht. Auch Rolf und Erika sehen ihre einfache Lebensgeschichte von solchen Wundern durchflochten, deren Darstellung und freundliche Lösung der Gegenstand dieser Novelle ist, die von anspruchslosen Lesern in Deutschland gewiß mit demselben Wohlwollen aufgenommen werden wird, das sie in dem Vaterlande der Miß Martineau gefunden hat.

— **Andersen's Märchen.** Ein noch ganz anderer Meister als die eben genannte Miß Martineau ist freilich Andersen in der Bearbeitung und Nacherzählung nordischer Volkssagen. Auf das Erscheinen seiner „gesammelten Werke" in der thätigen Verlagsbuchhandlung von **Carl B. Lorck** in Leipzig haben wir bereits früher aufmerksam gemacht. Gegenwärtig sind in dieser, durch ihre Ausstattung wie durch ihre Wohlfeilheit sich auf gleiche Weise empfehlenden Ausgabe nun auch die „Gesammten Märchen" in vier Bändchen erschienen. In einem deutschen Vorworte zu dieser bekanntlich von ihm selbst besorgten Ausgabe giebt Andersen Rechenschaft darüber, inwiefern die von ihm erzählten Märchen entweder Volkssagen ihre Entstehung verdanken oder ganz seine Erfindung sind. In der ersten Klasse, die ihm, wie er sagt, in seiner Kindheit als Märchen erzählt worden, und die er nun in seiner Weise bearbeitet und ausgeschmückt, gehören: „das Feuerzeug", „der Reisekamerad", „der kleine Klaus und der große Klaus", „die wilden Schweine", „die Prinzessin auf der Erbse" und „der Garten des Paradieses." Die Idee zu der Erzählung „der unartige Knabe" gehört dem Anakreon und die zu dem Märchen „des Kaisers neue Kleider" dem Spanischen an. Aus einer Novelle des Boccaz ist „der Rosenelf" entstanden, „der", sagt Andersen, „geschrieben wurde, bevor ich Freiligrath's schönes Gedicht: „die Rache der Blumen," mit welchem der Schluß des Märchens viele Aehnlichkeit hat, gelesen hatte." Alle Uebrigen in der Sammlung enthaltenen Märchen, deren nicht weniger als dreißig sind, sind ganz von Andersen's eigener Erfindung. Mehrere derselben waren bisher noch in keiner Sammlung seiner Märchen aufgenommen, und vier: „die alte Straßenlaterne", „die Nachbarsamilie", „der kleine Tuk" und „der Schatten" sind sogar ausdrücklich von ihm für die deutsche Ausgabe geschrieben und werden also in Deutschland früher als in Dänemark gelesen. „Der Schatten" ist eine Art Peter Schlemihl, doch mit dem Unterschiede, daß Andersen's Schatten seinem Herrn nicht verloren gegangen, sondern mit diesem die Rollen getauscht hat, so daß der Herr den Schatten des zum Herrn gewordenen Schattens spielt. Die Geschichte ist wunderlich, aber doch nicht so ganz märchenhaft, als es den Anschein hat.

*) Berlin, W. Adolf u. Comp., 1847.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Sonnabend den 25. September 1847.

Böhmen.

Das Unterrichts-System in Böhmen. *)

I.

Soll ein unterworfenes Volk nicht nur physisch, sondern auch moralisch beherrscht werden, so ist es erforderlich, alle Aufmerksamkeit auf das heranwachsende Geschlecht zu wenden. Die Alten haben bereits ihrer Pflicht genügt und leben in den Erinnerungen der Vergangenheit, die Jugend aber wird sich auch einst zur That anschicken, und es ist wichtig, die Hebel in Bewegung zu setzen, welche ihre Gemüthsrichtung nach dem gewünschten Ziele leiten. Wir wollen sehen, wie Oesterreich, von diesem Gedanken ausgehend, sein Erziehungs-System bei allen Klassen der böhmischen Gesellschaft durchführt, und mit den Volksschulen beginnen.

Jeder Landmann ist nach obrigkeitlicher Bestimmung verbunden, seine Kinder vom 6ten bis zum 12ten Lebensjahre in die Schule zu schicken. Die Nichtbeobachtung dieser Anordnung wird an den schulpflichtigen Kindern geahndet. Vom 12ten bis zum 15ten Jahre nimmt die weibliche, wie die männliche Jugend an den sogenannten Repetirstunden (opakujici hodiny) Theil, welche an Sonn- und Festtagen des Nachmittags unter der Leitung des Pfarrers und Lehrers stattfinden. Es werden in diesen Stunden die Elementar-Unterrichts-Gegenstände wiederholt. Wer später in den Ehestand treten will, muß den Nachweis führen, daß er diesen Uebungen beigewohnt habe, oder sich einem neuen Kursus unterwerfen. Die Handwerksmeister dürfen, bevor sie sich nicht von der Absolvirung dieses Kursus bei denen, welche ein Gewerbe lernen wollen, überzeugt haben, dieselben nicht aufnehmen.

Die Schulanstalten, welche sich mit dem Elementar-Unterrichte befassen, zerfallen in drei Klassen: 1) Filial-, 2) Parochial- und 3) Normalschulen. Filialschulen bestehen auf den Dörfern, welche mit keinem Geistlichen versehen sind. Ist die Bauernschaft zur Unterhaltung einer eigenen Schule zu schwach, so nimmt ihre Jugend an dem Unterricht des nächsten Dorfes Theil, wo eine Schule besteht. Der Geistliche leitet den Religions-Unterricht, der Schullehrer in der Kalligraphie, im Rechnen, auch in der Kirchenmusik. Die Parochialschulen unterscheiden sich von den Ersteren nur durch ihren größeren Umfang und dadurch, daß das Unterrichtswesen unter spezieller Aufsicht des Ortsgeistlichen steht. Der Eigenthümer des Dorfes ist der Patron der Schule, welcher in Bezug auf den Lehrer mit dem Wahlrecht versehen ist.

Jeder Lehrer, der eine Anstellung erlangt, muß nachgewiesen haben, daß er den Kursus der Normalschulen und einen ein- oder zweijährigen pädagogischen Kursus beendigt hat. Mit einem Zeugniß hierüber versehen, kann er den Unterricht nur in den Filial- und Parochialschulen übernehmen. Die Unterrichtssprache ist in den von Slawen bewohnten Provinzen die czechische, in den deutschen Theilen die deutsche ausschließlich.

Mehrere Parochieen vereinigt bilden ein Dekanat. Der Dekan ist der Vorgesetzte der Pfarrer, und hat die Aufsicht über die Schulen seines Dekanats, welche er jährlich revidirt, den Examen beiwohnend, um über den sittlichen und materiellen Zustand der Schulen dem Konsistorium Bericht zu erstatten. Auf diese Weise ist der Dekan zugleich Administrativ-Beamter, und bei ihm haben die Lehrer ihre Klagen gegen den Patron oder die Gemeindeglieder anzubringen, soweit jene das Schulwesen betreffen. Mit dem Kreisamt gemeinschaftlich erledigt der Dekan Angelegenheiten dieser Art.

Zweimal im Jahre versammelt der Dekan die Lehrer zu einer Konferenz, um mit ihnen über zweckmäßige Verbesserungen des Schulwesens zu berathen, und den jüngeren von ihnen Themata zur Ausarbeitung zu geben. Ohne Bestätigung des Dekans kann kein Patron einen Lehrer anstellen.

Mehrere Dekane vereinigt, bilden eine Diöcese, die vom bischöflichen Konsistorium verwaltet wird. Dieses ist in Ansehung des Volksschulwesens die höchste Instanz. Jedes ist mit einem Kanonikus, der den Titel Scholastikus führt, versehen; er ist Referent in allen Schul-Angelegenheiten und führt die Aufsicht über die Dekane. In wichtigen Administrationsfällen wendet das Konsistorium sich an das Gouvernement.

Die Dorfschullehrer beziehen durchweg einen sehr geringen Gehalt, oft müssen sie mit 25 Thaler eine Familie erhalten. Bei größeren Schulen, wo dem Lehrer ein Stück Ackerland zur Benutzung überwiesen ist, beläuft sein Einkommen sich allerdings höher, aber nicht über 300 Gulden C. M. (250 Thaler). Die Uebernahme von Organisten- und Sakristandiensten vermag diesen Betrag allenfalls noch um etwas zu erhöhen.

Daß dieses Unterrichts-System nicht nur von dem geistlichen Einflusse, unter welchem es steht, leidet, sondern auch dadurch, daß bei den kärglichen Aussichten auf äußere Versorgung die Begabteren sich nicht für den Lehrerstand bestimmen, liegt auf der Hand. In Anerkennung dieser Mißstände haben einige von den böhmischen Magnaten schon wiederholt den Versuch gemacht, in Prag ein Seminar zur Ausbildung brauchbarer Jugendlehrer zu begründen; in der letzten Zeit thaten dies namentlich die Rohan; ihre Bemühungen sind jedoch an der Unwillfährigkeit der Regierung gescheitert. Diese hat zwar angeordnet, daß die Lehrerstellen besser fundirt, und ein Parochiallehrer mindestens 200 Gulden, ein Filial- oder Hülfslehrer 75 Gulden C. M. jährlich erhalten soll, jedoch diese Anordnungen sind nur auf dem Papiere geblieben und haben in der Stellung der Lehrer nichts geändert. Bei dem höchst geringen Einkommen werden an die Elementarlehrer noch übermäßige Ansprüche gestellt: er muß nicht nur in seinen gewöhnlichen Schulunterrichts-Gegenständen, sondern auch in der Musik, und zwar sowohl auf der Orgel, als auf einem Saiten-Instrument so weit ausgebildet seyn, um sich aus seiner Schuljugend eine Chorkapelle zu bilden, die bei öffentlichen Messen den musikalischen Theil des Kultus vertritt.

Ein Vorzug der böhmischen Schulen ist der, daß sie fast durchweg mit geeigneten Bibliotheken versehen sind, die zur Benutzung der Schüler gestellt, sich unter der Aufsicht des Pfarres befinden. Einzelne solcher Bibliotheken, meist aus freiwilligen Gaben des Landvolks, selten der Gutsbesitzer, angeschafft, zählen mehrere hundert Bände. Bei der großen Liebe des czechischen Volks zur Lektüre sind diese Büchersammlungen ein wesentliches Aufklärungsmittel.

Die sogenannten Haupt- oder Normalschulen sind von Joseph II. zu dem offen ausgesprochenen Zweck, die Nation zu germanisiren, eingerichtet worden. Es giebt von ihnen 44 in Böhmen und 21 in Mähren. Ihr Besuch ist die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in ein Gymnasium. Sie unterscheiden sich von den Parochialschulen nur dadurch, daß sie mehrere Klassen haben; der Unterricht ist derselbe, wie dort, das Czechische hier aber fast völlig verdrängt. Die Lehrer an Normalschulen sind verpflichtet, einen Kursus in Prag oder Brünn durchzumachen.

Außer den vorgenannten hat Böhmen noch mehrere Realschulen, deren Haupt in Prag ist und gegen tausend Schüler zählt. Die Prager Realschule ist mit einem technologischen Institut verbunden, und ihr Unterrichtsplan entspricht unzweifelhaft am Meisten dem allgemeinen Bedürfniß. Die böhmischen Stände suchen in Ansehung der Nützlichkeit dieser Institute, durch welche namentlich die unbemittelte Jugend für das praktische Leben ausgebildet wird, dieselben mit Eifer zu erweitern, und den Piaristen die Verwaltung zu entziehen. Die gegenwärtigen Realschulen, vom Prager Bischof Chlumczanski in Reichenberg und Rakonitz gegründet und mit Piaristen besetzt, sind in so elendem Zustande, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen. Deshalb übergab vor drei Jahren die Regierung, welche die Indolenz der Piaristen erkannte, die Realschule in Reichenberg den Prager Prämonstratensern, doch ist es zweifelhaft, ob durch diese Veränderung ein Gewinn erreicht ist. Man kann sich kaum denken, daß Priester, die sich während ihrer Studienzeit blos mit der lateinischen Sprache und etwas österreichischer Philosophie beschäftigt haben, nun mit einemmal tüchtige Realschullehrer werden sollen. Gewöhnlich beschränken sie sich darauf, ihren Schülern Bücher, welche die vorgeschriebenen Gegenstände behandeln, vorzulesen, Bücher, deren Inhalt ihnen eben so fremd ist, wie jenen. Indessen die Unterhaltung solcher Schulen unter der Aufsicht und Leitung von Priestern ist die verhältnißmäßig billigste, und dies ist der Hauptgrund dieser Einrichtung. Die Stände wollen in die Realschulen mindestens die czechische Sprache einführen, welche bis jetzt darin noch ausgeschlossen ist. Doch sind ihre Bemühungen gleich wie die, mehrere Gymnasien in Realschulen umzuwandeln, noch erfolglos geblieben. Betrachtet man diese Gymnasien, so hat man in ihnen die bequemsten Orte, in denen der Obscurantismus sich vollkommen heimisch fühlt. Der Ausländer kann den Darstellungen der Czechen über das bei ihnen herrschende Erziehungssystem kaum Glauben schenken, selbst wenn sie, abgesehen von ihren nationalen Interessen, mit vollkommener Wahrheitsliebe den Zustand des Bildungswesens schildern; so tief liegt dasselbe darnieder. Die Gymnasien zerfallen in 6 Klassen, vier sogenannte gramatikalische und zwei humanitarische. In den vier unteren haben die Schüler noch einen positiven Gewinn an Sprache und wissenschaftlichen Kenntnissen, in den beiden oberen Klassen verfließt der Unterricht in poetischen, stylistischen und rhetorischen Uebungen. Böhmen zählt 20 Gymnasien und zwar 3 in Prag, 17 in den bedeutenderen Städten des Landes. Acht stehen unter weltlicher Aufsicht, 12 unter der

*) Nach der Schrift: Czechja i Czechowie. Berlin, Schneider und Comp., 1847.

Leitung und Aufsicht der Geistlichkeit, meistens der Piaristen, auch der Benediktiner und Prämonstratenser. Der unmittelbare Vorsteher jedes Gymnasiums, der Präfekt, übernimmt selbst keinen bestimmten Unterrichtsgegenstand, sondern beschäftigt sich mit der äußeren Verwaltung und der Vertretung fehlender Lehrer. Ein und derselbe Lehrer ertheilt den Unterricht in allen Zweigen, natürlich mit der offenbarsten Oberflächlichkeit, der Präfekt selbst ist Encyklopädist im vollen Wortsinn. Die Schüler aber kämpfen nicht allein mit den Hindernissen, die aus der Unwissenheit der Lehrer fließen, sondern auch mit dem Gebrauch der deutschen Sprache, welche mit der lateinischen allein für den Unterricht in Anwendung kommt.

Unter den Lehrern sind die Cleriker die unfähigsten. Schon wegen mangelhafter Ausübung eines weltgeistlichen Amtes sind die Meisten von ihnen in einen religiösen Orden einzutreten gezwungen gewesen; dennoch wird ihnen nun aber eine wichtigere Function, der Gymnasial-Unterricht, anvertraut! daher denn auch das traurige Resultat, daß die Jugend bei ihrem Austritt aus dem Gymnasium sich auf einer Stufe der Intelligenz befindet, welche sie für die Theilnahme am öffentlichen Leben noch nicht im Mindesten hat befähigen können. Eine Ausnahme von der Regel machen nur die Jünglinge, welche durch Selbststudium ihre wissenschaftliche Ausbildung begründen. Im Ganzen stehen die weltlichen Gymnasien höher, als die geistlichen. Das Honorar der Lehrer an den Ersteren beträgt 300 bis 600 Gulden C. M. Die Piaristen erhalten einen noch geringeren Sold; ein Theil derselben wird aus den übrig gebliebenen Klostergeldern erhalten, welche Joseph II. zu diesem Zweck bestimmt hat.

Trotz dieses elenden Zustandes der Gymnasien ist bei der czechischen Bevölkerung von 4 Millionen Seelen die Zahl der Schüler in jenen 20 Anstalten doch ungemein hoch. Die drei Gymnasien in Prag, von denen jedes 6 Klassen hat, zählen in jeder derselben 80 Schüler, und würden wahrscheinlich mehr zählen, wenn diese Anzahl überschritten werden dürfte. Es hat bei dem großen Andrange in der letzten Zeit zu Prag ein viertes Gymnasium gegründet werden müssen. Die große Masse der Halbgebildeten sucht, da die Beschäftigung mit einem Gewerbe ihnen nicht mehr zusagt, ein Unterkommen im subalternen Staatsdienst, ein Theil ergiebt sich dem Müßiggange, woran er auf den Gymnasien frühzeitig gewöhnt wird, deren Lectionsplan mehr Ferien als Unterrichtsstunden nachweist, so daß auf die letzteren höchstens fünf Monate des Jahres kommen.

Die in Anwendung gebrachten Schulbücher entsprechen dem ganzen Erziehungssystem. Es wird deren eine solche Masse verbraucht, daß die Regierung es für vortheilhaft gehalten hat, für den Druck und Verlag derselben ein Monopol zu errichten. In Wien werden sie hergestellt, von dort durch das Land verschickt. Die lateinischen Autoren werden in derselben Auswahl und mit denselben schwachen Kommentaren, wie seit 1772 unter Maria Theresia, noch heute nachgedruckt. Jede Ausgabe bringt bei der Unwissenheit der Herausgeber neue Fehler zu den alten und es ist kaum noch ein Verständniß dieser Schriften möglich.

Der Zustand der böhmischen Schulen ist für den Ausländer nur schwer zu erkennen. Wer an der leitenden Maschine Auskunft sucht, wird immer getäuscht bleiben, nur die unmittelbare Anschauung bewahrt vor Irrthümern. Vor einigen Jahren kam ein bekannter Hamburgischer Gelehrter, der Pastor Krüger, nach Prag, in der Absicht, das böhmische Schulwesen zu untersuchen und eine Darstellung desselben zu geben. Er wandte sich an die Präfekten, Dekane und Professoren um Auskunft, und diese fiel so zu Gunsten des böhmischen Unterrichtswesens aus, daß der Pastor in einem umfangreichen Werke eine von Beifall strahlende Lobrede des Prager Schulzustandes hielt.

Wir gestatten uns nach diesem nur noch einige Worte über die Prager Universität. Sie wird im künftigen Jahre, die älteste aller deutschen und slawischen Universitäten, ihr 500jähriges Bestehen feiern und die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich lenken.

Als Karl IV. sie gegründet hatte, vertraute er das Protektorat über sie dem damals berühmten Erzbischof Arnost an. Die Würde eines cancellarius perpetuus et protector studiorum ist geblieben. Vice-Kanzler und Präses des akademischen Senats ist der alljährlich aus den Professoren erwählte rector magnificus. Dieser Rektor bildet vereinigt mit den k. k. Studien-Direktoren, den Dekanen, Senioren und Vice-Senioren der vier Fakultäten den akademischen Senat (Senatus academicus in publicis et politicis). Bis zum Jahre 1620 hatte der Rektor als Repräsentant der Universitäten eine Stimme auf den Landtagen und übte dort einen wesentlichen Einfluß aus. Die Böhmen bemühen sich heute mit großem Eifer, der Universität dieses Privilegium wieder zu gewinnen.

Seitdem der berühmte Rektor Jesenski nach der Schlacht am weißen Berge zum Tode verurtheilt worden, ist die Rektorenwürde in ihrem Ansehen sehr gefallen. Der Präses des Senats ist nichts, als der erste Figurant bei Festlichkeiten; sein Amt ist ein bloßes Ehrenamt. Dagegen besitzen die Studien-Direktoren bedeutenden Einfluß; sie sind theils Bischöfe, theils höhere Staatsbeamte.

Unter den Professoren verdient unstreitig als der Erste genannt zu werden der Dr. Exner. Czechen wie Deutsche sind seine begeisterten Lobredner. Exner ist einer der wärmsten Anhänger Herbarts, woraus für diese, welche Herbarts System kennen, der Einfluß Exner's in Oesterreich erklärbar seyn möchte. Die anderen Mitglieder der philosophischen Fakultät sind unbedeutend, das älteste, Dr. Jandera, liest noch heute wörtlich sein Heft von 1805. Die theologische Fakultät ist in noch elenderem Zustande, gegenwärtig weht in ihr kräftig der Geist des Jesuitismus, im Allgemeinen werden die in Wien von Triat eingeführten Theorieen festgehalten. Von den anderen Fakultäten ist nichts erwähnenswerth.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Waldungen und andere Reichthümer Algeriens.

(Schluß.)

Die Provinz Constantine besitzt einen sehr schönen Wald, welcher zu $\frac{9}{10}$ aus Korkeichen und zu $\frac{1}{10}$ aus Weiden, Ellern, Eschen u. s. f. besteht. Seine Ausdehnung beträgt 10,000 Hektaren, wovon 6000 bereits einer regelmäßigen Ausbeutung unterworfen sind, und zwar in drei Partieen, jede 2000 Hektaren umfassend. Zwei derselben sind seit dem 15. Januar auf 16 Jahre verpachtet, in Rücksicht auf die Kultur des Korkholzes. Die Dritte wird in direkter Weise durch den Forstdienst verwaltet. Der Wald von Edugh hat eine Ausdehnung von nahe an 30,000 Hektaren. Er liegt auf und zwischen Bergen von ziemlich unbequemem Zugange und enthält zu $\frac{9}{10}$ wunderschöne Korkeichen, deren Ausbeutung jedoch noch nicht eher beginnen kann, als bis eine direkte und leichtere Verbindung mit Budschia hergestellt seyn wird. Bis dahin kann er aber reichlich Brennmaterial zur Ausbeutung der in diesen Bergen vorhandenen Minerallager gewähren. Der Wald von Beni-Salah, drei Meilen von Bona entfernt, ist von allen am reichsten mit solchen versehen, die sich am besten zu Schiffsbauholz eignen würden.

Wir können nur eine schwache Andeutung der Reichthümer geben, welche die Waldungen dieser Provinz enthalten. Aber so viel durch die neuesten Untersuchungen und ältere Forschungen, so wie durch einzelne Bemerkungen von Reisenden bekannt geworden ist, werden dieselben in einer nicht weit entfernten Zeit, unschätzbare Hülfsquellen, theils für den Handel mit Korkholz, theils für anderweitige Industrie und besonders für das Seewesen gewähren, vorausgesetzt, daß der Straßenbau hinlängliche Ausdehnung erhält, um den Transport aus dem Innern der Wälder möglich zu machen. Die Regierung hat noch bei weitem nicht hinlänglich genaue Kenntniß von den großen bewaldeten Flächen, welche diese Provinz enthält. Ihre Agenten haben ihre Forschungen noch nicht so weit ausgedehnt, um die öffentliche Meinung über die Wichtigkeit derselben in bestimmter Weise aufklären zu können. Man weiß genug, um versichern zu können, daß Alles in diesem schönen Lande zusammenkommt, um die Colonisation daselbst zu erleichtern. Denn was bedarf man hierzu mehr, als einen fruchtbaren Boden, wasserreiche Flüsse und reiche Waldungen? Nur Verbindungswege, gebahnte Straßen mangeln. Nun wohl, mag die Regierung in ihren Absichten beharren, Algerien mit guten Straßen zu versehen, die alten auszubessern und fahrbar zu machen, so wird Algerien bald jenen Grad von Stärke und Wohlfahrt erreicht haben, den man so sehr ersehnt.

Auch die Provinz Oran enthält schöne Waldungen. Sie hat den großen Wald von Mulei-Ismael, 4 Meilen südöstlich von Oran gelegen. Er hat eine Länge von 3 Meilen und eine mittlere Breite von $\frac{1}{2}$ Meile, umfaßt also ungefähr 16,000 Hektaren, darin einbegriffen die lichten Stellen, die ausgerodeten und die theils von wilden Thieren, theils von Bränden von Bäumen entblößten Strafen. Er läuft an dem Abhange und dem Gipfel von Hügeln hin, die sich nur wenig über den Boden erheben und leicht zugänglich sind, obgleich die allmälige Abdachung zuweilen von Schluchten unterbrochen ist, die jedoch wenig Tiefe haben. Die hauptsächlichsten Holzarten sind der wilde Oelbaum, ein Baum, der der echten Olive sehr ähnlich ist, und bei den Arabern kieus heißt, der Lebens-, Mastix- und Mispelbaum u. s. f. — Der Wald von Emsila, $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile südwestlich von Oran zwischen dem Sebgha-See und dem Meere, fast seiner ganzen Ausdehnung nach auf Bergen gelegen, umfaßt eine Fläche von 3000 Hektaren. Da er zunächst der Stadt Oran und den französischen Besitzungen gelegen ist, ist er schon gelichtet worden. Die Forstverwaltung hat nicht verhindern können, daß sowohl Eingeborne wie Europäer, besonders aber die letzteren, ihn wie ein erobertes Land, d. h. ohne Schonung behandelt haben; ein Schicksal, das er mit allen Wäldern Algeriens theilen wird, wenn die Regierung nicht mit aller Strenge gegen die Waldfrevler einschreitet. Noch vor wenig Jahren war der Wald von Emsila wegen seines Reichthums an Bäumen und wegen der Schönheit und Stärke der letzteren berühmt; jetzt besitzt er auf einer Fläche von $2-2\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{3}-\frac{1}{2}$ Meile Breite nur vereinzelte Bäume, kleines Strauchwerk und einige dichtere Plätze von geringerem Umfange. Große Strecken sind durch Brände, andere durch Ueberströmungen verwüstet, welche die oberen Schichten fruchtbarer Erde theils ganz mit sich fortgerissen, theils versandet haben; an mehreren Stellen liegt der nackte Felsboden dem Auge offen. Die Köhler, die muthwilligen Brandstifter und die wilden Thiere sind die drei hauptsächlichsten Wunden, an denen dieser schöne Wald siecht. Würden diese geheilt, so würde er sicherlich in kurzer Zeit seine frühere Schönheit und Kraft wiedererlangen. Denn der Boden ist trotz der Felsunterlagen äußerst fruchtbar, so daß man nur den Samen auszustreuen und die jungen Schößlinge gegen Verwüstung zu schützen braucht, um des besten Gedeihens gewiß zu seyn.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die metallischen Reichthümer der afrikanischen Eroberung. Sie sind noch weniger erforscht und daher auch weniger bekannt als die überirdischen Schätze, welche die großen Waldungen in sich bergen. Auch liegt der Grund darin, daß zu ihrem Studium eine bedeutende strengwissenschaftliche Bildung gehört, welche in einem Lande, dessen Besitz fortwährend streitig gemacht wird und fußweise erobert werden muß, noch nicht in dem entsprechenden Grade vorauszusetzen ist, da die Wissenschaft der Ruhe und ungestörten Muße bedarf. Indeß ist doch Manches geschehen, um wenigstens späteren Forschungen vorzuarbeiten. Besonders gebührt den Offizieren des Generalstabes und des Geniecorps, so wie den Aerzten und Chirurgen der Armee der Ruhm, die Kenntniß der Naturgeschichte Algeriens

bereichert und die besten Nachweise über die Orte gegeben zu haben, welche für die Gründung von neuen Mittelpunkten der Bevölkerung am geeignetsten sind.

Die drei Provinzen Algeriens sind in gleicher Weise mit Metall versehen. Alle Berge, die sich vom Mittelpunkte Orans bis zu dem von Constantine erstrecken, alle Küsten, alle Meerbusen, alle jene großen Buchten, welche sich vom Hafen von Nemours bis zu dem von Calle hinziehen und den Schiffen treffliche Zufluchtsörter gewähren, sind theils metallhaltig, theils bergen sie Marmor, Granit und Bausteine.

In der Provinz **Algier** hat man weite Eisenminen entdeckt, deren Produkte sehr reich und von erster Qualität sind. Sie sind fast über das ganze Land vertheilt, denn sie finden sich auf der Straße von Algier nach Deli-Ibrahim und ganz in der Nähe bei Dura, während man andere bei der Gebirgsschlucht von Chiffa angetroffen hat. Die ganze Bergkette zwischen dem Wad-Harach und dem Wad-Bouronce hat Ueberfluß an Glanzstein, braunem Eisenstein und Spatheisen. Auch auf den beiden Ufern des Wad-Tifezal und in den Umgebungen des Tenes finden sich zahlreiche Gänge von kohlensaurem Spatheisen, und auf dem Gebiete der Monzaïa nicht weniger beträchtliche Kupferadern. Die meisten dieser Erzgänge sind schon früher, aber nur an der Oberfläche, ausgebeutet worden, wovon die großen Massen von Schlacken, die man an verschiedenen Punkten vorfindet, den Beweis liefern. In größere Tiefe ist man jedoch meist gar nicht gegangen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn man mit Ernst Hand ans Werk legt, um dort ordnungsmäßige Bergwerke einzurichten, bedeutende Massen von Mineralien zum Vorschein kommen dürften. Diese Gegend gehört zu den reichsten der Provinz Algier und zu derjenigen, deren Ausbeutung die geringsten Schwierigkeiten zu besiegen haben wird. Auch in der Mine von Monzaïa findet sich Kupfer. Im Wad-Merdja existirt ein schöner Kupferkiesgang, und bei Suma in der Umgegend von Milianah und Tenes ist man auf Kupferkiesgänge von solcher Stärke gestoßen, daß sie Gegenstände von Anträgen um Gewährung einer Konzession behufs ihrer Ausbeutung geworden sind. In der nächsten Umgebung des Cap Carine sind nicht unbedeutende Bleierzgruben entdeckt worden, und man ist bereits in Thätigkeit, sie auszubeuten. Die Kette der Budschareah, welche sich von Bir-Semmam bis zum Cap Carine erstreckt und die Seiten des Warensenis-Gebirges enthalten reiche Lager von Bleiglanz, deren Ausbeutung großen Ertrag verspricht. Schon in früheren Zeiten waren diese Lager von den Arabern aber in sehr unvollkommener Weise benutzt worden. Der Dahra besitzt gleichfalls Bleiglanzlager, deren Proben sehr günstige Resultate geliefert haben. Auch hat man in der Umgegend von Algier an mehreren Stellen Braunsteinlager, die, nach den Versuchen zu urtheilen, gleichfalls sehr befriedigende Ausbeute gewähren werden.

Die Provinz **Konstantine** besitzt Eisengänge von bedeutendem Umfange und Reichthum, besonders an der Mündung des Tassof, bei Philippeville, in Dschebel-Tilsela, am Cap-de-fer, auf der Halbinsel Tukuch und an mehreren anderen Orten. Das bemerkenswertheste und beträchtlichste Lager von Algerien, das seiner Ausdehnung und seiner Reichhaltigkeit nach mit den berühmtesten Eisenbergwerken Mitteleuropa's verglichen werden kann, ist das von Ain-Morkha, an der äußersten Spitze des Fetzara-Sees im Dschebel-Beluth gelegen. Es ist bereits eine Konzession darauf ertheilt worden. Die Ufer des Wad-el-Anel, im Norden und Osten des Fetzara-Sees sind ebenfalls sehr reich an halbverkalktem Eisen. Die Reihe der Eisenlager an den Küstenstrichen der Provinz beschließen endlich die sehr schönen, jetzt bereits verpachteten Lager des Bu-Hamza und der Belélita. — In dem Gehölz von Edugh bei dem Ras-Tukuch, etwa ¼ Meile vom Meere entfernt, an dem Orte genannt Ain-Berber einen ziemlich guten Auslaufer von grünem und blauem, kohlensaures Salz enthaltenden Kupfer und Kupferkies entdeckt. Die Bleigruben von Kef-um-Thebul im Südwesten der Calle sind ziemlich reich an Silber. Bei Setif wird die Spitze des Bu-Schaleb seit undenklichen Zeiten durch die Kabylen der Stadt Annan zur Fabrication von Kugeln ausgebeutet, wozu die Araber aus weiter Ferne sich dorthin begeben.

In der Provinz **Oran** hat die mineralogische Wissenschaft noch wenig Entdeckungen gemacht. Alles läßt jedoch auf das Vorhandensein von metallischen Substanzen schließen, die weder in der Quantität noch in der Qualität denen, welche sich im Osten Algeriens vorfinden, nachstehen dürften. Das Eisen scheint an mehreren Orten in Ueberfluß vorhanden, besonders auf dem Wege nach Mers-el-Kebir und dessen nächsten Umgebungen, eben so wie in der Umgegend von Arzew, des Cap Ferrat, zwischen Arzew und Kristel. Man hat auf der Seite nach Medeah zu, in dem Stamm der Beni-Melah (Söhne des Salzes), in den Bergen des Abd-Kebbal, große Steinsalzlager entdeckt; selbst die Brunnen sind davon angefüllt. Solche Lager finden sich auch auf der Straße von Biscra bis zu den Gränzen der Wüste. Außerdem besitzt die Provinz Oran die sehr schönen Salzbergwerke von Arzew und andere.

Die Braunkohle, der Salpeter und der Gyps finden sich an verschiedenen Orten Algeriens in beträchtlicher Quantität vor und warten nur auf die Bedürfnisse der Bewohner, um sofort ausgebeutet zu werden. Kalksteine zum Brennen tauglich, sind fast überall vorhanden, aber die wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit zur Bereitung von Wassermörtel gesuchtesten trifft man in den Umgebungen von Blidah, Tenes, Oran, Mers-el-Kebir und Arzew an. — Man kennt die wichtige Stelle, welche das Porzellan in der Construction unterseeischer Werke spielt. Die Küsten Algeriens enthalten bedeutende Massen dieses kostbaren Bindemittels, deren Qualität, ohne der des italiänischen, besonders neapolitanischen Porzellans gleich zu kommen, doch für die bisher unternommenen Arbeiten, bei denen es zur Anwendung kam, sich vollkommen brauchbar erwiesen hat. Auch hat man in Ermangelung eines ausgezeichneten natürlichen Porzellans den Versuch gemacht, durch Versetzung mit verschiedenen Thonstoffen ein künstliches zu bereiten, das schon treffliche Dienste geleistet hat. — Auch die Thonerden zur Bereitung von Geschirr mancherlei Art sind keineswegs selten in Algerien. Besonders an den Ufern des Rumel findet man treffliche Sorten. Ferner findet sich in den tiefgelegenen Gegenden längst den Flußufern und in den angeschwemmten Landestheilen vortreffliche Ziegelerde in reichlicher Menge. Der von den Römern mit dem Zusatz des „Numidischen" bezeichnete Marmor, welcher als Luxusartikel zu den kostbarsten Denkmälern verwandt wurde, wurde aus der Provinz Algier gezogen. Allein bis jetzt hat man noch die alten Brüche nicht entdecken können. Einige verlegen sie in die Gegend von Setif, Andere auf die Straße von Guelma nach Tebessa. Der Dschebel-Tilsela enthält drei sehr schöne Marmorbänke von weißem grobkörnigem Marmor. Diese Entdeckung, in der Nähe der Philippeviller Rhede, ist für diese Stadt von großem Werthe, besonders als Kalkstein, womit die Gegend sonst wenig versehen ist. Auch das Cap Garde besitzt schöne Marmorbrüche, deren Steine trotz ihrer Grobkörnigkeit doch Blöcke von großem Umfange liefern, die sich theils durch ihre blendende Weiße, theils durch ihr schönes Geäder auszeichnen. Aus diesem Marmor ist im Jahre 1845 das Piedestal angefertigt worden, auf dem die dem Andenken des Herzogs von Orleans gewidmete Statüe auf dem Gouvernementsplatze zu Algier errichtet worden ist. Man glaubt, daß diese Brüche schon von den Römern für die Construction ihrer afrikanischen Denkmäler ausgebeutet wurden. Auch haben die Römer Säulen und andere architektonische Gegenstände aus den Granitbrüchen von Collo gearbeitet, die jedoch nicht über Budschia hinaus transportirt worden zu sein scheinen, da man sie nur bis hierher antrifft. Die Granitsäulen, welche man zu Scherschel ausgegraben hat, rühren aus den Brüchen her, die sich etwa 4—5 Stunden westlich von dieser Stadt befinden.

Nach einer interessanten Notiz, die wir den Beobachtungen Fournel's, des Ober-Ingenieurs der algerischen Minen, verdanken, würde die Umgegend von Bona in einer sehr frühen, wiewohl nicht vorchristlichen Zeit bedeutende Eisenbergwerke besessen haben. In der That scheinen die physikalische Beschaffenheit der Gegend und ihre zoologischen Verhältnisse eine solche Vermuthung zu bestätigen, wenn man die zahlreichen Haufen von Eisenschlacken in Anschlag bringt, die man an verschiedenen Punkten daselbst antrifft. Fournel hat bereits 11 solcher Punkte bezeichnet, an denen sich solche Massen von Schlacken vorfinden, so daß kein Zweifel über eine frühere Existenz von Gruben in der Nähe der reichen Minerallager von Bu-Hamza, Belelita und den nördlich vom Fetzara-See gelegenen Bergen bleibt. Ja, es scheint, daß die Stadt Bona selbst, oder wenigstens ihre Baustelle, ein Hüttenwerk gewesen sey, denn noch jetzt sind ihre Straßen und Gärten mit Schlacken angefüllt. Aber wann diese Ausbeutungen stattgefunden und bis zu welchem Zeitpunkte diese Hütten bestanden haben, das hat Fournel nicht zu bestimmen vermocht. Wenn man indessen bedenkt, daß alle diese Schlackenhaufen mit Ueberbleibseln römischer Bauwerke umgeben und vermischt sind, so scheint die Gründung derselben allerdings einer sehr entlegenen Zeit anzugehören, wiewohl es auffallen kann, daß kein Geschichtsschreiber davon Erwähnung thut, selbst Plinius nicht. Aus dem letzteren Umstande kann man daher wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie zur Zeit dieses gelehrten Naturforschers, der Numidien so genau kannte und gewiß die dortigen Berg- und Hüttenwerke nicht unerwähnt gelassen hätte, noch nicht vorhanden waren. Er sagt ausdrücklich: „Numidien bringt nichts Merkwürdiges hervor, als Marmor und wilde Thiere." Daß Plinius aber die Reichhaltigkeit Numidiens an metallischen Stoffen nicht gekannt habe, ist gleichfalls unwahrscheinlich, da die Karthaginenser, das kaufmännischste und industriöseste Volk an den Ufern des Mittelländischen Meeres, sie sehr wohl kannten und benutzten. Es konnte ihm nicht unbekannt seyn, woher die Karthager ihr Blei, Eisen, Kupfer und ihren Marmor holten, den sie zur Errichtung ihrer zahlreichen und prächtigen Bauten brauchten, wovon man durch ganz Numidien noch heute mannigfache Spuren verstreut findet. Charles Jourdain, Baumeister der Saint-Louiskapelle auf der karthagischen Akropolis, hat Nachsuchungen in dem Grunde der alten Burg angestellt, um sich über die Grundlage zu belehren, und hat unbestreitbare Belege dazu gefunden, daß die Karthager dieselben Marmorarten und Metalle anwandten, welche man heute in den reichen Lagern der Umgegend von Bona und in der Provinz Konstantine findet. „Bona" — sagt ein arabischer Geschichtsschreiber, Ibn Hamal, im Jahre 360 der Hedschra (971 n. Ch.), „besitzt mehrere Eisenminen und Felder, wo man Flachs baut." — „Die Stadt Bona" — sagt ferner Edrisi aus dem 12. Jahrhundert — „ist durch den Dschebel-Yadowy (Edugh) beherrscht, einem Gebirge, dessen Gipfel sehr hoch sind, und wo man Minen von gutem Eisen findet." Diese Stellen arabischer Schriftsteller beweisen, daß die Gruben zu ihrer Zeit noch bebaut wurden; zugleich aber beweisen die Ruinen der Bauwerke, welche daselbst behufs der Ausbeutung errichtet waren, daß man damals nur die einige Jahrhunderte früher, durch römische Bergleute angefangene Arbeiten fortsetzte. Wahrscheinlich wurden dieselben zu jener Zeit eingestellt, welche die alten Städte und die alte Bevölkerung dieses Landes durch den Einfall der eroberungssüchtigen und verwüstungslustigen Orientalen untergehen sah.

Diese vielleicht zu allgemeine Uebersicht über die vegetabilischen und mineralischen Hülfsquellen Algeriens wird doch hinreichend seyn, um zu zeigen, wie großen Werth Frankreich auf diese Eroberung zu legen hat, und daß die Opfer, welche es bisher für ihre Erhaltung und Erweiterung gebracht hat, in Vergleich mit den Vortheilen, die es in der Zukunft daraus ziehen wird, wenig zu bedauern sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mineralien, die Waldungen, die Flüsse und zahlreichen Häfen, an welchen Algerien so reich ist, sind Elemente

für das Leben und Gedeihen der neuen Bevölkerung, für den Aufschwung einer neuen Civilisation und für die Beförderung neuer Interessen. Algerien ist zweifellos berufen, eine wichtige Rolle in der Zukunft der Völker zu spielen, da es zu nahe mit Europa in Berührung steht, um nicht mit ihm in einer steten inneren Beziehung sowohl in moralischer als in materieller Rücksicht zu stehen. Die künftige Bevölkerung Algeriens gehört der europäischen Race, hat also mit der in Europa lebenden gleiche Interessen, gleiche Meinungen, gleiche Sympathieen, ein gleiches Ziel der Bildung überhaupt.

Man kann darüber nicht mehr ungewiß seyn, daß Algerien, ja der ganze nördliche Theil Afrika's bereits der europäischen Civilisation anheimgefallen ist, und über kurz oder lang die arabische Bildung ganz verdrängt haben wird. Selbst wenn Frankreich, sey es aus welchem Beweggrunde es wolle, Algerien aufgäbe, würde deswegen doch die europäische Civilisation nicht verschwinden. Sie hat schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, und die Früchte, welche sie unausbleiblich tragen wird, werden den Arabern am Allerersten Nahrung gewähren. Und welche der europäischen Mächte würde es sich nicht angelegen seyn lassen, wenn sie anders sich stark genug dazu fühlt, die französische Herrschaft durch eine andere zu ersetzen? Die Eroberer Indiens würden auch hier zweifelsohne die ersten seyn. Aber es ist dies nicht zu besorgen. Algerien wird französisch bleiben. Unlösbare Bande verbinden es bereits für immer mit dem europäischen Mutterlande. (R. l.)

Frankreich.

Chemische Nachbildung von Edelsteinen.

Das große Problem der Philosophie, „was im Glauben sey, auch im Wissen zu haben", die Naturwissenschaften sind auf dem Wege, es in ihrem Kreise zu lösen. Physik und Chemie haben, was vor ihren großen Eroberungen für unerreichbar galt, errungen und, wenn heut von einem neuen Wunder die Rede ist, wenn der Natur auf der Folter des Laboratoriums ein neues Geheimniß abgezwungen würde, dann sind es, umgekehrt wie in früheren Zeiten, die Aufgeklärten und Gebildeten, welche glauben, und die Ungebildeten, welche zweifeln. Einst war es ein Sieg des menschlichen Geistes, daß ausgesprochen und anerkannt wurde, die Alchymie sey eine unmögliche Wissenschaft; in unseren Tagen ist es ein Sieg desselben Geistes, zu sagen, es könne ein Tag kommen, an dem man Gold machen wird. Denn es ist aufgeklärter und wissenschaftlicher, zu vermuthen, die einige funfzig einfachen, künstlich nicht darstellbaren Körper, welche die Chemie kennt, werden sich bei weiteren Fortschritten der Wissenschaft auf weinigere zurückführen lassen, als das Gegentheil zu behaupten. Warum sollte nun, da die Natur die Bildung aller Elementarstoffe, sie mögen werthvoll seyn oder nicht, mit gleichem Geheimniß umgiebt, nicht auch — wird einmal der Schleier gelüftet — das Gold die Reihe treffen, daß man es künstlich hervorbringe?

Diese Bemerkungen sollen die Beschreibung eines Experimentes einleiten, das mit denselben zwar nicht in gerader Linie zusammenhängt, aber doch auch nicht fern von ihnen liegt. Es handelt sich um die chemische Nachbildung eines Edelsteins, also um eine neue Art von falschen Steinen, die man echte falsche Steine nennen könnte. Dieser Edelstein, der Spinell (die blaßrothe Varität des Rubins) ist nun zwar ein zusammengesetzter Körper; aber dennoch bleibt seine Darstellbarkeit eine wichtige Thatsache wegen ihrer chemischen Konsequenzen und eine interessante, weil sie nach Alchymie klingt.

Der Adept, ein Naturforscher Namens Ebelmen, der in früheren Jahrhunderten in eines Königs Palast berufen worden wäre, um dort vor den versammelten Würdenträgern und Hofdamen sein Kunststück zu produziren, hat ein Memoire über sein Verfahren und Proben seiner Edelsteine der Pariser Akademie überreichen lassen.

Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Der Spinell wird auf der Insel Ceylon gefunden und ist auch hin und wieder im Auswurfe des Vesuv's gesehen worden. Er besteht hauptsächlich aus Thonerde, welcher Theile Bittererde und Chromoxyd beigemengt sind. Ebelmen's Verfahren, diese Stoffe zum Edelstein krystallisiren zu machen, beruht auf der Eigenschaft der Borsäure, auf trockenem Wege alle Metalloxyde aufzulösen und sich selbst bei hoher Temperatur zu verflüchtigen. Der genannte Chemiker bediente sich zur Darstellung des Spinell's der Borsäure bei hoher Temperatur, wie man sich zur Hervorbringung von Salzkrystallen des Wassers von gewöhnlicher Temperatur bedient, das man einfach verdampfen läßt. Er nahm einen Theil geschmolzene Borsäure auf zwei Theile eines Gemisches von Thon- und Bittererde, dem er noch ungefähr ein Hundertthteil doppelt chromsaures Kali hinzufügte und setzte die wohlumgerührten Substanzen in einem Porzellan-Gefäß, auf dessen Boden sich eine Platina-Platte befand, dem Feuer eines Porzellanofens aus. Die Borsäure vermittelte die Verbindung der Erden, verflüchtigte sich, nachdem sie dies geleistet, und zurückblieb ein Konvolut von Krystallen, die blaßroth und durchsichtig waren, den Quarz ritzten, eine regelmäßig oktaedrische Form hatten, also — mit Berücksichtigung ihrer Zusammensetzung — für identisch mit dem natürlichen Spinell zu halten sind.

Herr Ebelmen hat sich sogar nicht bei der künstlichen Darstellung des vorhandenen Edelsteines beruhigt; er hat auch Edelsteine, die dem Spinell ähnlich sind, erfunden. Indem er der Bittererde das Manganoxyd substituirte, erhielt er hexagonische Krystalle, durch Kobaltoxyd blauschwarze Oktaeder u. s. w.

Die von Hrn. Ebelmen vorgelegten Proben sind nur klein; doch darf man annehmen, daß sich, wenn man nach seiner Methode mit großen Quantitäten und in entsprechenden Apparaten operirte, beliebig große Krystalle erzeugen ließen.

Mannigfaltiges.

— Die Kölnische Zeitung und das Magazin. Daß in Deutschland, trotz aller Berührungen mit der Zeit und dem lebendigen Geiste derselben, der Pedantismus nicht ausstiebt, davon liefern uns selbst unsere Zeitungen, die doch die Träger der Zeit und ihres Geistes seyn sollen, täglich Beweis. Im Feuilleton der Kölnischen Zeitung ärgert sich ein gewiß grundgelehrter, aber darum gerade um so größerer Pedant darüber, daß unser Magazin nicht lauter wörtliche Uebersetzungen, sondern zuweilen auch ein eigenes kritisches Wort, eine deutsche Betrachtung über die ausländischen Erzeugnisse, liefert — wobei man sich natürlich, wie das in solchen Fällen üblich ist, dagegen verwahrt, als wisse man das angegriffene Verfahren nicht auch von seiner besseren Seite zu würdigen. Unser Kölnischer Kritiker bedauert, daß das Magazin sich nicht damit begnügt, ihm aus den ausländischen Revüen und Reviews, die er unmöglich alle selbst lesen kann, Auszüge zu liefern. Wenn nun aber, was sehr oft vorkömmt, diese Zeitschriften gerade für deutsche Leser — mit alleiniger Ausnahme vielleicht des Kölnischen Gelehrten — nichts Anziehendes enthalten, sollen wir dann auch das Uninteressante und Langweilige mittheilen, blos seines Ursprunges wegen? Sind unsere übrigen Leser nicht vielmehr der Ansicht, daß die Literatur des Auslandes eben nur dann einen wahren Gewinn für uns trägt, wenn wir sie mit Bewußtseyn auffassen und mit deutschem Geiste durchdringen — nicht aber wenn wir sie, wie dies in unzähligen Bücherfabriken in Leipzig und anderwärts geschieht, mechanisch übersetzen und in ihrer für uns unverdaulichen Form dem Publikum vorlegen? Der Kölnische Gelehrte rühmt unserem Verfahren gegenüber die frühere Leitung des Magazins; wir können ihm jedoch die Versicherung geben, daß wir — der Schreiber dieser Zeilen — seit der Begründung unseres Blattes keinen Augenblick aufgehört haben, das Magazin, und zwar stets nach denselben, augenscheinlich vom Publikum gutgeheißenen, Grundsätzen zu leiten. Er nimmt Anstoß daran, daß wir kürzlich mehrere Artikel über Schmidt's „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums" geliefert *), als ob es sich in Deutschland nicht der Mühe verlohnte, über Denk- und Glaubensfreiheit zu sprechen, ja, als ob es schon im ersten Jahrhundert des Christenthums deutsche Kaiser gegeben — denn sonst wäre nicht zu begreifen, warum römische Zustände nicht vor unser Forum gehören sollten! Endlich haben wir aber auch noch ein Verfahren unseres Kölners zu rügen, das wir nicht sowohl pedantisch, als jesuitisch nennen müssen. Er stellt nämlich den nicht blos von Herrn Professor Droysen in Kiel, sondern auch von uns selbst in diesen Blättern offen gerügten Fall, daß einer unserer Mitarbeiter die „Geschichte der Freiheitskriege" von Droysen in einem Artikel benutzt hatte, ohne diese Quelle anzugeben, so dar, als ob sich das Magazin dergleichen oft zu Schulden kommen ließe! Die Redaction der Kölnischen Zeitung wird uns bezeugen, daß es nicht immer möglich sey, bei der Leitung eines Blattes, an welchem eine größere Zahl von Mitarbeitern betheiligt ist, diese so zu kontroliren, daß Fälle, wie der erwähnte, nicht vorkommen können. Ja, etwas Aehnliches ist gewiß schon jeder Redaction einmal begegnet. Das Gewicht aber, das der Kölner auf den obigen Fall legt, und die Verschweigung des Umstandes, daß die Redaction des Magazins dabei ganz unbetheiligt war, ist eben das, was wir als jesuitisch bezeichnen müssen.

*) Hinc illae lacrymae!

Literarischer Anzeiger.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅗ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Dienstag den 28. September 1847.

Polen.

Napoleon und die Polen.

Das Verhältniß, in welchem der Kaiser der Franzosen zu den Polen stand, ist eigentlich noch nirgends recht aufgehellt. Man weiß zwar, daß er ihren Patriotismus zu seinen Zwecken gebrauchte, daß er sich seine Versprechungen von ihnen auf allen Schlachtfeldern theuer bezahlen ließ und daß er endlich den Verrath, den er an ihnen beging, schwer gebüßt, indem mit einem von ihm wiederhergestellten Polen die russische Katastrophe gewiß nicht so schrecklich für ihn ausgefallen wäre, als ohne dasselbe. Aber wie die Polen, die so tapfer für ihn fochten, wie ein Poniatowski, ein Dombrowski, ein Chlopicki, ein Sulkowski u. A. sich trotzdem stets von Neuem und so lange von ihm konnten berücken lassen, ferner in welchem persönlichen Verhältniß er zu den ausgezeichneteren Polen gestanden — davon hat uns die Geschichte wenig aufbewahrt. Zur Zeit des Unglücks, das über Preußen im Jahre 1806 hereinbrach, schienen die Polen der Erfüllung ihrer Wünsche auf Wiederherstellung ihrer Nationalität am Nächsten zu stehen, aber das Herzogthum Warschau, das der Frieden von Tilsit schuf, durch welchen zugleich das Gouvernement Bialystock und die Stadt Augustowo an Rußland abgetreten wurden, war diesen Wünschen nichts weniger als entsprechend. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, riefen sie im Juli 1807, als sie die im vorigen Jahre an die Polen erlassenen französischen Proclamationen wieder lasen und damit die neue Karte ihres Vaterlandes verglichen. In einer dieser Proclamationen, die aus Paris vom 1. November 1806 datirt war, hatte man sogar Kosciuszko's ehrwürdigen Namen mißbraucht; sie war unter seinem Namen erschienen, ohne daß er, wie aus seiner nachmals erlassenen Protestation hervorgeht, das Geringste davon gewußt. Zwei andere in Polen populaire Männer, General Dombrowski, der Schöpfer der großen polnischen Legion, die von 1797 bis 1803 an allen Siegen der Franzosen in Italien einen bedeutenden Antheil hatte, und der Senator Wojewode Joseph Wybicki (l. Wybitzki), der in den letzten Tagen der polnischen Republik die Civilverwaltung derselben geleitet, nahmen jedoch wirklich Theil an der im J. 1806 von Frankreich ausgegangenen Wiedererweckung des polnischen Patriotismus.

Napoleon selbst hatte namentlich während seines Aufenthaltes in Berlin diese Versuche auf alle mögliche Weise begünstigt. Nicht minder war er auch noch in Posen, von wo eines seiner bekannten schwunghaften Bülletins datirt ist, bemüht, durch Reden und Handlungen zu bestätigen, was seine Proclamationen an Hoffnungen erregt hatten. Aber schon in Warschau, wo er am 18. December 1806 seinen Einzug gehalten, schien eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen, und diese wurde immer stärker, je mehr er sich dem Abschlusse des Friedens näherte. Aus dieser Zeit stammt eine uns überlieferte, merkwürdige Aeußerung Napoleon's in Bezug auf die Polen. Er sagte nämlich zum General Rapp: „Ich liebe die Polen, ihr Feuer gefällt mir; ich möchte gern aus ihnen ein unabhängiges Volk machen, aber das ist äußerst schwierig. Es haben zu viele Leute Antheil an dem Kuchen: Oesterreich, Rußland und Preußen. Und wenn die Lunte einmal angezündet ist *) — wer kann wissen, wo der Brand dann aufhört? Meine erste Pflicht gehört Frankreich, das ich Polen nicht zum Opfer bringen darf. Nein, das würde zu weit führen! Uebrigens muß man die Sache dem Beherrscher aller Dinge, der Zeit anheimstellen; sie wird lehren, was wir thun sollen." **)

Das Motiv, daß außer Preußen auch noch Rußland und Oesterreich Antheil an dem polnischen Kuchen hatten, war sicher das den Ausschlag gebende bei Napoleon. Ihm war es vor, bei und nach dem Frieden von Tilsit weit mehr um die Gunst und Freundschaft des Kaisers Alexander, als um die der Polen zu thun. Nach dem Kriege von 1809 wurde zwar noch ein Stück von Galizien mit dem Herzogthum Warschau vereinigt, aber die bald darauf eingetretene Verschwägerung Napoleon's mit dem österreichischen Kaiserhause machte allen weiteren Hoffnungen der Polen, von dieser Seite ihr Land noch mehr vergrößert zu sehen, ebenfalls ein Ende. Oesterreich selbst hielt es bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland gar nicht für unmöglich, daß das alte polnische Reich wieder hergestellt werde, und ließ sich daher auch in dem mit Frankreich abgeschlossenen Traktat vom 14. März 1812 die Zusage ertheilen, „daß der Kaiser der Franzosen, wenn es ereignenden Falls dem Kaiser von Oesterreich genehm seyn sollte, einen Theil Galiziens zu dem Zwecke seiner Wiedervereinigung mit dem Königreiche Polen gegen die illyrischen Provinzen zu vertauschen, sich schon von dem gegenwärtigen Augenblicke an verpflichte, in diesen Tausch zu willigen." Napoleon dachte aber gar nicht an eine solche Transaction zum Besten Polens, denn als im Juli 1812 in Warschau von einer „Wiederherstellung des Reiches" die Rede war, erklärte er den polnischen Abgeordneten geradezu, daß er keinerlei Bestrebungen dulden werde, die dem österreichischen Kaiser den ruhigen Besitz seiner polnischen Provinzen stören könnten.

Ueber jenen oben erwähnten Versuch Napoleon's, im J. 1806 die Polen für seine Sache zu gewinnen, so wie über die demnächst zu Stande gekommene Constitution des Herzogthums Warschau ist eine sehr schätzbare, in Deutschland noch wenig bekannte Aufzeichnung einer der damals mitwirkenden Hauptpersonen uns überliefert worden. Herr von Wybicki nämlich, der von Napoleon mit der Einrichtung der Justiz- und Civilverwaltung, sowie mit Entwerfung der Staatsverfassung des neuen Polens beauftragt war, hat darüber in polnischer Sprache Denkwürdigkeiten hinterlassen, deren Erhaltung und Publication wir, wie die so mancher anderen litterarischen Reliquie seines Vaterlandes, dem verstorbenen Grafen Eduard Raczynski verdanken. Das, was wir nachstehend aus den Memoiren Wybicki's folgen lassen, theilen wir nach einer Uebersetzung in den „Provinzialblättern für das Großherzogthum Posen" mit, die wegen der Sorgfalt, mit welcher sie redigirt werden, auch außerhalb ihrer Provinz bekannter zu seyn verdienen, als sie sind. Wybicki schreibt über seine obengedachte Mission:

„Als Napoleon nach Berlin vordrang, befand ich mich mit meinen Söhnen in Dresden. Aus der Bewegung des französischen Heeres schloß ich, daß Napoleon seine Kräfte in Polen konzentriren, die Polen bewaffnen und Magazine anlegen werde. An die Schlußfolgen der Revolutionirung von ganz Polen reihete sich der Gedanke, daß man auch mich als wahren Patrioten zur revolutionairen Thätigkeit auffordern würde. Diese Gedanken erregten in mir das Gefühl großer Unruhe. Der Fall der französischen Revolution mit ihren Schrecken, der schmähliche Untergang unseres Aufstandes, meine eigenen vieljährigen Leiden, das Geschick meiner Frau und meiner Kinder standen vor meiner Seele, und das Wort: „Revolution" machte einen furchtbaren Eindruck auf mich. In dieser Seelenunruhe und, ich möchte sagen, Verzweiflung, beschloß ich, Dresden zu verlassen und irgendwo an Schlesiens Gränzen das Ende der Katastrophe zu erwarten. Meine Söhne ließ ich in Pension in Dresden, und so reiste ich ab. Einige Meilen von Dresden sprengt ein Offizier mit französischer Kokarde meinem Wagen nach, hält den Kutscher an und fragt, ob ich Wybicki sey? Auf mein Bejahen übergiebt er mir ein Schreiben des General Dombrowski mit dem Befehle des Kaisers, sogleich ohne Zeitverlust nach Berlin zu kommen. Bestürzt und versunken in ein Labyrinth von tausend verschiedenen Gedanken fuhr ich mit dem Ueberbringer dieses Briefes, Kobylinski, dem Adjutanten Dombrowski's, nach Dresden zurück. Er erweckte mich aus meiner Lethargie mit den Worten: „Der Kaiser will Polen, unser Vaterland, wiederherstellen." Nun vermehrte sich meine Unruhe erst recht, indem ich zu zweifeln begann, ob der Kaiser in mir die Gaben und Kenntnisse finden werde, welche er erwartete, und wie ich überhaupt vor diesem Helden stehen und sprechen würde.

„In Berlin fuhr ich sogleich beim General Dombrowski, der über meine späte Ankunft unruhig war, vor, und beschwor ihn, mir zu sagen, wie Napoleon darauf gekommen sey, mich zu sich zu berufen. „Der Kaiser", antwortete er mir, „dem Siege vertrauend, hatte schon beim Beginn des Krieges daran gedacht, polnische Emigranten von Ansehen und bewährtem Patriotismus bei seinem Eindringen in Polen an seiner Seite zu haben. Ich bin aus dem italiänischen Dienste durch Kuriere zum Kaiser nach Deutschland berufen worden. Da er in Paris zum Civildienst keinen geeigneten Polen fand, hat man dich ihm empfohlen, und seine erste Frage an mich war, ob ich dich kenne und welches Ansehen du in Polen habest?„ — Die Nacht vor der verhängnißvollen Audienz konnte ich nicht schlafen. Der General wurde zuerst zum Kaiser berufen, dann kam der Moment, in dem der Kammerherr rief: „Herr Wybicki, der Pole, zu Sr. Majestät dem Kaiser." Man öffnete die Thür, der Kaiser stand am Kamine, ich fing an zu sprechen, er unterbrach mich und fragte: ob ich Wybicki sey? der, dessen Güter konfiszirt wären? Als ich hierauf geantwortet, fragte er wieder, welchen Werth meine Güter hätten? Durch diese Güte ermuthigt, erwiederte ich, daß dieser Gegenstand zu unwichtig wäre, um den Kaiser mit demselben zu beschäftigen, daß ich vielmehr seine Befehle erwarte, in was ich nützlich seyn könne? Berthier und Dombrowski, welche gegenwärtig waren, sahen bei diesen Worten verwundert auf mich. Der Kaiser aber verließ den Kamin, begann auf- und abzugehen und befahl mir, neben ihm zu

*) Das sollte wohl so viel heißen als: „Wenn ich die Polen einmal selbstständig mache."

**) P. M. Laurent, Histoire de l'Empereur Napoléon, Chap. XXV.

Vereinfachung und größeren Uebereinstimmung der verschiedenen deutschen Postsysteme führen werden und die uns also jedenfalls der Zeit näher bringen, in welcher jene große Idee der Humanität ihren vollständigen Sieg feiern wird. *)

Nord-Amerika.

Aus den Tagebüchern eines deutschen Zwischendeck-Passagiers.

New-York, den 4. August 1847.

Da wäre man denn endlich auf dem Boden der Freiheit, glücklich, gesund und munter, hat alle Beschwerden der Reise gut überstanden, und noch dazu, ohne von der Seekrankheit befallen zu werden. Wohl dem, der es überstanden hat, denn wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, und es gehört ein fester Wille, eine gute Natur und viel Geduld zu einer Reise als Zwischendeck-Passagier nach Amerika. Sechzig Tage, eine schöne Zeit, hat mein Fuß das feste Land nicht betreten.

Am 30. Mai kamen wir in Hamburg an, zahlten an Slomann ein Jeder 64 Thaler nnd wurden für das englische Schiff „William Money" eingeschrieben. Dasselbe lag nicht im Hafen von Hamburg, da es zu groß und schwer war, sondern 7 Meilen davon, bei Glückstadt. Wir wurden zum 1. Juni 7 Uhr früh am Bord des Dampfers „Henriette" bestellt. Der preußische Vice-Konsul Stegemann, ein freundlicher, sehr gefälliger Mann, gab mir einen Brief an unseren General-Konsul Schmidt und beauftragte einen seiner Commis, mich beim Einwechseln des fremden Geldes (englischer Pfunde und amerikanischer Dollars) zu begleiten. Dann wurde etwas Proviant eingekauft; wenngleich in dem Passagiergeld die Beköstigung mit inbegriffen ist, nahmen wir doch lieber, für alle Fälle, noch einige Pfund Hamburger Rauchfleisch, Käse, Brod, ein Paar Flaschen Rum, Spiritus, Wein und einen Hut Zucker mit. Auch mit Matrazen und Blechgeschirr versorgten wir uns.

Zue bestimmten Zeit gingen wir nun an Bord der „Henriette." Da war ein Gewühl, ein Drängen und Lärmen. Denn 290 erwachsene Personen und 35 Kinder von ein bis sieben Jahr sollten eingeschifft werden. Endlich, um 9 Uhr, fuhren wir ab und kamen um 12 bei unserem „William Money" an, einem schönen Fahrzeug von 800 Lasten (eine Last 2000 englische Pfund). Das Schiff war 40 Fuß brrit, 220 lang, ging 20 Fuß unter und 22 über dem Wasser. Der Hauptmast hatte eine Höhe von 120 und einen Umfang von 12 Fuß. Jede Ankerkette war 720 Fuß lang nnd ein jeder Anker wog 36 Centner. Unser Capitain, ein Walliser, hieß Buckley, war von hitzigem Temperament und stolzem Benehmen, aber den Damen sehr hold. Der erste Steuermann, Mr. Karl, ein ältlicher, sehr guter Mann, erwies sich als ein wahrer Gentleman und wurde von Allen geliebt. Ihm zur Seite standen noch drei Steuerleute. Die Matrosen, vom Oberbootsmann an, einem vierschrötigen Engländer, waren gute Kerle, zusammengelaufenes Volk aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Italien, Spanien, Frankreich, England, Schottland und Hamburg, alle stets freundlich und gefällig gegen die Passagiere. Die ganze Mannschaft des Schiffs belief sich auf 44 Köpfe. Der Capitain hatte in Hamburg 10 Matrosen entlassen, da er auf unsere Hülfe rechnete. Am Tage ging es auch, da halfen die Passagiere; aber in der Nacht hatten die armen Schiffsleute es schlimm, die überdies mit kärglichem nnd schlechtem Essen abgespeist wurden. Nur ihr Wasser war besser als das der Passagiere. Als wir an Bord kamen, war der Capitain nicht anwesend. Der Lootse führte das Kommando. Drollig anzuhören war es, wenn ein gutmüthiger Pommer oder Bayer einen Matrosen ansprach und zur Antwort erhielt: Nix verstah! Endlich fand sich unter den Passagieren ein Jude aus Posen, der schon drei Jahre in New-York gewesen war und ziemlich gut Englisch sprach. Unsere Sachen wurden übrigens nicht zum besten behandelt, die Kisten gräulich umher geworfen, einige sogar zerschlagen, so daß ihr Inhalt herausfiel. Unter den Passagieren waren alle deutsche Stämme und Länder vertreten: aber mit Ausnahme einiger Wenigen, war es ein rohes, grobes und nicht sehr sauberes Volk. Allerdings konnte man hier schwer sich reinlich erhalten, wo überall Theer und Fett quoll, wo jeder Gegenstand, den man anfaßte, ein Andenken hinterließ.

So lange wir bei Glückstadt lagen, war Alles noch gut; jeden Tag bekamen wir frisches Brodt vom Lande, so wie Alles, was man haben wollte, da täglich drei bis vier Böte von der Stadt kamen. Hier konnte man sich auch mit Elbwasser rein waschen; aber als wir in See kamen, da wurde es schlimm, unsere Seife löste sich auf, und nichts konnte mehr gewaschen werden. Uebrigens hatten wir auf dem Zwischendeck mehr Raum und bessere Luft, als wir in der zweiten Kajüte gehabt hätten; auch ist Essen und Trinken auf beiden Plätzen ganz gleich, obgleich das Passagiergeld in der Kajüte 10 Thaler mehr beträgt. Wir lagen im zweiten Zwischendeck, welches nur drei Reihen Bettstellen hatte, während sich im ersten vier befanden. Unsere nächsten Nachbarn waren: ein Buchbinder aus Bayern, ein sehr ordentlicher Bursche; eine Köchin aus Koburg, ein solides und freundliches Frauenzimmer in den Dreißigen, die uns alle Tage unaufgefordert das Wasch- und Trinkwasser holte und auf unsere Sachen achtete; ein kleines Männchen mit zwei Söhnen; ein Fuhrmann nnd Bürger aus Langensalza, ein ganz wohlhabender Mann, der seine Frau noch zu Hause in der Wirthschaft gelassen hatte; ein Müller aus der Gegend von Münsterberg in Schlesien, und zwei Pommern, von denen der Eine drei Jahre Artillerist bei der Garde in Berlin, der andere Husar gewesen war; endlich ein Gärtner aus Breslau, ein etwas verschrobener Kopf. Ein kleiner Wortwechsel mit diesem war die einzige Störung, die in unserem Kreise vorfiel, wogegen es an allen anderen Stellen des Decks häufig Zank gab und auch Prügel setzte. Unter den übrigen Passagieren befanden sich: ein Auctions-Kommissarius aus Dessau mit Frau und Kindern; zwei Aerzte, der Eine ein Pommer, der in Berlin studirt hatte, der Andere, ein Homöopath, aus Eulenburg in Sachsen; ein Jurist aus Hannover, der in Göttingen und Berlin studirt hatte, aber diese Laufbahn aufgiebt und sich mit seiner Gattin im Staat Ohio ansiedeln will; ein Bauergutsbesitzer aus Langen-Bielau in Schlesien, ehemaliger Theologe, der aber, weil er im Duell einen Hieb übers Gesicht bekommen, von diesem Fach abgegangen und Oekonom geworden war; ferner der Sohn eines reichen Bauern, ebenfalls aus Langen-Bielau; ein Ziegelbrenner aus der Gegend von Torgau; ein Kandidat aus Holstein, der in Philadelphia eine Pensions-Anstalt gründen will und der uns unterwegs Unterricht im Englischen ertheilte; ein Bierbrauer mit Frau, zwei Söhnen und zehn Töchtern; ein Kleiderhändler aus Berlin mit seinem Schwager, einem Lithographen; eine Dame aus Berlin, die mit zwei Mädchen ihrem Manne nach New-York nachreiste. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß etwa ein Sechstel der ganzen Passagierzahl aus Juden bestand, deren wir ungefähr 30 unter unserer Schiffsgesellschaft zählten. (Forts. folgt.)

*) Für uns Literaten und Bücher-Konsumenten ist leider noch immer kein wohlfeileres Porto eingetreten, so sehr dasselbe auch in Preußen auf Briefe herabgesetzt worden. Für ein Buch, das oft nur wenige Loth wiegt, und das uns aus Halle, Breslau, Königsberg ꝛc. per Post eingesandt wird, müssen wir jetzt noch das Doppelte des alten (theuern) Briefporto's und außerdem, als eine neue Zugabe, 2½ Sgr. für die Beförderung ins Haus zahlen.

Mannigfaltiges.

— Das Trauerspiel von der Flasche. Der Karrikaturzeichner George Cruikshank, dessen politische Zerrbilder und geistreiche Illustrationen der humoristischen Werke von Dickens, Hood u. A. ihm auch auf dem Kontinent einen nicht unverdienten Ruf erworben haben, ist neulich mit einer Reihe von Skizzen hervorgetreten, die in manchen Stücken von seiner bisherigen Manier abweichen und sich mehr der Hogartschen dramatisch-moralisirenden Weise nähern. Sie stellen zwar alltägliche, aber darum nicht minder tragische Scenen dar; ihr Thema ist ein bürgerliches Trauerspiel, das mit geringen Abweichungen überall gespielt worden ist und noch gespielt wird, wo man jenen Feuergeist verehrt, der auch im Schoße des ersten preußischen Landtags seine Vertheidiger gefunden — den Pater Mathew und Professor Kranichfeld umsonst zu bannen suchen, und dem ein erfinderischer Teatotaller den Namen „König Alkohol" gegeben hat. Es ist die Geschichte von der Flasche, die hier in acht graphischen Blättern erzählt wird; die handelnden Personen sind ein englischer Arbeiter und seine Familie. Auf dem ersten Blatte, das für den ersten Akt oder die Exposition des Drama's gelten kann, wird die liaison dangereuse mit der Flasche angeknüpft, indem der Mann seine Frau verleitet, ein Schlückchen daraus zu nehmen — also das Umgekehrte vom Sündenfall. Die Folgen stellen sich schon auf dem zweiten Blatte heraus: der Mann wird von seinem Brodherrn wegen Trunkenheit verabschiedet, und auf dem dritten wird er von seinen Gläubigern ausgepfändet, weiß sich aber in diesem Unglück noch immer mit der Flasche zu trösten. Der vierte Akt stellt die Familie vor, wie sie, an den Bettelstab gebracht, durch die Straßen wandert; im fünften stirbt das jüngste Kind vor Hunger und Kälte, während die Flasche noch immer dazu dient, den Schmerz der Aeltern zu betäuben. Das sechste Blatt zeigt die häuslichen Zwistigkeiten und heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, die aus dem zu häufigen Gebrauch der Flasche entstehen — sie führen im siebenten zur Ermordung der Frau durch ihren Mann, der sie mit dem verhängnißvollen Werkzeuge ihres Elends erschlägt. In der achten und letzten Scene endlich hat die Flasche ihre Aufgabe vollbracht; sie hat das Kind und seine Mutter umgebracht, den Sohn und die Tochter dem Laster und dem Verbrechen überliefert und den Vater zum Bewohner eines Irrenhauses herabgewürdigt. — Dies ist das furchtbare Drama, welches Cruikshank in seinen Bildern versinnlicht, die für den höchst billigen Preis von einem Shilling (10 Sgr.) für die ganze Serie verkauft werden und die vielleicht geeignet sind, einen größeren und nachhaltigeren Eindruck auf die jenem Laster am meisten preisgegebenen Volksklassen hervorzubringen, als alle fromme Traktätlein und salbungsvollen Tiraden gegen die „Branntwein-Vergiftung."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 117. Berlin, Donnerstag den 30. September 1847.

Asien.

Die Franzosen in Cochinchina.

Die letzten wichtigen Nachrichten aus Indien betrafen eine Ueberrumpelung der Chinesen durch die Engländer und eine andere der Bewohner von Cochinchina durch die Franzosen. Während der Gouverneur von Hong-Kong, Sir John Davis, mit einem englischen Regimente den Schekiang hinauffuhr, mehrere Forts zerstörte, 827 Stück Geschütz vernagelte und dem Statthalter von Canton, Ky-ing, die Bedingungen eines neuen Friedenstraktates diktirte, lieferten zwei französische Kriegsschiffe der cochinchinesischen Flotte eine Schlacht und bedeckten die friedlichen Gewässer der Bai von Turan mit Leichen und Trümmern.

Die beiden Züge hatten, so sehr es scheinen mag, als wären die zwei mächtigsten Staaten des Occidents übereingekommen, zu Gunsten der europäischen Civilisation an einem Tage auf die orientalische Politik einen Schlag zu führen, sehr verschiedene Veranlassungen. Die Engländer waren der ewigen Zögerungen und Umschweife müde, mit denen die Chinesen die Bestimmungen des Vertrages von Nan-king zu umgehen suchten und entschlossen sich, nach tausend fruchtlosen diplomatischen Einigungsversuchen, zu einer feindlichen Demonstration. Sir John Davis hatte Vollmacht von seiner Regierung, vertheidigte die wichtigsten Interessen Großbritaniens, die des Handels, und tritt für die Aufrechthaltung eines Vertrages. Der französische Flottencapitain dagegen schlug sich für eine Sache, zu deren Gunsten ein Volk wohl seine Sympathieen äußern darf, aber nie die Waffen gebrauchen soll. Er intervenirte für vertriebene Missionäre und eben so ohne Recht, als, wie es scheint, ohne Bevollmächtigung.

Die Franzosen sind nicht gleichgültig gegen den Ruhm ihrer Flagge und nehmen gewöhnlich regen Antheil an den Berichten über die Expeditionen ihrer fernen Kriegsschiffe; aber der Handstreich des Capitain Lapierre wurde entweder unbeachtet gelassen oder getadelt. Um sich eine Meinung über den Vorfall zu bilden, erlaube man uns die bisherigen Beziehungen zwischen Frankreich und Cochinchina in Kürze auseinanderzusetzen und einige Worte über die geographischen und statistischen Verhältnisse des letzteren Landes voranzuschicken.

Cochinchina liegt zwischen dem neunten und zwanzigsten Grade nördlicher Breite. Ursprünglich war dies Reich eines von den weniger mächtigen des östlichen Asiens. Ein großer Theil der Provinzen, aus denen es zur Zeit besteht, stand entweder unter chinesischer Herrschaft, oder litt unter den Einfällen kriegerischer Nachbarstämme, während das Herz des Landes von Bürgerkriegen zerrissen wurde. Nach langen und blutigen Kämpfen gelang es dem Beherrscher von Cochinchina die Staaten Tonkin, Champa und Camboja unter ein Scepter zu vereinigen. Der Name Anam (friedlicher Süden), den Tonkin hatte, als es noch chinesische Provinz war, wurde dem ganzen Lande gegeben und ist ihm bis heut geblieben, während der Name Cochinchina der portugiesischen Ursprungs ist, nur noch eine Provinz bezeichnet.

Das Königreich Anam gränzt im Norden an China, in Westen an Siam, im Süden und Osten an's Meer, hat eine lange Küsten-Ausbreitung und viele Häfen. Die Provinz Cochinchina liegt zwischen dem Meere und einer hohen Bergkette und bildet eine langgestreckte, fruchtbare Ebene, deren Breite zwischen fünf und zehn Meilen schwankt. Große Waldungen mit kostbaren Hölzern bedecken das Gebirge; die Produkte gleichen den chinesischen, werden aber in den Händen einer unwissenden und bedrückten Bevölkerung schlecht ausgebeutet.

Die Völker Ostasiens gehören alle zu demselben Stamme. China theilte seine Sitten und Gebräuche allen Ländern mit, von denen es umgeben wird und die zweifelsohne vor Zeiten unter seiner unmittelbaren Herrschaft standen. Neben der Aehnlichkeit der Sitten beweist noch die der Hautfarbe und Gesichtsbildung zwischen beiden Völkern die Verwandtschaft der Bewohner von Anam mit den Chinesen. Die Anzahl der Anamesen läßt sich bei ihrer Absperrung gegen fremde Nationen schwer bestimmen. Nur so viel kann man sagen, daß das Land verhältnißmäßig bei Weitem weniger bevölkert ist, als China, und daß es in Anam nicht, wie im himmlischen Reiche Dörfer giebt, die von Hunderttausenden bewohnt werden. Turan, das durch seine Lage noch zu den wichtigsten Punkten gehört, zählt kaum einige Tausend Seelen.

Die Landbewohner in Cochinchina leben in großem Elend. Ihre armseligen Hütten, ihre groben zerrissenen Kleider, ihr kränkliches Aussehen stechen gar sehr ab von dem Reichthum ihres Landes und der Ueppigkeit der sie umgebenden Natur. Sie erinnern mit keinem Zuge an die Thätigkeit und Gesundheit des armen chinesischen Bauern oder an die heitere Sorglosigkeit des Bewohners der Philippinen. Dieser Zustand ist lediglich dem übermäßigen Druck zuzuschreiben, den auf das arme Volk die ganze Beamten-Hierarchie vom letzten Mandarinen bis hinauf zum Kaiser ausübt.

Der Kaiser von Anam hat natürlich despotische Gewalt. Die herrschende Dynastie bemächtigte sich ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts des Thrones und ist insofern noch dem Kaiser von China zinspflichtig, als jeder neue anamesische Fürst bei seinem Regierungsantritt Geschenke nach Peking schickt. Im Uebrigen hat die chinesische Regierung auf die von Anam nicht den geringsten Einfluß. Der Kaiser besitzt das Monopol aller Erwerbsquellen in seinem Lande; Handel, Ackerbau und Industrie gehören ihm und werden für seine Rechnung betrieben. Der vorige Souverain Ming-Mang ließ nach europäischen Mustern Schiffe bauen, die er alljährlich nach Singapore, Batavia und China schickte, um für seine Landesprodukte europäische Waaren einzuhandeln, die er dann zu ungeheuren Preisen an seine Unterthanen verkaufte. Aus solchem Verfahren läßt sich einmal die Armuth der Anamesern erklären, dann die ängstliche Sorgfalt, mit der man die Landung der Europäer verhütete, in denen man natürlich Konkurrenten fürchten mußte.

Von allen Nationen des Occidents trat die französische zuerst in Beziehung zu Cochinchina. Hier, wie in China und Japan bildeten die Missionäre den Vortrab der europäischen Civilisation. Im Jahre 1770 begannen dieselben, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung zum Christenthum bekehrt war, auf die Staatsgeschäfte einen Einfluß zu üben. Ein französischer Priester, der Bischof von Adran, gelangte durch seine Tugenden und seine Geschicklichkeit bei dem Kaiser Gya-long zu demselben Ansehen, das die Jesuiten in China bei Kang-hi genossen. In Folge einer Revolte wurde Gya-long entthront und floh zum Könige von Siam. Da bot sich der Bischof von Adran an, mit seinem (des Kaisers) ältesten Sohn nach Europa zu reisen und den Schutz des Königs von Frankreich für ihn zu erbitten. Zu gleicher Zeit erklärten sich die Engländer, Spanier und Portugiesen bereit, den vertriebenen Kaiser wieder auf den Thron zu setzen; derselbe aber lehnte diese Anerbietungen ab und wollte nur durch französische Hülfe gerettet werden. Ludwig XVI. nahm auch den Bischof von Adran und den Sohn Gya-long's sehr gnädig auf, willigte in ihre Bitte und schloß mit ihnen im Jahre 1789 einen Vertrag in Versailles des Inhalts, daß Geld und Schiffe nach Cochinchina geschickt werden sollen, um dem verjagten Fürsten wieder zu seinem Lande zu verhelfen; dagegen erhalte Frankreich die Bai von Turan mit dem anliegenden Gebiete und einige Inseln, während den französischen Kaufleuten, die sich im Lande niederlassen wollen, große Vorrechte gewährt werden. Der Bischof von Adran kehrte nach Cochinchina zurück; aber die Revolution von 89 löste den Vertrag in Nichts auf. Die Republik hatte keine Muße, sich um so ferne Gegenden zu kümmern, und Cochinchina wurde vergessen.

Gya-long bestieg seinen Thron wieder, und einige französische Offiziere, die der Bischof aus Europa mitgebracht hatte, errichteten ihm einige Festungen, brachten Mannszucht unter seine Soldaten und Ordnung in seine Landesverwaltung. Die katholische Religion war die herrschende, der Bischof von Adran war erster Minister, und drei Franzosen, Vanier, Dayot und Chaigneau, hatten die ersten Mandarinenstellen inne. Jetzt hätte Frankreich großen Gewinn aus dem Lande ziehen können, aber zur selben Zeit wurden die Franzosen von den Engländern aus Indien verdrängt, und, wie bereits erwähnt, kam noch die Revolution hinzu, um die Vernachlässigung des gewonnenen Terrains von Seiten Frankreichs vollständig zu machen.

Im Jahre 1817 starb der Bischof von Adran, 1819 der Kaiser Gya-long. In den zwanzig vorangegangenen Jahren hatte Cochinchina große Fortschritte gemacht; der Anfang europäischer Bildung hatte seine Hülfsquellen entwickelt, eine Armee und Marine geschaffen, die ihm ein Uebergewicht über die Nachbarländer gaben und seine Bewohner mit neuen Ideen bekannt gemacht, deren Spuren sich, nach dreißig Jahren des rohesten Despotismus noch nicht völlig verloren haben. Ming-Mang, ein natürlicher Sohn und Nachfolger Gya-long's unterdrückte die ersten Regungen der Civilisation in Cochinchina. Er begann seine Regierung mit blutiger Verfolgung der Christen und der Franzosen. Die Missionaire flüchteten oder verbargen sich im Innern des Landes, und Cochinchina fiel in seine ursprüngliche Barbarei zurück.

Als der Friede von 1814 in Europa die Ruhe hergestellt hatte und Engländer und Franzosen den Faden ihrer alten Politik wieder aufnahmen, in Europa im besten Einverständnisse lebend und in fernen Welttheilen einander drängend und überlistend, versuchten englische und französische Schiffe in Cochinchina zu landen, jedoch ohne Erfolg. Als indeß Ming-Mang Behufs der

Bewaffnung und Bekleidung seiner Armee zur europäischen Industrie seine Zuflucht nehmen mußte, erlaubte er einem französischen Handelshause, in Turan eine Kommandite zu gründen und ließ von Zeit zu Zeit ein Handelsschiff aus Bordeaux in die Bai einlaufen, wo es gegen Gewehre und Tuch Zucker und andere Landesprodukte vom Kaiser eintauschte. Am Ende mußte auch diese Niederlassung aufgegeben werden und Ming-Mang schickte seine eigenen Schiffe nach Batavia, Singapore und China, die Aus- und Einfuhr zu besorgen.

Um das Jahr 1836 faßte man in Frankreich aufs neue den Plan, den Vertrag Ludwigs XVI. mit dem Reiche Anam wiederherzustellen und alle Fregatten, die nach den chinesischen Gewässern geschickt wurden, erhielten den Auftrag, den Hafen von Turan zu besuchen und Verbindungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Man dachte auch daran, sich auf den Inseln Collao-Scham und Pulo-Condor festzusetzen; wenigstens läßt sich dies aus der Sorgfalt schließen, mit der mehrere Schiffs-Capitaine dieselben untersuchten.

Der Tod Ming-Mang's, der 1840 erfolgte, veränderte nichts in der Lage der Missionaire. Der Kaiser Thieu-tri blieb den Christen eben so feindlich gesinnt, als sein Vorgänger. Demungeachtet räumten die katholischen Priester das Land nicht völlig und es gab ganze Dorfschaften, die lieber den Märtyrertod ertrugen, als vom Christenthum abließen. So erzählen die Berichte der Missionaire.

Im Februar 1843 erfuhr der Capitain der französischen Fregatte l'Heroïne, Favin-Leveque, in Macao, daß man in Cochinchina fünf französische Missionaire gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt habe, die Hinrichtung aber noch aufgeschoben worden sey. Er machte sich augenblicklich auf den Weg nach Turan und kam am 26. Februar daselbst an. Er erlangte die Freilassung der eingekerkerten Priester und erhielt auf seine Vorschläge zur Erneuerung des Bündnisses Gya-longs mit der französischen Krone zur Antwort, daß es den Handelsschiffen Frankreichs erlaubt seyn solle, hin und wieder in der Bai von Turan zu erscheinen, daß aber jedes fernere Eindringen europäischer Priester an denselben mit aller Strenge der Gesetze bestraft werden würde. Ein zweiter Versuch, den in demselben Jahre die Fregatte „Erigone" machte, Anam dem politischen Einflusse Frankreichs zu öffnen, war nicht minder erfolglos. Indeß blieb man in friedlichen Beziehungen.

Der Bischof von Cochinchina wurde in seinem Versteck aufgefunden und man muß zugeben, daß der Kaiser in seinem Rechte war, wenn er ihn einsperren ließ und mit dem Tode bedrohte. Die Corvette „Alcmène" eilte herbei und es gelang der Geschicklichkeit und Festigkeit des Capitains Fournier-Duplan den Bischof der kaiserlichen Gewalt zu entziehen. Man nahm ihn an Bord, eröffnete neue Unterhandlungen, um Duldung der christlichen Religion und größere Handelsfreiheiten zu erlangen, erhielt aber dieselbe Antwort, die früher dem Capitain Leveque ertheilt worden war, nur war noch ein Kompliment beigefügt, das der Kaiser der französischen Flotte auf Kosten der amerikanischen machte. Dasselbe bezog sich auf folgendes Ereigniß: Kurz vor Ankunft der „Alcmène" war ein amerikanisches Schiff in die Bai von Turan eingelaufen, dessen Commodore, als er von der Verhaftung des Bischofs hörte, die Freilassung desselben verlangte. Die Mandarinen verweigerten sie, sich auf die Nationalität des Gefangenen stützend, der nur von dem Könige der Franzosen reklamirt werden könne. Dem amerikanischen Capitain genügte diese Ausrede nicht; er setzte seine Matrosen ans Land bemächtigt sich der Mandarinen und legte Beschlag auf die cochinchinesischen Schiffe, die auf der Rhede vor Anker lagen. Der Kaiser mochte sich wenig um das Schicksal seiner Mandarinen kümmern und behielt den Bischof in Haft. Der Kommodore, den seine Sendung weiter rief, sah sich genöthigt, seine Gefangenen wieder freizulassen und verließ den Hafen. In seinem Briefe an den Capitain der „Alcmène" lobt nun der Kaiser das gemäßigte Benehmen der Franzosen im Vergleich zu dem unehrerbietigen Verfahren der Amerikaner, „die er, weil sie die Gesetze nicht zu kennen schienen, ohne Züchtigung habe ziehen lassen."

In diesem Jahre endlich erschien der Capitain Lapierre mit zwei Fregatten in der Bai von Turan. Er kündigte sich mit denselben friedlichen Forderungen an, als sein Vorgänger. Indeß mochten die zwei großen Fregatten die Mandarinen mißtrauisch machen. Ihre Schiffe nahmen verdächtige Stellungen ein und Lapierre fing eine Proclamation auf, in der zum Angriff auf die Franzosen aufgereizt wurde. Jetzt verlangte er, mit den Waffen in der Hand, die Einlassung der Missionaire und die Duldung der christlichen Religion, überfiel die cochinchinesische Flotte, zerstörte sie und massakrirte die Mannschaft. Einen unmenschlicheren Kampf konnte es nicht geben, denn er entbehrt allen Ruhms, da die sogenannte cochinchinesische Flotte aus den erbärmlichsten Kriegsschiffen besteht, die man je gesehen hat, und aufs Elendeste bemannt ist. Er entbehrt ferner allen guten Grundes, da der Capitain Lapierre ohne Gefahr den Angriff der Cochinchinesen hätte abwarten können, und die Weigerung eines Landes, die katholische Religion anzunehmen, für einen französischen Befehlshaber kein casus belli ist. Oder sollte sich durch diesen Handstreich die französische Regierung in Hinterindien haben einen Weg bahnen wollen, wie die Engländer in China? Die weiteren Berichte werden darüber Auskunft geben. (R. N.)

Nord-Amerika.

Aus den Tagebüchern eines deutschen Zwischendeck-Passagiers.

(Fortsetzung.)

Als wir eines Morgens früh aufstanden, hatten wir das Vergnügen, eine flotte Boxerei von zwei Matrosen mit anzuschauen. Die Kerls hatten sich schon in der Nacht fürchterlich geprügelt, und des Morgens wurde die Sache im Kreise der Kameraden ausgemacht. Wetter! gab es da Stöße un Püffe. Erst als dem Einen Backe und Ohr blutig geschlagen und dem Anderen das Auge fast ausgestoßen war, hatte der Spaß ein Ende, man reichte sich di Hand, und Alles war vergessen.

Groß war das Getümmel, wenn des Mittags sich die ganze Gesellschaf nach der Küche drängte, um das Essen zu holen, welches abwechselnd aus folgenden Gerichten bestand: grobe Gerstengraupen mit Pökelfleisch — die Graupen gut, das Fleisch aber sehr gesalzen und hart; graue oder schwarze Erbse mit desgleichen; Mehlsuppe, d. h. Mehlkleister, wie man ihn zu Hause de Hunden besser gegeben, und Fleisch; Reis, blau angelaufen; Kartoffel, schlechter als für die Schweine bereitet, mit einem Häring für jeden Man, Pudding, d. h. Mehl mit Wasser angerührt, in einen Sack von Segeltuch gesteckt und so gekocht, dazu Syrup; Bohnen, erträglicher als die andere Ko Sauerkohl mit Kartoffeln, aber Alles in Wasser gekocht, ohne Salz un Schmalz, wie alles Gemüse. Auf die ganze Woche wurde immer ein Kommißbrodt und ein halbes Pfund Butter für den Mann ausgetheilt. Abends ga es Thee, aber ohne Zucker und Milch.

Mit einem Boot, das uns aus Glückstadt Proviant brachte, kam ein dänischer Soldat mit, um sich unser Schiff zu besehen. Der junge Mann will, als das Seil hinabgelassen wird, der Erste seyn, der es ergreift, und fällt dabe aus dem Fahrzeug, bekömmt aber doch das Tau zu fassen: da droht ihm der Wind, die Mütze zu nehmen, er faßt darnach und läßt mit der einen Han los — das bringt ihm den Tod; denn bevor ihm Hülfe geleistet werden konnte, verließen ihm die Kräfte, da die Wellen ihn zu sehr hin- und herschleuderten; er ertrank vor unseren Augen. Zehn Minuten wurde davon gesprochen, dann war Alles vergessen, Niemand dachte mehr an den Armen!

Der Wind wurde am 4ten ziemlich heftig, war uns aber immer noch nicht günstig. Am Abend erscholl plötzlich ein Gesang aus dem Zwischendeck; e war ein Gotteslied, von einem auf unserem Schiffe befindlichen Missiona angestimmt, darüber erhob sich Streit unter dem Pöbel: Einige wollten e die Anderen nicht, so daß beinahe eine Schlägerei entstanden wäre. Endli kamen beide Parteien zur Ruhe, und nun wurde alle Morgen und alle Abend gesungen. Der geistliche Mann stammte aus Westfalen, wollte früher Kaufmann gewesen seyn und hatte vor einem Jahre sich seinem jetzigen Fache gewidmet.

Der 5te war ein sehr unfreundlicher Tag, an dem es so stürmte, daß einige von der Gesellschaft seekrank wurden. Mir war es beschieden, auf der ganzen Reise glücklich von diesem Uebel verschont zu bleiben. Der Capitai traf an diesem Tage auf dem Schiffe ein. Unterdessen hatten sich mehrere Beschwerden der Passagiere herausgestellt: die Vorräthe sollten nicht ausreichend seyn, die Butter war ganz schlecht, für manches andere Bedürfni waren die Einrichtungen mangelhaft, es gab keinen Branntwein. Einzeln Bauern und Handwerker klagten, man habe ihnen höheres Passagiergeld den Anderen abgenommen, nämlich 70 Thaler für das Zwischendeck und für die zweite Kajüte; kurz und gut, die Warnungen in öffentlichen Blätt vor den Agenten sind durchaus gerecht, aber in Hamburg ist es noch gol gegen New-York: Hier sind erst die wirklichen Gauner zu Hause. Es wu nun eine Beschwerde bei den Konsuln von Preußen, Sachsen und Bayern b schlossen und zum Capitain gegangen, der sich auch erbot, den andern Tag mit nach Glückstadt und von dort auf der Eisenbahn nach Hamburg z Slomann zu fahren. Am 7ten früh ging diese Deputation ab. Sloman war nicht wenig überrascht, als die Gesellschaft ankam, willigte in Alles, bezahlte die Reisekosten für die Sendung und schickte seinen ersten Commis mi Lebensmitteln, namentlich auch frischer Butter, an Bord. Dieser Aermste kam schlecht an, der Pöbel schimpfte ihn und Slomann gräulich aus, und es fehlt nicht viel, so wäre es zu Prügeln gekommen. Am 8ten sandte Slomann noch mehr Butter, am 11ten langte eine Kommission aus Hamburg an, welch die Vorräthe untersuchte, und Abends erhielten wir noch Zufuhr von Proviant, besonders Kommißbrodt.

Endlich, am 14ten, schlug unsere Befreiungsstunde, der Wind war günst geworden, der Anker wurde heraufgezogen, es ertönte zum erstenmal das Kommando unseres Capitains, die Matrosen arbeiteten in den Segeln, und nun ging es fort. Um 8 Uhr waren wir in Curhaven, hier verließ uns der Lootse, und gegen 1 Uhr fuhren wir an Helgoland vorüber. Der Capitain nahm seinen Weg nicht durch den Kanal, sondern um Schottland herum, weil er dem Winde nicht traute und diese Fahrt sicherer, wenn auc weiter ist. Bald gab es neue Klagen: an einem Tage hatten 90 Passagier keine Kartoffeln erhalten, der Koch hatte sie seinen guten Freunden zugesteck. Dann fand sich Ungeziefer auf dem Schiff, worüber wieder Händel entstanden, eben so über die Branntwein-, Butter und Pflaumen-Vertheilung.

Wir umsegelten Schottland am 18ten Morgens. Von der Insel Ja kamen zwei Böte mit dortigen Einwohnern an unser Schiff, brachten Fis und tauschten dafür Brodt, Fleisch und Schnaps ein. Die Leute sahen e bärmlich aus und waren sehr erfreut, als ihnen die Passagiere etwas Bran wein zu trinken gaben. Jaira gehört zu den Shetlands-Inseln, hat 250 Einwohner, es wächst dort nichts als etwas Gerste, und die Leute näh sich fast bloß von Fischen und Eiern der Seevögel, deren Nester sie aufsu Mittags kam wieder ein Boot mit drei Mann von einer der Orkney-Inse Auch sie brachten Fische und erhielten dafür andere Lebensmittel. In de Nacht gelangten wir in den Ocean. Die Luft war sehr kalt, so daß wir se gut hätten Pelze vertragen können. Auf dem ganzen Schiff war für die Passa giere weder eine Bank noch ein Stuhl, man legte sich also auf die Erde ode setzte sich auf die Brüstung, von wo man in der Regel einige Theerflecke zun Andenken mitnahm, oder man ging von einer Stelle zur anderen. So lang

wir vor Glückstadt lagen, durften wir auf das Hinterdeck gehen, später jedoch war dieses nur für den Capitain und für einige Damen, mit denen er seinen Scherz trieb. Man kroch daher auf das Vorderdeck, wurde dort aber alle Augenblicke von den Matrosen gestoßen und war dem Schmutz sehr ausgesetzt. Vom 20sten an gab es kein Brodt mehr, sondern für die Person täglich drei Schiffszwieback, hart wie die Steine.

Der Wind wurde jetzt heftiger und war uns sehr günstig; das Schiff fing an, sich tüchtig zu heben, und bäumte sich wie ein Roß. Es zeigten sich vielerlei Fische, darunter Delphine und auch ein Wallfisch, der seinen Wasserstrahl prächtig in die Luft sprühte. Nach und nach aber wurde der Wind wieder schwächer, und die Fahrt ging sehr langsam vorwärts. Dann hatten wir einen Sturm zu bestehen, der aber bald und ohne Unfall vorüberging. Während unserer Fahrt kamen Geburten und Todesfälle vor. Ein neugebornes Kind, das nach wenigen Tagen wieder starb, wurde in Leinewand gewickelt und zum Fenster hinaus ins Wasser geworfen; ein anderes, dreijähriges legte man in einen Kasten mit Steinen und senkte diesen ins Meer. Trauriger war ein anderer Fall: ein Zimmermann aus Gotha, der mit seiner Frau auswanderte, starb plötzlich am Schlage, die Armen waren erst seit acht Monaten verheiratet und die Frau guter Hoffnung. Der Todte wurde aufs Verdeck gebracht, vom Ober-Segelnäher in Leinewand eingenäht, an seinen Füßen mit mehreren Steinen und zwei Eimern Sand beschwert, dann auf ein Brett gelegt, mit der englischen Flagge bedeckt und an die Seitenöffnung, zu der man heraussteigt, gehoben. Unser Sänger, der Missionair, erschien, es wurde ein Vers gesungen, dann las er etwas vor, und nun wurde der Leichnam von zwei Steuerleuten, dem Obersegelnäher und dem Zimmermann senkrecht, mit den Füßen zuerst, ins Wasser gelassen. Er war im Augenblick verschwunden, man sang noch zwei Verse und Alles war vergessen, das Volk lachte und zankte wieder, die Matrosen riefen einander zu und nur die arme Frau saß trostlos da und dachte ihres traurigen Schicksals, welches sie nun einsam mit der Aussicht, bald Mutter zu werden, in ein fremdes Land führte, aus dem sie, so verlassen, wahrscheinlich wieder in ihre Heimat wird zurückkehren müssen.

Unter abwechselndem Wetter verging fast noch der ganze Monat Juli, ehe wir unser Ziel erreichten. Das Leben hatte einen verzweifelt eintönigen und langweiligen Verlauf, nur zuweilen von einem Streit, auch wohl von einer Prügelei unterbrochen, wie eines Tages, als es sich fand, daß der Koch und seine Helfer einen Theil des uns zukommenden Proviants, Fleisch und Pflaumen, in ihre Kasten beiseitgebracht hatten. Da keine Justiz am Bord war, so maßten sich die Passagiere selbst die Rechtspflege an, die Delinquenten wurden tüchtig durchgeprügelt. Unsere Vorräthe waren um die Mitte des Monats schon erschöpft, wir hatten keinen Rum und keinen Wein mehr, und der Durst wurde quälend, wir mußten uns daher entschließen, das faulige Wasser zu trinken, und ein fieberhafter Zustand konnte nicht ausbleiben. Eines Morgens fand der Capitain, bei der täglichen Revision, die Treppen schmutzig, er ließ sie sogleich heraufziehen und befahl, die Passagiere sollten sie waschen und abschaben; dazu wollte nun Keiner sich verstehen, und so hatten wir den ganzen Tag keine Treppen, wer herauf wollte, mußte durch die Oeffnungen klettern; endlich fand sich ein alter Mann bereit, die Arbeit zu thun, nachdem der Capitain ein paar Schnäpse dafür versprochen hatte, und nun war Alles wieder gut. Zum Verzweifeln waren aber die Gerüche, die sich bei wärmerer Temperatur verbreiteten. Am 14. Juli hatten wir einen so dichten Nebel, daß zwei Laternen am Bugspriet angehängt werden mußten, und ein Steuermann vorn Wache hielt. Wir befanden uns im Bereich des Lorenzo, wo die Fahrt nicht ohne Gefahr ist. Am 17ten begegneten wir einem Schiff, mit welchem telegraphirt wurde; es war der „George Philadelphia", der von Boston nach England ging. Bald darauf kam noch ein anderes amerikanisches Schiff ganz in unsere Nähe, so daß der Capitain es anrufen und mit ihm sprechen konnte; es brachte 95 irische Auswanderer von Liverpool nach New-York. Später wiederholte sich der Nebel, und wir wären einmal mit einem Schiff bei einem Haar zusammengestoßen.

Große Aufregung entstand eines Morgens früh unter allen Passagieren durch einen Zufall, der einem Doktor und dem Missionär begegnet war, die zusammen in Einer Kammer schliefen. Als sie des Abends hinunterkamen, wollen sie durch Räuchern den üblen Geruch unterdrücken, und der Doktor soll Feuer anmachen, eine Sache, die vom Capitain eben so streng verboten war, wie das Tabackrauchen auf dem Verdeck. Im Dunkeln versieht er sich, und die ganzen Reibhölzer fangen an zubrennen, fallen auf das Lager, und auch dieses entzündet sich. Zum Glück war Wasser bei der Hand, so daß man schnell löschen konnte. Wie aber die Geschichte am anderen Morgen den übrigen Passagieren zu Ohren kam, gingen diese ohne Umstände in die Kammer, schimpften und schlugen die beiden Herren, und diese stürzten nun wie ein Paar Furien aus der Kammer heraus aufs Verdeck. Dann begab sich der Hause zum Capitain und klagte. Der Capitain war sehr aufgebracht, jagte die Beiden ins Zwischendeck auf den schlechtesten Platz und befahl, daß sie bis zu unserer Ankunft in New-York nur Wasser und Brodt erhalten sollten. Dieser strenge Befehl wurde aber in zwei Tagen vom Capitain widerrufen: nur blieben sie auf dem gemeinsamen Lager.

Es war am 23. Juli, als wir über die gefährlichen Georgs-Sandbänke fuhren, wo das Wasser nur 73 Ellen tief ist. Nebel, oft sehr starker, wechselte mit Sonnenschein, auch hatten wir zwei Gewitter; der Wind war sehr ungleich. Am folgenden Tage hatte unsere Butter ein Ende, daher viel Geschrei und Klagen beim Capitain, der aber nichts von Allem wissen wollte. Als am 25sten Abends der Nebel verschwand, sahen wir ein kleines amerikanisches Küstenboot mit Schwarzen bemannt; auch kamen Enten an uns heran; dies gab Hoffnung, bald Land zu sehen, und Alles gerieth in freudiger Aufregung. Am 27sten um 5 Uhr Mittags langte denn auch der ersehnte Lootse an, ein langer, trockener, brauner Amerikaner in schäbigem schwarzen Hute. Alle riefen: „Nun Gott sey Dank!" Um 3 Uhr sahen wir zuerst Land, blaue Berge mit Wald bedeckt. Der Abend, bei Vollmond, war herrlich. Wir erblickten nun Long-Island und Staten-Island mit den schönen Leuchtthürmen. Um 9 Uhr wurde, der Ebbe wegen, geankert. Alle waren in der Seele vergnügt, und die Beschwerden der Reise schienen fast vergessen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Wandgemälde aus Pompeji und Herkulanum.

Herausgegeben vom K. Hofmaler, Hofrath Ternite.

III. Heft der neuen Folge. (Berlin. 1847.)

Das längst erwartete dritte Heft der neuen Folge dieses schönen, von allen Kennern und Freunden des Alterthums werthgehaltenen Werkes ist endlich erschienen, nachdem, wie wir vernehmen, der nothwendig gewordene Uebergang des Unternehmens in einen anderen Verlag, worüber nächstens eine Bekanntmachung erfolgen soll, die Herausgabe dieser vielfach interessanten Lieferung längere Zeit verzögert hat. Dem Herausgeber, Herrn Ternite, selbst ist dabei Nichts zur Last zu legen, da er es an keinerlei Opfer hat fehlen lassen, um das Erscheinen derselben zu beschleunigen.

Das vorliegende Heft ist der Königin Victoria von Großbritanien gewidmet und verdient auch durch seinen Inhalt in der That, von der schönen Hand der königlichen Frau zuerst entfaltet und von ihr ausgezeichnet zu werden. Wahrscheinlich ist der Herausgeber zunächst durch die herrlichen Victoriabilder, die in diesem Hefte enthalten sind, auf den Gedanken gekommen, es auch mit dem Namen der jungen Albions-Königin zu schmücken, gegen die sogar die Archäologie und die klassische Philologie galant zu seyn wissen. Prof. **Welcker** in Bonn nämlich, dessen Erklärungen in deutscher, französischer und englischer Sprache diese Wandgemälde begleiten, beginnt seine Erläuterung des schönen Bildes Victoria im Siegeswagen mit folgenden Worten: „Zu den schönsten Erscheinungen gehört, wie in der Wirklichkeit und in den Erfahrungen des Lebens, so in den Werken der alten Kunst, **Victoria**". Wer hätte wohl von den alten Griechen und Römern solche Galanterie erwartet?

Im Ganzen sind es wieder acht Tafeln (XVII—XXIV), worunter ein farbiges Bild, mit welchen diese Lieferung ausgestattet ist. Das farbige Bild stellt den Knaben in medaillonförmiger Einfassung vor, von dem sich das in Pompeji aus der Wand geschnittene Original im Antiquarium des Berliner Museums befindet, so daß wir Gelegenheit haben, das Eine mit dem Anderen zu vergleichen und die außerordentliche Treue zu bewundern, mit welcher der moderne Farbendruck das antike Wandgemälde wiedergegeben hat. In der That verdient der Lithograph, Herr **Claus**, der diese farbigen, von Herrn **J. Storch** mit der größten technischen Fertigkeit gedruckten Bilder gezeichnet hat, die volleste Anerkennung, wie ihm denn auch in dieser Beziehung von Sr. Majestät dem Könige die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen worden ist. — Es bildet übrigens dieser „Knabe", als Zimmerverzierung, einen sehr passenden „Pendant" zu dem ebenfalls von Herrn Ternite herausgegebenen „schreibenden Mädchen", das bereits in so vielen kunstsinnig geschmückten Wohnungen gesehen wird.

Unter den übrigen Tafeln, wobei wir vor Allem wieder des geschickten Steinzeichners, Herrn **Unte**, mit Anerkennung erwähnen, heben wir zunächst — wie es sich denn auch von selbst beim ersten Blick hervorhebt — das herrliche Bild „Juno und Iris" hervor. Es gehört diese Gruppe zu einem der schönsten Gemälde Pompejis, das sich in dem im J. 1824 entdeckten „Hause des Dichters" oder „Homerischen Hause" befindet und bereits vielfach gezeichnet worden, unter Anderem in Raoul Rochette's „Peintures de Pompéji", wo jedoch die Köpfe, in einem zu kleinen Maaßstab geliefert, keinerlei Vergleich mit der von Herrn Ternite in der Originalgröße genau und sorfältig angefertigten Zeichnung zulassen. Es ist der Besuch, den Juno, nach dem vierzehnten Gesang der Ilias, dem Jupiter auf dem Ida abstattet, welchen der Maler des Alterthums hier dargestellt. Wir haben zwar auf unserem Blatte eben nur die beiden Köpfe und die Umrisse der Junonischen Gestalt, aber in den Zügen dieser Köpfe ist das Göttliche und das Menschliche, das Geistige und das Sinnliche, auf so echt künstlerische und großartige Weise verschmolzen, daß sie uns alles Uebrige, wie es der Dichter schildert, gleichzeitig vor die Seele bringen und wir nur ungern unser Auge von der „Hoheit blickenden Here" wieder abwenden.

„Jupiter im Wolkenrevier" ist das nächste, unsere Aufmerksamkeit fesselnde Bild dieser Sammlung. Wir finden es auf zwei verschiedenen Tafeln, das einemal in vollständigen aber verkleinerten Umrissen, das anderemal dagegen in der Größe des Originals, zwar nur die beiden Köpfe des Zeus und des Eros zeigend, aber diese mit religiöser Treue wiedergegeben, ganz in ähnlicher Weise, wie die früheren Hefte bereits einzelne Wandgemälde auf zwei verschiedenen Tafeln enthielten. Schade, daß nicht auch das obengedachte Bild der Juno und Iris in seinem vervollständigten Duplikate geliefert werden konnte. Den Vater der Götter sehen wir auf jener Tafel, auf seinem Wolkenlager gebettet, in der Rechten den Blitz und in der Linken das Scepter haltend. Ueber Jupiters Haupt wölbt sich der Regenbogen, während zu seinen Füßen der Adler ruht, des Winkes seines Herrn gewärtig. Jupiter ist augenscheinlich unentschlossen, ob er des Blitzes oder des Scepters sich bedienen, ob Krieg oder Frieden herrschen soll. Da neigt sich Amor, schalkhaften Blickes, über die rechte Schulter des Olympiers, hält mit seinem Arm den des Jupiter,

der den Blitz schleudern könnte, fest und zeigt dagegen mit Entschiedenheit auf das friedliche Scepter hin. Die Allegorie ist eben so sinnreich, als leicht verständlich, und wir begreifen die Bemerkung des gelehrten Erklärers nicht, daß der Gedanke des Zeus nicht leicht zu errathen sey und daß das schöne Bild die Neugierde unbefriedigt lasse.

Nicht minder scheint uns auch der Gedanke des auf Tafel XXI. befindlichen Jünglings „mit der Strahlenkrone und dem Fächer", welche beiden Attribute dem gelehrten Erklärer nicht recht zusammen zu passen scheinen, ziemlich klar. Wir halten nämlich den „Fächer" für eine Palme und den Jüngling für einen Genius des Ruhms, der dem Sieger die Strahlenkrone mit der einen und die Palme mit der anderen Hand darbietet. Als Seitenstück zu diesem Genius, befindet sich auch auf derselben Tafel eine der schönen Victorien, und zwar mit der Siegespalme in der einen, und mit einem Bündel, welches uns Geschichts- und Gesetzes-Rollen zugleich zu enthalten scheint, in der anderen Hand. Zu diesen beiden Personificationen des Sieges und des Ruhmes kömmt außer der bereits erwähnten Victoria auf dem Siegeswagen dann auch noch eine dritte Victoria, mit ausgebreiteten Flügeln, die von dem antiken Künstler augenscheinlich einer plastischen, auf einem Postament stehenden Figur nachgezeichnet worden.

Das plastische Element spielt überhaupt in den Malereien und Zeichnungen der Alten eine Hauptrolle. Wenn wir den auf Tafel XVIII. abgebildeten Korybanten betrachten, so ist uns, als sähen wir eine Figur aus Erz mit ihren festen und gerundeten Formen, während das Haupt, dessen echt südländische Züge an den Kopf des Masaniello erinnern, gleichzeitig das Attribut seines göttlichen Ursprungs an der Stirn trägt. An dieser Figur lassen sich Studien machen, wie nicht leicht an irgend einer modernen Zeichnung, die uns als Studie dargeboten wird. Die Alten haben aber auch, bei aller ihrer Vergötterung des Ideals, niemals die Natur aus dem Auge verloren.

Schließlich möge es uns auch noch vergönnt seyn, der typographischen Ausstattung des vorliegenden Werkes mit gebührender Anerkennung zu gedenken. Die in der Buchdruckerei von A. W. Schade in Berlin gedruckten, gleiche Größe mit den Abbildungen habenden Textestafeln in drei Kolonnen und drei verschiedenen Sprachen würden jeder typographischen Werkstätte in London oder in Paris ebenfalls zur Ehre gereichen.

Und so dürfen wir denn mit wahrer Freude den ferneren Fortsetzungen dieses schönen Kunstwerkes entgegensehen. 30.

Mannigfaltiges.

— Verkauf von Shakespeare's Haus in Stratford. Der auch in diesen Blättern angekündigte Verkauf von Shakespeare's Geburtshaus hat nun am Donnerstag den 16. September in Stratford, und zwar auf dem Wege der Auction, stattgefunden. Das Haus, welches der Dichter von seinem Vater John Shakespeare geerbt hatte und das von ihm seiner Schwester Joan (Johanna) für ihre Lebenszeit — gegen eine jährliche Miethe von 12 Pence — und demnächst seiner ältesten Tochter Susanna Hall vermacht worden war, ging von der Tochter der Letzteren, Lady Elisabeth Barnard, auf Thomas und George Hart, die Enkel von Shakespeare's „Schwester Joan", über, welche, so wie deren Nachkommen in Stratford, die Hart-Shakespeare's genannt wurden. Im Jahre 1806 wurde das Haus von der Wittwe und den Kindern John Hart's, des sechsten Nachkommen von Shakespeare's Schwester in direkter Linie, an einen gewissen Thomas Court verkauft, für dessen minderjährige Erben die gegenwärtige Versteigerung des Grundstückes stattgefunden hat. Zu bemerken ist übrigens, daß außer diesem Vaterhause Shakespeare's in Henley-Street die Stadt Stratford noch ein anderes durch Shakespeare's Andenken geheiligtes Privatgrundstück besitzt. Der Dichter kaufte sich nämlich noch bei seines Vaters Leben, als er von London nach Stratford zurückkehrte, ein Haus, den sogenannten „Neuen Platz" (New Place), welches Haus er während der letzten zehn Jahre seines Lebens und bis zu seinem Tode bewohnt und durch Testament vom 25. März 1616 ebenfalls seiner Tochter Susanna, Gattin des Dr. Hall, eines Arztes, und demnächst seiner Enkelin Elisabeth vermacht hat. Nach Lady Elisabeths Tod wurde dieses Haus verkauft und es kam wieder an die Familie Clopton, die es ursprünglich gebaut hatte. Ein Nachkomme dieser Familie bewirthete im Jahre 1742 Garrick und mehrere seiner Kunstgenossen unter dem berühmten von Shakespeare gepflanzten Maulbeerbaum. Aber nach dem Tode des letzten Clopton, im Jahre 1753, ward das Haus an einen Geistlichen, Namens Gastrell, verkauft, und dieser beging den Vandalismus, nicht bloß den berühmten Baum fällen, sondern auch das ganze Haus niederreißen zu lassen — lediglich um nicht die hohen Grundsteuern zahlen zu müssen, deren er überhoben zu seyn beanspruchte, weil er seinen gewöhnlichen Wohnsitz an einem andern Ort hatte.

Bei der Versteigerung am 16. September, die der Auctionator Robins leitete, hatten sich sehr viele Leute eingefunden, unter denen man eine große Zahl von Künstlern und Literaten bemerkte. Hr. Robins sagte zunächst, daß das Haus nicht verkauft werden würde, wenn es nicht im Interesse von Minorennen nothwendig wäre. Mit dem Hause sey ein Besitzthum verbunden, welches jährlich 30 Pfd. Sterl. eintrage. Er las demnächst die Kaufbedingungen vor und fügte hinzu, daß der Erwerber seinen Besitztitel von dem Testamen des großen Dichters selbst werde herleiten können. Hier wurde Hr. Robin von einem der Anwesenden mit der Bemerkung unterbrochen, er möge doc nachweisen, daß das Haus, welches er jetzt verkaufen wolle, identisch mit de sey, in welchem der Dichter geboren worden. Hr. Robins erwiederte, daß d Tradition dieses Haus als Shakespeare's Geburtsstätte bezeichne; sicher se daß sein Vater John darin gelebt, und so dürfe man auch nicht bezweifel daß William Shakespeare darin geboren sey und einen großen Theil seine Lebens darin zugebracht habe. Man müsse das als eine Sache, die sich vo selbst versteht, annehmen. Uebrigens sey zu wünschen, daß diejenigen, die i dieser Beziehung Zweifel hegten, sich lieber aus der Versammlung entfern und nicht durch unbegründete Einwendungen das Geschäft aufhielten. (Zustimmung der Anwesenden.) Herr Robins fügte hinzu, daß bis zum J. 1806 das Haus von der Hart-Shakespeare'schen Familie an Court verkauft wurde, dasselbe jährlich von ungefähr 1000 Personen besucht worden sey; seitdem habe sich der jährliche Fremdenbesuch auf 7000 vermehrt, worunter besonders sehr viele Nord-Amerikaner.*) Ein Advokat warf darauf die Frage auf, ob die gegenwärtigen Curatoren auch gesetzlich befugt seyen, das Haus zu verkaufen? Dies beantwortete Herr Robins durch Vorlegung eines gerichtlichen Dokumentes, dessen vollständige Vorlesung jedoch die Versammelten nicht zugaben, indem sie sich mit dem auf die Versteigerung Bezug habenden Passus begnügten. Das erste Angebot, welches demnächst erfolgte, waren 1500 Guineen; hierauf wurden 2000 und sodann 2100 Pfd. geboten. In diesem Augenblicke wurde Herrn Robins von Herrn Peter Cunningham, Säckelmeister des Shakespeare-Comités in London und Stratford, ein Schreiben dieses Comités überreicht, worin es einen Kaufschilling von 3000 Pfd. (20,000 Thlr.) anbot. Herr Robins erklärte nun, die Kuratoren hätten ihn ermächtigt, von seinem Rechte, mehr zu bieten, keinen Gebrauch zu machen, sobald 3000 Pfd. geboten würden. Unter dem lautesten Beifall der Versammlung wurde darauf das Haus jenem Comité zugeschlagen. Fünf Bücher mit Autographa von Bri chern wurden demnächst für 70 Guineen (500 Thlr.) verkauft. Eben so gin auch einiges alte Möbel, sowie ein Brillenfutteral und ein kleiner Holzschnitt von Shakespeare's Denkmal, Beide aus Holz von Shakespeare's Maulbeerbaum gefertigt, zu hohen Preisen fort. Niemals soll bei einer Auction ein solcher Enthusiasmus wie bei dieser Gelegenheit geherrscht haben.

— Jenny Lind's Prozeß in London. Der Prozeß, den der Unternehmer des Coventgarden-Theaters, Herr Bunn, gegen Dlle. Jenny Lind wegen der Nichterfüllung ihrer vor etwa zwei Jahren eingegangenen Verbindlichkeit, in seinem englischen Opernhause zu singen, angestellt, ist auch während ihrer jetzigen Anwesenheit in London noch nicht zur Entscheidung gelangt. Der Gerichtshof der Queens-Bench hat am 15. September vorläufig erst beschlossen, daß in dieser Angelegenheit durch eine dazu erwählte Kommission in Berlin eine Zeugenvernehmung stattfinden soll. Zunächst soll sich diese Kommission, die aus den Anwalten der beiden Parteien, Hrn. Lewis und Hoggi besteht, an den General-Musikdirektor, Hrn. Meyerbeer, mit der Bitte wenden, ihr dasjenige mitzutheilen, was ihm über die Sachlage bekannt ist und darübe ein Protokoll in gerichtlicher Form aufnehmen zu lassen. Die Sache soll übrigens so rasch gefördert werden, als es nach englischen Gerichtsformen nu irgend möglich: denn die Kommission soll bereits bis zum 2. November d. J. ihren Bericht abstatten, damit die Queens-Bench in der mit diesem Tage beginnenden Michaelis-Session ihre Entscheidung treffen könne. Wahrscheinlich wird jedoch Dlle. Lind auch noch vor dieser Entscheidung, unter Deponirung einer bestimmten Summe beim Gerichtshof, England verlassen können, um in Berlin die angekündigten Gastrollen zu geben.

---

*) Washington Irving hat durch die in seinem berühmten „Skizzenbuche" enthaltene Schilderung des Shakespeare-Hauses in Stratford zuerst in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wi Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfan dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Sonnabend den 2 Oktober 1847.

England.

Die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich.*)

Seitdem der Dampf als Bewegungskraft auf den Eisenbahnen in Anwendung gekommen ist, hat sich die Aufmerksamkeit sowohl der Männer der Wissenschaft als der praktischen Thätigkeit oft auf die ungeheure Consumtion des Brennmaterials gerichtet, die für die Bedienung der Schienenwege erforderlich ist. Die Erfindung eines neuen Lokomotors, der keine oder doch eine weniger kostspielige Feuerung verlangte, war bisher ein Problem, dessen Lösung von Tage zu Tage wünschenswerther wird, weil das Brennmaterial von anderweitig so großem Nutzen ist, und überdies von immer größerer Seltenheit werden muß. Nachdem diese Frage einmal angeregt war, begreift man die Geschäftigkeit derjenigen, welche die Anwendung der atmosphärischen Luft als Zugkraft für ein zweckmäßiges und bei weitem vortheilhafteres Ersatzmittel des Dampfes verkündeten. Aus dem Gesichtspunkt der Oekonomie und Industrie würde man zweifelsohne in den meisten Fällen sich dieser wohlfeilen Kraft mit großem Vortheil bedienen können, besonders wenn man bei ihrer Anwendung die Steinkohle entbehren könnte, deren stets im Zunehmen begriffene Consumtion bald in einem umgekehrten Verhältniß mit dem Ertrage der Bergwerke stehen wird. Da übrigens Jeder weiß, daß die Anwendung des Wasserdampfes auf der Ausdehnbarkeit dieses Fluidums beruht, so kann man auch leicht einsehen, daß die atmosphärische Luft, da sie dieselbe Eigenschaft besitzt, in derselben Weise verwandt werden kann; die Schwierigkeit liegt nur in den Mitteln, diese Kraft in eine dem Zweck entsprechende Wirksamkeit zu versetzen.

Unter den glühendsten Anhängern der Aërodynamie gebührt Andraud die erste Stelle. Mit großem Enthusiasmus hat er die Allmacht des neuen Motors zu verherrlichen gesucht, und versichert, daß kein anderes Mittel in Bezug auf Brieftransport, Schifffahrt, Bodenkultur, Städtevertheidigung im Kriege u. s. f. solche Dienste zu leisten im Stande sey, wie die komprimirte Luft. Ja, was noch mehr ist, nach dem Grundsatz dulce cum utili sucht er mit der Wirksamkeit der komprimirten Luft auch die Akustik zu verbinden, indem er versichert, daß unseren Nachkommen die große Ueberraschung vorbehalten sey, während ihrer Fahrt auf den von ihm konstruirten Eisenbahnen durch Monsterkonzerte unterhalten zu werden, von denen er eine anziehende Vorstellung zu geben glaubt, dadurch, daß er sie mit dem „sublimen" Rollen des Donners vergleicht. Der geistreiche Erfinder gedenkt seinen Universalmotor auch in der Luftschifffahrt zu verwirklichen. Daß er nach solchen Hoffnungen die Dampfkraft und deren Anwendung als Lokomotiv nur für etwas durchaus Vorübergehendes hält, kann man leicht ermessen.

Uebrigens ist diese Idee, einer Lokomotive mit komprimirter Luft, (zu unterscheiden von der Anwendung der verdünnten Luft in einem Treibcylinder, der eine Lokomotive im gewöhnlichen Sinne ganz überflüssig macht) schon früher, im Jahre 1815, von einem Baiern ausgesprochen und seitdem in verschiedenen Ländern wiederholt worden. So hatte z. B. vor etwa 10 Jahren ein Uhrmacher in Versailles, Namens Roussel, einen kleinen Wagen aufgestellt, den er nach demselben Prinzip auf einem runden Tische, in dessen Mittelpunkt er an einen Faden befestigt war, in Bewegung setzte. Ganz kürzlich hat Herr Geheimer Oberbaurath Crelle, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, dies Mittel zur Anwendung auf die Eisenbahnen empfohlen. In dem Werke, welches er 1846 zur Entwickelung seines Vorschlages, „sich der Elasticität der atmosphärischen Luft als bewegender Kraft auf Eisenbahnen zu bedienen", geschrieben, spricht er sich darüber unter Anderem folgendermaßen aus: **)

„Wenn man nicht die Dampflokomotiven ganz von den Eisenbahnen verbannt, oder auch darauf besteht, die atmosphärischen Eisenbahnen (im eigentlichen Sinne) in Aufnahme zu bringen, so setzt man sich der Gefahr aus, Millionen zu verschleudern, die man später, wenn vielleicht ein Tag die wahrhaften und richtigen Mittel zur Vervollkommnung des Lokomotivs zur Geltung gebracht hat, schmerzlich bedauern wird."

Solche Worte im Munde eines Mannes, der zugleich ein gelehrter Mathematiker und ein geschickter Baumeister ist, verdienen wohl einer ernsten Berücksichtigung. Ehe man ihnen aber volles Vertrauen schenkt, muß man erwarten, bis die praktische Ausführung die vortheilhaften Resultate, welche die Theorie verspricht, bestätigt hat. Uebrigens würde ein Versuch, das System des Herrn Crelle zu prüfen, nicht sehr kostbar seyn, da jede Eisenbahn hierzu dienlich wäre und selbst die jetzt gebräuchlichen Dampflokomotiven beibehalten werden könnten, nur daß statt des Dampfkessels ein Reservoir für die komprimirte Luft angebracht würde. Dies so wie die Fortschaffung des Schornsteins wären in der Idee des Erfinders die einzigen Veränderungen, welche mit der Dampflokomotive vorzunehmen wären, um sie in eine aërodynamische Lokomotive zu verwandeln.

Drei andere Systeme, ebenfalls gegründet auf dem Prinzip der komprimirten Luft, aber von Herrn Crelle als seiner aërodynamischen Lokomotive angeordnete Arten betrachtet, finden sich in der Schrift des Berliner Akademikers genau beschrieben. In dem ersten derselben ist die Lokomotive beibehalten, aber statt die zur Fahrt nothwendige Luft mit sich zu führen, strömt ihr dieselbe fortwährend durch einen entsprechenden Mechanismus aus einem in der Mitte der Bahn zwischen den Schienen fortlaufenden Treibrohr zu. Weniger leicht kann man sich eine Vorstellung von der wunderlichen Construction des neuerdings von einem preußischen Ingenieur in Vorschlag gebrachten Lokomotors machen; es mag daher eine Vergleichung gestattet seyn. Wenn man auf dem Boden ein Ankertau der Länge nach ausstreckt und es an dem einem Ende befestigt, so würde ein Rad, dessen äußerer Rand halbvertieft wäre — vorausgesetzt, daß es durch eine Vorrichtung in horizontaler Lage erhalten würde — auf diesem Tau sich in Bewegung setzen, sobald man das nicht befestigte Ende desselben in die Höhe höbe. Denkt man sich an Stelle dieses Taues nun etwa einen Schlauch in der Mitte der Bahn zwischen den Schienen in der angegebenen Weise befestigt und den ersten Wagen vorn zwischen den beiden Haupträdern mit einem solchen Rade versehen, das auf jenem Schlauch aufliegt, so würde, wenn der hinter diesem Rade befindliche Theil des Schlauches durch eine am Ende desselben befindliche Luftdruckpumpe mit Luft gefüllt würde, das Rad und somit der ganze Zug fortgehoben werden. —

Die erste Idee einer atmosphärischen Lokomotion scheint von Papin († 1710) herzurühren, diesem geistvollen Manne, dem von Vielen auch die Erfindung der Dampfmaschine und die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt zugeschrieben wird. Er begründete seine Idee auf das einfache Prinzip, daß, wenn man auf einer der Seiten eines in einer Röhre gehenden Stempels die Luft verdünnt, durch den auf die andere Seite dadurch hervorgebrachten Luftdruck der Stempel in Bewegung gesetzt werden müsse. Medhurst, ein neuerer Ingenieur, machte zuerst den Vorschlag, die Idee der atmosphärischen Lokomotion für den Brief- und Waaren-Transport auszubeuten. Ballance wollte das von Medhurst aufgestellte System im Jahre 1844 auch auf den Personen-Transport ausdehnen und stellte sogar auf der Brightoner Bahn einige Versuche mit einem Holzcylinder an, dessen innerer Durchmesser 6 Fuß maß. Medhurst erklärte sich jedoch bald gegen diese neue Art von Tunnel, und kurze Zeit darauf fiel man darauf, den Treibcylinder von geringem inneren Durchmesser zwischen den Schienen auf der Bahn fortlaufen zu lassen. Ein Längeneinschnitt wurde in der nach oben gekehrten Seite des Cylinders angebracht, um eine Verbindung des in dem Cylinder sich bewegenden Treibkolbens mit dem Train selbst möglich zu machen. Zugleich durfte dieser Schlitz in den Treibcylinder stets nur da offen seyn, wo sich momentan der Schaft des Kolbens befand, damit der Cylinder vor dem Einströmen der atmosphärischen Luft gesichert war. Hierzu verwandte man nun anfangs einen hydraulischen Apparat. Aber dieses Wasserventilsystem hatte den augenfälligen Nachtheil, daß es nur auf völlig horizontalen Bahnen in Anwendung kommen konnte. Trotz dieser Unvollkommenheit gebührt doch Medhurst der ganze Ruhm der Erfindung des atmosphärischen Eisenbahnsystems, besonders da er in durchaus klarer und vollständiger Weise die Bedingungen auseinandersetzte, an die die Einführung desselben geknüpft war.

Seitdem beschäftigte man sich eifrig mit Untersuchungen über die Möglichkeit eines Ventils, das mit jenen Nachtheilen nicht verknüpft war. Zahlreiche Versuche wurden angestellt, unter denen wir die aus Hanfgeflecht konstruirten Ventile erwähnen, welche im Jahre 1834 der amerikanische Ingenieur Pincus in Vorschlag brachte. Alle aber erwiesen sich als unzulänglich, bis endlich die Herren Clegg und Gebrüder Samuda auf der von ihnen, bei Wormwood-

*) Nach einem in der Revue des deux Mondes enthaltenen Artikel.

**) Wir theilen diese Worte nach ihrer französischen Uebersetzung mit, ohne sie mit dem deutschen Originale verglichen zu haben.

Scrubs in der Nähe Londons, angelegten Probebahn ein neues System auszuführen versuchten. Das Samuda-Ventil besteht aus einem auf beiden Seiten mit Eisenblechplatten beschlagenen Lederriemen, dessen eine Längenkante durch eiserne Scharniere am Treibcylinder befestigt ist, während die andere in eine an der gegenüberliegenden Seite des Längeneinschnitts des Cylinder angebrachte Fuge einpaßt, die behufs des hermetischen Verschlusses mit einer Mischung von Wachs und Talg gefüllt ist. Das Ventil erhebt sich bei der Berührung des Schaftes, welcher den Treibkolben mit dem ersten Wagen in Verbindung setzt und der nach vorn zu schräg abgeschnitten ist, nicht vertikal, sondern unter einem Winkel von ungefähr 45°, und wird durch sein eigenes Gewicht wieder auf die Oeffnung herabgedrückt, sobald der Schaft es verlassen hat. Außerdem befindet sich an dem Hintertheil des ersten Wagens ein Rad, welches durch seinen auf das Ventil ausgeübten Druck dies völlig in die frühere hermetisch verschließende Lage zurückbringt.

Das eben beschriebene, von dem Erfindungsgeist seiner Urheber zeugende System wurde zuerst im Kleinen bei Chaillot, dann durch James Bonfil zu Havre versuchsweise durchgeführt: später experimentirten die Erfinder damit nach einem größeren Maßstabe in ihren Werkstätten. Die Erfolge dieser verschiedenen Proben, welche im Durchschnitt sehr zu Gunsten der Brauchbarkeit des Samuda-Ventils sprachen, bestimmten einen höheren Beamten der Dublin-Kingstoner Eisenbahn-Gesellschaft, die Anwendung dieses Systems auf der Bahnstraße von Kingston nach Dalkey in Vorschlag zu bringen. Die englische Regierung ertheilte auch die Befugniß dazu, aber unter solchen Einschränkungen, daß dadurch der Bahnplan manche ungünstige Veränderung erlitt. So war die des Expropriationsrechts beraubte Gesellschaft genöthigt, von den Unternehmern des Kingstoner Hafens die Hälfte der Bahn zu leihen, auf der die schönen Granitblöcke aus den Steinbrüchen von Dalkey transportirt werden.

Diese augenscheinlich ungünstigen Bedingungen erschweren das Urtheil über die ökonomischen Vortheile, welche man möglicherweise aus der Anwendung des atmosphärischen Systems gewinnen kann, in hohem Grade. Außerdem ist die Steigung der Bahn sehr gering, ohne die Möglichkeit aber, bedeutende Steigungen zu überwinden würde, nach der Ansicht der meisten sachkundigen Männer, durchaus kein Vortheil damit verbunden seyn, das jetzt gebräuchliche Dampflokomotivsystem für das atmosphärische aufzugeben. Das eben Gesagte findet seine Anwendung auch auf die atmosphärische Eisenbahn von London nach Croydon, welche zwei Jahre später erbaut wurde. Nach mancherlei Wechselfällen und trotz der Behauptung, daß die Betriebskosten von Anfang an 22 pCt. weniger betragen würden, als die Dampflokomotion, ist diese Bahn, wie es heißt, doch bereits auf dem Punkte, den Verkehr einzustellen. Uebrigens bietet diese Bahn eine Merkwürdigkeit dar, die wir nicht übergehen dürfen, sie besitzt nämlich einen gigantischen Viadukt, ein wahrhaftes Gegenstück zu dem berühmten Themsetunnel, der zwischen Norwood und Croydon die beiden Eisenbahnen nach Dover und Brighton durchschneidet.

Wie es sich häufig unter solchen Umständen trifft, hatten die Herren Clegg und Samuda es unterlassen, mit dem Einfachsten zu beginnen. Anfangs bestand die zur Schließung des Ventilrandes verwandte Schmiere aus einer Mischung von Wachs und Unschlitt, deren Geschmeidigkeit durch eine mit glühenden Kohlen oder heißem Wasser gefüllte drei Fuß lange Röhre, welche, an dem Treibschafte befestigt, dicht an der einen Seite des Treibcylinders hinlief, erhalten wurde. Diese Einrichtung war in mancher Beziehung nicht nur unbequem, sondern auch unzulänglich. Die Mischung gefror trotz der Wärmeröhre im Winter und wurde im Sommer so flüssig, daß sie gegen die von Außen andringende atmosphärische Luft keinen Schutz abgab. Später wurde die Wärmeröhre fortgebracht und statt jener Mischung eine andere aus Seehundsfett, Wachs, Kautschuk und pulverisirtem Thon bestehend, also ähnlich der noch jetzt auf der atmosphärischen Eisenbahn nach St. Germain gebräuchlichen Masse, angewendet. Nichtsdestoweniger hat das Samuda-Ventil keinen hermetischen Verschluß, da es das Eindringen der Nebenluft noch lange nicht völlig verhindert. Wenn also dieses Ventil allen anderen bei Weitem vorzuziehen ist, so ist es doch noch sehr wenig befriedigend. Es ist deshalb nicht auffallend, wenn neuerdings abermals mannigfache Versuche gemacht worden sind, es durch ein zweckmäßigeres zu ersetzen. Der ältere Hallette, ein geschickter Ingenieur von Arras, hatte den Vorschlag gemacht, den Längeneinschnitt des Treibcylinders vermittelst der von ihm sogenannten „pneumatischen Lippen“ d. h. zweier mit komprimirter Luft gefüllter, eng an einander liegender und biegsamer Röhren zu verschließen, welche durch den Treibkolben leicht getrennt werden und sich hinter ihm wieder vereinigen würden. Diese sehr verführerische Idee schien nur die Unmöglichkeit gegen sich zu haben, einen zugleich hinreichend geschmeidigen und luftdichten Stoff für die Verfertigung solcher Röhren zu finden. Crelle beschreibt zwei Ventile eigener Erfindung, die jedoch noch keiner Probe unterworfen sind. Endlich hat ein französischer Ingenieur, Namens Hediard, einen Vorschlag des Ingenieurs Pinkus wieder aufgenommen und vervollkommnet, indem er das Ventil aus zwei auf beiden Seiten des Längeneinschnitts befestigten schmalen und mit Leder überzogenen Stahlplatten bestehen läßt, die über der Oeffnung des Treibcylinders fest zusammenklappen, zu welchem Behuf sie als Federn konstruirt sind. Der Schaft des Treibkolbens, welcher nach obenzu geneigt in einen spitzen Winkel ausläuft, bringt nun die Oeffnung der Platten dadurch hervor, daß er sie von unten her aufhebt. Diese Einrichtung, womit ein Versuch auf einem 5000 Fuß langen Schienenwege bei der Ausweichstrecke Saint-Ouen gemacht worden ist, der zugleich die erste Anwendung des atmosphärischen Eisenbahnsystems in Frankreich war, hat offenbar große Vortheile von dem englischen Ventil, und es ist nur zu bedauern, daß nicht ein ausgedehnterer Versuch auf der Bah von St. Germain gemacht worden ist. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Aus den Tagebüchern eines deutschen Zwischendeck-Passagiers.

(Schluß.)

Wir sahen nun das erstenmal die Sonne in Amerika aufgehen, die Anker wurden gelichtet, und wir lavirten in den Hafen. Nun zeigte sich zu beiden Seiten ein schönes Land mit vielen freundlichen Häusern, von dem Charakter der niedrigeren Vorberge der Schweiz. Die Sonne brannte. Um 4 Uhr warfen wir bei Staten-Island die Anker aus. Die Stadt New-York ist von hier noch eine deutsche Meile entfernt. Schon nach einer Stunde erschien ei amtliche Kommission an Bord. Ein alter, wohlgenährter, schmunzelnde Doktor hielt Musterung über uns. Alle mußten auf dem Verdeck einzeln a ihm vorbeimarschiren. Er war mit unserem Gesundheitszustand zufrieden u sagte, wir könnten am anderen Mittag nach New-York, wenn wir unse schmutzige Wäsche reinigten, d. h. ausschweiften, denn ein ordentliches Rei waschen ist in Seewasser nicht möglich. Vor dem Doktor waren auch sch zwei Hafen- und Zoll-Beamten am Bord gewesen, um nach der Ladung fragen.

Am anderen Morgen war ein reges, thätiges Leben auf dem Schiffe. Ob gleich der Waschbefehl eigentlich wohl nur pro forma gegeben war, machte e uns doch viel Spaß, unsere Hemden, Beinkleider, Taschen- und Handtüch tüchtig mit dem salzigen Wasser durchzuarbeiten, auszuwinden und dann der Takelage aufzuhängen und zu trocknen. Um 12 Uhr waren wir ganz fe im Frack auf dem Verdeck. Hier sah es bunt aus, vor Leuten, Kisten und Kaffe konnte man kaum treten, überall wurde gelacht und gescherzt. Der Capitain war um 9 Uhr ins Zollamt gefahren, unterdessen kam ein junger Mann vom Magistrat an Bord, der die Namen und das Alter eines Jeden aufschrieb Um 5 Uhr kehrte der Capitain zurück und brachte uns die betrübende Nachrich daß die Liste von Slomann nicht vollständig sey und wir erst am nächsten Morgen abfahren könnten. Alles war verdrießlich über die schlechten Aus sichten für die Nacht. Die Meisten hatten das Seegras schon aus den Ma trazen herausgeworfen und beschlossen daher, auf dem Verdeck zu kampire. Es wurde jedoch gegen 2 Uhr sehr kalt, wir suchten daher zusammen, was w konnten, legten uns auf die Bretter und schliefen nochmals auf unserer Ma terbank. Der Himmel fing unterdeß an, sich zu umziehen und mit Regen z drohen. Schöne Aussicht für unsere Sachen, die im Freien lagen. Fü egnete es denn auch richtig. Um 7 Uhr kam der Dampfer „Samson“ m dem Zollbeamten. Nun erhob sich ein toller Lärm: Jeder mußte seine Kiste aufschließen oder aufschlagen. Indessen war Alles gut und die Untersuchung ganz oberflächlich, da ein Platzregen herabfiel. Ganz durchnäßt, dabei erhitz und strapazirt, ohne einen Bissen im Magen zu haben, bestiegen wir das Dampfschiff. Das Erste, was wir genossen, war ein Schluck Rum. Der Regen dauerte immer noch fort, und erst gegen 2 Uhr ging der Dampfer mit uns ab. Um 3 Uhr langten wir triefend im Deutschen Hause zu New-York an. Es liegt in der Greenwich-Street, Ecke der Cedar-Street: der Wirth heißt Fischer und ist ein Deutscher.

Da waren wir denn endlich wieder auf festem Lande nach sechszig langen Tagen. Was hatten wir in dieser Zeit nicht Alles durchgemacht, was entbehren müssen! Keine Milch, kein Bier, kein frisches Fleisch genossen, in keinem Bett geschlafen. Doch war mir und meinem Bruder Alles gut bekommen, wir sind nicht abgemagert und fühlen uns ganz gesund. Ein Glas frisches Wasser war unser erstes Labsal nach der Landung. Abends gab es dann Rind fleisch und prächtige Kartoffeln, dazu Thee und Bier. Eine solche Reise is eine gute Vorschule für alle Auswanderer. Mag es in Texas noch so öde seyn, es wird doch frisches Wasser dort geben, und man wird sich das Essen gut und reinlich bereiten können. Wie starrte unser Schiffskoch von Schmutz, und wie sah es in seiner Küche aus! Darin stand ein eiserner Kessel, daneben ein Kasten von Eisenblech, in diesen beiden Gefäßen wurden unsere Speisen für 325 Personen bereitet. Oft war der Reis ganz blau, der Thee fast immer schwarz. Dabei wurde der arme Kerl von Koch in seinem engen Raum von den Passagieren schrecklich belästigt. Jeder kam mit einem Topf oder Tiegel und wollte etwas kosten oder riechen; dem einen sollte er dies, dem Andern jenes geben.

J e d e m, d e r e i n e R e i s e n a c h A m e r i k a a l s Z w i s c h e n d e c k - P a s s a g i e r m a c h e n w i l l, i s t z u r a t h e n, s i c h m i t f o l g e n d e n G e g e n s t ä n d e n z u v e r s e h e n: Reis, gebackene Pflaumen oder anderes Obst, einige Eier, Mehl, Schinken oder Speck, Sago, etwas guten Essig und Zwieback. Auch Pflaumenmus ist nicht zu verachten. Kaffee und Thee versteht sich, eben so wie Zucker, auch Rum, Bier und etwas Rothwein. Eine Kaffeemaschine aber ist für einen Zwischendeck-Passagier nur so lange zu gebrauchen, als man vor Anker liegt oder kein Wind ist. Feuer darf im Verdeck nicht gemacht werden; auf demselben und auch in der Küche ist immer etwas Zugluft, daher die Sache nicht praktisch. Besser ist eine Theekanne von Eisenblech und Kupfer, die man in der Küche ans Feuer oder auf die Platte stellen kann. Ein Passagier der ersten Kajüte hat mit all diesen Plackereien nichts zu schaffen, unser Capitain lebte ganz gut, er hatte drei Hammel, acht Schweinchen und einige Hühner mit, sein Trinkwasser war in ganz reinen Fässern, wurde filtrirt und hatte

daher auch keinen Beigeschmack. Eben so bekommen auch die Passagiere der ersten Kajüte das Essen und Trinken. Der Capitain hatte außerdem noch das beste Porterbier und verschiedene Sorten Wein mit; davon bekommen aber die Passagiere nichts verabreicht.

Was das Gepäck betrifft, so ist es am besten, wenn der Reisende es nicht in Kisten, sondern in Koffern hat oder in Kasten mit eisernen Bändern und Schloß, denn beim Untersuchen der Sache durch den Zollbeamten ist es eine gräuliche Arbeit, die Kisten aufzuschlagen. Gehen die Deckel nicht entzwei, so biegen sich die Nägel krumm und man kann die Kisten nicht ordentlich wieder zumachen. Der mit Eisen beschlagene Koffer dagegen wird auf- und zugeschlossen und die Sache ist abgemacht. Auf die Größe kömmt es gar nicht an, das Gepäck liegt im untersten Raum wie Kraut und Rüben durcheinander.

Für Texas sind uns von vielen Seiten die besten Hoffnungen gemacht worden. Mit Ausdauer und Muth wird es schon gehen. Ein Pharmazeut kann dort, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, wohl seine Rechnung finden, wenn nicht als Landwirth, so als Doktor und Apotheker, denn diese beiden Berufszweige sind hier fast immer verbunden. Die Medikamente haben gewaltig hohe Preise. Einer unserer Reisegefährten mußte in New-York für 8 Stück Blutegel 2 Dollars bezahlen, also etwas mehr als 11 Silbergroschen für einen. In den hiesigen Apotheken, die zugleich Kramläden sind, ist Alles zu haben; sie sind in dem Zustande wie die unsrigen vor funfzig Jahren. Auch mit Kräutern und Fellen, scheint es, lassen sich gute Geschäfte machen.

Nun zurück zu New-York. Ob es einen schöneren Hafen auf der Welt giebt, ich weiß es nicht! So freundlich, so sicher und so mächtig belebt! Welche Unzahl von Dampfschiffen und wie großartig und schön gebaut! Jeden Augenblick fliegt eines vorüber. Die Stadt New-York allein soll deren an tausend haben. Und nun die Segelschiffe von allen Größen und Formen, und von allen Nationen der Welt! Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich auf mehr als 400,000, darunter 90,000 Deutsche. Die Männer gehen hier ganz besonders fein gekleidet, entweder im Frack von Tuch oder Zeug, oder in leichten Röcken, ihre Wäsche ist weiß wie frischgefallener Schnee. Die Damen dagegen machen keinen bedeutenden Staat; man findet unter ihnen auch wenig hübsche Gesichter. Schwarze giebt es in allen Schattirungen bis zum Gelben, meist häßliche Gestalten. Die Häuser sind schön, aber im Allgemeinen doch nicht so schön, groß und regelmäßig wie in Berlin, und mitten unter Ziegelhäusern, die alle nicht angeworfen werden, sondern so bleiben wie die Berliner Bauschaule, steht mitunter ein altes Haus von Brettern. Fast in jedem Hause giebt es unzählige Läden und Comtoirs. Die Gas-Beleuchtung ist auch mangelhaft und nicht so hell als in Berlin. Den Tag über ist ein ungeheures Leben und Treiben auf den Straßen, in der Nacht dagegen Alles ganz ruhig, auch kann man nach 10 Uhr leicht, nicht nur um Geld und Kleider, sondern auch ums Leben kommen, wenn man auf den Straßen herumwandelt, obgleich es an Wächtern nicht fehlt. Das Klima ist hier einem sehr schnellen Wechsel unterworfen, bald warm zum Umkommen und in einer Stunde wieder kalt, daß man anfängt zu frieren. In das Wasser und Bier wird jedoch, da es meist lau ist, immer Eis gethan, und man sieht beständig Eiswagen auf den Straßen fahren. Eine Freude hat man an den schönen Pferden, die man selbst vor jedem Karren, vor jeder Droschke, vor jedem Omnibus sieht. Von letzteren giebt es auf dem Broadway gegen vierhundert, alle mit goldenen und bunten Buchstaben beschrieben. Auch herrliche Cabriolets sieht man hier, so leicht gebaut, daß man glaubt, sie müßten gleich zusammenbrechen, und gefahren wird, als ob die Thiere gar nichts kosteten. Hunde bemerkt man wenig; seit sechs Wochen schon dürfen keine ohne Maulkorb umherlaufen, sonst werden sie todtgeschlagen.

In unserem Hôtel, welches übrigens kein besonders gutes ist, zahlen wir täglich 5 Schilling (1 Thlr. 20 Sgr.) für Wohnung und Kost. Täglich kommen und gehen 20 bis 40 Gäste, die in ein bis zwei Tagen wieder abziehen. Das Essen ist ganz amerikanisch oder englisch. Zum Frühstück erhalten wir Kaffee, Fleisch mit Kartoffeln und Käse. Der Wirth, der nicht die feinsten Manieren hat, trinkt gern eins, hält dabei aber eifrige Predigten gegen den Trunk. Es ist übrigens hier für den Fremden ein schmähliches Leben, ein Jeder sucht ihn zu übervortheilen, und die armen deutschen Auswanderer sind oft sehr schlimm daran. Gestern waren wir auf zwei Schiffen, die nach Galveston gehen. Das eine nimmt nur Passagiere der ersten Kajüte, der Preis 50 Dollars, das war nichts. Auf dem zweiten, der Brigg „Lamar", haben wir als Zwischendeck-Passagiere akkordirt und zahlen ohne Essen 15 Dollars die Person. Wir sollen uns Lebensmittel auf 20 bis 25 Tage anschaffen. Der einzige Unterschied von der Kajüte ist, daß wir zu Dreien in einer Kammer schlafen, aber auf einem Verdeck, das uns wie ein wahrer Palast erscheint gegen unseren Aufenthaltsort auf dem „William Money". Morgen müssen wir unsere Sachen an Bord schaffen, denn am 5. August will die Brigg in See stechen. Heute wird nun eingekauft. Die Lebensmittel sind hier ziemlich theuer, Obst sieht man wenig, und es ist schlecht; ein Apfel oder eine Birne kostet 1 Cent, eben so viel eine Pfirsich; dagegen eine Ananas nur 8 Sgr. nach unserem Gelde; auch der Wein ist nicht theuer.

Unsere Passagiere vom „William Money" haben sich nun alle zerstreut; nur zwei Juden aus Berlin wohnen noch mit uns zusammen, ein Kleiderhändler und ein Lithograph, dessen Schwager. Ersterer bot uns an, wir möchten diesen mit nach Texas nehmen; bis Galveston wollte er Alles für ihn bezahlen, und dann sollten wir für ihn sorgen. Der Vorschlag schien uns aber doch nicht annehmbar. Wie blindlings die Leute übrigens nach Amerika gehen, ist kaum zu glauben; viele unserer Reisegefährten sind hier mit 8—20 Thalern angekommen, einige haben sogar z. B. kaum 3 Thaler gehabt. Drei sind gestern als amerikanische Dragoner eingekleidet worden und werden binnen kurzem nach Mexiko gehen, sie haben 12 Dollars Handgeld bekommen und erhalten dann, wenn der Krieg zu Ende ist, oder in einem Jahr, 100 Dollars oder 160 Acker Land. Zwei von ihnen sind Preußen. Der Eine war Kürassier, der Andere Husar. Wir hätten hier Leute genug zum Mitnehmen nach Texas bekommen können, wir sollten für sie das Reisegeld zahlen, und sie wollten dafür ein bis zwei Jahre ohne Lohn bei uns arbeiten. Indeß haben wir uns auf alle diese Anerbietungen nicht einlassen mögen. Es sind in dieser Beziehung schon sehr bittere Erfahrungen gemacht worden, und man wird hier von seinen eigenen Landsleuten oft am schlimmsten betrogen.

Gestern ist das erste und einzige preußische Kriegsschiff, die „Amazone", glücklich in New-York angekommen; es geht von hier nach Galveston. Im Hafen liegt auch ein Schiff, das in China gebaut und mit 20 chinesischen Matrosen bemannt ist, häßlichen Kerls mit langen Zöpfen und einem Fächer in der Hand. Dieser wunderliche Kasten wird für ¼ Dollar gezeigt, ein Amerikaner hat ihn aus Speculation bauen lassen und will, nachdem er hier seinen guten Schnitt gemacht, damit nach Europa gehen.

Frankreich.

Jahresbericht der Kriminal-Justiz in Frankreich.

Da jetzt so viel über den sittlichen Zustand Frankreichs gesprochen wird, ergreifen wir gern eine sich uns darbietende Gelegenheit, unsere Leser mit dem neuesten statistischen Jahresberichte der französischen Kriminal-Justiz bekannt zu machen. Derselbe betrifft, obgleich er ganz vor Kurzem erschienen ist, erst das Jahr 1845 und wir drücken beiläufig unsere Verwunderung darüber aus, daß in dem Lande der Centralisation par excellence zwanzig Monate zur Anfertigung der Tabellen nöthig waren.

Gegen das vorangegangene Jahr hatten sich 1845 die Angriffe auf fremdes Eigenthum um ein Zehntel vermindert, während die auf Personen häufiger waren. — Von 100 Angeklagten gehörten 61 den Land-, 39 den Stadtgemeinden an. Da nun drei Viertheile der Gesammt-Bevölkerung auf dem Lande wohnen, so folgt daraus eine merklich größere Sittlichkeit auf Seiten der Dörfer. Demungeachtet muß man bei einem solchen Schlusse vorsichtig seyn, denn man darf bezweifeln, daß die Sicherheitspolizei auf dem Lande so gut behandelt werde, als in den Städten. Zudem thun die Listen dar, daß die größten Verbrechen, als Aeltern- und Kindermorde, Brandstiftungen, Todschläge und Vergiftungen, vorzugsweise unter den Bauern vorgekommen sind.

Die Zahl der Angeklagten, die weder lesen noch schreiben können, vermindert sich in Frankreich von Jahr zu Jahr. Es gab deren 1836 auf 100 Individuen 59, 1845 nur 51. Dies ist die natürliche Folge der Vermehrung der Elementarschulen. Hierbei frägt es sich aber, ob die Verallgemeinerung des Unterrichts auch die Gesammtzahl der Verbrecher vermindert, und es scheint, als habe man sich in dieser Beziehung zu große Hoffnungen gemacht. Die Kunst, zu lesen, ist nicht mehr, als ein Mittel. Man kann sich desselben gut und schlecht bedienen und mit seiner Hülfe eben so wohl böser, als besser werden. Bedenkt man nun die große Anzahl schlechter Zeitschriften und abscheulicher Bücher, die in Frankreich im Umlauf sind, so kann man die Verbreitung des Leseunterrichts, so wenig man sich ihr auch widersetzen möchte, nicht ohne Besorgniß mit ansehen.

Zwei Arten von Verbrechen sind seit zwanzig Jahren in einem traurigen Fortschritte begriffen, Nothzucht und Fälschungen. Verbrecher der ersteren Art, von denen 1826 an erwachsenen Frauenzimmern 166, an Kindern 139 begangen wurden, beliefen sich 1845 auf respektive 227 und 406! Die Fälschungen und betrügerischen Bankrotte haben in demselben Zeitraume um ein Drittheil, die Falschmünzereien beinahe um ein Viertheil zugenommen. Eben so vermehren sich Gaunerstreiche, Mißbrauch des Vertrauens und einfache Bankrotte. Zwei Dinge mögen diese Erscheinung erklären. Zuvörderst die Zunahme industrieller Unternehmungen und des Handelsverkehrs. Je mehr Leute sich bei Börsen-Speculationen, bei Einrichtung von Fabriken und Eisenbahnen u. dgl. betheiligen, desto verbreiteter ist die Gelegenheit zu Betrügereien, desto mehr Personen werden in einen und denselben Prozeß verwickelt und desto größer muß, selbst bei unverändertem Stande des allgemeinen Sittlichkeits-Gefühls, die Anzahl der Angeklagten seyn. Die zweite Ursache ist die Steigerung der Sucht, Geld zu erwerben, der sich nicht nur eine weit größere Anzahl von Menschen hingiebt, sondern die auch mit viel mehr Leidenschaft befriedigt wird, als früher. Das französische Volk, dessen Hauptinteresse noch vor Kurzem der Krieg und die Politik waren, ist auf dem Wege, eine Nation von Agioteuren und Krämern zu werden. Was gewinnt es dabei? Ein Wenig mehr äußeres Wohlleben und viele Laster.

Was die ernsteste Aufmerksamkeit in dem Jahresberichte verdient, ist das Verzeichniß der rückfälligen Verbrecher. Dieselben sind nicht minder im Zunehmen. Von 1826—30 gab es auf 100 Angeklagte sechzehn Rückfällige, von 1831—35 neunzehn, von 1836—40 zwei und zwanzig, 1841 vier und zwanzig und seit 1842 fünf und zwanzig. Dabei muß man noch annehmen, daß ein großer Theil der Rückfälligen bei der zweiten Untersuchung ihren wahren Namen und die frühere Strafe zu verheimlichen weiß und erst in den Gefängnissen als schon bestraft erkannt wird. Diese Thatsache beweist, daß die bis jetzt in den französischen Gefängnissen eingeführten Veränderungen keinen Erfolg gehabt haben, und daß es hohe Zeit für die Kammern ist, die gründliche Erörterung und Verbesserung des Strafsystems nicht länger aufzuschieben.

Polen.

Der Weltkampf der Deutschen und Slawen, seit dem Ende des 5ten Jahrhunderts, nach christlicher Zeitrechnung, nach seinem Ursprunge, Verlaufe und nach seinen Folgen.

Dargestellt von Dr. M. W. Heffter.*)

Herr Dr. Heffter hat schon vor mehreren Jahren in den Pölitz-Bülauschen Jahrbüchern für Politik und Geschichte mehrere Aufsätze veröffentlicht, welche den oben bezeichneten Welt- oder Wettkampf zu ihrem Gegenstande hatten. Es ist ihm damals mit seinen historischen Versuchen nicht eben glücklich ergangen. Seine hervorstechende Abneigung gegen alles Slawische, welche sich von vornherein in seinen Arbeiten ausspricht, befähigt ihn schon an und für sich nicht zu einem Geschichtschreiber, dessen Pflicht es ist, sich auf den Standpunkt möglichster Unparteilichkeit zu stellen, nicht aber seinen persönlichen Sympathieen nachzugehen. Es wurde aber noch eine für den Verfasser viel nachtheiligere Entdeckung, als jene, in seinen Arbeiten gemacht, nämlich die, daß er die slawischen Schriftsteller, welche er, weil sie eben Slawen sind, nicht hochschätzt, dennoch mitunter so nachahmungswürdig gefunden, sie wörtlich zu erkorpiren. Namentlich hatte er bei Palatzky vom Rechte des späteren Bearbeiters so ausgedehnten Gebrauch gemacht, daß die slawischen Geschichtsfreunde nicht umhin konnten, eine Vergleichung zwischen den Texten beider Schriftsteller anzustellen, und in Verwunderung darüber zu gerathen, daß der Prof. Heffter in Brandenburg mit dem Historiker in Prag stellenweise in so durchgreifendem und absolutem Einverständnisse war. Jene schon der Kritik unterworfenen Arbeiten hat nun Hr. Heffter zusammengestellt und, mit einem empfehlenden Vorwort „an das deutsche Volk" versehen, diesem noch einmal übergeben. Gewissenhaft können wir diese, allerdings gelehrte und, wie der Verfasser selbst sagt, mit großer Mühe und Ausdauer zusammengetragene Schrift, dennoch denen, welche über das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschen und Slawen redlichen Aufschluß haben wollen, nicht empfehlen, und müssen aus dem allgemeinen geschichtlichen Gesichtspunkt die ganze Arbeit als verfehlt bezeichnen. Wem es um eine Lobrede der Deutschen und ein Anklagelibell gegen die slawischen Völkerschaften zu thun ist, wird in Herrn Heffter's Schrift Befriedigung finden. Der Mehrzahl intelligenter Leser, welche für geschichtliche Zustände irgend ein wahrhaftes Interesse haben, wird man aber nicht zutrauen dürfen, daß sie den Ruhm einer Nation durch Verdunkelung der anderen werde gesteigert wissen wollen. Als ob Deutschland nicht seine eigenthümlichen Vorzüge hätte, die ohne das Schroffe eines willkürlich bestimmten Gegensatzes hervortreten! Es ist gewiß ein Patriotismus sehr untergeordneter Art, der in seiner oratio pro domo das Fremde nur verkleinern zu müssen glaubt. Die Anerkennung eigener Vorzüge kann neben dem Fremden sehr wohl bestehen.

Die Form, in der Herrn Heffter's Schrift erscheint, verräth auch keine Gewandtheit in publicistischer Darstellung und ist zum Theil matt.

Polono-Germanus.

*) Hamburg und Gotha, 1847.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Herzog von Guise. Der jüngste Enkel des Königs der Franzosen, ein kürzlich dem Herzog von Aumale geborner Sohn, hat bekanntlich die Namen Heinrich Leopold ꝛc. Herzog von Guise erhalten. Der König Ludwig Philipp, der seine ältesten Kinder: den Herzog von Orleans, die Königin der Belgier und die Prinzessin Marie von Würtemberg mit protestantischen Prinzen und Prinzessinnen vermählte, hat dadurch den Beweis geliefert, daß er die Religion der Minderheit der Franzosen eben so hoch wie die der Mehrheit stelle. Sollte die Vermählung des Herzogs von Montpensier mit einer spanischen Prinzessin auch in religiöser Beziehung ein Zeichen seiner veränderten Politik seyn? Mindestens giebt der Name Guise und die historischen Erinnerungen, die er weckt, sehr viel zu denken in dieser Beziehung. Ein französisches Journal, welchem man eine ruhige und unparteiische Betrachtung der Dinge nicht absprechen kann, le Semeur, äußert sich über jene Namengebung folgendermaßen:

„Niemand darf in Frankreich einen neuen Namen ohne die Zustimmung des Großsiegelbewahrers annehmen. Um seinem Sohne den Namen Herzog von Guise zu geben, hat der Herzog von Aumale diese Zustimmung haben müssen. Es liegt hier also ein Fall der ministeriellen Verantwortlichkeit vor, unter welchem Gesichtspunkte wir die Frage untersuchen wollen.

„Das Geschlecht der Guisen ist in Frankreich ausgestorben. War es nun gut, war es zeitgemäß, es wieder zu beleben? Wir wollen uns keines, unsere Zeitgenossen irgendwie verletzenden Ausdruckes bedienen: man weiß, daß dies nie unsere Sache ist; aber den Todten ist man die strengste Wahrheit schuldig, und so wollen wir die Bücher unserer Geschichte aufschlagen.

„Die Guisen, ein jüngerer Zweig des Hauses Lothringen, sind gegen Ende der Regierung Ludwigs XII. nach Frankreich gekommen, und zwar mit Ansprüchen und Leidenschaften, die im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts furchtbare Ereignisse herbeigeführt und unser Land an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Ausländer, wie sie waren, haben sie sich stets auf das Ausland gestützt, um ihre Hausmacht zu vergrößern. Verräther an Frankreich, welches sie mit so vieler Gunst aufgenommen, haben sie sich mit dem römischen Hof und mit dem Könige von Spanien verbündet, um sich einen Weg zur Usurpirung der Krone zu bahnen. Die Guisen sind es, die in ihrem persönlichen Interesse die Erneuerung der unglückseligen italiänischen Feldzüge veranlaßten, und wenn sie auch dem Lande einige militairische Dienste geleistet, so wiegen diese doch lange nicht den Schaden auf, den sie ihm zugefügt. Dem Könige Franz I. gingen über den gefährlichen Ehrgeiz dieser Familie die Augen auf, und auf seinem Todbette bat er daher seinen Sohn Heinrich II., ihnen nicht zu trauen. Aus jener Zeit stammt der im Volke verbreitete Vers:

> François premier predit ce point
> Que ceux de la maison de Guise
> Mettraient ses enfants en pourpoint,
> Et son pauvre peuple en chemise.

„Die Guisen benutzten die Minderjährigkeit des Königs Franz II., der ihre Nichte Maria Stuart geheirathet hatte, um sich einen ähnlichen Einfluß anzumaßen, wie ihn die ehemaligen Haus- und Hofmaier (Major domus) geübt hatten, was den ganzen französischen Adel gegen sie aufbrachte und die Verschwörung von Amboise veranlaßte. Der Herzog Franz von Guise und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, ein Priester ohne Treu und Glauben, befahlen darauf die fürchterlichen Hinrichtungen von Amboise, die in ihrer Grausamkeit von keiner Ausschweifung der revolutionairen Schreckenszeit überboten wurden. Franz von Guise ließ, als er von seinem Gute Joinville zurückkehrte, Kalvinisten, die unter dem Schutze des Januar-Ediktes ihren Gottesdienst feierten, meuchlerisch umbringen, was ihm den Beinamen: „der Schlachter von Vassy" verschaffte. Franz von Guise gab das Signal zu den Religionskriegen, welche unerhörtes Leiden über Frankreich brachten und einer Million Menschen das Leben kosteten. Nicht aus Ueberzeugung oder Fanatismus, was ihm allenfalls noch zur Entschuldigung dienen könnte, fing er die Kriege an, sondern weil er sie benutzen wollte, um sein Vermögen zu gleicher Höhe wie seinen Ehrgeiz zu bringen. Franz von Guise war der Beförderer und das Haupt jenes verbrecherischen Triumvirates, welches zum Zweck hatte, das Königthum einigen Menschen und ihren Plänen dienstbar zu machen.

„Heinrich von Guise, des Vorigen Sohn, ließ den geschicktesten Feldherrn und den besten Franzosen seiner Zeit, den Admiral Kaspar von Coligny, ermorden, dessen Leichnam sogar er mit Füßen trat. Heinrich von Guise war das Haupt der Ligue, die unter der Maske des Religionseifers die kühnste Empörung verbarg und auf die wilden Volksleidenschaften sich stützte, um sich den Weg zum Throne zu eröffnen. Heinrich von Guise verband sich, gleich seinem Vater, mit dem Ausland und überlieferte Frankreich den Spaniern. Zweimal Rebell und treuloser Vasall, führte er den Tag der Barrikaden herbei, welcher das Königreich wieder in den furchtbarsten Bürgerkrieg stürzte. Heinrich von Guise war es, der Heinrich III. dahin brachte, daß ihm keine andere Alternative blieb, als entweder Mönch oder ermordet zu werden. Die Guisen und die Valois haben sich gegenseitig in ein vorzeitiges, blutiges Grab gestürzt.

„Frankreich kann mit dem Andenken der Guisen nur das Bedauern — ein bitteres Bedauern — verbinden, daß es diese Ausländer auf *sein* Gebiet gelassen; außerdem aber giebt es nahe an anderthalb Millionen französischer Bürger, denen ihr bloßer Name schon Erinnerungen des Abscheus zurückruft und Schauder erregt. Also — wir fragen noch einmal: war es weise, uns einen Herzog Heinrich von Guise wiederzugeben? Wir finden doch auch in der Geschichte des alten Roms nicht, daß irgend eine Patrizier-Familie ihren Söhnen die Namen Marius und Silla beigelegt. Es giebt Unglücksnamen, die man aus den Jahrbüchern der Geschichte nicht wieder hervorsuchen sollte; wenn sie durch die Fügung Gottes ausgestorben, möge man sie ja nicht neu beleben. — Wir glauben daher, daß das Kabinet, als es den Herzog von Aumale autorisirte, seinem Sohne den Namen Herzog von Guise zu geben, einen politischen Fehler begangen habe."

— Literatur des Vereinigten Landtages. Unter den Erinnerungen an den preußischen Landtag von 1847, welche die Presse jetzt noch vielfach zu Tage fördert, haben die in dem Verlag von A. Hofmann und Comp. in Berlin erschienenen Verhandlungen beider Kurien über die Judenfrage, nebst den dazu gehörenden Aktenstücken,*) ein besonderes Interesse auch außerhalb Preußens, da noch viel dazu fehlt, daß auch im übrigen Deutschland die Frage so geprüft und so entschieden worden, wie durch den preußischen Landtag und die preußische Regierung. Man braucht nur die von Zeit zu Zeit bei den Stände-Versammlungen in München, Dresden, Hannover und anderwärts stattfindenden Verhandlungen über diese Frage mit den hier gesammelt vorliegenden des preußischen Landtages, so wie die Gesetze anderer deutschen Staaten (mit Ausnahme Kurhessens) über die Juden mit dem preußischen Gesetze vom 23. Juli 1847 zu vergleichen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man dort überall aus dem vorliegenden Buche sehr viel würde lernen können. Dasselbe empfiehlt sich auch durch den wohlfeilen Preis, für welchen es in seiner Vollständigkeit geliefert worden.

*) Vollständige Verhandlungen des ersten Vereinigten preußischen Landtags über die Emancipationsfrage der Juden. Berlin, A. Hofmann und Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden ... Buchhandlung (in Berlin bei ... u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Dienstag den 5. Oktober 1847.

Schweden.

Dem Andenken Geijers und Franzéns.

Schweden hat seine drei bedeutsamsten Dichter jetzt verloren. Tegnér, der voranging, sind in den letzten Monaten auch Geijer und Franzén gefolgt. Jenes haben diese Blätter nach seinem Tode schon gedacht; die beiden Anderen verdienen wohl ebenfalls einen Nachruf in denselben. Wenn wir aber ihr Bild uns noch einmal zurückführen wollen, so kann dies nicht charakteristischer und sprechender geschehen, als indem wir von dem Einen mittheilen, wie er selber seinen Eintritt ins Leben und das erste Entstehen seines Berufes zum Geschichtsschreiber erzählt, und von dem Anderen die Grabschrift, die er sich gleichsam selbst gesetzt hat.

Der Erstere, Geijer, ist in Deutschland weit bekannter, als Franzén. Seine Geschichte des schwedischen Volks ist deutsch übersetzt, eben so seine besten Gedichte: Mannheim, der letzte Kämpe, der letzte Skald, der Odalbonde, der Viking u. s. w. Er war ein vielseitiger Literat, Historiker, Philosoph, Aesthetiker, Dichter, Tonsetzer und noch in seinen letzten Jahren ein politisches Haupt der liberalen Seite. Wie alle diese verschiedenen Anlagen frühzeitig bei ihm gekeimt sind und gehegt wurden, davon hat er selbst eine Schilderung gegeben, über die ich keinen besseren Ausdruck weiß, als daß einem wohl bei ihrem Lesen ums Herz werden muß. Sie ist entnommen aus einer kleinen nicht fortgesetzten Schrift, und sie möge überschrieben seyn:

Geijers Kindheits-Erinnerungen.

„Ich danke Gott für die besten Aeltern. Das Andenken an den glücklichen Fleck auf Erden, den ihre pflegende Hand geheiligt hat, liegt wie Sonnenschein in meiner Seele. Das ist die Freistätte in meinem tiefsten Innern, wo ich die Quelle der Jugend noch immer rauschen zu hören glaube. Was alles das Frühlingsgrün Saftiges hat, der Waldesschatten Erquickendes, die frische Welle Labendes, — der Duft von Fichtenreis und Blumen — Landluft, Morgenluft — alles das lebt noch in dieser Erinnerung und ist in ihr gegenwärtig, und Stadtleben, Stubenleben, Bücher unendlich, der ganze Staub der gelehrten Heerstraße hat sie nicht auslöschen können. Sie quillt wieder aus dem Sande hervor, wie die Quelle in der Wüste. Ich trage sie mit mir umher und bin ein Jugendthor mit erbleichendem Haar.

Meine Heimat, Wermland, hat das Glückliche und Eigenthümliche, zum großen Theil noch immer ein neues Land zu seyn. Man sollte nicht glauben, daß es so lange her ist, seit Alof der Holzschneider dort zuerst die Art an die Waldeswurzel setzte. Das Land gehört zur Nordlandsnatur. Aus Gewässern und Gebirgen sieht man seinen Grundriß bestehen; langgestreckte Wasserbecken in den Thälern, von denen kleinere Seitenarme sich tief in den Bergen verlieren, dazwischen Waldung, in den Wäldern hin- und hergestreute kleinere Seen, Dörfer, Gebirgsweiden, einsame Fischerhäuser, Holzfällungen, Kohlenmeiler und grüne Stege, welche die Winterwege der Bauern bezeichnen. Im größten Theil des Landes hat erst das Eisen die Lichtung gebrochen. Die Hammer klappern an den größeren und kleineren Wasserzügen. Da, wo ich geboren bin, waren an einem kleinen Bach, der aus einem Waldsee in die Klara-Elf fällt, drei Eisenwerke im Lauf einer Viertelmeile. Da giebt es ein frisches Leben im Winter. Eisenhämmer und nordischer Winter gehören zu einander. Das ist ihre schöne Jahreszeit. Mitten im heißen Sommer sind die Söhne des Vulkans, wenn sie vor ihrem Heerde sitzen, ein trübseliger Anblick. Allein im Winter bieten sie und ihre Umgebung ein munteres Schauspiel der härtesten Arbeit dar. Diese Flammen aus tiefem Schnee heraus, das Wasser, das aus Pfeilern und Gewölben von Eis hervorstürzt, die schweren, weitschallenden Hammerschläge, welche in einer zur Ruhe gefrorenen Natur zeigen, daß der Mensch in ihr wach ist, und daß Sehnenkraft und Schweiß sich in der Kälte und dem Schneetreiben rühren: Kohlen- und Eisenschürfer in langen Reihen, mit Reif in den Bärten; wiehernde Pferde mit Dampfwolken aus den Nasenlöchern; das Getümmel von Leuten und Arbeit, — das giebt ein Bild fürs Auge, ein Bild des Lebens! Wie manchen Tag hab' ich es geschaut, — mit Eines unter den Elstern, den Sperlingen und Kindern! — Wie manchen Abend habe ich die aus der Esse aufsteigenden Feuergarben betrachtet und die irrenden Funken verfolgt, bis sie im dunkeln Raume erloschen!

Gleichwohl bin ich in einem Winkel der Welt geboren. Es ist mit einer Art Heimatsstolz, daß ich noch immer mich gern erinnere, wie kaum eine halbe Viertelmeile von meiner Aeltern Wohnung der Weg geschlossen war. Es war für den, der blos im Wagen fahren will, das Ende der angebauten Menschheit.

Es ist sonderbar, nur den Eindruck eines vollkommenen Glückes aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit sich zu tragen, wo die Welt in ihren Grundvesten erschütterte, daß sie noch davon bebt. Man wußte davon nichts an dem genannten Ende der Welt, oder man betrachtete das Schauspiel, wie ich die Feuergarben in der Schmiede-Esse. Krieg und Umwälzung in gehöriger Entfernung lassen sich genießen, wie ein Dessert zum Mittagsmahl. Merkwürdig, was man dann aushalten kann. Man fühlt auch bei dem Erschrecklichsten blos einen Ansatz von Heldenmuth. Wir ängstigten uns nicht. Die schönen Reden in der französischen National-Versammlung, so viel davon bis in unseren Wald wiederhallte, machten uns ein unendliches Vergnügen! An die Blutscenen glaubten wir nicht sehr, wie sollten sie mit in die neue Ordnung gehören, und ich erinnere mich noch, wie einer unserer ehrbaren Nachbarn von Robespierre (er war noch nicht Diktator) sprach, als von einem verfolgten Manne der Tugend, den man nicht in Frieden lasse. — Da kam über uns, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, Gustav des Dritten Ermordung. — Es steht vor mir, als wäre es gestern, — wie die furchtbare Neuigkeit uns bei Tische antraf — wie sich der erste Schrecken in Thränen Luft machte — wie wir uns weinend um unseres vortrefflichen Vaters Knie drängten, und wie er seine Augen und seine Hände zum Himmel erhob. Noch immer höre ich das tägliche Sterbeläuten.

Dennoch blieb das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts für Schweden ein glückliches. Verschiedene äußere Anzeichen, daß die Zeit nicht zum friedlichen Genusse bestimmt war, würden freilich auch hier sich anführen lassen. Damals sah sie Niemand oder suchte sie zu vergessen. Es sind unter den politischen Wetterverkündern nur wenige solche alte Lootsen, welche an Merkmalen, die der Menge entfallen, die nahenden Stürme voraussagen können. Im Allgemeinen verspürt man vor dem Ausbruch der gesellschaftlichen Erdbeben eine besondere Lustigkeit unter den Menschen. Bei der Menge ist dies gedankenloser Leichtsinn, der Uebermuth des Friedens und der guten Tage. Manche scheinen sich auch ihre Furcht gleichsam fort zu singen. Eine genußreichere und fröhlichere Zeit, als die, welche der französischen Revolution voranging, hat es kaum je gegeben. Schweden genoß seiner Neutralität in dem großen Kampfe. Die Wunden des russischen Krieges wurden geheilt. An Geld war Ueberfluß — freilich Papiergeld — allein Ackerbau, Handel und Nahrung blühten. Das Eisen hatte vortrefflichen Absatz. Wermland, welches durch dieses sein vornehmstes Erzeugniß in seinen Vermögensumständen den Wechselfällen des Handels unterworfen ist, hatte seit den sechziger Jahren keine jener finanziellen Niederlagen erfahren, die seitdem diese Provinz heimsuchen und seinen Grund und Boden in andere Hände bringen. — Mein Vater hatte aus einer solchen Niederlage das Haus seiner Väter wieder emporgerichtet. Man hatte jetzt zwar keinen Ueberfluß, aber Wohlstand, und ein solcher herrschte im Allgemeinen im Lande. Es gab keinen gastfreieren Ort, als meine Kindesheimat. Zu Weihnachten fuhr eine zahlreiche Jugend, zuweilen auf bloßen Kohlenschlitten, in den Höfen der Nachbarschaft herum. Bei Tanz und Musik bin ich aufgewachsen. Wollte man auch sagen, daß es oft nur in wollenen Strümpfen herging. Denn ich besinne mich recht wohl, daß ich mich in solchen in der Tanzstunde zeigte, — sie waren von meiner Mutter Hand gestrickt, — dazu ein Beinkleid von schwarzem Satin, für mich hergestellt, nachdem es einem anderen Geschlecht gehört hatte, und ein grünes Jäckchen von Bauerntuch mit stählernen Knöpfen. Indeß wurde ich kein schlechter Tänzer, und etwas besser ausgerüstet, machte ich einige Jahre nachher Aufsehen mit meinem Tanz am Faschingsmarkt. Auch fehlte es nicht an Uebung. Sobald junge Leute zusammen waren, stellte sie mein Vater zum Tanz; in der Herbstzeit fast an jedem Abend seine Kinder unter sich, mit dem Hauslehrer als Vortänzer; und seine eigene, große, ehrfurchtsvolle Gestalt, zuweilen an der Freude der Jugend selbst theilnehmend, steht meiner Seele noch vor Augen. — Es waren dies keine geistlosen Vergnügungen. Ich habe die Welt gesehen, und ich denke jetzt mit Bewunderung an die echt menschliche Bildung zurück, die in diesem ländlichen Kreise lebte.

Unsere älteren guten Schriftsteller wurden dort außerordentlich in Ehren gehalten. Kein Fleck war noch auf den Glanz ihres Ansehens gekommen. Ich habe schon als Kind Gyllenborg's vortreffliche Fabeln, Atis und Camilla von Creutz, Oxenstjerna's Aerndten und seine Stunden des Tages, Kellgren's und Leopold's beste Gedichte mehr als einmal vorlesen, genießen und bewundern hören. Ein alter Freund des Hauses, der uns oft besuchte, war gewöhnlich Vorleser dabei. Eben diesen habe ich die Erzählungen von Marmon-

tel und Frau von Genlis aus dem Buch übersetzen gehört. Die neueren fremden Sprachen blieben uns nicht unbekannt, während Latein und Griechisch für die Knaben zu Hause und in der Schule seinen gewöhnlichen Gang fortging. Meine Schwestern und deren jüngere Freundinnen wollten sich nie verstehen, nur ein Wort französisch zu plaudern, allein sie lasen französische Bücher. Später kam das Deutsche auf, nicht ohne manche Opposition. Doch was blieb uns übrig seit ein älterer Freund und Verwandter, ein Vater mit Töchtern, deren Besuch zu den Festen des Hauses gehörte, als gereifter Mann selbst die Sprache erlernte und es bald so weit darin brachte, daß er uns seine eigene Uebersetzung von Schillers Don Carlos vorlas. Ich denke noch, mit welchem Entzücken ich ihm zuhörte. Er wurde später mein Schwiegervater. Er spielte zugleich Violoncell, wie Niemand außer ihm in Schweden, eine der reichstbegabten Naturen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sowohl ich, als meine Brüder, nahmen uns Frauen aus diesem Kreise von Verwandten und Spielschwestern. Wir haben keine Ursache gehabt, es zu bereuen.

Sollte ich nicht ein Wort von der vielen Musik sagen, die aus meiner Kindheit noch zu meinem Ohre klingt? — So nimm denn du meinen ersten Dank in dein Grab, meine gute, alte, halbtaube, geliebte Tante, die Schwester meiner Mutter, deren liebreicher Eifer meine Finger schon im Alter von sechs Jahren auf die Klaviertasten setzte und sich die Mühe nicht verdriessen ließ, obgleich es mir im Anfang so wenig munden wollte, daß ich zur Spielstunde meine Flucht durchs Fenster nahm. Was hab' ich dir nicht zu verdanken! Welche Wohlthat ist größer, als das Mittheilen einer edlen Kunst, die Quelle reichen Genusses fürs Leben! Auch du habe Dank, mein heimgegangener Wohlthäter, dem ich nicht blos die Bekanntschaft mit den Dichtern des Vaterlandes schulde, deren Worte ich so oft von deiner Stimme hörte, sondern auch, daß meine ersten Kindesversuche in der Tonkunst nicht fruchtlos blieben. Noch sehe ich dich die lange Straße von der Kirche her gefahren kommen, mit deinem grauen Hut, und in der Chaise ein ganzer Kasten voll Musikalien. Es war dieses seltsamen Mannes Altersfreude, größte Musikstücke so einzurichten, daß sie von wenigen Händen ausgeführt werden konnten. Es mußte eine ganze musikalische Bibliothek von Piecen abgeben, die er z. B. nur für zwei Klaviere arrangirt hat, die einzigen Instrumente, die in unserem Hause zugänglich waren. Welche Menge Sachen habe ich nicht mit ihm im Verlaufe des Jahres auf diese Art durchgespielt! von Schobert und Boccherini bis zu Haydn und Mozart! — Es gab überdies zu jener Zeit eine Menge musikalischer Häuser in der Provinz, in welche dieser Freund auf seinen jährlichen Umreisen mich einführte. Als Knabe knüpfte ich durch die Musik Freundschaftsverbindungen, die durchs Leben ausgehalten haben. Zwei edle Frauenzimmer haben insonderheit aus jener Zeit einen Platz in meinem dankbaren Andenken, das nicht verlöschen soll. So hatte ich im Alter von sechzehn Jahren meine väterliche Gegend nicht verlassen und besaß doch schon eine wirkliche musikalische Bildung. — Schon damals trieb es mich, in Compositionen mich zu versuchen, ohne deren Regeln noch zu kennen.

Ich thue nun mit einemmal einen Sprung in das Jünglingsalter zu meiner ersten Schriftstellerschaft.

Ich war zwanzig Jahr und kam von der Universität heim. Es wurde beschlossen, daß ich mich in dem, was man eine Condition, eine Hauslehrerstelle nennt, versuchen solle, wenn es seyn könne, in einem vornehmen Hause. Mein vorerwähnter väterlicher Freund, von dem besonders dieser Gedanke ausging, hatte einen Theil seiner Jugend in der großen Welt zugebracht. Er wurde aus ihr und von glänzenden Aussichten durch den Verlust des Vermögens seiner Aeltern und, wie ich Ursache zu glauben habe, durch die Folgen einer unglücklichen Liebe abberufen. Er schrieb an einen seiner Jugendfreunde und empfahl mich aufs beste. Des hochgestellten Mannes Antwort wurde mir mitgetheilt. Sie enthielt, daß man sich über mich in anderer Weise unterrichtet habe. Eine Erkundigung auf der Universität sey nicht zu meinem Vortheil ausgefallen. Ich sey ein Jüngling ohne Ausdauer und Fleiß. — Dies war meine erste Erfahrung, was guter Name und Ruf sagen will. Ich glaubte, die ganze Welt wiese mit Fingern auf mich. Mein ganzes Wesen gerieth in Aufruhr, um diesen ungeahnten Ruhm wieder abzuschütteln, und mir einen besseren zu erwerben. So griff ich zur Feder und schrieb das Ehrendenkmal Sten Sture des Aelteren, als Preisbewerbung der schwedischen Akademie, im Jahre 1803. Schüchtern und mit größter Geheimhaltung ging ich ans Werk. — Als jedoch der erste Gedanke bei mir entstanden war, wußte ich noch nicht einmal, welcher Gegenstand für das Jahr zur Aufgabe gestellt sey. Es sollte in der Post- und Reichs-Zeitung stehen, welche, nachdem sie die Runde im Kirchspiel gemacht, im Pfarrhause zu bleiben pflegte. Eines Augustabends wanderte ich mit schwerem Kummer dorthin und begehrte unter einem Vorwand vom Vikar, nachsehen zu dürfen, was von Zeitungen des Jahres noch vorhanden sey. Er zog sie aus einer alten Tischlade hervor, wo unter Käserinden und Brodkrumen ein Bund bald mehr, bald weniger vollständige Nummern lag, glücklicherweise darunter diejenige, welche ich suchte. Auf dem Heimwege erfuhr ich zum erstenmal, was das heißen will, mit einem schriftstellerischen Erzeugniß schwanger gehen. Das Zeitungsblatt wurde mir ordentlich schwer in der Tasche. Meine Gedanken waren vor mir wie in beständiger Flucht. Ich suchte sie zu ereilen, während meine Füße auf einer spät in der Nacht fortgesetzten Wanderung gegen Stock und Stein stießen. Ich konnte nicht schlafen. Am folgenden Tage schlug ich nach und las unter Angst und Seufzen in Dalin's schwedischer Geschichte, die sich defekt im Hause vorfand, was meinen Helden betraf. Das waren alle meine Quellen. — Ich erinnere mich niemals, etwas so Unverdauliches gelesen zu haben, und gleichwohl sollte daraus der allerfeinste Extrakt einer duftenden Beredtsamkeit gezogen werden. Das war eine Arbeit! Ich dächte, sie hätte dem alten Reichsvorstand im Grabe nicht Ruhe lassen müssen. Nachdem ich mit dem Stoff einigermaßen zurechtgekommen, war es eine nicht geringe Schwierigkeit, ihn aufs Papier zu bringen. Mein Vater war ein strenger Haushälter mit solchem. Ich muß bekennen, daß ich heimlich und unerlaubter Weise zugriff, was ich davon bedurfte. — Ich verbarg meinen Raub in einem alten leeren Wanduhrgehäuse; eben dahinein stieg auch das Ehrendenkmal Sten Sture's, je nachdem es fertig wurde, Bogen für Bogen. Das Geheimniß zu bewahren, war nicht leicht in einem Hause, wo Jeder gewohnt war, des Anderen Treiben zu wissen. Dennoch glückte es mir ohne Vertrauten, und eines schönen Abends senkte ich mit zitternder Hand und klopfendem Herzen meine Arbeit, eingeschrieben und geheftet, mit Umschlag und versiegelt zum letztenmal in das dunkle Verwahrniß, aus welchem sie mit der nächsten Morgenröthe per Post nach den Höhen des Parnassus abgehen sollte. — Sie konnte in unser Postbuch nicht eingeschrieben werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich bemächtigte mich deshalb, nachdem die Botenfrau des Abends fortgegangen war, heimlich des Schlüssels zu unserem Postfelleisen, ruderte einsam in der Frühe des folgenden Morgens über die Klara-Elf zum nächsten Posthofe und erhielt mein Paket richtig eingeschrieben und abgesendet. — Den Herbst verbrachte ich zu Hause.

Im Anfang des Monats Dezember fallen meine Augen auf eine Aufforderung in den Zeitungen an den Verfasser des Ehrendenkmals über Sten Sture den Aelteren, mit dem Wahlspruche: non civium ardor prava jubentium etc., sich dem Secretair der schwedischen Akademie zu erkennen zu geben. Meine Schwester fragte mich, weshalb ich so roth im Gesicht beim Lesen des Zeitungsblattes würde. Unbekannt mit den akademischen Formen, wußte ich kaum, ob diese Aufforderung Gutes oder Schlimmes bedeute. Zwischen Beben und Hoffen beantwortete ich dieselbe. Am folgenden Posttage unterrichtete mich ein Brief vom Herrn Landshöfding Rosenstein, in Ausdrücken, deren Aufrichtigkeit und Wärme sein ganzes Benehmen späterhin gegen mich bewahrheitet hat, daß die schwedische Akademie mir ihren großen Preis zuerkannt habe. Ich stürzte mit dem offenen Briefe in der Hand in das Zimmer meiner Aeltern. Ihre Ueberraschung war groß und im Anfang stumm. Meine gute Mutter schloß mich an ihr Herz, meine Geschwister umarmten mich. Alle Freunde des Hauses jubilirten. Von meinem vorgedachten älteren Freund und Wohlthäter erzählte man mir, daß er beim Empfange der Nachricht eines Morgens sogleich frühzeitig zu seinen Brüdern (alten unverheirateten Offizieren, wie er selbst) hineingegangen sey, einen Stuhl auf den Tisch, sich selbst auf den Stuhl gesetzt und mit lauter Stimme meine Ehre verkündet habe. Von meinem Vater erinnere ich mich niemals, daß er mir geschmeichelt hätte. Unser Verhältniß zu ihm, wenn schon liebevoll, war doch allzusehr von tiefster Ehrfurcht durchdrungen, um vertraulich zu seyn. An diesem Tage, als wir uns einmal begegneten, streckte er seine Hand aus und drückte sie gegen meine Brust. Von allen Beweisen der Liebe, so wie auch von allen Belohnungen, hat mich keine so gerührt. Und noch heute kann ich nicht ohne Thränen daran denken."

(Schluß folgt.)

England.

Die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Man wird sich noch des Eindrucks erinnern, den im Jahre 1840 die erste Nachricht von der Durchführung des atmosphärischen Eisenbahnsystems in Wormwood-Scrubs hervorbrachte; kaum war das Lokomotivsystem in Frankreich bekannt geworden, als es schon wieder, wie es schien, durch ein anderes verdrängt werden sollte, dessen verschiedene Vorzüge, besonders in Rücksicht auf Sicherheit, man mit großer Begeisterung schilderte. Auch war es damals nicht mehr gestattet, diese wunderbare Erfindung mit Achselzucken als eine „bloße Theorie" zu bezeichnen; denn der versuchsweise gebaute Schienenweg maß nicht weniger als 2400 Fuß Länge, und Herr Teisserenc, welcher den Proben beigewohnt, hatte darüber einen Bericht an die französische Verwaltungsbehörde gesandt. Vier Jahre später erfuhr man, daß ein noch bedeutenderer Versuch in Irland ausgeführt worden sey, weshalb der Minister der öffentlichen Arbeiten in Frankreich einen Brücken- und Straßen-Inspektor dahin abgeschickt, mit dem Auftrage, eine Untersuchung darüber anzustellen, welchen Einfluß das atmosphärische System auf die künftige Entwickelung der Eisenbahnen haben könnte. Herr Mallet, so hieß der mit dieser Untersuchung beauftragte Ingenieur, gab in seinem bemerkenswerthen Bericht eine sehr detaillirte Beschreibung des Schienenweges von Kingston nach Dalkey und der damit gemachten Versuche und bezeichnete, nach einer Vergleichung der beiden Systeme, in Rücksicht auf die Betriebskosten und die Kosten für die erste Einrichtung derselben, die Art und Weise, welche er für die Anwendung des atmosphärischen Systems am geeignetsten hielt. Er gab zwar die Wichtigkeit der Einwürfe gegen das neue System zu, widerlegte sie aber mit einem Eifer, welcher ihn vielleicht als einen etwas zu parteiischen Anhänger desselben erscheinen läßt. „Bieten diese Einwürfe" — sagte der geschickte Ingenieur — „unübersteigliche Hindernisse dar? Sind sie der Art, daß man durch sie genöthigt werden könnte, das atmosphärische System ganz aufzugeben? Ich glaube es nicht, und eben deshalb dringe ich auf einen Versuch. Wäre Alles in diesem System vollkommen und ohne Makel, so wäre ein Versuch unnöthig, und man hätte, des Erfolges gewiß, nur an die Ausführung im Großen zu denken. Aber trotz des großen Fortschritts, welchen die irländische Bahn zeigt, bleiben doch noch große Verbesserungen zu machen." Die Regierung

zeigte sich mit diesem Wunsche Mallet's einverstanden und legte den gesetzgebenden Kammern einen Entwurf vor, in dem sie die Summe von 1,800,000 Franken zum Bau einer atmosphärischen Eisenbahn verlangte. Das Gesetz ging durch, und eine Kabinetsordre vertraute der Eisenbahn-Gesellschaft der Bahn Paris-St.-Germain die Ausführung dieses Unternehmens an. Die ursprüngliche Linie, welche wegen der hohen Lage St. Germains nur bis zur Gemeinde Pecq geführt worden war, wurde jetzt bis zum Weichbilde der Stadt fortgesetzt. Die Stadt, welche in direkter Weise bei diesem Unternehmen interessirt war, fügte der obigen Summe noch 200,000 Fr. hinzu. Aber diese beiden Summen zusammen bildeten nur den dritten Theil der Kosten, deren man zu dem Bau der Bahn und den Versuchen darauf bedurfte.

Die beträchtliche Terrainerhebung, welche von Pecq bis zu der Spitze des Hügels, worauf St. Germain liegt, sich findet, hätte eine wirkliche Verlängerung des alten Schienenweges sehr schwierig gemacht, weshalb es vorzuziehen schien, diese Bahn ganz zu verlassen und die neue Bahn 4300 Fuß von der Ausweichstrecke von Pecq zu verlegen. Das atmosphärische System wird zwischen Nanterre bis St. Germain, d. h. auf einer Strecke von etwa 1¼ deutscher Meilen, in Anwendung kommen. Nur durch die seitens der Eisenguß- und Schmiedewerkstätten in die regelmäßige Lieferung der Röhren zur Construction der Treibcylinder gebrachte Verzögerung fand sich bisher die Gesellschaft verhindert, die neue Bahn ihrer ganzen Ausdehnung nach dem öffentlichen Verkehr zu überlassen, da ihre sonstigen Arbeiten sämmtlich vollendet sind. Gleichwohl ist die Gesellschaft entschlossen, noch eine andere Theilstrecke, nämlich die zwischen St. Germain und der Brücke von Montesson im Vésineter Walde gelegene, zu eröffnen; ein Entschluß, der sehr verständig ist, da die Strecke von 6600 Fuß, auf der die Röhren bereits gelegt sind, völlig geeignet ist, dem sachkundigen Publikum das neue System unter allen den Gesichtspunkten zu zeigen, welche für die Beurtheilung desselben eben so interessant als wichtig sind. Von Nanterre bis zur Montessoner Brücke ist die Lage der Schienen fast horizontal, so daß also auf diesem Theil durch die Anwendung des Systems keine andere Erfahrungen zu erwarten sind, als sie schon in England gemacht wurden. Anders verhält es sich mit der Strecke von der erwähnten Brücke bis St. Germain, auf welcher theils die wachsende Böschung, die allmälig so stark wird, daß sie durch eine gewöhnliche Lokomotive gar nicht mehr zu überwinden ist, theils die Anwendung eines Treibcylinders von sehr großen Dimensionen zwei Thatsachen abgeben, die bisher noch nicht erprobt worden sind. Außerdem finden sich auf dieser Strecke sehr merkwürdige und wichtige Werke, nämlich eine Brücke über die Seine, deren sechs Bögen an dem Orte, wo die Insel Corbière den Fluß in zwei Arme theilt, jeder eine Weite von 96 Fuß haben; ferner ein schöner Viadukt, auf einem Terrain ausgeführt, dessen Grund wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit dem Bau unermeßliche Hindernisse in den Weg legte; endlich ein 915 Fuß unter der Terrasse von St. Germain fortgehender Tunnel, dessen Durchstechung gleichfalls mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen ist. Nach diesen Bauten kommt ein Durchhau in dem Walde und ein kleiner Tunnel von 285 Fuß, welche beide einen Kreisbogen bilden, dessen Radius nicht 1200 Fuß beträgt, sodann der Ladeplatz, in dessen Nähe sich das Gebäude befindet, worin die pneumatischen Maschinen enthalten sind. Was den Längendurchschnitt der Bahn betrifft, so beginnt die fortwährend wachsende Erhebung derselben kurz vor der Brücke, erreicht auf der Mitte der letzteren 0,020 : 1, am Ende des Viadukts 0,025 : 1, ein Verhältniß, das auf einer Strecke von 3000 Fuß unverändert bleibt, bis zum Anfang der Ausweichungsschienen, wo sie nur noch eine Kleinigkeit zunimmt, um bei den Ausgangsfälen des Eisenbahnhofes mit der Bahn selbst zu endigen.

Nachdem wir so das Prinzip auseinandergesetzt und einen gewissermaßen historischen Abriß der vermittelst der Luftverdünnung bewirkten Lokomotive gegeben, so bleibt uns, da dies System jetzt in Frankreich der öffentlichen Benutzung anheimgegeben ist, nur noch die Aufgabe, einige genauere Bemerkungen über die Einrichtung und die Erfordernisse dieses neuen Transportmittels zu machen, wobei wir die Construction des St. Germainschen Schienenweges zum Muster nehmen.

Da die Längenventile von den in Irland zur Anwendung gekommenen nicht verschieden sind, so ist in dieser Beziehung zu dem, was wir oben über die Erfindung Clegg's und der Gebrüder Samuda gesagt, nichts hinzuzufügen; weshalb wir sogleich zur Beschreibung des Treibcylinders übergehen können. Die Dimensionen desselben sind nach der Stärke der Böschung berechnet, welche man im Durchschnitt auf 0,025 : 1 veranschlagt hat. Man mußte auch, unter der Voraussetzung einer durchschnittlichen Schnelligkeit von 7—8 Meilen in der Stunde bei einem Zuge im Gewicht von 35 Tonnen, auf den Grad der Luftverdünnung, der hier auf ein Drittheil der Dichtigkeit der gewöhnlichen atmosphärischen Luft festgestellt wurde, so wie auf die Reibung, Rücksicht nehmen, welche durch den Treibkolben und die Ventilklappen hervorgebracht werden; hierüber existiren bereits direkte Angaben.

Die atmosphärische Eisenbahn von Nanterre bis St. Germain, die theilweise bereits dem allgemeinen Verkehr überlassen ist, soll, wie schon erwähnt, auf der alten Bahn bis zu einer geringen Entfernung von Pecq fortgehen, von hier beginnt eine Zweigbahn, die den merkwürdigsten Theil der Bahn bildet. Auf der ganzen Strecke dieser Nebenbahn, in einer Länge von 10,200 Fuß, hat der Treibcylinder einen inneren Quer-Durchmesser von 1 Ruthe 10 Fuß 7 Zoll; wogegen auf der 15,600 Fuß langen Strecke zwischen dem Anfang dieser Nebenbahn und Nanterre der Treibcylinder gleich dem zu Dalkey nur 1 Ruthe 1 Fuß 8 Zoll im Innern mißt. Dieser Cylinder besteht aus 830 größeren, 245 Pfund auf je drei Fuß wiegenden und 1800 kleineren Theilen, die nur 100 Pfund auf drei Fuß Länge schwer sind. Beide Arten kosten durchschnittlich auf jede 30 Pfund circa 7 Thlr. 20 Sgr. Sie haben alle dieselbe Form, ausgenommen die an den Enden befindlichen, welche trichterförmig sich erweitern, um die Einsetzung des Treibkolbens zu erleichtern. Sie können entweder „offen" gegossen werden, d. h. so, daß die für die Ventile bestimmten Längeneinschnitte gleich beim Guß durch eine entsprechende Construction der Form hervorgebracht werden, so daß sie nachher nur geglättet und regulirt zu werden brauchen, oder aber in ununterbrochener voller Rundung, in welchem Falle dann die Längeneinschnitte erst nach dem Guß durch eine Schneidemaschine bewirkt werden. Sie werden an den Enden in einander gefügt, die Fugen verkittet und sie selbst durch starke Klammern an einander befestigt, auch im Innern reichlich ausgeschmiert. Große Sorgfalt wird besonders bei ihrer Legung angewandt.

Der Treibcylinder ist an beiden Enden durch zwei Ventile verschlossen, die den Namen Eingangs- und Ausgangsventil haben und sich durch das Zusammenwirken des atmosphärischen Luftdrucks und eines scharfsinnig konstruirten Mechanismus in einer Weise, wodurch das Eindringen der äußeren Luft verhindert wird, auszeichnen. Da zu St. Germain der Treibcylinder nur immer in einer Richtung durchlaufen wird, nämlich in der der Aufsteigung, so sind diese einfachen Ventile hinreichend; aber für den gewöhnlichsten Fall muß jedes Ende des Cylinders mit einem doppelten Ventil versehen sein, nämlich mit einem Ausgangs- und mit einem Eingangsventil, oder, wie in England, mit einem Doppelventil, d. h. mit einem Ventil, das diese beiden Functionen zu verrichten im Stande ist. Der Treibkolben, übrigens ein völlig sekundäres Organ, besteht wesentlich aus drei an demselben Schafte befindlichen Stücken: dem eigentlichen Kolben, einem aus Holz oder Metall gearbeiteten nach beiden Enden hin kegelförmig auslaufenden Cylinder; dem an dem hinteren Ende des Kolbens befindlichen und sich über den Längeneinschnitt des Treibcylinders hinaus erhebenden Schaft, durch den die Verbindung mit dem ersten Wagon des Zuges hergestellt wird; endlich aus dem hinter diesem Schaft innerhalb des Cylinders an den Treibkolben befestigten Schwanz aus Holz, der nur zur Bewahrung des Gleichgewichts dient. Dieser ganze Ziehungsapparat ist übrigens mit dem Leitwagon *) nicht unmittelbar verbunden, sondern wird durch einen kleinen, von dem bezeichneten Wagon gänzlich verschiedenen, aber an ihm während der Fahrt durch Ketten befestigten Karren getragen. Diese Einrichtung erleichtert auf der Bahn von St. Germain unter Anderem den Uebergang von dem kleineren zum größeren Treibcylinder, oder umgekehrt. Vielleicht wird man auch einen Versuch mit dem sogenannten Expansionskolben anstellen, dessen wesentlichster Nutzen darin besteht, daß er nach Belieben — in der Weise eines Regenschirms — erweitert oder verengert werden kann, so daß ein- und derselbe Kolben für Cylinder von der verschiedensten Dimension passend gemacht zu werden vermag; eine bis jetzt noch schwebende Frage.

Man kann jetzt leicht begreifen, auf welche Weise die Fahrt von der Montessoner Brücke bis St. Germain vermittelst der atmosphärischen Eisenbahn bewerkstelligt wird. Der Leitwagon, an den Treibkolben befestigt, erwartet den durch eine Lokomotive von Paris nach dem Vésineter Walde geschafften Zug; das Eintrittsventil ist hinter dem Kolben geschlossen, so daß die äußere Luft demselben keinen Druck, d. h. keine Bewegung, mittheilen kann. Sobald der Zug an der Montessoner Station angelangt ist, hält er an, und die Lokomotive begiebt sich vermittelst zweier Kreuzbahnen und einer Seitenbahn hinter den Zug, um diesen bis zu dem Leitwagon zu schieben, an den er sodann befestigt wird. Alsbald wird durch den elektrischen Telegraphen das Signal gegeben, um die Luftpumpen zu St. Germain in Arbeit zu setzen. Jetzt wird das Eintrittsventil geöffnet, der Zug setzt sich in Bewegung und langt nach einer Fahrt von 3½ Minuten in St. Germain an. Für die Rückfahrt bedient man sich nur der natürlichen Schwere des Zuges, indem man denselben vermittelst eines auf einer Winde aufgerollten und durch eine Luftpumpe angezogenen Taues bis zu dem horizontalen Ruheplatz des Bahnhofs bringt, von wo er auf einer Nebenbahn zurück bis zum Rande der Senkung geführt und sodann sich selbst überlassen wird. Hier ist dann kein anderes Manöver vonnöthen als ein öfteres Bremsen, um die zu große Geschwindigkeit der Fahrt zu mäßigen. Im Augenblicke der Ankunft an der Station von Vésinet wird der Leitwagon vom Zuge losgekettet und Letzterer an die schon wartende Lokomotive befestigt, die ihn sofort nach Paris bringt.

Die Art und Weise, in der man von St. Germain nach dem Vésinet abwärts fährt und die auch in Dalkey angewandt wird, verdient insofern eine besondere Aufmerksamkeit, als sie einen der Hauptvorzüge des atmosphärischen Systems enthält. In der That ist mit einer solchen Fahrt gar keine Ausgabe verbunden, und was die große Gefahr im Fall einer Beschädigung des Brems-Apparats betrifft, so dürfte es nicht schwer seyn, die Möglichkeit eines solchen Ereignisses durch die Abwechselung von Steigungen und Horizontalebenen, welche auf der Bahn anzubringen wären, zu heben. Eine Vorrichtung der Art würde allerdings nur auf solchen Bahnen anzubringen seyn, die ausschließlich für atmosphärische Lokomotiven bestimmt sind, da durch solche Abwechselung von schrägen und horizontalen Ebenen die Neigung der ersteren noch stärker werden müßte, so daß sie von Dampflokomotiven gar nicht zu überwinden wäre. Ein zweiter hiermit verbundener Vortheil, den das atmosphärische System gewährt, besteht in der Ersparung eines großen Theils der Kosten für Planirung des Bodens, d. h. für Ausfüllung von Vertiefungen und Abtragung niedriger Erhöhungen, ferner für Viadukte und Tunnel u. s. f. Indessen hat man sich über die Bestimmung des Maximums der Senkung oder

*) Im Französischen wagon conducteur. Es ist dies der erste Wagen, auf dem die zu verschiedenen Manövern, besonders zum Bremsen, dienenden Hebel und ein Barometer befindlich sind, das durch die vermittelst des Treibkolbens mit dem Innern des Cylinders hergestellte Verbindung jeden Augenblick den Grad der Luftverdünnung anzuzeigen im Stande ist.

Steigung einer Bahn in Frankreich lange in einem Irrthum befunden, indem man es aus übergroßer Vorsicht viel zu niedrig bestimmte. Die Senkung von 0,008 : 1, welche auf der Bahn bei Etampes auf der Orleanser Bahn sich findet, wurde lange Zeit als dasjenige Maß betrachtet, das man für gewöhnlich nicht überschreiten könne. Später ist man schon zu 0,011 : 1 auf der Eisenbahn von Sceaux fortgegangen; und täglich hat man die Lokomotive „l'Hercule", die übrigens für den Fall eintretender Hindernisse im atmosphärischen System gebaut wurde, zu dem Plateau von St. Germain aufsteigen lassen, was sie mit der größten Leichtigkeit verrichtet. Diese Thatsache ist in Rücksicht auf die späteren praktischen Folgen, welche man daraus unter Umständen ziehen kann, äußerst wichtig.

Auch das atmosphärische System hat übrigens in der praktischen Ausführung seine Gränzen, die man nicht überschreiten kann, wenn man auch dem Treibcylinder kolossale Dimensionen geben will. Denn wenn ein gewöhnlicher Kolben stets, und selbst in senkrechter Richtung, in dem Treibcylinder aufwärts getrieben wird, so verhält es sich doch ganz anders, sobald das Gewicht desselben durch die Anhängung eines, wenn auch nur kleinen Zuges vergrößert wird. Gleichwohl wird auf einer atmosphärischen Eisenbahn immer noch eine Neigung statthaben können, welche für die Dampf-Lokomotive ein direktes Hinderniß wäre. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Der St. Olafs-Orden in Norwegen.

Es ist bekannt, mit welcher Eifersucht das norwegische Volk die Rechte zu behaupten sucht, welche ihm seine Constitution verliehen hat. Zwar ist der oppositionelle Geist, welcher die früheren Storthings auszeichnet, allmälig weniger stark hervorgetreten, und das Vertrauen, welches sich der kräftige, volksthümliche König Oskar zu erwerben wußte, hat sogar eine Harmonie der beiden Nationen über die wichtigsten Angelegenheiten herbeigeführt, welche das skandinavische Reich zu einer immer selbständigeren Macht des Nordens zu erheben verspricht. Wie sehr sich aber diejenigen täuschen möchten, welche jenes Vertrauen der norwegischen Nation für Schwäche, ihre Nachgiebigkeit für stumpfe Gleichgültigkeit halten wollten, beweist folgender Fall:

Durch Resolution vom 21. August d. J. stiftete der König Oskar den St. Olafs-Orden für das Königreich Norwegen, den ersten Ritterorden dieses Landes. Wenn man weiß, wie ungern bisher die freiheitsliebenden Norweger *) die, namentlich in Karl Johann's ersten Regierungsjahren, so oft geschehene Ertheilung schwedischer Orden an Norweger, welche sich um Norwegen Verdienste erworben hatten, sahen; wenn man weiß, wie sich sogar laute Stimmen erhoben, welche in diesem Verfahren eine offenbare Nichtachtung des Grundgesetzes und eine Kränkung der Nationalität und Selbständigkeit des norwegischen Volks erblickten, so sollte man erwarten, daß die Errichtung eines nationalen Ordens nur mit allgemeiner Freude begrüßt werden würde. Allein das Gegentheil hiervon ist erfolgt. In einem der verbreitetsten norwegischen Blätter, dem Morgenblad, erhob sich schon wenige Tage nachher eine „Stimme aus dem Opland", welche sich in den stärksten Ausdrücken gegen das königliche Geschenk erklärt. Nach einer Einleitung, worin gegen das Ordenswesen überhaupt zu Felde gezogen wird, wird die gedachte königliche Resolution einer strengen Kritik unterworfen. An ihr wird zuerst die Form getadelt und dann die bittere Bemerkung gemacht, daß man bei der neuen Einrichtung so große Eil gehabt habe, um nicht einmal das Urtheil des nächsten Storthings hierüber abzuwarten, daß „die Regierung durch einen königlichen Federstrich die Sache entscheiden lasse."

Wenn die königliche Resolution die nähere Bestimmung enthält, daß 1) ein Staatsmann für Staatsdienste, 2) ein Soldat für militairische Verdienste u. s. w. belohnt werden soll, so findet „die Stimme" hierin nichts als unbestimmte Redensarten, welche mit demjenigen Paragraphen der Verfassung in Widerspruch ständen, wonach bei einer Ordensverleihung so ausgezeichnete Verdienste in Betracht kommen müßten, daß sie der Nation könnten vorgestellt werden und man der allgemeinen Anerkennung hierbei gewiß wäre.

Auch daß der neue Orden nach dem Könige Olaf benannt werde, welchen die königliche Resolution den zweiten Stifter des Reichs nennt, der zu seiner Zeit Norwegen von fremder Gewalt befreit habe, findet die „Stimme aus dem Opland" sehr unpassend. Die Regierung dieses tyrannischen Königs führte, wie sie meint, nur zur größten Schande und Demüthigung der Nation, und „ein solcher soll als der zweite Stifter des Reichs betrachtet werden!"

Indem aber der Gegner jener neuen Schöpfung in seinem Eifer so weit geht, an der Bezeichnung „Sankt Olaf" den größten Anstoß zu nehmen, und hierbei unter Anderem die Frage aufwirft, ob man etwa gar die Norweger wieder katholisch machen wolle, giebt er natürlich dem Vertheidiger des neuen Ordens, der sich in einer der nächsten Nummern desselben Blattes gegen ihn erhebt, selbst die Waffen gegen sich in die Hand. Nachdem sich Letzterer weitläuftig darüber vorbereitet hat, wie eine gar nicht oberflächliche Kenntniß der norwegischen Geschichte ein Gemeingut der Nation sey, wie aber doch, trotzdem, daß die gelehrten Geschichtsforscher der Universität zu Christiania da Licht ihres Geistes selbst in die unteren Stände der Nation dringen ließe noch über manchen wichtigen Punkt der Geschichte die größten Vorurthei herrschten: übernimmt er es, den König Olaf Haraldsson, der Heilige g nannt, gegen jeden Tadel zu rechtfertigen. Er erklärt dessen Grausamkeit aus dem Geiste seiner Zeit und spendet ihm, als dem unermüdlichen Verbrei des christlichen Glaubens, das ungetheilteste Lob. Was die Bezeichnung „Sankt betrifft, so findet er es, und gewiß mit Recht, sehr lächerlich, daran Anstoß z nehmen. „Es giebt", sagt er unter Anderem, „mehrere Olafs, unter denen Ol Haraldsson allgemein durch den Beinamen „der Heilige" von den anderen unt schieden wird. Das Volk spricht noch heute von „Olaf's Gang, Ol Quelle"; kommt aber darum Jemand auf den Gedanken, diese Bezeichnung könnten das Volk wieder katholisch machen? Als der König von Preußen d St. Johanniter-Orden stiftete (oder auf seine Staaten übertrug), hat da preußische Volk eine katholisirende Tendenz seines Königs darin erkannt?"

*) Für die Norweger ist Oskar König von Norwegen und Schweden, und es wird keine seiner Verordnungen in ihrem Lande publizirt, worin Schweden die erste Stelle des Titels einnähme.

Mannigfaltiges.

— Neander's Kirchengeschichte. Nachdem in England berei mehrere Versionen von Neander's Geschichte der christlichen Religion u Kirche erschienen, ist kürzlich auch in den Vereinigten Staaten von No Amerika eine englische Uebersetzung dieses Werkes herausgegeben word Herr J. Torrey, der Uebersetzer, hat dabei die vom Verfasser vervollstän digte und verbesserte zweite Auflage des Originals benutzt und natürlich a die Widmung dieser neuen Auflage „an F. von Schelling, den Philosophen mit übersetzt. Das englische Athenaeum erblickt in dieser in England nic leicht vorkommenden Widmung eines theologischen Werkes an einen Phi losophen „ein außerordentliches Beispiel von Freisinnigkeit, das hoffentli auch bei anderen Theologen Nachahmung finden wird."

— Leibniz und Landgraf Ernst. Zu den interessanteren Erschei nungen der neuesten Literatur gehört wohl der bisher ungedruckte Briefwech zwischen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, de der kurfürstl. hessische Historiograph Chr. v. Rommel so eben herausgegeben*). Landgraf Ernst (geb. 1623, gest. 1693), obgleich der Sohn des gelehrten, du seinen Eifer für den Protestantismus, so wie durch seine Verbindungen m Heinrich IV. von Frankreich, berühmten Landgrafen Moritz**), war eifrig Katholik und stand, wie auch Leibniz über ihn berichtet, durch seinen a ausgebreiteten Briefwechsel in lebhaftester Verbindung mit den Jesuiten, Ja nisten und anderen Kirchenmännern in Rom, Frankreich u. s. w. In ei Korrespondenz mit reformirten Geistlichen in Frankreich hatte er früher bere seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu rechtfertigen gesucht; in sein Briefwechsel mit Leibniz aber, der im J. 1680 begann und erst mit dem To des Landgrafen endigte, bemühte er sich, den großen Philosophen, der die da mals viel verbreitete Idee einer Vereinigung der verschiedenen christlichen B kenntnisse auch seinerseits mit Eifer ergriffen hatte, ebenfalls zum Uebertri zu bewegen. Schon Pertz hat in seiner, bei Gelegenheit der zweihunder jährigen Jubelfeier des Leibnizschen Geburtstages gehaltenen, akademische Rede „über Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniß" das Unbegründete de von einigen Katholiken in neuerer Zeit aufgestellten Behauptung nachgewiesen daß Leibniz insgeheim der röm. Kirche angehört; noch klarer aber werden de großen Denkers religiöse Grundsätze, so wie seine Ansichten über die wohlthät gen Folgen, die er sich von einer in seinem Sinne stattfindenden Unio versprach, aus dem nunmehr veröffentlichten Briefwechsel, den Herr v. Rom mel zum Theil aus den Archiven der mit dem letzten Landgrafen von Hess Rotenburg ausgestorbenen, vom Landgrafen Ernst abstammenden Nebenlin des Kurhauses und zum Theil aus den reichen Leibniz-Manuskripten der B bliotheken in Hannover und in Kassel zusammengestellt hat. Verbunden sin damit drei beinahe den ganzen ersten Band füllende Abhandlungen des Her ausgebers 1) über den Landgrafen Ernst, 2) über Leibniz als Weltweisen, so wi über seine religiösen und theologischen Ansichten, und 3) über den groß Unionsversuch, so wie über Leibnizens Antheil an demselben, die zum Be ständnisse des Briefwechsels und der Zeit, in welcher Leibniz gelebt, sehr in teressante Beiträge sind. Die Briefe selbst, sämmtlich in französischer Sprac und mit ihrer ursprünglichen Orthographie abgedruckt, rühren nur zum g ringeren Theile vom Landgrafen, zum bei weitem größeren dagegen von Leibn her und sind zusammen 117 an der Zahl, von denen nur einige wenige einm im vorigen Jahrhundert in Böhmer's „Magazin für Kirchengeschichte" gedru erschienen sind.

*) Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwech über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Chr. v. Rommel. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 18

**) Die Korrespondenz dieses Landgrafen mit dem Könige Heinrich IV. hat Herr v. Ro mel bekanntlich ebenfalls (wie auch im Magazin von 1840 berichtet wurde) herausgege

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Donnerstag den 7. Oktober 1847.

Frankreich.

Militair-Kolonieen der Oesterreicher und Russen.

Je theurer den Franzosen ihre Eroberungen an der Nordküste Afrika's bisher zu stehen gekommen sind, um so weniger geneigt können sie seyn, das, was sie mit so vielem Blut und Gold erworben, wiederum aufzugeben. Das in Algerien angelegte Kapital ist zu bedeutend, als daß sie es preisgeben, als daß sie auf die Zinsen, die sie davon erwarten, Verzicht leisten sollten, und alle Bemühungen des Herrn Desjobert und der übrigen Gegner der Occupation Algeriens überhaupt — wenn deren existiren sollten — oder auch nur einer, gewisse Gränzen überschreitenden Occupation derselben, werden so vergeblich bleiben, wie sie es bisher gewesen sind. Die französische Regierung scheint sich vielmehr ernstlich mit der Colonisation des Landes, die allein dessen Besitz für die Folge garantiren kann, zu beschäftigen. Je stärker nun aber die Truppenmasse ist, die Frankreich in Algerien unterhält, je unmöglicher es scheint, sie zu verstärken und je wünschenswerther es von Tage zu Tage wird, sie zu vermindern, um so klarer ergiebt es sich, welche Art von Colonisation die zweckmäßigere oder vielmehr die einzig zweckgemäße sey. In der That kann es sich kaum um andere, als um Militair-Kolonieen handeln und auf diese scheint man denn auch zu sinnen.

Schon Napoleon als erster Konsul hatte sich für die Erwerbungen der Republik in Italien und Deutschland mit einem Plane zu Militair-Kolonieen getragen, dessen Grundzüge wir in Herrn Thiers Werke über die Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs finden,*) allein diese Kolonieen sind, wie bekannt, nur Entwurf geblieben. Wollen die Franzosen daher, ehe sie in Algerien Hand ans Werk legen, Erfahrungen zu Rathe ziehen — was ihnen, die im Kolonisiren bisher wenig Glück oder wenig Geschick gehabt, nicht schaden kann — so bleibt ihnen nichts übrig, als solche Erfahrungen auswärts — in Oesterreich und Rußland — zu suchen, und dazu scheinen sie sich denn auch lobenswürdiger Weise bequemen zu wollen.

Die Revue des deux Mondes wenigstens brachte vor kurzem einen Artikel über die Militair-Kolonieen Oesterreichs und Rußland, der, wie es ausdrücklich ausgesprochen wird, mit Beziehung auf die in Algerien vorzunehmende Colonisation geschrieben ist. „Wir glauben" — sagt der Verfasser — „daß die Geschichte und der gegenwärtige Zustand dieser Einrichtungen uns für die Fragen, die sich bei der Colonisation Algeriens ergeben, mit wichtigen Dokumenten versehen können."

Es ist dieses Zweck des Artikels in der Revue des deux Mondes, wodurch wir bestimmt werden, denselben, obwohl er hauptsächlich aus deutschen Quellen geschöpft ist, unseren Lesern wenigstens auszugsweise mitzutheilen. Es sind weniger die Data, von denen der Verfasser ausgeht, um welche es uns zu thun ist, als die Betrachtungen und Folgerungen, die er daran knüpft. Jene hätten wir näher bei der Hand und wir würden einen Umweg machen, wenn wir sie auswärts suchen wollten, käme es uns nicht weniger auf den Gegenstand der Betrachtung an, als auf die Betrachtung des Gegenstandes von einem gewissen Standpunkte aus.

Nachdem der Verfasser einige Worte über die nicht militairischen Ansiedelungen in den beiden Kaiserreichen vorausgeschickt, fährt er auf die Militair-Kolonieen, seinen eigentlichen Stoff, kommend, fort:

Es haben bei diesen umfangreichen Gründungen, von denen Oesterreich in der Vergangenheit so großen Nutzen gezogen und von denen Rußland für die Zukunft so viel erwartet, ganz verschiedene Absichten obgewaltet. Oesterreich kolonisirte seine Gränzen, um sie fähig zu machen, für sich selbst den unaufhörlichen Angriffen der Türken zu widerstehen; Rußland kolonisirte, weil es sein militairisches System verstärken wollte, ohne seine Ausgaben zu vermehren. Wenn auch Peter der Große den Gedanken gefaßt hatte, sein Reich im Süden und Osten gegen Tataren und Türken durch militairische Institutionen sicher zu stellen, ja wenn es die Kosaken des Kuban wirklich für den Dienst an der Gränze organisirte und Katharina II. mit den zaporogischen Kosaken ein Gleiches that, so sind doch die eigentlichen Kolonieen, die erst seit 30 Jahren und zwar im Norden und Westen des Reiches bestehen, aus diesen Anfängen nicht hervorgegangen. Diese sind vielmehr eine Schöpfung des Kaisers Alexander, der schon seit 1810 mit dem Plan umging, das Reich mit Militair-Kolonien auszustatten. Allein erst im Jahre 1814, erst nachdem er die österreichischen Militair-Kolonieen in Augenschein genommen, ermaß er die ganze Bedeutung dieser Einrichtungen. Alexanders Schöpfung hat, wie sich das begreifen läßt, kaum angefangen, ihre ersten Früchte zu tragen.

Was die österreichischen Militair-Kolonieen angeht, so besitzen sie eine Geschichte und man kann sie nach dem, was sie in den Kriegen gegen Frankreich geleistet, beurtheilen. Ihre gegenwärtige Verfassung rührt vom Jahre 1807 her, obgleich sie bereits seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts eine regelmäßige Verwaltung und Existenz hatten; ja selbst vor dieser Epoche, und ehe sie eine fast einförmige Gesetzgebung unter offizieller Weihe erhielten, hatte sich durch die Natur der Dinge selbst, durch die ihre Entstehung veranlaßt worden war, eben so eine gewisse Ordnung und Regel bei ihnen festgesetzt.

Im Mittelalter versahen die Szekler, ein an der äußersten Ostgränze Siebenbürgens angesiedelter Volksstamm von magyarischer Race, die besondere Function von Gränzwächtern. Die bewaffneten Einfälle, denen Ungarn sich um so mehr ausgesetzt sah, je mehr die Türken sich in Europa ausbreiteten, nöthigten andere Stämme, sich zu demselben Zwecke auf dieselbe Weise zu organisiren. In der Regel gewährte ihnen die Krone für die Dienste, welche sie dem Lande leisteten, Privilegien und Tribute. Als nun das Haus Oesterreich, nachdem es zum Besitze Ungarns gekommen, eine Colonisation in großem Maßstabe unternahm, so konnte es über alle zu einer solchen nothwendige Materialien verfügen; es brauchte sie nur zusammen zu verbinden. In ihrer historischen Entwickelung betrachtet, erschienen mithin die Kolonieen Oesterreichs mehr als ein Werk der Nothwendigkeit, als der freien Ueberlegung. Es ist nicht minder zu bemerken, daß die ursprüngliche Bestimmung dieser Institutionen durch die Folge der Ereignisse, welche die Punkte änderten, von denen Gefahren zu besorgen waren, ebenfalls verändert wurde. Die Furchtbarkeit der Türken, gegen welche die Kolonieen errichtet wurden, hat aufgehört und selbst Räubereien kamen nur ausnahmsweise vor; die Militair-Kolonieen haben mithin für den österreichischen Staat keine andere Bedeutung mehr, als daß sie ein Mittel sind, das Heer auf eine wohlfeile Weise zu rekrutiren. Sie endigen gerade damit, womit die russischen Kolonieen anfangen, und haben deshalb diesen zum Muster dienen können.

Indessen hat sich Rußland keinesweges auf eine bloße Nachahmung beschränkt, was auch nicht möglich gewesen wäre, da Rußland über keine von Hause aus militairische Bevölkerung zu verfügen hat. Ja, selbst im Falle der Möglichkeit, würde Rußland dennoch von einer direkten Nachahmung seines Musters abgestanden seyn, da es sonst seinen Kolonisten Freiheiten hätte einräumen müssen, die, wie beschränkt immer, doch nie verträglich mit den Prinzipien sind, auf welchen das soziale Gebäude in Rußland ruht. Dieser Umstand erzeugt zwischen den beiderseitigen Institutionen eine große Verschiedenheit, eine Verschiedenheit, die in den Einzelheiten der Gesetzgebung und Verwaltung natürlich zu weiteren Unterschieden Anlaß geben mußte.

Oesterreichische Kolonieen.

Die österreichische Militairgränze dehnt sich vom Adriatischen Meere bis zu den Fürstenthümern Moldau und Wallachei aus und ist in sechs Kolonieen eingetheilt: in die von Carlstadt, in die des Bans von Croatien, in die von Warasdin, in die von Sirmien, in die des Banats von Temeswar und in die siebenbürgische. Die Lage dieser Kolonieen folgt nicht regelmäßig dem Lauf der österreichischen Gränze, die von Warasdin z. B. ist mehr als einen Tagemarsch von derselben entfernt und die siebenbürgische ist auf verschiedenen, in noch größerer Entfernung von dem Militair-Kordon liegenden Punkten zerstreut. Die Kolonieen bildeten sich ursprünglich auf den am meisten bedrohten Landestheilen und da ein vielfaches Interesse sie an den Boden, den sie einnehmen, knüpft, so sind sie nicht gefolgt, als die Gränze weiter gegen Süden rückte. Ihrer geographischen Lage nach gehören sämmtliche Kolonieen zu den verbündeten Königreichen Ungarn und Croatien und dem Fürstenthume Siebenbürgen, doch nehmen sie, unter eine Centralgewalt gestellt, keinen Theil an der constitutionellen Verfassung jener Freiländer. Wie jene aber haben sie eine sehr verschiedene Bevölkerung: es giebt illyrische (croatische), deutsche, rumanische (walachische) und Szekler-Regimenter. Jedoch sind die illyrische und rumanische Race die vorherrschenden.

Sämmtliche Kolonieen sind im Geist des Lehnswesens organisirt; doch ist nur die Unterthänigkeit, nicht die Leibeigenschaft, die Basis der socialen Verhältnisse. Der Staat ist der eigentliche Grundbesitzer; vom Staate empfängt der Kolonist sein Land, dem Staat ist er verpflichtet und die hauptsächlichste seiner Leistungen besteht im Kriegsdienst. In der siebenbürgischen Kolonie, deren Regimenter aus Szeklern oder Rumaniern bestehen, sind die Merkmale des Lehnwesens noch sehr kenntlich. Bei den Walachen giebt es

*) Diese Kolonieen sollten in Italien bei Alessandria, in Deutschland bei Mainz angelegt werden. S. Hist. du consul. et de l'empire. T. IV. liv. 16, p. 161.

adelige und nichtadelige Kolonisten, von denen die ersten ganz denselben Besitztitel, wie der ungarische Adel haben, während den letzteren bloß die Nutznießung des Staatseigenthums zusteht. Die Szekler dagegen sind keine Pächter; sie besitzen ihr Land kraft des Rechtes der Eroberung; nur bilden ihre Ländereien unveräußerliche Majorate.

In den Gesetzen der übrigen Kolonieen herrscht keine so große Verwirrung; in ihnen zerfallen alle Ländereien nur in zwei Klassen: in Lehngüter und solche, die durch Kauf erworben sind. Die letzteren haben keine vorgeschriebene Ausdehnung; aber das Lehn hat seine Gränzen, welche — die Wiesen nicht eingeschlossen — von 24—30 Morgen variiren.

Die Bevölkerung theilt sich in Familien, von denen jede aus mehreren Mitgliedern nebst den nothwendigen Handlangern besteht, dergestalt, daß der eine Theil dem Ackerbau, der andere seinen militairischen Verpflichtungen obliegen kann. Wenn von mehreren Familien jede weniger als eine vollständige Pachtung besitzt, so vereinigen sie sich zu einer Gesellschaft, deren sämmtliche Mitglieder, mit Ausschluß der Handlanger, dieselben Rechte auf den gemeinschaftlichen Besitz haben. Sie wählen sich einen Vater, welches der Aelteste ist, wenn er nicht zum Militairdienste bestimmt ist. Ist der Vater verheiratet, so ist seine Frau von Rechts wegen Mutter, ist er ledig, so gebührt dieses Recht der ältesten unter den Weibern der Gesellschaft. Der Vater sorgt für die Aufrechthaltung der Ordnung, er vertheilt die Arbeit und verkauft die Erzeugnisse der Aerndte. Handelt es sich um bedeutendere Interessen, so zieht er die Mitglieder der Gesellschaft zu Rathe und die Mehrheit entscheidet.

Jede Pachtung, sie sey von einer oder mehreren Familien besessen, heißt ein Gränzhaus. In gewöhnlichen Zeiten stellt ein jedes Gränzhaus einen vollständig ausgerüsteten Mann für den aktiven Dienst, das hauptsächlich in der Bewachung der Gränze besteht. Die Kosten für Waffen, Munition und Lederzeug bestreitet die Regierung, und wenn der Kolonist außerhalb seiner Kolonie verwendet wird, so bekömmt er Sold und Verpflegung der Linien-Truppen: in Kriegeszeiten erhält er überdies seine Ausrüstung. Wenn der Kolonist im Innern der Kolonie Dienste thut, so werden dem Gränzhause dafür 12 Gulden von der Steuer nachgelassen, ist er im Felde, 6 Gulden, und weitere 12 Gulden für den Mann, der innerhalb der Kolonie seine Stelle vertritt.

Die Frohnen, welche jedes Gränzhaus der Regierung leisten muß, richten sich nach dem Umfange seiner Ländereien. Für jeden Morgen Land oder Wiese ist der Eigenthümer zu einem ganzen Tage Handarbeit oder zu einem halben Tage Dienst mit seinem Gefähr verpflichtet. Nach demselben Prinzip werden die Steuern geregelt, obgleich diese nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden sind. Der Durchschnitt derselben beträgt ungefähr 20 Kreuzer für den Morgen. Töchter können erben, wenn sie sich in 2 Jahren mit einem kriegsdienstfähigen Kolonisten verheiraten, wo nicht, so wird das Gut für sie verkauft. Fehlen Erben, so fallen die Ländereien an den Staat zurück, der über sie nach seinem Gutdünken verfügt.

Bei den Szeklern in Siebenbürgen erben die Nachbarn und nie fällt ein Gut an den Staat zurück. Für die rumanischen Regimenter dieses Fürstenthumes aber gilt bei den nicht-adeligen Gütern die Gesetze der ungarischen und kroatischen Kolonieen. Trotzdem werden die Ländereien ohne bestimmte Regel getheilt und wieder getheilt und es existiren da keine Vergesellschaftungen, wenigstens keine solche, die sich zum Behuf eines gemeinsamen Besitzes zusammengethan haben. In Fragen des Eigenthums endlich hängt die Bevölkerung von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Landes ab, während die ungarischen und kroatischen Gränzkolonieen in diesem Punkte sowohl, wie in Betreff aller anderen gesellschaftlichen Interessen unter der Militair-Autorität stehen.

Im Ganzen haben alle diese Institute sich wohlthätig und dem Fortschritt förderlich bewiesen, wiewohl nicht alle Regimenter sich in gleich vortheilhafter Lage befinden. Die sociale Revolution, welche in diesem Augenblicke in Oesterreich vor sich geht, wird auch auf die Kolonieen von Einfluß seyn. Was aber den Zustand dieser Institute betrifft, so tritt derselbe gegenwärtig in eine unvorhergesehene und aller Aufmerksamkeit würdige Phase ein. Die Bevölkerung der Kolonieen ist durch Stammgemeinschaft eng verbunden mit den Bewohnern Ungarns, Croatiens und Siebenbürgens und die tägliche Berührung läßt dieses Band nicht zerreißen. Dazu kommen gegenwärtig die Ideen von Nationalität, welche sich unter den illyrischen, rumanischen und magyarischen Stämmen geltend machen und jenen Gefühlen eine systematische Richtung geben. Bis in das Innerste der Militair-Kolonieen ist die politische Bewegung gedrungen; die Parteihäupter erkannten sogleich, welche Unterstützung eine solche kräftige Bevölkerung ihnen zu gewähren vermöchte, und haben nichts vergessen, um sie an sich zu ziehen. Die drei Racen, welche zugleich drei verschiedene Parteien bilden, haben bei Erörterung der politischen Fragen, Alles aufgeboten, um die Regimenter, welche sie repräsentiren, an sich zu fesseln, und der Erfolg hat ihren Bemühungen entsprochen. Dies geschah um so leichter, als sie es mit Bevölkerungen zu thun hatten, die, obschon einem ausnahmsweisen, strengen Regimente unterworfen, doch den ganzen Freiheitssinn besitzen oder sich angeeignet haben, durch welchen der ungarische Bauer sich vor dem des nicht-constitutionellen Oesterreichs hervorthut. Die Kolonisten sind genau mit ihren Rechten bekannt, und wollte sich Willkür in der Verwaltung geltend machen, so würde Jeder, das Gesetzbuch in der Hand, dagegen protestiren.

Die politischen Agitatoren konnten also darauf rechnen, daß sie gehört werden würden, wenn sie den Kolonieen von Nationalität und Legalität sprächen. Die Offiziere, theilweise demselben Stamme wie die Kolonisten angehörig, zeigen sich in dieser Hinsicht sehr gefällig, ja sie betheiligen sich an den Hoffnungen auf die Zukunft, wie sie auf jedem Punkte Ungarns genä werden. Dieselbe Freiheit des Wortes, welche den Reisenden in Ung überrascht, herrscht auch unter ihnen. Fragt man nun, was daraus wert solle, so bleibt nichts übrig, als die Ereignisse, die es uns lehren werden, zuwarten: allein schon gegenwärtig scheint es ausgemacht, daß die Tend der österreichischen Militair-Kolonieen keine andere ist, als die Nation garden des Illyrismus, Rumanismus und Magyarismus werden. Es versteht sich von selbst, daß sie deshalb nicht gemeine Sa machen, und daß sie unter sich nicht einiger sind, als die Völkerschaften, denen sie stammen. Vielmehr sind die illyrischen und rumanischen Regimen den magyarischen in hohem Grade feindlich gesinnt; ein alter Stammeshß waltet zwischen ihnen ob. Ohne Zweifel wird die Gemeinschaftlichkei Interessen eine Verständigung zwischen den Illyriern und Rumaniern erz und sie gegen die Anmaßungen des Magyarismus vereinigen; allein solche Vereinigung möchte noch in einer ziemlichen Ferne liegen. Vielleic auch bequemen die Magyaren sich, ihr hochfahrendes Wesen aufzugeben, daß der Haß mit der Ursache, die ihn hervorgerufen, verschwindet: allein no heute und vielleicht noch für eine geraume Zeit giebt es unter den Regimente der Militairgränze drei verschiedene Racen, drei verschiedene Gedanken u drei verschiedene Tendenzen, fast möchte man sagen: drei verschiedene Fahne

(Schluß folgt.)

England.

Die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich.

(Schluß.)

Die Luftpumpen, deren wir bis jetzt absichtlich nicht genauer Erwä nung gethan haben, um ihre Bestimmung desto ausführlicher betrachten z können, haben nicht blos den Zweck, den Treibcylinder vor dem Abgang des Zuges luftleer zu machen, sondern auch den, diese Leere während der Fahrt selber bis zu einem bestimmten Grade zu erhalten, d. h. dem Eindringen der Luft, welches bei der bisherigen Construction der von uns beschriebenen Ventile ganz zu verhindern unmöglich ist, durch fortgesetztes Auspumpen zu begegnen. Aber selbst angenommen, daß weder durch die Ventile noch durch die Verbindungsfugen der einzelnen Theile des Cylinders Luft einströmte, so ist do klar, daß durch Verkürzung des immer nur annäherungsweise luftleere Raumes im Cylinder, eine Verkürzung, die durch die Bewegung des Zug selbst hervorgebracht wird, die Intensität des äußeren Luftdrucks abnehm muß, und daß folglich, wenn diese Intensität erhalten werden soll, die Wir samkeit der Luftpumpen auch während der Fahrt und zwar im direkten Ve hältniß mit der Schnelligkeit derselben fortdauern muß. Nimmt man a diese Erfordernisse zusammen, so kann man sich eine ungefähre Vorstellu von der Stärke der bei einer atmosphärischen Eisenbahn in Anwendung kommenden Luftpumpe machen. Auf der Bahn von Nanterre nach St. Germa befinden sich vier solcher Maschinen, wovon eine zu Nanterre, eine zu Chatou und zwei zu St. Germain sich befinden. Jede derselben hat die Stärke von 200 Pferdekraft und ist im Stande, 12 Kubikfuß Luft in einer Sekunde auszupumpen: außerdem besitzt jede noch eine kleinere Hülfs-Maschine von 20 Pferdekraft, die zur Kompression und zur Speisung der Kessel dienen. Diese mächtigen Maschinen sind sämmtlich Hochdruckmaschinen und mit Condensatoren versehen; die Stiefel liegen horizontal und bewegen sich ohne Schwengel; statt der sonst gebräuchlichen doppeltgebohrten Höhen haben sie Cornwalesche Ventile. Die Kosten betragen für jede 45,000 Thlr. Die Kolben, deren Geschwindigkeit 6 Fuß in einer Sekunde beträgt, theilen durch ein eisernes Triebwerk und eine Kurbel ihre Bewegung zuerst einem kleinen Triebrade und hierdurch einem ungeheueren ausgezahnten Rade mit, dessen Durchmesser nicht weniger als 15 Fuß mißt. Dieses Rad steht dann seinerseits durch ein anderes Triebwerk und eine Kurbel mit den Pumpkolben des Treibcylinders in Verbindung. Die doppelte Maschine von St. Germain ist gegenwärtig für die Beförderung der Vesineter Züge allein in Thätigkeit. Der Anblick derselben ist wahrhaft großartig. Sie befindet sich in einem schönen ganz von gehauenen Steinen aufgeführten Gebäude, dessen Dach, von einem eleganten Sparrenwerk getragen, sich in der Mitte des Gebäudes auf eine Säule stützt, deren hohles Innere zugleich einen Abflußkanal für das Regenwasser bildet.

Gewöhnlich sind die feststehenden Maschinen in ununterbrochener Thätigkeit; die erwähnten aber arbeiten nur $4\frac{1}{2}$ Minuten in der Stunde, ein Umstand, der begreiflicherweise nicht zu Gunsten des atmosphärischen Systems spricht. Es würde für dasselbe sehr wünschenswerth seyn, wenn man nach der Ansicht Arago's diese großen Motoren mit Hüttenwerken umgäbe, die von ihrer Wirksamkeit, sofern sie nicht von der Eisenbahn in Anspruch genommen wäre, fortdauernden Gebrauch machen könnten. Andererseits haben die ärgerlichen Unterbrechungen und die möglicherweise auch durch irgend einen Unfall vorkommenden unbeabsichtigten Pausen auf den Gedanken geführt, ein Reservoir aus Quader- und Ziegelsteinen zu errichten, indem durch die Maschinen schon im Voraus so zu sagen ein hinlänglicher Vorrath von Luftleerhei erzeugt und erhalten würde, wozu, wie man leicht einsieht, da sie ununterbrochen arbeiten könnte, eine weit schwächere Maschine völlig genügen würde. Eine solche Vorrichtung, deren Vortheile Crelle sehr rühmt und die Andraud auf die Luftkompression anwenden will, wurde von Arnollet der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung vorgelegt. Die zur Untersuchung derselben niedergesetzte Kommission hat jedoch erklärt, daß eine praktische Entscheidung der Frage nicht stattbaben könne. Wie dem auch seyn mag, so beruht darin doch

ein großer Uebelstand, daß man zu St. Germain, weil hier die Temperatur der Kessel auf derselben Höhe erhalten werden muß, das Feuer während drei Viertelstunden niederbrennen läßt, worauf es durch einen vermittelst des Triebwerks einer der kleineren Hülfsmaschinen in Bewegung gesetzten Ventilator wiederangefacht wird. Dieses Verfahren wird besonders durch die Form der Dampfkessel und Feuerungsräume erleichtert, indem die Schürlöcher nach oben zu mit einer Schornsteinröhre versehen sind. Dennoch ist der Aufwand an Brennmaterial sehr bedeutend, denn er beträgt auf einer Linie von 26130 Fuß, also von etwa 1¼ deutscher Meile 4 Tonnen Steinkohlen, eine Quantität, die noch richtiger geschätzt werden kann, wenn man bedenkt, daß der vereinigte Dienst der Lokomotiven auf den Eisenbahnen von Versailles und St. Germain, deren Länge 4¼ deutsche Meilen beträgt, nur 30 Tonnen Coaks erfordert. Aus allem diesen ergiebt sich demnach, daß das atmosphärische System eine sehr lebendige Circulation verlangt, wodurch die Unterbrechungen der feststehenden Maschinen seltener würden, und daß es selbst unter dieser Bedingung nur da dem Dampflokomotivsystem vorzuziehen ist, wo die Unebenheit des Bodens dem letzteren entweder zu große Schwierigkeiten in den Weg legen oder durch Fortschaffung derselben zu große Kosten verursachen würde. Zugleich aber ist einleuchtend, daß die Vereinigung dieser beiden Umstände fast zu den Unmöglichkeiten gehört.

Zu den großen Vorzügen des atmosphärischen Systems rechnet man mit Recht auch die Abwesenheit der Lokomotiven, ein Umstand, der besonders in Betreff der Sicherheit von großer Wichtigkeit ist, da die meisten und oft sehr bedenkliche Unfälle nur durch die Lokomotiven bewirkt werden. Beeilen wir uns indessen hinzuzufügen, daß diese Gefahren täglich an Wahrscheinlichkeit abnehmen und daß auf einer sorgfältig gebauten Bahn, bei einem wohlgeleiteten Betriebe und zuverlässigen Beamten diese Unwahrscheinlichkeit nahe an Unmöglichkeit gränzt. Durch das gänzliche Fortfallen der Lokomotive würde die Höhe der Brückenbögen erniedrigt und das in der Kunstsprache sogenannte „todte Gewicht" verringert werden, da die Maschinen und der Tender allein zuweilen ein Drittheil, ja selbst die Hälfte des Gewichts des ganzen Zuges ausmachen; woraus dann wieder folgt, daß auch die Schienen, da sie nur noch das Gewicht der Personen- und Waarenwagons zu tragen hätten, an Stärke verlieren könnten. Dieser letztere Vortheil scheint jedoch auf der St. Germainbahn für nicht entschieden genug betrachtet worden zu seyn, da hier die Schienen das gewöhnliche Gewicht von 20 Pfd. auf den laufenden Fuß haben. Auf einer atmosphärischen Eisenbahn ist der Zusammenstoß zweier Züge unmöglich, weil sie nicht zu gleicher Zeit durch denselben Treibcylinder in Bewegung gesetzt werden können. Indeß kann eine solche Begegnung auf Kreuzschienen sich ereignen, ein Fall, der jedoch noch nicht vorgekommen und demgemäß auch noch keiner Prüfung unterworfen ist. Man hat behauptet, daß die Art und Weise, in welcher die Verbindung des Treibkolbens mit dem Leitwagen hergestellt wird, ein Herausgehen desselben aus den Schienen unmöglich mache. Da jedoch bei einem Versuch der Treibkolben durch ein im Wege liegendes Hinderniß in tausend Stücke zersplittert wurde, so dürfte die Richtigkeit jener Behauptung noch in Frage stehen. Einleuchtend ist jedoch, daß diese Verbindung, welche vermittels des Treibkolbens zwischen den Schienen und dem Zuge bewirkt wird, eine beträchtliche Verringerung des Radius gestattet, wenn die Bahn eine Kurve zu beschreiben hat, besonders wenn man — wie es auf der Eisenbahn zwischen Kingston und Dalkey geschehen ist — die äußeren Schienen der Kurvenbahn mit Gegenschienen versieht.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ungeheueren Kosten gerichtet ist, welche eine fühlbare Verzögerung in dem Bau der französischen Eisenbahnen zu bewirken scheinen, ist die Frage nach den ökonomischen Vortheilen, die das atmosphärische System vorzüglicherweise darbietet, nicht zu übergehen. Es sind in dieser Beziehung die entgegengesetztesten Ansichten kund geworden. Der Ingenieur hat behauptet, daß, wenn man die durch Lokomotiven bedienten Schienenwege mit denen durch pneumatische Maschinen in Betrieb gesetzten unter gleichen Verhältnissen betrachtet, die Einrichtungskosten der ersteren 140,000 Thlr. auf die Meile mehr betragen würden und daß diese Ersparniß bei dem Personenverkehr wenigstens sich auf ⅞ stellen würde. Gegentheils lesen wir in der Denkschrift Crelle's: „Wenn der Schienenweg von Berlin nach Potsdam (die erste preußische Eisenbahn, bei der Crelle den Bau geleitet hat) statt für die Dampflokomotive nach dem atmosphärischen System eingerichtet worden wäre, so würden die Baukosten 106,000 Thlr., die jährlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten aber 40,000 Thaler auf die Meile höher zu stehen kommen." Wir haben keineswegs die kindische Absicht, zwei anerkannt ausgezeichnete Männer miteinander in Widerspruch zu setzen, sondern wollen nur darauf hinweisen, wie bei solcher Art von Berechnung Hypothesen unzuverlässig und analoge Schlüsse unsicher sind. Die beiden Systeme erfordern ganz verschiedene Bedingung in Rücksicht auf Terrain und Material, und es würde eben so wenig Vortheil bringen, die schon vorhandenen mit Dampflokomotiven befahrenen Bahnen nach dem atmosphärischen System umzuändern, als umgekehrt die atmospärischen Eisenbahnen mit Forträumung aller für die letzteren gar nicht existirenden Hindernisse für die Dampflokomotive herzurichten. Betrachten wir die St. Germainer Bahn, so ergiebt sich die eben aufgestellte Behauptung daraus als richtig, daß für die Strecke, auf welcher der Treibcylinder nur 1 Ruthe 1 Fuß 8 Zoll im Durchmesser beträgt, das Doppelte der Summe, welche die Anwendung des Dampflokomotiv-Systems verursacht hatte, und die, auf der der Durchmesser des Treibcylinders 1 Ruthe 10 Fuß 7 Zoll beträgt, das Vierfache derselben verausgabt worden ist, vorausgesetzt, daß das Terrain in dem zweiten Falle unverändert bleiben könnte. Diese Voraussetzung ist aber unstatthaft und eben deshalb stellt sich die Berechung ganz anders dar. Die Kosten der ganzen Bahn sind gegenwärtig auf 1,334,400 Thaler veranschlagt, also um 1,000,000 höher als die vom Staat und der Stadt St. Germain bewilligten Summen betragen. Als Resultat aller dieser Bemerkungen können wir indeß immerhin die Behauptung aufstellen, in der wir ohnehin mit dem größten Theile der Sachverständigen übereinstimmen, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge die allgemeine Anwendung des atmosphärischen Systms in finanzieller Beziehung keineswegs vortheilhaft ist.

Schweden.

Dem Andenken Geijers und Franzéns.

(Schluß.)

Franzén.

Franzén machte sich schon im vorigen Jahrhundert einen Namen durch Lieder voller Gefühl für häusliches Glück, Familienleben und kindliche Liebe, in ungekünstelter Herzlichkeit und sanfter unschuldiger Schalkhaftigkeit, mit einer Klarheit und Anschaulichkeit, die eines Goethe würdig ist. Seine Lyrik hat für manche andere schwedische Dichter den Ton angegeben und wird auch gewöhnlich, wo sie sich bei solchen vorfindet, mit dem Namen Franzénscher Lyrik bezeichnet. Außer diesen hübschen kleinen Idyllen hat er auch einige große Gesänge gedichtet, von denen die Begegnung von Alvastra der vollendetste ist. Seine schönsten Lieder jedoch, die nie aufhören werden, von den Lippen des schwedischen Volkes zu ertönen, sind die, welche sich in dem neuen schwedischen Gesangbuch finden, das 1819 in ganz Schweden eingeführt wurde. Sein Freund Wallin hatte die Redaction und mit diesem gemeinschaftlich hat Franzén einige vierzig Lieder für dasselbe gedichtet, von denen man nicht weiß, welchem von beiden Freunden der größere Antheil daran gebührt *), neunzehn andere stammen von ihm allein ohne Aenderungen her und Wieselgren sagt mit Recht in einer von ihm veranstalteten Ausgabe dieses Gesangbuches, daß Franzén unter den neueren Dichtern der eigentlich verloren gegangenen Kunst, Worte für die Empfindungen des christlichen Glaubens zu setzen, wieder am nächsten gekommen sey. In jedem davon spiegelt sich das Wesen des Dichters deutlich ab, und um uns dasselbe nach seinem Tode noch einmal zu vergegenwärtigen, wählen wir eines darunter aus, welches auch durch seinen Inhalt sich zu einem Nachruf auf sein Grab eignet. Ueberdies besteht in Schweden die Sitte, Verse aus dem Gesangbuche als Grabschriften anzuwenden, fast allgemein noch weit ausgedehnter als bei uns, und ich irre vielleicht nicht, daß man gerade aus dem hier folgenden Liede, dessen Schönheit in der Ursprache ich freilich nur sehr unvollkommen wiedergeben kann, einige Strophen benutzen dürfte, um sie auf Franzéns Grabstein einzugraben.

„Wo ist der Freund, den überall ich wähne,
Nach dem beim Tagesgrauen ich mich sehne,
Und, flieht der Tag, nach dem ich immer bange
Und heiß verlange?

Ich sehe ihn, wo Kräfte nur sich regen;
Wo Blumen duften, Aehren sich bewegen,
Muß seine Lieb' ihn, wenn die Lüfte spielen,
Im Athem fühlen.

Ich hör' ihn in des Sommerwindes Sausen,
Im Waldgesang und in des Baches Brausen,
Und süßer noch in meinem Herzen klingen
Und Trost mir bringen.

Doch dringt zu ihm durch einen Nebelschleier
Mein Auge nicht, nur des Gebetes Feier,
Ach, könnt' ich in des hellen Himmels Blauen
Sein Antlitz schauen!

Muß so viel Schönes rings in allen Zweigen
Der Schöpfung und des Lebens sich mir zeigen,
Wie schön muß dann vor allen seyn die Quelle,
Die ewig helle!

Du Quell, dem Licht und Seligkeit entsprießen,
Wann wird mir deine reine Woge fließen?
Wer führet mich zu deiner frischen Welle?
Des Grabes Schwelle.

Getrost, mein Geist, so hoffe mit Vertrauen!
Dir winkt der Freund, du wirst ihn einmal schauen;
An's Herz ihm sinkend findest du Erbarmen
In seinen Armen.

Zum Strand, um den sich Fluthen nicht mehr heben,
Wirst gleich der Arche Taube hin du schweben,
Wirst an des Vaters Busen selig eilen
Und ewig weilen."

B. v. Riemberg.

Polen.

Der Polenprozeß.

Das eben so traurige, als bedeutende Drama der öffentlichen Verhandlung des Polenprozesses hat, wie vorauszusehen war, auch in der Literatur eine

*) Obige Angaben verdankt der Einsender der Güte des Herrn Probst Wieselgren bei Lund. Derselbe hat sie bei der Wittwe des Bischofs Wallin aus dessen selbst gebrauchtem Exemplar des Gesangbuches entlehnt, wo sich die Namen der Dichter von Wallins eigener Hand eingeschrieben fanden. Denn alle im Druck erschienenen Ausgaben enthalten bisher nur wenige in den früheren Gesangbüchern hier und da einmal und theilweise falsch angeführte Namen älterer Liederdichter.

nicht geringe Bewegung hervorgerufen. Zwar zeigten sich bis jetzt noch keine Productionen, welche den Prozeß in seinem Kern ergriffen und in seiner Totalität einer Beurtheilung unterwarfen, um so mehr hatte die Fähigkeit der Tagesschriftsteller und Zeitungs-Korrespondenten sich auf die täglichen Erscheinungen geworfen, und größtentheils waren dieselben in ihrer bruchstückartigen und aphoristischen Form vor das Publikum getreten, oft nicht einmal von einem Urtheil oder einer Reflexion des Schreibenden begleitet. Freilich war es bisher nicht leicht, mit Urtheilen aufzutreten, denen nicht später der Vorwurf der Gehaltlosigkeit gemacht werden könnte, und noch ist es schwer, ein bestimmtes Votum abzugeben, das selbstredend erst nach dem Abschluß der Sache mit voller Sicherheit erwartet werden darf. Es erscheint deshalb gerechtfertigt, daß die, welche die Angelegenheit mit ihrer Feder verfolgen, zuerst für vollständige Sammlung des Materials Sorge tragen. So sind denn auch gleichzeitig zwei Unternehmen im Gange, welche dem polnischen, wie dem deutschen Publikum die Akten des Polenprozesses in ihrem ganzen Umfange vorzulegen zum Zweck haben.

Die polnische Ausgabe der Prozeß-Verhandlungen, welche bei dem Buchhändler M. Simion in Berlin erscheint, liegt uns in ihrem ersten Hefte vor. Wir erhalten darin noch einmal doppelt die Namen der Angeklagten und eine wortgetreue Uebersetzung des vom Staatsanwalt ausgearbeiteten Anklageakts. Jenen Luxus der doppelten Namenreihe wissen wir uns freilich nicht anders, als aus der Buchstabentreue des oder der Uebersetzer zu erklären; für nöthig halten wir denselben aber deshalb nicht, weil ohnehin jene Namen in Polen sehr wohl bekannt sind. Daß nur die amtliche Anklageschrift mit möglichster Sorgfalt und Treue wieder gegeben werde, erscheint zweckmäßig, doch wenn wie wir hören, alle Fragen, Antworten, Reden und Bemerkungen, welche die Zeitungshalle, aus der die Uebersetzung angefertigt wird, bringt, noch einmal in ihrer oft unüberwindlichen Breite, in ihren steten Wiederholungen aufgetischt werden sollen, so möchte doch wohl die Geduld selbst des theilnehmendsten Lesers erschöpft werden; auch würden die Herausgeber nicht erreichen, was sie versprochen haben, nämlich sich mit den gerichtlichen Verhandlungen selbst in Gleichzeitigkeit zu setzen.

Offenbar aber müssen folgende Erfordernisse in den beiden Gesammtausgaben erfüllt werden:

Es muß aus ihnen mit Klarheit das von den Angeklagten behauptete Vertheidigungssystem hervorgehen. Dasselbe liegt schon in den Erklärungen Mieroslawski's und in seiner bewunderten Rede. Hieraus stellt sich der Gedanke als der leitende dar, daß der Einzelne sich preisgiebt, so weit er überhaupt kompromittirt ist, den Beweis der Schuld der Komplicen aber von der Anklage erwartet, und deshalb keine Zugeständnisse macht, welche ihm nahe stehende Personen belasten.

Sodann müssen die Vertheidigungsmomente rein juristischer Art, welche in den Reden der Advokaten zerstreut liegen, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt und in einen solchen inneren Zusammenhang gebracht werden, daß die Schwerpunkte der Rede leicht erkennbar werden und ihre Intentionen in das Auge fallen. Es ist unmöglich, ohne Schwächung des Interesse für die Wirksamkeit der Advokatie, sich durch die vielen Reden, welche von ihr ausgegangen sind, hindurch zu arbeiten. Einige, welche gar kein Material zur Vertheidigung bringen (und es giebt deren mehrere), sind ganz zu übergehen, sie zerschneiden nur den Zusammenhang der nothwendig einheitlichen juristischen Deduction. Als genereller Wink wäre zu beachten, daß namentlich die ersten Reden an Sicherheit und juristischer Schärfe Mangel leiden; bestimmter und als Zeugnisse tieferen Eindringens in die Natur der Verbrechen, wie in den Geist des Gesetzes, erscheinen die späteren.

Wenn nun so gewünscht wird, daß der Vertheidigung ihr Recht werde, so muß auch als drittes Postulat ausgesprochen werden, daß die Deductionen des Staatsanwalts mit der feinen juristischen Distinktionsgabe wiedergegeben werden, welche sie dringend erheischen. Sie müssen in intime Wechselbeziehung zu den Ausführungen der Advokaten gestellt werden, damit diesen nicht jedes Fundament fehle und man am Ende nicht wisse, wogegen sie deduciren.

Wird diesen, sich allerdings von selbst gebieterisch geltend machenden Anforderungen entsprochen, so kann die Publication der Gesammt-Verhandlungen von großem Nutzen seyn, ja, das polnische Publikum, welches dem Gange des Prozesses aufmerksam folgt und wohl in mancher Beziehung irre geworden seyn mag, wird durch solches Hülfsmittel seine Männer richtig beurtheilen lernen und manche wichtige Ausbeute an Gedanken und Combinationen gewinnen, welche aus den Verhandlungen hervorgehen.

In Bezug auf die Sprache der polnischen Gesammtausgabe ist noch zu erwähnen, daß sie nicht durchgängig die Korrektheit zeigt, welche der geschickte Herausgeber erwarten ließ. Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Soult und Wellington. Die beiden ältesten, und unter den noch lebenden die berühmtesten Feldherren aus dem Revolutionskriege, Soult und Wellington wurden als Gegner sehr oft in jenem Kriege neben einander genannt; jetzt nach 33jährigem Frieden schreibt Fama den Namen dieser Helden wieder auf dieselbe Tafel, aber die Dinge, welche sie von ihnen erzählt, weichen sehr von einander ab. Der greise Herzog von Dalmatien begiebt sich zur Ruhe auf sein Lorbeer-Lager, der greise Herzog von Wellington nimmt noch einmal den einen Fuß, mit welchem er schon im Grabe gestanden, zurü[ck] um ein neues Beilager zu besteigen. Es erzählten nämlich vor mehrer[en] Monaten die englischen Blätter, und es wird dies nach mehrfachen Wid[er]sprüchen jetzt durch den Observer bestätigt, daß die reiche Tochter des S[ir] Francis Burdett, Miß Burdett-Coutts, Herz, Hand und ein Vermögen, d[as] die Zunge nicht ohne Zittern aussprechen kann, dem Herzoge reicht, und [daß] der Mann, welcher in Portugal, Spanien und Frankreich einst so viele Kirche[n] zerstörte, hinführo an der Seite derjenigen durchs Leben wallt, die so viel[e] Kirchen aufgebaut. *) Beide Feldherren, Soult und Wellington, so ungleich in Kriegskunst und Kriegsglück, gleichen sich doch sehr stark in der Liebe zu den Glücksgütern dieser Welt. Soult und Wellington standen sich [...] mal als Oberbefehlshaber gegenüber, und immer hat Soult sich Niederlage und große Verantwortlichkeit zugezogen. Im Jahre 1809 lag er in O[porto] und ließ sich sorglos von Wellington überraschen, obgleich der breite Dou[ro] zwischen Beiden lag. In Folge dieser Ueberraschung mußte Soult einen vernichtenden Rückzug antreten, wie er im russischen Feldzuge von 1812 ni[cht] schmachvoller und verderblicher war; er verlor alles Kriegsgeräth, Kanone[n], Wagen, Kassen, und fast alle Soldaten. Im Jahre 1814 befehligte er wiede[r] die ganze französische Armee an den Pyrenäen gegen Wellington, wo er seine unglücklichen Manövers durch seine Niederlage in der Schlacht bei Toulouse endigte. Diese Schlacht, welche elf Tage nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris geliefert wurde, gab zu vielen Beschuldigungen Anlaß, und der kompetente Lamarque in seinen Memoiren wirft Soult geradezu Verrath vor. Im Jahre 1815 war Soult Major-General der Armee und somit Chef des Generalstabs; er leitete demnach die Bewegungen der Schlacht von Waterloo, deren Ausgang seinen Anordnungen zugeschrieben wird. Soult's Feinde, deren er sehr viele in Frankreich hat, geben zu, daß er ein unübertrefflicher Verwalter und Ordner im Heerwesen sey, daß er auch sehr große Talente als General besitze, besonders unter der Leitung eines höheren Feldherrn, wie in der Schlacht bei Zürich unter Massena und in der Schlacht bei Austerlitz unter Napoleon, aber als selbständiger Oberbefehlshaber einer ganzen Armee gegen einen bedeutenden Feind habe er niemals das Glück an seine Fahnen zu fesseln gewußt. Frankreich hat ihm aus den letzten drei Kriegsjahren des Kaiserreichs wenig zu verdanken. Von seiner Empfindlichkeit für den Reiz edler Metalle und anderer Kostbarkeiten sollen zahlreiche Beweise da seyn, namentlich klagen die Spanier, daß er während seiner Feldzüge in ihrem Lande einen zwar nicht verdorbenen aber doch sehr verderblichen Kunstgeschmack zeigte. Er habe, gleich Bonaparte, sich oft bei Verträgen Meisterwerke der Malerei ausbedungen, doch mit dem Unterschiede, daß Bonaparte die Verträg[e] mit den betreffenden Landesherrscheen öffentlich und zum Vortheil der Staat[s]-Gallerieen Frankreichs abgeschlossen habe, während Soult dies nur mit einz[el]nen Kirchenhäuptern oder Magistraten that, und zwar in geheimen Artik[eln] und zu Gunsten einer Privat-Gallerie. — Als Staatsmann war Soult [nie] selbständig; die Seele der Kabinette, deren Mitglied er war, oder denen [er] präsidirte, war stets ein Périer, Thiers oder Guizot, oder der König selbst und hierin gleicht er ganz seinem großen Gegner in England. Ob er ein großer Stratege ist, mögen Männer vom Fache entscheiden. Nach der Schlacht bei Austerlitz sagte der Kaiser, er sey der größte Manövrist in Europa; wir glauben aber, Napoleon hat dieses Urtheil, welches ohnedies nicht allseitig unterschrieben worden wäre, später stark modifizirt. Jedenfalls war Soult persönlich sehr tapfer; er ist unter Anderem bei Genua lebensgefährlich verwundet worden, und hat sich seine hohe Stellung als Marschall durch ausgezeichnete Dienste vom gemeinen Soldaten an selbst erkämpft.

*) Miß Burdett, die schon von ihrem Vater ein großes Vermögen geerbt, wurde auch von der Witwe ihres Großvaters, des Banquiers Coutts, (allas Herzogin von St. Albans) zur Erbin eingesetzt und dadurch die reichste Dame Englands. Sie hat große Summen zum Bau von Kirchen und zur Gründung von Bisthümern hergegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für ganze Jahr, ohne Erhöhung, n allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Sonnabend den 9. Oktober 1847.

England.

Die neuen Parlamentsgebäude in London.

Die königliche Kommission der schönen Künste in England hat so eben einen ericht herausgegeben, der die innere Einrichtung der neuerbauten Parlaments-usfer bespricht und in welchem die zur Ausschmückung deeselben bestimmten anstwerke aufgezählt und beschrieben werden. Die Vorschläge der Kommission ben die Billigung des Gouvernements erhalten und sind zum Theil schon der Ausführung begriffen. Man ist dabei von der Idee ausgegangen, die allen der beiden gesetzgebenden Körperschaften mit Schilderungen der präg-ntesten Momente aus der Nationalgeschichte zu versehen, um so ein würdi-s Denkmal der Größe und des Ruhmes herzustellen, deren Gründung Eng-and nicht minder den in diesen Räumen erfochtenen moralischen Siegen, als en blutigen Triumphen seiner Land- und Seeheere zu verdanken hat. Ein arzer Auszug dieses Berichts wird auch für den deutschen Leser nicht ohne nteresse seyn, und bleibt nur zu wünschen übrig, daß die Realisirung des ntwurfs nicht von demselben Unstern begleitet werde, der sich in den künst-erischen Monumenten des Landes so oft bemerkbar macht.

Am Eingange des Gebäudes (St. Stephen's Porch) werden sich die Sta-aen Marlborough's und Nelson's erheben, des größten Feldherrn und des apfersten Admirals, welche die Jahrbücher Britaniens kennen; neben ihnen wei allegorische Gemälde, die den Krieg und den Frieden darstellen. Der Saal des Unterhauses (St. Stephen's Hall) wird die Bildsäulen der Männer nthalten, die sich durch ihre Beredtsamkeit und ihre parlamentarischen Talente usgezeichnet haben und von denen die Figuren Hampden's, Falkland's und Clarendon's bereits ihrer Vollendung nahe sind; die Wände aber sollen mit Fresken geschmückt werden, welche die Hauptepochen der constitutionellen, bür-gerlichen und religiösen Geschichte des Reichs versinnlichen, nämlich: 1) Eine Sitzung des Wittenagemot; 2) das Feudalsystem, durch die Wilhelm dem Er-oberer von den Baronen geleistete Huldigung dargestellt; 3) der Ursprung des Unterhauses — der erste Writ (Wahlbrief) an die City von London übersandt; 4) die Beendigung der Feudalkriege — Stanley und Oxford reichen Heinrich dem VII. über der Leiche Richard's die Krone; 5) ein Geschwornen-Gericht; 6) die Unterzeichnung der Magna Charta; 7) die Abschaffung der Leibeigen-schaft — ein Herr giebt auf dem Todtenbett seinen Knechten, Villains, die Frei-heit; 8) die Privilegien des Unterhauses von Sir Thomas More gegen den Kardinal Wolsey behauptet; 9) die Bekehrung der Angelsachsen durch St. Au-gustin; 10) die Reformation — Elisabeth empfängt die Bibel in Cheapside.

Der Centralhalle sind in etwas mittelalterlich-katholischer Weise die Sta-tuen der Schutzheiligen von England, Schottland, Irland und Wales — St. Georg, St. Andreas, St. Patricius und St. David — zugetheilt worden, die wohl besser weggefallen wären, da mit Ausnahme des irischen St. Patrick diese guten Leute sich heutzutage nur weniger Verehrer zu erfreuen haben; dagegen will man die Korridore des Oberhauses und des Unterhauses mit Gemälden ausstatten, welche den großen Kampf schildern, der mit der Zu-sammenberufung des langen Parlaments anfing und mit der Revolution von 1688 endigte. Es sind folgende: 1) Karl I. pflanzt seine Standarte in Not-tingham auf; 2) Vertheidigung von Basing-House durch den Marquis von Winchester und die Royalisten gegen die Armee des Parlaments; 3) die Ver-treibung der Mitglieder eines Kollegiums zu Oxford, wegen ihrer Weigerung, den Covenant (die Bundesakte der Puritaner) zu unterzeichnen; 4) das Be-gräbniß Karl's I.; 5) der Sprecher Lenthal behauptet die Vorrechte des Unter-hauses gegen Karl I., als dieser fünf Mitglieder desselben verhaften will; 6) der Abmarsch der Freiwilligen aus London, um die Belagerung von Glou-cester aufzuheben; 7) die Einschiffung einer puritanischen Familie nach Neu-England; 8) der Abschied Lord Russell's von seiner Gemahlin; 9) die Flucht Karl's II. nach der Schlacht von Worcester; 10) die Hinrichtung des Mont-rose — der Scharfrichter bindet ihm das von Wishart verfaßte Buch, in wel-chem seine Thaten beschrieben werden, um den Hals; 11) Monk erklärt sich für ein freies Parlament (ein Akt, der sich übrigens nicht gut darstellen läßt); 12) die Landung Karl's II.; 13) Alice Lisle verbirgt die Flüchtlinge aus der Armee des Herzogs von Monmouth nach der Schlacht von Sedgemoor; 14) der Schlaf des geächteten Argyle; 15) die Freisprechung der sieben Bischöfe; 16) die Lords und Gemeinen überreichen die Krone an Wil-helm und Maria. Die acht ersten werden sich im Korridor der Lords, die acht letzten in dem des Unterhauses befinden. Der mittlere Korridor wird sechs Darstellungen aus den entgegengesetztesten Perioden der briti-schen Geschichte enthalten, und zwar: 1) Die Landung der phönicischen Kauf-leute in Cornwallis; 2) Cook's Ankunft in O'Taheiti; 3) ein druidisches Opfer; 4) das Opfer einer Suttih in Ostindien durch die englischen Behörden verhin-dert; 5) die Ausstellung angelsächsischer Gefangenen am Marktplatze zu Rom, und 6) die Emancipation der Negersklaven — merkwürdige Kontraste, wie sie kaum die Annalen eines anderen Volkes darbieten.

Das Vorgemach des Oberhauses ist für Scenen aus den Werken der Dichter Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Dryden und Pope bestimmt, das Ankleidezimmer der Lords aber für eine Reihefolge von Scenen aus der heiligen Schrift, welche die Idee der Gerechtigkeit auf Erden und ihrer Ent-wickelung in dem Gesetze und der Rechtspflege erläutern. Diese sind: 1) Mo-ses, der den Israeliten die Gesetztafeln übergiebt; 2) der Sündenfall; 3) der Mensch zur Arbeit verdammt; 4) das Urtheil Salomonis; 5) der Besuch der Königin von Saba; 6) der Bau des Tempels; 7) das Urtheil des Daniel; 8) Daniel in der Löwengrube; 9) das Gesicht Daniel's.

Das königliche Vorzimmer wird mit Schnitzwerk, Portraits und Tapeten verziert werden. — Letztere eine genaue Kopie der berühmten Armada-Han-gings, welche mehr als zwei Jahrhunderte lang dem ehemaligen Oberhause zum Schmuck dienten und den Sieg des Admirals Lord Howard von Effing-ham über die „unüberwindliche" Flotte veranschaulichten. Das Ankleide-zimmer der Königin ist der Sage vom altbritischen König Arthur vorbe-halten, die dem Pinsel des Herrn Dyce zum Thema dienen soll — hoffentlich mit mehr Glück, als die Versuche Blackmore's und anderer Poeten, jenen mythi-schen Helden in Rittergedichten zu verherrlichen, sich erfreut haben. Die acht-zehn Fächer der königlichen Galerie werden mit Gemälden angefüllt, die sich auf die Kriegsgeschichte des Landes beziehen: 1) Bundicea feuert ihr Heer zum Kampfe gegen die Römer an; 2) Alfred im Dänenlager; 3) der iri-sche König Brian Boroimhe (spr. Boruh) besiegt die Dänen an der Brücke von Clontarff; 4) Edith findet die Leiche Harold's — eine Scene, die vielen unserer Leser noch aus dem großen Bilde von Horace Vernet in der letzten Berliner Kunst-Ausstellung erinnerlich seyn wird; 5) Richard Löwenherz er-blickt zum erstenmal Jerusalem; 6) Eleonore rettet ihrem Gatten, Eduard I., das Leben, indem sie das Gift aus seiner Wunde saugt; 7) Robert Bruce auf seiner Flucht vor den Engländern; 8) Die Königin Philippa bittet Eduard III. um Gnade für die Bürger der Stadt Calais; 9) der schwarze Prinz zieht an der Seite seines Gefangenen, Königs Johann von Frankreich, in London ein; 10) die Vermählung Heinrichs V. mit Katharinen von Frank-reich zu Troyes; 11) Elisabeth im Lager von Tilbury; 12) der Admiral Blake in Tunis; 13) Marlborough in der Schlacht von Blenheim; 14) der Tod Wolfe's bei Quebek; 15) der Tod Abercrombie's bei Alexandrien; 16) Lord Cornwallis empfängt die Söhne Tippu-Sahib's als Geiseln; 17) der Tod Nelson's; 18) die Zusammenkunft Wellington's und Blüchers bei Belle-Alliance. — Selbst die Wachtstube und das zu ihr führende Foyer sollen nicht leer ausgehen: erstere erhält den jungen Talbot, der seinen Vater in der Schlacht vertheidigt (s. Shakespeare's Heinrich VI.), und Isabella Dou-glas, welche die Thür mit ihrem Arm versperrt, um die auf Jakob I. von Schott-land eindringenden Mörder abzuhalten, letzteres die Ermordung St. Edmund's des Märtyrers durch die Dänen. — Die sogenannte normännische Pforte (Norman Porch) endlich erhält den Kanut, der seinen Höflingen ihre Schmeichelei verweist, und die Königin Elisabeth an der Seeküste nach der Niederlage der spanischen Armada.

In den Erfrischungszimmern der Lords und der Gemeinen sollen Ansich-ten der bemerkenswerthesten Städte und Gegenden in dem vereinigten König-reiche, in Indien und den anderen Kolonieen, nebst ländlichen, auf den Acker-bau, die Jagd u. s. w. bezüglichen Scenen angebracht werden, und in der Painted Chamber — dem Konferenzsaale zwischen den beiden legislativen Körpern — dreizehn Gemälde, welche die Eroberung, Unterwerfung oder Kolo-nisirung der hauptsächlichsten, dem britischen Reiche einverleibten Länder und Plätze darstellen. Hierzu sind folgende Momente ausersehen: 1) Die Ver-mählung Stroingbow's, des englischen Feldherrn in Irland, mit Eva, Tochter Königs Dermot von Leinster; 2) Eduard I., der den Wallisern seinen neu-geborenen Sohn zum Fürsten giebt; 3) Jakob VI. von Schottland, die Nach-richt von dem Tode der Königin Elisabeth und von seiner Berufung zum Throne von England erhaltend; 4) Lord Clive in der Schlacht von Plassy (Ostindien); 5) Penn's Vertrag mit den Indianern Nord-Amerika's; 6) die Colonisation von Australien; 7) der Traktat von Nanking mit den Chinesen; 8) und 9) die Entdeckungsreisen nach dem Nord- und Südpol; 10) und 11) die Einnahme von Mauritius (Isle de France) und dem Kap der guten

Hoffnung; 12) Sir George Rooke, der die Fahne Englands auf den Felsen von Gibraltar pflanzt; 13) die Uebergabe von Malta.

Dieses wären also die Gegenstände, die man zur Illustration der Nationalgeschichte bestimmt hat und die allerdings dem künstlerischer Genius ein weites Feld eröffnen; über ihre Ausführung sagt die Kommission unter Anderem Nachstehendes: „Obgleich wir noch nicht darauf vorbereitet sind, ein allgemeines Gutachten in Hinsicht der technischen Methode abzugeben, die hierbei zu befolgen ist, so sind wir doch der Meinung, daß die Malereien der drei Korridore und der Erfrischungszimmer in Oel, die der St. Stephanshalle, der königlichen Galerie und des Ankleidezimmers der Königin in Fresko ausgeführt werden sollten. Die Abbildung der vier Schutzheiligen würden durch ihre Lage und Größe aufs vortheilhafteste zu Mosaikarbeiten passen — nach Art der vier Evangelisten in den Trägern der Kuppel von St. Peter — und somit Anlaß geben, einer in anderen Zeiten und Ländern so hoch geschätzten Kunst auch in England das Bürgerrecht zu ertheilen."

Frankreich.

Militair-Kolonieen der Oesterreicher und Russen.

(Schluß.)

Die russischen Kolonieen.

Die Militair-Kolonieen Rußlands liegen, von Norden nach Süden hin, unterhalb des Meridians von Petersburg in den Gouvernements Nowgorod, Witepsk, Mohilew, Charkow, Kiew, Podolien und Cherson und berühren demnach Polen, Oesterreich und die Türkei. Es ist notorisch, daß diese Punkte in reiflicher Erwägung der Gefahren gewählt worden sind, die Rußland von der Westseite Europa's drohen. Das Reich ist von ungeheurem Umfange, die im Osten ausgehobenen Rekruten langen nur langsam an der West- und Südgränze, wo es in der Regel gelten wird, an. Rußland konnte hier unvorbereitet überfallen werden; dieser Gefahr sollte vorgebeugt werden, in der Voraussicht einer solchen Eventualität suchte die Regierung die Mittel zu sammeln, mit welchen sie ihr begegnen könnte.

Bei diesen neuen Gründungen hat man den alten Kolonieen am Kaukasus ihre frühere Bestimmung — die Bewachung der Gränzen — und ihre spezielle Verwaltung gelassen. Sie bestehen aus kriegerischen Volksstämmen, für die ein bloßes militairisches Reglement genügt. Die eigentlichen Kolonieen erheischten eine andere Methode. Man hat sich bei ihnen zu einer Combination zweier durchaus verschiedener Elemente genöthigt gesehen, man hat eine Bevölkerung auf die andere gepfropft. Soldaten, die man den regelmäßigen Truppen entnahm, wurden in Bauernfamilien verpflanzt. Die Kronbauern, deren Schicksal ohne Zweifel das erträglichste ist, wurden ihrer Abgaben an den Staat entledigt und mußten statt dessen für alle Ewigkeit in ihren Dörfern eine gewisse Anzahl von Regimentern aufnehmen.

Die Prinzipien, auf welchen der Feudalbesitz beruht, sind in dem, was sie Wohlthätiges haben, geachtet worden. Jeder Kolonist ist Eigenthümer und zwar erblicher Eigenthümer. Der Grund und Boden ist in gleiche — jedoch wiederum theilbare — Theile getheilt, und Jedermann darf so viel Land bebauen, als er bebauen kann (la capacité d'exploiter est pour chacun la mesure de son droit). Hat ein Bauer nicht so viel Vieh und Geräthschaften, als zur Bewirthschaftung eines Gutes erforderlich, so vereint er sich mit einem oder mehreren anderen, und diese Leute, die sich so zur Bewirthschaftung eines ganzen Gutes zusammengethan, gelten einzeln für einen halben oder einen viertel Bauer. Sie tragen die öffentlichen Lasten gemeinschaftlich. Verfügt dagegen ein Bauer über mehr Mittel als zur Bewirthschaftung eines Gutes gehören, so kann er, ohne daß sich seine Verbindlichkeiten deshalb steigern, ein zweites in Anspruch nehmen. Ein solches Bauerngut hat in der Regel einen Flächenraum von 60 Dessiätinen bei den Infanterie- und von 90 bei den Kavallerie-Regimentern, wozu noch die Benutzung der Wiesen und Weiden, die der Gemeinde zugehören, gerechnet werden muß.

Man darf hier den Soldaten mit dem Kolonisten nicht verwechseln; sie sind zwei durchaus verschiedene Personen; der Soldat befindet sich im aktiven Dienst, und verwendet, was ihm von Zeit übrig bleibt, zur Arbeit auf dem Grundstück, wohin er gelegt worden ist; der Kolonist hingegen unterhält den Soldaten, der nur seinen Sold und seine Ausrüstung vom Schatze empfängt. Die Kolonisten haben keine Abgaben zu tragen, allein sie sind zu bedeutenden sonstigen Leistungen verpflichtet. So müssen sie z. B. bei der Bearbeitung der Ländereien, welche die Krone sich in jeder Kolonie vorbehalten, und die an Flächeninhalt dem ganzen kolonisirten Gebiet gleichkommen, Handdienste thun, eine Verpflichtung, die allein wöchentlich auf zwei Tage Arbeit geschätzt werden kann.

Man muß es anerkennen, daß die russische Regierung bei Gründung der Militair-Kolonieen zum großen Theile die Kosten der ersten Einrichtung hergeschossen, daß sie ihren Bauern die zur eigenen Subsistenz und dem Unterhalt des Soldaten nothwendigsten Gegenstände geliefert, und daß sie für einen regelmäßigen Bau der Dörfer u. s. w. gesorgt hat. Dennoch ist die Grundlage des ganzen Instituts, wie sie bis jetzt ist, fehlerhaft. Denn ist die Stellung des Kolonisten mit seiner Familie dem Soldaten gegenüber nicht eine sehr schwierige? Und wie muß dem Soldaten zu Muthe seyn, der, von den Seinigen getrennt, unter wildfremden Menschen hausen muß? Daß er, wenn er nicht im Dienste beschäftigt ist, bei der Feld-Arbeit handreichen muß, ist nur eine Veranlassung zu Streitigkeiten. Wenn er gar auswärts heiratet, so schleppt er einen neuen Gast, und zwar nicht den bequemsten, ins Haus, und in der Familie bildet sich eine neue Familie, von denen die eine die andere erdrückt, bis sich im Laufe der Zeit beide Bevölkerungen vermis[cht] haben und — wie in Oesterreich — jeder Unterschied zwischen Kolonisten u[nd] Soldaten verschwunden ist. Allein bis dahin müssen erst mehrere Generation[en] wegsterben.

Selbst angenommen jedoch, diese Vermischung sey vor sich gegangen, [so] verschwinden deshalb die Fehler der Institution deshalb noch nicht. Der dur[ch] die Gesetzgebung aufgelegte moralische Zwang bleibt, und die Freiheit ist Nul[l]. Der Kolonist, einer harten militairischen Jurisdiction und einer ins Klein[]lichste gehenden Beaufsichtigung unterworfen, hat fast keinen freien Will[en] mehr; er kann sich nicht einmal seinen Beruf nach seinem Geschmack wähle[n]. Niemand kann seinen Wohnort ändern, Niemand nicht einmal seinen Ueberfl[uß] ohne eine spezielle Autorisation verkaufen.

Diese Unbeweglichkeit in den Ländereien sowohl als in den Mensch[en] ist nicht das Einzige, was das Gedeihen der Kolonieen hindert. Nicht alle Regimenter haben gleich fruchtbare Länderstrecken erhalten, einigen sind Sümpf[e] zu Theil geworden, die sie erst haben austrocknen müssen und die noch imme[r] wenig ergiebig sind. Bei allen endlich sind die Productionsmittel eben so be[]schränkt, als der Austausch der Erzeugnisse des Mangels an Communicatione[n] wegen beschwerlich ist.

Gern hätte die Central-Gewalt eine so traurige Lage verbessert, und di[e] beiden Kaiser, die seit 1816 geherrscht, haben zu diesem Zweck alle mögliche[n] Opfer gebracht. Vielleicht sind die für die Kolonie bestimmten Fonds nic[ht] so verwendet worden, wie es geschehen sollte; es läßt sich das bei den bekannten Mängeln der russischen Militair-Verwaltung wohl annehmen. Indessen haben einige Kolonieen auf dem Wege des materiellen Fortschreiten[s] die anderen hinter sich zurückgelassen, es sind die im Gouvernement Nowgorod, in der Nähe von St. Petersburg liegenden, die sich der unausgesetzten Kontrole des Kaisers nicht entziehen können. Je weiter man jedoc[h] nach Süden kömmt, um so verschiedener wird mit jedem Schritte das Schauspiel, welches man erblickt.

So sind denn, im Ganzen genommen, die russischen Militair-Kolonieen weit entfernt von jenem Zustande, zu dem man sie erheben möchte, und da sie noch neu sind, so ist nichts erklärlicher. Allein man vergesse nicht, daß sie in ihrer Entwickelung begriffen sind. Schon jetzt, versichert man, können sie eine bewaffnete Truppenmasse von 200,000 Mann stellen, die mit Leichtigkeit auf der polnischen, österreichischen oder türkischen Gränze konzentrirt werden können. Nun denkt aber Rußland keinesweges, sich mit den bestehenden Kolonieen zu begnügen; man legt ihm den Plan unter, daß es die Colonisation zum System erheben und sein ganzes Heer mit sämmtlichen Kronbauern in Kolonieen, die sich vom baltischen Meer bis zum Kaukasus ausdehnen würden, vereinigen will. So gestellt, nimmt die Frage ein gefährliches Aussehen an, denn die russische Armee ist zahlreich, und die Bevölkerung auf den Krondomainen beläuft sich auf ungefähr 20 Millionen Seelen. Es würde das d[ie] beweglichen Kräfte des Reiches um das Hunderttausendfache vervielfältigen.

Es ist wahr, der russische Adel ist den Militair-Kolonieen und ihrer Erweiterung entgegen, und er hat dem Kaiser den Mißbrauch, den ein ehrgeiziger General von ihnen machen könnte, vorgestellt. Allein diese Klagen sin[d] ohne Erfolg geblieben. Seit Peter dem Großen hat der russische Adel seine Freiheiten vergessen, und er weiß nur zu gehorchen. Ja, wenn er auf die Traditionen der Vorzeit zurückkommen wollte, so würde die Krone eben in den Bauern eine furchtbare Stütze finden.

Wenn jedoch in den Privilegien des Adels Bresche gelegt ist, so ist doch auch die Autorität des absoluten Regiments in den Militair-Kolonieen keinesweges unangefochten geblieben. Mehr als einmal schon sind unzufriedene Stimmungen zum Ausbruch gekommen. Im Jahre 1831 mußte der Kaiser selbst unter den Meuterern erscheinen, um die Ordnung wieder herzustellen. Wenn diese Manifestationen keinen politischen Charakter halten, so zeigte sich doch in ihnen eine Kühnheit, die nicht außer Acht gelassen werden darf. Mit neuen Ideen werden sich auch neue Bedürfnisse einstellen, und diese werden, gestützt auf Tausende von Bajonetten, nicht verlegen darum seyn, wie sie das, was sie begehren, auszusprechen haben. Darin liegt die augenscheinliche Gefahr. Wie die Sachen indeß liegen, so scheint dieses keinesweges eine unübersteigliche Gefahr zu seyn, und jedenfalls werden Jahre vergehen, ehe sie eintritt. Wenn auch ein Bauernkrieg in Rußland entstände, es würde dem Absolutismus nichts schaden; Rußland ist für politische Freiheit noch nicht reif. Ja, wenn der Absolutismus sich auf seinen Vortheil versteht, so wird er den Bauern der Kolonieen Zugeständnisse machen, die vielleicht in dem Augenblick, in dem man sie am drohendsten wähnt, der Gefahr vorbeugen.

Wie immer ihre fernere Entwickelung seyn möge, gewiß ist es, daß die Militair-Kolonieen Oesterreichs und Rußlands in der ferneren Geschichte dieser Staaten eine Rolle spielen werden. Numerisch betragen sie ungefähr das Drittel ihrer militairischen Kräfte, und sie befinden sich ganz in der Lage, eine große moralische Kraft zu gewinnen, von der Gebrauch zu machen, sie nicht unterlassen werden. Indessen haben beide Reiche von ihnen weder dieselben Vortheile noch dieselben Nachtheile zu erwarten; denn während Oesterreich von der Zukunft zu fürchten hat, darf Rußland von ihr hoffen. Oesterreich, während in seinem Innern eine Decentralisation seiner verschiedenen Volksstämme vor sich geht, wird zugleich von Rußland bedroht; das Höchste, was es vermag, ist, sich so, wie es ist, zu behaupten. Eine Auflösung des ottomanischen Reiches könnte ihm vielleicht Bosnien bringen, allein dazu bedürfte es der Zustimmung Rußlands. Würde dies aber die Frage der slawischen Nationalitäten beseitigen, und würde Rußland geneigt seyn, eine solche Frage einschlafen zu lassen? Welche Partei jedoch würden bei einem Zusammenstoß beider Staaten die Militair-Kolonieen ergreifen?

Was die russischen Kolonieen angeht, so werden sie, ehe sie der Autokratie gefährlich werden, ihr gelehriges und wirksames Werkzeug in jedem auswärtigen Kriege seyn. Frankreichs Stellung, Algerien gegenüber, ist also, wie man aus dem diesem entnehmen kann, eine ganz andere, als diejenige, in der Oesterreich und Rußland kolonisirt haben. Die einzige Aehnlichkeit, die besteht, liegt in der Vertheidigung der Gränzen, wie sie Oesterreich gegen die Türken und Rußland auf der Linie des Kaukasus beabsichtigte, allein diese Aehnlichkeit will doch bei näherem Zusehen wenig bedeuten. Frankreich hat über keine kriegerische Stämme zu verfügen, es hat nicht, wie Rußland, Millionen von Leibeigenen und ein gleichfalls aus Leibeigenen bestehendes Heer. Algerien muß in administrativer und socialer Hinsicht konstituirt werden; wenn dann die Armee ihre Aufgabe gelöst hat, und wenn die Kolonisten sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, so wird es vielleicht Zeit seyn, an die Organisation einer Miliz zu denken, der für gewisse Dienste gewisse Vortheile eingeräumt werden, allein diese Miliz wird von den Militair-Kolonisten Oesterreichs und Rußlands so sehr unterschieden seyn, als die Verfassung Frankreichs von der jener Länder.

Italien.

A. L. Mazzini's Buch über Italien.*)

Bei dem lebendigen Aufschwunge, den Italien in der letzten Zeit genommen hat und der die Aufmerksamkeit Europa's um so mehr in Anspruch nimmt, je länger man an seine Wahrheit gezweifelt, ist die Menge der über die Richtung und den Umfang der Entwickelung dieses Landes handelnden, theils in Italien selbst, theils im Auslande erscheinenden Schriften nicht auffallend. Erst kürzlich ist in diesen Blättern (Nr. 110.) des vom Marchese d'Azeglio verfaßten Programmes der italiänischen National-Ansichten Erwähnung geschehen, so wie hier auch schon öfters sich die Gelegenheit dargeboten hat, über die gegenwärtigen Zustände Italiens, besonders über die Stellung des Papstes im Verhältniß einerseits zur progressiven, andererseits zur retrograden Partei Betrachtungen anzustellen.**) Indessen haben wir bei allen diesen Gelegenheiten nicht unterlassen, darauf hinzudeuten, daß man im Urtheil über die möglichen Konsequenzen, die sich aus der gegenwärtigen inneren Selbstgestaltungslust Italiens auf seine Weiterbildung selbst für die nächste Zukunft ergeben könnten, sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse, weil bei einer solchen Entwickelung viele ganz unberechenbare Elemente mitwirken und den Lauf derselben modifiziren können, deren Nichtberücksichtigung dem vorschnellen Urtheiler einen argen Strich durch die Rechnung machen dürften. Ja, vielleicht ist in dieser Rücksicht Niemand mehr für eine Täuschung empfänglich als gerade die Italiäner selbst. Das Festhalten an einer vorzugsweise in die Augen springenden Seite einer Idee liegt zwar mehr oder minder im Charakter der Südländer überhaupt, deren lebhaftes Temperament und leicht erregbare Phantasie nicht die Kraft der Selbstüberwindung besitzt, das augenblickliche Interesse der ruhigen parteilosen Berücksichtigung aller Nebenmomente zum Opfer zu bringen. Bei den Italiänern in specie hat es aber noch einen anderen Grund.

Herr A. L. Mazzini, der, wie wir hier gleich voranschicken wollen, nicht mit Giuseppe Mazzini, dem bekannten, jetzt in London lebenden Haupte der Carbonari und dem Stifter der Giovine Italia, zu verwechseln ist, spricht sich darüber in seinem Buche: „Ueber Italien in seiner Beziehung zur Freiheit und modernen Civilisation“ folgendermaßen aus: „Je mehr wir die Anmaßung haben, uns zu Herren unserer Zeit aufzuwerfen, desto mehr zeigen wir uns als Sklaven derselben. Denn ein Mensch oder mehrere können sich täuschen; aber die allgemeine Idee einer Zeit, die Gesammtrichtung eines Jahrhunderts, einer Periode kann nicht irren, denn sie ist stets der getreue lebendige Ausdruck einer bestimmten großen und für die Entwickelung der ganzen Menschheit nothwendigen Wahrheit. Aber diese Tendenz, mit Verkennung des lebendigen Gedankens, in dem das Bewegungsprinzip einer Zeit beruht, entweder gegen diese Idee anzukämpfen oder sie zu einer unnatürlich-forcirten Kraftäußerung zu treiben, findet sich nirgends häufiger und in mehr excentrischer Form ausgeprägt, als in Italien.“ In der That stehen sich die allgemeinen politischen Extreme der modernen Zeit nirgends schroffer gegenüber als hier; und eine Vermittelung derselben ist deswegen so schwer und daher auch für die nächste Zukunft noch so wenig zu hoffen, weil die Form, in der sie auftreten, eigentlich dieselbe ist; nämlich eine Art von harter Einseitigkeit, die nahe an Fanatismus streift.

Es ist inzwischen nicht zu verkennen, daß, wenn eine solche Versöhnung im Großen und Ganzen noch lange nicht zu erwarten stehen dürfte, doch der höher gebildete Theil der Italiäner über das Wesen dieser Gegensätzlichkeit, so wie über die Bedingungen, sie zu heben, keinesweges im Unklaren ist. Einen Beweis liefert das vorliegende Werk über Italien, das der Form nach philosophischer Natur ist, wenn wir diesen Ausdruck im französischen Sinne nehmen, d. h. es ist ein auf mehr oder minder tiefe und allgemein gültige Prinzipien gegründetes Raisonnement über die gegenwärtige soziale und politische Stellung Italiens, wie sie sich aus den Kämpfen der letzten Jahrhunderte entwickelt hat. In der Vorrede läßt sich der Verfasser über seinen Standpunkt aus und sagt unter Anderem, daß er „sich in diesem Werke in durchaus keinem Verhältnisse zu seinem Vaterlande, weder als Parteimann noch als Reformator, betrachte, sondern nur den allgemeinen Zweck verfolge, mit Hülfe der absoluten Grundsätze des Gedankens, der Logik, der Wissenschaft die Lösung eines Problems zu versuchen, das er durch das bloße Studium der geschichtlichen Thatsachen zu ergründen vergeblich sich bemüht habe.“ Noch mehr wird der Standpunkt des Verfassers durch den Schluß der Vorrede charakterisirt: „Die Freiheit und die Civilisation unseres Jahrhunderts, die Bedürfnisse und Interessen der Gegenwart und im Besonderen das Prinzip der Wiedergeburt des italiänischen Geistes und Lebens können nicht mehr in einer bloßen Kunst- oder Religionsidee eingeschlossen, noch in der Gewalt einer Autorität oder einer anderen nur traditionellen Macht bleiben: nein, die Zukunft Italiens und Europa's gehört von jetzt an dem freien Gedanken, der absoluten Wissenschaft an, die allein bestimmt und im Stande ist, die Wahrheit auf der Erde lebendig, wirksam, sozial und allgemein zu machen und dadurch die Völker zur **Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung** zu führen.“

Vielleicht wird der Leser auf denselben Gedanken geführt, den wir bei Lesung dieser Stelle hatten, nämlich, daß der Name **Mazzini** nur ein angenommener und der Verfasser ein Franzose aus der Louis Blancschen Schule sey; eine Vermuthung, in der wir durch mancherlei andere Umstände noch bestärkt worden sind.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste in fünf Kapiteln sich im Allgemeinen theils über die Constitutionen, Prinzipien und Elemente der modernen Civilisation verbreitet, theils die Beziehungen zwischen den politischen Revolutionen mit den intellektuellen und sittlichen Umgestaltungen der Völker überhaupt und Italiens im Besonderen betrachtet, theils die Verhältnisse zwischen den rationalen und kirchlichen Elementen der Entwickelung Italiens untersucht. In letzterer Rücksicht geht der Verfasser zum Mittelalter und zur Reformation zurück, indem er am Schlusse dieses Theils die „wahren Ursachen des Verfalls“ einerseits des Papstthums, andererseits der italiänischen Nationalität zu entwickeln sucht. Der zweite Theil, dessen erste vier Kapitel noch im ersten Bande sich befinden, geht dann, nach einer im ersten Kapitel gegebenen allgemeinen Betrachtung über Italien und Europa im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, auf den Charakter des italiänischen Liberalismus genauer ein, indem die verschiedenen Parteien desselben, die historische oder reformistische Partei, die constitutionelle und die demokratische Partei von einander geschieden und geschildert werden und endlich — am Schlusse des ersten Bandes — die Stellung Oesterreichs zu Italien charakterisirt wird.

Der zweite und wichtigere Band, welcher auch die drei letzten Kapitel des ersten Theils umfaßt, beschäftigt sich speziell mit der Gegenwart Italiens, d. h. mit den neusten durch den Liberalismus des Papstes und des Königs von Sardinien hervorgerufenen Bewegungen. Wir können es uns nicht versagen, eine Bemerkung des Verfassers über die Bedeutung des Papstes für die Gegenwart und Zukunft Italiens mitzutheilen, die er gegen das Ende des fünften Kapitels macht: „Ich betrachte“, sagt er, „den neuen Pontifex als einen der bedeutendsten Männer der Gegenwart. Pius IX. besitzt einen festen und hohen Geist, eine bewundernswürdige Milde, vereint mit großer Schärfe des Verstandes; vor Allem aber zeichnet er sich durch die Klarheit seines politischen Bewußtseyns in Rücksicht auf die Bedingungen und Schwierigkeiten des Fortschritts aus. Er steht als Mann der Vergangenheit, als Priester und Papst eben so hoch, denn als Mann der Gegenwart, als Patriot, als Vorkämpfer des freien Italiens und einstiger Unabhängigkeit des christlichen Europa's. Dennoch und trotz der unbestrittenen Größe seines Charakters und Geistes ist er meiner Ueberzeugung nach für Italien eine Autorität, eine Macht, die nur als Uebergangsform Bedeutung und Wirksamkeit haben kann.“ — Das ist in der That aus dem Munde eines Italiäners ein merkwürdiges, inhaltschweres Wort!

Das letzte Kapitel enthält eine Zusammenfassung der in den früheren einzeln entwickelten Elemente der Freiheit und modernen Civilisation Europa's, welche nach des Verfassers Ansicht einen Schluß auf die nahe Auflösung der gegenwärtigen politischen Gestalt dieses Erdtheils machen läßt. Endlich folgen zum Schluß noch einige Reflexionen über die Zukunft Italiens.

Mannigfaltiges.

— **Alex. von Humboldt über den zweiten Theil des Kosmos.** Der Ueberblick, den der Verfasser des Kosmos in einem durch die „Allgemeine Zeitung“, veröffentlichten Anzeiger von dem zweiten (nächstens erscheinenden) Bande seines weltumfassenden Werkes giebt, gewährt ein so anziehendes Resumé und führt uns auf so leichte und angenehme Weise in die Werkstätte seiner Wissenschaft ein, daß ein Abdruck dieser Anzeige wohl nicht blos auf die politischen Zeitungen beschränkt seyn sollte. Wir rechnen auf den Dank unserer Leser, indem wir auch in unserem Blatte diese gewiß von Jedem gern aufbewahrten Worte wiedergeben:

„Das verspätete Erscheinen des zweiten Theils des **Kosmos**, dessen Druck jetzt beendet ist, darf nicht der Verlagshandlung, welche jedes Mittel der Beschleunigung freundlichst dargeboten hat, sondern allein der individuellen Lage des Verfassers und seinem regen Wunsche zugeschrieben werden, einem inhaltschweren Unternehmen den Rest aller seiner Kräfte zu widmen. In dem ersten Bande des Werkes sind die Hauptresultate der Beobachtung, wie sie der reinen Objektivität wissenschaftlicher Naturbeschreibung angehören, eng an einander gereihet, in der Form eines Naturgemäldes aufgestellt worden. Es umfaßt dasselbe das Weltganze, von den fernsten Nebelflecken bis zu den kleinsten Organismen der irdischen Schöpfung. Der zweite Band des Kosmos betrachtet den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und durch die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Wir treten aus dem Kreis der Objekte in den Kreis der Empfindungen. Es eröffnet sich uns eine innere Welt. Wir durchforschen sie, nicht um in diesem Buche von der

*) De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne, par M. André-Louis Mazzini. Tom. I—II. Leipzig, Brockhaus et Avenarius, 1847.

**) Vergl. Nr. 78 und 98 von d. J., und im Jahrgang 1846, Nr. 147.

Natur zu ergründen — wie es von der Philosophie der Kunst gefordert wird — was in der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen dem Wesen der Gemüthskräfte und den mannigfaltigen Richtungen geistiger Thätigkeit zukommt, sondern um die Quellen lebendiger Anschauung, als Mittel jener Erhöhung eines reinen Naturgefühls, zu schildern; um den Ursachen nachzuspüren, welche besonders in der neueren Zeit durch Belebung der Einbildungskraft so mächtig auf die Liebe zum Naturstudium und auf den Hang zu fernen Reisen gewirkt haben. Die Anregungsmittel selbst sind von dreierlei Art: ästhetische Behandlung von Naturscenen in belebten Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt, ein sehr moderner Zweig der Litteratur; Landschaftsmalerei, besonders, insofern sie angefangen hat, die Physiognomie der Gewächse aufzufassen; mehr verbreitete Kultur der Tropengewächse und kontrastirende Zusammenstellung exotischer Formen. Jedes der hier bezeichneten Anregungsmittel hätte, schon seiner historischen Beziehungen wegen, der Gegenstand vielumfassender Erörterung werden können; aber nach dem Geiste und dem Zweck meiner Schrift schien es geeigneter, nur die leitenden Ideen zu entwickeln, daran zu erinnern, wie die Naturwelt, in verschiedenen Zeitepochen und bei verschiedenen Volksstämmen, so ganz anders auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat, wie in einem Zustande allgemeiner Kultur das ernste Wissen und die zarteren Anregungen der Phantasie sich gegenseitig zu durchdringen streben. Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Innern des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelland physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, bald den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet. Auf die hier bezeichneten Anregungsmittel zum wissenschaftlichen Naturstudium lasse ich die Geschichte der physischen Weltanschauung folgen. Es ist dieselbe, wie ich sie auffasse, die Geschichte der Erkenntniß eines Naturganzen, gleichsam die Geschichte des Gedankens von der Einheit der Erscheinungen und von dem Zusammenhange der Kräfte im Weltall. Sie darf in ihrer Behandlungsweise nicht verwechselt werden mit der Geschichte der speciellen Naturwissenschaften, wie sie mehrere unserer vorzüglichsten Lehrbücher der Physik, oder der Morphologie der Pflanzen und Thiere liefern. Die Geschichte der physischen Weltanschauung unterscheidet: das selbständige Streben der Vernunft nach Erkenntniß von Naturgesetzen, d. h. die denkende Betrachtung der Naturerscheinungen selbst; die Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweitert haben; die Erfindung neuer Mittel sinnlicher Wahrnehmung, gleichsam die Erfindung neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen, wie mit den fernsten Welträumen, in näheren Verkehr bringen. Dieser dreifache Gesichtspunkt hat mich geleitet, um die Hauptepochen (Hauptmomente) zu bestimmen, welche die Geschichte der Lehre vom Kosmos zu durchlaufen hat. Die geschichtliche Erkenntniß der allmäligen Erweiterung des Naturwissens in beiden Sphären, der Erd- und Himmelskunde, ist an bestimmte Perioden, an gewisse räumlich und intellektuell wirkende Ereignisse gebunden, die jenen Perioden Eigenthümlichkeit und Färbung verleihen. Solche Ereignisse waren die Unternehmungen, welche in den Pontus führten und jenseits des Phasis ein anderes Seeufer ahnen ließen; die Expeditionen nach tropischen Gold- und Weihrauchländern; die Durchschiffung der westlichen Meerenge und Eröffnung der großen maritimen Völkerstraße, auf der in langen Zeitabständen Cerne und die Hesperiden, die nördlichen Zinn- und Bernsteininseln, die vulkanischen Azoren und der neue Kontinent des Columbus, südlich von den alten skandinavischen Ansiedelungen, entdeckt wurden. Auf die Bewegungen, welche aus dem Becken des Mittelmeeres und dem nördlichen Ende des nahen arabischen Meerbusens ausgingen, auf die Pontus- und Ophirfahrten folgen in meiner historischen Schilderung die Heerzüge des Macedoniers und sein Versuch, den Westen mit dem Osten zu verschmelzen; die Wirkungen des indischen Seehandels und der alexandrinischen Institute unter den Lagiden; die Weltherrschaft der Römer unter den Cäsaren; der folgenreiche Hang der Araber zum Verkehr mit der Natur und ihren Kräften, zu astronomischem, mathematischem und praktisch-chemischem Wissen. Mit der Besitznahme einer ganzen Erdhälfte, welche verhüllt lag, mit den größten Entdeckungen im Raume, welche je die Menschen gemacht, ist für mich die Reihe der Ereignisse und Begebenheiten geschlossen, die plötzlich den Horizont der Ideen erweitert, zum Erforschen von physischen Gesetzen angeregt, das Streben nach dem endlichen Erfassen des Weltganzen belebt haben. Die Intelligenz bringt fortan Großes ohne Anregung durch Begebenheiten, als Wirkung eigener inneren Kraft, gleichzeitig nach allen Richtungen hervor. Ich habe in den vorliegenden Betrachtungen in allgemeinen Umrissen den Inhalt des neuen Bandes meines Werkes anzudeuten gesucht. Obschon der erste und zweite Band des Kosmos gewissermaßen ein geschlossenes Ganze bilden, so hoffe ich doch, daß am spätesten Abend meines Lebens es mir vergönnt seyn wird, einen dritten und letzten Band hinzuzufügen, welcher die „Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in den speciellen Theilen der physischen Weltbeschreibung" enthalten soll. Derselbe wird das allgemeine Naturgemälde erläutern und, um den Gebrauch des ganzen Werkes bequemer zu machen, eine Inhaltsübersicht ähnlicher Art enthalten, wie ich sie jetzt schon für den ersten und zweiten Band liefere. Möge, wie bisher, Wohlwollen und, was dem Wohlwollen erst seinen Werth giebt, möge die Ehre strenger Prüfung der Lohn meiner Arbeitsamkeit seyn! Der höchste Genuß, welchen in einer mehr als funfzigjährigen schriftstellerischen Laufbahn das fortgesetzte Streben nach freier Oeffentlichkeit gewähren kann, bleibt an die Hoffnung geknüpft, in Ideen und Gefühlen se[...] Zeit nie fremd zu werden. Berlin, den 22. September 1847.

Alexander v. Humboldt."

— **Kirchliches Musikfest in England.** Bei dem Musikfeste [...] Gloucester, das in den drei Tagen vom 21. bis zum 23. Sept. d. J., [...] zwar zum Besten der Witwen und Waisen von Geistlichen in den Diöc[...] Gloucester, Worcester und Hereford, stattfand, waren die drei Kirchench[...] dieser Diöcesen vereinigt, und zwar unter dem Patronate der drei Bisch[...] die sich sämmtlich dazu eingefunden hatten. Herr Arnolt, Organist an [...] Kathedrale von Gloucester, leitete das Ganze, und die Damen Alboni, Cor[...] dori-Allan, Dolby, Williams und Weiß, so wie die Herren Staudigl, Lo[...] Williams und Weiß, sangen die Soli. Signora Alboni hat eine wahre Trium[...] reise durch ganz England gemacht, wo sie nicht minder große S[...] einärndtete als Dlle. Lind, welche Letztere in allen ansehnlicheren [...] des Landes gesungen und noch in dieser Woche Konzerte in den Theat[...] von Bath und Bristol giebt, um von da über Berlin nach Stockholm zur[...] zukehren, von wo man sie in der nächsten Saison wieder in England erwa[...] tet. Am ersten Tage des geistlichen Musikfestes in Gloucester wurde in [...] Kathedrale nach der Ouverture zu Händel's „Esther" dessen „Dettinge[...] Tedeum" aufgeführt, das in seiner feierlichen Großartigkeit und Erhabenhe[...] wieder einen außerordentlichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Einig[...] kleinere Kirchen-Compositionen neuerer englischer Tonsetzer, die sich dem Hä[...] delschen Werke anschlossen, gingen dagegen ganz wirkungslos vorüber. Abend[...] wurde im Konzertsaale der Grafschafts-Halle Mendelssohn's „Walpurgi[...] Nacht" aufgeführt, woran sich Musikstücke aus verschiedenen Opern reihte[...] unter anderen auch aus „Guttenberg" von Fuchs, einem jungen deutsch[...] Komponisten, den Staudigl in England einführen will. Am zweiten Ta[...] folgte in der Kathedrale Mendelssohn's „Elijah", der vor einiger Zeit au[...] in Birmingham aufgeführt wurde und von dem die Engländer meinen, da[...] er bei ihren Musikfesten die Beliebtheit des Händelschen „Messias" erlang[...] werde. In dem zweiten Abendkonzerte sang Signora Alboni zum erstenmal und ward mit einem wahren Beifallssturme begrüßt. Ihren bekannten Bra[...] vourgesang des Trinkliedes aus „Lucrezia Borgia" mußte sie natürlich wiederholen. Einzelne Stücke aus Mendelssohn's Compositionen zum „Sommernachtstraum", so wie mehrere Lieder des in England lebenden deutschen Kom[...] ponisten Benedikt, wurden an diesem Abend unter vielem Anderen ebenfall[...] vorgetragen. Am dritten Tage endlich, an welchem indessen die Theilnahm[...] des Publikums etwas nachgelassen hatte, wurden in der Kathedrale einzeln[...] Stücke aus Haydn's „Jahreszeiten" und „Schöpfung", aus Händel's „Ju[...] das Maccabäus" und „Israel in Aegypten", aus Mozarts „Requiem", a[...] Beethoven's „Oelberg", aus Schneider's „Weltgericht" und aus Mendel[...] sohn's „Paulus" nebst Chören von Pergolese und Guglielmi ausgefüh[...] worauf am Abend wieder ein Konzert in der Grafschafts-Halle folgte. Man wird nach dieser summarischen Uebersicht zugeben, daß eine wahr[...] englische Zuhörer-Geduld dazu gehört, um an drei Vormittagen und Aben[...] hinter einander so vielerlei geistliche und weltliche Musik zu hören. Die E[...] nahmen zum Besten der Witwen und Waisen sind indessen, wie die der Kün[...] ler an den Konzertabenden, sehr bedeutend gewesen.

— **Ausgrabungen in Khorsabad.** Wir haben bereits mehreremal der seit kurzem im British Museum in London befindlichen Assyrischen Alterthümer gedacht. Ein neuerer Artikel im Athenaeum (vom 11. Sept.) mach[...] bemerklich, daß zu den von Herrn Layard in Nimroud ausgegrabenen Skulp[...] turwerken noch eine Anzahl anderer gekommen sey, die bei Khorsabad gefunden worden, wo bekanntlich Herr Botta die Arbeiten für die französische Regierung geleitet, in dessen Nähe jedoch ein seit längerer Zeit in Bagdad etablirter englischer Kaufmann, Herr Hector, für eigene Rechnung Nachgrabungen habe machen lassen, deren Ausbeute das Britische Museum für die verhältnißmäßig geringe Summe von 400 Pfd. angekauft habe. Diese neue Sendung aus dem alten Ninive soll nun, was den künstlerischen Werth be[...] trifft, höher stehen, als die früher erwähnte, zu den Ausgrabungen [...] Nimroud gehörige, jedoch an historischem Interesse hinter dieser zurückbleibe[...] die aus größeren und kleineren Friesen bestand, während die neue Sendung a[...] einzelnen Figuren besteht, die aber wahrscheinlich ebenfalls ein zusammengehöriges Ganzes oder mehrere Gruppen gebildet haben. Unter Anderen befinden sich dabei drei 8 Fuß 11 Zoll hohe Figuren, die einen König und sein[...] Satrapen vorzustellen scheinen; ferner mehrere kleinere Figuren, die man für Priester hält, Fragmente von einem Roßgespann und einzelnen kolossalen Rossen [...] Auch einige keilförmige Inschriften befinden sich unter den Bruchstücken. Di[...] Figuren unterscheiden sich sowohl durch ihren Haarschmuck und Bart, als durch ihre Kopfbedeckung und ganze Tracht, sehr wesentlich von denen, die sich a[...] den Basreliefs von Nimroud befinden.

— **Ausgrabungen in Karthago.** In Tunis, nicht weit von dem inneren Hafen des alten Karthago, ist kürzlich, wie das Journal des Déba[...] berichtet, eine überaus interessante Antike aufgefunden worden: eine Marmor[...] büste der Juno von kolossaler Größe, wie etwas Aehnliches kaum noch irgendw[...] aus dem Alterthume vorhanden seyn soll. Der Marmor ist vollkommen g[...] erhalten und die Arbeit, trotz ihrer außerordentlichen Dimensionen, ungem[...] kunstvoll. Der Bey von Tunis hat diese Kunstreliquie dem französischen Konsul, Herrn Delaporte, überlassen und ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt, an dem Orte, wo diese Büste aufgefunden worden, noch fernere Ausgrabungen zu machen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Dienstag den 12. Oktober 1847.

Spanien.

Die erste spanische Heirat des Hauses Orleans.

Das britische Athenaeum enthält einen längeren Artikel, in welchem es, aus Anlaß zweier kürzlich in Frankreich erschienenen Schriften, die eine von Madame **Sophie Gay** zur Geschichte der Königin Marie Louise von Spanien, und die andere von Frau v. **Aulnay**, „Denkwürdigkeiten über den spanischen Hof" betitelt, das unglückliche Leben und den frühzeitigen Tod der ersten mit einem spanischen Infanten vermählten Prinzessin aus dem Hause Orleans bespricht. Es war dies Marie Louise, Gemahlin des Königs Karl II. von Spanien, deren Geschichte eben das Buch der Madame Gay behandelt, welches von dem englischen Referenten jedoch als ein bloßer historischer Roman bezeichnet wird, wogegen er selbst aus anderen, direkteren Quellen eine summarische Uebersicht des Gegenstandes giebt.

Philipp von Frankreich, der Gründer des jetzigen Hauses Orleans, war der zweite Sohn Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich. Allgemein kennt man die romantische Geschichte, daß sich der König, nachdem er durch die Ränke Mazarin's lange von seiner Gemahlin getrennt gewesen, durch eine reuige Gelübde, welche er in ihrem Kloster besucht hatte, zu einer Aussöhnung mit seiner Gemahlin, Anna von Oesterreich, bereden ließ. Die Früchte dieser Aussöhnung waren zwei Prinzen, von welchen der ältere, unter dem Namen Ludwig XIV., der Schrecken Europa's wurde, während der jüngere, Philipp, Herzog v. Orleans, verdientermaßen dessen Verachtung ärndtete. Die Kindheit der Prinzen, welche frühzeitig ihres Vaters beraubt wurden, fiel in die stürmischen und finnlosen Kriege der Fronde, und da man in jenen Kriegen mehr Gebrauch von Schmähschriften und Pasquillen, als von ehrlichen Waffen, machte, so ist es nicht zu verwundern, daß die auffallende Unähnlichkeit der Knaben das Thema skandalöser Anfeindungen Anna's von Oesterreich wurde. In einer späteren Periode, als der Widerruf des Edikts von Nantes einige der fähigsten und kräftigsten Männer Frankreichs ins Exil verwies, lebten diese Skandale wieder auf, und manches in Leyden oder im Haag — damals Hauptwerkstätten der Preßfreiheit in Europa — veröffentlichte Spottlied nannte Ludwig XIV. den Sohn des Kardinals Mazarin und erklärte die interessante Scene mit dem bekehrten Fräulein für einen listigen Kunstgriff des verschmitzten Italiäners, um die Folgen seiner eigenen Schuld zu verbergen. Spätere Schriftsteller nahmen keinen Anstoß, zu behaupten, daß sich auf diesen Verdacht die lang genährten, wenngleich versteckten Eifersuchtsgründe stützten, welche die Zweige des Hauses Bourbon spalteten. Ja, es fehlt nicht an Solchen, die es für einen späten Triumph der Legitimität erklären, daß Ludwig Philipp auf den Thron Karl's X. gelangte.

Es war die wohl überlegte Politik Mazarin's und Anna's von Oesterreich, den jüngeren Bruder dem älteren aufzuopfern. „Es ist reiflich zu erwägen", sagte der Kardinal zum Lehrer der Prinzen, „ob man aus des Königs Bruder einen tüchtigen Mann machen soll. — Denn, wenn er klüger als der König wird, so dürfte er ihm niemals den für die Ruhe des Staates nöthigen Gehorsam erweisen." Die Königin unterstützte diese Politik, indem sie Philipp absichtlich in weibischen Manieren erzog. Sie ließ ihn oft als Mädchen ankleiden und in diesem Anzuge ihren Hofdamen vorstellen; auch hielt sie ihn von jenen männlichen Uebungen zurück, welche eben so sehr einen kräftigen Charakter erzeugen, als die körperliche Ausbildung fördern. So begannen die Leiden Marie Louisens schon vor ihrer Geburt; sie fingen mit der Kindheit ihres Vaters an.

Im Jahre 1661 heiratete Philipp, welcher eben majorenn geworden war, Henriette von England, Tochter Karl's I. und mütterlicherseits Enkelin Heinrich's IV. von Frankreich. Henriette hatte ihre Kindheit und Jugend in der Verbannung zugebracht. Ihre Mutter, die Tochter eines ermordeten und die Witwe eines hingerichteten Königs, war oft in solcher Geldverlegenheit, daß sie sich genöthigt sah, bei kaltem Wetter im Bett zu bleiben, weil ihr die Mittel fehlten, sich Holz zu kaufen. Aber mitten unter diesen Entbehrungen wuchs sie zu einer der schönsten Frauen ihrer Zeit heran, und als sie nach der Restauration ihres Bruders Karl's II. bei Hofe erschien, galt sie allgemein in jener glänzenden Versammlung, welche den Souverain umgab, für die bezauberndste durch Schönheit und Benehmen. Ludwig XIV., welcher sie, so lange sie Kind war, mit großer Roheit behandelt hatte, legte später, als sie seine Schwägerin wurde, eine außerordentliche Empfänglichkeit für ihre Reize an den Tag. Die Königin von Frankreich, Maria Theresia (von Spanien), und der Herzog von Orleans ließen ihre Eifersucht darüber deutlicher merken, als die Klugheit gebot, und nur mit Mühe überredete Anna von Oesterreich Beide, daß ihr Argwohn ungegründet sey.

Die Ehe Philipp's und Henriettens war unglücklich. Philipp's absichtlich schlecht geleitete Erziehung hatte bewirkt, daß er unwürdigen Günstlingen sein Vertrauen schenkte: Henriette, obwohl tugendhaft, neigte zur Koketterie und suchte auf die Berathungen des Königs Einfluß zu gewinnen. Sie war Mutter zweier Töchter. Marie Louise, die ältere, war ihr Liebling und versprach als Kind, so reizend wie ihre Mutter zu werden. Henriette war eifersüchtig auf den Ritter Lorraine, einen nichtswürdigen Günstling ihres Gemahls, und wirkte vom König einen Verbannungsbefehl gegen ihn aus. Philipp äußerte beim Empfang dieser Nachricht jene ganze Raserei eines leidenschaftlichen Liebhabers, der seine Geliebte verloren. In eine Fluth von Thränen ausbrechend, eilte er zum König und flehte ihn auf seinen Knieen an, seinen unwürdigen Genossen zurückzurufen. Wüthend über die kurze Verweigerung, zog er sich auf seinen Landsitz zurück, kehrte indeß, da er nicht Geisteskraft genug besaß, die Einsamkeit zu ertragen, an den Hof zurück, wo er eine Reihe unheimlicher Intriguen anfing, um die Zurückberufung des Ritters Lorraine zu bewirken.

Henriette, die so eben eine zweite Tochter geboren hatte, widerstrebte den Wünschen ihres Gemahls, und der Einfluß, welchen sie durch einen wichtigen, dem Könige geleisteten Dienst auf diesen erhielt, brachte die Freunde des verbannten Günstlings zur Verzweiflung. Ludwig XIV. war nämlich darauf bedacht, sich die englische Allianz im bevorstehenden Kriege mit Holland zu sichern, und die Herzogin von Orleans übernahm es gern, nach England zu reisen und ihren Bruder zur Theilnahme an jenem unpolitischen Kriege zu bereden. Als ihren vorzüglichsten diplomatischen Beistand nahm sie das schöne Fräulein von Ceroualle mit, welche Ludwig XIV. als seine „allmächtige Verführerin" schildert.

Karl II. gab dem vereinigten Einflusse seiner Schwester, eines Geschenks von Frankreich und einer neuen Geliebten bald nach.

Fräulein von Ceroualle blieb in England, wo sie zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde, während Ludwig XIV. den glücklichen Erfolg, womit sie Karl II. bestimmte, die Interessen des von ihm regierten Landes dem französischen Ehrgeiz aufzuopfern, mit der Herrschaft Aubigny belohnte.

Während ihres Aufenthalts in England soll Henriette den Herzog von Buckingham zu sehr begünstigt haben, dessen excentrische Aeußerungen von Liebespein keinen geringen Skandal am Hofe von Frankreich hervorgerufen und den Stoff für Pasquille und Karikaturen lieferten. Man erzählt auch, sie habe gegen die Galanterieen ihres Neffen, des jungen Herzogs von Monmouth, eine unstatthafte Nachsicht bewiesen. Indeß erregten diese Skandale wenig Aufmerksamkeit. Zwar sind mehr als hinreichende Beweise von Henriettens Leichtsinn und Koketterie vorhanden, aber eben so besitzen wir auch sehr annehmbare Zeugnisse dafür, daß sie von tieferer Schuld frei war. Charlotte Elisabeth von der Pfalz, die zweite Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, hat eben so großmüthig als vollständig den Charakter Henriettens gerechtfertigt.

Nach ihrer Rückkehr von England wohnte Henriette vorzugsweise in St. Cloud, wo sie ihre Tochter Marie Louise mehr zu ihrer Gesellschafterin zu machen anfing, als es in königlichen Zirkeln der Fall zu seyn pflegt. Die Prinzessin vergalt ihre Sorgfalt durch eine Liebe, welche fast an Abgötterei gränzte, und diese gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Tochter war fast das einzige Beispiel tugendhafter Anhänglichkeit an dem damaligen Hofe.

Am 29. Juni 1670, einem Sonntage, ließ Henriette, nachdem sie die Messe angehört, ihre Tochter einem Portraitmaler sitzen. Es war ein warmer Tag, und als sie sich selbst auf die Kissen eines Sofas zurückgelehnt hatte, schlief sie ein. Bei ihrem Erwachen empfand sie eine fieberhafte Hitze; ein Glas Cichorienwasser wurde ihr in einem für ihren Gebrauch bestimmten Gefäß gebracht; sie trank es mit Gier, aber ehe sie es gänzlich geleert hatte, schrie sie, daß ihr der Magen wie Feuer brenne und sie vergiftet sey. Ihre Martern und Konvulsionen waren fürchterlich. Aerztliche Hülfe wurde aufgeboten und mannigfache Mittel angewandt — allein vergebens. Nach 11 Uhr Abends kam der König von Versailles, und erst jetzt wagten die Aerzte den Zustand Henriettens für hoffnungslos zu erklären. Fünf Stunden zuvor hatten die drei berühmtesten Aerzte des Hofes behauptet, daß die Krankheit nichts weiter als ein heftiger Kolikanfall und keine Ursache zur Besorgniß vorhanden sey; dem Könige aber zeigten sie an, daß die Auflösung angefangen habe und schnelle Fortschritte mache. Der englische Gesandte kam bald nachher, und ihm erklärte die Herzogin, daß sie vergiftet sey, indem sie ihm zugleich anempfahl, ihrem Bruder, wenn er ihm ihr letztes Lebewohl bringen werde, das Geschehene mitzutheilen. Bossuet, so wie

der Kanonikus Feuillet, ein sehr verdienter Geistlicher, wurden aufgefordert, bei der Prinzessin zu erscheinen. Ludwig XIV. trat an das Bett heran, um seiner Schwägerin das letzte Lebewohl zu sagen. „Ach, Sire!“ sagte die Prinzessin, „Sie verlieren die treuste Dienerin, die Sie jemals gehabt haben und haben werden.“ — „Muth!“ entgegnete der König, „Sie sind nicht in so großer Gefahr, als Sie glauben, aber ich bin erstaunt über den Muth, womit Sie die Schmerzen ertragen.“ — „O Sire“, versetzte sie, „weil ich den Tod nicht so sehr fürchte, als den Verlust Ihrer Gnade.“ — Feuillet verwaltete die kirchlichen Sakramente, während Bossuet die Prinzessin mit jener salbungsvollen Beredsamkeit anredete, durch die er sich auszeichnete. Als er sprach, wurden Marie Louise und ihre kleine Schwester herbeigeführt, um den mütterlichen Segen zu empfangen, und dann wieder in ihre Betten gebracht. Am 30sten, bald zwei Uhr Morgens, war die schöne Henriette Marie nicht mehr. Der Ritter Lorraine hatte, wie man erzählte, ein sehr wirksames Gift aus Italien geschickt, welches der Marquis d'Effiat in der Herzogin Lieblingsglas einrieb wobei er jedoch von einem Pagen bemerkt wurde. Der König, welcher vermuthete, daß Perron, der Haushofmeister der Hingeschiedenen, in das Geheimniß eingeweiht sey, ließ denselben festnehmen und in sein geheimes Kabinet bringen. Ueber diese Zusammenkunft giebt St. Simon, der seine Nachricht von Perron selbst aus zweiter Hand erhalten zu haben behauptet, folgenden Bericht.

Der König sagte mit strengem Ton und ernster Haltung: „Guter Freund, hören Sie auf mich! Wenn Sie Alles gestehen und mir genau die Wahrheit sagen, will ich Ihnen verzeihen, und die Sache soll nie erwähnt werden; versuchen Sie aber die geringste Verstellung oder Verdrehung, so sind Sie des Todes, ehe Sie das Zimmer verlassen. Nun antworten Sie mir: Ist Madame vergiftet worden?“ — „Ja, Sire!“ erwiederte er. — „Von wem wurde sie vergiftet, und wie wurde die That vollbracht?“ fragte der König. Jener entgegnete, daß der Ritter Lorraine das Gift von Rom an den Grafen de Beuvron und Marquis d'Effiat gesandt und der Letztere in der schon beschriebenen Art davon Gebrauch gemacht habe. Darauf fragte der König, indem er die Versicherungen von Verzeihung so wie die Todesdrohungen verdoppelte: „War mein Bruder in dem Geheimniß?“ — „Nein, Sire!“ versetzte Perron, „Keiner von den Dreien würde so thöricht gewesen seyn, ihm zu trauen; er ist unfähig, ein Geheimniß zu bewahren; er hätte uns alle vernichtet.“ — Der König äußerte ein lautes „Ha!“ wie Jemand aufathmet, der plötzlich von einem großen Druck befreit ist. „Dies“, sagte er, „ist Alles, was ich zu wissen wünsche.“ Er befahl darauf, Perron aus dem Palaste zu führen und in Freiheit zu setzen.

Charlotte Elisabeth, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, bestätigt diese Erzählung im Wesentlichen. Sie will die Nachricht von dem Pagen haben, welcher den Marquis d'Effiat bemerkt hatte. Letzterer war später in ihren Diensten, wie auch Maurel und Perron, von deren Mitschuld sie selbst völlig überzeugt zu seyn behauptet.

Als in der Folge dem Ritter Lorraine die Rückkehr aus dem Exil gestattet wurde, schrieb der englische Gesandte Montague an Lord Arlington einen Brief, worin er in den stärksten Ausdrücken gegen den dem Könige Karl II. durch die Begnadigung des Vergifters seiner Schwester angethanen Schimpf protestirte. (Schluß folgt.)

China.

Gützlaff's Geschichte von China.*)

Der seit vielen Jahren als Missionär und auch den Lesern dieses Blattes durch seine früheren Berichte, die wir im Original mittheilten, rühmlichst bekannte Verfasser tritt jetzt, so viel uns bekannt ist, zum ersten Male unter seinem Namen als Verfasser eines größeren Werkes auf, das in seinen äußeren und inneren Verhältnissen gleich bedeutend erscheint.**) Er erzählt uns die Geschichte des ganzen chinesischen Reichs auf 912 Seiten. Schon früher bot Gützlaff den Forschern chinesischer Alterthümer, wie heutiger Zustände, die reiche Ausbeute langer und ernster Studien unter den Namen Gaihan, Philosinensis, Chinesenfreund dar, und jede seiner mühsamen Arbeiten wurde von ihnen ihres treuen Fleißes wegen, mit dem sie geschrieben war, auf das freundlichste begrüßt. Diese neuste Arbeit trägt in ihrer Sprache Spuren langer Entwöhnung des Verfassers von seiner Muttersprache, sie ist steif und holpricht, nicht selten inkorrekt, doch giebt uns dies die Sicherheit, daß kein Mißverständniß sich durch eine Ueberarbeitung des gelehrten Herausgebers hat einschleichen können, und Alles, was wir vorfinden, dürfen wir als des Verfassers eigenste Ansicht und Auffassung betrachten.

Der ungeheure Kreis, welchen der Geist der Weltgeschichte in China, gleichsam spielend, vorgebildet hat, — denn wie Kinder sehen wir die Chinesen fast alle unsere großen Erfindungen als Spielzeug in den Händen halten, ohne daß sie wissen, was sie damit beginnen sollen, noch welche Kräfte intelligenter Bildung in ihnen schlummern, liegt in diesem Buche vor uns ausgebreitet. Den Anfangspunkt dieses geheimnißvollen Reiches sucht der Verfasser bis hinauf durch den ersten Mythenkreis zu verfolgen und giebt interessante Winke über sein hohes Alter. China's Zeitrechnung überragt die ägyptische bei weitem, doch glaubt der Verfasser überall Spuren einer nahen Verwandtschaft beider Völker anzutreffen; und es läßt sich auch wohl nicht in Abrede f daß, wie verschieden auch die Formen sein mochten, in denen z. B. in der sich der ägyptische und chinesische Volksgeist aussprach, so doch die Liebe z und besonders zur Baukunst, beiden etwas eben so Gemeinsames war, al Ackerbau, der bei beiden in den ältesten Zeiten mit dem Gottesdienst zu menfiel, und die Schifffahrt, mindestens in ihren Binnengewässern.

Die erste Periode umschließt das mythische Zeitalter und das Zeit halbhistorischer Personen bis Konfuzius. In dieser Morgendämmerung scheint die wundervolle Gestalt Tao's, ganz durchleuchtet von einer nur Christenthum wieder anzutreffenden moralischen Ausbildung. Seine Lehre besonders für Herrscher, wenn man in ihr großes Fachwerk die kom[illegible] durch die modernen Verhältnisse reicher gewordenen Beziehungen einre[illegible] würden noch heute den edelsten Leitern des Volkes zum Muster dienen kön wie seine hohen Tugenden auch für unsere Zeit noch ein Schmuck jedes I nes seyn würden. Der große Schatz, welchen China an Vorschriften hoc ziger Milde gegen Feinde, uneigennütziger Gastfreundschaft und aufopfer Familienpietät besitzt, ist fast allein entlehnt aus dem Reichthum dieser gr Individualität; und wäre dem chinesischen Volke die Energie des Hand das Herausbilden der That aus der bloßen Vorschrift für sie, zu diesen ins Kleinste gehenden Verhaltungsregeln verliehen gewesen, wir hätten Volk der Vollendung in ihm zu begrüßen. Der stets rückkehrende Widersp aber zwischen dem Leben und der Lebensregel, zwischen Theorie und Pra die orientalische Grausamkeit gegen den Feind bei einer dem Bruder analog ausgebildeten Sittenlehre, wie die schlaue Verschmitztheit bei Umge der Wahrheit, während letztere als das heiligste Kleinod der Seele, als ewiger Talisman verkündigt wird, ist unter diesen Umständen wohl Grund, aus dem wir China eben so oft vergöttert als schwer verurtheilt den. So viel aber stellt sich uns auch durch diese Gützlaffsche Arbeit w heraus, daß ein Volk, in welchem so erhabene Lehren einmal ausgespro worden sind, wie fern es auch von ihrer Verwirklichung noch seyn mag, doch als sein eigenstes Lebenselement in sich bewahren muß.

Die zweite Periode umschließt drei Dynastieen, die dritte acht, die vie neun. In der fünften beginnt ein allen früheren ganz fremder, sehr schne Wechsel der Dynastieen. Bei Gelegenheit der Darstellung der zweiten Per behandelt der Verfasser das Leben des Konfuzius, so wie sein Streben, zun sich in Besitz alles Wissens zu setzen und dann dasselbe wieder seinem V anzueignen, mit großer Ausführlichkeit. Obgleich in China aller Nachr nur innerhalb der Dynastieen zu leben scheint, so verschmähte Konfuzius noch den Thron und leistete damit auch auf eine Dynastie und dur auf eine derartige Verewigung Verzicht; wofür ihn sein Volk durch Art von Adel, den seine Nachkommen noch jetzt als den einzigen des R um den Kaiser bilden, gleichsam bei der Nachwelt entschädigte.

Mit der fünften Periode beginnen die Tataren-Einfälle, bei deren stellung der Verfasser China und den chinesischen Charakter mit minderer liebe als bisher behandelt, ja, vergleichen wir ihn mit älteren Darstel welche der chinesischen Humanität in diesen Feldzügen viel Lob spenden sich gleichwohl vom Schein der Parteilichkeit frei zu halten wissen, so scheint uns Gützlaff hier vielmehr parteiisch *gegen* das chinesische Volk. die Tatarenkriege folgten die Kämpfe mit den Mongolen, welche so lange Gegenstand der Beunruhigung des Reiches waren. Zuletzt giebt uns Güt eine ausführliche Beschreibung des Krieges mit England aus dem Jahre 18 Ihn veranlaßte der Handel mit Opium, das zu jener Zeit mit unbesiegba Leidenschaft von den Chinesen genossen wurde, und dessen Genuß eben schwer zu beschränken, als es dem Lord Elliot unmöglich war, durch die e sten Versuche auf diplomatischem Wege den Frieden zu vermitteln. Die U stände dieses kurzen, aber blutigen Krieges sind bekannt.

Zerstreut in die verschiedenen Perioden, oft in sehr großen Zwischenr men liegen die Erfindungen der Chinesen. So fällt z. B. die Erfindung Buchdruckerkunst in das 933ste Jahr unserer Zeitrechnung, doch schon in zweite Jahrhundert derselben die Erfindung von einer Art von Papierg das zwar wie die antike Münze aus Leder bestand, aber schon wegen Met mangels an die Stelle des baaren Geldes trat. Auf diesen Münzen erschi wenn auch die ganze Unform ihrer Gestalten — von der sie auch heute n nicht lassen, da ihr wolkenloser Himmel ihnen so wenig Schatten zeigt — doch auch schon die ganze Pracht ihrer reichen und intensiven Farben, u sie bieten alle eine in ihrer Art glänzende Malerei und die feinste Lak dar. Was ihre Webereien und sonstigen Kunsterzeugnisse in Porzellan, El bein, Perlmutter anlangt, so ist das Abendland jetzt schon seit lange wohl damit bekannt, um ihrer hier noch ausführlicher zu gedenken. Mittheilens werther dürften dagegen die letzten Seiten des Buches welche wir als ein Resumé des Ganzen hier wortgetreu folgen lassen:

„Die falschen Ideen rücksichtlich dieses Landes, welche im Auslande breitet sind, kann man entweder der Unwissenheit von dem eigentlichen G der Dinge zuschreiben, oder dem Wunsche, zu verschönern, was eigentlich theoretisch wahr ist. Wenn man den Gebildeten erzählt, was Vorzü und Herrliches über das Reich geschrieben, welche sonnenglänzende Tug mit beinahe gänzlicher Ausnahme von Lastern, das Volk und der Sta sitzt, so können sie nicht genug über die Leichtgläubigkeit und den Mang Menschenkenntniß von Seite der Fremden lachen.

„Die Chinesen sind ein großes Volk, das sich seiner Macht noch bewußt ist. Sie haben sehr viele nationale Tugenden und vielleicht zahlreichere Laster. Wenn man ihre Ausdauer, Betriebsamkeit, kindliche Zufriedenheit und Freundlichkeit betrachtet, so sind sie gewiß des Lobes werth wenn man ihr Lügen, Trügen, ihre Schalkhaftigkeit, Dieberei, den gänzl

*) Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking, herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1847.

**) In holländischer Sprache ist bereits vor etwa zehn Jahren ein Werkchen über China unter seinem Namen veröffentlicht worden.

Mangel an Gefühl und ihr ränkevolles Beiragen wieder bedenkt, so schaudert man vor den unerhörten Lastern und der Hartherzigkeit des Volkes. Nur einen Theil, entweder die Schatien- oder Lichtseite, zu geben, ist falsch und kann nie ein richtiges Bild von dem wahren Charakter darstellen.

„Die Chinesen werden von ihrer Jugend auf an Ordnung in allen Sachen, mit der Ausnahme der häuslichen, und an Schmutz gewöhnt. Sie sind das Volk der Erde, welches vielfachen Gesetzen theoretisch am meisten huldigt und schwer zur Wildheit gebracht werden kann; allein wenn einmal verwildert, so sind sie wilder als die rohesten Barbaren. In Bildung stehen sie keinem Volke Asiens nach; sie kennen keinen sklavischen Bauernstand, der den Acker wie der Ochse pflügt; die Wissenschaften, wie wir sie verstehen, kennen sie aber nicht, und den Mangel ersetzen sie, wiewohl dürftig, durch gesunden Menschenverstand und Gewohnheit. Ihrer Schlauheit kann nichts entgehen, dagegen fehlt es ihnen an Bestimmtheit, Gediegenheit, edlen und höheren Ansichten gänzlich. Das Stehenbleiben des menschlichen Verstandes, welches die Folge der Einzwängung, Selbstgenügsamkeit und Mangel an Verkehr mit gebildeten Fremden ist, bezieht sich auf jeden geistigen Gegenstand, dessen Begriff nicht oberflächlich ist. — Die niedere Stufe, auf der sie hinsichtlich der Religion stehen, hat hierin ihren Grund. Denn während sie der Götzen lachen, erzeigen sie ihnen dennoch Ehre, und obgleich fast überzeugt, daß sie dem Götzendienste längst entwachsen, erfassen sie dennoch nicht das reine Evangelium mit demselben Eifer, als ihre Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit es heischt.

„Wegen ihrer früheren Bildung wirkten sie auch auf die benachbarten Nationen wohlthätig ein. Den meisten Dank sind ihnen die Bewohner von Korea und Japan in dieser Hinsicht schuldig, die ihre ganze Civilisation von China bekamen. So auch die Annamesen, die Bewohner von Li-ukiëu, die Mantschuren, Mongolen — die letzteren jedoch nur theilweise — und späterhin auch die Tibetaner einigermaßen. Wie weit sich aber ihr Einfluß ausgedehnt haben würde, wenn sie nicht durch sehr strenge Gesetze in ihrer Heimat zurückgehalten worden wären, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit bestimmen. Jetzt schon, wo die Auswanderungen von der Regierung mit argwöhnischen Augen betrachtet werden, haben sie einen großen Theil des indischen Archipelagus bevölkert und belebt. Sie haben sich auf der Halbinsel Malakka eingefunden, in Siam und Kambodine sich niedergelassen und nach verschiedenen anderen Richtungen ihren Einfluß fühlbar gemacht. Wenn nun die Armen, die sonst vor Hunger sterben müssen, aus dem Lande gesandt würden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Wohnsitze, in kurzer Zeit nach dem kaspischen Meere reichend, die Gränzen Indiens vom südlichen Tibet überschreiten und das Innere Asiens von diesen sehr betriebsamen Klassen bebaut werden würde, wie dies schon in der südlichen Mongolei und Mantschurei, ungeachtet der schärfsten Verbote, der Fall ist. Erlaubte man nur ihnen nach unserer Weise die Schifffahrt zu erlernen und, anstatt vor Hunger zu vergehen, die westlichen Küsten Amerika's zu bebauen, so würde ihre Zahl sich dort sehr schnell vermehren und ihr Geschlecht, wider alles Erwarten, mit der äußersten Schnelle sich ausbreiten. Es ist nun einmal eine Race, welche Kinder und Kindeskinder zeugt, sich unter allen Schwierigkeiten vervielfältigt und allen Hindernissen trotzt.

„Der Tag, wo China mächtig seyn, ja mit größerer Kraft als je ein anderes Land auf den Zustand der ganzen Erde hinwirken wird, ist noch nicht gekommen; allein sobald dieser anbricht, Freiheit des Geistes dem Volke durch das Christenthum ertheilt wird und alle politischen Beschränkungen wegfallen, wird die Welt erstaunen über eine Nation, welche man bisher für todt hielt, und der vom civilisirten Westen kaum ein Platz in der Geschichte der Menschheit eingeräumt ward, während man über die Tugenden des unbekannten Reiches fabelte.

„Aber es ist zu bewundern, wie ein Reich wie China seinen Rang in Asien nie behauptete: wie Japan ihm kühn widerstand, wie Annam seine Truppen zurückschlug und wie unbedeutende Stämme von Tataren, jeder verhältnißmäßig so klein und schwach, wie die Mantschuren sich des Landes bemächtigen konnten. Selbst der letzte Krieg mit einem Volke des Westens zeigt China's kriegerische Schwäche. Obgleich die Kraft der Regierung völlig in der Hauptstadt konzentrirt ist, das höchste Gouvernement früher etwa vierzig Millionen Unzen Silber jährliche Einkünfte bezog und eine Zeitlang 1,700,000 Soldaten, die meisten aber nur als Polizeidiener, unterhielt und dabei eine Flotte von etwa 500 Junken hatte, konnte es dennoch nach Außen weniger Stärke als der Pascha von Aegypten bei einer gleichen Gelegenheit an den Tag legen.

„Das Bewußtseyn der Möglichkeit einer Kraftäußerung macht Kaiser und Hof sehr stolz, und das Mißlingen eines solchen Unternehmens sehr unzufrieden und kleinmüthig; zur Verbesserung fehlen jedoch selbst die Ideen."

Mit der Begeisterung, welche allein dem Missionair das Ausharren in seinem schweren Berufe verleiht, schließt der unermüdliche Freund der Chinesen sein Werk. Hier verklären sich seine Hoffnungen zu Prophezeihungen, die er an den endlichen vollständigen Sieg des Christenthums knüpft. Mit stiller Demuth, wie wir sie an dem bescheidenen Manne kennen, sieht er sich, wie das ganze Missionswesen, nur als ein Werkzeug in der Hand des Höchsten an, das aber jenes erträumte Ziel nothwendig herbeiführen helfen muß.

Der am Schlusse stark durchbrechende Hauch einseitiger Anschauung aus dem engen Gesichtskreise des Missionairs weht, bei aller Trefflichkeit, durch das ganze Buch und stört eben so sehr seinen fortlaufenden Zusammenhang, als das häufige Beziehen auf gegenwärtige Zustände des Abendlandes, welche sich doch immer nur in sehr äußerlichen und zufälligen Aehnlichkeiten zu chinesischen Entwickelungsmomenten verhalten können. J. J.

England.

Shakespeare's Elfenwelt. *)

Der oberflächlichste Leser von Shakespeare's Werken muß die Vorliebe bemerkt haben, die der Dichter der volksthümlichen Mythologie seiner Zeit widmet, deren luftige Gestalten aus dem Reiche der Feen- und Geisterwelt er in einigen seiner zartesten Schöpfungen verewigt hat. Es wäre eine interessante, obwohl keine leichte Aufgabe, die verschiedenartigen Elemente anzugeben, aus welchen diese Mythologie entstanden ist. Man kann allerdings zwei Hauptquellen — das Celtische und das Germanische — unterscheiden, aber im Laufe der Jahrhunderte haben sich beide so eng verschmolzen, während ihr Charakter durch den Einfluß des Christenthums auf eine so eigenthümliche Art modifizirt wurde, daß die Linie nicht mehr zu erkennen ist, die sie einst von einander trennte.

„Der Himmel behüte mich vor dieser welschen Fee", sagt Falstaff, „daß sie mich nicht in ein Stück Käse verwandle." Dieser sehr unästhetischen Anspielung zum Trotze, ist es bei aller unserer mangelhaften Kenntniß der altbritischen oder wallisischen Mythologie erwiesen, daß Shakespeare's Elfen, gleich manchen englischen Volkssagen, in denen diese neckischen Wesen eine Rolle spielen, zum Theil von celtischer Abkunft sind. „Die Feen in Europa", — bemerkt Schreiber, — „gehören ursprünglich den Celten, von denen sie zuerst zu den Deutschen übergingen." Diese Feen hatten aber damals noch nichts mit den Elfen und Zwergen gemein, die später mit denselben verwechselt wurden. Der gelehrte Keightley, der in seiner Fairy Mythology den Ursprung des Wortes beleuchtet, ist der Meinung, daß erst nach dem Erscheinen von Spenser's Faerie Queene aller Unterschied zwischen Feen und Elfen aufhörte, und daß man den Namen und die Attribute jener auf die kleinen Wesen übertrug, die nach dem populairen Aberglauben:

Bei Mondlicht die grün-sauren Ringe flechten,
Woran das Lamm nicht nagt.

Die auf solche Art von den Dichtern bewirkte Metamorphose setzte sich auch im Volks-Bewußtseyn fest — ein schlagender Beweis von der Macht, welche die Poesie auch auf die untersten Schichten einer Nation ausübt. An dieser Verwandlung hatte Shakespeare den Hauptantheil, obwohl es nicht zu leugnen ist, daß man schon weit früher, namentlich zu Chaucer's Zeiten, angefangen habe, die celtische Fee mit der germanischen Elfe zu verschmelzen; nachdem aber Shakespeare diese beiden Gestalten in so enge Verbindung gebracht hatte, war es nicht mehr zu erwarten, daß der Wanderer, der

Ihr nächtlich Treiben in des Waldes Dunkel
Sieht oder glaubt zu sehen,

den Unterschied zwischen den Feen, die eigentlich von den alten Druidinnen stammen, und den Elfen, die ihre Genealogie von den Zwergen des Nordens ableiten, beachten sollte.

Schon der Name Fairy, Fee, verräth einen celtischen Ursprung und ist mit der romanischen Fada, der italiänischen Fata und der spanischen Hada verwandt. In den Bemerkungen, welche Grimm über die Analogie zwischen Parca und Fatum anstellt, spricht er von der Personifizirung dieses letzteren Wortes in der romanischen (Romance) Sprache, nachdem die Parzen aus der Einbildungskraft des Volkes verschwunden waren, läßt es aber zweifelhaft, ob diese Personifizirung durch die Erinnerung an die Göttinnen der celtischen Mythologie oder an die germanischen Nornen bewirkt wurde. Die Feen betreffend, giebt es in der englischen, provenzalischen und spanischen Volkspoesie eine Menge Ueberlieferungen, die mit den altdeutschen Sagen übereinstimmen. In der merkwürdigen Sammlung neapolitanischer Erzählungen von Giambattista Basile: Il Pentamerone, ist oft von certe Fate die Rede; eine Novelle heißt sogar „Le tre Fate", und eine andere, „Le cette Cotenelle", ist beinahe identisch mit Grimm's „drei Spanierinnen" und anderen verwandten Sagen des Nordens. Auch Cervantes erwähnt in seinem Don Quijote der siete Castillos de las siete Fadas (s. Grimm's deutsche Mythologie). Die Feen, denen Brun de la Montagne an der Quelle im „Wald von Brocheliande" vorgestellt wird, waren gleichfalls drei an der Zahl — wie wir aus den von Le Roux de Lincy herausgegebenen Fragmenten dieses Romans erfahren — und ähneln sowohl in ihrer Erscheinung und ihren Eigenschaften, als in den Geschenken, die sie dem Kinde darbringen, den Parzen der klassischen und den Nornen der skandinavischen Götterlehre. In Layamon's angelsächsischer Version der Chronik vom Brut oder Brutus erscheinen sie hingegen unter dem Namen von Elfen; es wird darin nämlich erzählt, daß bei der Geburt des Königs Arthur:

Sone swa he com an eorthe	Sobald er kam auf Erden,
Alven hine ivengen.	Elfen ihn empfingen.
Heo begolen that child	Sie kräftigten das Kind
Mid galdere swithe stronge.	Mit stärkster Zauberkunst.
Heo zeven him mihte	Sie gaben ihm die Macht
To beon best alre cnihten.	Zu seyn der beste aller Ritter.
Heo zeven him an other thing,	Sie gaben ihm noch ein ander Ding,
That he scolde beon riche king.	Daß er ein reicher König sey.
Heo zeven him that thridde,	Sie gaben ihm ein drittes,
That he scolde longe libben.	Daß er sollt' lange leben.
Heo zeven that kin-bern	Sie gaben jenem Königskind
Costen swithe gode.	Die besten Tugenden.
That he was mete-custi	Daß er der edelste war
Of alle quikemonnen,	Aller lebenden Menschen,
This the Alven him zef.	Dies gaben ihm die Elfen.

*) Nach dem Athenaeum.

Der Herausgeber dieser interessanten Reliquie der altenglischen Literatur, Sir Frederick Madden, macht darauf aufmerksam, daß die oben angeführte Stelle sich nicht in dem Orginalgedicht von Wace findet, wo statt dessen nur:

Ertur son nom; de sa bunté
Ad grant parole puis esté —

gesagt wird, und bemerkt dazu, daß Layamon's Elfen den Feen der Romane ähnlicher sind, als denen der Volkssagen, die von jenen wesentlich abweichen. Inwiefern die weitere Behauptung Madden's gegründet sey — daß nämlich die Franzosen ihre Kenntniß der Feen aus der nordischen Mythologie entlehnten, welche die Gegenwart gewisser Nornen bei der Geburt von Kindern voraussetzt — vermögen wie nicht zu bestimmen.

Es erhellt aus den Thatsachen, die wir erwähnt haben und die sich leicht bis ins Endlose vervielfältigen ließen, daß die Vermengung der Namen zu einer Verwechslung der Attribute geführt hat, oder daß sich diese vielmehr gegenseitig erzeugten, und der bekannte Umstand, daß verschiedene mythologische Systeme nicht selten Wesen von völlig entgegengesetztem Charakter mit ähnlichen Kräften und Eigenschaften ausstatten, hat gleichermaßen zu der Verwirrung beigetragen, die jetzt in unserer Feenlehre herrscht.

Wir haben uns in diese Untersuchungen über die Verschmelzung der abergläubischen Begriffe verschiedener Nationen und Zeiten eingelassen, weil sie in allen Zweigen der populairen Mythologie sichtbar ist, obwohl nirgends so augenscheinlich, als in dem, was sich auf die Feen- und Elfenwelt bezieht, und weil man bei den häufigen Anspielungen Shakespeare's auf diese letztere nicht vergessen muß, daß die phantastischen Gebilde, die er in seinen unsterblichen Dichtungen verherrlicht hat, nicht unmittelbar aus den Ueberlieferungen entsprossen sind, die unter den Ureinwohnern Britaniens oder unter den Schaaren des Hengist und Horsa gangbar waren, sondern einen zusammengesetzteren, vielseitigen Charakter an sich tragen. Die Volksmärchen und Legenden Englands lassen sich nicht nur bis zur normännischen Eroberung, nicht nur bis zu den Zeiten der sächsischen Heptarchie, nicht nur bis zu den Tagen zurück verfolgen, wo

Rom's Adler, Jovis' Vogel, seinen Flug
Aus Süden nahm nach unserm fernen West —

sondern noch weiter hinauf, bis zur Anfangs-Periode der britischen Geschichte.

Als Schluß unserer Bemerkungen mögen die Worte eines der gründlichsten Gelehrten der Gegenwart dienen, die sich zwar zunächst auf seine Forschungen über die Etymologie der angelsächsischen Gränzmarken beziehen, aber eben so passend auf die verschiedenen Phasen der englischen Volks-Mythologie angewandt werden können. „Es ist nicht zu bezweifeln", sagt Herr Kemble, „daß die Ortsnamen und diejenigen Benennungen, die zur Bezeichnung lokaler Gegenstände gebraucht werden, eine gewisse eingeborne Lebenskraft besitzen, die selbst die wildeste Eroberungswuth nicht ganz zerstören kann. Ein Volksstamm wird selten so völlig ausgerottet, um nicht einen wesentlichen, wenngleich untergeordneten Bestandtheil des neuen, auf seinen Trümmern errichteten Staates zu bilden; und wo der Ackersmann fortfährt, sich dem Landbau zu widmen, wird der Antritt eines neuen Eigenthümers keinesweges die Namen in Vergessenheit bringen, welche zur Bezeichnung des Landes selbst und der zu seinem Anbau nöthigen Werkzeuge dienen. Man findet im Gegentheil, daß die Eroberer dergleichen Benennungen gewöhnlich von den Besiegten annehmen, und demzufolge herrschen auch nach Verlauf von zwölf Jahrhunderten und unzähligen bürgerlichen Umwälzungen die Wörter dieser Klasse noch immer in unserer Volkssprache und zum Theil sogar in unserer Literatur vor. Viele Ausdrücke, die wir umsonst in den angelsächsischen Lexicis suchen, werden in denen der Kymri gefunden, aus deren Mundart sie in die Sprache der Sieger übergingen. Solche Wörter sind nicht angelsächsisch, sondern wallisisch, Wylisc oder Welsh, und haben oft sowohl in der Bedeutung als der Aussprache nur geringe Modificationen erlitten."

Mannigfaltiges.

— **Vandalismus gegen historische Bauwerke in Frankreich.** Die Revue Indépendante hält den verschiedenen französischen Ministerien die Sünden vor, die sie an alten historischen Denkmälern begangen. In St. Denis hatte der Blitz die Thurmspitze der Kathedrale getroffen. Man restaurirte sie so, daß unter dem neuen Aufsatz der Thurm zu wanken anfing und nach einem Kostenaufwande von sieben Mill. Fr. Spitze, Thurm und Vorderfront der Kirche eingerissen werden mußten. Als man aber zum Wiederaufbau einen neuen Architekten zu wählen gezwungen war, entschädigte man den alten dadurch, daß man ihn zum Mitgliede des Ausschusses für Civilbauten ernannte. Zugleich wollte das Ministerium die Gräber der Königin in der Kathedrale von St. Denis wiederherstellen — und es erlaubte, daß man sich dazu irgend welcher Statuen und Basreliefs bediente, die sich zufällig in den Antiquarien vorfanden. — Unter Verantwortlichkeit des Kultusministers sind die Dome in Rouen und Coutances eben so schlecht restaurirt worden, als der in St. Denis unter Aufsicht des Ministers der öffentlichen Bauten. Desgleichen ist die Kirche der Abtei in Beaulôme während des Wiederaufbaues von neuem eingestürzt, ein Unglück, das sich an der schönsten Kirche der Provence, der zu St. Maximin, wiederholt hat und auch in Laon, Noyon und Tournus in Aussicht steht. In Paris hat man die Abtragung des Bernhardiner-Kollegiums, des Hotels de la Trémouille und des alten Cölestiner-Klosters, wo sich das Grab Karl's V. befindet, gestattet. Um eine Straße gerade zu m[...] riß man vor etwa zwei Monaten das durch Frau von Sévigné be[...] Hotel Carnavalet nieder. In Orleans drohte der Maire, seine Entl[...] zu nehmen, wenn man nicht das Hotel-Dieu, ein kostbares Denkmal [...]alterlicher Baukunst, niederrisse, weil es den Zugang zu einer mittelal[...] Kathedrale beengte. Man behielt den Maire und opferte das Hospita[...] Der Unterrichtsminister ließ die Bibliothek St. Geneviève und das [...] Montaign abtragen, wo Erasmus und Calvin studirt haben. — Auf Befe[...] Ministers des Ackerbaues ist in Lyon, damit die Thierarzneischule verg[...] werden konnte, eine Kirche gefallen, die man ihrer Merkwürdigkeit [...] selbst zu einer Zeit nicht antastete, wo man die Güter der religiösen Co[...]gationen versteigerte. — Der Kriegsminister aber, meint die Revue, [...] gewüthet in dem päpstlichen Palaste zu Avignon, dem Schlosse zu Vince[...] seine schönen sechs Thürme genommen, die beiden Abteien in Soissons [...]menschlich verstümmelt und die Dominikanerkirche in Toulouse, die h[...] werthvolle Fresken aus dem vierzehnten Jahrhundert hat und in der Thom[...] von Aquino begraben liegt, theils in einen Stall, theils in ein Mag[...] verwandelt.

— **Französische Berichterstatter über Deutschland.** Herr [...] Thomas, der im Auftrage des Journal des Débats bei der Eröffnung des pre[...]schen Landtages von 1847 nach Berlin gekommen war und von hier aus [...]rend der Dauer desselben die zahlreichen Aufsätze über die Ständeversamml[...] zum Theil in Form von Korrespondenzen und zum Theil in Form von le[...]den Artikeln (Premiers Paris), schrieb, bei deren Abfassung ihm wahrschei[...] einige Landtagsmitglieder selbst, und zwar sowohl der ersten als der zwe[...] Kurie, zur Seite gestanden, giebt nunmehr in der Revue des deux Mon[...] einen zusammenhängenden Bericht über die neueste politische Geschichte unse[...] Landes. Wer jene Artikel im Journal des Débats gelesen, wird auch den Ge[...] in welchem dieser Bericht redigirt ist, leicht errathen können. Den Franzo[...] glaubt er einen solchen Bericht, der übrigens in den folgenden Heften der R[...]vue noch fortgesetzt werden soll, schuldig zu seyn, weil man in Frankreich g[...] zu leicht geneigt sey, die Zustände und Ereignisse des Auslandes nach den M[...]stern der Heimat zu beurtheilen und jeden Fortschritt, der dort gemacht we[...] für einen Sieg der französischen Revolution zu halten. „Hüten wir uns a[...] wohl", fügt er hinzu, „vor dieser gallischen Aufschneiderei (fatuité gallo[...] denn drüben ist man im Stande, dem Fortschritt die Thore zu verschlie[...] wenn ihm diesseits ein französischer Ursprung vindizirt wird." — Es fragt [...] aber, ob nicht gleichwohl die Darstellung des Herrn Thomas einiges M[...]trauen in Deutschland erregen werde, da er selbst zu sehr Franzose ist, um [...] in seinem Urtheil über Personen und Zustände des Auslandes von vorgefa[...] Meinungen auszugehen und oft in die scheinbar unparteilichste Form den [...]teilichsten Inhalt einzukleiden. Wir wenigstens möchten die von ihm aus[...]sprochenen Urtheile nicht überall als richtig unterschreiben.

— **Musikalisches aus England.** Als Nachtrag zu dem in [...] letzten Nummer des Magazins enthaltenen Bericht über das Musikfest in Gl[...]cester ist zu berichten, daß auch noch am vierten Tage (24. Sept) ein Ora[...]rium, und zwar Händel's „Messias", aufgeführt wurde. Demnach sind [...] diesem Musikfeste hinter einander in derselben Kirche das „Dettingen-Tedeum[...] der „Eliah", der „Messias" und Bruchstücke aus acht anderen, größtenth[...] deutschen Oratorien zur Aufführung gebracht worden. — Die drei Konzerte, [...] Dlle. Jenny Lind am 22., 23., und 25. September in Norwich gab, sind [...] ungefähr 6000 Personen besucht worden und haben nicht weniger a[...] 3500 Pfd. (24,000 Thaler) eingetragen, wovon die Konzertgeberin jedoch [...] ungefähr die Hälfte erhalten hat. Sie wurde dabei von Herrn Gardoni, [...] wie von Herrn und Madame F. Lablache, unterstützt. Der Komponist, H[...] Balfe, leitete die Konzerte. So oft Dlle. Lind in der Stadt ausfuhr, wu[...] sie von der Menge begleitet und laut begrüßt. Ihre beiden Konzerte in Bri[...] und Bath haben ihr 600 Pfd. (4000 Thlr.) eingebracht. Von Dublin a[...] wurden ihr 1000 Pfd. angeboten, wenn sie dort zwei Konzerte geben wol[...] was sie jedoch abgelehnt hat.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

[W]öchentlich erscheinen drei Nummern, [Pr]änumerations-Preis 22½ Silbergr. [(⅔] Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für [da]s ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Donnerstag den 14. Oktober 1847.

Frankreich.

[E]ngland und Frankreich in ihrem Verhältnisse zum freien Handel.

Der Freihandels-Kongreß in Brüssel ist vorübergegangen, ohne eben in [Be]zug auf die Frage, um die es sich dabei gehandelt, irgend ein neues Resul[tat] zu liefern. Daß der freie Handel den arbeitenden Klassen vortheilhaft sey, [wu]rde zwar mit ansehnlicher Majorität von den Versammelten behauptet, nicht [abe]r ohne lebhaften Widerspruch gerade von Seiten derjenigen, welche einer[seit]s die arbeitenden Klassen und ihre Bedürfnisse näher kennen und anderer[sei]ts dem praktischen Leben angehören und nicht blos der Theorie huldigen. [D]aß von einem „Freihandels-Kongreß" kein Votum für den Schutzzoll aus[ge]hen werde, ließ sich erwarten; aber wir haben auch nicht vernommen, daß [in] Brüssel der Theorie des Herrn Cobden, die durch seine Freunde und nament[lich] durch den Vorsitzenden der britischen Anti-Korngesetz-Liga vertreten war, [die]jenige unbedingte Huldigung zu Theil geworden wäre, die sie an einigen [Or]ten Deutschlands, z. B. in Hamburg, erfuhr. Man war vielmehr auch dort [un]serer Ansicht, daß, wie segenreich auch ein unter allen Völkern hergestellter [fre]ier Verkehr seyn würde, doch diejenige Nation, die einseitig voranginge, die [di]e Erzeugnisse des Auslandes frei zuließe, ohne sich für ihre eigenen Produkte [de]nselben freien Zulaß im Auslande gesichert zu haben, sehr bald verarmen [mü]sse. Man führt zwar hiergegen immer die Schweiz an, aber abgesehen da[vo]n, daß auch die Schweiz ihre Eingangszölle, und zwar oft sehr lästige, von [ein]em Kanton gegen den anderen, zuweilen sogar auf die nothwendigsten Lebens[bed]ürfnisse gelegte Abgaben hat, erwägt man auch nicht, daß die Schweiz [üb]erall von Bergen umgeben ist, über welche ein von keiner Douane des Aus[lan]des zu kontrolirender Schleichhandel mit schweizer Waaren stattfindet, und [da]ß endlich ein Land, welches beständig von Fremden besucht und durchzogen [wi]rd, schon darin allein ein bedeutendes Mittel besitzt, sich für seine Produkte [be]zahlt zu machen.

Wir haben in diesen Blättern bereits vielfach Gelegenheit gehabt, über [Fr]eihandel, Schutzzölle und Prohibitivsysteme zu sprechen. Wir sind weit ent[fer]nt davon, Lobredner der letzteren zu seyn, und haben es auch oft bewiesen, [in]dem wir die Nachtheile, die Rußland, Frankreich und Oesterreich durch Be[fol]gung von Prohibitivsystemen nicht blos ihren Nachbarn, sondern auch ihrem [ei]genen wohlverstandenen Interesse zufügen, anschaulich zu machen suchten. [W]ir bekennen uns vielmehr zu dem Systeme des deutschen Zollvereins, der, [wo] die Interessen des Handels, des Landbaues und der Gewerbe Hand in Hand [ge]hen, wie in den verschiedenen deutschen Staaten, alle Zollschranken aufhebt, [ab]er auch gegen das Ausland seine Gränzen nicht versperrt, sondern nur solche [Z]ölle anwendet, die zwar der heimischen Industrie einen billigen Schutz gewäh[re]n, aber auch andererseits nicht hindern, daß das bessere Erzeugniß des Aus[la]ndes mit dem schlechteren des Inlandes konkurrire. Es versteht sich von selbst, [da]ß ein auf diesem Systeme beruhender Zolltarif von Zeit zu Zeit einer Revi[sio]n unterworfen werden muß, wenn er nicht durch die in Handel und Gewerben [ein]tretenden großen Veränderungen mit seinem ursprünglichen Gedanken in Wi[de]rspruch gerathen soll. Darum wird auch bei einer gründlichen Revision des [in] Preußen seit dem J. 1818 eingeführten Tarifs eben so, wie die Erhöhung [m]ancher Zollsätze, auch die Herabsetzung vieler anderen eintreten müssen, [ab]er von einer solchen Maßregel bis zur Befolgung der von den Freihandels[m]ännern aufgestellten Theorie wäre der Uebergang eben so gefährlich, wie etwa [de]r von einem wohlgeordneten Staatshaushalt zu dem in Portugal oder in [S]panien eingeführten.

Wenn die Hamburger in den Ausspruch des Herrn Cobden einstimmen, daß [d]erjenige, der nicht jetzt schon für völlig freien Handel sey, das Gegentheil von [de]m besitze, was man Einsicht nennt, so wundern wir uns freilich nicht darüber, [de]nn wenn ganz Deutschland in der Lage Hamburgs sich befände, d. h. wenn [es] wie Diogenes von Kopf bis Fuß Stirn wäre, dann würde es auch wie [H]amburg und wie der Philosoph von Sinope keinerlei Schutzes bedürfen. Aber [e]in großes Land hat natürlich noch andere Bedürfnisse und noch ganz andere Interessen zu berücksichtigen, als eine gutgelegene Hafenstadt; wenn diese auch, [w]eil sie sich frühzeitig von aller solidarischen Verbindlichkeit gegen das geogra[p]hisch und politisch mit ihr verbundene Hinterland losgesagt und ihr besonde[r]es Interesse sehr geschickt wahrzunehmen wußte, in ihrer Naivetät sich sagen [lä]ßt und sogar selbst behauptet, daß sie den freien Handel erfunden habe. Darum war denn keiner von den 700 Hamburgern, die sich dies von dem Herrn Cobden wiederholt sagen ließen, so frei, diesem zu erwiedern, daß ihrem Handel noch sehr viel dazu fehle, ein freier Handel zu heißen, denn um dies zu seyn, müßte er weder in Großbritanien noch in dessen Kolonieen auf die vielen Differentialzölle und Schifffahrtsverbote stoßen, die England auch nach dem Durchgehen der Peelschen Bill von 1846 nicht aufgeben wollte.

Aber, wie gesagt, die Hamburger haben Recht. Wenn vor Zeiten London und Liverpool von England, oder Marseille und Bordeaux von Frankreich eben so unabhängig gemacht worden wären, wie Hamburg und Bremen von Deutschland, dann würden auch London und Liverpool, Marseille und Bordeaux gewiß eben so früh den freien Handel erfunden und proklamirt haben, als Hamburg und Bremen. Wie aber die Sachen jetzt stehen, muß Herr Cobden sich nach den deutschen Hansestädten begeben, um seine Theorie nach Verdienst gefeiert zu sehen, während die Kaufleute von London und Liverpool, nachdem es dem Lande gelungen, die verderblichen Korngesetze zu beseitigen und einen Zolltarif herzustellen, der noch lange nicht so freisinnig in seiner Grundlage wie der des deutschen Zollvereins ist, vorläufig mit diesen Resultaten sich begnügen wollen; Marseille und Bordeaux dagegen haben noch völlig taube Ohren für die Predigten des Herrn Cobden und seines französischen Verehrers, Herrn Frédéric Bastiat.

Ein Vertreter der Handels- und Gewerbe-Interessen Frankreichs, Herr Jules Lechevalier — derselbe, der in Berlin Vorlesungen über die Socialwissenschaft gehalten — tritt in französischen Blättern gegen die auch in Frankreich sich verbreitende Theorie des Hrn. Cobden auf. Er wirft bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Verschiedenheit der Handels- und der gewerblichen Interessen Frankreichs und Englands, und dabei sagt er so manches Neue und Schlagende, daß wir, obwohl wir die zu dem bisherigen Prohibitivsysteme der Franzosen sich neigenden Ansichten des Hrn. Lechevalier eben so wenig theilen, als die Theorie seiner Gegner, doch hier Einiges aus seinem Aufsatze mitzutheilen für recht halten:

„Wir wollen", sagt er „von dem großen Staatsmanne selbst, der in England eine der vollständigsten Reformen durchgesetzt, die jemals in der National-Oekonomie bewirkt worden, — wir wollen von ihm lernen: 1) unter welchen Bedingungen eine große Nation ihre gewerbliche Verfassung und die Ueberlieferungen ihres Staatshaushalts mit Vortheil modifizirt, und 2) welche wahrscheinliche Folgen England mit Hinsicht auf andere Völker und auf Frankreich insbesondere von der Anwendung der sogenannten Freihandels-Grundsätze erwartet:

„Als Sir Robert Peel dem englichen Parlamente seine Bill von 1846 vorlegte, sagte er: „„Erwägen Sie sehr wohl die Vorzüge, die uns von Gott „„und von der Natur zu Theil geworden: unsere geographische Lage an den „„Gränzen des westlichen Europa's, die dazu dient, den europäischen Norden „„und das Festland von Amerika mit einander zu verbinden, und die noch „„viel besser geworden durch die Erfindung der Dampfschifffahrt, welche „„London in eine zehntägige Entfernung von St. Petersburg und von New-„„York gebracht; betrachten Sie die mineralischen Reichthümer unseres Bo-„„dens, seine unermeßlichen Kohlen- und Eisenerz-Lager, welche gleichsam „„die Nerven und Muskeln unseres Fabriken-Systemes sind, erwägen Sie „„außerdem die Vortheile, die uns ein zehnmal größeres Kapital, als irgend „„eine andere Nation in der Welt besitzt, eine längere Erfahrung, verbunden „„mit einer dem Nationalcharakter angeborenen Energie, verschafft, welche „„letztere auch noch durch die Freisinnigkeit unserer Staatseinrichtungen er-„„höht wird — erwägen Sie dies Alles und sagen Sie, ob England wohl „„irgendwie die Konkurrenz des Auslandes zu fürchten habe?""

„In dieser beredten, energischen Darstellung ist allerdings ein vollständiges Bild der gewerblichen und Handels-Ueberlegenheit Englands mit wenigen Zügen gegeben. Aber geht daraus nicht auch hervor, daß die fremde Konkurrenz keinesweges etwas sehr Vortheilhaftes für die nationalen Industrieen sey, da man sich, ihr gegenüber, eben nur dadurch beschwichtigt, daß man Nichts von ihr zu fürchten habe? Jetzt wollen wir damit einmal das Bild vergleichen, das derselbe Staatsmann von dem Ideale der Industrie entwirft, die dem nachbarlichen Frankreich vorbehalten ist. In seiner Rede an die Wähler von Tamworth sagte Sir Robert Peel:

„„Es hat Gott gefallen, Frankreich ein günstigeres Klima als unserem „„Lande zu verleihen. Frankreich erzeugt den Oelbaum und den Weinstock; „„wir produziren Manufaktur- und kurze Waaren. Ist es nun nicht abge-„„schmackt, den Verkehr zwischen beiden Nationen zu hemmen? Könnten wir „„nicht die Erzeugnisse des südlichen Frankreichs und die Franzosen dagegen „„die Erzeugnisse von Sheffield und Birmingham kaufen? Wäre es nicht den „„Absichten des Schöpfers angemessener, unsere Produkte gegen einander „„auszutauschen, was ein Motiv mehr seyn würde, den Frieden unter den

„„Nationen aufrecht zu erhalten? Ich bin der Meinung, daß die Grundsätze, „„welche Tamworth mit Birmingham verbinden und die Ihnen so weise „„erscheinen, daß Sie darüber spotten würden, wenn man sie aufgäbe, endlich auch überall, ungeachtet des Egoismus der Monopolisten, den Sieg davontragen werden. Ich glaube, daß das Ausland seine Beschränkungen „„aufgeben wird, und daß, ungeachtet des Einflusses der Eisenminenbesitzer „„in der einen und der Baumwollen-Fabrikanten in der anderen Kammer, „„die Aufklärung überall eindringt, und so auch die große Menge begreifen „„wird, daß der Schutzzoll in Wirklichkeit blos eine auf die Industrie gelegte „„Steuer sey. Meine Herren, ich werde versuchen, diese Grundsätze zur Anwendung zu bringen und alle Einschränkungen, die der Handel noch erfährt, „„zu beseitigen, welches auch die Hindernisse seyn mögen, auf die ich dabei „„stoße. Ja, ich fordere Sie auf, die Erzeugnisse anderer Länder auch selbst „„dann zu kaufen, wenn diese die Thorheit begehen sollten, die unsrigen zurückzuweisen. Wenn sie uns erst einmal ihre Erzeugnisse schicken, dann „„werden sie sich auch ein Aequivalent dafür fordern, und dieses Aequivalent „„wird eine Frucht Ihrer Industrie und Ihrer Arbeit seyn.""

„Also (fährt Herr Lechevalier fort), weil Frankreich den Oelbaum und den Weinstock erzeugt, soll es nicht auch kurze und baumwollene Waaren fabriziren können! Ja, nicht einmal den Pflug und die anderen Werkzeuge, mit denen es das Feld baut, auf welchem der Oelbaum und der Weinstock wachsen, mit denen es die Früchte des einen und des anderen preßt, dürfte es hiernach fabriziren; es dürfte seinem Boden, der so reich daran ist, weder die Kohle noch das Eisen und andere Materialien zum Bau seiner Straßen und Schiffe abgewinnen; es müßte sich, indem es aufhörte, Baumwolle zu spinnen und zu weben, des hauptsächlichsten Hebels seines Verkehrs mit Amerika berauben!

„Nein, auch wenn England alle unsere Südfrüchte kaufte, wäre es unrecht, unsere Bevölkerung vorzugsweise darauf abzurichten, daß sie diese Produkte für englische Rechnung anbaue und präparire, darüber aber die Ausbeutung der anderen Reichthümer unseres Bodens vernachlässige. Unsere Bevölkerung würde dadurch nur eine unzureichende und nichts weniger als auskömmliche Beschäftigung erlangen; sie würde keine Fortschritte in Künsten und Gewerben machen, diesem so mannigfaltigen Gebiete, das unter jedem Himmelsstriche Früchte trägt, die allen Menschen unentbehrlich und ein nothwendiges Element der Civilisation sind. Und, was nicht zu übersehen ist, um uns seine kurzen Waaren, seine Kattune und alles Uebrige, was es fabrizirt, zu verkaufen, hat England nicht einmal nöthig, uns unsere Bodenerzeugnisse abzunehmen. Man kann sehr wohl in Havre, in Paris, in Bordeaux Messer und Scheeren aus Sheffield verkaufen und Tratten auf Lissabon und Madrid an Zahlung nehmen, um dafür Weine von Portugal und Spanien, Tratten auf Odessa, um dafür Getraide, Tratten auf Aegypten, Smyrna, Athen und Konstantinopel, um dafür Oelsaamen, fabrizirtes Oel, trockene Früchte rc. zu kaufen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es so kommen würde, denn alle Südfrüchte sind dort wohlfeiler als bei uns, und England, welches Besitzungen unter allen Breitengraden hat, produzirt sogar schon unter seinem eigenen Banner Alles, was es nur irgend bedarf, und kann auf seinem eigenen Boden mit allen übrigen Völkern konkurriren. Sollten die Freihandelsmänner, wie gewöhnlich, uns fragen, womit Frankreich denn bezahlen könnte, wenn es seine Produkte nicht verkaufte, so antworten wir: Mit seinen Ersparnissen, mit seinen zurückgelegten Kapitalien, dadurch, daß es seinen Grundbesitz verschuldete oder verkaufte, wie es die Konsumenten immer thun, wenn sie mehr Bedürfnisse als Mittel haben.

„Der Schöpfer, der unserem Vaterlande den Oelbaum und den Weinstock verliehen, hat ihm auch Eisen- und Kohlen-Minen, Hanf und Leinen, die verschiedenartigsten Elemente der Production, Häfen an zwei Meeren und große schiffbare Ströme zu Theil werden lassen. Vor Allem hat er ihm eine bereits 36 Millionen zählende und unaufhörlich wachsende Bevölkerung verliehen. Diese Bevölkerung bedarf der Beschäftigung für ihre Hände, der Entwickelung ihrer industriellen Kräfte und eines hohen Lohnes für ihre Arbeit. Daher muß sie die Arbeit auf allen ihren Abstufungen selbst verrichten, die Fabrikarbeit eben so wohl wie den Landbau.

„Es würde lächerlich seyn, wenn Tamworth und Birmingham nicht nach einem und demselben industriellen Prinzip regiert würden, aber Tamworth und Birmingham gehören derselben nationalen Einheit an, benutzen dieselben Kapitalien, dieselben primitiven Stoffe und haben einerlei Verkaufs- und Einkaufspreise für die hauptsächlichsten Verzehrungs-Gegenstände. Tamworth und Birmingham haben eine und dieselbe politische Ehre zu vertheidigen, dasselbe Budget zu bezahlen, dasselbe Gesetzgebungs- und Verwaltungs-System, dieselbe Art von Arbeitern. Ganz anders stellen sich jedoch diese verschiedenen Beziehungen zwischen Birmingham und St. Etienne.

„Fern sey von uns der Gedanke, dem Sir Robert Peel und den englischen oder französischen Aposteln des freien Handels irgend eine machiavellistische Berechnung, irgend eine hinterlistige Absicht bei der Verkündung ihrer Lehren beizumessen. Dergleichen Anschuldigungen sind abgeschmackte Gemeinplätze. England, das sein eigenes Bestes im Auge hat, hat sehr wohl daran gethan, seinen Tarif herabzusetzen, und wird noch besser daran thun, wenn es ihn ganz und gar fallen läßt: es ist dies das einzige Mittel, das ihm bleibt, die Häfen anderer Völker zu erzwingen.

„Was jedoch die Staatsökonomen betrifft, die, verlockt von der Einfachheit einer vorgeblichen, alle Dinge sich selbst überlassenden Wissenschaft, aus dem freien Konflikt aller Werkstätten und aller Nationalitäten die Theilung der Arbeit und ein richtiges gegenseitiges Verhältniß der Industrieen hervorgehen zu sehen hoffen, so irren sie sich als Theoretiker, und es ist nicht das erste Mal, daß [illegible] dies erleben.

„Wir wollen eben so wenig dem Sir Robert Peel die übertriebene P[illegible]tension beimessen, daß England ausschließlich ein fabrizirendes Volk und [illegible] anderen Völker ausschließlich ackerbautreibende werden. Der Ackerbau E[illegible]lands, vervollkommneter, als der irgend eines anderen Landes, und fast bis [illegible] derselben Stufe der Ueberlegenheit gebracht, wie seine Fabriken, würde all[illegible] schon das vollständigste Dementi einer solchen wunderlichen Theorie seyn. [illegible] geben vielmehr zu, daß Sir Robert Peel durch die von uns angeführte Ne[illegible]einanderstellung nur ein schlagendes Bild liefern wollte, um den Gedanken [illegible] lebhaften Handelsverkehrs zwischen Frankreich und England recht ansch[illegible] zu machen. Dieser Gedanke ist seiner würdig, und wir begrüßen ihn von [illegible]zem Herzen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß zu seiner Verwirklichung e[illegible]feres Mittel, als eine kunterbunte Umgestaltung unseres Tarifs, aufgefu[illegible] werde.

„Wir bestreiten keinesweges, daß alle Eingangszölle vexatorischer Na[illegible] sind und dem Handel viele Verzögerungen bereiten, daß sie eine besondere A[illegible] von Vergehungen und Nichtswürdigkeiten: den Schleichhandel und die A[illegible]geberei, zur Folge haben und begünstigen, daß sie in direktem Widerspruch [illegible] der Entwickelung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt sind. Aber w[illegible] wir dagegen außer Zweifel stellen, ist, daß die Freihandelsmänner noch kein [illegible]friedigendes Mittel angegeben, wie die Zölle zu entbehren seyen. Daher [illegible] die Fragen, die zwischen ihnen und den Schutzzöllnern schweben, bisher [illegible] immer blos theoretischer und eben so gut auf die eine als auf die andere W[illegible] zu entscheidender Natur."

— An diese Betrachtung knüpft Herr Lechevalier einen Auszug aus ein[illegible] zu Anfang dieses Jahres von der Association pour la protection du trav[illegible] national herausgegebenen Aktenstücke, um nachzuweisen, wie sehr sich seit 18[illegible] aus welchem Jahre der gegenwärtige französische Zolltarif stammt, einerseit[illegible] die Production des Landes vermehrt habe und andererseits die primitiven so[illegible]wohl als die verarbeiteten Stoffe wohlfeiler geworden seyen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf das Journal Français de Berlin vom 2. Okt. d. J., in welchem der Aufsatz von Herrn Lechevalier vollständig abgedruckt ist.

Spanien.

Die erste spanische Heirat des Hauses Orleans.

(Schluß.)

Maria Theresia, die gekränkte Gemahlin Ludwig's XIV., wollte je[illegible] Stelle der Mutter bei der jungen Marie Louise vertreten. Man flüsterte [illegible] daß sie vermuthlich die Gattin des Dauphins werden solle und daß durch [illegible] Ehe die reiche Dotation von Mademoiselle, der letzten Erbin des frü[illegible] Hauses Orleans, wieder mit der Krone vereinigt würde. Ehrgeiz allein ko[illegible] sie für die vorgeschlagene Verbindung gewonnen haben. Der Dauphin [illegible] schüchtern, mürrisch und träge, dabei in solcher Furcht vor seinem Vater [illegible]zogen, daß er nie eine eigene Meinung oder Empfindung zu hegen wa[illegible] Leidenschaftslos, aber boshaft, peinigte er gern diejenigen, welche er zu lieb[illegible] schien — während er oft gegen solche Personen, die er nicht mehr haßte, eine la[illegible]nenhafte Gunst an den Tag legte. Sophie Gay und einige andere Schriftsteller haben den vergeblichen Versuch gemacht, ihn zum Helden eines sentimentalen Ro[illegible]mans zu machen; alle Nachrichten aus damaliger Zeit stimmen vielmehr dar[illegible] überein, daß er das Heiratsprojekt mit seiner schönen Cousine ohne irgend ei[illegible] Zeichen der Theilnahme aufgenommen und es eben so ohne alles Bedau[illegible] aufgegeben habe. Was die Veränderung in Ludwig's Beschlüssen herbei[illegible]führt, ist nicht vollständig bekannt. Gewiß ist nur, daß er nach dem N[illegible]weger Frieden ängstlich darauf bedacht war, die alten Bande einer Famili[illegible]allianz zwischen Frankreich und Spanien fester zu knüpfen. Sein unauslö[illegible]licher Argwohn gegen seinen Bruder mochte ihn abgeneigt gemacht ha[illegible] eine Tochter von Orleans in ein so nahes Verhältniß zur Nachfolge zu b[illegible]gen, und vermuthlich fürchtete er den starken Einfluß, welchen eine Prinze[illegible] von so hohem Verstande wie Marie Louise auf seinen trägen Sohn erla[illegible] würde. Wenn aber einmal Ludwig XIV. einen Entschluß gefaßt hatte, [illegible] konnte ihn nichts mehr davon abbringen. Der Herzog von Orleans, sei[illegible] Bruders Hartnäckigkeit bedenkend, gab nach; die Herzogin Charlotte Elisa[illegible] von Orleans beklagte nur, daß sie von einer Stieftochter, zu welcher sie [illegible]neigung gefaßt, getrennt werden solle; der Dauphin zeigte, wie bereits [illegible]wähnt, so wenig Theilnahme bei dem ihm zugemutheten Brautwechsel, [illegible] etwa beim Wechsel eines Rockes, und so war auch der leidenschaftliche Wi[illegible]stand Marie Louisens schwach und ohne Halt. Ja, er brach gänzlich zusam[illegible] als Bossuet ihre Unterwerfung unter den königlichen Willen im Namen [illegible] gemordeten Mutter verlangte. Nur ein einziger Sarkasmus entschlüpf[illegible] dieser Angelegenheit ihren Lippen. Als nämlich Ludwig XIV., nachdem er [illegible] Größe Spaniens und den Reichthum seines Monarchen, ihres künftigen Ga[illegible] geschildert hatte, die Worte hinzufügte: „Ich könnte nicht besser gegen [illegible] Tochter gehandelt haben", erwiederte sie: „Ach, Sire, Sie hätten weit [illegible] gegen ihre Nichte handeln können!"

Frau v. Sevigné erzählt, daß, nachdem die Vermählungsceremonie [illegible] Stellvertretung vollzogen worden war, Marie Louise von dem Verlangen, [illegible] Königin von Spanien zu erscheinen, so weit entfernt war, daß sie viel[illegible] Ludwig XIV. und Jeden, der auf ihn Einfluß hatte, flehentlich bat, ihre A[illegible] nach dem neuen Königreich aufzuschieben. Nur wegen der Wirkungen, we[illegible]

s Widerstreben auf den reizbaren Sinn des spanischen Volks hervorbrin- könnte, hegte sie Besorgnisse. Die emphatische Sprache der heiligen ist nachahmend, sagte ihr Beichtvater: „Ihr Kopf ist zu Wasser gewor- und ihre Augen Thränenquellen, daß sie Tag und Nacht weinen möchte.“ Die Nachricht, welche sie von Spanien empfing, war nicht geeignet, sie röſten. Während Karl II. die ausschweifendste Liebe zu seiner Braut an Tag legte, erklärte er zugleich, daß ihr nicht gestattet werden dürfe, fran- che Begleiter und Diener nach Spanien zu bringen. Das Benehmen s Vaters vermehrte ihre Leiden. Er hatte nämlich zu seinem Stellver- r in Madrid den Marquis d'Effiat, den Haupttheilnehmer bei der Ver- ung von Henriette Marie, gewählt, und so sollte demnach die junge igin die Zeichen der Liebe ihres unbekannten Gatten aus den Händen des rders ihrer Mutter empfangen. Unter solchen Umständen schöpfte sie wenig st aus den Ehrenbezeugungen, die ihr während ihrer Reise nach der Gränze ollt wurden. Sie überschritt die Bidassoa, und als sie Vittoria erreichte, er- r sie, daß ihr Karl II., zu ungeduldig, ihre Ankunft in Madrid abzuwar- , in Begleitung des Erzbischofs von Burgos, welcher die Trauung wieder- en sollte, entgegengereist sey. Die Vermählung wurde mit großer Einfach- gefeiert, was den ceremoniösen Spaniern keinen geringen Verdruß ver- chte, und ihr Aerger wurde noch dadurch vermehrt, daß der König seiner nahlin gestattete, ihren Einzug in Madrid auf einem englischen Pferde, t auf einem spanischen Maulesel, zu halten. Die spanischen Vorurtheile rden indeß durch die Entlassung des französischen Gefolges wieder versöhnt. r mit Mühe bekam die Königin die Erlaubniß, ihre Amme, zwei Kammer- dchen, eben so viele Lakaien und einen Stallmeister für ihre englischen Pferde zubringen.

Die Spanier meinten, sagt Frau von Aulnay, es könne die Königin in Etikette, an die sie für ihre übrige Lebenszeit gebunden sey, nicht früh ge- g eingeweiht werden. Selbst in der geringsten Kleinigkeit wollten sie keine lderung eintreten lassen, und seit dieser Zeit war sie einer wahrhaften klaverei unterworfen, welche durch das ernste Temperament ihrer Oberhof- isterin, der Herzogin von Terra Nova, nur noch um Vieles drückender urde, doch ihre natürliche Milde so wie ihr gesunder Verstand ließen sie anches Ermüdende und Abstoßende mit Anstand ertragen. Die Oberhofmei- rin hatte nicht unterlassen, dem Könige zu sagen, daß seine Gemahlin eben zurückgezogen wie die anderen Damen in Madrid leben müsse; daß sie ng, lebhaft, munter und an die freien französischen Sitten zu sehr gewöhnt y; daß, was in dem einen Lande für unschuldig gelte und geduldet werde, einem anderen strafbar und verboten seyn könnte. Zugleich versprach sie, e größte Wachsamkeit zu beobachten, um Ungehörigkeiten jeder Art zu verhin- rn. Karl rühmte den Eifer der Oberhofmeisterin und verhieß ihr sein un- ngeschränktes Vertrauen.

Ein seltsames Ereigniß wird den lästigen Charakter der spanischen Eti- tte ins Licht setzen. Es galt als wesentlich zur Wohlfahrt des Königreichs, ß die Königin am Tage ihres öffentlichen Einzuges in Madrid mit fliegen- n Haaren erschien. Als nun bei ihrer Toilette ein paar widerspenstige ocken ihre bestimmte Stelle nicht einnahmen, kam die Oberhofmeisterin herbei nd wollte sie, indem sie in die Hände spuckte, schlüpfrig machen. Die Königin, ie sich dieser ekelhaften Art, das Haar zu ordnen, so eilig wie möglich zu ent- iehen suchte, warf einen Kandelaber um, welcher einen Spiegel zerbrach. Hierüber brachen die spanischen Damen in ein wahrhaft entsetzliches Geheul aus; denn in Spanien, wie in Irland, gilt das Zerbrechen eines Spiegels für ein sicheres Zeichen eines frühen und plötzlichen Todes. Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Königin vom Pferde geworfen und wäre dabei ums Leben gekommen, hätten nicht zwei Cavaliere ihren Fuß vom Steigbügel befreit. Groß war ihr Erstaunen, als sie hörte, daß ihre Befreier die Todesstrafe auf sich geladen hätten, und daß sie allen ihren Einfluß aufbieten mußte, um Verzeihung für sie auszuwirken.

Es wurde bald bemerkt, daß der König düster und melancholisch geworden war. Obwohl verliebter in seine Gemahlin als jemals, zeigte er die albernste Eifersucht gegen Alles, was sie an Frankreich erinnern konnte. Er ließ ihren Schooßhund ertränken und lobte die Herzogin von Terra-Nova, daß sie zwei Lieblingspapageien der Königin, die das Verbrechen begangen hatten, ein paar französische Worte hervorzubringen, getödtet hatte. Eine andere seiner Launen war die, daß er sie an die nationalen Rohheiten der Spanier gewöhnen wollte und sie, trotz ihrer unverhohlenen Abneigung, nöthigte, bei den Stiergefechten zugegen zu seyn, welche niemals in Madrid so zahlreich und blutig waren, als unter Karl's Regierung.

Von seiner Besorgniß wegen Nachkommenschaft gepeinigt, fragte Karl II. alle gelehrten Institute um Rath, und nachdem er ihre verschiedenen Rathschläge erwogen, nahm er den Rath der Geistlichkeit an, daß er sich durch das Verbrennen hartnäckiger Ketzer bei einem Autodafé die Gnade des Himmels verschaffen solle. Der 30. Juni 1680 wurde zu dieser ruchlosen Metzelei festgesetzt. Von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends saßen der König, die Königin und der hohe spanische Adel fastend in einem Amphitheater, während mehr als 150 Unglückliche scheinbar vor ein gerichtliches Verhör gestellt und zu verschiedenen Graden der Bestrafung verurtheilt wurden. Zwei und zwanzig sollten lebendig verbrannt werden. Ihre Scheiterhaufen wurden unter Beifallsgeschrei, Gewehrsalven und Trompetenschall, wodurch ihr Geschrei erstickt wurde, angezündet, und die königliche Gesellschaft kehrte zum Palast zurück.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die inquisitorische Verordnung die gewünschte Wirkung nicht hervorbrachte. Im Gegentheil verschlimmerte sich des Königs Gesundheit so sehr, daß man für sein Leben zu fürchten anfing, und der Wiener Hof wurde durch Karl's bestimmt ausgesprochene Absicht, seine königliche Gemahlin als Nachfolgerin anzuerkennen, in Bestürzung versetzt. Dies würde den spanischen Thron den Bourbons eröffnet und dem österreichischen Hause jede Aussicht benommen haben, das Reich Karl's V. zu erben — eine Hoffnung, die es doch seit dem Tode jenes Kaisers ununterbrochen genähet hatte. Es gab nur zwei Mittel, eine solche Katastrophe zu verhindern — die Geburt eines Erben Karl's oder der Tod Marie Louisens. Der Graf von Mansfeld wurde von Wien als Gesandter mit direkten Aufträgen nach Madrid geschickt, entweder das Eine oder das Andere sicher herbeizuführen,*) und er erkaufte die Mitwirkung der Gräfin von Soissons, welche einige Zeit zuvor, weil sie mit Liebestränken und Giften Handel trieb, aus Frankreich verbannt worden war. Am 9. Februar 1689 fand in Madrid eine feierliche Prozession nach der Kirche Unserer Frauen von Atocha statt, und am Abend war Ball bei Hofe. Die Königin erschien zum letzten Mal öffentlich — und niemals sah sie liebenswürdiger und gesunder aus. Ehe der nächste Morgen graute, verbreitete sich das Gerücht durch ganz Madrid, sie läge in Todeskämpfen. Die Untersuchung ergab, daß sie nichts als ein Glas Milch, welches nach Honig schmeckte und ihr von einem ihrer Lakaien besorgt worden war, genossen hatte; mehr wurde nicht bekannt, obwohl man Vieles vermuthete. Zwar erlitt Marie Louise so große Qualen, daß ihre Nägel sich von den Fingern lösten; allein sie ertrug den Todeskampf mit großer Seelenstärke und erklärte, daß sie wünschte, der Tod möge den Jammer enden, den sie während einer fast zehnjährigen Ehe erduldet hätte. Während der Verwirrung entwich die Gräfin von Soissons, und da sie vorher für Vorspann gesorgt hatte, war sie bereits außer Gefahr, bevor noch der König die Befehle zu ihrer Verhaftung gegeben hatte.

England.

Die Ausbildung der Malerkunst in England.

Man hat bis jetzt wenig oder gar nichts von einer englischen Malerschule gehört. Liest man aber die selbst von französischer Seite über die diesjährige Kunstausstellung zu London gefällten Urtheile, so scheint, wie sich eine Kritik in der Revue Indépendante ausdrückt, wirklich die Zeit gekommen zu seyn, daß ein längeres Schweigen über die englische Kunst ein Unrecht seyn würde. Da die erwähnte Kritik, als deren Verfasser sich J. Milland unterzeichnet, ausdrücklich erklärt, daß es nicht ihre Absicht sey, über den Werth der in der Londoner Akademie ausgestellten Werke blos ein positives oder negatives Urtheil zu fällen, sondern daß sie vielmehr ihr Augenmerk vorzugsweise auf die aus der Totalität dieser Werke hervorleuchtende Tendenz der englischen Kunst überhaupt richten werde: so glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen die Hauptmomente dieser in vieler Hinsicht bedeutenden kritischen Abhandlung in gedrängter und übersichtlicher Weise vorlegen. Zu bedauern ist nur das Eine, daß der französische Kritiker bei der Vergleichung der englischen Kunst und ihrer Eigenthümlichkeit mit der anderer Nationen eine große Unkenntniß über das Wesen der deutschen Kunst und des deutschen Charakters überhaupt verräth, während er nicht nur mit der französischen — denn das versteht sich von selbst — sondern auch mit der italiänischen und niederländischen ziemlich vertraut ist.

„Die Fähigkeit, Werke der Kunst ihrem Werthe nach zu schätzen, hat man den Engländern nie abgesprochen, wohl aber zuweilen das Talent, solche Werke selber zu schaffen. Als Grund hierfür hat man angeführt, daß sie zu geschickte Kritiker seyen, um schöpferischen Geist zu besitzen; daß der Protestantismus ihren Verstand zu abstrakt, die Industrie ihre Empfindung zu kühl und berechnend und das Klima ihr Temperament zu lymphatisch gemacht habe; weshalb denn auch Winckelmann behauptete, daß das Gefühl für plastische Schönheit zu seiner Entwickelung der Sonne bedürfe. Daß in diesen Worten manche Wahrheit enthalten sey, wollen wir nicht leugnen; andererseits müssen wir aber auch die Zeitumstände in Anschlag bringen, die für die Ausbildung der englischen Kunst keinesweges günstig waren. Verweilen wir hierbei einen Augenblick.

„Im Mittelalter entbehrte England noch durchaus jedes moralischen Mittelpunkts, um den sich die National-Interessen gruppiren konnten. Es hatten sich zwar einzelne Gesellschaften gebildet, aber nicht um die allgemeinen Interessen der Nation, sondern nur um ihre eigenen besonderen zu wahren und zu fördern — eine Organisation oder besser eine Desorganisation der Gesellschaft, welche sich um so leichter von Jahrhundert zu Jahrhundert vererben konnte, als sie mit der Neigung des Volks zur Isolirung zusammenhing. Vergeblich hatte das Königthum den Versuch gemacht, diese vielen kleinen Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen. Es besaß zu wenig nationale Autorität, zu wenig Volksthümlichkeit, um jemals zu einem Punkt zu kommen, auf dem das l'état c'est moi in seinem Munde eine Möglichkeit gewesen wäre. Der Kasten-, Sekten- und Zunftgeist stellte dieser Centralisation unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die Aristokratie konnte auf ihre Thaten stolz seyn, die ostindische Compagnie über ihre Siege triumphiren, die Associationen ihren Dogmen und Traditionen eine religiöse Verehrung weihen: bei alle dem fehlte ein allgemeines Band, das diese sich zersplitternden Momente in einen nationalen Zusammenhang brachte; es gab weder eine National-Geschichte, noch einen National-Instinkt, noch einen National-Fehler, kurz Nichts, was der Nation einen bestimmten Charakter hätte verleihen können. Wie wenig solcher Zustand ein günstiger Boden für die Kunst seyn mußte, ist leicht zu erkennen. Selbst die Religion, diese Hauptquelle ihrer Entwickelung, hatte in England eine

*) Daß dies eine ganz unerwiesene Hypothese ist, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken.

Form, die sie eher zu einer Feindin als zu einer Mutter und Verbündeten derselben machte. Denn obschon auch England seinen Glauben und seinen religiösen Enthusiasmus besaß, so ist doch der Protestantismus, den man als das selfgovernement und den Liberalismus im Glauben bezeichnen kann, wenigee eine National-Religion als ein Kultus, dee für Jeden das Recht enthält, sich eine persönliche Religion zu schaffen. Ueberdies ist er ein Feind jeglichen Bilderdienstes und eben so abstrakt, wie ikonoklastisch. Was konnte die Kunst für Vortheil von einer Religion ziehen, die, weit entfeent, ihee übersinnlichen Anschauungen in die Form einee auch zu den Sinnen sprechenden Bildersymbolik zu bringen, jede solche Darstellung als Abgöttereei betrachtete. Endlich war auch die Moral des englischen Protestantismus so logisch-kalt, rigorös-verständig und ascetisch-düster, daß sie die kleinen Schwächen, welche das Hauptelement aller darstellenden Kunst ausmachen, dem religiösen Gewissen zum Opfer brachte und Alles, was im entferntesten ein Gefühl von Lust erwecken und dadurch die Menschen von dem gesetzlichen Wege ablenken konnte, mit unerbittlicher Strenge verdammte.

„Das sind wahelich Gründe genug, um den Mangel an künstleeischer Entwickelung in England zu erklären. Und dennoch hat diese Entwickelung stattgefunden. Möglich, daß die Kunst nicht Einfluß auf die Sitten gehabt hat und der Künstler außer Veebindung mit der Menge geblieben ist; aber seine Existenz, ja die Existenz einer Schule sogae ist gegenwärtig nicht mehr zu bestreiten. Fragt man, wie die Kunst ohne volksthümliche Einheit und religiöse Gemeinschaft sich hat bilden können, so ist die Antwort darauf: Aus dem Innern des Individuums selbst. Auf sich selbst angewiesen, hat der Künstler sich auch nur durch Reproduction seiner eigenen Welt bilden können. Ee hat die Palette ergriffen, weniger um sich Anderen mitzutheilen, als um mit sich selbst zu reden. Uebrigens ist zu bemerken, daß dieser Individualismus — vielleicht mit Ausnahme Deutschlands — sich aller Vöiker bemächtigt hat. Auch Frankreich steht auf diesem Standpunkt; nachdem es zuerst eine katholische Kunst gehabt hatte, erzeugte es eine nationale Kunst, um endlich die Kunst nur ihrer selbst wegen auszubilden. Dee einzige Unterschied zwischen der französischen und engschen Kunst dee Gegenwart besteht darin, daß jene die drei Stufen hintereinander durchlaufen hat, wäheend die Schule der persönlichen Inspiration sich aus keiner vorhergehenden Phase entwickelt, sondern ihre Quelle in sich selbst hat. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab es in London nur erst Portraitmalee, und Meister Thomas Hudson, der berühmteste unter ihnen, war genöthigt, einen holländischen Künstler mit der Beendigung seiner Bilder zu beschäftigen. Er selbst verstand, ähnlich gewissen Sudlern kleiner Städte, nur Köpfe zu malen; die Kleider und sonstiges Beiwerk lagen außer seiner Macht. Aber nach Hudson kam Reynolds, sein Schüler, der vermittelst der eigenen Reflexion entwickeln sollte, was bei vielen Anderen die Analyse völlig vernichtet hätte. Er studiete die großen Meistee und drang in ihre Geheimnisse ein, ohne die Fähigkeit einzubüßen, sich für die eine odee andere Weise zu bestimmen. So wurde die Malerei in England improvisirt.

„Im Jahee 1768 gründete Georg III. die königliche Akademie; und die Schule der schönen Künste wurde unter die Direction der Akademiker gestellt und durch die berühmten Vorträge ihres Präsidenten, Sir Joshua Reynolds, eingeweiht. Noch heutigen Tages ist der Geist des Meisters in seinen Schülern und Nachfolgern nicht ganz verschwunden, und fast alle englischen Künstler befinden sich noch auf dem Wege, den er damals zueest betrat. Die Akademie besteht gegenwärtig aus 39 Titular- und 24 wirklichen Mitgliedern. Wie die französische, ist sie nach dem engherzigen mittelalteelichen Prinzip eingerichtet, da sie eine Aristokratie bildet, die sich aus ihree eigenen Mitte durch Wahl rekrutirt. Jedes Jahr eröffnet sie eine Ausstellung, an der die Werke ihrer Mitglieder vorzugsweise theilnehmen, während die anderer Künstler nur dann zugelassen werden, wenn sie von einer Prüfungs-Kommission dessen würdig erachtet worden sind. Aber in England hat diese Einrichtung weniger Unbequemlichkeit, weil dort das Privilegium, auf das sie sich gründet, die allgemeine Basis der gesellschaftlichen Ordnung ist. Auch treibt der Gedanke, daß man das Recht hat, sich selbst zu regieren, und Nichts von Anderen zu erwarten hat, die Intereessen zu dem natürlichen Mittel, sich selbst zu schützen. Um nicht der Willkür der Prüfungs-Kommission anheimgegeben zu seyn, haben die an der Akademie nicht betheiligten Künstler vier freie Gesellschaften gegründet, die gleichfalls jährliche Ausstellungen veranstalten. Auf diese Weise ist das Urtheil des Publikums die letzte Instanz, an die man von dem Urtheil jener Künstler-Jury appelliren kann, weshalb sich denn letztere vor nichts mehr füchtet, als ein grundloses Urtheil zu fällen. Uebrigens beseelt die Akademie im Allgemeinen ein guter Geist: die neuen Talente werden nicht nur zue Ausstellung, sondern häufig auch in die Reihen der Akademiker selbst aufgenommen; woher es denn kommt, daß die bedeutendsten und gefeiertsten Weeke jeder Ausstellung fast immer den Namen eines Akademikers tragen. Auf diese Weise hat also die englische Akademie den klügsten Weg eingeschlagen, indem sie sich der Bewegung nicht nur nicht widersetzt, sondern sich an ihre Spitze gestellt hat.

„Die diesjährige Ausstellung enthielt 667 Gemälde, 406 Zeichnungen, Aquarell- und Miniaturbilder, 241 getuschte Aechitektueftücke und 137 Skulpturen: im Ganzen also 1451 Kunstwerke. — Der erste Eindruck, welchen die füe die Gemälde bestimmten Säle auf den Beschauer machen, ist ein wohlthuender, denn man wird nicht, wie bei den feanzösischen Ausstellungen, durch die Absichtlichkeit verletzt, die in der Gruppirung der Gemälde herrscht, um — sey es in gutem oder bösem Sinne — einen recht grellen Kontrast hervorzubrin[gen]. Außerdem springt auch bei nue obeeflächlicher Ansicht ein Umstand in die Au[gen], daß nämlich alle englischen Künstler, wie verschieden sie sonst an Talent und [Aus]bildung seyn mögen, doch ein Hauptziel verfolgen: die Farbengebung; [eine] Gleichförmigkeit, die keinesweges zufällig, sondern wesentlich im Charakter [der] Schule begründet ist. Wir müssen, um dies tiefer zu erörtern, einen ku[rzen] Blick auf die letzten Entwicklungsphasen der französischen Malerei werfen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Rußlands innere Zustände. Herr Baron Aug. v. Harth[ausen], eines dee westfälischen Mitglieder des preußischen Landtages von 1847, [der] bereits vor einigen Jahren unter der Chiffre A. v. H. (die damals von Ei[ni]gen einem berühmten Gelehrten, dem dieselben Namens-Buchstaben angehör[en], beigemessen wurde) in mehreren deutschen Zeitungen Aufsätze über den Bauer[n]stand in Rußland veröffentlichte, welche manches Neue und zwar Resulta[te] eigener Beobachtungen enthielten, hat jetzt die vollständigen Aufzeichnung[en] seiner im J. 1843 größtentheils zu landwiethschaftlichen Zwecken unt[er]nommenen Reise durch das geoße nordische Kaiserreich herausgegeben. Sei[ne] Schrift ist in zwei Bänden unter dem Titel: „Studien über innere Zustän[de], das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußland[s]" (Hannover, 1847) erschienen. Das Buch gehört wohl zu dem Vollständigste[n], was bisher übee die so wenig bekannten inneren Verhältnisse des Landes [vom] Weißen bis zum Schwarzen Meere in irgend einer Sprache veröffentli[cht] worden, und berührt nur nebenbei auch die bekannteren Zustände der Haup[t]städte St. Petersburg, Moskau, Odessa u. s. w. Wir hoffen Gelegenheit [zu] finden, auf diese Schrift näher eingehen zu können, und theilen vorläufig nur einige charakteristische Bemerkungen aus der Einleitung mit:

„In neueren Zeiten hat Rußland ungeheuere Fortschritte im modernen Fabrikwesen gemacht. Ein großer Theil des Adels ist Fabrik-Unternehmer geworden. Moskau, der Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit, ist aus einer Adels- eine Fabrikstadt geworden. Es ist sehe zweifelhaft, ob die Folgen hiervon überall als günstig zu preisen sind. Zum Theil in Folge hiervon ist der Taglohn in Rußland unermeßlich gestiegen. Im Vergleich und mit Berücksichtigung aller Umstände steht er in keinem Lande so hoch wie dort. Die Ro[h]produkte des Landbaues stehen im Innern Rußlands, entfernt von den europäischen Kornmärkten und der nothwendigen Communicationsmittel entbehr[end], sehr niedrig im Preise. Da nun der Tagelohn so hoch, überhaupt alle Ar[beit] unendlich theuer ist, so ist es klar, daß das am wenigsten lohnende Gew[erbe] der Landbau ist. Die Bodenrente ist auch wirklich, wenn mit gemiethe[ten] Leuten der Ackerbau betrieben werden sollte, völlig illusoeisch. Die Folge [ist], daß dee Landbau in allen Zweigen ohne Energie und Fleiß betrieben wird [und] zurückgeht, statt Fortschritte zu machen. Er würde noch mehr zurückschrei[ten], wenn in vielen Gegenden die Leibeigenschaft mit ihren Frohnden ihn nicht aufrecht erhielte. Die Fabrikthätigkeit ist daher eines der mächtigsten Hemmnisse gegen die Auflösung der Leibeigenschaft, die außerdem auch in Rußland allmälig eine Nothwendigkeit zu werden beginnt. — Seit uralters existirt in vielen Theilen Rußlands eine Gewerbthätigkeit, die, auf die russische Gemeinde-Verfassung begründet, eine Art von nationalen Fabriken-Associationen bildet. Diese stellen in der That dar, was die Saint-Simonistischen Theorieen, als zue socialen Reform Europa's gehörig, ausgegrübelt und als Muster aufgestellt haben. Das Gouvernement hat aus Vorliebe für das moderne Fabrikwesen diese nationalen Fabriken-Associationen *) bis jetzt viel zu wenig beachtet."

. . .

. . . . . „Wenn ich die staatliche Einheit und Untheilbarkeit Rußlands al[s] eine Naturnothwendigkeit behaupten muß, so muß ich von der anderen Sei[te] aber auch behaupten, daß es keine eeobernde Macht seyn kann und darf. E[s] hat erobert und mußte erobern, so lange es sich um den Gewinn einer inneren Einheit und Unabhängigkeit und einer äußeren soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Meeresküsten des Baltischen und Schwarzen Meeres niemals ein kompakter, in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden. Aber jede fernere Eroberung ist ihm schon gegenwärtig mehr eine Last als ein Vortheil und Zuwachs der Macht geworden. Wenn es sich mit der Würde des Staates vertrüge, so thäte es besser, alle lästigen Eroberungen wieder aufzugeben! Jedes Dorf aber, das es gegenwärtig noch erobeen möchte, würde eine nicht zu berechnende Vermehrung der Last und eine Schwächung der inneren Macht seyn. — Rußland hat mit der Eroberung seines Innern noch länger als ein Jahrhundert zu thun. Was helfen ihm eine Million unzuverlässiger Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren zehn Millionen zuverlässiger und homogener Unterthanen gewinnen kann?"

---

*) Im Originale steht zweimal „Associations-Fabriken", doch glauben wir dies als einen Druckfehler, da das Wort in dieser Verbindung einen ganz anderen Sinn giebt, betrachten zu müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

ränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Sonnabend den 16. Oktober 1847.

England.

Die englische Geld- und Handelskrisis von 1847. *)

Die diesjährige Geld- und Handelskrisis hat in vielen Beziehungen einen nz anderen Charakter als frühere Krisen dieser Art, und außer den dabei Betracht kommenden Momenten, die allen solchen Konjunkturen gemeinsam d, bieten sich diesmal auch noch einige besondere, der gegenwärtigen Krisis genthümliche Momente der Erörterung dar. Im J. 1847 nämlich zeigt h uns in England der auffallende Kontrast, einerseits einen sehr soliden und den Kredit in der Handelswelt und andererseits eine so gestörte Geldcircution wahrzunehmen, wie sie früher, auch bei einem außerordentlich gesunkenen lgemeinen Kredit, niemals vorgekommen war. Der Geldmangel hat sich ineswegs so ganz plötzlich gezeigt, wie im J. 1825, wo der an der Börse tstandene „panische Schrecken" mit einemmale die Kassen der Bank leerte. a, um genau zu seyn, müssen wir sogar hinzufügen, daß es diesmal gar keinen nischen Schrecken gegeben hat, sondern nur eine Stockung des Geldumlaufes, e allmälige Stockung, die auch, mindestens seit den letzten Monaten des . 1846, vorhergesehen worden war.

Im Monat August v. J. hatte die Bank, deren Schränke voll von Gold aren **), ihren Diskonto mit dem allgemeinen Zinsfuß mehr in Uebereinmmung bringen wollen und diesen daher von 3½ auf 3 pCt. herabgesetzt. a die Direktoren in diesem Punkte außerordentlich vorsichtig sind, so konnte an die Erniedrigung um ein halbes pCt. als ein günstiges Zeugniß für die werblichen und Handels-Zustände des Landes ansehen. Kaum aber war jener eschluß gefaßt, als sich in dem Stande der auswärtigen Wechselkurse sehr günstige Symptome zeigten. Wir befinden uns hiermit bei dem Beginn Krisis, deren erste Anzeichen unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, s fast alle Geldmangel-Epochen auf ähnliche Weise zuerst auftreten. Der tand der Wechselkurse ist eine beinahe immer untrügliche Anzeige vom tande des Geldmarktes. Große und plötzliche Veränderungen des ersteren uten gewöhnlich darauf hin, daß die Bilanz der Ein- und Ausfuhren gestört, aß man zu außerodentlichen Zahlungen in baarem Gelde genöthigt sey, und aß das Geld, gleich einer anderen Waare, in das Ausland gehe, weil es dort nen vortheilhafteren Markt findet.

Die ersten Veränderungen der Wechselkurse wurden in London als vorbergehend und nicht sehr bedeutungsvoll angesehen. Eine größere Bedeutung hielt die Sache jedoch, als man nicht mehr zweifeln durfte, daß die Aerndte hr mittelmäßig gewesen, und daß die Kartoffeln in Irland und in einigen anren Ländern Europa's gänzlich mißrathen seyen. Es stand nunmehr fest, daß an der Getraide-Zufuhren bedürfe und sie mit baarem Gelde werde bezahlen üssen. Gegen Ende des Jahres fing letzteres in der That an, sehr stark ach dem Auslande zu gehen, und der Stand der Wechselkurse auf die hauptchlichsten Getraideländer, auf Nord-Amerika und Rußland, war entschieden günstig für England. Bald sah man auch die Ziffer der Metallwerthe in iden Departements der Londoner Bank mehr und mehr abnehmen. Von ugust bis Dezember 1846 hatten diese Werthe zwischen 14 und 16 Millionen fd. Sterl. betragen, also von der gewöhnlichen Durchschnitts-Ziffer, welche Millionen (100 Millionen Thaler) zu seyn scheint, sich nicht entfernt. Vom ezember 1846 bis zum April 1847 fielen die Bestände auf 10 Millionen und litten dann in den folgenden Monaten noch weitere Verminderungen. In rankreich war die Abnahme der Baarschaften in der Bank noch etwas früher ngetreten: schon im J. 1846 hatten dieselben ungefähr ein Drittel weniger etragen als im J. 1843 durchschnittlich und im ersten Quartal von 1847 ert der Baarbestand abermals eine bedeutende Verminderung, von der er sich rst im folgenden Vierteljahre wieder etwas erholte. ***)

Diese ernsten Symptome veranlaßten in England und in Frankreich anaoge Maßregeln: beide Banken in London und in Paris erhöhten an demelben Tage, am 14. Januar, ihren Diskonto, aber nach verschiedenen Proortionen. Während die französische Bank den ihrigen von 4 auf 5 pCt. teigerte, begnügte sich die Bank von England, den ihrigen vorläufig nur auf 3½ pCt. zu erhöhen, auf welchem Stande er sich auch im August 1846 befunden hatte. Kaum waren aber acht Tage verflossen, als sie sich auch schon veranlaßt fand, ihn auf 4 pCt. festzusetzen. Drei Monate später, als die Direktoren ihre Barren-Vorräthe immer mehr schwinden sahen, erhöhten sie ihren Zinsfuß ebenfalls auf 5 pCt. Außerdem wurde aber dem Handel noch eine andere Beschränkung auferlegt: bis dahin hatte man Tratten bis zu 95 Tagen Verfallzeit diskontirt; jetzt erklärte man, ohne jedoch einen bestimmten Verfalltermin festzusetzen, daß man nur kürzere Wechsel annehmen werde. Den Zinsfuß von 5 pCt. schien man nicht überschreiten zu wollen; man hatte sogar von Zeit zu Zeit die Hoffnung ausgesprochen, bald wieder eine Erniedrigung eintreten zu sehen, als gegen Ende Juli's eine neue Steigerung als unumgänglich angekündigt wurde. In der That wurde am 5. August d. J. der Diskonto auf 5½ pCt. erhöht. Die Lage der Bank war indessen jetzt weniger genirt, als im April, und der Depositen-Fonds (deposit reserve) viel reichlicher versehen.

Welchen Zweck solche Diskonto-Erhöhungen der Bank von England haben, ist bekannt. Treu den Vorschriften ihres Statuts, sucht die Bank durch dieses Mittel das richtige Verhältniß zwischen ihren in Umlauf befindlichen Noten und ihrer Gold-Reserve zu erhalten; indem sie ihre Banknoten der Circulation entzieht, will sie damit die Ausfuhr des baaren Geldes verhindern. Diesem Kalkül liegt das Prinzip der Staatshaushaltslehre zum Grunde, daß das Metallgeld in demselben Verhältnisse, als die Banknoten verbreitet sind, aus der Circulation verschwindet. Ohne mit der Schule Adam Smith's und Ricardo's vollständig zuzugeben, daß das Handelsmedium, welches man Banknoten nennt, immer an die Stelle des baaren Geldes tritt, können wir doch andererseits nicht bestreiten, daß große Emissionen von Papiergeld dahin führen, daß die Massen der Metallwerthe abnehmen, die bei den meisten Geschäften durch ersteres ersetzt werden. Demnach kann allerdings, sobald sich die Wechselkurse ungünstig stellen, sobald das baare Geld in das Ausland geht, eine Verminderung der Banknoten dazu beitragen, die zum täglichen Verkehr nöthigen Summen Metallgeldes im Lande zurückzuhalten.

Diese Grundsätze, welche die Theorie natürlich in ihrer strengen Konsequenz festhält, finden sich jedoch in der Praxis durch eine Menge nicht vorherzusehender Umstände wesentlich modifizirt. Manchmal scheint es, als hätten sich diese Umstände geradezu vereinigt, um der Wissenschaft einen Strich durch die Rechnung zu machen. Nun steht es zwar dem Theoretiker völlig frei, von seiner Idee nicht ein Jota aufzugeben; eine Regierung kann jedoch nicht umhin, gewissen Umständen sich zu fügen. Haben wohl in der diesjährigen Krisis die Erhöhung des Diskontos und die Verminderung der Circulation hindern können, daß man die außerordentlichen Getraide-Beziehungen aus Odessa und Neu-Orleans mit baarem Gelde bezahlte? Hat man nicht die von der Bank getroffene Maßregel in ihrem Einflusse, wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch bedeutend verringert gesehen? Daraus, daß Großbritanien vom Auslande einen größeren Zuschuß von Cerealien verlangte, folgte ja durchaus nicht, daß die in Anspruch genommenen Länder darum auch einer größeren Masse von Baumwollenwaaren aus Manchester oder von kurzen Waaren aus Sheffield bedurften. „Wenn wir", hat man sehr richtig bemerkt, „zwei Säcke Getraide statt eines bedürfen, so werden die Ausländer darum doch nicht zwei Hemden und zwei Röcke statt eines tragen, zwei Paar Messer und Gabeln statt eines gebrauchen." Die Theorie kam hier mit einer Nothwendigkeit des Lebens geradezu in Widerspruch. Hätte man auch sämmtliche Banknoten der Circulation entzogen, so würde man darum doch dem Auslande dieselbe Summe in baarem Gelde haben zahlen müssen. Die gegenwärtige Krisis hätte deshalb wohl erheischt, daß man in der Anwendung der strengen Grundsätze der National-Oekonomie etwas gemäßigter verfahre. Allein hier bietet sich uns eine präjudizielle Frage dar: Gestattete die Bill von 1844 der Bank von England, zu handeln, wie es ihr recht schien? Die Bill, durch welche 1844 ihr Statut verändert wurde, zeichnete ihr im voraus den Gang vor, den sie bei den ersten beunruhigenden Symptomen zu beobachten hatte. Der Diskonto wurde demnach erhöht, und diese Maßregel, die den Direktoren vom Gesetze selbst vorgeschrieben war, wirkte demnächst auf alle sekundären Ursachen der Krisis zurück, welche sie bedeutend erschwerte.

Die Vertheuerung des Kapitals ist die unmittelbare Folge der auf einander folgenden Erhöhungen des Bank-Diskontos gewesen. In jedem Lande aber werden der Industrie und dem Handel bedeutende Wunden geschlagen, wenn der Preis der Kapitalien erhöht wird. Diese Wunden können für eine Industrie, die auf den Fuß der englischen gehoben ist und die nur durch Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse deren Abfluß nach außen sich erhalten kann, tödlich werden. Die englischen Fabrikanten haben den Vortheil, zwei wesentliche

*) Nach der Revue des deux Mondes.

**) Die Bank besaß damals 16,250,000 Pfund (ungefähr 108 Millionen Thaler) in Gold.

***) Die Bank von Frankreich besaß durchschnittlich im Jahr 1843: 236 Millionen, im J. 1846: 171 Mill. Fr. und im ersten Quartal 1847 gar nur 66 Mill. Fr. (17,000,000 Thlr.) die sich im zweiten Quartal auf 77 Mill. Fr. erhöhten.

Agentien der Arbeit, das Eisen und die Steinkohle, die auch eine immer wichtiger werdende Rolle beim Waaren-Transport spielen, zu sehr niedrigen Preisen zu besitzen; außerdem ist das Kapital gewöhnlich in ihrem Lande weniger theuer, als in anderen Staaten Europa's. Die englische Industrie bedarf aller dieser sich vereinigenden Umstände, um gewisse Nachtheile, wie z. B. einen im Allgemeinen höheren Arbeitslohn, auszugleichen. Um wohlfeil verkaufen zu können, gehört eine billige Anschaffung der Kapitalien nothwendig in die Berechnung der englischen Fabrikanten. Zu den Ursachen, die in der Zeit von 1793 bis 1815 eine so starke Preis-Erhöhung der Manufaktur-Erzeugnisse bewirkten, gehörte hauptsächlich der ungeheure Preis des Kapitals, einem Kriege gegenüber, der in den Staatsanleihen den größeren Theil aller Ersparnisse der Einzelnen verschlang. Die Herabsetzung des Zinsfußes, welche bald nach dem Frieden eintrat, trug dagegen sehr viel zur Preis-Erniedrigung aller Waaren bei. Während der letzten Krisis hat sich der Werth des Kapitales in wahrhaft erschreckenden Verhältnissen gesteigert. Stieg der Bank-Diskonto auf das Doppelte, so ist der Zins bei gewöhnlichen Anleihen mindestens auf das Vierfache gestiegen. Im J. 1846, als die Bank Wechsel zu 3 und 3½ pCt. diskontirte, konnte man Anleihen gegen Depositen zu 2½ und 3 pCt. haben. Damals hatten die Kapitalisten Mühe, ihre Gelder zinstragend unterzubringen. Seit acht bis neun Monaten dagegen sind Daeleben unter Garantie gegen 6, 8, 10 und selbst 12 bis 15 pCt. Zinsen abgeschlossen worden. Begreift man nun wohl die Unruhe, welche sich der Industrie bemächtigt hat, die mit einemmale genöthigt ist, das Kapital, mit dem sie sich ernährt, vier- bis fünfmal so theuer als früher zu bezahlen? Und selbst zu diesem übertriebenen Zinsfuß erhält sie nicht einmal die Mittel, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man wird den Schaden, der hierdurch dem britischen Gewerbfleiße zugefügt wird, leichter ermessen können, wenn man erfährt, daß das in den Fabriken der drei Königreiche steckende Kapital auf 250 Millionen Pfd. Sterl. (1700 Millionen Thaler) geschätzt und daß mindestens der vierte Theil dieser Summe durch Kredit aufgebracht wird.

Daß eine so außerordentliche Geldnoth die Thätigkeit der Fabriken theilweise hemmen und dem Handel die größten Schwierigkeiten verursachen mußte, ist leicht abzusehen. Bedeutende Aufträge konnten selbst von den ersten Fabrikhäusern Großbritaniens nicht ausgeführt werden. Wichtige Handels-Operationen, von denen einige sogar den Ankauf der unentbehrlichsten Lebensmittel betrafen, mußten wegen der gestörten Geldcirculation unterbleiben. Mit Ausnahme von Verzehrungs-Gegenständen haben alle Landesprodukte eine Preisverminderung von 10 — 20 pCt. erfahren. Gold, welches bekanntlich das einzige kostbare Metall ist, das in England einen gesetzlichen Geldwerth hat *), war so gesucht, daß die Bank vergeblich sich bemühte, 1½ Mill. Pfd. Sterl. in Silberbarren, die sie liegen hatte, gegen Gold umzutauschen. Sie selbst kaufte natürlich kein Silber mehr, auch nicht zum niedrigsten Preise. Der Staatsschatz blieb ebenfalls nicht geschützt gegen die allgemeine Geldnoth, so daß die Regierung den Zins der Schatzkammerscheine verdoppeln mußte, wodurch die jährlichen Ausgaben des Schatzes um 400,000 Pfd. (2,700,000 Thlr.) erhöht wurden. Diese Maßregel war jedoch dringend nöthig, weil sonst nach dem im versammelten Unterhause abgelegten Geständnisse des Kanzlers der Schatzkammer, Sir Charles Wood, Niemand die Schatzkammerscheine nehmen wollte. Als man die Anleihe zur Abhülfe der Bedürfnisse Irlands abschloß, war man froh, 3pCtige Consols zum Course von 88 anbringen zu können, während sie ein Jahr vorher pari bezahlt worden waren.

Gegen Ende des April und im Anfange des Mai ist die Krisis am empfindlichsten gewesen. Beunruhigt durch den Abfluß ihrer Baarbestände, weigerte sich die Bank, die Wechsel der ersten Häuser zu diskontiren. Dies erregte natürlich die allermeiste Verwirrung. Ja, wenn solche Weigerungen sich wiederholt hätten, so wissen wir nicht, ob sie in ihrer Wirkung auf den Geldmarkt nicht einer Suspendirung der Bankzahlungen gleichgekommen wären. Glücklicherweise faßte man, als die neue Aerndte eine günstigere Gestalt bekam, wieder ein wenig Vertrauen; die Geschäfte machten sich etwas leichter. Wenn seit dem Ende Juli's neue Verlegenheiten, und zwar mit einer gewissen vermehrten Heftigkeit, eingetreten, so darf man doch den Geldmangel, wie er sich jetzt zeigt und der die natürliche Folge früherer Ereignisse ist, nicht mit der furchtbaren Noth verwechseln, die im Monat April geherrscht. Die Bankerotte, die in letzter Zeit besonders den Getraide- und Kolonialwaaren-Handel betroffen und den Fall mehrerer Bankhäuser nach sich zogen, lassen vielmehr auf das Ende und nicht auf die Fortdauer der Krisis schließen. Das Weichen der Preise auf ihren normalen Stand mußte natürlich den Ruin der Spekulanten herbeiführen, die, auf die Behauptung der hohen Preise rechnend, Aufträge auf große Zusendungen ertheilt hatten. In dem Augenblicke, als die Konjunktur, die bis zur neuen Aerndte geherrscht, nachzulassen anfing, war es für den englischen Handelsstand eine absolute Nothwendigkeit geworden, seine Vorschüsse oder eingegangenen Verpflichtungen zu liquidiren. Hieraus entstanden die letzten Bewegungen des Geldmarktes, hieraus die Unfälle der Einzelnen, die aber unvermeidlich waren, um das Gleichgewicht im Handel wieder herzustellen. Zu erwähnen ist aber auch noch, wenigstens zur Charakteristik des Landes, als eine Ursache des vermehrten Geldmangels im August: die durch die letzten allgemeinen Wahlen veranlaßten Ausgaben. Sämmtliche Kandidaten, die glücklichen sowohl als die unglücklichen, hatten von ihren Banquiers bedeutende Summen erheben oder diese auf andere Weise realisiren müssen, um an dem kostspieligen Wahlkampfe theilnehmen zu können.

*) England und Portugal, das reichste und vielleicht das ärmste Land in Europa, sind die beiden einzigen Staaten dieses Welttheils, die das Silber als gesetzliche Landesvaluta — soweit es nicht als Scheidemünze gebraucht wird — nicht gelten lassen.

Dies war allerdings nur ein vorübergehendes Moment, und seine Einwirkungen sind bereits längst wieder ausgeglichen.

Seit dem Ende Juli's konnte der englische Handel mit größerem Vertrauen in die Zukunft blicken. Man hatte die Gewißheit, daß man keiner großen Getraide-Zuschüsse vom Auslande bedürfen würde. Durfte man auch nicht auf eine baldige Rückkehr der alten Leichtigkeit des Geldmarktes hoffen, so war doch mindestens vorherzusehen, daß die Bank genöthigt seyn würde, die übertriebenen Bedingungen ihres Diskontirungsgeschäftes zu ermäßigen, wie sie dies auch zu Anfang des September, allerdings mit sehr ängstlicher Vorsicht, gethan. Was die Gemüther von da ab sichtbar beschäftigte, das war nicht eine vorübergehende Drangsal (pressure), sondern die starke Erschütterung, die der Kredit in den ersten Monaten d. J. erlitten, in einem Augenblicke, wo der Zustand des Handels ein gesunder und der Reservefonds in der Bank sehr ansehnlich war. Wie war es möglich, daß die Landes-Industrie mitten in einer so blühenden Lage sich mit einemmale am Rande des Abgrundes befinden konnte? Aengstlich forschte man nach den wahren Ursachen einer so unerwarteten Noth. Wir haben diese Ursachen zum Theil oben bezeichnet, indem wir den verschiedenen Momenten der Krisis folgten. Wir müssen sie jedoch noch näher und vollständiger angeben, um schließlich zu derjenigen Ursache zu gelangen, von welcher sie insgesammt beherrscht werden.

(Schluß folgt.)

Die Ausbildung der Malerkunst in England.

(Schluß.)

Als David im Jahre 1793 sein Manifest gegen die alte Maler-Akademie schleuderte, war er gewissermaßen der Robespierre einer zweiten Revolution, der die Monarchie im Reiche der Kunst mit den berühmten Worten vom Throne stürzte: „Es wird von jetzt ab weder einen akademischen Stil, noch eine akademische Manier geben; an ihre Stelle wird allein die Idee des Wahren und Natürlichen treten." Aber David hatte zerstört ohne wieder aufzubauen, er hatte einen permanenten Aufruhr proklamirt. Bis zum Ende der Revolution hielt die Einigkeit der demokratischen Begeisterung auch die Einheit in der Malerei aufrecht; aber schon unter dem Kaiserreich begann, trotz der gemeinschaftlichen Idee des Ruhmes, die Trennung sichtbar zu werden, wenn nicht im Geiste der Künstler, so doch in der Art der Ausführung ihrer Werke. Unter der Restauration spaltete der Liberalismus die Schule immer mehr in Parteien, und seit 1830 haben sich diese Partien selber wieder in einzelne Systeme zerschlagen. Die Folge davon ist, daß es keinen Unterricht mehr giebt. Einige bekannte Meister eröffnen für die Jugend einen großen Saal, in den sie einen nackten Menschen stellen lassen, und um dieses Modell schaaren sich um 40 — 50 angehende Künstler, denen der Eigenthümer der Anstalt nur die Lehre giebt: Ahmt nach, was Ihr seht. Sich selbst überlassen und durch keine Erfahrung geleitet, geben sich die jungen Leute die größte Mühe, so schnell wie möglich zum Zweck zu kommen. Wohin diese Methode führen wird, wird man erst in 50 Jahren recht beurtheilen können.

In England gehen die Dinge einen ganz anderen Weg. Hier giebt es noch einen Unterricht, bei dem das alte System der Lehrzeit in voller Kraft erhalten wird. Wenn ein Laie in die Kaste der Maler eintreten will, so begiebt er sich unter den Schutz eines Meisters, der gewöhnlich nur einen oder zwei Eleven nimmt, um ihnen die Geheimnisse der Kunst mitzutheilen, die er selbst von seinen Vorgängern ererbt hat. So wird die Ausbildung des Künstlers zu einer ununterbrochenen Ueberlieferung. Daß diese die der alten Koloristen ist, darüber darf man sich nicht wundern. In den südlichen Gegenden, wo ein ewig blauer Himmel einen immer gleichen Glanz verbreitet, ist es die Form, die Linie, welche am meisten wechselt, und die daher auch am meisten bemerkbar ist. Aber in einem Lande mit so veränderlicher Witterung und so gedämpftem Licht wie England sind es besonders die Nüancen von Schatten und Licht, die am meisten in die Augen springen. Kürzlich sprach ein Kritiker seine Verwunderung darüber aus, daß so kalte Naturen, wie die Engländer, doch so viel Vorliebe für lebhaftes Kolorit besitzen, während gerade umgekehrt die französische Lebendigkeit eine größere Neigung zu dunkelen und eintönigen Farben zeige. Es liegt in solchem Erstaunen eine Verkennung dessen, was als günstiges Element des Künstlerberufs zu betrachten ist. Gerade weil die Engländer nach außen hin Kälte zeigen, muß sich die Empfindung in ihrem innern Leben Luft machen. Bei ihnen hält daher die Einbildungskraft den Pinsel, die Einbildungskraft liebt es aber, in ihren Schöpfungen einer dem äußeren taghellen Daseyn entgegengesetzten Richtung zu folgen. Deshalb lieben die Engländer gerade das Phantastische, und zwar hauptsächlich das Phantastische im Kolorit. Daher lernt der Lehrling in England von seinem Meister — denn dies Verhältniß ist durchaus festgehalten — zuerst, mit sehr flüssigen Farben anzulegen und dann erst mit Saft- und Lasurfarben zu malen, so daß eine Unternalung eigentlich gar nicht stattfindet. Man begreift ohne Mühe, wie diese Behandlung der Farben selbst auf die ganze Richtung des Künstlers einwirken muß. Die Anwendung der Lasuren verleitet ihn — durch die große Leichtigkeit, welche sie gewähren, die Uebergänge bis ins Unendliche zu nüanciren — sich vorzugsweise mit der prismatischen Seite der Natur zu beschäftigen; andererseits verhindert ihn die Auflegung der Saftfarben, seine Aufmerksamkeit auf die Form der sekundären Reliefs, so wie auf die Detail-Konturen, welche bei den Zeichnern zur fixen Idee geworden sind, zu richten. Kein Freund des Modells, kann der englische Künstler das Schöne nicht in die Konturen setzen, die er daher auch wenig studirt. Seine ganze Tendenz ist das Kolorit.

Außer dem Akademiker **Leslie**, der ein kleiner Delaroche ist, und **Lawrence**, der ein hübsches Portrait im Stil der römischen Schule gemalt hat, können die Schismatiker, welche sich auf der Ausstellung bemerkbar machten, kaum als Engländer betrachtet werden. Einer von ihnen, **Herbert**, ist ein Katholik, der sich vom Overbeckschen Mystizismus hat verführen lassen; der andere ist ein Irländer, ein Celte, also ein Kind des revolutionärsten Volks der Erde. Abgesehen von diesen Ausnahmen, gehören die Aussteller sämmtlich zu den drei Sekten der Koloristen-Malerei. Einige von ihnen haben als Ideal das eintönige Helldunkel Rembrandt's oder die vieltönige harmonische Einheit Titian's; der größte Theil von ihnen richtet sein Augenmerk wie Rubens vorzüglich auf den Reichthum und Glanz der Details, auf die Spiegelung und die verschiedene Brechung des Tons, welche die Farbe der Gegenstände bei verschiedener Beleuchtung erzeugt. Diese, von den Besseren mehr oder weniger glücklich erreichten Eigenschaften bezeichnen die Klippe, die diese Schule zu vermeiden hat: das Flitterwerk, die gezwungenen Effekte, den Mangel an Wahrscheinlichkeit, Solidität, Ruhe und Einfachheit. Ferner haben die englischen Künstler eine üble Angewohnheit in der Behandlung der Farben, die alle ihre Versuche in der Farbengebung scheitern macht. Statt nämlich das Fleisch eben so wie das Uebrige zu untermalen und zu lasiren, malen sie in die noch seichten Saftfarben hinein, wodurch Bilder entstehen, deren matter und bleifarbener Vordergrund auf dem strahlenden und durchsichtigen Hintergrunde zwar der milchartigen und glanzlosen Fleischfarbe der Nordländer entspricht, aber keineswegs im Stande ist, einen künstlerisch schönen Anblick zu gewähren. Indessen zeigte die diesjährige Ausstellung auch in dieser Rücksicht einen Fortschritt. Auch die Zeichnung ist weit weniger inkorrekt, die Form nicht mehr so mager und das Kolorit weniger phantastisch. Man erkennt, daß die Engländer mehr das Modell und die alten Meister studiren.

In der Erfindung, wie in der Ausführung, zeigt die englische Schule durchaus keine Vorliebe für schlagende Effekte. Die Engländer machen den Franzosen den Vorwurf, daß sie zu wenig Idealität besäßen, und zwar in doppeltem Sinn, nämlich, daß sie sich einerseits zu materiell und sinnlich, andererseits zu reell und vulgär zeigten. Umgekehrt wird ihnen selbst vorgeworfen, daß sie zu kleinlich, zu abstrakt und zu mager seyen. Diese Vorwürfe enthalten, wenn auch in übertriebener Form, viel Wahres, weil sie in der Verschiedenheit des Volkscharakters beider Nationen begründet sind. Auf französischen Gemälden erscheint der Muskelbau stärker und schwerer, das Haupt kräftiger, die Schultern weniger abgerundet: es liegt Etwas vom Altrömischen darin. Die englische Körperbildung erinnert dagegen mehr an die griechische Eleganz: die Züge sind gewöhnlich hager und entbehren der Fülle, der Größe und des lebendigen Ausdrucks; kurz während dort zuweilen das Zarte und Anmuthsvolle dem Charakteristischen, wird hier das Charaktervolle der aristokratischen Freiheit geopfert. Dem englischen Maler fehlt, wie dem englischen Dichter, das Element des Leidenschaftlichen: er hat nicht jene demokratischen Fieber, durch die der französische Künstler mit Allem, was menschlich ist, sympathisirt: das Fleisch, das Leiden, die Bewegung, der Witz, die Sinnlichkeit ziehen ihn nicht an. Zwar erhebt er sich dafür zuweilen zu einer höheren Idealität, aber wenigstens nur auf Kosten der Naturwahrheit. Statt die Wirklichkeit zu idealisiren, versucht er es, die Idealität zu verwirklichen. Das liegt, wie gesagt, im englischen Temperament. Der englische Künstler überläßt sich weit lieber der inneren als der äußeren Anschauung und stellt die Natur nicht nach den durch die Betrachtung derselben empfangenen Hindernissen, sondern nach den idealen Träumen, in die er sich über sie gewiegt hat, dar. So wie ihre Poesie weit mehr subjektiver als objektiver Art ist, so ist es auch ihre Malerei. In dieser Beziehung sind sie den alten Griechen gerade entgegengesetzt. Die antike Schönheitsidee wurde durch das Leben der Oeffentlichkeit und den südlichen Sinnlichkeitskultus erzeugt; das nach Innen gekehrte Phantasieleben und der nordische Spiritualismus können nur die Schwermuth und das Gefühl der Unendlichkeit hervorbringen. Wo sollte auch der englische Künstler die Anschauungen hernehmen, durch die er sich einen wahrhaft großen Stil bilden könnte? Um ihn her liegt allerdings ein reiches, anmuthiges und blühendes Land, aber das Erhabene und die innere Schönheit wohnen nicht auf beschorenen Rasenflächen und regelmäßig beschnittenen Hecken. Ueberall begegnet er der Abstraction: auf den Gesichtern, wie in den Gedanken und Empfindungen. Daher ist es zu erklären, daß außer drei ernsthaften Versuchen im historischen und religiösen Genre die Künstler der diesjährigen Ausstellung nur sich sämmtlich auf einsamen und blumenbestreuten Fußpfaden ergehen. **Dyce** hat die Skizze zu einem Freskogemälde eingesandt, welches er für die Königin in Osbornhouse ausführen soll, eine tüchtige und edle Composition, die den römischen Stil geschickt mit dem Spiritualismus der Münchener Schule zu verbinden verstanden hat: **Etty**, der Veteran der Akademiker, hat drei Episoden aus der Geschichte der Jungfrau von Orleans dargestellt, aber obschon er täglich einige Stunden nach dem Modell malt, so zeichnet er sich doch nicht durch korrekte Zeichnung und schöne Gestalten aus: **Maclise** endlich hat einen Auszug aus der Arche mit seinem gewöhnlichen Pinsel gemalt, d. h. mit kreidigen und harten Tönen. Wenn auch das Ganze einen wundervollen Eindruck macht, die Gewandung gefällig ist und selbst in dem Gesicht Noah's ein edler Zug herrscht, so sind doch die Formen im Allgemeinen zu unschön, die Köpfe zu irländisch und die Modellirung zu ausdruckslos.

Wenn die **historischen** Gemälde als Ausnahmen zu betrachten sind, so bilden die **Genrebilder** die Regel, und zwar entsprechen sie sämmtlich den drei Hauptelementen des englischen Charakters: der Leidenschaft für den Protestantismus, für den häuslichen Heerd und für die Jagd. In ersterer Rücksicht haben sich, außer **Rankley** und **Drummond**, besonders die Schotten, als geborene Puritaner, ausgezeichnet, und unter diesen hat das beste Bild **Harvey** geliefert. Obgleich lichtvoll, hat selbst die Landschaft einen puritanischen Anstrich, so daß der Künstler hierin die künstlerische Seite dieses nordischen Glaubens, der mehr die Form einer fixen Idee als einer extatischen Begeisterung, aber zugleich die ganze Größe der Unbeweglichkeit und Ruhe hat, bewunderungswürdig dargestellt hat. Die sanfteren Inspirationen des häuslichen Heerdes finden wir auf den Gemälden **Elmore**'s in sehr gewählter Form mit einer großen Reinheit des Gefühls und einem zugleich sparsamen und anmuthigen Kolorit wiedergegeben. Die Sportbilder bilden ein ganz besonderes Studienfach und gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Man brauchte sonst Nichts davon zu wissen, daß der Sport das Lieblingsvergnügen und Monopol der englischen hohen Barone sey, ein Blick auf diese Gemälde würde es deutlich verrathen. Die Glorie der Aristokratie umspielt selbst die Rehe, Füchse und Hunde. Die beiden Hirsche **Ansdell**'s kämpfen mit einander wie ein Paar Ritter; der Künstler scheint sie mit einer Empfindung dargestellt zu haben, der eines Edelmanns ähnlich, den ein überspannter Hang nach Ausbildung in irgend eine kleine Stadt getrieben hat, wo er die Natur liebt wie ein Ziegenhirt, der die Dichter studirt. Als bedeutender Thiermaler ist auch **Edwin Landseer** bekannt. Niemand als er versteht es besser, den Todeskampf eines gejagten Hirsches darzustellen; aber **Landseer** hat Gesichter malen wollen, und obschon es ihm gelungen ist, gute Jägergestalten mit vieler Wahrheit in Allem, was Bewegung, Farbe und Ausdruck betrifft, darzustellen, so fühlt man doch, daß der freiere Kunstsinn ihm abgeht.

Wenn man die Bilder der ersten beiden Arten betrachtet, die, welche religiöse Gegenstände, und die, welche häusliche Scenen darstellen, und man in Gedanken die Frage stellt, wie die Kunst anderer Nationen diese Stoffe behandelt hätte, so kann man leicht den großen Unterschied ermessen, der zwischen der englischen und anderen Schulen herrscht. Was hier sich in der Form der Leidenschaft offenbaren würde, erscheint in England als Ausdruck einer tiefen sittlichen Empfindung oder als moralische Reflexion. Denn im Norden theilt sich die Existenz in die auf und in die über der Erde. Wenn daher der Körper eines Angelsachsen zuweilen eine prosaische Bewegung und sein Gesicht einen trägen Ausdruck zeigt, so ist der Grund davon, daß seine Seele gewöhnt ist, ihre Hülle zu verlassen. Was in solchem Zustande die Seele sieht, wenn sie ihren Blick nicht mehr durch die körperlichen Augen richtet, scheint uns die englische Malerei mit besonderem Wohlgefallen zu erzählen; und in der That muß man ihr in den Darstellungen solcher **Erzählungen aus einer anderen Welt** den unbestreitbarsten Vorrang zuerkennen. Zwar hat in diesem Jahre die Phantasiewelt weniger Anhänger unter den Künstlern gezeigt, wie sonst; doch haben die Feen Shakespeare's und die Peri's von Moore, die Allegorieen Spencer's und die Legenden des Königs Arthur den Pinsel von einigen zwanzig Künstlern in Bewegung gesetzt, unter denen **Scott**, **Faist**, **Rash** und **Huskisson** als die bemerkenswerthesten zu nennen sind. Auch **Turner** dürfen wir nicht vergessen, dem die Natur stets in dem glänzendsten und wichtigsten Schmucke erscheint. Was stellt sein Gemälde vor? Der Katalog antwortet uns: „das Innere eines Schmelzofens“; eben so gut könnte man es für die Darstellung des Höllenschlundes oder eines Sonnenunterganges halten. Was es aber wirklich erkennen ließ, war eine sehr talentvolle Uebertreibung der beiden Tendenzen der englischen Malerei: Maßlosigkeit in der Phantasie und Verschwendung in der Farbengebung.

Die **Portraits**, welche in den letzten drei Jahren fast $\frac{3}{4}$ der ganzen Summe aller eingeschickten Gemälde ausmachten, bilden in diesem Jahre ungefähr $\frac{1}{4}$ der ausgestellten Bilder; ein Fortschritt, der darin sichtbar ist, daß die meisten unter ihnen wahrhafte Compositionen sind, die trotz des großen Reichthums an Farbe doch einen harmonischen und wohlthuenden Anblick gewähren. Wenn **Wood**, **Grant**, **Pickersgill**, **Swinton** und **Webster** ihren Gemälden die Leichtigkeit und charakteristische Idealität zu geben gewußt hätten, die **Watson-Gordon** und **Knight** den ihrigen gegeben haben, so würde die Ausstellung wenigstens zwanzig wirklich vollendete Portraits in in der Manier der Koloristen enthalten haben.

Unter den **Landschaftsmalern** sind die bekanntesten **Stanfield**, **Harding**, **Roberts**, und **J. F. Hardy**. Ihre Manier gilt als Gesetz. In der Darstellung des Baumschlages, des Wassers und des klaren Horizonts folgen die Engländer denselben Sympathieen, wie in den anderen Studien. Man darf von ihnen keinen epischen Stil verlangen. Aber sie besitzen Freiheit und Geschmack und wissen die Luft trefflich zu malen; auch gehen sie nicht von der Voraussetzung aus, daß die Landschaftsmalerei den Zweck habe, das Portrait eines Baums oder eines Steins zu liefern, sondern daß sie das wiederzugeben habe, was den eigentlichen Reiz der Natur bildet: das Unbestimmte, den Frieden, die Unendlichkeit.

Wenn wir so lange angestanden haben, von **Mulready** zu sprechen, so geschah es darum, damit unsere Leser ihn, da er über dem Niveau der gewöhnlichen Künstler steht, auch als eine ganz besondere Erscheinung betrachten möchten. Er malt nur kleine Bilder, aber mit großem Talent. In seinen „Mäherinnen“ (eigentlich: Heumacherinnen), herrscht eine große Korrektheit der Zeichnung, Eleganz und ein hinreißender Ausdruck von Schwermuth, der keineswegs der Individualität entbehrt. Es ist wahr, daß die Composition der Einheit ermangelt, auch hat der Künstler gar nicht die Absicht gehabt, den Eindruck eines harmonischen Ganzen hervorzubringen, aber der Lichtglanz, welcher das Bild überströmt, ist von wahrhaft bewunderungswürdiger Kraft und Wahrheit. Denn ohne sich an das gewöhnliche Herkommen zu binden, allen, auch den verschiedensten Tönen doch einen allgemeinen Grundcharakter zu geben, der sie in ein bestimmtes harmonisches Verhältniß zu einander setzt, hat er es gewagt, auf das strahlende Grün seines Grundtons ein festes Blau und Roth aufzusetzen und sogar die beleuchtende Seite seiner Ge-

sichter in unmittelbare Berührung mit den von Glanz strahlenden Feldern zu bringen, ohne daß dieselben weniger kräftig hervortreten. Offenbar hat der Künstler mit vieler Aufmerksamkeit das Daguerreotypp studirt und von ihm gelernt, die Farben in einer Weise zu behandeln, die den Koloristen unglaublich scheinen muß. So eigenthümlich ist dieser Lichteffekt, daß man, trotz der klarsten Zeichnung und den schärfsten Konturen doch das Licht sich auf den Gesichtern, wie auf dem Laub der Bäume, bewegen zu sehen glaubt.

Nachdem wir so weit geschildert, was wir gesehen, noch ein Wort über das, was wir nicht angetroffen haben. Im Ganzen genommen, besitzt die englische Schule wenig Energie und rein plastische Originalität. Die englischen Künstler sind weit weniger ehrgeizig als die französischen, aber sie besitzen bedeutend mehr Melancholie. Sollte nicht Eins die Folge vom Anderen seyn?

Italien.

Zur Geschichte der Waldenser.*)

Die Waldenser in den Thälern Piemonts führen den Ursprung ihrer Sekte in die ersten Zeiten des Christenthums zurück und behaupten, die Lehren des Evangeliums stets in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahrt zu haben. Es ist in der That wahrscheinlich, daß diese Sekte schon im Anfange des neunten Jahrhunderts bestand, zu welcher Zeit Claudius, der Bischof von Turin, zu dessen Sprengel sie zweifelsohne gehörte, sich gegen die Einführung der Heiligenbilder in die Kirchen erhob. Man kann überhaupt annehmen, daß sie sich derjenigen Religionspartei anschloß, welche die Neuerungen tadelte und von sich wies, durch die man der unwissenden und abergläubischen Menge den Gottesdienst zugänglich machen wollte. Diese Partei, die anfangs sehr zahlreich war, schmolz immer mehr zusammen, und man kann nicht mit Sicherheit sagen, wie es kam, daß gerade die Waldenser dem allgemeinen Zug der Geister widerstanden. Vielleicht entzog sie ihr zwischen Bergen versteckter Wohnsitz der Aufmerksamkeit und gestattete ihnen, ohne Schwierigkeit mit der römischen Kirche zu brechen. Vielleicht hatte man bei den großen Ereignissen, die das Papstthum und ganz Europa vom neunten bis elften Jahrhundert beschäftigten, keine Muße, sich um das kleine Häuflein von Ketzern zu kümmern. Wie dem auch sey, aus dem zwölften Jahrhundert beweisen Dokumente das Daseyn der Waldensischen Kirche. Es sind dies Manuskripte, von denen eines eine romanische Uebersetzung des neuen Testamentes, ein zweites, aus dem Jahre 1100, den Waldensischen Katechismus, ein drittes von 1120, der „Antichrist" genannt, eine Widerlegung der römischen Glaubensartikel und Praktiken enthält. So viel also steht fest, daß um diese Zeit die Waldenser von Rom getrennt waren, und man kann annehmen, daß ihr Sektirer-Eifer sie dazu trieb, ihre Lehren zu verbreiten, denn bald sehen wir unter ihrem Namen alle Ketzer begriffen, gegen die in Frankreich und anderswo Verfolgungen verhängt werden.

Ungefähr zweihundert Jahre vor Luther's Reformation war es, als man anfing, die Waldenser zu beunruhigen, und von dieser Zeit an bis fast auf unsere Tage bietet ihre Geschichte nur eine Reihe unerhörter Leiden, die mit wahrem Heldenmuth ertragen werden. Dies kleine Häuflein einfacher, armer Leute, deren ganzes Verbrechen ein unerschütterliches Beharren bei ihrem Glauben war, blieb Jahrhunderte hindurch das Ziel der rohesten Ungerechtigkeiten und schmachvollsten Ränke. Man thut sie in den Bann, man nimmt ihre Güter, führt ihre Kinder fort, jagt sie von Ort zu Ort, wie das Wild des Waldes, und doch bringt man sie nicht zur Abschwörung ihres Glaubensbekenntnisses. Endlich wirft man sie sämmtlich aus dem Piemont heraus; sie gehen nach den schweizer Kantonen, wo die Fortschritte der Reformation ihnen eine ruhige Freistatt und gastfreie Freunde versprechen.

Aber das Brodt der Verbannung ist immer bitter, und die Verpflegung mehrerer Hunderte für kleine Staaten, wie die der Eidgenossenschaft, auf die Länge eine schwere Last. Daher drängt man die Waldenser, die Schweiz zu verlassen und sich nach Deutschland zu wenden. Da bemächtigt sich ihrer die Verzweiflung, und sie fassen den tollen Plan, in ihre Thäler zurückzukehren. Schon haben sie sich am Genfer See vereinigt, als Bern, von ihrem Unternehmen benachrichtigt, die Armen überrascht und sie zwingt, den Weg nach der Heimat zu verlassen und in die ferne Fremde zu wandern.

Doch ihren Vorsatz, mit den Waffen in der Hand ihre alten Wohnsitze wieder zu erobern, gaben sie darum nicht auf. Derselbe reift im Kopfe des Predigers Arnaud, eines Mannes, dessen Andenken bei den Waldensern in großer Achtung steht. In der Stille wägt er die Schwierigkeiten und die Mittel zur Ausführung ab, beräth sich mit Wilhelm von Oranien, und als er endlich den Zeitpunkt günstig glaubt, giebt er das Zeichen zum Aufbruch und stellt sich an die Spitze des Unternehmens. — Diesmal gelingt es den Waldensern, die Wachsamkeit der Berner zu täuschen. Sie setzen über den See in der Anzahl von neun Hunderten, dringen unter der Führung des tapferen Arnaud durch die Gebirge vor, wo aller Art Hindernisse ihrer warten, doch will es das Glück, daß sie keinem Feinde begegnen. Nach unglaublichen Anstrengungen erreichen die Waldenser ihre geliebten Thäler. Man sichert sie ihnen durch einen ehrenvollen Frieden, den sie sich verdienen, indem sie ihr kleines Heer dem Souverain, der eben einen feindlichen Einfall in sein Land zurückzuschlagen hatte, zur Verfügung stellen.

Ihre unerschütterliche Treue, die immer ein Hauptzug ihres Charakters war, schützte sie aber nicht vor der Wiederkehr der Verfolgungen. Nur durften dieselben, da sich die protestantischen Mächte Europa's, und insbesondere der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ins Mittel legten, nicht bis zur früheren Barbarei getrieben werden. Man versuchte zwar, gewisse Edikte zu erneuern, die den Waldensern die freie Religionsübung untersagten, ihren Grundbesitz und ihre Vermehrung beschränkten; aber in Folge der freisinniger gewordenen Ansichten des gegenwärtigen Königs sind diese Maßregeln nicht streng ausgeführt worden, und die Waldenser dürfen für die geistige und materielle Entwickelung ihrer Thäler einer besseren Zukunft entgegensehen.

In dem Buche, aus dem diese Data entnommen sind, findet man theils Auszüge, theils Abdrücke der religiösen Schriften der Waldenser. Man vergleiche übrigens: Dieterici, die Waldenser und ihre Verhältnisse zum brandenburgisch-preußischen Staate, Berlin 1831.

*) Nach einem in Lausanne kürzlich erschienenen Werke von Monastier: Histoire de l'église Vaudoise depuis son origine et des Vaudois du Piémont jusqu'à nos jours.

Mannigfaltiges.

— Neue Einrichtung auf englischen Eisenbahnen. Auf einer englischen Eisenbahn — der Great Western — hat man ein neues Auskunftsmittel ersonnen, um Unglücksfällen vorzubeugen. Da diese nämlich sehr oft dadurch entstehen, daß der Lokomotivführer nicht rasch genug davon unterrichtet wird, wenn ein Wagen im Zuge aus den Schienen gekommen oder wenn sonst etwas an dem letzteren gestört ist, so giebt man jetzt auf der gedachten Eisenbahn jedem Zuge einen besondern Begleiter mit, der nichts weiter zu thun hat, als vom Tender aus den ganzen Zug, bald rechts und bald links, nach oben sowohl als nach unten, im Auge zu behalten, so daß er jede Unregelmäßigkeit sofort dem in geringer Entfernung von ihm befindlichen Lokomotivführer anzeigen kann. Die Einrichtung scheint sehr nachahmungswerth, besonders auf englischen Eisenbahnen, wo nur wenige Wagenbeamten die Züge begleiten und wo auch an den Seiten der Bahn die Wärter nicht aufgestellt sind, die man an allen deutschen Linien findet. Aber ihrem Zwecke dürfte die neue Einrichtung doch nur theilweise entsprechen, da weder des Nachts noch bei den in England so häufigen Nebeln vom Tender aus der ganze Zug übersehen werden kann. Besser wäre es, jedem Wagen einen eigenen Begleiter mitzugeben und diesen durch einen Glockenzug in den Stand zu setzen, den Lokomotivführer sofort von einer eingetretenen Unregelmäßigkeit zu benachrichtigen.

— Jenny Lind's Album. Unter diesem Titel haben die Musikalienhändler Jullien u. Comp. in London ein überaus elegantes, musikalisches „Keepsake" herausgegeben. Das Titelblatt ist auf durchsichtigem blauen Grunde gedruckt, der mit goldenen Sternen bedeckt ist. Ein kritisch-biographischer Artikel über Jenny Lind eröffnet das Buch, worauf sieben schwedische Lieder von Ahlström und Lundblad folgen, die von der Sängerin in Konzerten vorgetragen worden, und zwar sind die Noten von den Original-Texten und diese wieder sämmtlich von englischen Uebersetzungen begleitet. Den schwedischen Liedern schließen sich Jenny Lind's drei Arien aus der „Tochter des Regiments" und das berühmte, in London von ihr mit außerordentlichem Beifall gesungene „Quando lascia la Normandia" aus Meyerbeer's „Robert der Teufel" an. Demnächst folgen zwei Fantasieen für das Pianoforte, nach schwedischen Volksliedern, König's „Jenny-Lind-Walzer", Jullien's „Schwedischer Nachtigallen-Walzer" und dessen Figlia del Reggimento-Polka. Jedes schwedische Lied ist mit Illustrationen und das Ganze mit dem auf blauem Grund in goldener Fassung gezeichneten und kolorirten Portrait der Sängerin geschmückt. — Man sieht, die Engländer geben beinahe den Wienern und Berlinern an musikalischem Enthusiasmus nichts mehr nach.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Dienstag den 19. Oktober 1847.

Schweiz.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer Malers.

Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

Der liebenswürdige Verfasser der „Genfer Novellen", der „Reisen im Zickzack" und anderer Schriften gemüthlich-launigen Inhalts, Rudolph Töpffer, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, war Vorsteher einer Erziehungsanstalt. Er hatte sich anfänglich der Malerei gewidmet, zu der er einen inneren Beruf fühlte, mußte ihr aber, weil seine Augen zu schwach waren, entsagen, wenigstens in so weit, daß er sie nicht zur Hauptaufgabe seines Lebens machen konnte. Ernste Bilder, die er gemalt hätte, kennt man zwar hier zu Lande nicht, indessen sind seine komischen Federzeichnungen, seine „Abenteuer der Herren Crepin, Jabot, Vieux-Bois und Cryptogame" wohl in den Händen Manches unserer Leser gewesen. Seinen vornehmsten Ruhm aber machen seine Schriften, die voll anmuthiger Originalität und naiver Laune sind. Dieselben sind jetzt um ein neues Werk vermehrt worden, das unvollendet geblieben und im Nachlaß des Verfassers gefunden worden ist. Man hat es in Paris unter dem Titel: Réflexions et menus-propos d'un peintre genevois, ou Essai sur le beau dans les arts herausgegeben.

Dieses Buch war die Lieblingsarbeit Töpffer's. Er schrieb daran, wann ihm eben die Laune dazu ankam, wann er eine Mußestunde angenehm verbringen wollte, und so wie er sich für die Beendigung keinen bestimmten Zeitpunkt festgesetzt hatte, so war auch der Inhalt nach keiner systematischen Anordnung abgefaßt, denn trotz des zweiten Titels, den der Pariser Herausgeber hinzuzufügen für gut befunden hat, ist das Buch keine Abhandlung, die nothwendig einen Anfang und ein Ende haben müßte. Der Verfasser erläutert freilich darin seine Ansichten von der Kunst, aber er versagt es sich deshalb nicht, noch von hundert anderen Dingen zu reden, die ihm auf seinem Wege begegnen. Im ersten Abschnitt hatte er sich vorgenommen, von der chinesischen Tusche, ihrer Anwendung und ihren Vortheilen zu sprechen, aber der Abschnitt geht zu Ende — und der Leser hat nichts von der chinesischen Tusche erfahren. Doch um solche Lappalie wollen wir uns mit dem Autor nicht überwerfen — und, übrigens, ist es die Aufgabe eines Schriftstellers von Phantasie, daß er der Sklave seiner Titel sey? und welches natürliche Recht hat die erste Zeile, die tausend folgenden an ihren Willen zu ketten?

Das Buch beginnt mit einer Betrachtung über den sechsten Sinn, „denn, außer den angenommenen fünfen", meint Töpffer, „giebt es noch einen Weg, durch den die Dinge der Außenwelt in unseren Geist gelangen. Wo dieser sechste Sinn sitze, ob im Gehirn, ob anderswo, ist schwer zu sagen. Die Thiere haben ihn nicht, viele Menschen auch nicht; denn die Menschen zerfallen in dieser Hinsicht in drei Klassen: in die Pflanzen-Menschen, die Thier-Menschen und die Geistes-Menschen. Manche, außerdem ganz brave Leute, sehen die Natur, wie der Baum den Himmel, wie der Hammel die Wiese sieht, andere haben schon ein Rudiment von geistigen Fühlfäden, sie haben eine andere Empfindung, wenn sie Blau, eine andere, wenn sie Grün sehen, aber des Unterschiedes beider Farbentöne und ihrer Beziehungen zu einander werden sie sich nicht bewußt. Dies Letztere ist die Gabe eines dritten Theiles der Menschen, und hierher gehören die Leute, die mit Wahrheit vom Schönen reden, die auf der Himmelsdecke und auf dem Wiesengrunde einen Gedanken geschrieben finden, den unbegabte Augen niemals werden lesen lernen, die den Beruf, die bosse der Kunst, den sechsten Sinn, besitzen.

„Habt ihr den sechsten Sinn nicht, dann greift zu irgend einem ehrenhaften Handwerk, irgend einem einträglichen Geschäfte; aber ich bitte euch, steckt euren Daumen nie in das Loch einer Palette, bedient euch des Papiers nur, um Quittungen zu schreiben, und haltet eure Finger fern vom Elfenbein der Klaviere, denn ihr seid, ihr waret und werdet nichts seyn, als Philister, wenn ihr Deutsche seid, oder bourgeois, seid ihr Franzosen. Die Künste haben die wunderbare Eigenthümlichkeit, daß der klarste Verstand, die größte Gelehrsamkeit, der beharrlichste Fleiß nichts über sie vermögen ohne den sechsten Sinn. Das will nicht heißen, daß die begabten Leute nicht studiren sollen, sondern daß das Studium bei den Unbegabten vollkommen fruchtlos ist. Die Kunst unterscheidet sich darin von der Wissenschaft, daß sie bei jedem Künstler von vorn anfängt. Ein Dichter, ein Maler, ein Bildhauer nimmt sein Geheimniß mit ins Grab und hinterläßt keine Rezepte. Unbedeutende Aeußerlichkeiten sind Alles, was man einem Künstler ablernen kann. Ein Chemiker, ein Astronom, ein Mathematiker nimmt die Wissenschaft da auf, wo berühmte Vorgänger sie gelassen haben, und übergiebt sie bereichert seinen Nachfolgern. Aber jenes Gefühl des Schönen, das sich zu seinem Ausdrucke der Formen und conventionellen Zeichen bedient, ist keiner quantitativen Vervollkommnung fähig, und jene innere Welt, nach welcher der Künstler die äußere gestaltet, ist ihm von Niemanden überliefert worden und muß mit ihm geboren werden.

Doch wir sind weit fortgerathen von der chinesischen Tusche, und ein Wenig muß man schon von ihr reden. Die echte chinesische Tusche zeichnet sich aus durch ihren glatten und glänzenden Bruch, durch ihr feines Gekörn, ihre große Härte und unendliche Theilbarkeit. Keine andere Tinte ist ihr vorzuziehen. Die Sepia z. B. giebt zwar ein lebhafteres Schwarz, aber so zart, so leicht, so nüancirt läßt sich mit ihr nicht zeichnen, als mit unserer Tusche. Und wenn ihr nun dazu einen Pinsel wählt, so nehmt mir ja keinen schlanken, sonst macht ihr ein Mädchen-Gekritzel ohne Kraft und Saft; nehmt einen Pinsel mit einer feinen Spitze zwar, aber dessen Leib ein wenig ausgebaucht ist, damit er den färbenden Tropfen zwischen seinen Lenden bewahre und auch mit einem Striche genüge. Was das Papier betrifft, so ist das eine ernste Sache, so ernst, daß ihr bei seiner Wahl allen Nationalgeist bei Seite setzen müßt. Ihr seyd Schweizer, Deutsche, Spanier oder Franzosen — englisches und zwar Whatmansches Papier müßt ihr haben."

Hier macht Töpffer eine sentimentale Abschweifung über den Grad der Zuneigung, den diese Zeichnengeräthe ihm einflößen. Der Stab von chinesischer Tusche mit seinen goldnen Verzierungen, mit seinen räthselhaften Zeichen, der so treu ist in seinen Diensten, so willig sich im Tuschnapfe drehen läßt, so zart duftet, wenn er zwischen den Fingern erwärmt wird, ist ihm ein lieber und achtunggebietender Freund. Er ist ein redlicher Geselle, den man immer so wiederfindet, wie man ihn verlassen, ernst, ruhig, ohne eigene Launen und den euren gefügig; als hättet ihr ihn gestern bei Seite gelegt, giebt er auch noch nach Jahren alle Schattirungen, die ihr von ihm wünscht, vom zartesten Perlgrau bis zum stärksten Schwarz. Und einst wird euch dieser Stab auch ein Altersstab seyn, denn alle eure Versuche, alle eure Mondscheinlandschaften und Fingalshöhlen machen ihn höchstens um einige Linien kürzer. Er dauert so lange und länger, als ihr.

Mit dem Pinsel läßt sich schon nicht so sicher umgehen; er hat seine Mucken und Launen: Heut ist er gut, morgen schlecht, einmal läßt er auf der schönsten Stelle der Zeichnung den Tropfen fallen, den man ihm anvertraut hat, ein andermal spritzt er oder verliert eines seiner Haare mitten in einem gefühlvollen Striche, oder er sperrt verrätherisch-boshaft seine Spitzen auseinander, und ihr könnt sie nicht wieder zusammenbringen, ihr mögt sie zwischen die Lippen pressen oder am Rande des Glases drehen. Und dann hat man mehrere Pinsel. Der Pinsel ist ein Günstling und kein Freund, man wählt ihn und verläßt ihn wieder.

Was das Papier angeht, so dient es nur einmal; damit ist Alles gesagt. Hier ist keine Intimität, keine gegenseitige Gewöhnung möglich. Es ist passiv und hilft euch in Nichts bei eurer Arbeit; es zuckt nicht unter einer geschickten, es empört sich nicht unter einer unwissenden Hand, es duldet Alles, wie das Sprüchwort sagt. Diese feige Unterwürfigkeit bezeichnet es hinlänglich. Das Papier spricht also mit keiner Sylbe zum Herzen — man kann es nicht liebgewinnen.

Eine große Rolle in Töpffer's Buche spielt ein Esel, an den er die belehrendsten und erhabensten Bemerkungen über die Malerei knüpft. Es ist dies ein schweizer Esel von ländlicher Treuherzigkeit, ein Stoiker seinen Grundsätzen nach, aber ein Epikuräer in der Praxis, wenn ihm die Gelegenheit ein Kohlblatt oder eine Distel zuführt. Er ist dienstbeflissen, aber nicht knechtisch, und weiß wohl zu zeigen, daß er seinen eigenen Verstand und Willen hat, sobald ihr mit ihm über einen Bergstrom setzt. Sein Fell spielt ein wenig ins Röthliche und hat einen interessanten weißen Streifen längs des Bauches, seine Ohren neigen sich mit einem Ausdruck schlaffer Schwermuth gegen die Erde, sein Auge starrt träumend ins Feld. — Vor dieses ehrliche Langohr stellt sich Töpffer und entwirft sein Bild mit einem paar Linien. Aber schon die ersten Anfänge der Kunst — denkt er bei sich — sind eine Lüge, denn in der Natur giebt es keine Linien, die Konturen verschwimmen in einander, der Umriß ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden, und doch, wie soll man ohne dies nützliche Auskunftsmittel die Stelle begränzen, die ein Gegenstand im Raume einnimmt? Mit einem paar Strichen ist die Silhouette unseres Esels entworfen, und obgleich Augen und Nasenlöcher noch nicht gezeichnet sind, wird doch jedes dreijährige Kind den Esel herauserkennen. Jetzt noch einige Striche, um Rippen und Muskeln anzudeuten, dann noch einige stärkere und schwächere mit Dinte, um Schatten und Licht zu vertheilen, und ihr habt einen

Esel, der nicht nur die allgemeinen Kennzeichen seines Geschlechtes, sondern auch die seiner eigenen Persönlichkeit, ja, selbst seiner im Augenblicke des Zeichnens vorherrschenden Stimmung trägt. Er wird sich nachdenklich, lustig oder mürrisch zeigen. Und nun nehmt fünfundzwanzig geschickte Maler und gebt ihnen unser Langohr zum Modell, so werdet ihr fünfundzwanzig völlig von einander verschiedene Langohre bekommen. Der Eine wird den Esel grau, der Andere röthlich malen, Dieser ihm eine ernste, Jener eine unbefangene Miene geben. Jeder wird besonders die Seite im Charakter des Thieres hervorgehoben haben, die der Art seines Talentes entspricht. Nun aber laßt fünfundzwanzig verschiedene Esel von einem Maler zeichnen, und alle werden einander gleichen. So wahr ist es, daß die Maler jedes äußere Modell nach einem anderen umformen, das sie im eigenen Geiste haben.

(Schluß folgt.)

England.

Die englische Geld- und Handelskrisis von 1847.

(Schluß.)

Es giebt Gesichtspunkte, über welche alle Welt einverstanden ist. Wer wird z. B. nicht zugeben, daß die Mißärndte von 1846 ein sehr bedeutender Anlaß zu den Stockungen im Verkehr gewesen? Die Preise der Nahrungsmittel waren fast auf das Doppelte gestiegen; Weizen, der sonst 50 Shilling galt, wurde im Durchschnitt mit 80 Shill. pro Quarter bezahlt. Berechnet man die jährliche Consumtion auf 16 Millionen Quarter und nimmt man nur eine Erhöhung von 25 Shill. pro Quarter an, so hat das Vereinigte Königreich eine Mehrausgabe von 20 Millionen Pfd. (135 Millionen Thaler) auf einen einzigen Artikel gehabt, wozu doch noch viele andere theuer gewordene Getraidearten und Nahrungsmittel zu rechnen.

Zu diesem Deficit der Aerndte kamen nun noch verschiedene andere Umstände, welche die Lage des Landes um so kritischer machten. Während es nämlich diesseits des Oceans an Getraide fehlte, mangelte es in Amerika an Baumwolle, und dieser Artikel, von welchem die englische Industrie so bedeutende Quantitäten verbraucht, erfuhr einen bedeutenden Aufschlag. England war hierdurch gezwungen, den Vereinigten Staaten eine um so größere Summe baar zu bezahlen, wodurch natürlich der Wechselkurs noch ungünstiger für Ersteres wurde. Die Fabrikanten sahen alle ihre Berechnungen durch das Aufschlagen der Productionskosten zu Schanden gemacht; viele Manufakturen feierten daher, andere schränkten ihre Operationen ein. Wer nur irgend weiß, wie umfangreich die englische Baumwollen-Fabrication ist, wie viele Hände diese Industrie beschäftigt, der wird auch das furchtbare Elend ermessen können, das die Einschränkung der Arbeit über die Fabriken-Distrikte verbreitete. Mehr oder weniger mußte natürlich die Stockung auch auf alle andere Geschäftszweige zurückwirken und dem inneren Kredit manchen Schlag versetzen.

Auf einer anderen Seite haben die zügellosen Speculationen auf Eisenbahnen nicht minder stark dazu beigetragen, die gegenwärtige Krisis herbeizuführen. Auch in Frankreich und Deutschland ist man in diesen Speculationen etwas zu weit gegangen, aber doch in keinem Vergleiche mit den Engländern. In der Parlaments-Session von 1845 allein suchte man die Genehmigung zum Bau von Eisenbahnen im Werthe von 340 Millionen Pfd. Sterl. (2295 Millionen Thaler) nach. Fügt man hierzu noch die Projekte von Eisenbahnen, deren Entwürfe noch nicht vollendet vorlagen, auf welche aber bereits die Summen gezeichnet waren und Promessen mit Prämie verkauft wurden, so gelangt man zu einem Kapital von 500 Millionen Pfd. (3000—3500 Millionen Thaler). Promessen und Quittungsbogen zu diesem fabelhaften Gesammtwerthe wanderten unter fieberischer Aufgeregtheit von Hand zu Hand. Von einem Ende des Landes bis zum anderen sah man ein Volk von Mäklern und Commissionairen erstehen. Es gab keine kleine Stadt, die nicht Hunderte solcher Vermittler zählte. An keinem öffentlichen Orte durfte der tägliche Actien-Kurszettel fehlen, der von allen Augen begierig verschlungen wurde. Das Beispiel der Stadt Leeds, das wir unter tausend ähnlichen herausgreifen, mag uns einen Begriff davon geben, wie es in allen übrigen Städten zuging: In Leeds hatte man noch im J. 1844 nicht mehr als zwölf Mäkler gezählt; um die Mitte des folgenden Jahres gab es deren nicht weniger als dreihundert dort. Diese vermittelten täglich 1500—2000 Umsätze zum Gesammtbetrage von mehr als einer halben Million Pfd. Welche enorme Summen mußten hiernach die täglichen Umsätze des ganzen Königreichs betragen! Diese gigantischen Erzeugnisse der Speculation haben freilich nicht durch direkte Einwirkung auf die Bank von England die Noth vermehrt, denn mit den auswärtigen Wechselkursen hatten sie durchaus nichts zu schaffen *); ja, durch Anbietung einer starken Prämie hätte man leicht auch Kapitalien von auswärts zu diesem Behuf erhalten können. Aber die Eisenbahnen, die alle Ersparnisse der Privatleute, alle disponibeln Gelder absorbirten, entzogen diese der Industrie und paralysirten dadurch den gewöhnlichen Handels-Verkehr. Und diese Konkurrenz der Eisenbahnen mit der Industrie dauert noch immer fort. Selbst in dem bedrohlichsten Moment der Krise haben sich die Kapitalisten, obwohl (oder vielleicht weil) ihre Actien seit Anfang des Jahres ungeheuer gewichen, von den Eisenbahnen nicht lossagen mögen. Da inzwischen der Zins, den die Gesellschaften für neue Anleihen zahlen müssen, mit jedem Tage steigt, die Dividenden also nothwendig sich vermindern müssen, so wird auch wohl das Publikum sein Gefallen an den Eisenbahnen verlieren und die Kapitalien werden dann wieder mehr dem Handel zufließen. Die Gesellschaften selbst scheinen in diesem Augenblicke das Bedürfniß zu empfinden, sich selbst einen Zügel anzulegen und die Einzahlungs-Forderungen zu suspendiren.

Man würde sich übrigens sehr täuschen, wenn man meinte, daß die großen, kürzlich eingetretenen bedeutenden Reformen in der Handelspolitik Englands gar keinen Einfluß auf die Noth des Jahres 1847 geübt hätten. Wir stimmen keinesweges in die Jeremiaden der Ultra-Protectionisten ein, die in jenen Maßregeln die einzige Quelle des Uebels sehen; im Gegentheil halten wir die Veränderungen im Zollsystem Englands für einen großen Akt umsichtiger Handelspolitik, der den Engländern sicher auch reiche Früchte tragen wird; aber jedes Ding will seine Zeit haben, und bevor sich Handel und Industrie nicht in die neue Ordnung eingelebt, wird ihnen diese eher Nachtheil als Nutzen bringen. Ja, die so plötzlich eingeführte Veränderung hat das Gebäude selbst, welches sie zu befestigen den Zweck hat, im ersten Augenblicke ebenfalls erschüttert.

So zahlreiche und mannigfaltige Ursachen sind es, die, gegen Ende des vorigen Jahres zusammentreffend, die Elemente einer Krisis bildeten und unvermeidliche Verlegenheiten herbeiführen mußten. Hiezu kamen nun noch die Maßregeln, welche die Bank, ihrem Statute gemäß, für nothwendig hielt, und so konnte die Katastrophe, die wir erlebt haben, nicht ausbleiben. Wenn man dem Gange der Ereignisse folgt, so kann man die Wirkung der von der Bank getroffenen Maßregeln gewissermaßen mit Händen greifen. Hätte dieses große Institut, statt in jenem Sinne zu verfahren — wodurch Allem, was einen unglückseligen Einfluß auf den Handel üben konnte, freier Spielraum gelassen wurde — im entgegengesetzten Sinne gehandelt, d. h. hätte es dem Kaufmannsstande größere Erleichterungen bewilligt, statt ihm die Vortheile zu entziehen, die er bis dahin genossen; wäre die Bank nicht durch ihr Statut zu einer absoluten Selbstisolirung verurtheilt, so würde die Handelsklemme ganz gewiß viel kürzer und bei weitem nicht so empfindlich gewesen seyn. Ja, vielleicht hätte die ganze Klemme nicht den Namen Krisis erhalten, welche letztere immer sehr ernste, verwickelte und langdauernde Verlegenheiten voraussetzen läßt.

Nachdem wir die verschiedenen Ursachen der letzten Erschütterung durchgegangen, sind wir nunmehr zu dem eigentlichen und wahren Grunde gelangt. Unter allen Fragen, welche die Geldnoth von 1847 hervorgerufen, ist die in Betreff der Verfassung der Bank unzweifelhaft die wichtigste. Bereits ist dieser ernste Gegenstand bei dem letzten Parlamente zur Sprache gebracht worden, bereits ist die Bill von 1844 der Gegenstand sehr lebhafter Angriffe von Seiten der Herren d'Israeli, Masterman und Newdegate gewesen. Sind diese Angriffe auch durch Sir Robert Peel's große Autorität in Finanzsachen beseitigt worden, so werden sie doch nun im neuen Parlament verstärkter wieder aufgenommen werden. Ja, Sir Robert selbst, wie sehr er auch an den Grundlagen des Bank-Systemes festhielt, hat doch — und seine Erklärungen im Unterhause, im Monat Mai 1847, bezeugen es — keinesweges dem Gedanken einer theilweisen Modifizirung desselben sich widersetzt. Das Stillschweigen, welches er in seinem Manifeste an die Wähler, worin er die Thaten seiner Verwaltung wohlgefällig aufzählt, über diesen Gegenstand beobachtet — deutet es nicht bei ihm auf Zweifel an der Vollkommenheit des gegenwärtigen Mechanismus hin? Lord John Russell hat, wie man vernimmt, mit seinen Kollegen, sowie mit hochgestellten Finanzmännern, mehrere Konferenzen über die Regulirung des Geldumlaufs gehalten. Es wäre inzwischen voreilig, jetzt schon von einem Reformplane zu sprechen. Genug, daß die Frage angeregt ist, von der periodischen Presse nachhaltig besprochen wird und zu zahlreichen Druckschriften Anlaß giebt, die sich die Bill von 1844 zum Schlachtfeld erwählen. Die Polemik bleibt natürlich nicht innerhalb des engen Kreises der Schriftsteller, die sich speciell mit Staats-Oekonomie beschäftigen, sondern regt Alles an, was ein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes nimmt. In einem zweiten Artikel wollen wir einen Blick auf die Schriften werfen, welche die Bank- und die Geldumlaufsfrage in England bisher hervorgerufen hat.

*) Doch wohl auch etwas; denn nicht blos auf die Eisenbahnen in Großbritanien, sondern auch auf die in Frankreich, Belgien (so weit sie in Privathänden sind) und Holland haben englische Kapitalisten spekulirt. Ja, wenn ihren Anerbietungen im J. 1845 nachgegeben worden wäre, so würden sie jetzt auch die Eisenbahn von Berlin nach Königsberg bauen. D. R.

Atmosphärische Eisenbahnen und Luftwagen.

Mit Bezug auf den in Nr. 118—120 des Magazins enthaltenen, nach der Revue des deux Mondes bearbeiteten Aufsatz über die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich, sind wir von Herrn Geheimen-Oberbaurath Crelle, auf dessen Schrift „Ueber die verschiedenen Arten, die Spannkraft der atmosphärischen Luft als bewegende Kraft auf Eisenbahnen zu benutzen" (Berlin 1846, bei Reimer) an einigen Stellen des vorgedachten Aufsatzes Bezug genommen wird, ersucht worden, als Nachtrag zu dem, was wir gegeben, aus der genannten Schrift einige Paragraphen mitzutheilen, welche zunächst einen bestimmten und, so weit es die Kürze gestattet, deutlichen Begriff von dem Gegenstande selbst, von welchem die Rede ist, und dann eine Uebersicht der Ergebnisse der Untersuchungen des Verfs. liefern, deren Begründung den Inhalt seiner Schrift ausmacht. Es scheint dies, nach der Ansicht des Herrn Crelle um so nothwendiger, als die Hindeutungen der Revue des deux Mondes einen zu unbestimmten und unvollständigen, zum Theil sogar nicht genauen Begriff von dem Inhalt und dem Zwecke seiner Schrift gaben, wäh-

rend es wegen der großen Wichtigkeit des Gegenstandes wohl zu wünschen ist, daß die Vorstellungen von demselben überall berichtigt werden.*) Da wir diesen Wunsch des Herrn Verfassers nicht nur für angemessen, sondern auch ganz im Interesse unsrer Leser erachten, so lassen wir die uns von demselben bezeichneten Stellen hier wörtlich folgen. Näheres findet der Leser, dem es nicht blos um die Resultate, sondern auch um den Gang der Untersuchung zu thun ist, in der Schrift selbst.

„Verschiedene Arten, die Spannkraft der Luft auf Eisenbahnen zu benutzen.

„Die verschiedenen Arten, wie die Spannkraft der Luft zur Fortreibung von Lasten auf Eisenbahnen sich dürfte benutzen lassen, wenigstens diejenigen, welche theils schon wirklich ausgeführt, theils vorgeschlagen und mehr oder weniger dringend empfohlen wurden, sind etwa folgende:

„I. Man kann längs der Eisenbahn, mitten zwischen die Schienen, eine Röhre legen, in welcher sich ein Kolben bewegt, vor welchem man die Luft mehr oder weniger auspumpt, so daß der Druck der atmosphärischen Luft hinter dem Kolben das Uebergewicht bekommt und den Kolben und mit ihm den vordersten Wagen des Zuges, der mit dem Kolben durch eine senkrechte Stange verbunden ist, und dann weiter die an den vordersten Wagen angehängten übrigen Wagen, also den ganzen Wagenzug forttreibt. Damit die Stange von dem Kolben nach dem vordersten Wagen gelangen könne, muß die Röhre längsaus einen Schlitz haben, den eine längsauslaufende Klappe vor dem Kolben luftdicht verschlossen hält und welche erst die Stange selbst, oder der Wagenzug, so wie er fortrückt, öffnet. Die luftdichte Klappe aber, und sie allein, ist die sehr große technische Schwierigkeit. Einen Wagen, der nicht mit Gütern oder Personen beladen werden könnte, wie Dampfwagen und Tender auf Dampfwagenbahnen, giebt es hier nicht; denn auch der vorderste Wagen, der durch die Stange mit dem Kolben zusammenhängt, kann noch beladen werden. Es braucht bloß der Führer, mit Dem was ihm nöthig ist, darauf Platz zu finden. — Diese Art der Vorrichtung ist die Dubliner sogenannte atmosphärische Eisenbahn.

„II. Während Alles ganz wie vorhin ist, kann man die Luft, statt sie vor dem Kolben zu verdünnen, hinter dem Kolben zusammenpressen. So viel ich weiß, ist diese Art noch nicht näher vorgeschlagen worden; allein die Veränderung liegt so nahe, daß sie kaum etwas Neues zu nennen ist. Es ist dazu nichts weiter nöthig, als eine andere Einrichtung der Klappe auf dem Schlitz für die Verbindungsstange des Kolbens in der Triebröhre mit dem vordersten Wagen. Statt daß diese Klappe bei Nr. I. von außen nach innen luftdicht schließen muß, muß sie es hier von innen nach außen; was sich auch, wie sich zeigen wird, ganz gut ausführen lassen dürfte.

„III. Man kann, statt eine feste eiserne Röhre mit einem Schlitz zwischen die Schienen zu legen und einen Kolben darin sich fortbewegen zu lassen, eine Röhre ohne Kolben zwischen die Schienen legen, die, so wie die Luft hineingepumpt wird, hinter einem Rade am vordersten Wagen sich aufbläht, welches Rad mitten zwischen den Schienen auf der Decke der Röhre hinrollt und so den vordersten Wagen und mit ihm die übrigen Wagen forttreibt. Dieses wäre die Ausführung eines Vorschlages, welchen kürzlich ein Ungenannter in Nr. 17 des „Journal des chemins de fer" von 1844 gemacht hat und dessen Grund-Idee schon vor mehreren Jahren unter anderen ein preußischer Ingenieur hatte, der sie zum Heben des Wassers benutzen wollte.

„IV. Man kann, wie in Nr. I. und II., zwischen die Schienen eine feste eiserne Röhre legen, in dieser Röhre die Luft zusammenpressen, daraus aus der Röhre, als einem festliegenden Luftbehälter, den vordersten Wagen, der ganz wie ein Dampfwagen eingerichtet ist, mit zwei Cylindern, Kolben, Kurbeln u. s. w., oder ohne Dampfkessel und Esse, auf irgend eine Weise die nach Bedürfniß nöthige Luft schöpfen und diese nun ganz so auf die Kolben in den Cylindern des Luftwagens wirken lassen, wie den Dampf in Dampfwagen. Diese Einrichtung ist die des Herrn Pecqueur. Sie ist bis jetzt erst im Modell versucht worden, wird aber dem Vernehmen nach im Großen geprüft werden.

„V. Man kann die Luft in Behälter zusammenpressen, diese Behälter auf den vordersten Wagen setzen, der wiederum ganz so eingerichtet ist, wie der Luftwagen in Nr. IV., und nun wieder diese zusammengepreßte Luft aus den mitfahrenden Behältern auf die Kolben in den Cylindern ganz eben so wirken lassen, wie den Dampf in Dampfwagen. Diese Einrichtung ist diejenige, welche meines Wissens zuerst Herr v. Baader in München vorgeschlagen hat. Der Herr Oberbergrath Henschel in Cassel hat sie im Jahr 1833 von neuem angeregt. Ich habe davon im Jahr 1838 in der der hiesigen Königl. Akademie vorgelesenen Abhandlung „Ueber die Ausführbarkeit von Eisenbahnen in bergigen Gegenden" gesprochen, und im August 1844 hat Herr Andraud zu Paris auf einer der Eisenbahnen nach Versailles Versuche mit einem von ihm im Großen ausgeführten Luftwagen angestellt; vorläufig ohne angehängte Lastwagen, weil es ihm noch an dem Mittel gefehlt hat, die Luft hinreichend zusammenzupressen.

„Uebersicht der Vergleichung der fünf Systeme untereinander und mit dem Dampfwagensystem.

„In der vorstehenden Auseinandersetzung wird man bemerkt haben, daß sich fast in allen Punkten ein Vorzug des Systems Nr. V. vor den vier anderen Systemen, so wie auch vor den Dampfwagenbahnen ergiebt, und daß es allen diesen fast in keinem Punkte nachsteht. Um dies deutlicher vor Augen zu stellen, wollen wir kurz und übersichtlich hersetzen, wie es sich dem Obigen zufolge mit dem System Nr. V. gegen die anderen vier Systeme und gegen das Dampfwagensystem verhält.

„Erstlich die Anlage-, Erhaltungs- und Benutzungskosten einer Eisenbahn nach dem System Nr. V. werden in den gewöhnlichen Fällen, zu welchen die z. B. genommene Bahn zwischen Berlin und Potsdam gehört, also auf längere Linien und für die allgemeine Anwendung der Eisenbahnen, mit Luftwagen zweiter Art um ein nicht Unbedeutendes geringer seyn als die einer Dampfwagenbahn, und mit Luftwagen erster Art freilich um etwas, wiewohl nicht verhältnißmäßig viel höher; indessen wird man auch schwerlich der Luftwagen erster Art sich bedienen.

„Alle vier anderen Systeme, also auch die sogenannte atmosphärische Bahn, kosten sehr bedeutend viel mehr zu bauen, zu erhalten und zu benutzen, als eine Dampfwagenbahn, zum Theil zwei-, drei- und viermal mehr so viel mehr in den Anlagekosten, als der ganze Unterbau.

„In ungewöhnlichen Fällen, wo Dampfwagen gar nicht mehr ausreichen, nämlich wo sehr hohe und steile Abhänge zu ersteigen sind, kann das Verhältniß der Kosten von No. I., II., III., IV. möglicherweise für diese günstiger seyn, aber schwerlich wird, wegen der kostbaren Triebröhre, jemals irgend eins der vier ersten Systeme weniger Anlagekosten erfordern, als Nr. V.

„Zweitens. Den sehr großen Vorzug vor den Dampfwagenbahnen, daß das Feuer von der Bahn entfernt wird und daß auch Wasser-, Wind- und Thierkraft, wo die Oertlichkeit es zuläßt, wenigstens hülfsweise, neben der Dampfkraft benutzbar ist, hat Nr. V. mit Nr. I., II., III. und IV. vollkommen gemein, und ist also darin den übrigen Systemen gleich.

„Drittens. Zum Ersteigen sehr hoher und steiler Abhänge, wo Dampfwagen nicht mehr wohl ausreichen, sondern jetzt stehende Maschinen nöthig sind, ist das atmosphärische System Nr. I. nur in beschränktem Maße geeignet. Schon auf einen Abhang von 1 auf 40 lassen sich nur etwa 975 Ctr. Last auf einmal hinaufbringen, und ein Wagenzug von 1500 Ctr. schwer läßt sich nur noch auf einen Abhang von 1 auf 63 hinauftreiben.

„Das System Nr. IV. ist hier gar nicht passend.

„Die Systeme Nr. II., III. sind hier sehr wohl passend, besonders Nr. II.; nur werden sie hier auch sehr kostbar seyn.

„Das System Nr. V. ist mit Hülfe des Mittels (§. 58) auch hier anwendbar, und zwar wahrscheinlich mit geringeren Kosten als jedes andere.

„Die Mittel zum Hemmen beim Bergabfahren sind bei allen fünf Systemen dieselben; jedoch hat Nr. V., insofern es darauf ankommt, die Geschwindigkeit blos zu mäßigen, vor den vier anderen auch hier einigen Vorzug.

„Viertens. In Fällen, wo die Bahn abwechselnd ziemlich stark steigt und fällt, haben Nr. IV. und V., und besonders Nr. V., in Absicht der Ersparung an Kraft und in Rücksicht der Gefahr zu großer Geschwindigkeiten vor Nr. I., II. und III., so wie auch vor den Dampfwagenbahnen, einen sehr wesentlichen Vorzug, der so bedeutend ist, daß allein wegen des Grundmangels auch der atmosphärischen Bahnen in diesem Punkt, dieselben vielleicht sogar nur ausschließlich für Fälle, wo, wie bei Dublin, die Straße fortwährend steigt, rathsam seyn dürften.

„Fünftens. Rücksichtlich der Möglichkeit der Hervorbringung großer Geschwindigkeiten hat kein System vor dem anderen einen Vorzug.

„Sechstens. Rücksichtlich der Sicherheit der Fahrt haben Nr. I., II. und IV. vor den übrigen und vor den Dampfwagenbahnen den Vorzug, daß die Triebstange den vorderen Wagen hindert aus den Schienen zu kommen. Aber sie schützt auch nur diesen einen Wagen, höchstens noch einigermaßen den weiter folgenden. Der Vorzug ist also nicht groß. Dagegen sind sie, so wie Nr. III., gegen Nr. V. im Nachtheil, wenn eine Achse oder ein Rad bricht. Bei den Uebergängen des Triebkolbens aus einem Röhrenstück in das andere sind Nr. I., II. und IV., besonders Nr. I., II., gegen Nr. III., und noch mehr gegen Nr. V. sehr im Nachtheil. Der Vorzug vor Nr. I., II. und IV., daß das Zusammenstoßen zweier Wagenzüge hier unmöglich ist, ist nur mehr scheinbar; und durch dieselben Mittel, die für Nr. I., II. und IV. an sich nothwendig sind, läßt sich das Zusammenstoßen auch bei allen anderen Systemen vermeiden. Die atmosphärische Eisenbahn hat in diesem Punkt keinen Vorzug vor den anderen Systemen, und Nr. V. steht keinem nach. Der vordere Wagen Nr. I. II. und III. ist zwar weniger komplizirt als von Nr. IV. und V., dafür hat aber Nr. V. die nicht weniger komplizirte Luftklappe und den Triebkolben der Triebröhre gar nicht und ist also auch hier nicht im Nachtheil. Endlich hat Nr. V. mit dem Dampfwagensystem den Vorzug gemein, daß, wenn etwas während der Fahrt schadhaft wird und der Wagenzug deshalb stehen bleibt, nicht, wie bei den anderen Systemen, Pferde abgeschickt werden müssen, um ihn weiter zu schaffen.

„Siebentes. In Rücksicht der möglichen Ersparung an den Anlagekosten gegen die der Dampfwagenbahnen hat Nr. V. den Vortheil, daß der Unterbau schwächer und wohlfeiler seyn kann, beinahe ganz mit Nr. I., II., III., IV. gemein; doch verzehren bei diesen vier Systemen die Kosten der Triebröhre jene Ersparung vielfach. Daß die Brücken in der Bahn, oder über die Bahn, mit dem Unterbau zugleich schwächer und wohlfeiler sein können, als in Dampfwagenbahnen, kommt allen fünf Systemen gleichmäßig zu. Aber das zweite Schienenpaar läßt sich für Nr. I., II., III. und IV. eben so wenig und noch weniger ersparen, als für Nr. V. und für Dampfwagenbahnen. In Rücksicht der Ersparung, die daraus entsteht, daß man bei allen fünf Systemen beliebig stärkere Gefälle gestatten darf, als für Dampfwagen, ist Nr. V. in sehr großem und entschiedenem Vortheil vor allen anderen. Endlich, in Rücksicht der Ersparung an den Kosten, die unter Umständen durch kleinere Halbmesser der Krümmen erzielt werden können, sind Nr. I., II. und IV.

*) Auch die Querdurchmesser der Treibcylinder von St. Germain und Dalkey waren unrichtig angegeben; sie betragen resp. 63 und 38 Centimetres.

nur in so geringem und zweifelhaftem Vortheil, daß derselbe nicht in Betracht kommt, und Nr. V. kann durch dieselben Mittel, welcher zu dem Zweck die Dampfwagenbahnen und die anderen Systeme bedürfen, ebenfalls dieses Vortheils theilhaftig gemacht werden.

„Resultat.

„Die Summe hiervon ist, daß das System Nr. V., mit Luftwagen ohne Triebröhre, nur in sehr wenigen und unbedeutenden Punkten den anderen vier Systemen nachsteht, und den Dampfwagenbahnen fast in keinem, daß dasselbe dagegen in vielen Punkten so große und entschiedene Vorzüge vor allen anderen, auch vor den Dampfwagenbahnen besitzt, daß meines Erachtens kein Bedenken seyn kann, dasselbe für das beste von allen zu erklären, von welchen bis jetzt die Rede seyn darf, und für dasjenige, durch welches, wenn man in äußerst schwierigen Fällen, nämlich in hohen Bergen, etwa noch Nr. II. zu Hülfe nehmen will, die Eisenbahnen erst allgemein und überall ausführbar und nutzbar zu machen seyn dürften; daß aber gegentheils dieses Ziel von den atmosphärischen Eisenbahnen durchaus nicht zu erwarten sey.

„Ich weiß zwar sehr wohl, daß alle die Berechnungen, auf welche sich in einigen und selbst in den meisten Punkten dieses Endresultat stützt, so sicher auch die Prinzipieen sind von welchen sie ausgehen, in der Praxis noch gar manche Modificationen werden erleiden müssen. Allein da wir einestheils überall, wie man bemerkt haben wird, keineswegs etwa zum Vortheil von Nr. V. gerechnet haben, sondern eher zum Nachtheil dieses Systems, und anderentheils die Differenzen, welche sich ergaben, so sehr groß und bedeutend sind, daß schwerlich ein Minus statt eines Plus wird gesetzt werden müssen: so ist wohl sehr zu zweifeln, daß jemals auch die Praxis ein entgegengesetztes Endresultat ergeben werde.

„Wir folgern hieraus, daß es durchaus nicht rathsam sey, die so schätzbaren, eifrigen und kostbaren Bemühungen, die man jetzt so löblicherweise in der neuesten Zeit auf die Vervollkommnung des Eisenbahnwesens wendet, etwa ausschließlich auf das atmosphärische System zu richten, sondern daß es viel besser gethan seyn wird, wenn man sie auch dem System Nr. V. mit Luftwagen ohne Triebröhre zuwendet. Die Probekosten werden hier außerdem viel geringer seyn; denn es ist keine besondere Eisenbahn dazu zu bauen nöthig, wie eigentlich bei dem atmosphärischen System, sondern jede vorhandene Bahn ist zu den Proben geschickt. Es kommt einzig und allein darauf an, Luftwagen zu bauen, wozu sogar vorhandene Dampfwagen benutzt werden können, und dann diejenigen Vervollkommnungen dieser Luftwagen zu ermitteln, welche die zweite Art derselben gegen die erste gewähren dürfte. Gelingt der Versuch, woran zu zweifeln kaum ein Grund vorhanden seyn möchte, so sind unabsehbare Vortheile gewonnen. Und Alles wird nur gewinnen, Niemand verlieren, selbst die Dampfwagenfabriken nicht; denn diese werden dann Luftwagen, Luftpumpen und stehende Dampfmaschinen statt der Dampfwagen zu bauen haben; auch nicht die Brennstoffhändler; denn der Brennstoff wird doch immer meistens zu den stehenden Maschinen verlangt werden. Der Gewinn für die Eisenbahnen selbst, und also für das Gemeine-Beste, würde aber, wie gesagt, unabsehbar seyn, sowohl in Ersparung der Anlagekosten in den schwierigen Fällen, als durch Entfernung des Feuers von der Bahn, und weil dann erst die Eisenbahnen allgemein ohne unerschwingliche Kosten ausführbar seyn würden. Verfährt man anders, beharrt man bei den Dampfwagenbahnen, oder in dem Hülfesuchen bei den atmosphärischen Bahnen, so wird man Millionen weggeben, welche man, wenn dann endlich einmal vielleicht doch das Rechte und Bessere sich Platz machen sollte, bitter bereuen wird.

„Dieses Endresultat möglichst anschaulich zu machen und nach besten Kräften zu begründen, ist der Zweck der hier vorliegenden Arbeit des Verfassers, die in der That nicht wenig mühsam und beschwerlich war und ihm langes Nachdenken und viele Vorarbeiten gekostet hat. Für sich hat er nur den einen Wunsch, zu erfahren, daß man sie nicht unbeachtet gelassen habe.

„Berlin, im Januar 1845."

Mannigfaltiges.

— Pneumatisches Verfahren beim Einrammen von Pfählen. Unter dieser Ueberschrift enthält das Londoner Athenaeum einen Bericht über eine kürzlich gemachte wichtige Erfindung. Das Verfahren, auf welches Dr. Potts vor einiger Zeit ein Patent erhalten, wie es sich denn auch der Protection der Lords der Admiralität und der Trinity-Kommission zu erfreuen hat, ist in allen den Fällen, wo es sich um Anlagen unter dem Wasser handelt, von solcher Wichtigkeit, daß jeder wissenschaftlich Gebildete begierig seyn wird, etwas Näheres über das Prinzip und die Methode der Erfindung zu erfahren. Es ist dies einfach die Anwendung der Luftpumpe beim Einsenken von eisernen Röhren (tubular iron piles). Eine eiserne Röhre wird auf die Stelle gebracht, durch welche sie einsinken soll. Schafft man alsdann mittelst der Luftpumpe einen luftleeren Raum, so dringen kleine Steine, Sand, Schlamm, Wasser u. dergl. vom Grunde aus in die Röhre und in dem Maße, als jene eindringen, senkt sich diese durch ihr eigenes Gewicht in die durch das Emporsteigen der eingedrungenen Gegenstände entstandene Vertiefung. Demnächst werden die kleinen Steine, der Sand u. s. w. durch den Pumpapparat aus der Röhre geschafft. Man erzeugt nun von neuem einen leeren Raum, und die Röhre sinkt immer weiter. Sind nun eine Reihe dieser Röhren eingesenkt, welche sich, je nach den Umständen, mit Kalk, Holz oder anderen festen Massen anfüllen und mittelst Bolzen und Schrauben, durch eine ähnliche scharfsinnige Vorrichtung, verbinden lassen: so ist die Anlage einer Wassermauer oder die Grundlegung eines Leuchtthurms, Molo's u. s. w. wirklich zu Stande gebracht. Man hat das Verfahren auf den Goodwin-Sandbänken angewandt und einen wunderbaren Erfolg davon gehabt. Die Schnelligkeit, mit welcher die Röhren eingesunken sind, setzte wahrhaft in Erstaunen. Durch die Luftpumpe und eine eiserne Röhre läßt sich in einer Stunde mehr erreichen, als durch die gewöhnliche Methode, hölzerne Pfähle mittelst des sogenannten Bären in die Erde zu treiben, innerhalb eines Tages oder selbst einer Woche. Die Erfindung läßt sich eben so auf Eisenbahnen und Brücken, und überhaupt allenthalben, wo hölzerne Pfähle erfordert werden, in Anwendung bringen.

— Der bevorstehende schwedische Reichstag. Das „Fädrelandet" enthält einen aus Stockholm datirten Brief vom 2. Okt. d. J., welchem wir folgende Stelle entlehnen: „Der Reichstag nähert sich jetzt mit starken Schritten; in anderthalb Monaten steht seine Eröffnung bevor; alle unsere politischen Astrologen beschäftigen sich damit, ihm sein Horoskop zu stellen und seine Physiognomie zu zeichnen, doch Gott allein kann wissen, welche dieser verschiedenen Konjunkturen sich bewähren wird. Vielleicht ist nie zuvor ein schwedischer Reichstag mehr im voraus bearbeitet worden, und doch ist es allem Vermuthen nach niemals schwieriger gewesen, als im gegenwärtigen Augenblick, vorher zu sagen, was dabei herauskommen wird. Die Muthigsten fangen an, die Hoffnung sinken zu lassen, und die Truppen gerathen in Unordnung. Die Wahlen sind überhaupt so ausgefallen, daß man nicht recht weiß, ob die Sache der Liberalen dabei gewonnen oder verloren hat; indeß ist so viel gewiß, daß der Bürgerstand einen Verlust erlitten hat, welcher durch den Erfolg, den die Wahlangelegenheit in dem „nördlichen Brugsdistrict" gehabt hat, kaum zu ersetzen ist. Thore Petré, welcher auf dem letzten Reichstage diesen Distrikt vertreten hat, hat dieses Mal — wie man vermuthet, aus Mißtrauen gegen das Schicksal des Reichstages — seine Stelle einem neuen Kämpfer, Herrn Östberg, überlassen. Man kennt die große Rolle, welche Herr Petré im Bürgerstande gespielt, so wie den ungeheuren Einfluß, welchen er durch sein parlamentarisches Talent, seine unbestrittene Energie und feste Haltung ausgeübt hat. Eben so ist es bekannt, wie er blos durch seine moralische Kraft das Zusammenhalten unter den verschiedenen Fractionen bewirkt und die bunten Nüancen im Lager der Liberalen dazu genöthigt hat, sich in der Lebensfrage einem Gedanken, einem Prinzip unterzuordnen. Diese moralische Kraft des Verbandes ist nun nicht mehr da, eben so mangelt das bedeutende Talent, welches in der Durchführung einer Debatte und Aufhellung jedes verwickelten Gegenstandes der Bürgerstand früher aufzuweisen hatte."

— Deutsche Maler im Auslande. Die „illustrirten Zeitungen" von London und Paris beschäftigen sich jetzt viel mit deutschen Künstlern. Die neueste „Illustrated News" bringt eine treffliche, nicht leicht von einem deutschen Xylographen zu erreichende Nachbildung von Jakob Becker's Mädchen mit dem Blumenstrauß und Lamm, von welchem in Berlin (C. G. Lüderitz) ein ausgezeichneter Steindruck erschienen. Die News begleitet das Bild mit einem Gedichte, das eben so finnig, als des Künstlers Gedanke, und aus welchem die drei folgenden Strophen entlehnt sind:

The touch of Youth pervadeth all;
First minutes of life's hours!
Youth, in the early blooming spring,
Young Girl! young Lamb! young Flow'rs!

The Lamb is fair — the flowers are bright
And beautiful to see;
But, oh! the little Child is still
The glory of the three!

May her young heart from Life's full cup
Quaff sweets without the sours,
And still be peaceful as the Lamb
And cheerful as the flow'rs!

Die Pariser „Illustration" bringt dagegen eine Nachbildung von Bendemann's Fresken: „Die Schnitter" im königl. Schlosse zu Dresden, begleitet von einer Lebensbeschreibung und dem Bilde des Künstlers. — Ein reisender Mitarbeiter der News, der ihr „fliegende Blätter" (flying sheets) aus München — jedoch nicht die gedruckten, deren hausbackene Witze in England unverständlich seyn würden, sondern eigene, auf einem englischen Strauch gewachsene — zuschickt, giebt ihr eine ausführliche Beschreibung von Kaulbach's Atelier und besonders von dessen großem Gemälde, „die Zerstörung von Jerusalem." Auch ein Bild von Lola Montez befindet sich dort, das der Künstler in höherem Auftrage gemalt. Der Engländer erzählt, daß Kaulbach nur sehr widerwillig an dieses Werk gegangen und zuerst eine Skizze geliefert habe, die wie eine Karikatur ausgesehen. Als der hohe Besteller dieses Bild angeschaut, sey er allerdings etwas erzürnt gewesen, aber in Rücksicht auf den Künstler, den er auf jede Weise zu schonen suche, habe er lachend einen Pinsel ergriffen und das Bild überstrichen, mit der Bemerkung, daß er für den Ruhm des Künstlers Sorge tragen müsse. Natürlich war dies für den Letzteren eine nicht zu umgehende Aufforderung, noch einmal das Portrait zu malen. Aber auch die zweite Arbeit soll nichts weniger als ein Meisterstück geworden seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Donnerstag den 21. Oktober 1847.

England.

Die Bank von England in der gegenwärtigen Handelskrisis.

(Als Fortsetzung des in Nr. 124 und 125 enthaltenen Artikels.)

Unter den zahlreichen Schriften, die gegen das Statut der Bank von England und gegen das von derselben bei der diesjährigen Geldnoth eingehaltene Verfahren erschienen, hat besonders eine von Lord Ashburton (Alex. Baring) die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. „The financial and commercial Crisis considered" heißt diese Schrift, in welcher sich der Verf. entschieden gegen die der Bank durch das Gesetz von 1844 auferlegten Beschränkungen von Noten-Emissionen ausspricht. Erzogen in der praktischen Schule der alten Handels-Traditionen seiner Familie, behandelt Lord Ashburton die Theorie der Finanzwissenschaft mit einer Geringschätzung, wie man sie von einem ehemaligen Mitgliede der Peelschen Verwaltung kaum hätte erwarten sollen.

In einer anderen Schrift: „The Crisis and the Currency", von Herrn John Kinnear, wird der Vorschlag gemacht, in England das System der schottischen Actien-Banken einzuführen. Der Verf. erblickt in dem gleichzeitigen Vorhandenseyn mehrerer solcher Institute eine größere Sicherheit für den Kredit, während die Bill von 1844 gerade in der Einheit des Bankwesens diese Sicherheit erblickt. Herrn Kinnear's vergleichende Darstellung der beiden verschiedenen Systeme ist nicht uninteressant, doch hat er vergessen, dabei mit in Erwägung zu ziehen, wie viel die Solidität der schottischen Banken der Stütze zu verdanken hat, die ihnen durch den englischen Kredit und mittelbar durch die Bank von England zu Theil wird.

Ein dritter Gegner des Bankverfahrens, Herr Alison, stellt in seiner Schrift „Free trade and a fettered Currency" die von Sir Rob. Peel zur Geltung gebrachten Freihandels-Grundsätze als unverträglich mit den Fesseln dar, die durch dessen Bill von 1844 der Bank und dem Geldumlaufs-System angelegt worden seyen. Es scheint aber diese Darstellung eben nur eine neue mißverständliche Auffassung des Begriffes der Freiheit zu seyn; die größte Freiheit vermag sich sehr wohl mit Einschränkungen zu vertragen, welche das Gemeinwohl sich auferlegt; es wird sich daher immer nur darum handeln, wie weit das Gemeinwohl eine Einschränkung der Banknoten-Emission oder des Gold-Umlaufes erfordert. Die Extreme sind sicher auch in diesen Dingen nachtheilig.

Was die mehrgedachte Bill von 1844 betrifft, so sagt darüber Herr A. Audiganne, der Verf. des in Nr. 124 und 125 des Magazins nach der Revue des deux Mondes mitgetheilten Artikels über die englische Geld- und Handelskrisis:

„Die Reform von 1844 war nicht etwa ein in den Büreaus des Schatzamtes improvisirtes Werk; ein im Jahre vorher von Sir Rob. Peel niedergesetztes Comité hatte vielmehr alle Materialien gesammelt, die zur Belehrung über den Gegenstand dienen konnten und die demnächst beim Ablauf des zehnjährigen Bank-Privilegiums von 1834 benutzt wurden. Der in England eingeführte Gebrauch, die Bearbeitung administrativer oder staatsökonomischer Fragen besonderen Comités zu überlassen, die nicht aus Mitgliedern der Regierung oder aus Beamten bestehen, trägt dort gewöhnlich die segenreichsten Früchte. Die gründlichen Untersuchungen des Bank-Comité's (committee on banking) hatten dem Sir Rob. Peel eine Menge von Anhaltpunkten geliefert, die er für seine Ideen zu benutzen wußte. Sein Bank-Reformplan war in der That eben so gründlich durchdacht und kühn, wie nur irgend eine Finanz-Maßregel, die in der letzten Zeit seiner Verwaltung von ihm ausging. Es handelte sich gewissermaßen um eine vollständige Revolution im Papiergeld-Systeme des Landes. Die Bill betraf außer dem großen Etablissement in London, mit seinen ausgedehnten Gerechtsamen und seiner Function als Regierungsbank, alle Häuser, welche Noten, au porteur nach Sicht zahlbar, ausstellten: also sowohl die Provinzialbanken (country banks) als die Actien-Banken (joint-stock banks) und die Privatbanquiers (private bankers). Die Errichtung neuer Noten-Banken wurde sofort untersagt; in Betreff der bereits bestehenden achtete man zwar, unter gewissen Garantieen, die Rechte, die einmal erworben waren, behielt sich jedoch vor, auch diese abzulösen und das Recht, Papiergeld zu creïren, künftig in der Hand einer einzigen Bank zu centralisiren.

Die Verfassung der Bank von England, so weit sie die Regulirung ihres Banknoten-Umlaufes betrifft, ist nach den Ideen Adam Smith's und Ricardo's eingerichtet, welche Herr Loyd in einigen lesenswerthen Schriften als maßgebend bei dem Mechanismus dieses kolossalen Institutes empfohlen hatte. Diese Prinzipien, die allerdings den Fehler haben, daß sie allen Operationen, ohne Unterscheidung der Zeitumstände, dieselbe unabänderliche Norm vorschreiben, gehen von dem Axiom aus, daß der Geld- und Banknoten-Umlauf einen direkten Einfluß auf die Marktpreise übe, und daß man durch die geringere oder größere Emission von Papiergeld auf die Zurückhaltung oder den Abfluß des baaren Geldes wirke. Die Bill von 1844, die das Bankwesen, welches so lange der bloßen Routine überlassen gewesen war, jenen Prinzipien unterwarf, ist, ungeachtet ihrer Unvollkommenheiten, als der Anfang einer neuen Aera in der Geschichte der Banken zu betrachten. Demnach brach diese Bill auch mit den bisherigen Ansichten in Bezug auf die Mittel, das Gleichgewicht zwischen dem Papier- und dem Metallgelde zu erhalten und die Schwankungen in den Verhältnissen dieser beiden Elemente des industriellen und Handelsverkehrs zu beherrschen. Man gab nämlich nicht zu, daß die Rücksicht auf die beständige Realisirbarkeit der Banknoten schon allein hinreichend sey, die Bank von einer zu starken Noten-Emission zurückzuhalten. Deshalb machte man die Summe der auszugebenden Noten von der Summe des in den Kassen der Bank befindlichen Goldes abhängig, so daß über einen gewissen Betrag hinaus, der durch Staatspapiere gedeckt ist, jede Banknote ihre Deckung immer in baarem Gelde bei der Bank haben muß. Diese Bestimmung gewährte allerdings eine Garantie gegen die Wiederkehr früherer Unbesonnenheiten, wo man sich manchmal eine Erleichterung für den heutigen Tag durch Bereitung furchtbarer Verlegenheiten für den morgenden erkaufte; aber sie führte andererseits auch durch ihre Allgemeinheit große Unzuträglichkeiten herbei. Zunächst hatte man sich dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, die Circulation zu vermehren, selbst wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß es erheischte und die Umstände es gestatteten. Mit Banknoten, die immer der Summe des in den Kassen befindlichen baaren Geldes entsprächen, hätte man eigentlich keine Papier-Circulation mehr, sondern es würde dies eine Metallgeld-Circulation seyn, nur unter einer bequemeren Form. Endlich aber verurtheilte man sich im voraus und für alle Fälle, wo es wahrscheinlich ist, daß das sich vermindernde baare Geld aus dem Lande geht, zur Einziehung der Noten, d. h. zur Isolirung des Geldmarktes. Dies also ist die nachtheilige Seite der Bill von 1844.*)

Die Noten-Ausgabe gegen Niederlegung von Staatspapieren ist gewissermaßen auf 14 Mill. Pfd. (94½ Mill. Thlr.) beschränkt, wovon 11 Millionen der Betrag des Bank-Kapitals ist, welches sich in den Händen der Regierung befindet und durch Consols repräsentirt wird, und drei Millionen in Schatzkammerscheinen bestehen. Wenn die Bank von England Staatspapiere über diese Summe hinaus besitzt, so darf sie die entsprechende Summe von Banknoten nur in gewissen vorhergesehenen Fällen und nicht ohne königliche Genehmigung ausgeben. Die Creirung von zwei Millionen Pfund „Bank-Post-Bills", die die Bank ebenfalls ausgiebt, um den Postdienst zu erleichtern, gehört nicht hierher. Diese Summe von zwei Millionen ist gewiß nicht übertrieben groß in einem Lande, wo die von der Post beförderten Gelder während des letzten Dienstjahres allein 6 Mill. Pfd. (40 Mill. Thlr.) betragen haben.

Im Durchschnitt belaufen sich die von der englischen Bank ausgegebenen Noten gewöhnlich auf ungefähr 20 Mill. Pfd. (135 Mill. Thlr.) ohne die obgedachten 2 Mill. Bank-Post-Bills.**) Es werden daher 6 Mill. durch

---

*) Um die Prinzipien der Bill von 1844 auf die Bank von England vollständig in Anwendung zu bringen, hat man dieses Institut in zwei Departements eingetheilt. Das eine, dem die Diskontirung obliegt (banking department) und das dem Handel gegenüber als einfaches Banquierhaus auftritt, blieb zugleich mit den Functionen der Staatsbank bekleidet und erhält für die von ihm besorgte Zinsenzahlung der Staatsschuld eine jährliche Provision von 248,000 Pfd. (1,674,000 Thlr.), wovon jedoch 100,000 Pfd. abgehen, die an den Staat als Abgaben zu entrichten sind. Das andere Departement (issue department) beschäftigt sich einzig und allein mit der Ausgabe der Banknoten. Dieses Departement hat sich niemals, weder um die vorhandenen Mittel des banking department, noch um die Bedürfnisse des Handels oder der Industrie zu bekümmern; es macht lediglich einen Ueberschlag von dem baaren Gelde, das sich in der Bank befindet, und berechnet seine Emissionen danach mit einer ganz mechanischen Regelmäßigkeit.

**) Das gesetzliche Maximum der Papier-Circulation anderer englischer Etablissements, die zur Ausgabe von Noten bis jetzt noch berechtigt sind, beläuft sich auf 8,648,000 Pfd., so daß in Allem 28—30 Mill. Pfd. (190—200 Mill. Thlr.) Papiergeld in England cirkuliren können. Im Monat August d. J. belief sich diese Circulation in England nur auf 26 und im ganzen Vereinigten Königreich auf 34 Mill. Pfd. Sterl. Die in Großbritanien und Irland cirkulirenden Valuten in Handelswechseln ꝛc. werden dagegen auf 100 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. — Die Bank von Frankreich hatte im zweiten Quartal d. J. 231 Mill. Frcs. (61⅓ Mill. Thlr.) und die preußische Bank im Monat September d. J. 16,083,300 Thlr. Banknoten im Umlauf.

die Goldvorräthe repräsentirt. Erst seit 1844 ist die Bank befugt, auch Silberbarren, aber nur zum fünften Theil, unter ihre Kassenbestände aufzunehmen, sofern sie für den Notenbetrag validiren. Durch diese Bestimmung wird natürlich Niemanden das Recht beeinträchtigt, für seine Banknoten Goldzahlung zu fordern. Die Depots, welche in gewöhnlicher Zeit die Reserve der Bank bilden, kann man durchschnittlich auf 10 Mill. Pfd. schätzen, doch eignen sich nicht alle diese Depots auf gleiche Weise dazu, Werthe von Banknoten zu repräsentiren. Wenn man bei der Bank Fonds deponirt, so bleiben diese ganz außerhalb der Berechnung bei der Noten-Emission. Die einzigen Depots, die darauf einen Einfluß üben, sind Metallwerth-Einlagen, die der Bank gegen Schein zur freien Verfügung gestellt werden. Wenn alle diejenigen, welche Geld auf der Bank haben, dasselbe zurückforderten, so würde dieselbe ihre Noten-Circulation auf 14 Millionen beschränken müssen. Nimmt die aus solchen Einlagen gebildete Reserve ab, so zieht die Bank ihre Noten in gleichem Verhältnisse ein. Diese präcisen Regeln sind es, welche dem Systeme die Benennung self acting system (selbstthätiges System) verschafft haben. Im laufenden Jahre hat die Bank dadurch eben, daß sie die Diskontirungen des Handelsstandes erschwerte, das Gleichgewicht zwischen ihren Noten und den Depots erhalten, und in diesem Sinne hat die Bill von 1844 ihren Zweck erreicht. Die Durchschnittssumme der umlaufenden Noten ist zwar nicht sehr erheblich dadurch verkleinert worden, ja, manchmal hat sie sogar die gewöhnliche Ziffer noch um etwas überschritten; doch ist dadurch der Handelsklemme nicht die mindeste Erleichterung geworden, denn die eingetretenen außerordentlichen Bedürfnisse hätten auch eine außerordentliche Vermehrung der Circulationsmittel erheischt.

Ungeachtet der strengen Vorschriften des gegenwärtigen Statutes kann man doch nicht sagen, daß die sofortige Baarzahlung für die durch Banknoten dargestellte Handelsschuld unter allen denkbaren Umständen gesichert sey: so z. B., wenn in Folge der Zurücknahme aller Depots die Bank von England blos noch Staatspapiere, ohne einen einzigen Thaler baaren Geldes, besäße; aber außerdem, daß diese Staatspapiere doch immer noch eine Garantie darböten, so lange nicht die Regierung bankerott wäre, wird auch ein solcher Fall mit Recht für beinahe unmöglich gehalten. Ein einzigesmal, im J. 1757, ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß alle Depots von der Bank zurückgefordert wurden; es geschah dies, weil in Folge der Hungersnoth dieses Jahres große Geldsummen nach dem Auslande geschickt wurden und auch der Krieg sehr viel Geld verschlang. Abgesehen aber von solchen unwahrscheinlichen Voraussetzungen, gewährt die gesetzmäßige Beschränkung der Ausgabe von Noten hinreichende Sicherheit für deren ununterbrochene Realisirbarkeit. Es bildet dies die Grundlage des im J. 1844 festgestellten Statuts. Deshalb verfallen auch diejenigen, welche jetzt der Meinung sind, daß man jene Beschränkung aufheben müsse, während sie doch dem Banknotenbesitzer das Recht, sich für sein Papier baares Geld zu fordern, ungeschmälert erhalten wollen, in eine große Inkonsequenz. Eine der Entscheidung der Direktoren anheimgestellte fakultative Beschränkung würde eben so wenig ihrem Zweck entsprechen. Ohne die Einsichten und die Loyalität des Direktoren-Hofes (Court of Directors) im Geringsten bezweifeln zu wollen, belehren uns doch unwiderlegliche Erfahrungen, daß eine solche fakultative Beschränkung keine hinreichende Garantie darbiete. Immer ist die Schranke des Gesetzes, dem Prinzipe nach, vorzuziehen, wenn man nur zugleich die Mittel besitzt, die etwas zu strammen Zügel, sobald die Nothwendigkeit es fordert, nachgiebiger zu machen.

Der Hauptfehler an dem gegenwärtigen System ist seine beständige Gleichförmigkeit: es unterwirft die ungleichartigsten Fälle einer und derselben Behandlung. Wenn in diesem Jahre, bei dem vollkommen gesunden Zustande des Handels, bei dem Kredit der Bank und dem Betrag ihrer Reserve, die Strenge der Bill von 1844 für den Augenblick hätte gemäßigt werden können, so würde man den größten Theil der eingetretenen Stockungen vermieden haben. Gab es nicht für die Aufrechthaltung der Integrität aller Verpflichtungen der Bank eine moralische Gewißheit, die eben so viel werth ist, als die mathematische, aus den Kassenbeständen sich ergebende? Hat man nicht jenes strenge und unnütze Gleichmaß zwischen den Baarfonds und den Banknoten viel zu theuer erkauft? Bei einem minder unbeugsamen System hätte die Zurücknahme von sieben Millionen auf sechzehn weder Verlegenheiten noch Unruhe erweckt.

Daß die Verfassung der Bank von England ihrem Wesen nach sehr weise sey, davon sind wir fest überzeugt; aber wir glauben darum doch, daß es nur vortheilhaft seyn würde, wenn ihr Prinzip in der Anwendung etwas elastischer wäre. Ja, unter dieser Bedingung allein wird es möglich seyn, den Krisen zuvorzukommen und sie zu beschwichtigen. Um die Lücke auszufüllen, würde es hinreichend seyn, wenn der Direktoren-Hof von der Regierung unter der feierlichen Form eines im Conseil erlassenen Befehles (order in council) ermächtigt werden könnte, sobald die Lage des Kredites und des Handels eine solche Maßregel rechtfertigte, die gesetzmäßige Schranke der gewöhnlichen Emissionen zu überschreiten. Eine ähnliche Bestimmung existirt sogar schon in der Bill von 1844, indem nämlich, wie wir bereits oben bemerkten, die Bank auf Staatspapiere über den Werth von 14 Millionen keine Noten ohne vorgängige Autorisation der Regierung ausgeben darf. In dem Statute von 1844 hat der Staat zwar für die nächsten zehn Jahre auf das Recht der Revision verzichtet; aber die Zustimmung der Bank selbst, wie des Parlaments, würde einer solchen Modification, wie die eben erwähnte, gewiß nicht fehlen."

Schweiz.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer Malers.

Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

(Schluß.)

Sind die Thiere fähig, die Malerei zu verstehen? Eine Katze spielt mit ihrem Spiegelbilde, als wäre dies eine andere Katze; aber hier kömmt der Täuschung die Bewegung zu Hülfe. Würde sie sich auch in einem gutgemalten Bilde erkennen? Wie zweifeln sehr, trotz der bekannten Beispiele, die man dafür beibringen könnte. In einem einfachen Umrisse wird sie sich sicher nicht wiederfinden; ja, lege man denselben dem Verständigsten ihrer Familie, dem Kater Murr, vor, er wird sich nicht daraus vernehmen, während der dümmste Bauer, das unaufmerksamste Kind, der roheste Wilde keinen Augenblick in Zweifel seyn werden.

Aber, obwohl der Umriß etwas Abstraktes, ein reines Ding der Uebereinkunft ist, so genügt er doch zum Ausdruck der erhabensten Schöpfungen der Kunst. Gebet Michel Angelo eine Kohle und ein Stück Wand, und mit einigen wenigen Strichen wird er in eurer Seele die Idee des Schönen und Erhabenen lebhafter erregen, als manche Sammlung mühsam gearbeiteter Gemälde. Er selbst wird keine größere Wirkung hervorbringen, wenn er seinen Umriß sorgfältig auf der Leinwand ausführt. Der Vermittler zwischen seinem Gedanken und der Menge war das einfachste graphische Zeichen — einige Linien haben euch in die Welt übermenschlicher Wesen eingeführt, von denen des Malers Geist bevölkert wird.

In dieser Weise weiß unser Autor abstrakte Materien zugänglich, schwierige Fragen klar zu machen. Begegnet es ihm aber einmal, sich so hoch zu versteigen, daß ihm, wie er selbst sagt, fast der Kopf schwindelt — rasch führt er euch zurück auf einen lachenden Abhang und zeigt euch von da in der Landschaft, die vor euch liegt, die Belege zu jenen Theorieen, auf deren Verfolgung er sich eben verirrt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit macht er folgende Schilderung von seiner Wohnung:

„Mein Häuschen liegt vor dem Dorfe an der großen Straße. Die Thür öffnet sich in den Obstgarten, welchen Wiesen umgeben. Diese Wiesen, seht ihr sie an, fliehen vor euren Blicken geschwind einen jähen Abhang hinab, denn sie müssen eilen, die schäumenden Wellen der Mantua zu zäumen. Aber drüben auf der anderen Seite des Flusses erhebt sich langsam eine breite Anhöhe, auf welcher Dörfer, Aecker und Wälder sich zu den lieblichsten Landschaften gruppiren. Den Horizont umgürten die Gipfel der Hochalpen mit einer Kette von Eis-Domen, und am Abend, wenn die Sonne lange unsere Flur verlassen, hält diese Kette noch den flammenden Purpur ihres Widerscheins gefangen und zeigt ihn triumphirend dem staunenden Dunkel, das uns umgiebt.

„Mein Häuschen ist von meinem Großvater, einem Bauern dieses Dorfes, erbaut worden; seine Kinder vergrößerten, wir verschönerten es, und darum zeigt es neben einander die Spuren seines bäuerischen Ursprungs und unserer städtischen Gewohnheiten. Mir gefällt diese ungezwungene Vermischung von Hausrath und Zimmern verschiedenen Alters und Geschmacks; sie bekundet die Zunahme der Familie oder des Wohlstandes und verlöscht dabei des Großvaters Andenken nicht. Denn freilich habe ich den Altan gebaut, die neuen Flügel an das Häuschen gesetzt und die Fensterläden grün angestrichen, aber dort steht noch sein Backofen, darin er sein gutes Brodt buk, hier seine Wanduhr und hier sein Eichenschrank, und noch hat mir kein Bild so viel Genuß bereitet, als ich empfinde, wenn ich sein Urenkelchen, meine kleine Tochter, umgeben von ihren Spielsachen, auf demselben Lehnstuhl sitzen sehe, von dem herab er über unser erstes Geplauder gelächelt hat.

„Rings um mein Häuschen seht ihr wohl Laub und Blüthen, aber darunter ist kein Rebengewinde, kein schätzbares Gesträuch, kein zarter Baum, denn in dieser Höhe, wo schon die Nußbäume selten werden, muß man mit den halbwilden Bäumen zufrieden seyn, die, tragen sie auch nur gemeine Früchte, wenigstens der Winterkälte widerstehen und, schon Blüthen in ihren Kronen bergend, dem säumigen Frühlingsfroste trotzen. Einige Aepfelbäume mit winkligem Gezweige, ein paar Kirschbäume mit glatter Rinde, eine Zahl Pflaumenbäume, die die letzten Zweigchen ihrer kurzen Aeste in dichte Büschel zusammendrängen, sind die einzigen Bewohner meines Obstgartens und geben ihm selbst in den schönsten Monaten nur einen bäuerischen Schmuck, wie ihn im Unterlande die Gartenhecken zeigen, wenn sie die rothen und weißen Blüthchen aufstecken. Dafür aber gedeihen zwei Schritte davon Buchen, Eichen und Fichten und treten zusammen zu majestätischen Wäldern, indeß von allen Seiten auf dem Rücken der Hügel, am Raine der Wege, selbst bis hinan an die Schwelle der Hütten zahllose Pflanzen ohne Herren umherblühen und hier ein dorniger Ast euch ein Bein stellt, dort wiegende Stengel sich vor euch neigen, da ein unbesonnenes Blatt sich vor euren schreitenden Fuß legt. Das ist, meine ich, eine liebenswürdige Gesellschaft und, wohin ich mich wende, kömmt sie mit und unterhält mich und neckt mich mit ihren lieben Unarten.

„Es stehen auch Bienbäume in meinem Garten — wie konnt' ich das nur vorhin vergessen? — und wenn einer unter ihnen, erschöpft von seinen Jahren und hart geprüft von den Stürmen, die ihn heimsuchen kamen, Miene macht, zur ewigen Ruhe hinüberzugehen, dann kömmt ein Mann, der ihn umschlägt, seine Aeste zerbricht und ihn in Stücke haut. Mit dem schönsten von ihnen speise ich dann meinen Feuerheerd, wenn ich von einem Abendgange über die luftigen Anhöhen oder durch die feuchten Felder zurückkomme und meine fröstelnden Glieder behaglich erwärmen oder mein Schuhwerk trocknen will. Wie

er brennt, der Birnbaum! wie rasch und sicher die Flämmchen hervorspringen! wie sorgsam die Kohle ihre Gluth bewahrt! Und erquickt und befriedigt danke ich der wohlthätigen Hand Gottes, an die mein Brennholz aus der Stadt, das lange nicht so melodisch knistert und so malerisch Flämmchen wirft, mich selten erinnert.

„Unterdeß bringt man mir meine Lampe, denn jetzt ist die Stunde, wo ich meinen Dichter lese. Ich lese ihn, aber zerstreut, wenn mir seine Verse nicht der Stimmung entsprechen, in die mich die Eindrücke des Tages versetzt haben. Doch das thun sie selten, und weil ich mir das Gleichgewicht der Seele nicht stören mag, lege ich die Gedichte bei Seite und hole mir ein altes Buch aus der Hausbibliothek, in dem Geschichten von ehemals in verjährter Sprache verzeichnet sind, oder ich öffne den schon erschienenen Kalender und lasse mir erzählen von dem, was das alte Jahr erlitten und was das neue zu fürchten oder zu hoffen hat."

Es sollte uns freuen, wenn wir dem Leser einen ungefähren Begriff gegeben haben von der anmuthigen Art und Weise Töpffer's, zu belehren und zu unterhalten, dann wird er mit uns bedauern, daß ein solcher Mann der Literatur entrissen worden ist, und uns dankbar seyn, wenn wir ihn vielleicht dadurch verleitet haben, sich das besprochene Werk zu leihen oder zu kaufen.

Frankreich.

Die biblische Weltschöpfung und die Geologie. — Die Gestirne und die Weltgeschichte.

In der Verlegenheit, die Schöpfungsgeschichte der Bibel nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang bringen zu können, hat man seine Zuflucht dazu genommen, dieselbe eine poetische Allegorie, einen Hymnus auf den Weltschöpfer zu nennen. Neuerdings aber ist Herr de Serre, Professor der Geologie in Montpellier, mit zwei sehr interessanten und sehr lehrreichen Büchern *) aufgetreten, von denen das eine bereits einmal in diesen Blättern erwähnt worden und in denen er zeigt, wie die Erzählung der heiligen Schrift gerade neben den neuesten Forschungen der größten Meister in der Physik und Geologie ihre Geltung behalte. Er thut dabei weder der Bibel, noch den wissenschaftlichen Thatsachen Gewalt an. Um einen Begriff von der Weise zu geben, wie er die Aehnlichkeit zwischen der inspirirten Schöpfungsgeschichte Mosis und der mühsam errungenen Wahrheit der gelehrten Forschung darthut, wollen wir von seiner Arbeit eine kleine Probe geben.

Vor allen Dingen verlangt der Verfasser — und er zeigt sein philologisches und naturhistorisches Recht auf diese Forderung — daß man sich unter dem biblischen Tag nicht etwa einen Zeitraum von zwölf oder vierundzwanzig Stunden denke, sondern eine lange Zeitperiode, die sich mehrmals vor Erschaffung des Menschen wiederholt habe. — Man weiß, daß die Bibel Licht und Sonne an verschiedenen Tagen erschaffen läßt, und zwar heißt es bereits am ersten Tage: „Es werde Licht! und es ward Licht"; während erst am vierten Tage erzählt wird, daß Gott die Sonne und den Mond geschaffen. Neuere Untersuchungen haben in der That bewiesen, daß jedes Theilchen der Materie, so wie seine eigene Wärme und Elektrizität, auch seinen Grad Licht besitze. Dies Licht ist von den Sonnenstrahlen unabhängig, denn die Körper in der Tiefe der Erde haben es eben so gut, als die an der Oberfläche. Man denke nur an die vulkanischen Heerde und die Ströme von Licht, die sie entsenden. Dies Licht gehört dem ursprünglichen Wärme- und Lichtgehalt der Erde an, der in den ersten Zeiten nach der Schöpfung für die Erde genügte, der allmälig durch Ausstrahlung in den Himmelsraum geringer wurde und der daher endlich anderweitig ersetzt werden mußte. In diesem Sinn legte Gott die Licht-Atmosphäre um die Sonne.

Man hat behauptet, die Schöpfung sey mit einem Schlage entstanden. Hier einer von de Serre's Gegengründen: „Die Milchstraße, jener weißliche Streifen am Himmel, der durch eine unzählige Menge von Sternen gebildet wird, liegt der Erde 115mal näher als die größten sogenannten Nebelsterne. Die Geschwindigkeit des Lichtes zu 40,000 Meilen in der Sekunde angenommen, braucht dasselbe 1000 Jahre, um von der Milchstraße, also über 100,000, um von den Nebelsternen zur Erde zu gelangen. Wären also die Sterne mit der Erde in derselben Zeit, also etwa vor 7000 Jahren, geschaffen, so hätte das Licht der Nebelsterne die Erde noch nicht erreicht und dieselben könnten also noch gar nicht gesehen werden. Es müßte ferner fast alle Nacht ein neuer Stern, dessen Licht die Reise nach der Erde vollendet, erscheinen; ja Adam und seine nächsten Nachkommen hätten außer der Sonne, dem Monde und den Planeten noch keinen Stern am Himmel gesehen."

Diese Schlußfolgerung des Herrn de Serre erinnert uns an die ebenfalls an die Theorie von der Fortpflanzung des Sternlichtes geknüpften „Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit", welche ein geistvoller Dilettant in Breslau im vorigen Jahre unter dem Titel: „Die Gestirne und die Weltgeschichte" veröffentlicht hat und von welchen so eben ein zweites Heft als Fortsetzung erschienen ist. **) In dem ersten Hefte hatte sich der Verf. damit begnügt, nachzuweisen: wie die Abspiegelung der irdischen Begebenheiten, obwohl auf den Flügeln des Lichtstrahls in den Weltraum weiter getragen, doch eben nur mit der Geschwindigkeit des ersteren sich fortpflanzen kann, so daß, was vor Jahrtausenden hier unten geschah, heute erst auf einem entfernten Fixsterne sichtbar sich zeigt, und dasjenige, was heute auf Erden geschieht, binnen Jahrtausenden erst auf verschiedenen, entlegenen Fixsternen nach einander sichtbar wird, sofern man, was Form und Farbe hat, auch bei der größten Lichtschwäche und bei der kleinsten Dimension, noch sichtbar nennen muß. „Diese Betrachtungen", sagt er, „gelten nicht blos von unserer Erde allein, sondern der Bewohner eines jeden anderen Sterns blickt in die Vergangenheit der anderen Gestirne, und die Geschichte nicht nur unseres Weltkörpers, sondern aller Welten ist als eine größte und wahrhaftigste Welt- und Weltengeschichte im Raume gegenwärtig ausgebreitet." In dem vorliegenden zweiten Hefte geht der Verf. nun in den Folgerungen, die sich hieran knüpfen, so weit, uns darzuthun, daß die Begriffe von Raum und Zeit völlig in einander aufgehen und eben nur für die menschliche Auffassungsweise vorhanden sind. Er weist uns in seiner eigenthümlichen, empirisch-rationellen Deduction nicht blos nach, daß es — was bekanntlich das höchste Resultat aller Philosophie ist — nur Eine Wahrheit giebt, sondern auch daß die räumlich und zeitlich verschiedenen Theile des Weltalls und der Weltengeschichte ebenfalls als in einem einzigen untheilbaren Punkt zusammenfallend sich denken lassen. Wir sind dem Verf. allerdings durch seine Deductionen mit einigem Kopfschütteln gefolgt, und auch als wir das Büchelchen zu Ende gelesen hatten, haben wir uns dieses Zeichens ungelöster Bedenken nicht enthalten können, aber als scharfsinnig müssen wir sie gleichwohl anerkennen, so daß wir auch Andere mit gutem Gewissen auffordern dürfen, sich die kleine Schrift „zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge" anzuschaffen. Wir zweifeln auch nicht, daß dieses zweite Heft, eben so wie das erste, besonders in England mit Interesse gelesen werden wird, wo man „die Gestirne und die Weltgeschichte" übersetzt hat, ohne die deutsche Quelle zu nennen. Der Verf. hat sich darum veranlaßt gefunden, auf dem Titelblatte des zweiten Heftes anzukündigen, daß er sich das Recht vorbehalten, selbst eine englische Uebersetzung zu liefern, und zu diesem Zwecke auch das nach dem Vertrage vom 13. Mai 1846 verlangte Exemplar in London deponirt habe.

*) De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. — De la création de la terre et des corps célestes.

**) Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von F. H. U. Heir. Zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge. Breslau, Aderholz, 1847.

Natürliche Wiederherstellung der Kanäle des Körpers nach ihrer Unterbindung.

Um den Vorgang der Verdauung genau beobachten zu können, hat man in neuerer Zeit an Thieren häufig den Versuch gemacht, durch eine künstliche Oeffnung Nahrungsmittel direkt in den Magen zu bringen. Bei einem solchen Versuche unterband ein Straßburger Professor, Sedillot, die Speiseröhre, um den Speichel, den Mund- und Rachenschleim von aller Theilnahme an der Verdauung auszuschließen. Als er aber drei Monate nach dieser Operation den Hund, an dem dieselbe ausgeführt worden war, sezirte, fand er zu seinem großen Erstaunen die Einschnürung der Speiseröhre verschwunden und die Durchgängigkeit des Kanals für Speisen und Getränke vollkommen wiederhergestellt. Gleichwohl war der Faden kunstgerecht und am rechten Orte umschlungen worden, denn mehrere Tage nach der Unterbindung hatte der Hund vergeblich zu fressen und zu trinken versucht und jeden verschluckten Bissen alsbald wieder von sich gegeben.

Eine genaue Prüfung der Speiseröhre ließ die Spuren einer linienförmigen, der Quere nach verlaufenden Verengerung erkennen. An dieser Stelle machte die faltige innerste (Schleim-) Haut einen Absatz und wurde von einem glatten, weißlichen Ringsstreifen, der etwa eine Linie breit war, unterbrochen. Die Oeffnung erlaubte, den kleinen Finger durchzustecken, war also einer vollständigen Erhaltung des Kanals gleichzuachten.

Um sich der gemachten Erfahrung zu vergewissern, wiederholte Herr Sedillot seinen Versuch mehreremal und folgte den einzelnen Perioden desselben mit Sorgfalt. Die Ligatur wurde stark angezogen, und nicht lange nachher schwitzte außen an der Unterbindungsstelle organisirbare Materie in solcher Menge aus, daß der Faden davon vollständig bedeckt wurde. Am folgenden Tage war äußerlich jede Spur der Einschnürung verwischt; schnitt man aber die Speiseröhre der Länge nach auf, so zeigten sich die Schleimhaut und fast in ihrer ganzen Dicke auch die über derselben liegende Muskelschicht noch unversehrt, während der Faden zwischen dieser Schicht und dem ausgeschwitzten Stoffe zu sehen war. Einige Tage später hatte der Faden auch jene Gewebe, die er aber noch umgab, durchschnitten, kam in die Speiseröhre zu liegen, gelangte in den Magen und ward endlich ausgeleert. Die Speiseröhre war allmälig in ihrer ganzen Dicke getrennt worden und hatte sich mit Hülfe der ausgeschwitzten Materie, ohne jemals eine völlige Unterbrechung ihres Verlaufes zu erleiden, gänzlich wiederherstellen können.

Herr Sedillot erzählt in dem Referate über sein Experiment, daß vor einigen Jahren ein englischer Arzt, der einem Kranken eine Darmschlinge unterband, einen ähnlichen Erfolg beobachtet hätte. Er selbst habe darauf in einem gleichen Falle diese Operation versucht, sie sey aber mißglückt und der Patient gestorben.

In der That glückte es dem Engländer Travers, daß einige Tage nach der Unterbindung einer Darmschlinge die Operationsstelle wieder wegsam wurde. Der Physiolog Brodie machte damals den Versuch am Gallengange bei jungen Katzen und überzeugte sich, daß derselbe immer nur kurze Zeit verschlossen blieb. Wie glücklich aber auch der Erfolg solcher Operationen bei Thieren seyn mag: sie an Menschen auszuführen, ist mehr als kühn, da die schlimmen Zufälle, die sie bei den Letzteren herbeiführen, unvergleichlich ernster sind, als bei den Thieren.

Mannigfaltiges.

— Hardenberg und Stein. Das in Halle vom Pastor v. Tippelskirch zu Giebichenstein herausgegebene, weit verbreitete „Volksblatt für Stadt und Land" enthält von einem seiner thätigsten Mitarbeiter, der sich vorzugsweise „der Kritikus" nennt, in Nr. 76 einen Artikel mit der Ueberschrift „Eine liberale Unwissenheit." Es ist nun nicht unsere Absicht, denselben in seinen Einzelnheiten und Ausfällen gegen die Herren v. Beckerath und v. Auerswald zu beleuchten, dagegen wollen wir uns hier an die falsche Nebeneinanderstellung Stein's und Hardenberg's halten, zumal da der Letztere jetzt gemeiniglich gar nicht in seiner Würdigkeit erkannt wird und wie es selbst bei einem Zweckessen im Februar erlebt haben, daß wohl Stein und Wilh. v. Humboldt gepriesen, Hardenberg's große Verdienste aber nicht mit einem Worte erwähnt wurden. Der Kritikus des Volksblattes hat durch seine offenbare Zurücksetzung Hardenberg's eine geschichtliche Sünde begangen, die nicht ungerügt bleiben darf. Es ist nämlich grundfalsch, wenn derselbe sagt: „Hardenberg sey für die verderblichen Grundlagen des Pariser Friedensschlusses von 1814 und 1815 gewesen." Es mag nun immerhin seyn, daß der Kritikus aus eigener Kunde von jenen Friedensschlüssen nichts weiß, dann mußte er aber gute Bücher nachschlagen und die sicheren Quellen aufsuchen, ehe er eine so leichtsinnige Behauptung niederschrieb. Aus solchen Schriften würde unser Kritikus entnommen haben, daß der Staatskanzler Hardenberg nicht im Stande gewesen ist, im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 diejenige Wiedervergeltung von Frankreich zu erlangen, welche die Völker forderten, die gegen Frankreich standen, und den Franzosen diejenige Buße aufzuerlegen, welche sie verdient hatten. Er würde ferner aus den Berichten unterrichteter Zeitgenossen ersehen haben, daß der Freiherr von Stein mit Hardenberg vor dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens in allen Hauptsachen einverstanden ist, sofern sie Preußen und Deutschland betrafen, ja er hätte, wollte er gerecht seyn, es anerkennen müssen, daß, wenn Stein, im Besitze des höchsten Ansehens und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Gesinnung überall eine Art Macht, seine Absichten doch nicht durchsetzen konnte, dies für den Staatskanzler Hardenberg noch weit schwieriger war. Ja, man darf sich, wie damals auch in Deutschland geschehen ist, nicht so sehr über die Nachgiebigkeit von Oesterreich und Preußen ärgern, die den Frieden mitabschlossen, als man über England und Rußland erbittert seyn muß, denn diese beiden Mächte hatten den Frieden eigentlich gemacht, und zwar lag die Absicht zu Grunde, Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen. Endlich darf auch in Bezug auf Hardenberg's Stellung zu seinem Könige nicht übersehen werden, daß dieser Monarch den Frieden lebhaft wünschte und daß er die innere Beruhigung Frankreichs, welche die übergroße Milde der Sieger vermittelst einer Reihe vortheilhafterer Bedingungen herbeizuführen gedachte, durch kein Hinderniß hemmen wollte. Und doch war gerade Friedrich Wilhelm III. der am meisten gekränkte Fürst.

Das Alles konnte der Kritikus bereits aus gedruckten Büchern lernen. Erhalten wir einst eine diplomatische Geschichte des ersten Pariser Friedens, wie sie der Freiherr v. Gagern und der Jenaische Professor Schaumann über den zweiten Frieden geliefert haben, so wird sich nur zu deutlich ergeben, wie eifrig bemüht Hardenberg gewesen ist, seinem Vaterlande den Abschluß eines schmachvollen Friedens zu ersparen. Wenn ihn aber Gervinus in der Schrift über die preußische Verfassung und das Gesetz vom 3. Februar (Manheim 1847) auf S. 21 einer „Schwäche seines schlanken Charakters in den wichtigsten äußeren Angelegenheiten im Jahre 1814" angeklagt hat, so klingt ein solches Wort zwar bedeutend, weil es Gervinus ausgesprochen hat, gehört aber eigentlich nur zu den preußenfeindlichen Urtheilen, von denen jene Schrift erfüllt ist.

Was nun den zweiten Pariser Frieden anbetrifft, so erscheint uns der dem Fürsten Hardenberg gemachte Vorwurf hier noch weit ungerechter. Kannte denn unser Kritikus nicht die von Hardenberg selbst verfaßten Eingaben und Denkschriften vom 4. August, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterten und aufstellten und bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Festungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar forderten? Wußte er denn nicht, daß in jener Denkschrift angedeutet war, daß man deutscherseits noch viel weiter gehen könnte, wenn man Alles zurücknehmen wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Arglist und durch Waffengewalt von Deutschland abgerissen hatten? Ist denn unserem Kritikus unbekannt geblieben, daß Hardenberg, nebst dem ihm immer eng verbundenen Humboldt im Ministerrathe der Verbündeten, in welchem der Freiherr v. Stein gar keinen Sitz hatte, fortwährend für jene Richtung aufgetreten war und auch das Recht behauptete, beträchtliche Zahlungen von Frankreich begehren zu können? Und endlich sollte der Kritikus nicht wissen, daß Stein, so lange er zum Mithandeln berufen war, nach unverwerflichen Zeugnissen, stets fest an Hardenberg gehalten und vergeblich seine ganze beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst aufgeboten habe? Oder sollen wir ihn auf das Zeugniß des für Hardenberg nicht parteiisch eingenommenen Freiherrn v. Gagern in dem genannten Buche (II. 226., 353., 363.) verweisen, daß Hardenberg, Humboldt, Stein, Blücher, Gneisenau, Knesebeck, Boyen alle wie einer gedacht hätten?

Es wäre ganz überflüssig, hierüber noch viele Worte zu schreiben, nachdem Varnhagen von Ense in diesem Jahre im siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten den diplomatischen Gang der Friedensverhandlungen aus seinen Tagebüchern und Erinnerungen gründlich erörtert hat. Wie ein so unbefriedigender Ausgang das ganze Werk beschließen mußte, wird unser Kritikus aus demselben klar ersehen. Zur Ehre Hardenberg's aber setzen wir noch die Worte aus seinem Briefe an den Regierungsrath Butte in Köln vom 9. Okt. 1815 her, der ihm seine Schrift über die nothwendigen Abtretungen Frankreichs überreicht hatte: „Wenn der Friede nicht nach den von mir abgelegten Abstimmungen, die mit Ihren Sätzen übereinstimmen, abgeschlossen wurde, so ist Preußen *) hierbei ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Mitteln und an Menschen, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sey sie auch wenig dauernd, die bessere Ueberzeugung aufopfern." Der Brief findet sich mit manchen, nicht uninteressanten Einzelnheiten in Dorow's Denkschriften und Briefen Th. 5, S. 193 und auch bei Gagern Th. 1, S. 227. „Es sey nicht Preußens Schuld, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt", schreibt Gneisenau aus Paris am 23. August 1815 an seinen Freund Arndt ganz in demselben Sinne.

Daß der eben erwähnte Hofrath Dorow als Lobredner Hardenberg's von dem Herrn Kritikus genannt wird, während Stein von Arndt geschildert und gepriesen worden ist, hat in dieser Zusammenstellung auch seine besondere Bedeutung für die Auffassungsart des Kritikus. Dorow ist todt — also darüber jetzt kein Wort, aber die Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter, der von vielen Begünstigten Undank erfahren hat, bleibt, so lange Zeit nach des Fürsten Tode, immer schätzenswerth. Was aber den wackeren Arndt anbetrifft, so scheint dem Herrn Kritikus dessen edle und freie Art im Urtheile über Hardenberg wiederum unbekannt geblieben zu seyn. Noch in diesem Jahre hat er in dem „Nothgedrungenen Berichte aus seinem Leben" (I. 23.) die schönen Worte geschrieben: „Ihm schlug bei manchen Mängeln doch ein wirklich ritterliches Herz in der Brust, das Menschliches ertragen und empfinden konnte. Er war nicht blos adelig, er war edel geboren." Manche ähnliche Stellen könnten wir dem Kritikus aus Arndt's Erinnerungen aus dem äußeren Leben, aus seinem Lebensabrisse Gneisenau's und aus dem Anhange (1845) zu der im Jahre 1831 herausgegebenen Schrift über Belgien anführen. Aber da der Herr Kritikus mit einer gewissen Befriedigung ein Wort aus einem Briefe des Freiherrn von Stein anführt, in welchem Hardenberg „ein alter Sünder" genannt wird, so erlauben wir uns, ihn auf die Worte Arndt's in dem zuletzt angeführten Buche (Schriften an die Deutschen Th. 3, S. 237 f.) aufmerksam zu machen. Hier mißbilligt Arndt zuvörderst den Abdruck der Steinschen Briefe durch den Freiherrn v. Gagern und fühlt sich berufen, auch einige Worte in Hinsicht seiner harten und verletzenden Aeußerungen über den Fürsten von Hardenberg zu sagen. Er verhehlt hier nicht, daß beide Männer sich in Sitte, Art und Charakter unähnlich gewesen sind, und daß es an natürlichen Gegenstößen nicht fehlen konnte; er sagt auch freimüthig heraus (aber keinesweges so bitter, als unser Kritikus), was dem Staatskanzler in seiner Stellung als erster Minister gefehlt habe, aber er giebt auch zu bedenken, daß Stein beim Briefschreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit forteilte, daß seine Briefe stets das Gepräge des Augenblicks getragen haben, und daß seine Aeußerungen in Briefen eben als Aussprudelungen und Aufwallungen des Augenblicks, oft gleichsam nur wie ein fortgesetztes Gespräch betrachtet werden müssen.

Wer sich nur erinnert, welch' eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Verfolgungen dem Freiherrn v. Stein der im August 1808 an den Fürsten von Wittgenstein in Eile und Eifer geschriebene Brief verursacht hat (m. s. die ausführliche Erzählung in Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten Th. II., S. 277 f.), der wird die Wahrheit der Arndtschen Aussagen erkennen. Der Herr Kritikus möge sich aber dadurch zur Vorsicht in Benutzung von Briefstellen angesehener Männer ermahnen lassen und für seine geschichtlichen Annahmen bessere Quellen wählen, als das in Münster erschienene Leben des Freiherrn v. Stein oder ähnliche Parteischriften. K. G. J.

— Shakespeare auf englischen Theatern. Noch vor wenigen Jahren wurde über die Theilnahmlosigkeit des englischen Theaterpublikums für seinen unsterblichen Dichter geklagt, dessen Geist damals — besonders als der treffliche Shakespeare-Darsteller, Ludwig Devrient, noch lebte — viel öfter über die Berliner als über die Londoner Bühne schritt. In neuerer Zeit hat sich dies indessen bedeutend geändert. Nur höchst selten sehen wir jetzt in Berlin einmal ein Werk des großen britischen Dichters. Dagegen wurden in London, bei der Eröffnung der diesjährigen Wintersaison, am Montag den 4. Oktober, in nicht weniger als drei Theatern zugleich Shakespeare'sche Stücke gegeben: Im Princeß-Theater wurde nämlich „Macbeth" (mit Macready in der Titelrolle), im Marylebone-Theater „Ein Wintermärchen" und in Sadler's Wells „Cymbeline" aufgeführt, und zwar überall bei vollem Hause. Die seltsame musikalische Ausstattung der Shakespeare'schen Dramen in England hatten wir selbst einmal Gelegenheit, bei der Aufführung des „Kaufmann von Venedig" im Princeß-Theater wahrzunehmen. Die eingestreuten Lieder werden nämlich mit beliebten Melodieen von Rossini, Donizetti und anderen bekannten Komponisten vorgetragen und haben sich in dieser Gestalt oft großen Beifalls zu erfreuen. Es ist zu verwundern, daß man nicht auch in dieser Beziehung für eine würdigere Ausstattung des Dichters zu sorgen strebt.

---

*) und also auch seine Minister.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

(½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Sonnabend den 23. Oktober 1847.

Norwegen.

Aelteste Ueberreste der norwegischen Literatur.

(Nach der „Norsk Tidsskrift".)

Vor nicht langer Zeit enthielt das norwegische Blatt „den Constitutionelle" einen Bericht über einen merkwürdigen Fund von altnorwegischen, im Reichsarchiv entdeckten Pergamentblättern. Da dieser Fund in der That als ein großer Gewinn für die Wissenschaft betrachtet werden darf, so war es natürlich, daß die im Beginn dieses Jahres unter Redaction des Prof. Lange in Christiania erschienene „Norwegische Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur" (und es geschah gleich in ihrem ersten Heft) eine nähere Nachricht darüber mittheilte. Herr Prof. Munch, als gründlicher Kenner der altnorwegischen Literatur wohl bekannt, erstattet selbst diesen Bericht, indem er ein Verzeichniß und eine Beschreibung der aufgefundenen literarischen Schätze giebt und die Folgerungen andeutet, welche sich in Rücksicht des Literaturzustandes in Norwegens Blüthenperiode unter König Haakon Haakonsson und seinen nächsten Nachfolgern machen lassen.

Schon vor etwa vier Jahren, sagt Prof. Munch, sandte der damalige Vorsteher des Reichsarchivs, Herr Wergeland, an die Universität einige Pergamentblätter, vornehmlich von norwegischen Gesetzen, die er im Archiv gefunden hatte, ohne sich jedoch näher darüber zu äußern, wie sie aufgefunden worden, oder wiefern Aussicht vorhanden sey, noch mehrere dieser Art zu finden. Da nun auch fürs erste keine mehr entdeckt wurden und eine geraume Zeit darüber verging, dachte man nicht weiter daran, indem man annahm, daß künftig nur der Zufall, nicht aber eine zu diesem Zwecke speziell vorgenommene Untersuchung, ähnliche Ueberreste der alten Zeit ans Licht ziehen könnte.

Unterdessen folgte Herrn Wergeland in der Aufsicht über das Reichsarchiv der Herausgeber jener Zeitschrift, Herr Lange. Nach kurzer Zeit fand derselbe mehrere Fragmente und lernte zugleich, wie man es machen müsse, um die Entdeckungen fortzusetzen. Indem er nämlich eine Partie zweihundertjähriger Vogteirechnungen, Steuerregister u. dgl. ordnete, bemerkte er, daß jedes Heft, welches gewöhnlich aus mehreren Foliobogen bestand, am Rücken mit mehr oder minder breiten Pergamentstücken versehen war, damit der Heftfaden nicht in unmittelbare Berührung mit dem Papiere käme und so dasselbe abnutze. Diese Pergamentstreifen mußten alsbald die Aufmerksamkeit auf sich lenken, da die meisten mit Schrift aus dem Mittelalter beschrieben waren und sich auf vielen sogar stattliche, mit Vergoldung und allerhand Farben ausgeschmückte Initialen fanden. Bei genauerem Nachsehen wurde bald die Entdeckung gemacht, daß mehrere derselben Bruchstücke von vorzugsweise altnorwegischen Gesetz-Codices seyen. Nun wurde die Untersuchung planmäßig fortgesetzt. Herr C. Unger nahm eifrig Theil daran und verbrachte mehrere Vormittage zwischen den bestaubten Repositorien, bis man Alles ans Licht gezogen hatte, was auf diesem Wege fürs erste aufzufinden war.

Unter dem auf diese Weise Vorgefundenen besteht zwar das Meiste aus Bruchstücken von lateinischen Büchern asketischen Inhalts, und ist demnach von keinem besonderen Interesse, außer insofern jene Bücher im Allgemeinen hübsch geschrieben sind und ein sehr hohes Alter verrathen; doch ist, wie man sogleich sehen wird, auch die Aerndte an norwegischen Bücher-Fragmenten recht erheblich. Die Rechnungen, an deren Außenseite sich letztere befanden, schreiben sich aus den Jahren 1380—1640 her. Gewöhnlich sind zwei Pergamentstücke, ⅛ Quartbogen groß, jedem Heft oben und unten angesetzt, wobei zwar die größeren Blätter auf eine barbarische Weise zerschnitten wurden, jedes Paar Blattstücke jedoch im Allgemeinen zusammen paßt. Oft finden sich deren so viele, daß sie, zusammengelegt, ganze Bogen ausmachen, denn es giebt Reihen von Rechnungen, die alljährlich von einer und derselben Person eingesandt wurden, bei welchen sich bestimmt nachweisen läßt, daß nur die Blätter eines Codex allmälig das nöthige Einbandsmaterial lieferten; ja, oft hat ein einziger Codex sogar mehreren Steuereinnehmern zu solchem Zwecke gedient. Bisweilen ist man auch nicht so sparsam mit dem Pergament umgegangen, sondern hat ganze Blätter, ja Foliobogen genommen und sie wie ordentliche Einbände gebraucht, zum Theil mit inwendig aufgeklebtem Papier, welches sich jedoch abwaschen läßt und auch ohne Nachtheil für die Schrift abgewaschen wurde.

Diese Bücherfragmente, welche für Norwegen vom größten Interesse sind, rühren von Gesetzcodices, Sagen und aus Schriften verschiedenen Inhalts her. Von den wichtigsten dieser Sprachdenkmäler werden vom Berichterstatter Proben mitgetheilt. Wir übergehen die Gesetzbücher, die nur noch von nationaler Bedeutung sind, und heben hier lediglich von den anderen Fragmenten Einzelnes hervor.

Unter den Sagen erwähnt Herr Munch, außer vielen anderen, die Fragmente von der Sage Olaf's des Heiligen, von der sogenannten Fagrskinna, von der in den Fabelkreis Karl's des Großen gehörigen Sage von Flos und Blankflos und von der Karlamagnusar Sage.

Ueber die Bruchstücke von der Sage Olaf's des Heiligen bemerkt Herr Munch Folgendes: Hinsichtlich der Orthographie müssen dieselben unbestreitbar unter die besten gerechnet werden, welche man bisher von paläographischen Ueberresten kennt. Die Orthographie entspricht genau den Forderungen der Grammatik; sogar die Accente sind mit größter Regelmäßigkeit hinzugefügt. Dabei ist die Schrift hübsch, sogar elegant; sowohl Sprachformen als Construction sind äußerst antik, so daß man gewiß nicht sehr irrt, wenn man den Codex in die Mitte oder an das Ende des 12ten Jahrhunderts setzt. Die Bearbeitung selbst unterscheidet sich von denjenigen, welche man bisher kennt, sie müßte denn mit dem noch nicht genug untersuchten Codex von der Sage Olaf's des Heiligen in der Bibliothek zu Upsala übereinstimmen. An einigen Stellen schließt sie sich am engsten an die Fagrskinna an, so daß mehrere Lücken sogar danach ausgefüllt werden könnten; an anderen Stellen stimmt sie mit der Königssage nach Heimskringla überein, aber in noch anderen Stellen weicht sie gänzlich von den übrigen ab, vornehmlich in der Erzählung von Asbjörn Selsbane.

Von der sogenannten Fagrskinna heißt es: Diese Bearbeitung der Königssagen ist für uns Norweger besonders interessant, weil man aus gewissen Ausdrücken darin schließen darf, daß sie in Norwegen verfaßt wurde und, nach Müller's Ansicht, vielleicht die älteste noch vorhandene norwegische Königs-Chronik ist. Torfäus hat sie vermuthlich deshalb Fagrskinna (d. i. die Reizende) genannt, weil der Codex, welchen er kannte und benutzte, hübsch geschrieben war; derselbe war noch zu seiner Zeit in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen vorhanden, später aber nicht mehr u. s. w.

Ueber das Fragment eines Codex der Sage von Flos und Blankflos bemerkt Herr Munch: Handschrift und Orthographie sind norwegisch, sogar, wie es scheint, aus späterer Zeit, vielleicht aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts, doch ist die Sprache durchaus rein und weit besser als in den Urkunden aus derselben Zeit; auch die Orthographie ist mit Konsequenz durchgeführt. Nyerup sagt in seiner Schrift „über die Unterhaltungs-Lektüre im Mittelalter" (S. 114), daß der norwegische Text dieser Sage jetzt verloren sey, obschon er kurz zuvor davon geredet hat, daß sich eine isländische Handschrift davon in der Arnamagnäischen Sammlung finde; dieselbe kann doch aber nur hinsichtlich der Orthographie von der norwegischen abgewichen seyn. Das wird sich jedenfalls jetzt zeigen, da wir hier ein gutes Bruchstück von dem norwegischen Texte haben. Offenbar ist es unmittelbar nach der französischen Bearbeitung übersetzt, was sich nicht blos aus der Uebereinstimmung in dem Erzählungston, sondern auch aus den französischen Namen Floires und Daires ergiebt.

Von der Karlamagnusar Saga finden sich Stücke aus drei verschiedenen Codices, von welchen Proben mitgetheilt werden. Der Referent setzt dieselben ins 13te und 14te Jahrhundert.

Von den Bruchstücken aus den Schriften verschiedenen Inhalts seyen hier die von zwei verschiedenen Codices des Königsspiegels, vermuthlich aus dem 13ten Jahrhundert, welche mit ausgezeichnet fester und deutlicher Hand geschrieben sind, ferner einige Blätter eines merkwürdigen, lateinisch geschriebenen Oktav-Codex erwähnt, welcher unter Anderem den Heiratstraktat zwischen der Prinzessin Margarethe von Schottland und König Erik Magnusson in Norwegen, datirt Roxburg den 25. Juli 1281, und ein sehr interessantes Itinerarium enthielt. Verfasser des letztgenannten Codex ist vermuthlich der Franziskaner-Mönch Mauritius, der an anderen Orten als Gesandter Königs Magnus Haakonsson am schottischen Hofe angeführt wird.

Wir wenden uns nun zu den Betrachtungen, zu welchen der werthvolle Fund dem gelehrten Berichterstatter Veranlassung giebt.

So sind, sagt er, in wenigen Tagen Stücke von mehr als 50 Codices, meistens in der altnorwegischen Sprache verfaßt, von ungewöhnlich hohem Alter, viele sogar Prachtstücke in ihrer Art, aufgefunden worden. Hätte man alle diese Codices vollständig besessen, so würden sie eine herrliche, besonders für die Geschichte der Sprache wichtige Sammlung gebildet haben. Ist nun auch, wie natürlich, keine Hoffnung mehr vorhanden, alles Fehlende noch auffinden zu können, so sind doch die Bücherreste selbst in ihrer jetzigen verstümmelten Gestalt interessant und bedeutungsvoll genug für die Geschichte der

Sprache, — derjenigen Fragmente von verlorenen alten Schriften, welche jetzt zum erstenmal ans Licht gekommen sind, gar nicht zu gedenken. Aber das Interessanteste an dem Funde ist doch der Schluß, welcher sich hinsichtlich des Zustandes der vaterländischen Literatur unter König Haakon Haakonsson und seinen Nachfolgern bis zur Union daraus ziehen läßt.

Was nun fürs erste die Gesetzbücher betrifft, so machen jene 17, ja vielleicht 20 Codices der neueren Landesgesetze, wenn man sie zu den vielen, in den verschiedenen Bibliotheken noch vorhandenen hinzurechnet, eine so große Menge (über 60) aus, daß man selbst dann einen Ueberschuß erhält, wenn man sich ein Exemplar für jeden Richter und Vogt (Sysselmand) denkt. Wie viel mehr Exemplare mögen aber wohl außerdem vorhanden gewesen seyn, welche im Laufe der Zeit vernichtet wurden? Wir werden demnach zu dem Schlusse geführt, daß das Rechtsstudium, selbst in den späteren Jahrhunderten, in Norwegen eben so begünstigt wurde, wie uns die Sagen von Island berichten, und daß sich sogar Privatpersonen Exemplare des Landrechts anschafften.

Allein vom größten Interesse sind die Sagen. Die erwähnten Sagen-Codices fanden sich, nach dem, was wir jetzt erfahren haben, noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an allen Enden des Landes; sie wurden von den gedachten Beamten als werthlose Alltagsdinge angesehen — ein Beweis, daß sie nicht als merkwürdige Neuigkeiten in später Zeit ins Land gebracht, sondern vielmehr viele Generationen hindurch von einem zum anderen gewandert sind. Rechnet man zu der bedeutenden Anzahl, deren Ueberreste wir hier erwähnt haben, die vielen noch vorhandenen, so ergiebt sich, daß die Anzahl derselben in Norwegen größer als in Island gewesen ist, und man gelangt zu dem Resultat, daß auch diese Literatur allgemein in Norwegen verbreitet war und eine zahlreiche Menge von Abschriften vorhanden gewesen seyn muß. Zwar gehören viele dieser Sagen zu den Heiligen-Geschichten oder Ritter-Romanen, jedoch haben sie hinsichtlich der Sprache großen Werth; außerdem giebt es auch eine Menge Königssagen. Daß sich die Norweger in jener Zeit, wo sie selbst wohl schon Geschichte hatten, nicht so sehr für die älteren isländischen Sagen interessirten, von welchen ohnehin vielleicht nur die wenigsten aufgeschrieben waren, darüber darf man sich nicht wundern. Man sieht indeß, daß die Sturlungasaga in Norwegen gelesen worden ist, und dies war ganz natürlich, da sie unter allen isländischen Sagen das nächste Interesse für die Norweger des 13. und 14. Jahrhunderts haben mußte. Unsere Vorväter stellen sich uns also zu jener Zeit als eine sehr lesende Nation dar, deren Literatur nicht nur in Hinsicht auf die Menge der Schriften, sondern auch in Bezug auf die cirkulirende Masse von Büchern bedeutend war. Das Verdienst um Norwegens Geschichte, oder die Aufbewahrung seiner Sagen, das man gewöhnlich den Isländern beimißt, kann daher wohl in jenen Jahrhunderten nicht so bedeutend gewesen seyn und darf ihnen eher im 17. und 18. Jahrhundert zugeschrieben werden, wo die alte Sprache in Norwegen verdrängt und die alten Bücher, wie wir hier gesehen, schmählich verrufen waren. Im 13. und 14. Jahrhundert sorgten aber die Norweger selbst, wie es scheint, für Erhaltung und Vervielfältigung ihrer historischen Werke. Zwar sind viele alte Bücher, ja vielleicht der größte Theil, von isländischen Händen geschrieben, aber das beweist nichts weiter, als daß man Isländer zu Abschreibern gebraucht hat. Viele Bücher haben auch norwegische Rechtschreibung, und der Umstand, daß die meisten Begebenheiten, welche in der norwegischen Fagrskinna vorkommen, schon hier in derselben Form dargestellt sind, worin sie fast Wort für Wort in den übrigen Königssagen eingeführt worden, liefert den überzeugendsten Beweis, daß sie von den Norwegern selbst, nicht den späteren Schreibern, eigentlich komponirt und in bestimmte Form gebracht worden sind. Es ist hiermit keinesweges unsere Absicht, den Isländern den Ruhm streitig zu machen, daß sie sich vorzugsweise mit dem Geschichtsstudium und dem Sagenschreiben beschäftigt haben, indeß glauben wir, daß die Norweger hinsichtlich der speziellen norwegischen Literatur diesen Ruhm mit ihnen theilten; daß namentlich die norwegischen Königssagen zunächst für norwegische Leser niedergeschrieben und kopirt wurden; daß wir die Menge von Abschriften vornehmlich dem Interesse des norwegischen Publikums für diese Literatur beizumessen haben; ja, daß vielleicht selbst die meisten Abschriften ausdrücklich von Norwegern bestellt oder aus Speculation für den Verkauf in Norwegen niedergeschrieben wurden. Wie könnten sonst die meisten derselben seit ihrem Entstehen in Norwegen gewesen seyn? Und daß sie wenigstens nicht lange Island angehört haben, davon giebt selbst die helle Farbe des Pergaments einen hinreichenden Beweis. Im entgegengesetzten Falle wäre diese nämlich ganz gewiß, schon nach wenigen Decennien, der bei den stark gelesenen isländischen Handschriften gewöhnlichen braunen Farbe, welche man als eine Folge des Rauches und der beständigen Lebensweise zu betrachten hat, gewichen. Wäre es demnach nicht möglich, daß das günstige Vorurtheil, welches man gewiß in Norwegen hinsichtlich der Gewandtheit der Isländer im Bücherschreiben hegte, verbunden mit deren größerer Armuth und Geldnoth, das Abschreiben von Sagen zu einem Erwerbszweig für dieselben machte und den Gebrauch herbeiführte, Sagen-Abschriften bei ihnen zu bestellen? Mehrere Sagen-Codices sind wirklich, wie es scheint, für den Verkauf oder fabrikmäßig geschrieben worden. Hierher können wir sogar den Codex Frisianus rechnen, der, wenngleich alt und in sprachlicher Hinsicht tadellos, doch in Betreff der darin vorkommenden Namen, besonders der norwegischen Ortsnamen, von Fehlern wimmelt. Von dieser Seite betrachtet, steht er weit unter dem fast ein Jahrhundert später auf Island und für Isländer geschriebenen Flatöbuch, dessen Abschreiber sich augenscheinlich vorgenommen haben, etwas besonders Zuverlässiges und Genaues, was sie selbst oder ihre Oberen behielten, zu liefern.

(Schluß folgt.)

England.

Königliche Abstammungen in England.

(Nach dem Spectator.)

Ein Paar unermüdliche Kompilatoren haben England seit einiger Zeit mit einer solchen Menge genealogischer Werke überschwemmt, daß, wäre hiernach die öffentliche Meinung des Landes zu beurtheilen, man glauben müßte, Abstammungshochmuth und Stolz auf aristokratische Verbindungen hätten in England nie in einem solchen Grade geherrscht, wie jetzt. Allein das Erscheinen jener Bücher läßt sich vielleicht auch aus einer Wißbegierde erklären, die eben so gut in Betreff unwichtiger Dinge befriedigt seyn will, als sie sich bei wichtigen Gegenständen manifestirt. Sonderbar genug ist es, daß auch in dem demokratischen Frankreich der Geschmack an der Heraldik wieder erwacht ist und manches Prachtwerk über Genealogie und Wappenkunde ins Leben gerufen hat.

Besaß man bereits Werke über die Geschichte der englischen, schottischen und irischen Pairieen nach verschiedenem Plan und in verschiedenem Umfang, so hat sich nun ein Schriftstellerpaar — die Herren Burke — gefunden, welches auch die Gentry von Großbritanien einer gleichen Auszeichnung für würdig erachtet hat. Sie haben demgemäß vier starke Bände drucken lassen, die bereits zwei Auflagen erlebten und die über mehrere hundert Familien Auskunft geben. *) Es ist dieses Werk, da der Gegenstand, welchen es behandelt, früher noch nicht bearbeitet worden, unter allen Compilationen der Herren Burke bei weitem die nützlichste; denn obwohl die Angaben des Werkes selten durch Beläge erhärtet und Autoritäten nicht sehr häufig citirt werden, so ist doch Manches von dem Beigebrachten muthmaßlich wahr, während freilich eben so viel besonders was die früheren Theile der Stammbäume angeht, augenscheinlich falsch ist. Das Buch enthält fast nur solche Angaben über die verschiedenen Familien, wie sie deren jetzt lebende Repräsentanten zur Veröffentlichung geeignet hielten — Angaben, in Betreff derer sie wünschten, die Welt möge sie als die wahre Geschichte ihrer Ahnen gläubig hinnehmen.

„Die Königlichen Familien von England, Schottland und Wales" **) — Irland wird vielleicht bis zu dem Zeitpunkt, wo die Aufhebung der Union der Geschichte seiner Könige ein neues Interesse giebt, verspart — sind mehr, als irgend eine andere unter den Schriften der Herren Burke, auf die Befriedigung persönlicher Eitelkeit berechnet. Königliches Blut in seinen Adern haben, das klingt freilich prächtig für den, der in die genealogische Wissenschaft nicht eingeweiht ist, und ohne Zweifel muß es der Eigenliebe schmeicheln, wenn eine solche Thatsache gedruckt und auch dem beschränktesten Fassungsvermögen durch einen langen Stammbaum, an dessen Wurzel der Name eines Königs und an dessen Wipfeln der eigene nebst denen der kleinen allerliebsten Sprößlinge steht, begreiflich gemacht wird. Aber ach, die Illusion löst sich nur zu bald auf! Auszeichnungen, die Vielen zu Theil werden, hören auf, Auszeichnungen zu seyn; es ergiebt sich nur zu klar, daß, weit entfernt, daß die Abstammung von irgend einem Könige Jemanden eine besondere Glorie verleihe, er sich beinahe eben so gut damit etwas wissen könnte, des allgemeinen Menschenvaters Adam Enkel zu seyn. Von Wilhelm dem Eroberer bis auf unsere Zeit rechnet man ungefähr 25 Generationen. Nun hat — sagt Blackstone — jeder von uns Menschen zwei Ahnen im nächsten Grade, die sich beim nächstferneren Grade verdoppeln, weil jeder von unseren Aeltern wieder zwei unmittelbare Vorgänger hat, so daß die Zahl der Ahnen im zwanzigsten Grade 1,048,576 beträgt. Wenn aber ein jegliches Paar von diesen Voräiteen in der gleichen Entfernung eine gleiche Anzahl von Nachkommen haben kann, muß man wohl der folgenden Betrachtung Long's ***) beistimmen:

„Das Unglück, sagt ein Sprüchwort, giebt uns befremdliche Bettgenossen, aber das Sprüchwort wußte oder bedachte wohl nicht, welch' eine gemischte Gesellschaft es ist, die in England Anspruch hat auf das königliche Wappen und die hier zum erstenmale, damit sie sich an einem gemeinsamen Ehrenquell beranische, zusammengebracht ist. Da finden sich Herzoge und Fleischer — Großherzoge und Schuster — Kaiser und Sattlerlehrlinge, ja, es giebt vielleicht gar einige hochgeborne Bettler mit Ansprüchen auf die Ehren des königlichen Wappenschildes von England. So verhält es sich mit dieser merkwürdigen Gesellschaft; ja, was noch mehr ist, wir finden sogar ein Individuum, das Zoll an einem Schlagbaume erhebt, der unter denselben alten feudalen Thürmen steht, die der Baronie, deren Miterbe er ist, den Namen gaben."

Was es oft mit einer königlichen Abstammung in England für eine Bewandtniß habe — sagt Long weiter — das ist Jedem, der sich nur etwas mit Genealogie beschäftigt hat, bekannt. Kann der Genealoge den Klienten, dem er einen Gefallen erweisen will, nur einigermaßen an einen honetten Stammbaum anknüpfen, so kann er ihn — wenn er die Sache nur nicht allzu scharf nimmt, eben so leicht mit einer jener drei großen Ehrenquellen — mit Eduard III., Eduard I. oder Heinrich III. in Verbindung bringen; bei Familien von gutem oder nur theilweise gutem Herkommen ist es bei einer beharrlichen Untersuchung stets gelungen, unter den Kindern Eduard's III. und Eduard's I. eines zu finden, von dem ein Ehemann oder eine Ehefrau einer solchen Familie abstammt.

Mehrere der englischen Könige hinterließen eine zahlreiche Nachkommen-

*) A Genealogical and Heraldic Dictionary of the Landed Gentry of Great Britain and Ireland. By J. Burke and J. Bernard Burke. London, 1847.

**) The royal Families of England, Scotland and Wales. By J. Burke.

***) In seinem Werk: „Genealogical List of the several Persons entitled to quarter the Arms of the royal House of England. By C. E. Long, Esq." (Verzeichniß der Personen, die berechtigt sind, das Wappen des königlich englischen Hauses zu führen.)

schaft, und wiewohl kein Plantagenet, kein Tudor, kein von Jakob I. abstammender Stuart männlichen Geschlechts mehr am Leben ist, so haben sie doch in allen Klassen der Gesellschaft, vom Herzoge bis zum Bettler, unzählige Sprößlinge hinterlassen, die alle ihren Stammbaum auf einen oder auf mehrere der englischen Monarchen mit nicht minderer legaler und mit vielleicht größerer wirklicher Gewißheit zurückführen können, als ein Theil der Menschheit den seinigen bis zu einem väterlichen Urgroßvater zurückzuleiten vermag. Kein britischer Unterthan stammt von einem späteren Könige ab, als Heinrich VII., dessen Abkömmlinge natürlich weniger zahlreich sind, als die Eduard's III., welche ihrerseits wieder nicht so zahlreich sind, als die Abkömmlinge Eduard's I.; alle Abkömmlinge Heinrich's VII. aber stammen zugleich von den vorhergehenden Monarchen ab. Wir wollen diese so allgemeine Verbreitung des königlichen Bluts einigermaßen zu erläutern suchen.

Gesetzt, Herrn Snook's — sein Name mag inskünftige einen von Herrn Burke's Stammbäumen zieren — Mutter sey Miß Polly Smith, die Tochter von Herrn Smith und Miß Pattipan, deren Vater eine Miß Jones geheiratet habe, deren Mutter (einer Miß Jenkins) Mutter Mutter die Tochter eines Mannes gewesen wäre, der die Tochter der Enkeltochter eines Howard, eines Neville, eines Courtenay, dessen Vorfahr die Enkel- oder Urenkeltochter eines der Eduarde oder Heinriche heiratete, geehelicht hätte, so hätten wir auf einmal eine königliche Abstammung, und wiewohl der Abstand von dem königlichen Urquell sehr entfernt und der fernere Lauf des letzteren noch so gewunden und durch manche unedle Zuströmung getrübt seyn mag, so würde er doch immer rein genug bleiben, um, wenn alle anderen Descendenten jenes Monarchen mit Tode abgegangen wären, ein Recht auf die Krone zu verleihen; auch sind die meisten alten Pairieen stets auf diese Weise fortvererbt worden.

Königliche sowohl, wie adelige Stammbäume haben sich oft nur durch gemeine, aber kräftige Pfropfreiser erhalten. Nur wiederholten Inokulirungen ist es zu danken, daß der Stammbaum der gegenwärtigen königlichen Familie seine Früchte tragen konnte. So noch in unseren Tagen hat man ein Reis von einem fremden Stamm auf ihn gepfropft. Auf das Geschlecht der Normannen wurde das der Plantagenets gepfropft, auf das der Plantagenets das der Mortimer, auf das der Mortimer das der Tudor, auf das der Tudor das der Stuart, auf das der Stuart das der Braunschweig und auf das der Braunschweig das der Koburg. Der menschliche Stolz kann keine empfindlichere Lection bekommen, als die, welche in der zur Uebertragung der höchsten Ehrentitel nothwendigen Verdünnung des Blutes und in dem Schicksal liegt, welches auf gleiche Weise die Nachkommen von Kaisern, Königen und adeligen Herren erwartet. Ein Abkömmling des Herzogs Thomas von Gloucester, jüngsten Sohnes Eduard's III. und mithin befugt, das königliche Wappen zu führen — eine Auszeichnung, auf welche die gegenwärtige königliche Familie vermöge ihrer **Abstammung** keinen Anspruch machen könnte — war Küster an der St. Georgs-Kapelle auf Hannover-Square, und sein Recht ist unbezweifelt auf seine Söhne übergegangen, von denen der eine Lehrling bei einem Tapezier, der andere ein Sattler und der dritte ein Schuster ist. Der Nachkomme eines Sohnes Robert's II. von Schottland, einstiger gesetzlicher Erbe dreier alter Grafschaften, starb als ein Bettler auf der Straße, und nur das Mitleid seiner Nachbarn verschaffte ihm ein Grab. Die Miterben von einigen alten Baronieen hat man in Arbeitshäusern sehen können, und der eine der beiden einzigen Nachkommen Robert's, Fitz Walter, jenes Marschalls des Heeres Gottes und der Kirche, des Führers der konföderirten Barone, die König Johann die magna Charta abnöthigten, war Bedienter und wanderte auf Kosten der Pfarre, in welcher er geboren war, aus!

Eine summarische Uebersicht der Abkömmlinge der Könige von England ist vor mehreren Jahren veröffentlicht worden; die Thatsachen, welche sie enthält, sind außerordentlich merkwürdig. Mit Uebergehung der — nunmehr sämmtlich verstorbenen — Nachkommen Jakob's II. und mit Auslassung der durch die Thronfolge-Akte ausgeschlossenen und durch den Herzog von Modena, die Herzogin von Lucca und die Kaiserin von Oesterreich repräsentirten Nachkommen Karl's I., zeigt jenes Werk, wer zur Zeit seines Erscheinens an der Reihe nachzufolgen war, falls die Abkömmlinge sämmtlicher Monarchen von Georg III. bis rückwärts zu Wilhelm dem Eroberer ausgestorben seyn sollten.

Da es keine Nachkommen von Jakob I. gab, so stand der Herzog von Buckingham und Chandos als einziger Repräsentant der ganzen Nachkommenschaft Heinrich's VII. da, und zwar als Repräsentant von dessen zweiter Tochter, deren Nachkommen Heinrich VIII. zur Thronfolge bestimmte. Der Verfasser giebt dann weiter an, bei wem das Nachfolgerecht stehen würde, wenn die Nachkommenschaft des damaligen Herzogs von Chandos ausgestorben wäre.

Die jetzt lebenden Repräsentanten der verschiedenen Zweige der alten königlichen Geschlechter finden sich in dem oben angeführten Werke von Long, einer sehr sorgfältigen und genauen Arbeit. Herr Long belehrt uns in demselben, daß der älteste jetzt lebende Erbe Elisabeth's von York, der ältesten Tochter Heinrich's VII., der Herzog von Modena ist, welcher zugleich der älteste Lionel's, Herzogs von Clarence, und Edmund's, Herzogs von York's, Söhnen Eduard's III., und Edmund's, Grafen von Kent, jüngeren Sohnes Eduard's I., ist; ferner, daß der nächste Erbe Maria's, der jüngsten Tochter Heinrich's VII., der Herzog von Buckingham und Chandos — der Georgs, Herzogs von Clarence, zweiten Sohnes Eduard's IV., der Marquis v. Hastings — der John's v. Gaunt und Edmund's v. Lancaster, Sohns Heinrich's III., die Königin von Spanien — der des Herzogs Thomas von Gloucester, jüngsten Sohnes Eduard's III., Lord Stafford — und der Thomas' v. Brotherthon, eines Sohnes Eduard's I., Lord Stourton ist. Nur von diesen Fürsten und Fürstinnen wurde das Recht, das königliche Wappen — ausgenommen die Fälle, wo die Zeichen der Bastardschaft dabei sind — zu führen, abgeleitet. Dessenungeachtet scheint dem gelehrten Verfasser ein Umstand in dem System der englischen Heraldik, der uns höchst anomal vorkömmt, kein Bedenken zu erregen. Es hat wohl Jedermann von den „seize quartiers" gehört, diesem schwersten und genügendsten Beweise für die Reinheit des Blutes, wie Herr Long sagt; zugleich hört man von einem Herrn Tompson und einem Herrn Humfreys, in deren Wappenschildern vielleicht auch das königliche Wappen von England ein Feld einnimmt. Das Recht auf die vielbeneideten „seize quartiers" beruht einzig darauf, daß die sechzehn nächsten Ahnen Jemandes berechtigt waren, ein Wappen zu führen, d. i. darauf, daß sie — im eigentlichen Sinne des Wortes — adelig waren. Jedes Feld in einem Wappen zeigt daher einen Vorfahren des Eigners eines solchen Wappens an, einen Vorfahren, den er durch die Heirat seines Vaters, seines väterlichen Großvaters und seines väterlichen Urgroßvaters gewann. Die „seize quartiers" beziehen sich demnach einzig auf Abkunft; nach dem englischen System aber erfordern sie zweierlei, nämlich **legale Repräsentation** und Abkunft, d. i. der Ahn, dessen Wappen von seinen Nachkommen geführt werden darf, muß schlechterdings keine männliche Leibeserben hinterlassen haben. Dies Prinzip ist hinlänglich deutlich und stimmt mit dem Erbrecht überein, allein in der Praxis wird beständig von demselben abgewichen, so daß in manchen Fällen daraus, daß Jemand ein Wappen führt, gar nicht darauf geschlossen werden darf, daß er der eigentliche Repräsentant der Familie sey, wie denn alle jüngeren Söhne mit dem Repräsentanten der Familie dasselbe Wappen führen und es ihren Nachkommen vermachen. In solchen Fällen nun — und hieraus ergiebt sich zugleich die Ursache, weshalb so viele Personen das königliche Wappen führen — ist das englische System im Widerspruch mit seinen Grundprinzipien, weil die Wappen der königlichen und anderer edler Familien von Personen geführt werden, die **nicht** die legalen Repräsentanten derjenigen Vorfahren sind, dem das Wappen zugehörte. Dem englischen Systeme, wenn es streng angewandt würde, zufolge dürfte Niemand das Wappen eines Vorfahren führen, dessen Erbe oder wenigstens Miterbe er nicht wäre. Die Herren Burke bezeichnen den Herzog von Northumberland als einen der Mitrepräsentanten Heinrich's VII., weil er das Wappen dieses Monarchen führt; allein der Herzog ist das nicht, und sein Recht auf das königliche Wappen schreibt sich allein aus der erwähnten anomalen Praxis her, die es den jüngeren Söhnen gestattet, Wappen zu führen und zu vererben.

Noch einen größeren Schnitzer haben unsere Kompilatoren in ihrem Bestreben, dem Verfasser des „Pelham" (Bulwer) eine königliche Abkunft zu verschaffen, begangen, denn was für einen Glauben verdient ihr Stammbaum, wenn sie sich in Betreff einer so wohlbekannten Person, als die Gräfin v. Barr, so gröblich irren konnten? Eduard's I. älteste Tochter, die Prinzessin Eleonore, die im J. 1268 geboren ward, wurde durch Procuration mit Alphons, König von Aragonien vermählt; da er aber vor Vollziehung der Ehe starb, wurde sie, ungefähr im April 1294, die Gemahlin Heinrich's, Grafen v. Barr, und starb 1298, vier Jahr vor ihrem Gemahl. Die Herren Burke nehmen bei ihrem Stammbaume keine Rücksicht auf diese Heirat mit dem Grafen von Barr, sondern sie nennen sie die Witwe des Königs v. Aragonien und sagen, daß sie Llewelyn ap Owen — den sie wahrscheinlich niemals sah — heiratete, und geben ihr von ihm einen Sohn, Thomas ap Llewelyn, von welchem sie „Sir Edward George Earle Lytton Bulwer Lytton of Knebworth, Bart." ableiten. Kann aber Sir Edward keinen besseren Beweis für seine Abkunft aus königlichem Geschlecht liefern, als die Heirat der schönen Gräfin, so wird er auf eine solche Auszeichnung schon verzichten müssen.

Rußland.

Die russische Geistlichkeit sonst und jetzt.

Es hieß: den liebe, der dir Liebe giebet,
Und hasse die, so dir zu schaden suchen!
Ich aber sag' euch: Eure Feinde liebet,
Thut wohl den Hassern, segnet, die euch fluchen!

Sallet's Laien-Evangelium.

Bei den Vorstudien zu einer Geschichte Peter's des Großen, die ich zu schreiben unternommen,*) stieß mir unter Anderem auch der Auszug aus dem Testamente des vorletzten russischen Patriarchen Joakim (gestorben am 17. März 1690) auf, worin es hieß: „Ferner werden die Herren Zaren nicht erlauben, daß irgend ein rechtgläubiger Christ in ihrem Reiche mit den Ketzern und fremden Glaubensgenossen, als den Lateinern, Lutheranern, Calvinern und den gottesvergessenen Tataren, die der Herr verwirft und **die Kirche Gottes verflucht**, Umgang und Freundschaft halte; vielmehr werden sie solche Feinde Gottes und Verächter der Kirche durch einen zarischen Befehl aus dem Lande vertreiben. Durch uns aber soll fremden Religionsverwandten nicht erlaubt werden, in diesem rechtgläubigen Reiche ihre Religion zu verkündigen, oder mit Jemand zum Vortheil ihrer Religion zu sprechen, noch ihre fremden ketzerischen Gebräuche zur Verführung der Christen einzuführen, welches ihnen bei schwerer Strafe zu verbieten wäre. Ferner soll es ihnen auf keine Weise freistehen, ketzerische, verführerische Versammlungshäuser zu erbauen; vielmehr ist es billig und nothwendig, diejenigen, die jetzt nahe oder mitten unter Christ-

*) Diese wird den sechsten Band der „historischen Hausbibliothek" bilden, welche im Verlage von Carl B. Lorck zu Leipzig erscheint.

lichen Häusern stehen, als Versammlungsörter der Teufel, niederzureißen. Denn die bösgläubigen Tataren und die von der heiligen Kirche abgefallenen Ketzer sind alle verflucht &c. Ferner bitte ich Ihre Durchlauchtigsten Majestäten, die rechtgläubigen Zaren, und beschwöre sie bei unserem Gott und Heilande, daß sie es auf keine Weise erlauben wollen, verfluchte Ketzer und fremde Religionsverwandte in ihren Regimentern über die Truppen, oder sonst im Reich, zu Befehlshabern oder Anführern zu bestellen, sondern vielmehr strenge Befehle zu ertheilen, daß solche Feinde der Christen in ihren Diensten nicht gelitten werden. Denn solche Ketzer haben mit uns Christen nicht einerlei Glaubenssinn, sie sind mit uns in den Traditionen der Väter nicht einig und der rechtgläubigen Kirche, unserer Mutter, fremd. Und was können solche verfluchten Ketzer unserem rechtgläubigen Heere für Nutzen schaffen? Nichts, als Gottes Zorn werden sie über uns bringen." u. s. w.

Dermalen regiert nun der Kaiser die russische Kirche durch die 1726 eingesetzte immerwährende Synode, bestehend aus acht Mitgliedern und vier Adjunkten, und alle Ereignisse, die an unseren Augen vorübergingen, weisen darauf hin, daß hinter seinem politischen Benehmen und Verfahren nur die Absicht verborgen liegt: Alles in eine, und zwar die griechische, Glaubensform zu bringen. Andersgläubige werden allerdings tolerirt, indessen schon der Umstand, daß sogar die Kerker benutzt werden, um Bekehrungen zur griechisch-russischen Kirche dadurch herbeizuführen, daß man eingesperrte Verbrecher zum Uebertritt zu bewegen weiß, und umgekehrt Uebertritte aus der National-Kirche in eine andere fast unthunlich gemacht werden, reicht zur Charakteristik dieser Toleranz vollkommen hin. Obwohl der Form nach jedem Uebergriffe der russischen Geistlichkeit in Regierungsangelegenheiten vorgebeugt zu sein scheint, so daß sogar Diakonen, welche ihren Stand aufgeben, erst sechs und die Priester erst zehn Jahre darauf zum Staatsdienste gelassen werden, so hat es doch mehr als den bloßen Anschein, daß bei Eroberungsunternehmungen der Geistlichkeit sogar weit über die Absicht und den Willen des Kaisers hinausgegangen werde, der doch wahrlich als eifrig genug für Ausbreitung und geistliche oder kirchliche Uniformirung erscheint.

Wie es scheint, reichen selbst die in neuster Zeit sich kundgebenden Sektenspaltungen in der griechisch-russischen Kirche nicht hin, das Vage solcher Bestrebungen, wie die angedeuteten, einleuchtend zu machen, und bis zur Einsicht, daß man mit jedem Glauben, in religiöser Hinsicht, ein guter Staatsbürger seyn kann, ist mithin in Rußland noch ein weiter Weg. Auch die russische Geistlichkeit unserer Tage bekundet, daß der Geist des Stifters der christlichen Religion nicht auf sie übergegangen ist, und nur die Mittel zum Ziele haben sich in Etwas gemildert. An die Stelle der Verbannung u. s. w., welche einst der Patriarch Joakim so liebreich beantragte und wobei er sicher namentlich den gottlosen Lefort, Peter's des Großen Leiter und Günstling, ganz besonders im Auge gehabt haben mag, treten jetzt Machinationen anderer Art, die indessen unter dem Volke, aus allerlei Ursachen, augenblicklich ganz gute Dienste leisten.

Ich bekenne mich vollkommen zu der Ansicht, daß, könnte es jemals gelingen, eine kirchliche Einheit unter allen Bewohnern des russischen Reichs zu bewerkstelligen, die darauf verwendete Mühe kaum durch die damit herbeigeführten Resultate belohnt werden dürfte; denn wer seinen kirchlichen Glauben so leicht fahren läßt, auf den ist auch in keiner anderen Beziehung sehr mit Sicherheit zu rechnen. Was man also möglicherweise durch die bezeichneten Anstrengungen bezwecken könnte, Stärke durch Einheit, würde kaum erfolgen, und wozu dann aller Aufwand von Kräften nach solchem Ziele hin?

Nebenbei hat die Sache auch ihre sehr bedenkliche Seite. Alle sogenannte Bekehrungs- oder Uebertritts-Bestrebungen erwecken gewöhnlich Kräfte, die bis dahin auf der anderen Seite nur geschlummert haben und deren Wirkungen seither meist allen Berechnungen gespottet. Demnach halte ich ein solches Beginnen in jedem Staate obendrein für höchst unpolitisch, indem die National-Wohlfahrt keinesfalls damit gefördert, wohl aber sehr leicht stark gefährdet werden kann.

Der Philosoph auf dem Throne, Friedrich der Große, hatte sicher die allein richtige Maxime, wenn er erklärt: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden!" Warum läßt man sich dies nicht auch in Rußland endlich für immer gesagt seyn?

Eduard Pelz.

Mannigfaltiges.

— Wilhelm v. Humboldt. Zur Charakteristik Wilhelm v. Humboldt's und zum Verständnisse seiner Wissenschaft sind gleichzeitig zwei Bücher erschienen, von denen das eine die schöne menschliche Seite und das andere den tiefen und nicht von Jedem leicht begriffenen Forschergeist des großen Todten uns näher bringt. „Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin" *) heißt das eine, „die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's" **) das andere Buch. Ersteres ist von der langjährigen Freundin des Verstorbenen herausgegeben, an welche diese Briefe gerichtet waren, einer ehrwürdigen Matrone, die als achtzehnjähriges Mädchen das Glück hatte, mit dem damals nicht viel älteren Wilhelm v. Humboldt im Bade von Pyrmont zusammenzutreffen, wo sie mit ihren Aeltern sich befand. Drei unvergeßliche Tage brachten die beiden jungen Leute dort mit einander zu, und als Humboldt von der Familie seiner Freundin wieder schied, schrieb er ihr folgende Worte ins Stammbuch:

„Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das „Herz: aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, „mit der man es theilen kann!

„Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und „so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf un[illegible] „gewisse Hoffnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß.

„Pyrmont, 20. Juli 1788. Wilhelm von Humboldt."

Die „ungewisse Hoffnung des Wiedersehens" sollte sich niemals, oder doch erst nach einer sehr langen Zeit, in der die Gefühle, mit welchen der Jüngling diese Worte niedergeschrieben, eine andere Färbung bekommen hatten, verwirklichen. Im Frühjahre 1789 wurde die Freundin Humboldt's verheirathet. Bald darauf trat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine [illegible] Veränderung in den äußeren Schicksalen der Frau ein. Sie verlor ihren Gatten und ihr Vermögen, das sie im J. 1806, nach dem Einrücken der Franzosen in Braunschweig, ihrem damaligen Wohnort, zum Theil aus freien Stücken, um den Bedrängnissen des Landes abzuhelfen, hergegeben hatte. Die Wiedererlangung desselben konnte ihrer eigenen Noth ein Ende machen. Da wandte sie sich, nachdem sie länger als sechsundzwanzig Jahre außer aller Verbindung mit dem Jugendfreunde gewesen, an den auf dem Kongresse [illegible] Wien weilenden Staatsminister v. Humboldt, um seine Verwendung bei den allgemeinen Liquidationen ihn bittend und ihn zugleich, unter Einsendung des Stammbuchblattes von 1788, an ihr erstes Zusammentreffen erinnernd. Humboldt antwortete ihr auf diesen Brief vom 18. Oktober 1814 noch an demselben Tage, als er ihn in Wien, mitten unter den Geschäften des Kongresses, empfing. Nicht blos war ihm die Jugendfreundin noch in lebhaftester Erinnerung, sondern er wußte auch noch, woran sie selbst nicht hatte erinnern mögen, daß er ihr in der Allee von Pyrmont das Versprechen gegeben, sie bald wieder zu besuchen — ein Versprechen, dessen Nichterfüllung er sich lange vorgeworfen. Ihre Mittheilungen über ihre Lebensschicksale erwiederte er durch einen Rückblick auf die seinigen. „Ich bin", schreibt er ihr, „wie man Ihnen geklagt hat, verheiratet. Ich heiratete drei Jahre nachdem ich Sie sah und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen." — Sein treues Andenken an die Jugendfreundin bethätigte er sogleich auf die edelste Weise. „Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns", schreibt er ihr in seinem zweiten Briefe. „Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständnisse zu seyn, daß Ihr Bild von damals [illegible] mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit und selbst eines schöneren [illegible] einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig [illegible] mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, [illegible] zugleich wie das Leben warm und beglückend." — Somit war der Anfang zu einer, einundzwanzig Jahre umfassenden, bis zum Tode Wilh. v. Humboldt's dauernden Korrespondenz gemacht, die aber erst vom Jahre 1822 ab regelmäßig und nachhaltig zu werden begann. Niemand wird diesen Briefwechsel kennen lernen und aus der Hand legen, ohne sich Glück dazu zu wünschen, die Bekanntschaft zweier so tieffühlenden edeln Seelen gemacht zu haben. — Leider ist auch die würdige Matrone, und zwar kurz nachdem sie die letzte Hand an die Herausgabe dieser Briefe des Freundes gelegt, hinübergeschlummert. Ihr Name wird uns durch dieselben nicht kundgemacht, aber ihren Geist haben wir genugsam daraus erkannt, um ihm eine würdige Stätte der Erinnerung anzuweisen.

Das Buch, welches uns in die imposanten Hallen der Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's eingeführt, hat Herrn Dr. Max Schasler zum Verfasser und ist eine höchst dankenswerthe Studie und Kritik nach des Ersteren Abhandlung: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts." Es bildet diese umfassende Abhandlung bekanntlich die Einleitung zu Wilh. v. Humboldts großem, nach dem Tode des Verfassers in drei starken Quartbänden erschienenen Werke „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java". Aber so wenig wie dieses Werk selbst, ist auch die ihr vorangehende Abhandlung bisher in das Leben eingedrungen. Es ist bis jetzt noch ein Buch mit sieben Siegeln, von welchem in der That auch sein Herausgeber, Alexander v. Humboldt, gesagt, daß es in einzelnen Theilen von der eigenen Hand des Verf. noch manche Umwandlung erfahren haben würde, wenn ihn der Tod nicht abgerufen hätte. Besonders der Einleitung, welche den Einfluß der Sprache auf die geistige Entwickelung der Menschheit darstellt, „waren manche Zusätze vorbehalten, die in belebenden Gesprächen angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden." Diese Erläuterungen und Zusätze zu liefern, ist nun eine Aufgabe der Gelehrten, die in des großen Sprachforschers Werk tiefer eingedrungen sind und daraus mit der eigenen Belehrung auch die Mittel zu einer größeren Popularisirung desselben geschöpft haben. Wenn dies, wie wir glauben, dem Buche des Herrn Schasler gelungen ist, das in seiner äußeren wie in seiner inneren Form als Interpretation des Humboldtischen Textes sich darstellt, so wird es, eben so wie den Verehrern des heimgegangenen Meisters, allen Jüngern der Sprachwissenschaft überhaupt eine willkommene Gabe seyn.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.

**) Berlin, L. Trautwein'sche Buch- und Musikalienhandlung (J. Guttentag), 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Dienstag den 26. Oktober 1847.

England.

George Hudson, der Eisenbahn-König.

Einer der merkwürdigsten Charakterzüge unseres Zeitalters ist die Schnelligkeit und Gewißheit, mit der sich praktische Männer — gewandte Geschäftsleute und glückliche Spekulanten — zu der socialen Stellung und dem politischen Einfluß erheben, die in früheren Jahrhunderten den Mitgliedern der militairischen und administrativen Hierarchie vorbehalten waren. Die Helden unserer Tage sind nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Börsensälen, nicht in den Kabinetten der Staatsmänner, sondern in den Versammlungen der Eisenbahn-Actionaire zu suchen, und das Fallen und Steigen der Papiere ist das Barometer, an dem wir den Gang der Weltgeschichte erkennen. Das güldene Kalb ist noch einmal das Idol geworden, vor dem sich alles Volk niederwirft, und ein Günstling des Mammon nimmt jetzt die Verehrung in Empfang, die man sonst den Fürstengünstlingen zu zollen pflegte.

George Hudson, Parlaments-Mitglied für Sunderland und Diktator des Eisenbahnwesens, gehört zu den hervorragendsten und einflußreichsten public characters im britischen Reiche. Obgleich erst seit zwei Jahren im Parlament, behauptet er doch schon einen Platz neben Lord George Bentinck, Lord John Manners, Herrn Disraeli u. A. auf den Vorderbänken der Opposition, die gewöhnlich von den Parteiführern eingenommen werden. Er wird auch in der That als eines der Häupter jener Konservativen betrachtet, die sich nach dem Uebergang Sir Robert Peel's zur Freihandels-Partei von diesem trennten, und alle Fractionen des Unterhauses scheinen es willig anzuerkennen, daß ihm eine so hohe Stellung von Rechts wegen zukomme. Außer den äußeren Zeichen der Achtung genießt er aber auch solcher Ehren, die einen solideren Werth haben und mehr nach seinem Geschmack sind; er hat eine Macht in Händen, die unter anderen Umständen unerklärlich seyn würde und in den Annalen des Parlaments ohne Beispiel ist. Wenn er nur in Eisenbahn-Angelegenheiten oder damit verbundenen industriellen Fragen als Autorität betrachtet würde, so ließe sich dieses durch seine glänzenden Erfolge rechtfertigen, da ihn seine ganze Laufbahn als einen Mann bezeichnet, der Alles, was er an Energie und Geisteskraft besitzt, jenem Fache zugewendet hat, welches er mit fast instinktmäßigem Scharfsinn zu beurtheilen weiß; allein die parlamentarische Thätigkeit des Herrn Hudson ist weit entfernt, sich auf ihre angemessene Sphäre zu beschränken — sie geht auch auf Gegenstände über, die ganz außer seinem Bereiche liegen, was aber durchaus nicht verhindert, daß die ältesten Mitglieder des Hauses und die leitenden Staatsmänner des Tages seine Reden mit bewunderungswürdiger Geduld anhören, während man jeden Anderen, der in ähnlicher Weise aufträte, durch schallendes Gelächter oder mißbilligendes Husten unterbrechen würde. Es zeigt sich hieraus deutlich, daß der Erfolg sich nirgends einer größeren Verehrung zu erfreuen hat, als im britischen Unterhause.

Vielleicht wird es unseren Lesern nicht uninteressant seyn, etwas Näheres über den Lebenslauf dieses neuen Krösus zu erfahren. Siebenundvierzig Jahre sind verflossen, seitdem George Hudson im Dörfchen Howsham bei York das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein kleiner Pächter, der auch ein öffentliches Amt, nämlich das eines Head Constable (Schulzen) des Ortes, verwaltete, aber nur wenig Vermögen besaß. Hudson's Bestimmung schien ihn (wie Cobden) an den Pflug zu fesseln; als er jedoch sein sechstes Jahr erreicht hatte, gab der Tod seines Vaters seinem Schicksal eine andere Wendung. Nachdem er die gewöhnliche, ziemlich mangelhafte Erziehung erhalten, die seinen Standesgenossen in Yorkshire zu Theil wird, gaben ihn seine Verwandten, vierzehn Jahr alt, zu einem Schnittwaarenhändler in die Lehre, und durch Fleiß, Tüchtigkeit und gute Aufführung erwarb er sich bald das ganze Vertrauen seines Prinzipals. Schon damals zeichnete er sich durch die brüske, herrische Manier aus, die den Eisenbahn-Diktator noch immer charakterisirt und selbst in Yorkshire, dem Vaterlande der Originale, auffiel; ja, er bediente seine Kunden mit derselben unbeholfenen Höflichkeit, die er jetzt im Umgang mit Pairs und Staatsministern an den Tag legt. In seiner Jugend war er auch sehr religiös und gehörte zur Sekte der Methodisten; heutzutage ist er dagegen ein Mitglied der herrschenden Kirche.

Nach Ablauf seiner Lehrzeit war Hudson bereits entschlossen, seiner Heimat den Rücken zu kehren und sein Glück in London zu versuchen, als seine Vorgesetzten, denen er sich unentbehrlich gemacht hatte, ihm einen Antheil an ihrem Geschäft anboten und ihn hierdurch bestimmten, in York zu bleiben. Es ist dieses ein Beweis, daß unser Held seine jetzige Stellung nicht dem Glück allein zu verdanken hat, da die ersten Stufen auf der schwankenden Leiter der Fortuna bekanntlich die schwersten zu ersteigen sind; indessen kam ihm der Zufall bald zu Hülfe, um das zu vollenden, was seine lobenswerthen Anstrengungen begonnen hatten. Der Chef des Hauses, bei welchem er interessirt war, zog sich von dem Geschäfte zurück, und dieses wurde von nun an unter der Firma Nicholson und Hudson fortgeführt, so daß Letzterer, obwohl erst siebenundzwanzig Jahr alt, bereits zu den angesehensten Kaufleuten des Ortes gehörte und für einen Mann von nicht unbedeutendem Vermögen galt. Um diese Zeit starb ein gewisser Matthew Bottrill, ein entfernter Verwandter Hudson's, und hinterließ ihm ganz unverhofft ein Kapital von 30,000 Pfd. Sterl. (200,000 Thlr. Preuß.). Auf diese Art war er jetzt theils durch seine eigene Betriebsamkeit, theils durch die Laune eines Mannes, der ihm zu Liebe seine nächsten Verwandten unversorgt ließ, mit den Mitteln versehen, fortan ein behagliches Leben zu führen und sich aller Glücksgüter dieser Welt zu erfreuen. Aber eine solche Aussicht, die Manchem so beneidenswerth erscheinen würde, hatte für den an rastlose Thätigkeit Gewöhnten keinen Reiz; dieselben Eigenschaften, die ihn in wenigen Jahren von dem Stande eines armen, verwaisten Bauerknaben zu einem ehrenvollen Rang unter seinen Mitbürgern erhoben hatten, sollten ihn zu noch weiteren Erfolgen anspornen.

Wenn schon die ersten Phasen seiner Laufbahn die Spuren von jener Energie und jenem Geschäftssinn darbieten, die ihn später in den Stand setzten, die kolossalsten Unternehmungen im Eisenbahnwesen durchzuführen, so dienen die nachfolgenden Ereignisse einigermaßen zur Erklärung der politischen Rolle, die er gegenwärtig im Unterhause spielt, und namentlich des leidenschaftlichen Ultra-Toryismus, der sich in ihm so bemerkbar macht. In provinziellen Parteikämpfen gelingt es oft einem zudringlichen, geschäftigen, dreisten, redseligen Individuum, sich den Einfluß zu verschaffen, der befähigteren Männern versagt wird: Herr Hudson liefert hiervon ein glänzendes Beispiel. Als reicher Bürger und Eigenthümer zur Theilnahme an dem politischen Leben der Stadt York berechtigt, dauerte es nicht lange, bis seine außerordentliche Thätigkeit und seltene Charakterstärke ihm eine Stelle unter den lokalen Parteihäuptern erwarben. Es fehlte den Konservativen damals gerade an einem furchtlosen, entschlossenen Manne, um die in der Reformbill erlittene Scharte auszuwetzen und die drohenden Fortschritte der Liberalen aufzuhalten; drei Jahre nach seiner glücklichen Erbschaft war Hudson, ohne daß man recht wußte, warum und wie, an die Spitze ihrer Partei getreten. Er erlangte aber bald so gültige Ansprüche auf ihre Erkenntlichkeit, daß es Niemanden einfiel, ihm das Scepter streitig zu machen; wie Napoleon, befestigte er seine Herrschaft durch Siege — die Dankbarkeit seiner Freunde hielt mit seinen Erfolgen Schritt, und im November 1837 ward er zum Lord-Mayor von York erwählt, welches Amt er später noch ein zweites und drittes Mal bekleidete.*) Derselbe Ehrgeiz, der ihn nach dem Vorrang in einer Provinzialstadt streben ließ, begleitete ihn späterhin nach der höheren Sphäre des Unterhauses, wo er der auserwählte Rathgeber der Protectionistenführer wurde.

Kehren wir jedoch zu seiner Wirksamkeit als praktischer Geschäftsmann zurück. Im Jahr 1833 gründete er die Yorker Bank-Compagnie, eine Actien-Gesellschaft, die nicht, wie so viele andere Institute dieser Art, ihre Theilnehmer zu Grunde richtete, sondern die vielmehr unter der trefflichen Leitung Hudson's alle Finanzkrisen des Landes überstand und noch immer gut rentirt. Diese erste glückliche Speculation führte zu neuen ausgedehnteren und gewagteren Unternehmungen, von denen sein jetziger enormer Reichthum das Resultat ist. Zunächst verdankte ihm die York and North-Midland-Eisenbahn ihre Entstehung, indem er seine ganze Energie darauf wandte, sie in Gang zu bringen; er betheiligte sich stark bei den Actien und ward zum Vorsitzer der Direction ernannt. Hier, wie überall, erwarb er sich binnen kurzem den unbeschränktesten Einfluß; er that, was er wollte, und was er that, hatte immer Erfolg. Obgleich die Actien im Anfang mit furchtbarer Schnelligkeit fielen, verlor er den Muth nicht; er kaufte sie den von panischem Schrecken ergriffenen Inhabern ab, und zum Lohn seiner Unerschrockenheit und seines Fernblicks stiegen sie später bis zu einem nie geahnten Werth. Wie man sagt, handelte er in diesem Falle gegen die Ueberzeugung fast aller Actionaire und selbst der Direktoren; aber Entschlossenheit und Ausdauer erringen ja stets den Sieg über Schwäche und Verzagtheit.

---

*) Außer London ist York die einzige Stadt in England, deren Mayor (Bürgermeister) während seiner einjährigen Amtszeit den Titel Lord führt, verbunden mit dem Prädikat: Right Honourable, welches sonst nur den Pairs und den Mitgliedern des Geh. Raths ertheilt wird.

Seine kühne und mit glücklichem Erfolg gekrönte Leitung dieses Unternehmens war die Veranlassung, daß er bald an die Spitze mehrerer anderer Eisenbahn-Projekte trat, wo er das System der Verbindungslinien und des gemeinsamen Betriebs durchsetzte, welches den Actionairen wenigstens großen Nutzen bringt, wenn auch das allgemeine Interesse darunter leiden mag. Wie in glorreicheren Kämpfen vermehrte das Glück den Nimbus, der ihn umgab; die erste gewonnene Schlacht macht auch die folgenden Siege leicht. So geschah es auch mit unserem Hudson. Die Eisenbahn-Gesellschaften bewarben sich um die Ehre, ihn ihren Präsidenten zu nennen, und das Publikum schenkte seinen Maßregeln unbedingtes Vertrauen. Ein Wink, daß Hudson sich anschicke, die und die Linie zu übernehmen, reichte schon hin, deren Actien in die Höhe zu treiben, und der Beitritt des „Eisenbahn-Königs", wie man ihn jetzt zu betiteln anfing, ward als der sichere Vorbote des Glückes begrüßt. Die Einschaltung seines Namens in das Verzeichniß der Direktoren war ein Signal, das den Werth der von ihm begünstigten Linien um mehrere Millionen erhöhte, und es ist daher begreiflich, daß auch sein Gewinn bis ins Ungeheure stieg. In jedem Zeitalter giebt es einen Industriezweig, dem sich die Speculation mit besonderer Vorliebe zuwendet; Staatspapiere, Bergwerke, Armee-Lieferungen haben nach einander eine kleine Anzahl von Individuen bereichert, noch viel mehr aber an den Bettelstab gebracht: heutigen Tages ist der Eisenbahn-Schwindel vorherrschend, und von denen, welche die allgemeine Manie benutzt haben, ist Hudson der glücklichste gewesen. Er häufte nicht allein selbst ein kolossales Vermögen an, sondern streute auch Reichthümer um sich her, wie ein Baum seine Blüthen fallen läßt. Man erzählt seltsame Anekdoten von dem gebieterischen Tone seiner Unterhandlungen mit hülfesuchenden Compagnieen und von dem beispiellosen Selbstvertrauen, welches sich in seinen Forderungen kundgiebt. Von Allem, was durch sein bon plaisir geschaffen wird, sichert er sich stets den Antheil des Löwen, und die Brocken, die von der königlichen Tafel fallen, wirft er großmüthig seinen Freunden zu. Manchen Actienschatz, dessen künftigen Werth nur er voraussah, hat er unter seine Anhänger ausgetheilt, mit der einzigen Bedingung, in der nächsten General-Versammlung für ihn zu stimmen. Wehe aber Allen, die sich ihm widersetzen oder selbständig handeln wollen — er läßt sie unerbittlich im Stich! Wer hingegen seinen Willen thut und ihn nach Gutdünken schalten läßt, wird nicht nur mit seiner allerhöchsten Gnade, sondern auch mit soliden Vortheilen belohnt. Es ist unglaublich, welche Macht in seinen Händen liegt, und von wie vielen Seiten her seine Vermittelung oder sein Schutz in Anspruch genommen wird. Wenn man ihn besucht — und sich ihm ohne genügenden Grund zu nähern wäre gefährlicher, als den Käfig eines hungrigen Löwen zu betreten — findet man ihn in Papiermassen vergraben, von Schreibern umringt und Eisenbahn-Direktoren, Parlaments-Mitgliedern und Ingenieuren Audienz ertheilend. Jede Minute ist ihm kostbar — man darf ihn mit keiner langen Vorrede behelligen, sondern muß gleich zur Sache kommen; er hört dann nicht sehr höflich oder geduldig zu, giebt seine Antwort in kurzen, abgestoßenen Worten und kehrt dem Bittsteller den Rücken, um sich mit einem Anderen zu beschäftigen. Bei seiner Erfahrung und seinem schnellen Ueberblick der Geschäfte ist alles Detail überflüssig; er unterbricht den eifrigsten Redner, die eindringlichste Darstellung mit einem „Ja!" „Nein!" oder „Das geht nicht!" und wer von seinen königlichen Lippen einen solchen Bescheid erhält, thut wohl, sich so bald als möglich aus dem Staube zu machen. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Aelteste Ueberreste der norwegischen Literatur.

(Schluß.)

Beachten wir nun auch den Umstand, daß die Königssagen gleichsam der Adelsbrief der mächtigen aristokratischen Geschlechter waren, sofern die meisten Geschlechter hierin die Großthaten ihrer Vorväter erwähnt fanden, so haben wir hier einen Hauptgrund für die Annahme, daß die Abschriften zur Blüthezeit der Geschlechter vervielfältigt, in der Folge aber, als dieselben entweder nicht mehr existirten oder doch kein Ansehen mehr genossen, gering geachtet wurden. Bei der Kostspieligkeit der Bücher können wir uns als Besitzer derselben nur die Reicheren und Mächtigeren denken. Diese haben vermuthlich auf ihren Edelsitzen Büchersammlungen, besonders aus Gesetzen und Sagen bestehend, angelegt. Geht man von der Voraussetzung aus, daß auch in jenen Zeiten der Hof in den höheren Zirkeln den Ton angab, so muß man nothwendig annehmen, daß die Lektüre von Sagen und Romanen einen wichtigen Bestandtheil der gesellschaftlichen Unterhaltung ausmachte. König Haakon Haakonsson ließ bekanntlich mehrere Romane übersetzen. In seiner letzten Krankheit mußten ihm zuerst lateinische Bücher vorgelesen werden, bis es ihm zu schwer fiel, den Sinn zu verstehen; dann ließ er sich Legenden und endlich die Königssagen von Halfdan Svarte an vorlesen. Sturla Thordsson erwarb sich durch Märchenerzählen die Gunst des Königs Magnus und seiner Gemahlin und trat später als eine Art königlicher Historiograph auf, indem er auf Magnus' Aufforderung die Geschichte seines Vaters verfaßte oder redigirte. Der Hof der Königin Eufemia, der Gemahlin Haakon's V., muß, wie es scheint, im eigentlichen Sinne des Worts, ein lesender genannt werden können. Sie ließ viele Romane oder Märchen übersetzen, ja diese Romane scheinen selbst erst auf diese Weise, noch ehe sie in Schweden und Dänemark bekannt wurden, in die norwegische Literatur eingeführt worden zu seyn; denn ins Schwedische wurden sie, wie ausdrücklich bemerkt wird, nach den von Eufemia besorgten Uebersetzungen übertragen, und die dänischen scheinen wiederum nach den schwedischen verfaßt zu seyn. Sollte man nun nicht annehmen dürfen, daß Männer wie Bjarne Erlingsson, Erling Vidkundsson und Andere, die entweder selbst oder deren Söhne und Töchter bei Hofe angestellt waren, auch zu Hause im Familienkreise in den nämlichen Beschäftigungen, wie es bei Hofe der Fall war, ihre Erholung fanden? Und war nun auch die Roman-Literatur die eigentliche Mode-Literatur, so konnten doch unmöglich, zumal in einer Zeit, welche den behandelten Ereignissen so nahe stand, die Sagen, in welchen auf jeder Seite die Vorfahren rühmlichst erwähnt wurden, gleichgültig bei Seite gelegt werden! Und die Gesetzbücher waren den Großen zu wichtig, als daß sie sich nicht zuverlässige Abschriften von denselben hätten anschaffen sollen. So giebt es noch einen Gesetz-Codex, der aller Wahrscheinlichkeit nach Erling Vidkundsson gehörte; man findet hier außer dem Landes- und Stadtgesetz auch Gränzbestimmungen gegen Schweden und Rußland, eine Streitschrift gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit u. dgl. Sollte man nun nicht glauben, daß Erling, der Repräsentant des Giskestammes, auch außerdem die Königssagen besaß, welche man die Geschichte seines eigenen Geschlechts nennen könnte, so genau greift das Arnmödlingegeschlecht in Norwegens Geschichte ein. — Diese Bücher enthielten dabei gleichsam das lebendige Wort: es waren keine dürren lateinischen, dem Gelehrten allein zugänglichen Chroniken, sondern vielmehr kernige, leichtfaßliche, in der eigenen Landessprache verfaßte Erzählungen, welche man hier dem Lateinischen nicht nachsetzte, sondern in hohen Ehren hielt und zu einer klassischen Vollkommenheit ausbildete, welche im Königsspiegel — der auch vermuthlich von einem Mitglied des Giskestammes verfaßt worden ist — ihren höchsten Grad erreichte.

In Hinsicht auf die Geschichte der Sprache geben die vorgefundenen Ueberreste der ältesten Gesetze wichtige Aufschlüsse. Die ältesten Distriktsgesetze waren nämlich für jeden Gerichtssprengel ganz verschieden, und jedes galt nur in seinem eigenen. Etwas anderes war es mit den neueren Landesgesetzen, deren Eintheilung nach den vier Gerichtssprengeln nur nominell ist, so daß ein Codex für den einen Gerichtssprengel sehr wohl als ein Gesetzbuch für den anderen gebraucht werden kann, sofern man nur an den *betreffenden* Stellen den Namen des Things (Gerichtshofes) verändert. Auch beweist eine Vergleichung der Codices unter einander, daß eine solche Abschreibemethode sehr oft zur Anwendung kam. Von einer Verschiedenheit in Sprache und Dialekt kann deshalb bei den einzelnen Codices im Allgemeinen nicht die Rede seyn. Hingegen durfte man, auf Grund der eben erwähnten scharfen Absonderung der vier Gerichtssprengel in legislativer Hinsicht, eine solche Verschiedenheit weit eher bei den Abschriften von den älteren Gesetzen erwarten. Nach dem letzten Fund sind wir nun so glücklich, Stücke von Gesetz-Codices oder ganze Gesetz-Codices der drei verschiedenen Gerichtssprengel (des Gulathing, Frostathing und Eidsivathing), alle zu einer Zeit niedergeschrieben, als die Sprache ganz rein, ja zum Theil noch uralt, nämlich aus der ersten Hälfte oder um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, gesprochen wurde, zu besitzen. Mit Recht können wir sie also als Sprachproben der verschiedenen Gegenden betrachten und die Behauptung aufstellen, daß, wenn in der Schriftsprache damals Dialektverschiedenheiten existirten, sie sich gewiß hier kundgeben müßten. Es finden sich aber keine, sondern die drei Gesetzbücher haben dieselbe Sprache, zum Theil dieselbe Orthographie. Auf Island war schon damals die Schriftsprache etwas abweichend. Jene drei Gesetzbücher oder richtiger Fragmente derselben (denn nur das Gulathingsgesetz besitzen wir ganz) geben somit das beste Zeugniß von der Einheit der Sprache.

Herr Munch schließt seinen Bericht nicht, ohne seinen tiefen Schmerz über eine Barbarei zu äußern, welche die trefflichsten Codices der Vernichtung preisgeben konnte, indem er zugleich seine Verwunderung an den Tag legt, daß sie zu einer Zeit möglich war, wo bereits das königliche Reskript vom 11. August 1622, hinsichtlich der Aufsuchung und Aufbewahrung von Alterthümern, an die dänischen und norwegischen Bischöfe erlassen war. In der Ueberzeugung, daß eine ähnliche Unsitte auch in Dänemark geherrscht haben werde, richtet er endlich an die Archivare aller drei nordischen Reiche die dringendste Bitte, genaue Untersuchungen anzustellen, in der gewissen Hoffnung, daß noch Manches auf ähnlichem Wege an den Tag kommen werde.

Texas.

Der Mainzer Verein und seine Resultate in Texas.

Herr L. Constant, bisher Bürger in Berlin und jetzt Bauer in Texas, ein Mann, welchen man wohl den „vielgewanderten" nennen dürfte und der schon hier in Berlin zur Zeit der Vereine „für das Wohl der arbeitenden Klassen" seinen Eifer für allgemeine, insbesondere für sociale Fragen vielfach bekundete, ist jetzt für einige Zeit aus seiner neuen Heimat zu uns zurückgekehrt, um auch seine Familie über die See zu bringen.

Wir haben somit jetzt einen Mann in unserer Mitte, dessen reine Gesinnung, dessen vielseitige Lebenserfahrung, dessen eigene Anschauung ihn besonders geeignet machen, über das Dunkel, welches über die Auswanderungs-Verhältnisse in Texas noch zum großen Theile verbreitet ist, Aufklärung zu ertheilen. Herr Constant, dazu vielfach aufgefordert, wird dieses nicht unterlassen; er beschäftigt sich, wie wir hören, mit der Ausarbeitung eines großen Werkes über Texas und seine Zustände.

Vorläufig hat Herr Constant unter dem Titel: „Texas. Das Verderben deutscher Auswanderer in Texas unter dem Schutze des Mainzer Vereins" eine kleine Broschüre herausgegeben, welche aufs neue die allgemeine Aufmerksamkeit dem vielbesprochenen Mainzer Vereine zuwenden muß.

Herr Constant hat keine besondere Ursache, dem Vereine Uebles nachzureden; er sagt in seinem Vorworte: „Ich bin weder getäuschter Schützling des Vereins, noch Mann der Partei; aber ich liebe meine Mitmenschen und habe Texas liebgewonnen.“ Herr Constant macht dem Vereine keine allgemeinen Vorwürfe, er begründet die schwere Anklage, welche er gegen den Mainzer Verein erhebt, in allen ihren Theilen. Er sagt sogar von dem Vereine: „Eine edle Absicht lag auch diesem Unternehmen zum Grunde, und sie soll von mir nicht verkannt werden; immer aber bleibt es bedauerlich, daß man sich in den Mitteln zum Zwecke täuschte und damit viele Menschen unglücklich machte.“

Es sollen hier nur von den Vorwürfen, welche Herr Constant dem Mainzer Vereine macht und die er leidenschaftslos begründet, die wesentlichsten hervorgehoben werden.

Constant bezeichnet die Hügelregion, zwischen dem Brasos- und dem Colorado-Fluß, für welche sich ursprünglich der Graf Bos-Waldeck entschied, als vortrefflich; hier war reichlich Wasser, gesundes Klima, guter Boden und der Verkehr mit den Haupthandelsplätzen des Staates leicht. Der Vorschlag des Herrn Grafen sey aber abgewiesen worden, meist, weil ein gewisser Bourgeois d'Orvanne, Besitzer eines größeren Landstrichs im Westen von Texas — nachdem er mit Verkaufs-Anträgen bei dem Grafen Waldeck abgewiesen worden — sich geradeswegs nach Deutschland gemacht und seinen billigen Anträgen an Ort und Stelle Geltung verschafft hatte. Der Herr Graf Bos-Waldeck gab in Folge davon seine Betheiligung bei der Sache auf; wie richtig er gesehen, geht daraus hervor, daß seit 14 Jahren das Land zwischen dem Brasos und Colorado um mehr als hundert Prozent gestiegen und die Erhöhung der Preise, meint Constant, werde fortdauern, da sich die meisten deutschen Emigranten dort unter den Deutschen niederlassen.

Nun kaufte der Verein von Bourgeois d'Orvanne (dem Besitzer eines 450 □Meilen großen Stück Landes zwischen dem 29—30. Gr. nördl. Breite und 99—101 Gr. westl. Länge nach Greenwich) das Gebiet, um darauf die deutsche Kolonie in Texas zu begründen, und schickte 1844 den Prinzen Solms-Braunfels mit Gefolge nach Texas. Constant sucht nun nachzuweisen, wie oberflächlich diese Kommission es mit allen für eine Kolonisirung äußerst wichtigen Nachforschungen genommen habe. Der Verein schien nicht einmal von den Besitzbedingungen Bourgeois d'Orvannes zu wissen: diesem war das Stück Land von der Regierung nur unter der Bedingung überlassen worden, darauf bis Mitte 1844 eine gewisse Anzahl von Familien angesiedelt zu haben, bei Nichterfüllung des Vertrags sollte das Land der Regierung zurückfallen. Auf eine Verlängerung der Verfallzeit des sogenannten Impressarios konnte der Verein nicht hoffen.

Der Bericht des General-Commissairs, führt Constant aus, bezieht sich nur auf Nebendinge und läßt die Hauptfragen ganz unberührt. Man behauptete, „daß Alles zum Empfange der Ansiedler in Texas vorbereitet sey“, und ließ mit großer Hast Auswanderungs-Listen eröffnen, welche sich so schnell füllten, daß schon Ende September und Anfangs Oktober 1844 von Bremen aus 700 Köpfe in 200 Familien nach Texas abgingen.

Constant theilt das unendlich reich an Versprechen und Hoffnungen gehaltene Programm des Vereins mit. Es sprechen sich darin sichtbarlich, meint er, Fürsorglichkeit und eine philanthropische Tendenz aus, aber „Uebereilung, Unvorsichtigkeit in Wahl der Mittel zum Zweck und allzu großes Vertrauen des Vereins haben später zusammengewirkt, daß das Programm in den Hauptsachen gegen den Verein spricht.“ Hierauf sucht er nachzuweisen: 1) daß Auswanderer leichtfertig nach Texas geschafft wurden; 2) daß die Emigranten am Landungsplatze zu Texas keine Transportmittel vorfanden, Monate lang dort liegen blieben und als Folge davon jämmerlich starben; 3) daß der Verein seine texanischen Ländereien niemals durch erfahrene Männer bereisen ließ, daß er vielmehr Emigranten mit Versprechungen von Landschenkungen nach Texas sandte, ohne daselbst Ländereien zu besitzen, und daß als Folge solcher Täuschungen die Demoralisation unter den Kolonisten ausbrach. Ferner sucht Constant darzuthun: 1) daß auch jetzt noch die versprochenen Ländereien den Kolonisten nicht gegeben werden können und, wenn es geschehen seyn wird, der Boden die Menschen nicht nähren kann; die Lage des Kolonialgebietes auch der Art ist, daß die etwaigen Produkte des kostspieligen Transportes wegen nicht ausgeführt werden können; 2) daß die Kolonial-Kasse in Texas die rechtmäßigen Forderungen der Kolonisten nicht befriedigen kann; 3) daß das Werben für die Kolonie nur scheinbar eingestellt ist.

Diese Punkte begründet nun Constant in seiner Broschüre ganz speziell und auf eine durchaus unbefangene Weise. Er zeigt, daß, als der General-Commissair des Vereins in Texas anlangte, Bourgeois d'Orvanne's „Grant“ bereits wieder der Regierung verfallen war, und daß Versuche zur Prolongation der Verträge zu nichts führten. Der Verein hätte dem Publikum darüber Aufklärungen geben müssen, statt dessen sammelte man auf gut Glück Menschen, sandte sie nach Texas und kaufte unbesichtigt ein Stück Land, inmitten einer von Indianern bewohnten Gegend. Der Verein wurde Besitzer von Land, welches den Comanches-Indianern erst entrissen werden mußte — er wurde bei diesem Kaufe von zwei amerikanisirten Germanen, Fischer und Müller, hinters Licht geführt, — er wußte von dem Werth oder Unwerth seines Landes gar nichts, und schickte er 1844, 45 und 46 mehr als 8000 Seelen nach Texas. „Der Verein hat sich der leichtfertigen Uebersiedelung schuldig gemacht, hat Tausende von Menschen allen Zufälligkeiten preisgegeben 2c. 2c.“ Weil man nun auch nicht daran wollte, die Comanches-Indianer zu bekriegen, so ging der Commissair, Prinz Solms, also 1844 nicht auf das Vereinsgebiet, sondern kaufte 100 Meilen südlich davon 1500 Acres Land für 800 Dollars, und die Ansiedler empfingen nun statt 320 Acres 10 Acres und einen Stadtplatz.

Constant schildert uns die große Demoralisation, welche dadurch unter den Auswanderern entstehen mußte, daß der Verein große Versprechungen gemacht hatte, welche er nun nicht halten konnte. Man findet in der Kolonie „Säufer, Faullenzer, bettelnde Kinder und liederliche Dirnen“. Am Guadeloupe baute man eine Stadt, aber man baute keine Felder. Dies war unnatürlich, und deshalb sah auch Neu-Braunfels jämmerlich aus. „Behüte der Himmel jeden Deutschen, unterm Schutz des Vereins nach Texas zu schiffen, um 10 Acres Land in Natura zu bekommen, wenn er gleichzeitig eine Schenkung in einem Fabellande zu liegen hat.“ Die Auswanderer bebauen ihr weniges Land nicht, weil sie denken, in der nächsten Zukunft mehr, neues und anderes zu bekommen. Ueber die beiden Städte Braunfels und Friedrichsburg heißt es: „Das sind Undinge, und Undinge haben keinen Fortbestand. Sie sind Undinge, weil sie von den Handelsstädten so weit entfernt liegen, daß bei schlechtem Wetter Monate hingehen, ehe sie von dort mit Fuhrwerk erreicht werden können. Schiffbare Flüsse haben beide Flecken nicht, und dieses ist ein Unglück. Belege mögen dafür den besten Ausweis geben.“ Diese folgen in Zahlen. Durch die hohe Landfracht wird, wie Constant berechnet, jede Konkurrenz in Baumwolle, Korn, Tabak 2c. vernichtet. Man sagt, daß der Colorado das Vereinsgebiet berühre. Hören wir auch hierüber Constant: „Dieser Fluß berührt das Gebiet im äußersten Norden, er hat oberhalb Austin Wasserfälle von 80, 30 und 7 Fuß Höhe. Sieben Meilen von der Mündung wird er 17 Meilen durch dichtzusammengeschobene Baumstämme, auf denen schon wieder Bäume wachsen, gesperrt. Dann hat er Versandungen; und um ihn bis Austin schiffbar zu machen, würde mindestens ½ Million Thaler erforderlich seyn. Ueber solche Summen aber wird Texas erst in 10—20 Jahren zu verfügen haben.“

Auch für den Beweis der ferneren Punkte führt Constant in seiner Broschüre Specialien an, wie sie Deutschland bisher noch unbekannt geblieben sind. Namentlich schildert Constant den Geldmangel des Vereins. Sein Zweck ist a) Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen, b) Eröffnung neuer Absatzwege für die deutsche Industrie, c) Entwickelung des deutschen Seehandels. Dies ist großartig und für unsere Zeit würdig gedacht, aber die Versprechungen sollten nicht „leeres Geschwätz“ seyn. „Dazu gehörten aber nicht 200,000 Gulden, nicht eine halbe Million ratenweise in 10—20,000 Gulden dem Direktor ängstlich behändigt, sondern dazu gehörten mindestens 30,000,000 Gulden und dann volles Vertrauen zu Herrn v. Meusebach.“ 2c. 2c.

Constant schließt seine Broschüre mit folgenden Worten: „Die öffentliche Meinung klagt in Texas, klagt in Deutschland den Verein wüthend an, mir ist der Verein Nichts, die Menschheit Alles. Ich bin nicht gekommen mit Anklagen, sondern nachdem ich an Ort und Stelle Alles überschaut, lege ich nur die wichtigsten Thatsachen vor den Verein und Deutschland hin. Bestreiten läßt sich daran nichts; es bleibt euch Männern des Vereins nur Eines — es bleibt euch zu handeln. Handelt ihr nicht, so wird die Hand Gottes euch treffen und die der Menschen euch zur Rechenschaft ziehen. Ihr habt die Deutschen in Texas demoralisirt und damit die deutsche Nation der Verachtung des texanischen Volkes heimgestellt, und umgekehrt habt ihr Texas, eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Welt, in Deutschland in Verruf gebracht.“

Und:

„Wer zu antworten, wer zu widerlegen sich befugt hält, der komme, aber bald; denn da ich in Texas ohne Schutz fand, was ich suchte — gesicherte Zukunft für meine Kinder, — gehe ich auch im nächsten Jahre mit diesen dahin ab, um wieder zur Axt, zum Pflug zu greifen. Dort in der stillen Einsamkeit, unbekümmert um das Getreibe der Welt, werde ich mich so glücklich fühlen, wie ich als Mensch hoffen darf, es zu seyn.“

Spanien.

Die Schlachten bei und gegen Salamanca.

Im Jahre 1812 haben die Engländer den Franzosen eine fürchterliche Niederlage bei Salamanca beigebracht; im Jahre 1847 haben die Franzosen diesen Namen dagegen wieder durch einen Sieg über die Engländer für ihren Nationalruhm zu Ehren gebracht. Freilich hinkt der Vergleich zwischen den beiden Salamanca-Siegen so stark, daß er sich schwerlich lange auf den Beinen halten wird, und keinesfalls läßt er sich mit den beiden Schlachten von Abukir vergleichen, wo zuerst die Franzosen von Nelson besiegt wurden und wo sie wenige Monate später wieder über die Verbündeten Nelson's siegten. Der Sieg der Franzosen im Jahre 1847 war überhaupt nicht bei, sondern gegen Salamanca, doch allerdings über die Engländer. Die Zeitungsleser werden es wissen, daß der unter dem Einflusse englischer Grundsätze stehende Minister Salamanca durch die französische Partei vor wenigen Tagen gestürzt wurde, und zwar mußte er einem Manne den Platz räumen, dessen Fähigkeit und politischer Charakter von dem zweideutigsten Rufe umgeben sind. Narvaez, so heißt der jetzt allgewaltige Wesir, ist von Paris nach Madrid geschickt worden, um das Ministerium Salamanca zu stürzen; die junge Königin und ihr Vicekönig Serrano*) nahmen anfangs kein

*) Wenn irgend ein Stellvertreter eines Königs den Namen Vicekönig verdient, so ist es Serrano. Ueberaus naiv ist übrigens die in französischen Zeitungen enthaltene Meldung, die Königin Isabella habe jetzt wieder ihrem Gemahl, dem Könige, verstattet, zu ihr nach dem Palast zu kommen.

Ansinnen mit Verachtung auf, denn sie waren für die Politik Espartero's, d. h. Englands, d. h. des Liberalismus, gewonnen, und es schien, daß die Amnestie, der Rückruf Espartero's und viele freisinnige Maßregeln eine schönere Zeit für Spanien herbeiführen würden. Einsichtsvolle Männer aber sagten gleich, daß Salamanca am Vorabend seines Sturzes sich befinde, und zwar schon deshalb, weil einen solchen Sturz Niemand in Spanien erwartete und alle Vorgänge vielmehr zu Salamanca's Gunsten waren! In spanischer Handlungsweise, besonders am Hofe und in der Regierung, herrscht nämlich die Erfahrung vor, daß stets das Gegentheil dessen erfolgt, was nach Berechnung einer gesunden Logik erfolgen müßte. So ist denn, gewiß aber nur auf einige Zeit, die Säbelherrschaft eines unter französischer Corruption und Christinischer Sittenlosigkeit großgewordenen Mannes wieder am Throne Isabella's und die Wohlfahrt und die Beruhigung des von Natur so glücklichen, von Menschenhand so unglücklich gemachten Landes wieder suspendirt. Wer noch an der Unlauterkeit der neuesten Umtriebe zweifeln will, der mag sich eines Besseren durch den Umstand belehren lassen, daß Christine heimlich aus Paris nach Madrid entwichen, heimlich, wie von und zu einer bösen That!

Aber man irrt, wenn man glaubt, es seyen hier bloße Palastränke und Gunst der Personen wirksam; nein, es sind tiefe politische und besonders handelspolitische Grundsätze die Hebel, und das ist es, warum dieses Ränkespiel auch in Deutschland, das leider so wenig Einfluß in der schönen und großen Halbinsel hat, mit Theilnahme beobachtet werden muß. Es ist unter Anderem auch dort die Frage: ob Schutzzoll oder Freihandel herrschen sollen; die Progressisten sind für einen Handels-Anschluß an England, d. h. für Freihandel, die Moderados aber sind Schutzzöllner nach französischen Regierungs-Maßregeln. Deshalb ist der Sturz Espartero's von Barcelona, der Wollenweberstadt, ausgegangen, und deshalb ist auch bei der Nachricht vom Sturze Salamanca's diese Fabrikstadt erleuchtet worden. Welches der beiden Systeme für Spanien das bessere ist, mögen kundige National-Oekonomen entscheiden (für Barcelona ist gewiß der Schutzzoll vortheilhafter); für den Frieden des Landes und seine Wohlfahrt ist unzweifelhaft das progressistische System das bessere. Ueberhaupt ist man geneigt, hoffnungsvoll auf den Schauplatz hinzublicken, auf welchem das große, freisinnige und im Ganzen edle England sich mitwirkend bewegt, dagegen mißtrauisch auf jeden Ort, wo das jetzige Frankreich seine zweideutigen Rollen spielt. Espartero mit allen seinen Fehlern steht rein von Habsucht und Corruption, rein in socialer Sittlichkeit da; die Freunde Christinens mögen versuchen zu beschwören, daß diese sich hierin mit dem Erregenten messen kann. Lt.

Mannigfaltiges.

— Hoffmeister's Briefe aus Indien. Der neueste Band der Westminster and Foreign Quarterly Review enthält einen ausführlichen Artikel über die kürzlich (Braunschweig, 1847) im Druck erschienenen Briefe des in der Begleitung des Prinzen Waldemar von Preußen in der Schlacht von Ferosepuhr gefallenen Dr. W. Hoffmeister, dessen Schicksal auch in England die wärmste Theilnahme erregt hat. Der Prinz hatte bekanntlich seine Reisen durch einen großen Theil von Indien bereits beendigt, als er sich dem Kriegsheere der Briten gegen die Sikhs anschloß, und so hatte auch Dr. Hoffmeister das reichste Material zur Bearbeitung einer naturwissenschaftlichen Beschreibung jener von europäischen Gelehrten noch so wenig besuchten Gegenden schon gesammelt, als der Tod den trefflichen Mann in der Blüthe des Lebens von der Erde raubte. Ein großer Theil der jetzt gedruckten Briefe wurde bald nach ihrer Ankunft in der geographischen Gesellschaft in Berlin vorgelesen und hatte die größten Erwartungen von der auf solche Beobachtungen gegründeten Ausarbeitung erregt, zu der der Verf. leider nicht gekommen ist. Und so müssen wir uns denn mit diesen Reise-Erinnerungen begnügen, die glücklicherweise von einem ganz anderen Standpunkte aufgefaßt sind, als die gewöhnlichen Darstellungen moderner Touristen, und die insbesondere, was die Schilderungen von Ceylon, der Ebenen von Bengalen, Nepaul's, der Stadt Catamandu in dem Thale gleiches Namens, wo die Reisenden von dem Radschah (Könige) von Nepaul mit wahrhaft orientalischem Pomp empfangen wurden, ferner Lucknow's, Delhi's und des Himalayah-Gebirges bis über die Gränzen von Thibet betrifft, ihres gleichen noch in keiner anderen deutschen Reisebeschreibung aufzuweisen haben. Unseren Lesern dürfte wohl von Interesse seyn, zu erfahren, wie man in England über den Hingeschiedenen urtheilt, weshalb wir nachstehend die Einleitungsworte der Kritik in der obgedachten Review folgen lassen:

„Das traurige Ereigniß, welches der vielversprechenden Laufbahn des Verfassers der vorliegenden Briefe ein so vorzeitiges Ende gemacht, lebt noch frisch in der Erinnerung des britischen Publikums. Gegen das Ende einer langen Reise im Orient befand sich Prinz Waldemar von Preußen zur Zeit der Invasion der Sikhs in der Nähe des Sutledsch, und als tapferer Soldat schloß er sich freiwillig unseren Truppen an, mit denen er alle Gefahren und alle Mühseligkeiten eines raschen und blutigen Feldzuges theilte. In der Schlacht von Ferosepuhr war der Feind stark verschanzt in einem dichten Gebüsch (jungle), von wo die Sikhs ein furchtbares Artillerie- und Gewehr-Feuer auf unsere Truppen richteten, deren Vordringen dadurch verhindert wurde. Der Augenblick war ein kritischer: die Linie fing an zu wanken, als ihre Standhaftigkeit durch das tapfere Beispiel des General-Gouverneurs wieder hergestellt wurde. Im Angesichte des Feindes vorrückend, ritt Lord Hardinge an der Fronte der britischen Linie entlang, wo er die Leute durch seine Worte animirte und ihren Enthusiasmus durch den Anblick seiner unerschrockenen Haltung anfachte. Prinz Waldemar, der sich dem Stabe des Lord Hardinge angeschlossen hatte, begleitete ihn mit seinem ganzen Gefolge. Dr. Hoffmeister, der an der Seite des Prinzen ritt, welchen er in so dringender Gefahr nicht verlassen wollte, ward von einem Schuß in der Schläfe getroffen und fiel todt vom Pferde herab. So starb in seinem 26sten Jahre ein liebenswürdiger, hochgebildeter Mann, für welchen die Natur, die Erziehung und günstige Verhältnisse Alles gethan zu haben schienen, um ihm einen ehrenvollen und ausgezeichneten Platz unter den Pflegern der Wissenschaft zu sichern. — Das vorliegende Buch besteht lediglich aus Briefen an Freunde in der Heimat, die der Verstorbene in eiligen Momenten, wie sie sich ihm eben auf seiner langen und mühseligen Reise darboten, geschrieben hat. Natürlich können sie darum auch nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dem Werke geben, das von ihm zu erwarten gewesen wäre, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, uns die reife Frucht seiner Beobachtungen und Studien darzubieten. Aber auch so, wie sie sind, nehmen wir diese Briefe dankbar auf. Wenn Hogarth seine großen Werke nie vollendet hätte, wie willkommen würden uns dann Facsimiles von den Skizzen seyn, die er gewöhnlich auf dem Nagel seines Daumens zu entwerfen pflegte. Hoffmeister besaß die seltene Gabe einer ungemein raschen Auffassung und dabei ein eben so empfängliches als energisches Gemüth. Dem Studium aller Naturerscheinungen war er auf das lebhafteste zugethan, und von seiner frühesten Jugend an hatte er eine Sehnsucht gehabt, entfernte Welttheile zu besuchen, um alles Eigenthümliche, was sie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft darbieten, selbst kennen zu lernen und zu erforschen. Die ersten Eindrücke eines so beschaffenen Gemüthes auf einer solchen Reise, und zwar in dem Augenblicke zu Papier gebracht, da sie noch frisch und lebendig in der Erinnerung waren, können darum auch nicht ohne großes Interesse seyn, wie fragmentarisch und eilig auch der Moment gewesen, in welchem sie niedergeschrieben wurden. Deshalb wird auch jeder Leser dieses nachgelassene Werk, falls er nicht mit Erwartungen daran geht, welche sich unter den obwaltenden Umständen nicht rechtfertigen lassen, mit sehr großer Befriedigung aus der Hand legen."

— Die Abtretung von Lucca. Das Herzogthum Lucca, welches sein bisheriger Fürst, der Infant Karl Ludwig von Spanien, dem Großherzoge von Toskana abgetreten, war demselben im J. 1824 von seiner Mutter der Infantin Marie Louise, zugefallen, welche Letztere, eine Tochter Karl's IV. von Spanien, die Gemahlin ihres Vetters, des Erbprinzen von Parma gewesen war. Letzterer war von der französischen Republik, gegen Abtretung seines väterlichen Erbes von Parma, Piacenza und Guastalla, zum König von Etrurien ernannt, welches Königreich bald von seiner Frau allein regiert wurde, jedoch im Ganzen nur zwei Jahre dauerte, da es 1803 von Napoleon ohne Weiteres eingezogen ward. Nach dem Frieden von 1815 wurde die ehemalige Königin von Etrurien, da das ihr gebührende Parma mittlerweile an die Kaiserin Marie Louise verliehen worden war, durch das Gebiet von Lucca entschädigt, das kaum halb so groß ist, wie das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, aber beinahe noch einmal so viel Einwohner hat, als letzteres, nämlich 170,000. Bei dieser Ueberlassung von Lucca wurde jedoch sogleich festgesetzt, daß es nach dem Tode der Kaiserin Marie Louise, wo Parma, Piacenza und Guastalla wieder an die Infantin gleiches Namens oder deren Sohn zurückfallen würde, an Toskana und zu einem kleinen Theile (etwa 2 □ Meilen) an Modena abgetreten werden solle. Die jetzige Abtretung von Seiten des Infanten Karl Ludwig ist also ein Ereigniß, das binnen einigen Jahren jedenfalls eingetreten seyn würde, auch wenn zwischen dem Herzog und seinen Unterthanen, welche seine Regierung immer nur als eine transitorische ansehen mußten und schon deshalb kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen konnten, keinerlei Differenz vorgefallen wäre. Der Herzog kann natürlich durch diese Abtretung seine Anwartschaft auf Parma nicht verloren haben, obwohl ihm wahrscheinlich vom Großherzoge von Toskana, statt der Summe, die er bisher schon traktatenmäßig bis zum Heimfalle Parma's von Toskana und Oesterreich bezog, eine noch viel größere Appanage bewilligt worden seyn wird.

— Französische Königsgräber. Wir haben kürzlich (Nr. 122) der Geschmacklosigkeit erwähnt, mit der man die Gräber der französischen Könige im Dome von St. Denis restaurirt, indem man dazu die ersten besten Statuen und Basreliefs verwendet, die sich zufällig in den Antiquarien vorfanden. Gegenwärtig wird nun berichtet, daß die französische Regierung — wahrscheinlich um jenen Mißgriff wieder gut zu machen — einen ausgezeichneten Künstler, Herrn Henri Gérente, nach Oxford gesandt habe, um von den Zeichnungen der französischen Königsgräber, die sich in der Goughschen Sammlung der Bodleiana befinden und die zur Zeit Ludwig's XIV. für den gelehrten Kunstliebhaber Gagnières veranstaltet wurden, genaue Kopieen zu nehmen. Der größte Theil jener Grabmäler von Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen ist bekanntlich während der französischen Revolution zerstört worden. Andere künstlerische Darstellungen derselben, als die in Oxford befindlichen, existiren aber nicht, und so ist nur zu bedauern, daß man nicht schon früher auf den Gedanken gekommen, sich die Zeichnungen der ursprünglichen Monumente zu verschaffen, da man dann gewiß nicht so geschmacklose Restaurationen veranstaltet hätte, wie man jetzt in St. Denis und anderwärts erblickt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Donnerstag den 28. Oktober 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

I.

Alexandrien. — Sitten und Handel der Stadt. — See- und Landmacht des Pascha. — Alterthümer.

.... Der Hafen von Alexandrien, wiewohl er den Schiffen, die einmal darin sind, vollkommene Sicherheit gewährt, hat eine gefährliche Ein- und Ausfahrt. Er wird nämlich nach dem Meere zu durch eine mit der Küste parallel laufende Reihe von Klippen begränzt, zwischen denen kein Schiff ohne einen arabischen Lootsen durchzusegeln wagt. Sachverständige meinen, dieses Hinderniß ließe sich leicht unschädlich machen; aber der Pascha hat nie Vorschläge annehmen wollen, die ihm zu diesem Zwecke gemacht wurden. — Als wir in den alten Hafen einliefen, sahen wir die hundert Segel der ägyptischen Flotte vor uns, hinter denen sich im Halbkreise die Stadt Alexandrien ausbreitet. Ein kleines Fahrzeug brachte uns ans Land und überlieferte uns einem Trosse schreiender Eseltreiber. Wir wählten unsere Esel und gallopirten durch lebhafte Straßen ins Franken-Viertel. Vor dem Hôtel d'Orient, auf dem großen Platze dieses Viertels, machten wir Halt.

Alexandrien ist, seinem Aussehen und seinen Sitten nach, nur der Vorposten des Orients. Die Straßen, die der Pascha hat anlegen lassen, sind breit und für Wagen fahrbar; das Quartier der Franken ist der schönste Theil der Stadt. Europäische Waarenlager sind ziemlich häufig, und ein Fremder kann, ohne hundert arabische Worte zu verstehen, ganz gut fortkommen. In den Hotels ersten Ranges spricht das Dienstpersonal englisch und französisch.

Von Alexandrien bis Pelusium ziehen sich längs der Küste Lagunen hin, die durch einen flachen Streifen Landes vom Meere getrennt sind. Auf diesem Streifen liegt da, wo er gegen eine Meile tief ist, die Stadt Alexandrien. Ihr Hafen, der einzige an der ganzen ägyptischen Küste, wird durch ein Vorgebirge gebildet, das in zwei Spitzen ausläuft. Diese Spitzen treten aus einander und biegen sich, jede auf ihrer Seite, nach dem Lande zurück, so daß zwei Buchten entstehen. Die bessere von ihnen heißt der alte Hafen und liegt im Südwesten des Vorgebirges; die andere, weniger sichere, liegt nordöstlich. Trotzdem man die letztere den neuen Hafen nennt, scheint sie doch zu den Zeiten der Ptolemäer der Kriegshafen gewesen zu seyn. Unter der türkischen Herrschaft wurde dagegen der neue Hafen den Handelsschiffen zugewiesen und der alte ausschließlich der Marine übergeben. Unter dem jetzigen Pascha hat diese Trennung aufgehört, und der frühere Handelshafen ist gänzlich verlassen worden.

In ihrer Glanzperiode hatte die Stadt Alexandrien einen Umkreis von zehn Meilen. Im Jahre 640 kam sie in die Hände der Araber, und seit dieser Zeit ist sie allmälig gesunken. Der Handel ging zu Grunde in Folge der Beschränkungen, die ihm die Sultane auflegten, und der Räubereien, die sie an den fremden Schiffen begingen. Mehmed Ali hat der Stadt ein neues Leben gegeben; sie ist gegenwärtig um das Dreifache größer, als zur Zeit der französischen Invasion. In den Umgebungen, in denen früher Antiquitäten-Sucher nicht selten von Hyänen und Schakalen belästigt wurden, sieht man heute schattige Gärten und prächtige Landhäuser. Die jetzige Bevölkerung mag 60,000 Seelen betragen.

In den letzten zehn Jahren sind 1235 Handelsschiffe mit 153,148 Tonnen Last in den Hafen eingelaufen und haben einen Umsatz von 122 Mill. Francs herbeigeführt. Das Monopol-System, das der Pascha eingeführt hat, macht, daß die Vortheile, die eine so große Menge von Geschäften mit sich bringt, nur einigen Wenigen zu Gute kommen. Die Kaufleute, deren Verdienst nun durch den Pascha beschränkt ist, rächen sich an ihm, wenn sie für seine Rechnung in Europa Einkäufe machen. Man erzählt sich, das Haus Zizigna habe hierin eine besondere Force; es sey sogar einmal vorgekommen, daß der Pascha ihm für einen englischen Wagen habe 30,000 Fr. zahlen müssen. Der Chef dieses verdienstvollen Hauses sagte einmal in Gegenwart Ibrahim's: „Was werde ich anfangen, wenn ich keine Geschäfte mehr zu machen habe?" — „Legen Sie sich einen Wagenhandel an", sagte der Prinz; „darin scheinen Sie Glück zu haben." — An dem Aeußeren der Einwohner sieht man, wie wenig Wohlstand durch den Handel verbreitet wird. Nirgends sah ich solche Magerkeit, als hier, zumal bei jungen Leuten, herrscht. Sehr häufig bemerkt man auch an den Beinen der Männer, dicht über dem Knöchel, die ringförmigen Spuren getragener Ketten, mit denen man hier sehr freigebig ist.

Der Hauptplatz des Franken-Viertels ist ein großes Rechteck, dessen Grund und Boden der Pascha seinem Sohne Ibrahim geschenkt hat. Dieser ließ daselbst Gasthöfe, prächtige Wohnhäuser und die Konsular-Gebäude aufführen, auf denen die Flaggen aller europäischen Mächte flattern. Auch eine protestantische Kirche steht auf dem Platze, und man sagt, Ibrahim habe sie zwar bauen lassen, aber die Maurer und Zimmerleute nicht bezahlt. Die Konsuln besitzen fast alle entweder innerhalb der Stadtmauer oder ganz in der Nähe prachtvolle Gärten und Landhäuser. Unter diesem Theile der christlichen Bevölkerung, wie unter den reichen Kaufleuten, ist das Leben elegant und nicht ohne Annehmlichkeit. Diese vornehme Welt besitzt zahlreiche Equipagen, denen auf der Straße stets ein Araber mit einer Peitsche voranläuft, um die Menge aus dem Wege zu treiben. Ein solcher Läufer, der auch noch das Amt hat, den Schlag zu öffnen und zu schließen, zeigt niemals eine Spur von Ermüdung, und am Fleische seiner nackten Beine sieht man, wie gut ihm die Leibesübung bekommt.

Man führte mich in den Palast, der vor etwa funfzehn Jahren auf dem Feigen-Kap (Ras el Tinn) erbaut worden ist. Er liegt sehr schön zwischen Hafen, Stadt und Meer. Eine besonders prächtige Aussicht hat man von der Säulenhalle aus, die den Eingang bildet. Der Harem, den zur Zeit die Frauen Saïd-Pascha's innehaben, ist vom Palaste getrennt und im Mittelpunkte der Gärten gelegen. Die Fenster dieses Harems sind aber so angebracht, daß die Bewohnerinnen die schöne Aussicht aufs Meer und den Hafen entbehren müssen. Der Palast ist mit großer Pracht eingerichtet, halb in türkischem, halb in europäischem Geschmack. Der König der Franzosen hat ihn durch Sendung von Tischen, Uhren, Porzellan- und Glasarbeiten vielfach bereichert. Mit besonderem Glanz sind das Billard- und das Bade-Zimmer ausgestattet, welches letztere ganz mit Marmor ausgelegt ist.

Bei unserer Rundschau kamen wir aus dem Palaste in das Zeughaus der Marine, das eine Schöpfung Cerisy-Bey's ist. Seit Mehmed Ali nicht mehr auf Eroberungen denken kann, hat das Arsenal seine Bedeutung verloren; auch die Kriegsschiffe liegen unthätig und ohne Pflege im Hafen, und Salutschüsse, zu denen sie sich so oft als möglich Gelegenheit suchen, sind das einzige Lebenszeichen, das sie von sich geben. Mit der Armee steht es fast eben so. Seitdem er Syrien, Hedschas und Kandien verloren hat, vermindert der Pascha den Bestand seines Heeres bedeutend, zur großen Freude der armen Aegypter, die durch das bisherige grausame Aushebungs-System viel zu leiden hatten. Die Uniform der Soldaten besteht in einem Feß, einer Jacke, einem kurzen, breiten Beinkleid und einer Art Kamaschen. Diese Kleidung sieht den in Europa üblichen Morgen-Anzügen zu ähnlich, als daß ich mich erwehren konnte, beim Anblick der Soldaten immer an Leute zu denken, die Medizin eingenommen haben und so gekleidet sind, daß sie sowohl im Bette bleiben, als rasch aufspringen können, um die ihren Umständen angemessenen Geschäfte zu verrichten. Uebrigens haben die ägyptischen Soldaten meist regelmäßige, kriegerische Gesichter und kräftige Gestalten. Sie werden jetzt hauptsächlich zum Kanal- und Festungsbau verwendet. Wenn sie nicht für den Pascha arbeiten, so stricken sie. Meist sind es arme Familienväter, denen ihre Frauen folgen, um ihre Ration Linsen und Brod mit ihnen zu theilen; denn ohne diese Hülse würden die unglücklichen Weiber Hungers sterben. Der Dienst dauert so lange, als der Soldat Kräfte hat, ihn auszuhalten; wenn dann diese armen, gemißhandelten Sklaven vor Alter und Erschöpfung aus dem Heere scheiden, so hat ihnen der Pascha das Leben verhunzt und abgenutzt, und es bleibt ihnen nichts übrig, als zu sterben.

Wenn der Pascha der Seemacht entsagt hat, so scheint er dafür Alexandrien zu einem wichtigen Kriegsplatze machen zu wollen. Die neue Mauer, die er errichten läßt, ist ein Wiederaufbau derjenigen, die zur Zeit der Araber Alexandrien umgab und von Kleber im Anfange des ägyptischen Feldzuges mit Sturm genommen wurde. Nur wird sie nach den Grundsätzen der heutigen Festungsbaukunst ausgeführt. Eben so erbaute man auf künstlichen Hügeln, zu denen die Trümmer des alten Alexandriens benutzt werden, detaschirte Forts, die mit schwerem und zahlreichem Geschütz bewaffnet sind.

Die Alterthümer Alexandriens beschränken sich auf wenige und stammen häufig aus anderen Gegenden. Denn um diese Stadt zu verschönern, beraubten schon ihre ersten Erbauer die alten Städte des inneren Aegyptens manches merkwürdigen Denkmals. Hierzu kommt, daß Alexandrien bei den häufigen Zerstörungen, die es erlitten hat, und bei seiner Entfernung von

Sandstein- und Granitlagern mit denselben Materialien mehrmals wieder aufgebaut wurde, also wenige Monumente mehr an ihrem wahren Platz gefunden werden. Die Hauptstücke unter den Alterthümern tragen Namen, die ihnen gar nicht zukommen. So wurde, was jetzt Säule des Pompejus heißt, von dem Prätor Publius zu Ehren des Diokletian errichtet, nachdem derselbe ein großes Blutbad unter den Alexandrinern hatte anrichten lassen. Diese Säule steht auf einem Platze, der früher, wie arabische Schriftsteller sagen, von einem prächtigen Palaste, nach Sylvester de Sacy aber von dem berühmten Tempel des Serapis und einer der Bibliotheken Alexandriens eingenommen wurde. Unter Leitung des fanatischen Theophilus hatten die Christen angefangen, diesen prächtigen Bau zu zerstören. — Der Obelisk, der unter dem Namen der Nadel der Kleopatra bekannt ist, stammt aus Heliopolis und ist nicht auf Anlaß der Kleopatra, sondern eines römischen Kaisers nach Alexandrien gebracht worden. Hierbei erwähne ich beiläufig, daß aus einer Stelle in einem arabischen Schriftsteller hervorgeht, daß die meisten Obelisken mit einem Hut aus Bronze oder mit einer Statue gedeckt waren. — Die sogenannten Bäder der Kleopatra sind nichts Anderes als Grabgewölbe, in die das Meer eingedrungen ist, nachdem es den Felsen durchhöhlt hat, der sie schützte.

Von dem österreichischen Konsul, Herrn Laurin, erzählt man, er habe in seinem Landhause, das nahe am Hafen Rosette liegt, eine Inschrift gefunden, aus der er schließen muß, daß sein Haus auf der Stelle der großen, in Bruchium gelegenen, Alexandrinischen Bibliothek stehe. Herr Laurin ist nicht der einzige Archäologe in Alexandrien; er hat viele Studiengenossen unter den englischen Kaufleuten, von denen manche, so oft sich die Nachricht von einem neuen Funde in Ober-Aegypten verbreitet, die Reise dahin unternehmen.

II.

Der Kanal Mahmudjeh. — Das offizielle Personal eines Schiffes. — Das Nilwasser. — Arabische Musik und arabischer Tanz. — Murad-Bei. — Die Produkte des Nilufers.

Am 24. Dezember in aller Frühe hatten wir uns an Bord des „Schahin" (Falken) begeben, der uns den Nil hinaufführen sollte. Von unserer Seite war Alles bereit, aber die Mannschaft war noch nicht vollzählig. Man schickte deshalb einige Matrosen nach der Stadt, um die Zögernden herbei zu holen. Da sie die Rechten nicht fanden, griffen sie auf der Straße ein paar magere junge Bursche auf, die den Bestand der Mannschaft auf Sechzehn bringen sollten, welche Anzahl uns versprochen worden war. Einige Matrosen-Frauen kamen ans Ufer, um zu sehen, ob ihre Männer auch wirklich mitführen, andere, um ihnen ein neues, das heißt ein blaues Hemde zu bringen. Gegen halb elf endlich entfaltete unser „Falke" seine Flügel und trug uns unter dem Schutze eines günstigen Windes gen Osten.

Vier Meilen von der Abfahrtsstelle ist eine von den inneren Zollbarrièren des Landes. Auch hat der Gouverneur von Alexandrien, Moharem-Bey, ein ehemaliger Schwiegersohn des Pascha, daselbst seinen Landsitz.

Der Kanal, den wir hinauffahren, ist noch wichtiger für Alexandrien, als das Wischnei-Wolotschokische Kanalsystem für Petersburg; denn außer daß er, wie die Newa, die Ader des Handels ist, versieht er die Alexandriner auch allein mit süßem Wasser. Er wurde 1821 gegraben oder vielmehr gekratzt von einem Haufen Bauern und Frauen, die auf Befehl des Pascha's zusammenkamen, aber kein Arbeitsgeräth und nur Körbe hatten um den Schutt wegzuschaffen. Aus Hunger und Ermüdung, sagt man, sollen damals 20,000 dieser Individuen gestorben seyn. Mehmed-Ali nannte dies unförmliche Bauwerk, das in achtzehn Monaten fertig war, nach dem Sultan: Mahmudjeh. Anfangs konnten nur Schiffe darauf fahren, wenn der Nil seinen höchsten Stand erreicht hatte. Man hat daher zu verschiedenen Malen Richtung und Neigung des Kanalbettes verändern müssen.

Der Kanal Mahmudjeh liegt zwischen den zwei Seen Madjeh nördlich und Mareotis südlich. Man erinnert sich, daß die Engländer im Kriege von 1801 das Wasser des mittelländischen Meeres in diesen letzteren leiteten. Jetzt sind beide auf dem Wege einzutrocknen und gewähren einen öden Anblick. Den Mareotis besuchen jetzt die Franken aus Alexandrien der Sumpfjagd wegen; ehemals baute man rings um den See Weinreben, die ihren Beitrag zu den schwelgerischen Mahlen der Kleopatra lieferten.

Da Alexandrien ohne eine Verbindung mit dem Nil unbewohnbar ist, so kann man sich denken, daß der Mahmudjeh nicht der erste zu diesem Zwecke gegrabene Kanal seyn wird. Unter den Ptolemäern war es der von Canopus. Nach zehn und einer halben Stunde waren wir mit Hülfe eines guten Westwindes am anderen Ende des unseren, an der Schleuse von Atfeh, angekommen. Es war Nacht, und man wollte uns bis zum Morgen warten lassen, ehe man die Schleuse öffnete. Da indeß unser Schiff dem Zeughaus-Direktor Mehmed-Bey in Alexandrien gehörte, so wurde es einigen Matrosen leicht, mit Hülfe einer Anzahl Stockschläge, den Schleusenwächtern begreiflich zu machen, daß man uns augenblicklich müsse passiren lassen.

Die Mannschaft unseres „Falken" besteht aus vierzehn Marinesoldaten, die freie Kost und für die ganze Fahrt von Alexandrien bis Kahira zwölf Fr. funfzig Cent. (3 Thlr. 10 Sgr) erhalten. Die Kost besteht in Brod, Obst, Eiern und Käse. Was das Geld anlangt, so wollen Verleumder behaupten, daß, kämen die Bursche, die man in den Straßen Alexandriens aufgegriffen und als Matrosen auf unser Schiff gebracht hatte, zum Bey wegen der Bezahlung, die Bastonade ihnen sicherer sey, als das Geld. Außer den Vierzehn haben wir noch zwei Matrosen des Pascha, Hassan und Ali, die im Solde des Bey's sind und mit Strick und Stock die Polizei auf dem Schiffe handhaben. Die Tracht der Matrosen besteht in einer wollenen Mütze und einem blauen Hemde von grober Leinwand. Wenn sie ins Wasser springen, was der Schiffsdienst auf dem Nil oft nöthig macht, so konzentrirt sich ihr Anzug um den Hals, in Form einer Kravatte. Es ist nämlich nicht selten erforderlich, daß die Matrosen, wo die Strömung stark ist, das schwere Schiff schwimmend stromaufwärts ziehen oder es flott machen müssen, wenn es auf einer Sandbank fest sitzt. Will man von einem Ufer aufs andere, um besseren Grund zu haben, so rudern sie manchmal von sieben Uhr des Morgens bis um Mitternacht. Bei allen diesen Arbeiten singen sie, daß dem Zuhörer der Kopf dröhnt, das Lob Allahs und Muhammeds, und ihre Ruderschläge begleiten sie mit den unermüdlich wiederholten Worten „Allâh — Muhâmmad", so daß ich glaube, ihre Litanei strengt sie mehr an, als ihre Arbeit.

Unser Reis oder Schiffspatron heißt Muhammed und ist einer von den kräftigsten und bärtigsten Greisen, die ich gesehen habe. Ein rothgefleckter Turban unterscheidet ihn von der übrigen Mannschaft; Geld zu einer Hose und zu einem Paar Schuhen scheint er aber noch nicht in den dreißig Jahren erspart zu haben, die er Mehmed-Bey, dem Eigner unseres Schiffes, dient. Er schwatzt fortwährend und strapazirt seine Lungen mehr, als Arme und Gehirn. Wenn die Matrosen im Schweiße ihres Angesichts dem Schiffe über eine kritische Stelle hinweggeholfen haben, dankt er, der müßig dabei gestanden hat, dem Propheten für seine gnädige Dazwischenkunft, bläst das Feuer in der Küche an und kocht sich eine Tasse Kaffee, die er vor den Augen der Mannschaft mit der Miene von Molière's Sganarelle trinkt, wenn derselbe sagt: „Fürwahr, das war eine Krankheit, die mir viel Mühe gemacht hat!"

Unser wahrer Capitain ist der Dolmetscher. Er stammt aus einer griechischen Insel und hat daher für Alles, was ins Seewesen schlägt, Sinn und Geschick. Er hat außerdem mancherlei kleine Talente, die ihn uns sehr werth machen. Er kocht meisterhaft, schießt gut, versteht die feine Wäsche zu plätten, frisirt uns und spricht türkisch, arabisch und französisch. Wenn er in Galla ist, trägt er die Tracht der Bewohner von Kahira, und dann läßt er sich Seim nennen. (Schluß folgt.)

England.

George Hudson, der Eisenbahn-König.

(Schluß.)

Von der originellen Bündigkeit seiner Ausdrucksweise möge folgendes Geschichtchen als Beispiel dienen. Während er seine Functionen als Lord-Mayor von York ausübte, hielt die britische Association zur Beförderung der Wissenschaften ihre jährliche Zusammenkunft in dieser Stadt, und der Magistrat war übereingekommen, am Schlusse der Verhandlungen die berühmten Gelehrten und ihre Gäste zu einem großen Zweckessen einzuladen. Zum Unglück wurde aber die „Beförderung der Wissenschaften" durch einige unwissenschaftliche Zwischenfälle gestört, die wir damals auch in diesen Blättern erwähnt haben und deren sich unsere Leser vielleicht noch erinnern werden. Seit mehreren Jahren ist das alte odium theologicum in den frommen Herzen des orthodoxen englischen Klerus durch eine neue Art von Haß verdrängt worden, den man das odium geologicum nennen kann, und namentlich hat der ehrwürdige Dechant von York, Dr. Cockburn, unsterbliche Lorbeeren in dem Kampfe gegen jene allzu kühnen Forscher geärndtet, die aus ihren vorsündfluthlichen Ueberresten und profanen Untersuchungen eine gefährliche Waffe gegen die Autorität der mosaischen Urkunde schmieden. Und nun waren einige von diesen Ungläubigen gekommen, um ihre verderblichen Theorieen unter den Mauern seiner eigenen Kathedrale zu predigen! Mit Mühe unterdrückte der heilige Mann seinen Zorn, bis die Rede des Professors Sedgwick wie ein Funken in eine vollgepfropfte Pulvertonne fiel und eine furchtbare Explosion hervorbrachte. Als daher der Tag herankam, an welchem der Magistrat von York die fremden Gelehrten und die Honoratioren seiner eigenen Stadt zu einem gemeinschaftlichen Mahle versammeln wollte, entstand eine ernste Schwierigkeit über die einzuladenden Personen, indem die Feindseligkeiten bis zu einem solchen Punkt gediehen waren, daß es unmöglich schien, den Vertheidiger des Pentateuch in gesellige Verbindung mit den Anhängern des Megatheriums zu bringen. Welche Seite sollte man nun ergreifen? Unzählige Vorschläge wurden gemacht, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen; wer konnte aber hoffen, einen so unversöhnlichen Streit zu schlichten? Da zerhieb der Lord-Mayor mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit den gordischen Knoten: „Meine Herren!" sagte er zu der Deputation, die sich in dieser Angelegenheit an ihn wandte, „ich habe die Sache mit dem Magistrat überlegt, und — wir haben uns für Moses und den Dechanten entschieden." . . . . .

Es ergiebt sich aus Obigem, daß die barsche Manier, die ihn schon am Ladentisch des Schnittwaarenhändlers in York charakterisirte, sich in dem Eisenbahn-Potentaten zu einem befehlshaberischen und herrischen Wesen ausgebildet hat, das in der That auch denen, die aus seinen Bemühungen den meisten Vortheil ziehen, eher Furcht und Abneigung als Liebe einflößt; — trotzdem wird man ihm jedoch zugestehen müssen, daß keine gewöhnliche Energie und Tüchtigkeit und ein mächtiger Organismus dazu gehörte, um sich im Wettstreit mit den intelligentesten Männern eines von jeher durch seinen praktischen Geist und seinen Sinn für industrielle Unternehmungen berühmten Landes zu einer so beispiellosen Höhe der Macht und des Einflusses emporzuschwingen. Der Pächtersohn von Howsham ist jetzt Parlaments-Mitglied, Parteiführer, Millionair, eine Magistratsperson in Yorkshire und Durham und der Besitzer weitläuftiger Güter in verschiedenen Theilen Englands.

George Hudson vereinigt und übertreibt in seiner Person die Verdienste und die Fehler der Klasse, die heutzutage eine so wichtige Stelle in unserem Socialleben einnimmt. Ohne Bildung und von den geistigen und persönlichen

Vorzügen entblößt, die dem Genie seinen mächtigsten Reiz verleihen, besitzt der thätige, geschickte und unternehmende Geschäftsmann in seiner Art ein Talent, das sich fast dem Genie nähert. Wer sich nur immer vor seinen Mitbewerbern anszeichnet — sey es auch in der hausbackenen Prosa des Bank- und Eisenbahnwesens — hat, so weit sein Verdienst sich erstreckt, ein gültiges Recht auf die Anerkennung des Publikums. Diese Anerkennung ist dem Gegenstande unserer Schilderung allerdings in vollem Maße zu Theil geworden, und seine unbezwingbare Willenskraft, seine unerschütterliche Ausdauer, der entschlossene Muth, mit dem er alle Hindernisse zu überwinden weiß und der durch seinen Grundsatz, alle Konkurrenten als Feinde anzusehen und als solche zu behandeln, unterstützt wird, seine praktischen Kenntnisse und sein berechnender Geist haben ihm eine Herrschaft über Eisenbahn-Direktoren und Actionnäre in ganz England verschafft, der eben so unumschränkt ist, wie das Regiment, welches Napoleon über die unterworfenen Völker Europa's ausübte. Selbst die stolze Aristokratie des Landes muß sich vor dem Emporkömmling beugen, der, weit entfernt, seinen Ursprung zu verleugnen, ihn vielmehr zur Schau trägt und eine Genugthuung darin zu finden scheint, die Anbeter des Mammon mit Roheit und Arroganz zu behandeln. Ueberhaupt strebt er eher danach, seine Gegner einzuschüchtern, als sie zu überzeugen, und er würde daher einen schweren Stand haben, wenn ihn sein bisheriges Glück verlassen sollte.

Die parlamentarische Laufbahn Hudson's ist zwar eben so erfolgreich gewesen, als seine industrielle Wirksamkeit, bietet aber keinesweges dieselben Bürgschaften eines dauernden und auf festen Grundlagen ruhenden Einflusses dar. Im August 1845 zum Mitgliede für Sunderland gewählt, sagte er anfangs dem Ministerium Sir Robert Peel's eine bedingte Unterstützung zu; als jedoch die Modification der Korngesetze beschlossen ward, verwandelte er sich in den entschiedensten Gegner des ehrenwerthen Baronets. Ein solches Verfahren brachte ihn in direkte Verbindungen mit der Protectionisten-Partei, und sobald Lord George Bentinck an die Spitze der Opposition trat, sah man Herrn Hudson ihm zur Seite Platz nehmen. Die Ereignisse dieser Session hatten alle hergebrachte Ideen so vollständig über den Haufen geworfen, daß man sich bald auch an dieses Phänomen gewöhnte, und Hudson behielt als Staatsmann den Sitz und die Stellung, die man ihm zuerst als dem großen Eisenbahn-Potentaten des Tages eingeräumt hatte. Ueber alle Gegenstände, die sich auf die Leitung der Schienenwege beziehen und die er als Meister behandelt, ist seine Meinung in der That entscheidend, und diese Autorität wird er ohne Zweifel noch lange behaupten; in Fragen politischer und allgemeiner Natur dürfte aber sein Einfluß sich bedeutend schwächen, sobald die Parteien im neuen Parlament zu einiger Konsistenz gelangt seyn werden. Es giebt so viele Mitglieder, die weit besser geeignet sind, die ersten Rollen zu spielen, daß man dem Eisenbahn-König nur rathen kann, ihnen gutwillig das Feld zu überlassen.

Herr Hudson wird nie als Redner glänzen können; er macht auch auf diesen Charakter keinen Anspruch. Die Natur hat ihm die hierzu erforderlichen Eigenschaften versagt. Er ist kaum von mittler Größe, aber erstaunlich korpulent; ungeschickt und linkisch in seiner Figur und seinen Geberden, ist er dabei stark, rüstig und muskulös. Sein Gang verräth Anstrengung, indem er seine massiven Arme kräftig hin und her schwingt, um der schwerfälligen Bewegung seiner Füße zu Hülfe zu kommen; dessenungeachtet schreitet er doch rascher einher, als viele andere Leute. Es scheint, daß dieselbe Willenskraft, die in seinem Geiste vorherrscht, auch seinen Körper regiert, denn je mehr seine Beleibtheit zunimmt, desto größer wird auch seine Thätigkeit. Sein Kopf ist eine Maschine, die allen Respekt einflößt — so rund und von so drohendem Ansehen, als ein Zweiundvierzigpfünder. In seiner Körperbildung ist der Hals vergessen worden; das Haupt sitzt ihm unmittelbar auf den Schultern. Das Gesicht ist mit einer Batterie zu vergleichen, so scharf und durchdringend ist das Auge und so fest und entschieden der Ausdruck des Mundes. Von Schönheit ist in der ganzen Physiognomie keine Spur, aber sie trägt den Stempel der Kraft. Wenn man die Blitze sieht, die aus diesen funkelnden Augen hervorschießen, so wundert man sich nicht, daß es dem Eisenbahn-König so oft gelang, seinen Mit-Direktoren zu imponiren und widerspänstige Actionaire mit einer einzigen Salve aus dem Felde zu schlagen. Er spricht stoßweise, mit einer rauhen, polternden Stimme, die er gleichsam aus tiefstem Schlunde heraufpumpt, und seine Worte sind nicht immer in der besten grammatischen Ordnung aneinandergereiht; obgleich er aber mit Schwierigkeit zu sprechen scheint und mitunter lächerliche Schnitzer begeht, so gelingt es ihm doch überall, sich vollkommen verständlich zu machen. Kurz, er ist ein Mann, der, wenn er es über sich bringt, der Politik zu entsagen und seine Theilnahme auf das Fach zu beschränken, welches ihm vorzugsweise geläufig ist und worin er durch langjährige praktische Erfahrung ein Uebergewicht über alle bloße Theoretiker besitzt, sich auch im Parlament ein hohes und verdientes Ansehen sichern kann.

Rußland.

Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland, von Fedor Witte. Dorpat, 1847.*)

Mit Vergnügen macht der Rechtsgelehrte die Bemerkung, daß die wissenschaftliche Thätigkeit sich in neuester Zeit wieder mehr einer Disziplin zugewendet hat, welche Jahrzehende lang vernachlässigt schien, nämlich dem Völkerrechte. Es ist nicht zu verkennen, daß die Wissenschaft des internationalen Rechts, wenngleich sie noch immer ihre zahlreichen Gegner hat, gegenwärtig ein neues Leben empfängt; besonders giebt dafür die deutsche Literatur durch eine Reihe von Publicationen ein rühmliches Zeugniß. Der bisherige Mangel wissenschaftlicher Bearbeitung wird deutlich empfunden, und die Schriftsteller erscheinen in ihren Wünschen für Abhülfe desselben einig. Es ist vorzüglich die historische Seite des Völkerrechts, welche noch große Anstrengungen erfordert, ehe sie diesem Rechte selbst dazu verhilft, seinen Anspruch auf die häufig angezweifelte Positivität zu rechtfertigen. Das vorhandene Material ist an sich dürftig, zerstreut und betrifft nur einzelne Epochen. Durch die Bearbeitung der Rechtsgeschichte, und zwar nicht der mit einem bestimmten Zeitraume oder einer bestimmten Volksentwickelung sich abschließenden, sondern einer universalen Rechtsgeschichte, so wie der verstorbene Gans sie für das Privatrecht anstrebte, wird die Völkerrechtswissenschaft Halt bekommen und ihre Gegner beschwichtigen. Das Nächste ist — und darin stimmt auch der Professor Hälschner in einem Aufsatze über das Wesen des Völkerrechts uns bei — die Herstellung einer Geschichte desselben; sie ist sein wesentlicher Theil.

Mit Dank erkennen wir also die Bereicherung an, welche unser rechtshistorisches Material durch die vorliegende Schrift aus einem Lande her erhalten hat, dessen innere Verhältnisse von den anderen europäischen noch immer entweder wirklich verschieden sind oder doch den Schein der Verschiedenheit an sich tragen. Das Fremdenrecht, als die erste Entwickelungsstufe internationaler Rechtsverhältnisse, ist als deren Grundlage immer von doppeltem Interesse, bei der Anomalie, unter der es in verschiedenen Staaten zur Anwendung kömmt, aber auch eine monographische Darstellung, welche nur die Verhältnisse der Fremden in einem bestimmten Lande umfaßt, durchaus angemessen. Zusammenstellungen der Fremdenrechte aller, wenigstens europäischer Länder, verbunden mit einer Uebersicht ihrer historischen Entwickelung, würden für das internationale Privatrecht von großer Wichtigkeit seyn.

Durch die vorliegende Schrift werden wir darin bestärkt, daß, was auch sonst von den Slawen im Allgemeinen ausgesagt worden ist, der russische National-Charakter dem Fremden nicht ausschließend entgegentritt. Seit frühester Zeit waren die Fremden in Rußland gelitten, gern aufgenommen, ja mit Privilegien beschenkt, welche den Einheimischen nicht zustanden. Seine Quellen findet der Verfasser, wie natürlich, in den alten Rechtssammlungen (prawda ruska, welche der vorchristlichen Zeit angehört, die vollständigere von 1113) und in den zwischen Rußland und anderen Staaten geschlossenen Verträgen. Er zeigt besonders an kriminalrechtlichen Bestimmungen, wie vortheilhaft die Stellung der Fremden gegenüber der der Einheimischen in Bezug auf den Zeugenbeweis, wie auch auf die Strafbarkeit, gewesen sey. Gleiche Vortheile genossen die Fremden in Polen, woraus sich auch die Ueberfüllung dieses Landes mit Deutschen, Juden und Armeniern erklärt. Beide Länder waren förmliche Asyle. „Während der Herrschaft der Tataren" — sagt der Verf. — „verminderte sich die Verbindung Rußlands mit dem Auslande. Die Gränznachbarn, namentlich der Schwert-Orden, die Litthauer und Schweden, drängten die Russen von der Ostsee, die krimischen Tataren vom schwarzen Meere zurück und hemmten auf alle Weise den Verkehr mit dem Auslande. Deshalb schweigen die Quellen bis zum Schluße des 15ten Jahrhunderts über die Rechte und Verbindlichkeiten der Fremden in Rußland." Diese Lage änderte sich mit der Befreiung von den Tataren. Schon im J. 1472 zieht die griechische Prinzessin Sophie mit großem Gefolge aus Italien nach Rußland und theilt als Gemahlin Johann's III. Wassiljewitsch mit diesem den großfürstlichen Thron. Nun sammeln sich um denselben Gesandte, Künstler, Gelehrte, Aerzte, Krieger. Auch zu Sendungen ins Ausland bedient man sich der Fremden, um Handelsverträge und Freundschaftsbündnisse zu schließen. Bis zum 17. Jahrhundert mehrten sich ununterbrochen die Rechte der Fremden, die vorzüglich zur Verwendung für den Kriegsdienst aufgenommen wurden. Die fremden Soldaten genossen unter Anderem das privilegium flebile größerer Trinkfreiheit! Die Aemter waren zum großen Theil mit Ausländern besetzt.

Vom 17. Jahrhundert ab wurden durch das Gesetzbuch des Zaren Alexei Michailowitsch die Rechte der Fremden allmälig wieder vermindert; es tritt größere Rücksichtnahme auf die Unterthanenschaft ein. Die Kaiserin Anna verbot sogar, ohne kaiserliche Genehmigung Fremde im Militair mit dem Range eines Oberlieutenants zu bekleiden. Die Kaiserin Elisabeth untersagte den nicht zur russischen Kaufmannschaft verzeichneten Ausländern den Kleinhandel und verordnete, daß die zur rechtgläubigen Kirche übergetretenen, mit leibeigenen Mädchen verheiratheten und im Dienste eines Gutsbesitzers stehenden Ausländer zugleich mit den aus dieser Ehe entsprossenen Kinder bei ihrem derzeitigen Herrn in Leibeigenschaft bleiben sollten. Der Uebertritt zur griechischen Kirche wird von nun an für die Niederlassung überhaupt eine wichtige Frage.

Katharina II. wollte, daß die Rechtsstreitigkeiten der Ausländer unbedingt nach russischem Recht entschieden werden sollten; bisher bestanden, wie in Polen, Spezialrechte. Der Unterthanen-Eid wurde für den längeren Aufenthalt ein nothwendiges Requisit. Im Uebrigen traf diese Kaiserin umfassende Maßregeln, um namentlich Ackerbau und Gewerbe treibende Ausländer ins Land zu ziehen und weite Landstrecken mit ihnen zu bevölkern. „Bald nach ihrem Regierungs-Antritt ward in einem Manifeste vom 4. Dezember 1762 allen Ausländern, mit alleiniger Ausnahme der Hebräer, die Erlaubniß ertheilt, nach Rußland zu kommen, um sich hier unter kräftigster

*) Berlin, Schneider u. Comp.

Beihülfe der russischen Regierung anzusiedeln, und 1763 ward ein besonderes Kollegium errichtet unter dem Namen einer Vormundschafts-Kanzlei der Ausländer, unter deren Schutz diese standen."

Alexander ordnete die Handelsverhältnisse der Ausländer noch genauer durch das Manifest vom 1. Januar 1807, gestattete ihnen aber nur nach dem Eintritt in die Unterthanschaft den in eine Handelsgilde. Ingleichen sollten Ausländer, welche den Unterthaneneid geleistet hatten, nur auf Vorstellung des Kameralhofes an den Senat und nach erfolgter Genehmigung dieses letzteren in Zünfte aufgenommen werden.

Nikolaus I. endlich untersagte den Ausländern den Eintritt in den Civildienst, außer im öffentlichen Unterricht und Medizinalwesen. Den ausländischen Juden wurde sowohl die Uebersiedelung nach Rußland, als ein längerer Aufenthalt daselbst, ganz untersagt. Zuletzt hat Nikolaus den Ausländern unter gewissen Bedingungen die Erwerbung des persönlichen oder erblichen Ehrenbürgerrechts zugänglich gemacht. Das von ihm im Jahre 1832 ausgegangene Reichsgesetzbuch ist jetzt für den Fremdenverkehr verbindend. Fremde Juden, Derwische und Jesuiten sind absolut ausgeschlossen vom Lande. „Von Ausländern geistlichen Standes wird vor der Ertheilung der Reisepässe nach Rußland durch die resp. russischen Gesandtschaften oder Konsuln eine schriftliche Erklärung darüber eingefordert, daß sie weder zum Jesuitenorden gehören, noch gehört haben, was ausdrücklich nicht nur in den Unterlegungen hierüber an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch in den Pässen vermerkt werden muß. Aus dem russischen Reiche hinausgewiesene Jesuiten sollen, selbst wenn sie Zeugnisse über ihren Austritt aus dem Orden beibringen, nicht mehr Pässe zur Reise nach Rußland erhalten dürfen. Die russische Gesandtschaft bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ist aufs strengste verpflichtet, darüber zu wachen, daß die zu evangelischen Predigern in die südlichen Kolonieen Rußlands berufenen Individuen nicht politischer Umtriebe verdächtig seyen. Die aus der Türkei nach Rußland kommenden Geistlichen griechischer Konfession hat die Gränzobrigkeit zu befragen, in welcher Absicht sie nach Rußland kommen und nach welchem Gouvernement sie zu gehen gedenken. Ihre Erklärung wird dem dirigirenden Synod mitgetheilt, welcher, wenn der sich übersiedelnde Geistliche Archierei ist, die allerhöchste Genehmigung zu dessen Aufenthalt im Reiche einholt. Dasselbe ist zu beobachten, wenn der Geistliche Archimandrit ist und in einer der beiden Residenzen sich niederzulassen beabsichtigt.

Geistlichen der armenisch-gregorianischen Kirche, welche aus Persien oder aus der Türkei zum Einsammeln milder Gaben nach Rußland kommen, ist der Uebertritt über die Reichsgränzen untersagt, es sey denn, daß die kaiserliche Genehmigung erfolgt wäre.

Was die Juden anlangt, so gehören zu den Gebieten, welche sie zu ihrem unbeschränkten Aufenthalte in Städten, Flecken und Dörfern wählen dürfen, die Gouvernements Grodno, Wilna, Kowno, Wolhynien, Minsk, Jekaterinoslaw und die Provinz Bessarabien. Ferner ist es den Juden erlaubt, ihren beständigen Wohnsitz zu haben: 1) im Kijewschen Gouvernement, mit Ausnahme der Gouvernementsstadt Kijew und der Militair-Kolonieen; 2) im podolischen Gouvernement, mit Ausnahme der Militair-Kolonieen; 3) im Chersonschen Gouvernement bis auf die Stadt Nikolajew; 4) im taurischen Gouvernement, ausgenommen die Stadt Sewastopol; 5) im mohilewschen und witepskischen Gouvernement, mit Ausnahme der Dörfer; 6) in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa bis auf die Kron- und Kosakendörfer; 7) im kurländischen Gouvernement ist der beständige Aufenthalt nur denjenigen Juden gestattet, welche vor dem Erlaß der Verordnung vom 13. April 1835 mit ihren Familien zu diesem Gouvernement waren verzeichnet worden. 8) Unter gleicher Beschränkung ist den Hebräern der Aufenthalt im livländischen Gouvernement, im Flecken Schlock, gestattet. In Riga dürfen nur die Juden, welche einen beständigen Aufenthalt daselbst schon vor dem Ukas vom 17. Dezember 1841 nachzuweisen im Stande sind, ihren Wohnsitz haben. Zufolge des vom Kaiser bestätigten Beschlusses des Minister-Comités vom 20. April 1843 ist in den an Oesterreich und Preußen gränzenden Gouvernements der funfzig Werst breite Landstrich längs der Reichsgränze dem beständigen Aufenthalte der Juden entzogen. In Betreff neu gegründeter Städte und Flecken erstreckt sich diese Verordnung sogar auf den hundert Werst breiten Landstrich längs der österreichischen und preußischen Gränze."

In weiteren Mittheilungen ist hier nicht der Ort; wir können sie uns um so eher ersparen, als hier im Jahre 1841 eine deutsche Sammlung der Gesetze, welche den Aufenthalt der Ausländer in Rußland betreffen, wenn wir nicht irren, auf Veranlassung der russischen Gesandtschaft, erschienen ist. Das Hauptinteresse konnte für uns nur die historische Einleitung haben, welche der Verf. der heute gültigen Gesetzgebung vorausgeschickt hat.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Fanny Lewald's Italien. Fräulein Fanny Lewald oder, wie sie sich bis jetzt nannte, die Verfasserin der „Clementine" und „Jenny", hat ein „Italiänisches Bilderbuch" in zwei Bänden geschrieben.*) Es ist ein Bilderbuch ohne Bilder, wie das bekannte Andersensche; aber wir würden Titel nicht gewählt haben, wenn auch der Vorgang des liebenswürd dänischen Dichters die Leser vielleicht schon an eine Bedeutung des W gewöhnte, die es durchaus nicht hat. Die Verfasserin der „Clementi und „Jenny" hat ein schönes Talent, Dingen, die schon tausend erzählt worden, ein neues Interesse zu verleihen und sie anmuthig darzustel Man wird dies auch in ihrem „Italiänischen Bilderbuche" bestätigt fin das wir durchblättert, ohne etwas zu finden, was uns nicht wie schon in anderer Zusammenstellung gehörte Melodie bekannt gewesen ohne daß wir darum aber auch anstanden, uns seiner in dieser neuen recht zu erfreuen. Gewidmet ist das Buch Ludwig Crelinger Königsberg, dem Vertheidiger der Polen in ihrem Berliner Prozesse, auch diese Widmung erinnert an die ähnliche Weise einer anderen bek ten Schriftstellerin. Crelinger hatte ihr empfohlen, „möglichst wenig Kirchen und Bildern und möglichst viel von Land und Menschen" zu zählen, und dem ist sie „möglichst", aber doch nicht „ganz" nac kommen. Die Kirchen nehmen sowohl in Florenz als in Rom einen g Theil der Darstellung ein, und was die Bilder betrifft, so führt uns die V fasserin sämmtliche Napoleoniden nicht in Person, sondern in ihrem Kontr vor. Allerdings möchten wir aber auch weder jene Kirchen noch diese Bi in dem Buche entbehren, da die einen wie die anderen sehr anziehend schildert sind. Unsere Leser, noch mehr aber unsere Leserinnen, werden uns wiß dankbar dafür seyn, daß wir sie auf das Buch aufmerksam gemacht ha Sie werden der Verfasserin mit Vergnügen über Mailand, Genua und Flo nach Rom und von da über Neapel nach Capri, Ischia und Palermo folg von wo sie uns dann zur See über Livorno nach Bologna und nach dem du die Eisenbahn um einen Theil seiner poetischen Romantik kommenden Vene führt, an dessen Schwelle ein Gondoliere ihr und uns ein A Rivederla! zur

— Konsularisches. Als Verfasser und Herausgeber des in unser Magazin (Nr. 87) angezeigten „Handbuchs für preußische Konsular-Agent Rheder, Schiffer und Befrachter" (Berlin, Reimer) wird uns jetzt der kön Geheime Ober-Finanzrath, Herr Oesterreich, genannt. Allerdings haben gleich vermuthet, daß das mit außerordentlicher Gediegenheit zusammengest Handbuch einen gründlichen Sachkenner zum Verfasser haben müsse.

— Omnibusse in London. Der allgemeine Fahrpreis der Omnibus London, deren Zahl auf 1500 angegeben wird, war bis vor einem Jahr 6 Pe (5 Sgr.), wofür man von den entlegensten Endpunkten der Riesensta in das Centrum der City, nämlich bis zur Bank und Börse, fahren kon Oft betrug eine solche Tour über zwei deutsche Meilen, und wenn man denkt, daß das Geld in England einen anderen Werth hat, als bei uns, 6 Pence im Verhältniß zu den Brod- und anderen Lebensmittelpreisen etwa wie 3 Sgr. anzuschlagen sind, so wird man jenen Fahrpreis au ordentlich niedrig finden. Gleichwohl ist derselbe seit dem vorigen Jahre Theil sehr bedeutend noch herabgesetzt worden. Ein Theil der Omnib nämlich, die von der am rechten Ufer der Themse liegenden (Surrey-) Se der Stadt nach der City fahren, kündigte an, daß er mit Berücksichtigung die zahlreiche, minder wohlhabende Klasse, die auf dieser Seite wohnt, Fahrpreise auf 3 Pence (2½ Sgr.) reduzire. Alles strömte nun diesen wo feileren Wagen zu, und um nicht in ihrem Geschäfte zurückzukommen, sa sich auch die übrigen von jenem Stadttheile aus fahrenden Omnibusse ge thigt, ihre Fahrpreise auf die Hälfte herabzusetzen. Für die Omnibusse anderen Stadttheile ist eine solche Nöthigung noch nicht eingetreten, obw sie schwerlich ausbleiben wird und die Wagen zum Theil auch jetzt schon, weil sie nämlich ihren Lauf parallel mit der Themse nehmen, mit einem deutenden Konkurrenten zu kämpfen haben, nämlich mit der Dampfschiffa die von fünf zu fünf Minuten von jedem Pier (Landungsplatz) aus Passag bis zum nächsten wie bis zum entferntesten Pier für einen Penny (10 Pfen befördert. Die Konkurrenz der zahlreichen Cabs (Droschken) thut ihnen gegen fast gar keinen Abbruch, denn diese lassen sich tarifmäßig je nach Entfernungen (pro engl. Meilen einen Shill., also für die deutsche M 1½ Thlr.) bezahlen, gleichviel, ob eine Person oder mehrere einsteigen, da in London nicht leicht ein Weg durch die Stadt weniger als eine engl Meile beträgt, überdies die zahlreichen Fremden auch keinen Maßstab für Entfernungen haben*), so ziehen es natürlich diejenigen, die nicht gern Geld verfahren möchten, immer vor, sich der Omnibusse zu bedienen. dies ein ganz anderes Verhältniß als in Berlin, wo die Droschken e niedrigen Tarif haben, daß zwei Personen, die zusammen fahren es immer vorziehen, sich dieser Wagen statt der Omnibusse zu bedienen. doch fahren in London die letzteren jetzt eben so billig als in Berlin, ja viel billiger, denn nachdem auch die bisherigen 6 Pence-Wagen auf der rey-Seite ihren Preis auf 3 Pence herabgesetzt, hat ganz kürzlich ein Theil älteren 3 Pence-Wagen sich entschlossen, für zwei Pence (1⅔ Sgr.) zu fah Es läßt sich erwarten, daß sie bei dem viel größeren Zulauf, den sie durch bekommen, auch bei diesem sehr niedrigen Preise ihre Rechnung fin werden.

*) Berlin, Alex. Duncker, 1847.

*) In der neueren Zeit sind auch Cabs in den Gang gekommen, die zugleich ein Wegmesser in Bewegung setzen, dessen Zifferblatt und Zeiger am Wagen innerhalb an bracht ist und dessen Mechanismus mit einem der beiden Hinterräder zusammenhängt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Sonnabend den 30. Oktober 1847.

England.

Das Armengesetz in Irland und die englische Parlaments-Session von 1847.

Die soziale Lage Irlands ist für England das, was der spanische Krieg für Napoleon war. Sie raubt ihm alle Freiheit der Bewegung und hält es wie mit einer Kette umfangen, die ihm von Zeit zu Zeit die schmerzhaftesten Zuckungen verursacht. Das bleiche Phantom Irlands stört das mächtige Britanien unaufhörlich in seiner Ruhe; die innere Wohlfahrt, der äußere Glanz des letzteren dient nur dazu, das unaussprechliche Elend, das auf der Schwesterinsel herrscht, in einem noch grelleren Lichte erscheinen zu lassen.

Die Hungersnoth dieses Jahres ist eine gräßliche Lehre gewesen. Die Engländer haben eingesehen, daß sie auf eine Weise oder die andere das Schicksal Irlands regeln müssen. Gewiß, wenn sie, ohne an ihrer eigenen Lebenskraft zu rütteln, das Band hätten lösen können, welches Irland an ihre Seite schmiedet — wenn sie dieses unglückliche Volk den Wellen des Oceans hätten preisgeben können — so würden sie dadurch nur gewonnen haben; aber mit oder gegen ihren Willen sind beide Nationen nun einmal eng verbunden, und die eine kann und wird die andere nicht Hungers sterben lassen. Man hat also für den Unterhalt von drei bis vier Millionen Armen zu sorgen. Voriges Jahr ging eine Bill unter dem Namen der Labour-Rate Act durch das Parlament, welche die Regierung ermächtigte, die Hülfsbedürftigen zu öffentlichen Arbeiten an den Straßen, Kanälen u. s. w. zu verwenden, so daß zu Anfang dieses Jahres mehr als 500,000 Menschen auf solche Weise beschäftigt waren, die einen Sold von ungefähr einer Million Pf. St. (gegen 7 Mill. Thlr.) monatlich bezogen. Indessen war diese Hülfe nur ein Palliativmittel; man konnte mit unendlichen Aufopferungen einigen Millionen Unglücklichen das Leben retten; aber änderte man dadurch ihre Lage? Die Existenz eines ganzen Volks, die Sicherheit eines großen Reichs bleiben der Laune eines unbeständigen Klima's überlassen, abhängig von Regen oder Sonnenschein. Das Schwert des Damokles schwebte beständig über Englands Haupt; jeden Morgen konnte es bei seinem Erwachen ein ganzes Volk nach Brod schreien hören, jeden Morgen seine Küsten von halbwilden Horden überschwemmt sehen, die das Fieber, die Pest und das ganze schauderhafte Gefolge des Hungers mit sich führten.

Um ein solches über alle gewöhnliche Regeln hinausgehendes Problem zu lösen, war nichts Geringeres nothwendig, als eine vollständige Revolution in den Grundlagen des irischen Grundsystems. Diese Revolution ist entschieden, ist begonnen worden; das britische Parlament hat sie in der jüngstvergangenen Session beschlossen — sie heißt das Armengesetz. Die stürmischen Debatten dieser Session sind der Grabgesang einer Klasse, welche große Fehler begangen hat, aber dafür jetzt hart bestraft wird, indem man sie zwingt, für den Unterhalt der von ihr geschaffenen Proletarier-Legion zu sorgen; wir meinen die irischen Gutsbesitzer. Jahrhunderte lang haben sie das Volk im Elend, im Laster, in der Unwissenheit verkommen und in den Zustand der Barbarei zurücksinken lassen. Diese Masse von sozialen Gebrechen vermehrte sich von einer Generation zur anderen, bis ihre Schwere nicht länger zu ertragen war. England selbst hat unter der Last geschwankt; es hat sie abgeschüttelt und auf die Schultern Irlands zurückgeworfen, welches Gefahr läuft, von ihr erdrückt zu werden. Es ist vorauszusehen, daß binnen drei oder vier Jahren die Hälfte des Bodens in Irland seine Eigenthümer gewechselt haben wird.

Die Folgen des Armengesetzes waren übrigens schon früher bekannt; man wußte, daß es einen großen Theil der irischen Landlords zu Grunde richten müsse. Ihren Ruin vor Augen sehend, erhoben sich Letztere in ihrer ganzen Stärke; es bildete sich eine Liga, in der man alle Parteien vereinigt fand — Tories und Liberale, Katholiken und Protestanten geben sich hier die Hand, und in Westmeath, Downshire und Castlereagh erschienen an der Seite eines O'Connell Grattan und O'Brien. Aber alle diese Anstrengungen mußten einer höheren Gewalt weichen; die irische Conföderation konnte dem britischen Parlament nicht widerstehen, das seinerseits dem Drucke von außen, der öffentlichen Stimme, nachgab, die ihr Organ in der Presse hatte.

Schon die Thronrede der Königin bezeichnete die sozialen Uebel Irlands als den Hauptgegenstand, womit sich das Parlament in der bevorstehenden Session zu beschäftigen habe, und die Diskussion der Adresse im Unterhause gab den Leitern der drei einflußreichsten politischen Parteien, Lord John Russell, Sir Robert Peel und Lord George Bentinck, Gelegenheit, sich dahin auszusprechen, daß sie die irländische Frage als neutralen Boden ansähen, dem der politische Antagonismus fremd bleiben müsse. Diese erste Verhandlung war dadurch bemerkenswerth, daß die Haupt-Mitglieder der Kammer dabei sogleich die Stellung einnahmen, die sie bis ans Ende der Session behaupteten. Lord George Bentinck, als Vertreter der Tories oder Protectionisten, neigte sich augenscheinlich auf die Seite der Gutsbesitzer. Lord John Russell, der als Premier-Minister die größte Verantwortlichkeit zu tragen hatte, rechtfertigte die Regierung im voraus wegen der Ohnmacht, in der sie sich den unüberwindlichen Hindernissen gegenüber befand, die ihr von der Natur selbst bereitet wurden. „Wenn man", sagte er, „den Zustand bedenkt, in dem das irische Volk bisher gelebt hat — wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Bevölkerung dreißig Wochen im Jahr außer Stande ist, sich Nahrung zu verschaffen, und daß diese Leute gewohnt sind, sich den Tag über mit einem einzigen Mahle von Kartoffeln zu behelfen, so wird man nicht glauben, daß die Regierung oder das Parlament durch irgend eine Maßregel die härtesten Leiden oder selbst in gewissen Fällen eine Hungersnoth verhindern könne. Den Irländern fehlen die Hülfsquellen, welche die Engländer besitzen; diese können sich in schlechten Zeiten einschränken, aber wie wollen sich die Irländer einen Theil der Nahrung entziehen, die selbst in den besten Zeiten zu ihrem Unterhalt nicht hinreicht? Ich gestehe daher, daß ich kein Mittel sehe, der gegenwärtigen Krisis vollständig die Spitze zu bieten." — Dieses Geständniß von Seiten des Ministers zeigte deutlich genug die Schwierigkeit seiner Stellung; ohne Zweifel hätte er gern die mit so schwerer Verantwortlichkeit gepaarte Macht einer geschickteren oder kühneren Hand überlassen, aber eine solche war nicht zu finden. Sir Robert Peel fuhr fort, seine Beobachterrolle zu spielen, indem er uneigennützige Mitwirkung zum allgemeinen Besten versprach und sich heimlich freuen mochte, eines so lästig gewordenen Postens entledigt zu seyn.

Mitten in diesem Waffenstillstande, der zwischen den eigentlichen politischen Parteien eingetreten war, begann im Unterhause der Kampf der irischen Gutsbesitzer mit den englischen Radikalen. Die Irländer machten den ersten Angriff. Herr Smith O'Brien zählte alles Unglück, alle Leiden seines Landes her und warf sie der britischen Nation ins Gesicht. „Das ist Euer Werk!" rief er, indem er zugleich erklärte, daß er die Regierung für den Tod jedes Irländers verantwortlich mache, welcher der Hungersnoth erläge. Diese irische Aufwallung war eine ungeheure Unvorsichtigkeit in dem Augenblicke, wo die Engländer schon die Summen berechneten, die ihnen das Elend ihrer Nachbarn gekostet hatte. Herr Roebuck beantwortete sie mit einer der niederschmetternden Tiraden, die er in der Folge so oft erneuerte. „Ich weiß recht gut", sagte er, „welche Bettler aus Irland zu uns herüberkommen werden. Ich spreche das Wort aus; ich werde meine Meinung sagen, ohne mich an das Geschrei zu kehren. Das englische Volk ist nicht verpflichtet, das irländische zu ernähren. Es ist vielmehr unsere Pflicht, Irland zu zwingen, seine eigenen Armen zu ernähren. Ich fordere für Irland nichts als Gleichheit; ich verlange blos, daß dem Armengesetze nach den Worten: „in England und Schottland", auch noch die: „in Irland", hinzugefügt werden. Das ist Alles. Ich fordere nur gleiche Gesetze, aber ich werde nie in Maßregeln willigen, die den Zweck haben, das arbeitsame, fleißige, friedfertige und ordnungsliebende Volk von England zu Gunsten der Anarchie zu besteuern, die in dem sogenannten Schwesterreiche vorherrscht. Wenn die Regierung dem Geschrei der irischen Gutsbesitzer nachgiebt, so wird sie für die Folgen einstehen müssen; alle Armen Englands werden das Recht haben, ihr zu sagen: Ihr gebt den Irländern Nahrung — ernährt auch uns."

Während der erbitterten Streitigkeiten, wozu diese Rede Anlaß gab, war die große Frage: wer die Armenpflege in Irland übernehmen solle? nur im Sinne der beiden Extreme besprochen worden; die Einen wollten sie den Landlords, die Anderen der Regierung aufbürden. Das Ministerium mußte das Schiedsrichter-Amt übernehmen und, wie es alle Regierungen thun, einen Mittelweg einschlagen. Wirklich unternahm dies Lord John Russell in den Maßregeln, die er am 25. Januar dem Unterhause vorlegte und womit er den doppelten Zweck zu erreichen suchte, den irischen Gutsbesitzern die Kalamität zu erleichtern, die sie in Gemeinschaft mit dem übrigen Lande betroffen hatte, und sie zugleich den englischen Landeigenthümern in der Zahlung der Armensteuer gleichzustellen.

Der Plan des Ministeriums bestand aus zwei Theilen: aus Verfügungen temporairer und bleibender Natur. Man mußte vor Allem den Bedürfnissen des Augenblicks abhelfen, den täglichen Verheerungen der Hungersnoth ein Ziel setzen — mit einem Wort, dem Volke zu essen geben. Drei oder vier

Millionen Menschen, die buchstäblich Hungers starben, hatten keine Zeit, auf Arbeit zu warten; man mußte ihnen Brod geben. Die Regierung schlug daher vor, in jedem Wahlbezirk Irlands Hülfs-Comiteen zu bilden, um Privat-Subscriptionen und die vom Staatsschatze bewilligten Unterstützungsgelder in Empfang zu nehmen; diese Fonds sollten zur Errichtung von Suppen-Anstalten verwandt werden, welche allen Hülfsbedürftigen Rationen auszutheilen hätten, ohne dagegen von ihnen Arbeit zu verlangen. Um andererseits die Lage der Gutsbesitzer zu erleichtern, sollte ihnen die Hälfte der bisher von der Regierung vorgestreckten Summen erlassen werden, da man ohnedies recht gut wußte, daß ihnen die Bezahlung derselben unmöglich sey. Es war nichts weiter als die Legalisirung eines unvermeidlich gewordenen Bankerotts, und die Irländer nahmen daher diese scheinbare Gunst mit nur mäßigem Danke auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

(Schluß des zweiten Briefes.)

Am 30. Dezember, an einem herrlichen Nachmittage, zeigten sich uns das erste Mal die Pyramiden von Ghiseh, und heiliges Staunen erfaßte uns beim Anblick dieser ewigen Steinmassen, die, unbekümmert um Aegyptens wechselvolle Schicksale und kaum berührt von Zeit und Elementen, mit der Beharrlichkeit natürlicher Felsen in die Oede der Sahara starren. — Später kamen wir an den neuen Dämmen und Schleusen vorbei, die der Pascha an der Spitze des Delta errichten läßt. Tausende von Arbeitern sind hier beisammen, um dies ungeheure Werk auszuführen, dessen Leitung dem Ingenieur Muget übertragen ist.

In der Nacht zum 31. Dezember legten wir in Kahira an, wo wir uns mit neuen Nahrungsmitteln und kräftigen Ruderern versahen. Am Neujahrstage sahen wir am Horizonte die Pyramiden von Abukir und Memphis, von Sakkara und Dachur. Am Morgen eines der folgenden Tage streiften wir den berühmten Dschebel-Teir (Berg des Vogels), auf dessen dreihundert Fuß hohem Gipfel ein muhamedanisches Kloster steht. Nun sahen wir einen Mann die fast senkrechten Felsen herabsteigen, sich in einer Höhle entkleiden und schwimmend an unser Schiff kommen, um — ein Almosen zu erbitten. Dann schwamm er noch, trotz der ungeheuren Breite des Flusses und der Gewalt der Strömung, an zwei andere Schiffe heran, die uns folgten, und kehrte, den Ertrag seiner Sammlung im Munde haltend, nach seinem Kloster zurück. — Ohne Aufenthalt ging es jetzt vorbei an den Palmenwäldern von Rhoda (dem Garten der Gläubigen), an den Begräbnissen der Beni-Hassan und an den Ruinen des alten Antinoe, bei Siut, dem jetzigen Hauptorte Oberägyptens. Die Stadt Antinoe war vom Kaiser Hadrian zum Andenken an seinen schönen Günstling Antinous gegründet, der im Nil ertrank, als er ihm das Leben rettete.

Der Nil ist ein majestätischer Fluß von mehr als zweitausend Fuß Breite. Sein Wasser ist das angenehmste, das sich finden läßt. Die Einwohner trinken es, wie sie es schöpfen; für uns wird es erst in Krüge von porösem Thon gethan, die man der Sonne aussetzt. Hierdurch schlagen sich erst die Unreinigkeiten zu Boden, dann wird das Wasser, indem das durchschwitzende auf der Oberfläche des Thones verdampft, kühler, als es im Flusse ist. Es hat einen so lieblichen Geschmack, daß es uns wirklich den Wein ersetzt und wir uns schwer an anderes werden gewöhnen können. Nachdem ich es nun kenne, kommt mir, was vom Sultan gesagt wird, gar nicht unwahrscheinlich vor, daß er sich nämlich solches Wasser nach Konstantinopel bringen lasse.

Obgleich wir einen ewig heiteren Himmel über unseren Häuptern haben, so ist doch der Tag erst gegen vier Uhr eigentlich schön. Um diese Stunde glättet sich die Wasserfläche; mit sanftem Rauschen theilt das Schiff die Wellen, mit leisem Plätschern treffen sie wieder zusammen, schweigend ruhen die Matrosen, als hätten sie Ehrfurcht vor den letzten Athemzügen des verhauchenden Windes. — Hassan und Ali, die Marinesoldaten des Pascha, breiten einen Teppich aus und knieen darauf nieder, nachdem sie sich Hände und Gesicht gewaschen. Sie wenden sich gen Mekka und beginnen ihre Gebete, während die Sonne untergeht. Nachdem sie sich so und so viel Mal niedergeworfen, stehen sie auf. Aber Hassan und Ali sind schon Leute von einiger Wichtigkeit; die anderen Matrosen, die nichts sind, beten nicht. Oder, dachte ich mir, überlassen sie diese Pflicht in stillschweigender Uebereinkunft dem alten Reis, der, da er sonst nichts für die Mannschaft thut, wenigstens das Beten übernehmen könnte? Dann aber muß der Reis seine „Fatah", fern von uns Ungläubigen, in der Nacht hersagen, denn in unserer Gegenwart hat er nur den Mund geöffnet, um zu schwatzen und zu essen.

Die Sonne ist untergegangen und das Mahl der Matrosen verzehrt. Jetzt sucht ein magerer, tauber Matrose unserer Mannschaft seine Doppelflöte hervor, ein Instrument aus zwei ungleich langen, parallel mit einander verbundenen Schilfstücken. Ein anderer kommt mit dem Tamburin, einem irdenen Gefäß, das mit Pergament überspannt ist. Während jener bläst, dieser bald mit der ganzen Hand, bald mit den Fingern den Takt schlägt, kauern die Anderen um sie herum, begleiten die Musik mit rhythmischem Händeklatschen und singen Refrains im Chor. Der häßlichste und mißgestaltetste Matrose tritt dann vor und tanzt langsam im Kreise umher. Bald gesellt sich ein Kamerad in Weibertracht zu ihm, der unter seinem Schleier mit Reizen lockt, die er nicht hat. Und nun beginnt ein Roman im Zwiegespräch, so eine Wachtstuben-Roman, wobei die Damen unserer Gesellschaft sich freuen kö[nnen,] daß sie nichts verstehen.

Eine von den Letzteren fand diese in ihren Mitteln rohe und einf[ache] Musik derjenigen außerordentlich ähnlich, die man bei den Kosaken der Uk[raine] findet. Die arabische Musik hat auch unter älteren Schriftstellern ihre [...] Lobredner gehabt, und Conde erzählt von einem gewissen Ali Zeriab, er [sei ein] solcher Virtuose auf der Doppelflöte gewesen, daß die Chalifen von Ba[gdad] und Cordova sich um seinetwillen erzürnt hätten.

Der Tanz der Araber besteht aus einer Reihe von unanständigen Stell[ungen]. Wenn, wie man sagt, der Fandango eine etwas veränderte Nach[ahmung] desselben ist, dann haben sich die Spanier daran nicht das beste Stück der [mau]rischen Erbschaft aufbewahrt. — Die Matrosen haben ein Lied, das s[o viele] Verse hat, als es Städte am Nilufer giebt. Jeder Vers enthält einen [...] oder ein Lob auf die Einwohner dieser Städte, und unsere Leute versäum[en] nie, die betreffenden Orte mit den bezüglichen Worten anzusingen. „[Die] Töchter von Benisuef" — heißt es z. B. in dem Liede — „sehnen sich, in K[...] Dienste zu nehmen, und die jungen Bursche wissen die Schleuder gut zu [ge]brauchen." — „Warum trifft man die Töchter Esneh's stets am Ufer? [...] Wasser zu schöpfen kommen sie nicht; sie kommen, um die fremden Schiff[e zu] sehen."

Die Nilschifffahrt ist zwischen Alexandrien und Kahira sehr lebhaft; w[eiter] oben wird sie stiller. Die größten Fahrzeuge, denen wir begegneten, wa[ren] diejenigen, auf denen der Pascha die Getraide-Aerndten, deren Verkauf er [zu] seinem Monopol gemacht hat, nach dem Meere schaffen läßt. Alle ander[en] Transportschiffe sind in schlechtem Zustande, schmutzig und mit Passagieren u[nd] werthlosen Waaren überladen. Der Rand dieser Barken ist durch eine Sch[icht] Lehm um etwa neun Zoll erhöht, um den Packraum zu vergrößern. Eine groß[e] bewaffnete Schaluppe, mit achtzehn Ruderern und gut erhalten, begegnete uns zwischen Farschut und Ghina; man sagte mir, es sey dies ein Regierungs-schiff, das die Polizei auf dem Flusse übe.

Eine interessantere Begegnung hatten wir an fünf Flößen, die aus den Krügen zusammengesetzt waren, von denen wir vorhin bei Gelegenheit des Nilwassers sprachen. Es sind dies Rechtecke von verschiedener Länge, die aus Netzen von Stricken bestehen, in deren Maschen die Krüge passen. Man füllt die letzteren, die in zwei Reihen auf einander geschichtet sind, mit der Oeffnung nach oben, damit sie auf dem Wasser schwimmen und das Floß über der Oberfläche erhalten. Das Ganze wird noch mit Palmenblättern bedeckt und zusammengehalten, so daß die Flößknechte darauf wohnen können. Man fabrizirt die Krüge in Ballas, einem Dorfe am linken Nilufer, gegenüber von Koptos, und nennt sie deshalb Ballasi.

Die Gebirgskette, die sich längs der Nilufer hinzieht, ist von Kahira bis Ballas (18—20 Meilen) nicht besonders hoch, einförmig und öde. Von da ab jedoch ist sie von wilden Thälern durchschnitten und von unzähligen Katakomben durchbohrt. Diese Katakomben sind die alten Todtenstädte von An[tä]opolis und Passalon. Sie haben majestätische Eingänge und sind voll von Mumiengrüften. In einem der Dörfer, die an dieser Stelle stehen, befindet sich das verehrte Grab des Scheik el-Haridy, des Wächters einer mysteriösen Schlange; denn die muhammedanischen Aegypter scheinen von ihren Ahnen die Ehrfurcht vor der Schlange geerbt zu haben, die dieselben an allen ihren Bauten anbrachten, als Bild ihres großen Gottes Kneph, des Agathodämon.

Die Gräber muselmännischer Heiligen sind am Nilufer ziemlich zahlreich. Manche scheinen auch noch in Ansehen zu stehen, denn wir sahen auf ihnen Gaben von Brod und anderen Nahrungsmitteln ausgebreitet. Unsere Matrosen waren so frech, dieselben ins Wasser zu schleudern, als wir vorbeifuhren. Nicht weniger skeptisch zeigten sich einige Bauern dieser Gegend, die uns aufforderten, die Tauben zu schießen, die sich in großen Haufen auf einigen Gräbern niedergelassen hatten.

Ich finde in meinem Tagebuche den Umriß einer Kapelle mit mehreren Kuppeln und einem Minaret. Es ist dies ein Andenken, das ich aus der Näh[e] vom Suaghyeh am linken Nilufer mitgenommen habe. Dies bescheidene, von Palmen beschattete Gebäude ist das Grab des berühmten Mameluken-Chefs Murad-Bey, der 1801, als er eben seinen heldenmüthigen Kampf gegen die Franzosen ausgefochten, an der Pest verstarb. Seine Freunde zerbrachen ihre Schwerter über seinem Grabe, sich unwürdig haltend, sie nach ihm zu tragen. Er war, wie man weiß, noch kurz vor seinem Tode der Bundesgenosse der Franzosen geworden, und sein Tod ist nicht ohne Einfluß auf ihre endliche Vertreibung aus Aegypten und mithin auf die Civilisation gewesen, die sie daselbst eingeführt hätten. In seiner Jugend schon hatte Murad mitgewirkt, von Aegypten eine Schein-Civilisation fern zu halten, wie das Land sie jetzt bekommt. Als nämlich der bekannte Ali, Bey der Mameluken, sein Eintagsreich gründete, nahm er viele Europäer bei sich auf, um sie zur Heranbildung seiner Unterthanen zu verwenden. Der Krieg, den Katharina II. 1770 mit den Türken hatte, veranlaßte ihn, besonders die Russen für sich zu gewinnen. E[r] bat sie inständigst um ihren Schutz und ihren Unterricht; aber Alexis Orloff, der stolze und thörichte Admiral der russischen Flotte im Archipelagus, verlangte von dem Bey eine vollständige Unterwerfung unter das Scepter Katharina's. Ali ging diese Bedingung nicht ein, aber wer weiß, wohin ihn seine Russenliebe noch geführt hätte, wenn nicht ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen wäre, in welchem der junge Murad, dem man die schönste Frau des Beys versprochen hatte, denselben tödtete.

Die Stadt Dschirdscheh, die zweite in Unter-Aegypten, liegt malerisch zwischen Bergen am Flusse. Von fern gesehen, macht sie den Eindruck einer mittelalterlichen Stadt mit Thürmchen und Zinnen. In der Nähe erkennt man, daß di[e]

…user aus an der Sonne getrocknetem Schlamm gebaut sind, deren hübsche …em ein besseres Material verdient hätte. Auf dem Basar kauften wir Brod, …müse, Zuckerrohr und Eier ein. Der letztere Artikel kostete vor einigen …hren das Dutzend einen Pfennig; jetzt hat der Zufluß der Europäer den …eis verdreifacht. Bei dieser Gelegenheit will ich der berühmten Oefen er…hnen, die zu Ausbeute- und Erziehungshäusern der jungen ägyptischen …hner dienen. Diese Oefen bestehen aus zwei Reihen von Zellen, die durch …en Korridor getrennt sind und nur abwechselnd geheizt werden. Man unter…t daselbst eine Temperatur von ungefähr 38° C. Die Eier liegen auf Re…ern, und ein Drittel geht meistens zu Grunde. Die Hühnchen kriechen ge…hnlich nach 20—21 Tagen aus, also nach der natürlichen Brütezeit. Man …ält sie noch etwa zwei Tage in einer warmen Stube, dann verkaufen sie … Unternehmer, ein Hühnchen gegen zwei Eier. Die Differenz zu Gunsten der …erkäufer trägt die Kosten und bildet den Profit. In jedem Ofen wird nur …ei Monate gebrütet, und er nimmt in dieser Zeit 150,000 Eier auf. Aus …em amtlichen Bericht geht hervor, daß es 1831 in Aegypten 164 solcher …efen gab, die 26,200,000 Eier aufnahmen, von denen 17,400,000 ausge…mmen sind.

An den Eiern und dem Geflügel in Aegypten fällt uns ihre Kleinheit auf, …o daß die Hennen so wenig Neigung zum Brüten zeigen. Was den letzten …unkt betrifft, so schwebt die Frage, ob das künstliche Brüten, um deswillen …n den Hennen die Eier wegnimmt, in ihnen den mütterlichen Instinkt erstickt …t, oder ob umgekehrt der ursprüngliche Mangel dieses Instinktes Ursache der …en beschriebenen Industrie gewesen ist.

Seit einigen Tagen sehen wir den berühmten Dum der Thebais, die ein…ge Art Palmbaum, deren Stamm sich in Aeste spaltet. Er ist glänzend grün; …ine Früchte haben mit den Datteln keine Aehnlichkeit. Die Schale ist schwer …u öffnen und besteht aus braunen, fest verschlungenen Holzfasern. Darin liegt …n blaßrother harter Kern, den man zu Rosenkränzen benutzt.

Bei weitem interessanter war uns der Anblick der ersten Krokodile, die im …rabischen Timsah heißen und von den alten Aegyptern Kamphäs genannt …urden. Sie zeigten sich uns eines Sonntags in ziemlich beträchtlicher Menge, …lieben aber so in der Ferne, daß man mir hätte vorreden können, es seien …almenstämme. Man versichert, daß sie merklich abnehmen, da sie sich theils …or den Dampfschiffen zurückziehen, theils durch die thätige Jagd, die man auf …e macht, ihrer viele getödtet werden. Die Uferdörfer dieser Gegend sieht man …ewöhnlich mit getrockneten Krokodilen ausgeschmückt. Das Nilpferd ist eben…alls bereits bis nach Nubien zurückgedrängt. Die Araber benennen es, seiner …estalt angemessener, Flußochsen.

Wir begegnen häufig Fischern, die uns ihre Beute zu sehr billigen Preisen …nbieten. Die Nil-Fische verdienen die Geringschätzung, in der sie stehen, und …e müssen schon in uralten Zeiten sehr schlecht geschmeckt haben, denn die Prie…er verboten ihrer Kaste, welche zu essen. Die Priester freilich brachten da…als gegen die stummen Fische die Verleumdung auf, sie hätten den vierzehn…en Theil von Osiris' Körper verzehrt und seyen darum frommen Leuten ein …räuel. Aber vor einer wissenschaftlichen Kritik halten solche Redensarten …icht Stich, denn es liegt auf der Hand, daß das Götterfleisch die Fische hätte …eredeln müssen.

Von Geflügel wimmelt es auf unserem Wege. Raben und Sperber, My…aden von wilden Enten und Gänsen und Pelikanen bedecken das Ufer und …ie Inseln des Flusses und geben unseren Flinten gewonnenes Spiel. Wenn sie …ch erheben, so fliegen sie in zwei konvergirenden Linien. — Als Herkules, in …essen Fußstapfen wir auf unserer Reise treten, auf seiner Wanderung durch …ibyen vom Typhon angefallen und für todt zu Boden geworfen worden war, …am er wieder ins Leben, als der Geruch einer Wachtel seine Nase streifte.

Der Halbgott hatte eine solche Vorliebe für Wachteln, daß ihm die Phö…nizier welche opferten. Leider sind wir in Libyen zu einer Jahreszeit, in der …s keine Wachteln giebt. Man briet uns dafür neulich einen Ibis, in dem die …lten Aegypter das Symbol der Weisheit verehrten. Ich erklärte aber ein für …llemal, daß ich dümmere, weniger symbolische und fettere Vögel wünsche. Denn ich kenne sie jetzt, diese lüsternen alt-ägyptischen Gesetzgeber, die so lange …ür weise und ernst gegolten haben! Das Nilpferd, dessen Fleisch ranzig …chmeckt, nannten sie das Uebild der Bosheit. Der zähe Sperber ist für sie ein Vogel von der ersten Heiligkeit; sein Name heißt im Aegyptischen baieth, was Seele bedeutet, und ist das Zeichen für alles Göttliche und Verehrungswür…ige. Die Götter des Lichtes, Phreh, Aruens, Phtha, Thoth, setzen sich gern …ie Köpfe der Sperber auf, aber keiner mag ihr Fleisch. Wer einen Sperber …der Ibis tödtete, hatte Todesstrafe zu gewärtigen.

Jüngst hat unter den Rindern eine verderbliche Seuche gewüthet; Meh…med Ali, ochsenfreundlicher als der König Kambyses, erließ darum einen stren…gen Befehl, die übrig gebliebenen zu schonen, als wären es eben so viele Apis. Wir werden uns daher bis zu unserer Ankunft in Nubien ohne Bouillon behel…fen müssen. Der Ibis und Ichneumon werden mit jedem Jahre seltener in Aegypten; sie verlassen ein Land, wo sie nicht mehr in Ehren stehen und wo man den letzteren zum Rattenfang benutzt; ihn, der in den glorreichen Tagen Herodot's Sieger war im Kampfe mit Krokodilen. Man belästigt das Kro…kodil nicht minder, diesen alten Gott der Stadt Ombos, und um das Miß…behagen der Thier-Gottheiten zu vollenden, necken unsere frechen Matrosen allabendlich das Wesen, dem die Stadt Bubastis Tempel gebaut hatte, unsere Katze, deren klägliche Laute, wenn sie durch die Abendluft zittern, mir die schwermüthige Sage hinterbringen von den Wechselfällen thierischer Größe.

In Belianeh legten wir am Abend an und mußten uns vom Gouverneur, dem Cafir, durch die Stadt führen lassen. Mit Wichtigkeit schritt er vor uns und unseren Matrosen her, die sich mit Stöcken, Fackeln und Papierlaternen bewaffnet hatten, und kündigte durch eine Flintensalve den Bewohnern die Ehre unseres Besuches an. Das Ende und der Lohn unserer Wanderung war der Einlaß in die schmutzige und schlecht bewirthschaftete Zucker-Raffinerie Selim-Pascha's. Ibrahim dagegen besitzt eine in Farschut, die ganz nach europäischer Weise eingerichtet ist und wo man sogar den Zucker durch Thierkohle reinigt, was den Muhamedanern bisher ein Gräuel war.

Das ägyptische Zuckerrohr, das auf einer Strecke von über siebzig Meilen längs des Nils gebaut wird, ist reich an Zucker und krystallisirt leicht. Das gewöhnlichste ist das weiße, doch giebt es auch violettes. Man baute es bereits zu den Zeiten Abulfeda's. (B. U.)

Ostindien.

Die Gutta Percha.

Es finden sich in der Natur Substanzen, die dazu bestimmt scheinen, in der Anfertigung von Utensilien und Bekleidungsgegenständen große Veränderungen zu bewirken. Zu diesen Substanzen gehört neben dem seit einigen Jahrzehenden so viel verbreiteten Kautschuk die Gutta percha, deren Einführung in Europa von noch ganz neuem Datum ist und die im Herbste des Jahres 1843 zum ersten Male von der Londoner Society of Arts einer Untersuchung unterworfen wurde. Dr. Montgommerie erzählt die Geschichte der Entdeckung derselben auf folgende Weise: „Während meiner Anwesenheit in Singapore im Jahre 1843 bemerkte ich in den Händen eines malayischen Holzhackers einen Parang (eine Axt) mit einem Stiel, der aus einem mir völlig unbekannten Stoffe gefertigt war. Ich befragte den Mann über den Stoff, und er antwortete mir, es sey Gutta percha, eine Substanz, die man nur in siedendes Wasser zu tauchen und von der Hitze durchdringen zu lassen brauche, um ihr eine beliebige Form zu geben. Sie werde dann so weich und geschmeidig wie Thon und nehme, wenn sie erkalte, ihre frühere Härte und Sprödigkeit wieder an. Ich nahm die Axt sofort an mich und bat den Holzhacker, daß er mir noch andere Proben der Gutta percha verschaffen möchte. Einige Versuche, welche ich anstellte, thaten mir dar, daß, wenn diese Substanz in gehöriger Menge vorhanden sey, sich aus ihr großer Nutzen ziehen lassen müsse." Die Entdeckung wurde dem Gesundheits-Büreau in Kalkutta, darauf der Londoner Societät mitgetheilt und erregte die größte Aufmerksamkeit. Bedeutende Bestellungen wurden gemacht, und es begründete sich ein neuer Handelszweig. Der Baum, der die Gutta percha liefert, gehört nach Sir W. J. Hooker's Angabe zur Ordnung der Sapotaceen und kömmt auf verschiedenen Punkten der Insel Singapore, so wie in den dichten Wäldern, welche die äußersten Enden der malayischen Halbinsel bedecken, sehr häufig vor. Dr. Montgommerie ersuchte den berühmten und unternehmenden Herrn Brook, in Sarawak und auf der Westküste von Borneo Nachforschungen über das Vorhandenseyn dieses Baumes anzustellen; er erhielt von ihm die folgenden Nachweisungen: „Der fragliche Baum heißt bei den Eingeborenen von Sarawak, denen die Eigenschaften seines Saftes unbekannt sind, niato. Er erreicht eine ansehnliche Höhe und einen Umfang, dessen Durchmesser bis auf sechs Fuß mißt. Er ist in Sarawak und vermuthlich in ganz Borneo sehr häufig zu finden." Er soll einer der größten Bäume in den Wäldern, worin er vorkömmt, seyn. Sein Holz eignet sich wegen seiner Weichheit und Porosität nicht zum Bauen; allein seine Frucht liefert ein dickes Oel, das die Eingeborenen als ein Nahrungsmittel gebrauchen. Die Methode, die Gutta percha zu gewinnen, ist folgende: man fällt einen prächtigen, funfzig-, zuweilen hundertjährigen Baum und befreit ihn von seiner Rinde, wo dann der verborgene Saft aus der beschädigten Oberfläche hervorquillt und, der Luft ausgesetzt, gerinnt. Ein solcher Baum giebt durchschnittlich 20—30 Pfund Gutta percha. Dieses verkehrte und verheerende Verfahren, das in einem so großen Maßstabe angewendet wird, daß die jährliche Ausfuhr sich auf mehrere hundert Tonnen beläuft, muß, wenn nicht schleunige Gegenmaßregeln ergriffen werden, dahin führen, daß die Gutta percha aufhört, ein regelmäßiger Handelsartikel zu seyn, und daß man sie nur als eine Seltenheit im Kabinet eines Liebhabers oder im Atelier eines Fabrikanten antreffen wird. Nach allem Anschein, würden einige Einschnitte in den Bäumen genügen, um einen permanenten und ansehnlichen Gewinn zu erhalten, wie dies beim Kautschuk der Fall ist.

Die Gutta percha wird auf zweierlei Art versandt, entweder in dünnen Platten oder Streifen oder aber in Rollen, indem nämlich die Streifen, wenn sie noch weich genug sind, um an einander anzukleben, zusammengelegt und gerollt werden. Wenn die Substanz dünn ist, so sind die Streifen durchsichtig und bis auf einen gewissen Grad elastisch; ihre Farbe wechselt von einem weißlichen Gelb bis zum Rosenroth ab. In Rollen findet man die Gutta percha selten von Sägespänen, Stücken von Baumblättern u. s. w. frei, und man muß sie erst reinigen, ehe man sie — wenigstens zu gewissen feineren Zwecken — gebrauchen kann. Dieser Reinigungsprozeß geht dadurch vor sich, daß man die Gutta percha in heißes Wasser taucht, wo sich dann einige der fremdartigen Stoffe auflösen, andere ausgestoßen werden, so daß man in einigen Augenblicken eine weiche, geschmeidige, weißgraue Masse erhält. Ist das Volumen der Substanz, die man zu reinigen hat, groß, so theilt man sie in mehrere Stücke, die man einzeln in heißes Wasser, das man dann etwas länger wirken lassen muß, eintaucht. Die Gutta percha besitzt, wenn sie auf diese Weise präparirt worden, merkwürdige Eigenschaften. Bei einer Temperatur von 50° (Fahrenheit) ist sie so hart wie Holz, doch kann man sie mit dem Nagel ritzen. Ihre Zähigkeit ist groß, und sie ist nur in dünnen Platten biegsam. In Masse sieht sie wie Horn aus und fühlt sich auch eben so an. Ihr innerer Bau ist etwas fa-

fertig, und der Widerstand, den sie leistet, wenn man sie reibt, macht sie sehr geeignet, zu Werkzeugen, die man dauernd gebraucht, als Heft zu dienen. Steigt die Wärme, so wird sie geschmeidiger, ja lange vorher, ehe die Temperatur den Siedepunkt erreicht, ist bereits die früher so harte, zähe, widerstrebende Masse weich wie Wachs. Sie läßt sich dann mit einem Messer zerlegen und wieder zusammenfügen, wo dann die Theile so fest zusammenhaften, als wären sie nie von einander getrennt worden. Welche Form man übrigens der Gutta percha in einem solchen Zustande der Weichheit geben mag, so behält sie dieselbe bei, wenn sie erkaltet. Eine Kugel von einem Zoll im Durchmesser, die in Zeit von zehn Minuten in siedendem Wasser vollständig erweicht worden war, nahm in Zeit von einer halben Stunde ihre frühere Härte wieder an. Man kann die Substanz sehr oft nach einander abwechselnd sich erhitzen und wieder erkalten lassen, ohne daß sie etwas von ihren Eigenschaften einbüßt. Vermöge ihres Mangels an Elastizität bildet die Gutta percha einen scharfen Kontrast zu dem Kautschuk; dafür ist ihre Zähigkeit um so bewundernswürdiger. Eine dünne, nur ⅛ Zoll dicke Scheibe trug ein Gewicht von 48 Pfund und zerbrach erst unter einer Last von 52 Pfund. Die Gutta percha setzt einer ausdehnenden Kraft einen starken Widerstand entgegen, allein sie zieht sich, einmal ausgedehnt, nicht wieder zusammen. In ihrem natürlichen harten Zustande läßt sie sich nur mit Schwierigkeit zerschneiden oder zersägen. Wenn man sie anzündet, so brennt sie, wie der Kautschuk, sehr hell und verbreitet einen ähnlichen Geruch; auch ist sie, gleich letzterer Substanz, nicht leicht in Aether aufzulösen und auch nicht in anderen Materien, durch welche diese aufgelöst wird; dafür schmilzt sie um so eher in Terpentinöl.

Es bleibt uns noch übrig, Einiges über den verschiedenen Gebrauch der Gutta percha zu sagen. Die Auflösung derselben wird bei der Fabrication wasserdichter Zeuge angewendet. In ihrem festen Zustande wird sie von den Malayen besonders zur Anfertigung der Stiele von allerhand Werkzeugen benutzt, zu welchem Zweck sie dieselbe für brauchbarer halten, als Holz und Horn, und sie dem letzteren, selbst wenn es in Ueberfluß vorhanden ist, vorziehen. Die Gutta percha verspricht, in einer großen Anzahl von Fällen einen Ersatz des Leders abgeben zu können: sie besitzt nicht allein mehrere Eigenschaften des letzteren, sondern hat auch in mancher Beziehung große Vorzüge vor ihm. In England sind bereits sechs Patente auf verschiedene Anwendungen, die man von ihr machen kann, ertheilt worden. Man gebraucht sie als Ingrediens bei Mörtel und Kitt, bei Bändern, Papier u. s. w., man wendet sie als Stellvertreter des Kautschuks beim Bücherbinden, und um Stiefel und Schuhe und andere Gegenstände des Anzugs wasserdicht zu machen, an, ferner zur Verfertigung von Röhren, Flaschen u. s. w. Das wichtigste Patent aber hat sich Herr Hancock zu verschaffen gewußt, der überhaupt sehr interessante Versuche mit der Gutta percha angestellt hat. Er erhält nämlich dadurch, daß er sie mit dem Kautschuk und mit einem anderen — jintawan genannten — Stoffe verbindet, eine elastische, wasserdichte und im Wasser unauflösbare Materie, die, je nachdem die Gutta percha einen größeren und geringeren Theil der Composition bildet, jeden Grad von Elastizität und Härte annimmt. Eben so läßt sich durch diese Mischung ein ganz eigener, poröser und schwammiger Stoff erzeugen, den man gebrauchen kann, um Sessel, Matratzen u. s. w. damit zu stopfen. Nicht weniger werden Uhrfedern, Agraffen, Gürtel, Kniebänder daraus gemacht. Bei gehöriger Modification des Prozesses erhält die Gutta percha eine solche Härte, daß man sie statt Elfenbeins verwenden kann. In diesem Zustande läßt sie sich auf tausenderlei Art gebrauchen; man macht z. B. aus ihr sehr schöne Rahmen, Stöcke von wunderbarer Festigkeit, Thürklopfer, Messerstiele, Säbelgriffe, Knöpfe, Kämme, Flöten u. s. f. Man hat den Vorschlag gemacht, sie auch bei Anfertigung der zum Unterricht der Blinden bestimmten Karten und Alphabete en relief anzuwenden. Ferner dürfte sie, wie man ebenfalls angerathen, zur Ausfüllung der Lücken in schadhaften Zähnen geeignet seyn; Gefahr wenigstens kann nicht dabei seyn. Die Gutta percha liefert auch vortreffliche Stempel, wie sie bei Anfertigung von Münzen und Medaillen erforderlich sind; sie hat dabei vor anderen Stoffen den großen Vorzug, daß sie nicht zerspringt. Vermischt man sie mit einer gewissen Quantität Schwefelsäure, oder thut man etwas Talg oder Wachs hinzu, so wird sie sehr auflöslich und giebt einen vortrefflichen wasserdichten Lack. Herr Hancock glaubt, daß diese Auflösung sich zur Farbenmischung bei gedruckten Zeugen werde gebrauchen lassen. Dies würde seiner Ansicht nach eine Anwendung der Entdeckung seyn, die sich vor allen anderen die größte Verbreitung versprechen dürfte, da durch einen solchen Prozeß die einem Zeug eingedruckten Farben eine eben so große Dauerhaftigkeit, als das erstere sie besitzt, erlangen würden. Doch kann wohl nur der Verlauf der Zeit die ganze Wichtigkeit bestimmen, welche die Gutta percha für die Industrie besitzt. (Edinburgh Journal.)

Mannigfaltiges.

— Henriette Herz. Es verdient wohl als ein Beweis seltener Ausdauer in der Liebe zu den klassischen Mustern der Poesie, so wie in dem Studium fremder Sprachen, in welchem wir Deutsche überhaupt vor allen anderen Nationen uns auszeichnen, angeführt zu werden, daß die vor einigen Tagen in Berlin verstorbene und mit Recht als eine seltene Erscheinung bezeichnete, ehrwürdige Matrone, Frau Hofräthin Henriette Herz, noch in ihrem achtzigsten Lebensjahre die „göttliche Komödie" des Dante in der [...] sprache wieder zu lesen anfing und mit Hülfe des Herrn Professor Fabbr[...] der dem großen Dichter bereits sehr viele Freunde in unserer Stadt geworb[en,] das selbst in seinem Vaterlande nur von Wenigen ganz gekannte Ge[dicht] ihrem vollen Verständnisse aneignete. Der italiänischen Sprache und Lite[ra]tur war die Verstorbene überhaupt seit ihrem letzten längeren Aufenthal[t in] Rom, wo sie gleichzeitig mit dem ihr befreundeten Wilhelm von Humbol[dt,] so wie mit den deutschen Künstlern Overbeck, Cornelius, Schadow und [...] gelebt hatte, am unveränderlichsten treu geblieben. Wir besitzen von ih[r ein] Portrait, das während ihres ersten Aufenthaltes in Italien gemalt [wurde] und welches sie in dem Charakter eines römischen Landmädchens darstellt. [In] diesem Bilde ist nicht blos das Kostüm, sondern auch der ganze Ausdruck des Gesichts ein echt italiänischer, wozu auch noch die wahrhaft Junonische Gestalt der liebenswürdigen Frau kam, die selbst in ihren letzten Tagen, [...] auch durch Alter und Krankheit etwas gebeugt, noch imponirend [...] Italien betrachtete sie gewissermaßen als ihre zweite Heimat, und zu den [Lieb]lingsgegenständen des Unterrichtes, den sie früher so bereitwillig und [auf]opfernd namentlich solchen jungen Mädchen ertheilte, die sich zu Erzieherin[nen] ausbildeten, gehörte das Italiänische, dem sie, wie wir aus dem oben a[n]geführten Umstand ersehen, bis zu ihrem Lebensende treu geblieben ist.

— Die Folgen der Speculationswuth. Die gegenwärtige Ge[ld]krisis in England deckt von neuem, wie dies seit dem Frieden von 1815 [...] einigemal geschehen, den wunden Fleck der englischen Industrie, näm[lich] das Uebertreiben der Handels-Speculationen, das sogenannte over-trad[ing,] auf. Ein aus kaufmännischer Feder geflossener Bericht aus London [vom] 23. Oktober sagt über die Zustände der abgelaufenen Woche: „Die Verleg[en]heiten des Geldmarktes haben eher zu- als abgenommen. Jeder Tag brin[gt] neue Beweise, wie weit die Speculations-Uebertreibung auf der unsichern Basis, Beistand zu finden, falls er nöthig seyn sollte, um sich gegriffen. Die Bilanzen solcher Handlungshäuser, die jetzt nur noch der Nachsicht ihrer Gläu[bi]ger ihre Fortdauer verdanken, liefern dem Auslande recht traurige Beweis[e] von der Sorglosigkeit, welcher sich der einst so solide englische Kaufmann [...] neuerer Zeit überlassen hat. Während der vergangenen Woche haben gleich[zeitig] die sogenannte „Königl. Bank von Liverpool" und die „Liverpool Banking-Company" ihre Zahlungen eingestellt. Die erstere hatte auf ga[nz] unverantwortliche Weise Vorschüsse gemacht, um Speculationen zu unter[stützen,] die mit den Grundsätzen eines soliden Handels geradezu in Wider[spruch] sind, und so ist das Geld der Actionaire vergeudet worden, obgle[ich] jährlich sehr große Dividenden ausbezahlt wurden. Das ursprüngliche [Ka]pital dieser Bank war 600,000 Pfd. (4 Millionen Thaler) und wurde nachm[als] durch Ausgabe von 2000 neuen Actien à 100 Pfd. vergrößert, von we[lchen] letzteren bis jetzt jedoch nur 50 Pfd. pro Actie eingezahlt waren. Ein solches [Ver]mögen, zu welchem auch noch 110,000 Pfd. (750,000 Thlr.) eingelegte Ge[lder] kamen, würde, wenn es umsichtig verwaltet worden wäre, nicht allein [dem] Handel einen nützlichen Beistand geleistet, sondern auch den Actionairen [...] hübsche Dividende abgeworfen haben. Durch beispiellos ausgedehnte Darle[hen] jedoch, und zwar gegen Unterpfänder, deren Werth übertrieben hoch angeschla[gen] wurde, ist dieses ansehnliche Kapital zu einem großen Theile ganz [ge]schwunden. Die Angelegenheit der „Liverpool Banking-Company" ist weniger bedeutend in ihren Folgen, da ihr Geschäft eingeschränkter und anscheinend auch weniger unsolid war, obwohl auch die Geschäftsleitung dieser Bank nicht frei von Tadel ist. Zwei andere Bank-Gesellschaften in Liverpool sind außerdem in schwieriger Lage, und im Norden Englands sieht man ebenfalls der Sus[]pension einer bedeutenden Bank entgegen. Aber ungeachtet dieser zunehmenden Schwierigkeit des Geldmarktes, ist die große Mehrheit aller soliden Kaufleute sehr zufrieden mit der ablehnenden Antwort, welche die Regierung einer Deputation aus Liverpool, die um direkte Abhülfe bat, ertheilt hat. Speculations-Uebertreibung (over-trading), unterstützt durch die leichtsinnigen Vorschüsse [der] Bank-Gesellschaften, ist, wie allgemein zugegeben wird, die nächste Veranlassung der gegenwärtigen Kalamität, wozu auch noch das Eisenbahnwesen gekommen. Wenn man dem, was gegenwärtig insolvent ist, aufhelfen wollte, so wür[de] man dadurch das Uebel nicht bessern, sondern nur hinhalten, so daß es näch[ste]ns um so heftiger wieder hervorbrechen würde. Es ist dies namentlich [die] Ansicht der Direktoren der Bank von England, welche, auf eine von der Re[]gierung gestellte Anfrage, sich nicht dafür erklärten, den Geld- oder Papier[]umlauf auf künstliche Weise zu vermehren, und vielmehr der Meinung [sind,] daß man die Sache ihrem eigenen Verlauf überlassen müsse, nicht aber [Häu]sern, die durch und durch faul sind, den täuschenden Schein der Stabilität [ver]leihen dürfe."

— Vorlesungen über Shakespeare. Herr G. B. Wilkinson, dessen früher hier gehaltene englische Vorlesungen mehrfach in diesen Blätt[ern] erwähnt wurden, wird hier im bevorstehenden Winter abermals, und z[war] zunächst über das Leben und die Werke Shakespeare's, Vorlesungen in [eng]lischer Sprache halten, an denen sowohl Damen als Herren Theil nehm[en] können. Es wird dieser erste Cyklus an den Abenden der sieben Donnersta[ge] vom 4. November bis zum 16. Dezember in der Wohnung des Herrn Wilk[in]son, Dorotheenstraße Nr. 46, stattfinden, und sind die Eintrittskarten [da]bei den Buchhändlern Herren Asher, Behr und Duncker für drei Thaler [zu] haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Dienstag den 2. November 1847.

Frankreich.

Geschichten aus der Kaiserzeit. *)

I. Der Tambour Bilboquet.

Im Jahre 1812 gab es im neunten Linienregimente der französischen Armee einen kleinen Tambour von etwa zehn Jahren, so eine Art „Sohn des Regiments", der eigentlich Frelut hieß, bei den Soldaten aber den Namen Bilboquet **) hatte. In der That war sein Körper so dürr und der Kopf, der auf diesem dünnen Gestelle saß, so dick, daß der kleine Mann dem Dinge recht ähnlich sah, dessen Namen man ihm anhing.

Besagter Bilboquet war sonst eben nicht besonders merkwürdig. Der Tambour-Major hatte ihm manches liebe Mal mit seinem großen Rohrstock den Takt auf dem Rücken schlagen müssen, ehe er ihm die Harmonie des drrom und domm beibrachte; mehr ließ sich von Bilboquet's Erfolgen in der militairischen Laufbahn nicht sagen. Und außer dem Dienste trugen die geringsten Querpfeifer ihre Troddelmütze koketter, als er, und die wiegende Haltung seiner Oberen blieb für ihn ein ewig unerreichbares Ideal; ja, als er es einmal — es war an einem Zahltage — den Stutzern des Regiments nachthun wollte und seinen Säbel vorn zwischen den Beinen hängen ließ, verwickelte er sich beim Laufen darin, fiel zu Boden und zerschlug sich seine Nase zum großen Jubel der Kameraden auf jämmerliche Weise. Ueberhaupt machte diese Nase den Tambouren des neunten Regiments nicht wenig Vergnügen. Spielten sie „schwarzer Peter", so verlor Bilboquet regelmäßig und, war es böser Wille der Anderen, oder hatte er wirklich eine Kartoffelnase, wie sein Nebenmann links behauptete, der jeden Morgen beim Aufmarschiren zu ihm sagte: „Bring' Deine Nase in Ordnung, damit ich in der Linie bleibe", oder lag der Sache ein anderer Umstand zu Grunde — kurz, die Schwärze, die man ihm auf die Nase strich, biß so erschrecklich, daß ihm jedesmal die Thränen in die Augen kamen. Oder spielten sie „warme Hand", wobei Einer einen Schlag auf die Hand erhielt und rathen mußte, von wem er kam, so schlugen sie unseren armen Rataplan nicht mit ihren Grenadierhänden, was, scheint mir, schon anständig wehe gethan hätte, sondern mit den Degenkoppeln, oder mit ihren Schuhen, die mit Nägeln beschlagen waren. Dann sprang Bilboquet auf, zankte mit Jedem, und er rieth doch niemals den Rechten. Waren sie der Grausamkeiten endlich müde, und fing sie's an zu langweilen, daß der kleine Dickkopf weinte und schrie, so schimpften sie ihn ähnlich wie „Heulhans" oder „Flennjürge" und jagten ihn weg. Wenn es nun des anderen Morgens wieder ans Exerziren ging, dann waren des Kleinen Hände noch wund vom Abend vorher, die drrom und domm wollten nicht mehr gelingen, und des Tambour-Majors Stock mußte wieder zu Hülfe kommen, den Takt herzustellen. Man wird uns beistimmen, daß Bilboquet wohl Ursache hatte, dem Kriegsruhm gram zu werden; auch wurde er täglich in sich gekehrter und hielt sich von seinen Kameraden fern.

Eines Tages — es war am 27. Juli — erhielt der General, zu dessen Brigade Bilboquet's Regiment gehörte, den Befehl vom Kaiser, eine Position zu nehmen, die jenseits eines sehr breiten Grabens lag. Dieser Graben war durch eine Batterie von sechs Kanonen geschützt, die ganze Reihen von Soldaten niederriß. Vor Allem also mußte man sich der Batterie bemächtigen. Ein Adjutant des Generals sprengte in Bilboquet's Nähe und brachte den hier stationirten zwei Voltigeur-Compagnieen den Befehl, gegen die Batterie zu marschiren. Der Auftrag war kitzlich, denn im besten Falle konnte man wetten, daß drei Viertel der Angreifenden ins Gras beißen mußten. Auch waren die Voltigeurs, so unerschrocken sie sich sonst gezeigt hatten, nicht eben sehr rasch bei der Hand. Sie sahen einander an, schüttelten die Köpfe, zuckten mit den Achseln, ja einige Alte wagten ganz leise, auf die Kanonen deutend, einige Worte, etwa wie: „Denkt er denn, der General, daß die Jungens da gekochte Kartoffeln speien?" oder: „Hat er Lust, uns als Haché den Kosaken vorzusetzen, daß er uns Zweihundert gegen die Redoute schickt?" — „Soldaten", schrie der Adjutant, „der Kaiser hat's befohlen!" und ritt im Galopp davon. „Konnte das gleich sagen, der Gelbschnabel", meinte darauf ein alter Sergeant und setzte sein Bajonnett aufs Gewehr. „Kommt, Kinder, müßt den kleinen Korporal nicht warten lassen, wenn er sagt: geht, laßt euch todt schlagen. Hat's nicht gern, wenn man da seine eigenen Gedanken hat."

Dessenungeachtet blieb die Compagnie noch unschlüssig, und schon zweimal hatte der Capitain dem Tambour-Major den Befehl gegeben, sich mit vier Tambouren voranzustellen und zum Angriff zu trommeln. Der aber blieb auf seinen großen Stock gestützt stehen und rührte sich wenig. Indessen saß Bilboquet reitend auf seiner Trommel, und, zu seinem Chef aufsehend, pfiff er einen Marsch und schlug den Sturmschritt mit den Fingern. Endlich ward der Befehl ein drittes Mal gegeben. Der Tambour-Major überlegte noch immer, als plötzlich Bilboquet aufspringt, die Trommel an die Seite hakt, die Schlägel faßt, dem Tambour-Major unter der Nase weggeht und, ihn mit stolzen Blicken messend, zu ihm sagt: „Nun, so komm doch, banger Rohrstock!"

Der Kommandostab des Verhöhnten erhob sich über Bilboquet's Rücken; aber schon stand unser Trommler vor den beiden Compagnieen und schlug den Generalmarsch wie ein Wüthender. Dem Signale widerstanden die Voltigeure so wenig, als ein Wiener einem Straußschen Walzer, und rannten hinter Bilboquet her auf die drohende Batterie los. Mit einem Schlage entladen sich alle sechs Kanonen, und mancher Tapfere fällt zu Boden, noch ehe er müde war. Rauch und Staub verdunkeln den Schauplatz, und durch das Gewirre rollt das Dröhnen der Geschütze; — aber auf Augenblicke kommen Licht und Stille wieder. Da erscheint Bilboquet zwanzig Schritt vor der Compagnie, immer marschirend und immer wirbelnd mit einer Hast und Kraft, als hätte er die Feinde unter seinen Schlägeln. Der Rausch, in den ihn die Gefahr setzt, steckt die Soldaten an, sie folgen — aber eine zweite Entladung der Batterie wirft sich über sie, und von den Zweihunderten, die ausgezogen waren, sind nur noch Funfzig übrig. Da faßt den Bilboquet eine heilige Rachewuth, in seine Arme fährt der ungestüme Genius der Schlachten, und wie zwanzig Trommeln wirbelt die seine. Noch einen Anlauf nehmen die Voltigeure und, Bilboquet voran, dringen sie in die Batterie.

Währenddeß stand der Kaiser auf einem Hügel und sah unverwandt nach dem heldenmüthigen Häuflein. Als die Soldaten die Redoute erstürmt hatten, senkte er sein Fernrohr und sagte vor sich hin: „Tapfere Bursche das!" Und hinter ihm klatschten zehntausend Mann von der Garde, die sich auch auf solche Dinge verstanden, in die Hände und riefen: „Bravo, die Voltigeure!" — Napoleon beorderte einen Adjutanten nach der Batterie und fragte ihn, als er zurückkam: „Wie viel sind hineingekommen?" „Einundzwanzig, Sire," antwortete der Adjutant. „Einundzwanzig Kreuze der Ehrenlegion zu morgen!" befahl der Kaiser, sich zu einem Generale wendend.

In der That stellte sich am anderen Morgen das ganze neunte Regiment im Kreise auf und nahm die Ueberreste der beiden Voltigeur-Compagnieen in die Mitte. Man rief nach einander die Namen der einundzwanzig Tapferen auf und gab einem Jeden den Orden der Ehrenlegion.

Die Ceremonie war zu Ende, und alle Welt wollte sich zurückziehen, als plötzlich Jemand aus der Menge mit dem Ausdruck des Erstaunens sagte: „Und ich .... ich soll also nichts haben?" Der General, der die Kreuze vertheilte, sah sich um, und vor ihm stand unser Freund Bilboquet mit rothen Wangen und feuchten Augen. „Du!" sagte er, „was verlangst Du?"

„Aber, mein General, ich war dabei", antwortete Bilboquet fast zornig; „ich habe den Generalmarsch geschlagen, und ich war zuerst in der Batterie."

„Hat man Dich vergessen, mein Sohn?" sagte der General. „Uebrigens", fügte er hinzu, „bist Du noch gar zu jung; Du sollst das Kreuz bekommen, wenn Du einen Bart hast. Indessen tröste Dich damit."

Bei diesen Worten reichte der General dem armen Bilboquet ein Goldstück. Er sah es an, ohne es zu nehmen. Rings unter den Soldaten herrschte tiefe Stille, in allen Gesichtern zeigte sich Theilnahme für den kleinen Tambour, dem dicke Thränen über die Wangen rollten. Vielleicht wollte man eben eine Fürbitte zu seinen Gunsten thun, als er rasch den Kopf hob, wie wenn er einen großen Entschluß gefaßt hätte, und zum General sagte: „Gut, geben Sie's mir, ich werde warten bis zum nächsten Mal." Und gleichgültig that er das Goldstück in seine Tasche.

Von diesem Tage ab machte man sich über den kleinen Bilboquet weniger lustig; er war aber darum nicht mittheilender; im Gegentheil schien er sich mit irgend einem famosen Plan zu tragen, und, statt für sein Geld, die Kameraden, wie sie's erwarteten, zu traktiren, bewahrte er es sorgfältig auf.

Einige Zeit später — die Geschichte ereignete sich im russischen Feldzuge — hielten die Franzosen ihren Einzug in Smolensk. Bilboquet war mitgekommen und ging noch an demselben Tage in der Stadt umher, als wollte er

*) Aus dem Almanach Impérial für das Jahr 1848 von Emile Marco de Saint-Hilaire, einem Literaten, der die Kaiserzeit zu seinem Fachstudium gemacht hat. Dieser Kalender erlebt bereits seinen dritten Jahrgang und ist, wie der Verleger in der Vorrede sagt, im vorigen Jahre zu 40,000 Exemplaren verkauft worden. Die Zahl mag nicht übertrieben seyn, denn die Franzosen lieben die Zeit der großen Armee, wie die Griechen die der Heroen.

**) So heißt im Becherspiel der langgestielte Becher, mit dem die Kugel gefangen wird.

sie kennen lernen. Besonders aufmerksam betrachtete er die Gesichter der Bewohner, etwa wie sich ein Käufer Waaren besieht. Er schien nur theilweise befriedigt, denn was er eigentlich suchte, waren schöne Bärte. Nun haben freilich die russischen Bauern, von denen damals sich viele in Smolensk befanden, recht lange und volle, aber leider waren sie auffallend roth. Unser Tambour ging weiter und kam auf seiner Wanderung endlich ins Judenviertel. Hier war er entzückt: die Bärte hatten dieselbe Länge und Fülle und waren dabei glänzend schwarz, wie Ebenholz. Er geht vor dieser und jener Bude vorbei, endlich tritt er in eine, in der er einen Kaufmann mit dem schönsten Barte sieht, der ihm je vorgekommen. Der Jude kommt unserem Freunde entgegen und fragt ihn demüthig: „Was wünschen Sie, mein kleiner Herr?" „Deinen Bart wünsche ich", antwortete Bilboquet höflich. — „Meinen Bart?" erwiederte der Kaufmann betroffen, „Sie belieben zu scherzen." „Ich sage Dir, Besiegter, daß ich Deinen Bart haben will", wiederholte Bilboquet und faßte an den Degen. „Glaube indeß nicht, daß ich ihn stehlen werde: hier, nimm einen Napoleonsd'or und gieb mir den Rest heraus.

Der arme Kaufmann wagte noch einige Einwendungen, aber der Tambour war eigensinnig, wie ein blindes Pferd; der Streit wurde heftig und zog noch andere Soldaten herbei. Diesen behagte Bilboquet's Einfall ganz ausgezeichnet, und ein Gascogner, der Haarkräusler des Regiments, nahm ein Rasirmesser aus der Tasche und barbierte den armen Juden auf der Stelle ohne Seife und Wasser. Als er ihn weidlich gekratzt und geschunden hatte, überreichte er unserem Bilboquet feierlich den Ertrag seiner Schur.

Bilboquet ging damit zum Regimente, ließ den Bart vom Schneider auf einen Streifen Eselshaut von einer geplatzten Trommel nähen, und, ohne Jemanden die Absicht zu verrathen, die er damit hatte, steckte er ihn in sein Tornister. Einige Tage ward im Regimente von der Sache gesprochen, dann kamen wichtigere Dinge, und als man in Moskau einrückte, dachte Niemand mehr an die ganze Geschichte.

Moskau war in Brand aufgegangen, das französische Heer zersplitterte sich, und nur wenige Regimenter blieben beisammen. Zu diesen letzteren gehörte das Regiment Bilboquet's. Eines Tages hatte man einen kleinen Fluß überschritten und wollte, um die verfolgenden Russen aufzuhalten, die Brücke, die über diesen Fluß führte, in die Luft sprengen. Zwei Pulverfässer waren unpassend angebracht worden und hatten, als sie explodirten, eine unvollständige Wirkung. Ein Pfeiler blieb stehen, mit dessen Hülfe die Brücke bald wiederhergestellt werden konnte. Der General befahl einigen Sapeurs, den Pfeiler umzuhauen; eben aber, als sie zu dem Zwecke einen Kahn besteigen wollen, kommen am jenseitigen Ufer die Feinde an und beginnen ein so fürchterliches Feuer, daß der Plan aufgegeben werden muß. In diesem Augenblicke sieht man einen Soldaten, eine Axt auf der Schulter, in den Fluß springen. Er taucht unter, erscheint wieder, und an seinem großen Barte merkt man, daß es ein Sapeur ist, der sich dem allgemeinen Besten opfert. Trotz eines Hagels von Kugeln gelangt er an den Pfeiler. Er findet ihn schon zu drei Vierteln gebrochen und wirft ihn mit einigen Axthieben um. Was von der Brücke noch übrig war, stürzt mit Krachen ins Wasser; aber auch der tapfere Sapeur verschwindet. Plötzlich taucht er unter den Holztrümmern auf und wendet sich nach dem Ufer. Man eilt herbei, ruft dem kühnen Schwimmer zu, streckt ihm Stangen entgegen, der General selbst naht sich dem Ufer, und — groß ist sein Erstaunen, als er den kleinen, jungen, verhöhnten Bilboquet mit einem ungeheuren schwarzen Barte aus dem Wasser steigen sieht. „Was heißt das", ruft er, „und was bedeutet diese Maskerade?" — „Das bin ich, Bilboquet, zu dem Sie sagten, daß man ihm das Kreuz geben werde, wenn er einen Bart haben wird. Der, den ich da habe, ist, mein' ich, famos; es ist nichts daran gespart, und Ihre zwanzig Franken sind dabei ganz darauf gegangen."

Der General, staunend über so viel Muth und Schlauheit, nimmt Bilboquet bei der Hand, als wenn er ein Mann wäre, und giebt ihm den Orden, den er selbst an seiner Brust trägt.

Seit dieser Zeit grüßten die Alten des Regiments Bilboquet freundschaftlich, und der Stock des Tambour-Majors berührte seinen Rücken nie mehr.

Friedrich Hebbel und die französische Kritik.

Es ist den meisten französischen Revüen, welche Urtheile über deutsche Literatur, sey es über ganze Zweige oder über einzelne Erscheinungen derselben, mitgetheilt, der Vorwurf gemacht worden, daß sie das Material dazu der Feder deutscher Schriftsteller verdankten, ja, daß sie sich zuweilen sogar damit begnügten, Aufsätze solcher Gattung, die ihnen aus Deutschland zukamen, ins Französische zu übersetzen. Ein solches Verfahren hat zwar — wenn wir von anderen Rücksichten ganz absehen — immer noch das Gute, daß Frankreich überhaupt erfährt, daß es eine deutsche Literatur giebt, wenn es auch bei den Bemerkungen über dieselbe manche Schiefheiten und selbst grobe Mißverständnisse genug mit in den Kauf nehmen muß. Andererseits aber bringt es für uns Deutsche den Nachtheil mit sich, daß wir auf diese Weise gar nicht erfahren, wie die Franzosen selbst vom Standpunkt ihrer eigenthümlichen Anschauungsweise und innerhalb der Gränzen ihrer Nationalität deutsche Sinnesart und deutsches Geistesleben auffassen. Indessen giebt es doch manche Aufsätze in jenen Zeitschriften, die eben durch die Art ihrer Auffassung ihren echt französischen Ursprung deutlich bekunden. Unstreitig giebt es bei jedem Dinge gewisse Merkmale, die keinen Zweifel über die wahre Natur desselben übrig lassen. Am allersichersten läßt sich aber wohl dieser Satz auf die Eigenthümlichkeit einer durch Nationalität bedingten Anschauungs- und Urtheilsweise anwenden. Wenn man dies Kriterium als unbedingt maßgebend gelten läßt, so wird man die Namen derjenigen französischen Gelehrten und Literaten, welche sich die für uns erfreuliche und theilweise schmeichelhafte Aufgabe gesetzt haben, ihre Landsleute mit den Erzeugnissen der neueren deutschen Literatur bekannt zu machen, in zwei wesentlich von einander zu scheidende Klassen bringen müssen. Denn wenn wir Männern wie St. Marc Girardin, Henri Blaze, St. René Taillandier und von den Aelteren Michiels schwerlich eine wirklich gründliche Kenntniß der deutschen Sprache, so wie der bedeutendsten neueren deutschen Schriftsteller, absprechen können, so mögen Andere, von denen wir hier nur ihrer großen Namens-Autorität wegen Cousin, Philarète Chasles und Quinet nennen, keine besondere Originalstudien gemacht haben; was sie jedoch nicht verhindert, mit großer Sicherheit und in eleganter Form ihr Urtheil über die Werke, die sie meist nur aus der Beurtheilung Anderer kennen, abzugeben.

Es ist schon früher einmal in unseren Blättern *) über diesen Gegenstand bei Erwähnung des Frensdorffschen Werkes: De l'Allemagne moderne gesprochen worden. Gegenwärtig werden wir zu diesen Bemerkungen veranlaßt durch eine Kritik der Revue Indépendante, die sich die Maria Magdalena von Hebbel und die Karlsschüler von Laube zur Besprechung gewählt hat, und die nach dem eben aufgestellten Kriterium einer echt französischen Feder entflossen zu seyn scheint. Ehe wir eine Probe als Beleg dieser unserer Ansicht mittheilen, wollen wir noch ein Wort zum Lobe der Revue Indépendante sagen: Besagte Zeitschrift hat nämlich seit kurzem die sehr zweckmäßige und in vieler Rücksicht zu empfehlende Einrichtung getroffen, jedes erste ihrer monatlich zweimal erscheinenden Hefte mit einer kritischen Uebersicht über die bedeutendsten dramatischen und theatralischen Erscheinungen Europa's und jedes zweite mit einer ähnlichen Uebersicht über die bedeutendsten künstlerischen und wissenschaftlichen Erscheinungen in Europa auszustatten. Die erstere, welche den Titel Annales du Monde dramatique führt, bespricht hinter einander die französische, spanische, englische, deutsche, russische Bühne und zwar in der Form historisch-kritischer Entwickelung, welche durch Ausschließung aller kleinlichen Spezialitäten den Zweck erstrebt, dem gebildeten Leser eine deutliche Ansicht über den Standpunkt und die dramatischen Mittel der Hauptbühnen Europa's zu gewähren. — Wir können diese, wenn sie durch die gehörige Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit unterstützt wird, ganz vortreffliche und zweckmäßige Einrichtung nicht dringend genug der Aufmerksamkeit unserer deutschen Monatschriften, insbesondere den Rötscherischen „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur" empfehlen. In dergleichen Dingen haben doch die Franzosen einen ganz eigenthümlichen Takt.

Um nun aber endlich auf den mehrfach erwähnten Artikel zu kommen, so lautet die Hauptstelle desselben über Hebbel, die für uns allein wichtig ist, folgendermaßen:

„Als bedeutendste Begebenheit in der dramatischen Literatur dieses Jahres kann man die Anerkennung eines Mannes betrachten, welche seit sieben Jahren mit einer Art von Leidenschaftlichkeit verlangt und versagt wurde. Wir sprechen von Fr. Hebbel, dessen erstes Trauerspiel, Judith, zum ersten Male im Jahre 1840 auf der königl. Bühne in Berlin zur Aufführung kam. Nach der Judith hat Hebbel die Genoveva geschrieben, welche indeß nicht aufgeführt worden ist, obschon sie unserer Ansicht nach eben so gut oder, wenn man will, eben so wenig bühnengerecht ist, wie die Judith." — Ueber diese beiden Stücke Hebbel's, sagt der französische Kritiker, will er sein Urtheil zurückhalten, weil er zur Begründung desselben gezwungen wäre, in die Manier, mit der der Dichter die beiden Legenden wiedergegeben hat, und in die Motive einzugehen, welche ihn bestimmt haben, zur Schilderung dieser Volksdichtungen Farben zu wählen, die der Erwartung (der französischen Kritik) durchaus nicht entsprächen. — Dazu aber sey der Rahmen dieser dramatischen Ueberschau zu eng.

„Es mag also hinreichen" — fährt er dann fort — „zu sagen, daß Hebbel vorzugsweise das große Verdienst und zugleich das große Unrecht hat, Niemanden als nur sich selbst ähnlich zu seyn. — Daher kommt es, daß er wie alle originelle Menschen bis jetzt, sey es im guten wie im bösen Sinne, mit einer sehr großen Parteilichkeit beurtheilt worden ist, und daß, trotz des sehr bedeutenden Erfolgs der Maria Magdalena, die einander entgegenstehenden Urtheile noch lange Zeit zur gegenseitigen Ausgleichung brauchen werden." — Dies bedarf einer Berichtigung. Die Gegensätzlichkeit und Parteilichkeit in der Beurtheilung Hebbel's ist bei weitem nicht so scharf, wie die französische Kritik es darstellen möchte, und am wenigsten mangelt es hier an einer Vermittelung. Wir erinnern in letzter Beziehung nur an die Kritik der Maria Magdalena von Vischer (wenn wir nicht irren: in dem Maiheft der Schwegler-schen Jahrbücher befindlich), die, wenn auch unserer Ansicht nach nicht erschöpfend, doch trotz aller sehr gerechten Anerkennung des Hebbelschen Gestaltungstalents sich doch gegen die mannigfachen Gebrechen des erwähnten Stücks keinesweges als blind erwies. — Doch hören wir weiter: „Die Zwiespältigkeit des Urtheils entspringt auch daraus, daß Hebbel nicht schlechthin Dichter ist, sondern überdies Kritiker. Wir wollen seine Theorieen nicht in Frage stellen, und bekennen selbst in aller Demuth, daß unsere französischen Augen wenig geschickt dazu seyn möchten, die Nebel zu durchdringen, mit denen Hebbel seine Gedanken so dicht zu umhüllen für gut befunden, oder aber, die er so wenig selber zu durchdringen verstanden hat, daß von den neuen oder alten Wahrheiten, welche er verkündet, nur sehr vereinzelte und matte Strahlen bis zu uns gelangt sind." — In der That, Hebbel schreibt eine Prosa, die in der

---

*) In Nr. 80 des Magazins.

orm dieselbe labyrinthische Verwickelung und originelle Verzerrung zeigt, wie
as, was sie enthält, nämlich die philosophische Anschauungsweise des Ver-
ssers. Man lese nur die Vorrede zu Maria Magdalena und, wenn man
aran noch nicht genug hat, seinen Aufsatz „über den dramatischen Stil" im
sten Hefte der Rötscherschen Jahrbücher. Wir sind jedoch weit entfernt, dar-
us, daß Hebbel kein Geschick zur klaren Entwickelung philosophischer Gedanken
at, einen Schluß auf sein dramatisches Talent zu machen, oder wenigstens
ur in umgekehrtem Sinne: — gerade, weil er so große dramatische Gestal-
ungskraft besitzt, muß seine Reflexion darüber desto schwächer seyn. Nirgends
ehen sich die Praxis und die Theorie mehr gegenüber als in der Sphäre der
eistigen Vermögen. Zu dieser Anerkennung seines dramatischen Berufs müssen
ir, was den Inhalt und die Richtung seiner poetischen Lebensanschauung be-
rifft, die Beschränkung hinzufügen, daß die objektive Unklarheit der Idee und
— was man auch immer von welthistorischer Bedeutung seiner Dramen
chwatzen mag — der Mangel an universaler Tiefe, d. h. an Zusammenhang
mit dem Gesammtorganismus des Menschenthums, von dem seine Dramen
mmer nur einzelne Fetzen darstellen, seinen Grund gewiß nicht darin haben
mag, daß Hebbel — wie ihm vorgeworfen ist — seine Reflexion zu wenig,
ondern daß er sie zu viel entwickelt hat, daß er ihr in der Formirung der
dee eine Stellung einräumt, in der sie, durch Aufhebung der Unmittelbarkeit
der dichterischen Anschauung, nur nachtheilig, nämlich theils zersetzend, theils
erwirrend, wirken kann.

Unser Kritiker fährt fort: „Wir sagen hier Nichts über die sociale Be-
eutung seines Drama's. Indem wir ganz einfach die Handlung des Stücks
us dem Gesichtspunkte des Parterre's (das gewiß in Deutschland wie in
rankreich von einem Drama, und trüge es auch den Namen „Maria Magda-
na", Nichts verlangt, als eine Handlung, die, indem sie ihm eine Seite des
enschlichen Lebens zeigt, sein Herz bewegt) erzählen, überlassen wir es dem
eser, über die Fakta seine Bemerkungen zu machen." — Das heißt nun
llerdings nicht kritisch verfahren, als Kriterium für die Auffassung eines
Drama's und noch dazu eines solchen Drama's von so tiefer sozialer Be-
eutung, die Anschauungsweise des „Parterrepublikums", zu Deutsch der
Galerie, aufzustellen. „Das Stück soll eine Seite des menschlichen Le-
ens zeigen" — und „dadurch das Herz rühren" —! Hatten wir nicht
Recht, oben zu behaupten, diese Kritik bekunde sich als echt französisch? Ist
as eben Mitgetheilte nicht ein schlagender Beweis? Ja, die Thränenfistel
nd das Zwerchfell müssen allein über den Werth eines Stücks entscheiden.
ns wundert nichts, als daß man diese Prinzipien noch in kein einfaches System
u bringen versucht hat, z. B. in folgendes: Wird die Thränenfistel durch ein
Stück, das sich Tragödie nennt, in Bewegung gesetzt, so ist es gut; dasselbe
rädikat kommt dem Lustspiel zu, das eine ähnliche Einwirkung auf das
werchfell zeigt. Wann ist nun aber ein Stück schlecht? Nichts einfacher als
as. Man braucht die Ordnung nur umzukehren. Wirkt ein Stück auf das
ntgegengesetzte Organ von dem, worauf es spekulirt, so ist es miserabel;
irkt es endlich auf keines von beiden, so ist es mittelmäßig. Wir erlauben
ns, diese unfehlbaren Kriterien den geehrten dramatischen Kunstkritikern zur
eneigten Beachtung zu empfehlen. Vereinfachung des Mechanismus ist ja
as Bestreben aller Geschäfte der heutigen Zeit. Mag der eben gethane Vor-
hlag als ein Beitrag dazu betrachtet werden, diesem schönen Ziele auch im
elde der geistigen Industrie nahe zu kommen.

Unser Kritiker erzählt nun den Inhalt des Stücks ausführlich und schließt
ann mit folgender Reflexion:

„Was uns am meisten in die Augen gefallen, ist die unnachsichtliche
Strenge, womit die Strafe dem Unrecht durch das ganze Stück hindurch auf
em Fuße folgt." Man wird schwerlich errathen, welches Unrecht und welche
Strafe hiermit gemeint ist, ehe man nicht das Folgende liest: „Meister Anton
esitzt das Gefühl für Ehre und Pflicht in einem Grade, der ihn zur Ungerechtig-
eit, ja, zur tyrannischen Härte treibt. Das ganze Drama ist eine Kette von
olgen der einen öffentlichen Beschimpfung, welche er sich gegen den Rang und
en Stand eines Beamten hat zu Schulden kommen lassen — —." Wie?
Was? Hic Rhodus?! zu deutsch: Hier liegt der Hund begraben? — Nicht
öglich! — Das ist unstreitig eine Auffassung, der man wenigstens die Ori-
inalität nicht absprechen kann. Doch, wir wollen weiter sehen: „— —
en so wie alle andere Charaktere durch den des Meisters Anton bestimmt
id, dieser alten Mauer" (! „Fels" wäre wohl poetischer gewesen), an der
sich alle die Köpfe einrennen. So bringt er seine Frau dazu, schwach
gen die Kinder zu seyn. (Wie so?) Da er die Hausordnung in zu enge
nd feste Gränzen einzwängt, treibt er selbst seinen Sohn zur Widersetzlichkeit
nd Unordnung; und da er endlich geschworen hat, daß er im Falle der Ent-
hrung seiner Tochter sich den Hals abschneiden würde, treibt er diese dazu"
sich verführen zu lassen? Dies würde wenigstens aus der Analogie der
bigen Schlüsse folgen — aber nein, der gesunde Menschenverstand geht unse-
m Kritiker doch noch über die Logik — „sich selbst das Leben zu nehmen.
urz, seine übermäßige Strenge übertreibt alle Fehler, die wir Alle, ohne
erbrecher zu werden, begehen können." Hier hätte nun ein wenig mehr Lo-
k nicht geschadet. Es soll ja nicht bewiesen werden, daß der alte Tischler
lle Fehler in schwärzerem Lichte sieht, sondern daß er sie durch seine Strenge
ßer hervorruft. „Alle jene Fehler fallen deshalb auf ihn und die Seinigen
it dem ganzen Gewicht und allen Folgen wirklicher Verbrechen." Was kön-
n aber die Seinigen dafür? kann man fragen. Ist der Meister Anton an allem
nglück allein schuld, so muß er auch allein die Strafe tragen, oder das Drama
ird eine Schlächterbank, auf der das blinde Fatum seine Opfer mordet.
Einem unerbittlichen Menschen gebührt ein unerbittliches Schicksal: Dies scheint
ns, immer aus dem Gesichtspunkte des Parterre's" (eigene Worte des Kriti-
kers) „der Gedanke des Drama's, den man als die praktische Anwendung des
alten Grundsatzes, welchen wir stets im Gedächtniß haben sollten, bezeichnen
kann: Der Mensch ist seines Geschickes Schmied!" — Nun wahrhaftig, wenn
die Revue Indépendante für diese geistreiche Auffassung der Maria Magdalena
vom Verfasser der letzteren nicht ein besonderes Dankschreiben erhält, dann
existirt gar keine Dankbarkeit mehr in der Welt. Wie tief muß Hebbel nicht
von diesem richtigen Verständniß seines Werkes im Auslande gerührt werden,
da er in den deutschen Gauen selbst noch so wenig richtig gewürdigt ist. Wir
aber sagen nichts weiter als: Timeo Danaos et dona ferentes, wovon die wort-
getreue deutsche Uebersetzung lautet: Gott schütze mich vor meinen Freunden,
gegen meine Feinde werde ich mich schon selber wahren!

England.

Das Armengesetz in Irland und die englische Parlaments-Session von 1847.

(Fortsetzung.)

Das Armen-Unterstützungsgesetz (Destitute Relief-Bill), d. h. die Akte,
welche die Errichtung von Hülfs-Comité's anordnete und an der Spitze des
ministeriellen Plans stand, fand in beiden Häusern nur geringen Widerstand
und erhielt schon am 26. Februar die königliche Sanction; die heftigsten De-
batten fanden über die Maßregeln statt, die für die Dauer berechnet waren.
Diese umfaßten erstens die Vorschüsse, die man den Grundbesitzern zur Ver-
besserung ihrer Landwirthschaft gewähren wollte, zweitens den Ankauf wüster
Ländereien in Irland für Rechnung des Gouvernements, und drittens, als
Krone des ganzen Werkes, die gesetzliche Versorgung der Hülfsbedürftigen
durch die Landeigenthümer, oder mit anderen Worten die Ausdehnung des
Armengesetzes auf Irland. Der zweite von diesen Anträgen wurde vom Mi-
nisterium selbst, auf Anrathen Sir Robert Peel's, zurückgezogen, da die öffent-
liche Meinung in England die Einmischung der Regierung in die industriellen
Angelegenheiten des Landes entschieden mißbilligt; der erste ging nicht ohne
starke Opposition durch; was aber die ganze Aufmerksamkeit des Publikums
in Anspruch nahm, was innerhalb und außerhalb des Parlaments alle politi-
sche und nationale Leidenschaften aufregte, war das Armengesetz. Die Mi-
nister fühlten, daß sie einen gewagten Schritt gethan hatten; sie schwankten
und beeilten sich nicht, ihre Bill durch das Unterhaus zu bringen. Aber Roe-
buck und die englischen Radikalen ließen ihnen keinen Augenblick Ruhe. Die
wichtigste Klausel des Gesetzes war die, welche auch die arbeitsfähigen Armen
(able-bodied paupers) in die Zahl derjenigen einschloß, die an den Unterstützungen
theilnehmen sollten. Eine solche Klausel, behaupteten die Landeigenthümer,
müsse ihren Ruin herbeiführen; die Unterhaltung nicht nur der Kranken und
Schwachen, sondern aller Individuen, denen es an Arbeit fehlen möchte, sey
eine Aufgabe, die über ihre Kräfte gehe, und die Armensteuer würde auf diese
Art ihre ganze Einnahme verschlingen, wenn nicht gar übersteigen. „Das
ist möglich", antwortete man ihnen; „indessen kann man diese drei oder vier
Millionen Menschen nicht verhungern lassen. Irgend Jemand muß für sie
Sorge tragen; wenn Ihr es nicht thut, müssen wir es, und Irland wird noch
einmal auf England zurückfallen. Ein Jeder helfe sich selber!"

Auf diesem Boden bewegte sich der ganze Streit, der von beiden Seiten
mit beispielloser Erbitterung geführt wurde. Ein Minister, der Marquis von
Lansdowne, der die Bill dem Oberhause vorlegen sollte, erklärte sich zwar be-
reit, jene verhängnißvolle Klausel fallen zu lassen; aber diese Erklärung, die
in dem zum großen Theil aus irischen Landlords bestehenden Oberhause
Beifall fand, durfte im Unterhause nicht gewagt werden, wo Roebuck, der un-
versöhnlichste Feind der Gutsherren, sogar darauf antrug, daß die bisher auf
England und Schottland beschränkte Einkommensteuer in Zukunft auch von
Irland erhoben werde. „In England", sagt er, „tragen alle Klassen, der
Handwerker, der Kaufmann, der Grundbesitzer, ohne Murren zu den öffent-
lichen Lasten bei; in Irland aber bezahlt Niemand Steuern, weder für sein
Haus, noch für seine Fenster, noch für seine Pferde, noch für sein Gesinde —
kurz, für nichts. In England hält der Gentleman, der Kaufmann, der Ar-
beiter es für seine Pflicht, die Armen zu unterstützen; die Gentlemen, die
Kaufleute, die Arbeiter von Irland betrachten dies als unter ihrer Würde.
Der Spruch: das Eigenthum hat seine Pflichten wie seine Rechte, findet in
allen Herzen Englands und Schottlands einen Wiederhall; nur in Irland
bleibt er wirkungslos. Alles, was ich verlange, ist, daß in Irland, wie in
England, der Reiche besteuert werde. Ich verlange, daß Jeder, der ein Einkommen
von mehr als 150 Pfd. Sterl. besitzt, gleich uns seine Taxe entrichte. Mit Got-
tes Hülfe werden wir sehen, aus welchem Stoff diese Herren gemacht sind. Wenn
sie uns mit der Repeal drohen, so wollen wir sie ihnen geben. Was ist aus
dieser Repeal geworden, seitdem eine wirkliche Kalamität das Land betroffen?
Hat man jemals ein ähnliches Schauspiel gesehen? Als die Zeiten noch gut wa-
ren, erklärten diese Leute sich alle für die Repeal, für die Celten gegen die
Sachsen. Es hat dem Allmächtigen gefallen, sie mit einer Hungersnoth heim-
zusuchen: sogleich sind diese Schreier zum Schweigen gebracht, diese frechen
Schwätzer geistig und körperlich vernichtet und zu Boden gedrückt. Sie haben
Nichts vorzuschlagen, aber Alles zu fordern; an allen Gliedern sind sie gelähmt,
mit Ausnahme ihrer Zunge, und diese Zunge schreit unaufhörlich: Gebt! Gebt!
Gebt! Der Verhöhner der Sachsen und Vertheidiger der Celten hat sich in
seinen Winkel verkrochen, von wo aus man eine klägliche Stimme um Hülfe
flehen hört, während in England eine muthige Nation die auf ihr lastenden

Uebel mit Festigkeit erträgt und sich der allgemeinen Achtung würdig zeigt. — „Man sagt", fuhr er fort, „daß die irischen Gutsbesitzer vielen Einfluß im Kabinet haben, indem mehrere von ihnen zu dessen Mitgliedern gehören. Ist es nöthig, sie namhaft zu machen? Ich könnte den Marquis von Lansdowne und den Marquis von Clanricarde, Beide Kabinetsminister, anführen, ohne Lord Monteagle zu rechnen, der es nicht ist, aber es gern wäre und nur an der Thür harrt. Ich könnte einen edlen Lord (Palmerston) anführen, der Europa in seinen Grundpfosten erschüttert. Ich könnte auch den Herzog von Devonshire und einen anderen edlen Lord nennen, der, obwohl nicht zum Kabinet gehörig, einer der Magnaten des Landes ist, den Grafen Fitzwilliam; aber es giebt einen noch Mächtigeren als den Grafen Fitzwilliam — das Volk von England. Diese großen Lords und großen irischen Grundherern haben dem Volke von England gegenüber ein Ministerium zu ihrem eigenen, ausschließlichen Vortheil gebildet. Was die übrigen Mitglieder des Kabinets betrifft, so habe ich für sie alle Achtung, aber in dieser Frage stellen sie weiter nichts vor als — Nullen. Ich habe den ersten Lord des Schatzes (Lord John Russell) immer für einen beherzten Mann gehalten; es ist die Eigenschaft, die ich am meisten an ihm liebe; ich kann ihm jedoch versichern, daß, wenn er kein Armengesetz mit seinen anderen Bills vorlegt, England sie in Masse verwerfen wird."

Der Antrag des Herrn Roebuck fand keine Unterstützung und konnte sie auch nicht finden; man konnte nicht ernstlich daran denken, die Einkommensteuer von Leuten zu erheben, die schon ohnedies zu Grunde gerichtet waren. Er hatte nur eine seiner anti-irischen Reden anbringen und die öffentliche Meinung aufregen wollen, was ihm auch vollkommen gelang. Seine leidenschaftlichen Diatriben, von den täglichen Ausfällen der Times begleitet, ließen dem Ministerium keinen Ausweg. Es mußte nachgeben. Lord John Russell erklärte bestimmt, daß die den arbeitsfähigen Armen zu ertheilende Hülfe in die Bill eingeschaltet werden solle, und versicherte als Antwort auf die Vorwürfe Roebuck's, daß die großen Landeigenthümer, die einen Theil des Kabinets bildeten, die Ersten gewesen seyen, jene Klausel vorzuschlagen. Von ihren Freunden im Stich gelassen, machten die Irländer einen letzten Versuch, die Regierung umzustimmen. Vierundsechzig Pairs und dreiunddreißig Mitglieder des Unterhauses unterzeichneten einen Protest gegen die Bill, den sie dem Premier-Minister überreichten. „Was haben Sie an deren Stelle vorzuschlagen?" entgegnete Lord John Russell. Ein tiefes Schweigen war die Antwort auf diese grausame Frage; ihr Urtheil war gesprochen. Sie fühlten dies und gaben ihren Widerstand im Unterhause auf, wo die gefürchtete Klausel am 19. März unter namenlosem Tumult mit 242 Stimmen gegen 36 durchging.

Das Gesetz mußte nunmehr vor das Forum der Oberhauses gebracht werden, und die unglücklichen Gutsbesitzer schöpften wieder Hoffnung. Nachdem die Partie im Unterhause verloren gegangen, hatten sie die Leitung ihrer Sache den Händen Lord Montragle's und Lord Stanley's anvertraut, welche selbst dabei stark interessirt waren. Lord Monteagle, bekannter unter dem Namen Spring-Rice, hatte im Ministerium Melbourne den Posten eines Schatzkanzlers bekleidet, war zum Pair erhoben worden und besaß ansehnliche Güter in Irland. Fein, schlau und gewandt, hätten die Irländer keinen besseren Advokaten finden können, um die Opposition gegen das Armengesetz zu leiten. Noch ehe die Bill im Oberhaus eingeführt ward, begann er den Angriff vermittelst eines jener Schein-Anträge, die man in England braucht, um eine Diskussion hervorzurufen, und schon damals war es klar, daß die Maßregel bei den Pairs nur wenig Anklang finde. Lord Lansdowne, der sie vorlegte, gestand, daß die Hauptklausel ein gewagtes und gefährliches Experiment in sich schließe. Lord Brougham erklärte sie für „den beunruhigendsten Vorschlag, den er je im Parlament vernommen habe"; aber die drohenden Folgen dieses Gesetzes wurden von Keinem mit so beredten Worten geschildert, von Keinem mit so düsteren Farben ausgemalt, als von dem Erzbischof von Dublin.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Judenfrage in Toskana. Die gegenwärtige Bewegung in Italien, die zwar nicht mit so raschen Schritten vorwärts drängt, wie in früheren Perioden, aber um so sicherer zu den nothwendigen politischen Reformen der Halbinsel führt, hat auch bereits in mehreren Staaten die Judenfrage zur Anregung gebracht. Bekannt ist, daß der Papst den Juden in Rom das Ghetto geöffnet und denen in Ancona verstattet hat, in die Guardia Civica einzutreten. Weiter ist man jedoch bereits in Toskana gegangen, wo das Volk bei mehreren Gelegenheiten unter den in der Form von Vivats ausgesprochenen Wünschen auch das „Evviva l'emancipazione degli Ebrei!" vernehmen ließ. Bittschriften um Emancipation der Juden cirkuliren jetzt im Großherzogthum und in dem neu erworbenen lucchesischen Theil desselben, und bei Gelegenheit der Israeliten, die allerdings in Livorno und anderen Städten des Landes ziemlich zahlreich sind, haben einige Männer des Fortschritts auch an die bis jetzt im Großherzogthume nicht sehr zahlreichen akatholischen Christen und an das große, unveräußerliche Recht allgemeiner Gewissensfreiheit gedacht, dessen Verleihung man in Italien zuerst von dem aufgeklärten Großherzog Leopold II. erwartet.

Die Patria, eine in Florenz seit einigen Monaten erscheinende Zeitung, publizirt unter Anderem mehrere, die bürgerlichen Verhältnisse seiner Glaubensgenossen besprechende Sendschreiben eines Israeliten, Namens Arrau, der die sittlichen Zustände der Juden in Italien als eine naturgemäße Folge der Behandlung darstellt, die sie hier seit Jahrtausenden erfuhren, und denjenigen, „welche die Lehre des Evangeliums und die Liebe des Nächsten predigen, die es als eine heilige Pflicht des Katholizismus darstellen, die Sklaverei abzuschaffen, und die gleichwohl die Gesetze gegen Dissidenten und Hebräer aufrecht erhalten", ihre Widersprüche mit sich selbst nachzuweisen sucht. Der Redacteur der Patria, Herr Abbate Lambruschini, schickt diesen Briefen einige Worte voran, die um so merkwürdiger sind, als sie von einem Priester, und zwar von einem italiänischen Priester, herrühren. „Toskana", sagt er unter Anderem, „kann sich rühmen, humanere und mildere Gesetze hinsichtlich der Juden zu besitzen, als viele andere Länder. Gleichwohl bleibt noch viel zu thun übrig, um die Israeliten und die Heimgeborenen auf den Fuß der Gleichheit mit den übrigen Bürgern zu stellen. Ein übelverstandener, religiöser Skrupel darf uns nicht hindern, eine so positive Pflicht zu erfüllen. Ueberdies wird derjenige, der nicht von Irrthum geradezu verblendet ist, leicht einsehen, daß die Religion selbst, weit davon entfernt, uns dieser Pflicht abwendig zu machen, sie uns vielmehr auferlegt. Sie wird uns auferlegt als eine Schuld der Gerechtigkeit und Menschenliebe, als ein Beweis der Ehrfurcht selbst, die wir Gott schuldig sind, welcher es sich allein vorbehalten hat, die Gewissen zu richten, und welcher gesagt hat: „„Richtet nicht, und Ihr werdet nicht gerichtet werden!""

— Kupferbergwerke in Süd-Australien. Diese kürzlich entdeckten Kupferlager nehmen nach einer speciellen Vermessung 20,000 Acres ein und liegen etwa 96 engl. Meilen von Adelaide entfernt. Die Vermessung geschah in Folge der Auffindung großer Kupfermassen an den Gränzen des Distrikts. Die Besitzer desselben haben sich die volle Ausdehnung des erzhaltigen Gebiets, insofern die Adern sich der Länge nach durch ihr Land hinziehen, gesichert. Der große Reichthum und Umfang dieses Mineral[illegible] erweist sich zum Theil durch das Faktum, daß während des ersten Jahres 7200 Tonnen gewonnen wurden; einige Partieen, und zwar die zuerst verladenen, sind bereits in Swansea, die Tonne von 10 Pfd. 16 Sh. bis 31 Pfd. 3 Sh., verkauft worden. Da es indeß meist zu Tage stehendes Erz war und man überdieß während des ersten Jahres keine Hülfsmittel zu seiner Reinigung und Klassifizirung besaß, so ist der Durchschnittsertrag immerhin ein sehr günstiger zu nennen. Die letzten Nachrichten aus Swansea melden, daß das Burra-Erz wegen seiner leichten Schmelzbarkeit stark gesucht wird. Nach den Versuchen, welche hier hinsichtlich des Erzes gemacht worden sind, hat sich die Qualität desselben sehr verschieden gezeigt. Rothkupfererz, Kupferglanz, Kupferlasur und Malachit, dies sind die verschiedenen Erzarten, welche man bisher gewonnen. Auch einige Proben von gediegenem Kupfer haben sich [illegible]lich gefunden. Da die Arbeiten in der südlichen Hälfte nicht so weit ausgedehnt sind, als in der nördlichen, so ist die Ausbeute dort auch noch nicht beträchtlich gewesen. Alle erfahrene Bergleute, welche diesen Distrikt bei[illegible] haben, folgern aus den sehr zahlreichen Anzeichen an der Oberfläche und den vielen nach Ost und West streichenden, mit der Hauptader sich verbindenden Zweigen — von denen einige 1—2 Fuß breit sind und ein Kupfer enthalten, welches, gut gereinigt, ein sehr preiswürdiger Artikel seyn würde — daß derselbe der reichste ist, welcher bisher entdeckt worden, und daß er der Burra- oder Monstermine an Werth gleichkommen werde.

(South Australian Register.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Sonnabend den 6. November 1847.

England.

Mistreß Richardson's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Louise von Preußen. *)

Vor einiger Zeit (Nr. 86) ist im „Magazin" bereits eine kurze Notiz ber das Erscheinen einer englischen Lebensbeschreibung der Königin Louise on Preußen gegeben worden. Es verdient diese Arbeit jedoch, die besonders ür jeden Preußen ein lebhaftes Interesse hat, in dieser Zeitschrift auch noch äher erwähnt zu werden, weshalb wir hier einen Auszug daraus folgen affen. Die Verfasserin, Mrs. Charles Richardson, befindet sich gegenwärtig n Berlin, wo vielleicht in kurzem auch eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werkes erscheint. Gewiß wird die nachstehende Einleitung desselben, die als ine Probe von der Darstellungsweise der Verfasserin dienen mag, in manchen nserer Leser den Wunsch erregen, das Uebrige ebenfalls kennen zu lernen. **)

„Wenn wir uns die wichtige Stellung Preußens zu Ende des vorigen Jahrhunderts und seine glänzenden Aussichten in die Zukunft zurückrufen und ann die gänzliche Vernichtung derselben zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bedenken, so erhalten wir einen schlagenden Beweis von der Unbeständigkeit rdischer Größe. Die Erscheinung der Königin Louise in dieser Epoche kann nit einer lieblichen Vision verglichen werden, die während des vernichtenden Sturmes die Gestalt eines Engels annimmt, dessen Aufgabe es war, zu versöhnen und zu trösten, der jedoch — zu sanft, um den wilden Elementen einer m Kampfe begriffenen Welt siegend entgegenzutreten, in seine himmlische Heimat zurückkehrte, sobald er seine Sendung erfüllt hatte.

„Das Ende des Lebens der Königin wurde verdüstert durch die trübe Gestaltung der politischen Verhältnisse Europa's; desto glücklicher und heiterer war die Zeit ihrer Kindheit und Jugend.

„Sie wurde am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III. von England), Kommandant war, indem r sich in hannoverschen Diensten befand.

„Ihre Mutter, Friederike Karoline Louise, Tochter eines Prinzen von Hessen-Darmstadt, gab ihr, gemeinschaftlich mit Fräulein v. Wollzogen, die rste Erziehung; und, umgeben von liebevollen Geschwistern, eilten ihr die rsten Jahre einer glücklichen Kindheit schnell vorüber, unbelästigt durch den Zwang der Etikette, welche dem reinen Aufschwung des Geistes oft hemmend ntgegen tritt und die Fürstentöchter mit Schranken umstellt, denen sie sich in der Regel von frühester Kindheit an fügen müssen.

„Das richtigste Erziehungssystem wurde von ihrer sorgfältigen und liebevollen Mutter befolgt, die des Kindes vortreffliche Anlagen und sein reich begabtes Gemüth einem Ziele zuführte, welches über alles Irdische und Vergängliche hinausreicht; und so ward der Grund zu jenen hohen weiblichen Tugenden gelegt, die sie zu den Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts erhoben hätten, wäre sie auch nicht für einen Thron bestimmt gewesen.

„Aber nur die Grundzüge der Erziehung ihrer Tochter sollte jene bewunderungswürdige Fürstin vollenden; denn schon am 22. Mai 1782 ward sie aus dieser Welt abgerufen. Unersetzlich war der Verlust für ihren trauernden Gemahl und sechs Kinder, von denen das älteste kaum zwölf, das jüngste wenig mehr als ein Jahr zählte.

„Mit dem Verluste seiner Gemahlin hatte der Herzog zugleich den eines neugeborenen Töchterchens zu beklagen, das wenige Tage nach seiner Geburt (den 19. Mai) starb.

„Von den zehn Kindern, die aus jener Ehe hervorgegangen, war die nachmalige Königin Louise das sechste; und beim Tode ihrer Mutter befand sie sich in ihrem siebenten Jahre.

„Dieser tiefe Kummer, der bitterste, welcher ein Kind treffen kann, war ihre erste Prüfung; — er zeigte ihr den Unbestand alles irdischen Glücks. Sie empfand ihn um so lebhafter, als ihre geistige Entwickelung ihren Jahren vorausgeeilt war.

„So lange sie lebte, bewahrte sie ihrer Mutter die lebhafteste Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, und zahllose Thränen flossen ihrem Andenken.

„Um seinem Schmerze Linderung zu schaffen, verließ der Herzog die Stadt Hannover und nahm seinen Aufenthalt in dem benachbarten Herrnhausen, wo die Prinzessin Louise unter der Leitung von Fräulein v. Wollzogen mit ihm wohnte.

„Bald nach dem Tode ihrer Mutter machte sie mit dieser vortrefflichen Gouvernante einen Besuch bei ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin Marie Louise Albertine, einer durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleich ausgezeichneten Fürstin, und kehrte dann zu ihrem Vater und mit ihm nach Hannover zurück.

„Am 28. September 1784 schloß der Herzog eine neue Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christine Marie.

„Die kleine Louise begleitete ihn zur Feier der Vermählung nach Darmstadt, wo sie den Winter über blieb, nach welcher Zeit sie mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter wieder nach Hannover zurückkehrte.

„Jedoch nur kurze Zeit genoß sie der liebevollen Pflege dieser zweiten geliebten Mutter, denn der Tod verlangte ein neues Opfer aus dieser erlauchten Familie, und Louise verlor ihre Stiefmutter am 12. Dezember 1785, nachdem diese am 30. November von einem todten Prinzen entbunden worden.

„Dieser Verlust wurde von der Prinzessin tief betrauert. Sie empfand ihre verwaiste Stellung jetzt um so lebhafter, da ihre ältere Schwester Charlotte sich im Monat September desselben Jahres mit dem regierenden Herzog von Hildburghausen vermählt hatte.

„Dieses neue Unglück veranlaßte den abermals in den Witwenstand versetzten Herzog, die hannoverschen Dienste aufzugeben und mit seiner Familie nach Darmstadt zu gehen, wo der Erziehung seiner Kinder jegliche Sorgfalt gewidmet und die fernere Entwickelung des Geistes und Gemüthes der Prinzessin Louise von ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin, übernommen wurde, die ihre Erziehung mit Sorgfalt und Liebe überwachte und jene Talente ausbildete, mit denen die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte und welche sie später zur Zierde ihres Geschlechts erhoben.

„Die Sorgfalt und Zärtlichkeit dieser trefflichen Fürstin, vereint mit der richtigen Auffassung und Leitung des lebhaften Naturells der jungen Prinzessin, erzielten die glücklichsten Resultate.

„Da die Gouvernante aus der französischen Schweiz (Mademoiselle Agier) das lebhafte Kind mit zu großer Strenge behandelte, so ließ die Landgräfin eine andere kommen, deren Erziehungsmethode mehr mit ihren Ansichten übereinstimmte; denn mit ihrem richtigen Blick hatte sie für den vorliegenden Fall ein System weiser Nachsicht als das allein richtige erkannt.

„Die neue Gouvernante entwickelte nicht nur den Sinn der Prinzessin für alles Gute, Wahre und Schöne, sondern sie lehrte sie auch den höchsten Genuß in Handlungen der Wohlthätigkeit, im Besuche von Kranken und in der Unterstützung von Nothleidenden finden.

„Sie führte die junge Fürstin in die Hütten der Armuth und des Elends, ja selbst an das Schmerzenslager der Kranken; und nie verließ sie diese Wohnungen des Jammers, ohne durch ihre Freigebigkeit die Leiden gemindert, die Seufzer beschwichtigt und die Thränen getrocknet zu haben.

„Nachdem in dieser Weise einige Jahre verflossen waren und das neue Erziehungssystem sich durch die Entwickelung ihrer schönen Herzenseigenschaften vollständig bewährt hatte, begleitete sie ihre Großmutter nach Straßburg auf einem Besuche bei ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, der ersten Gemahlin des Königs Maximilian Joseph von Bayern, da-

---

*) Memoirs of the Private life and Opinions of Louisa, Queen of Prussia, Consort of Frederick William III., by Mrs. Charles Richardson. London, 1847.

**) Bereits im Todesjahre der verewigten Königin erschien in Berlin (bei Friedrich Braunes) eine Biographie derselben unter dem Titel: „Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen. Ein Denkmal." Nach den in dieser Schrift enthaltenen Angaben hat Mrs. Richardson augenscheinlich die Jugendgeschichte der hohen Frau bearbeitet, welche den Gegenstand der hier mitgetheilten Einleitung bildet. Daß die Verfasserin so viel als möglich aus deutschen Quellen geschöpft, versteht sich von selbst. Sie ist dabei jedoch mit Umsicht und Geschmack zu Werke gegangen und nicht so kritiklos, wie die im J. 1837 zu Mohrungen und Braunsberg (im Bücher-Magazin für Preußen) erschienene Compilation unter dem Titel: „Das Leben der Königin von Preußen, Luise ꝛc. Ein Denkmal für Alle, zunächst für jedes Preußenherz, in Trauer und Freude." Ein gutgeschriebenes Leben der Königin Louise würde in der That ein wahrhaftes deutsches Volksbuch, ein Buch der Lehre und der Erhebung werden können. Diesem Ziele am nächsten ist die treffliche, leider nicht sehr verbreitete Schrift gekommen, welche Frau v. Berg während des Befreiungskrieges, zu Anfang des Jahres 1814, zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Landwehrmänner und freiwilliger Jäger herausgegeben. „Die Königin Luise. Der preußischen Nation gewidmet", heißt diese Schrift (gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, ohne Angabe einer Verlagshandlung), die, obgleich anonym erschienen, auf jeder Seite den Beweis liefert, daß es ein zartfühlendes und tiefblickendes weibliches Gemüth sey, welches hier das Bild der als Tochter, Gattin und Mutter nicht minder, wie als Fürstin und Märtyrerin auf dem Throne, verehrungswürdigen Königin Louise gezeichnet hat. Eine neue Auflage dieser Schrift würde gewiß auch jetzt noch ein großes Publikum finden. D. R.

maligen Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Straßburg machten sie eine für die Prinzessin eben so unterrichtende, als interessante Reise an den romantischen Ufern des Rheines entlang und durch die reichen, gewerbthätigen Provinzen der Niederlande.

„Diese Reise trug ungemein viel dazu bei, den lebhaften Sinn der jungen Prinzessin anzuregen, indem sich ihrer Wißbegierde stets neue Gegenstände darboten. Sie verschaffte ihr Mittel, sich über Dinge zu unterrichten, die ihrer hohen Sphäre sonst fern lagen und ihr einen Blick in das Gebiet des Nützlichen gönnten; sie lernte die Vortheile eines industriellen und angestrengten Fleißes bei der arbeitenden Klasse kennen, während die Freude an den Schönheiten einer so romantischen Natur den Reichthum ihres Herzens noch mächtiger entfaltete.

„Im Mai des Jahres 1789 hatte sie das Vergnügen, der Vermählung ihrer zweiten Schwester, der Prinzessin Therese, mit dem Fürsten Alexander von Thurn und Taxis beizuwohnen. Diese Heirat hatte zwei Besuche in Frankfurt a. M. zur Folge, wo sie der Krönung des Kaisers Leopold II., am 11. September 1790, so wie auch später der des Kaisers Franz II., am 14. Juni 1792, beiwohnte. Diese häufigen Reisen, durch welche sie mit so merkwürdigen Begebenheiten in Berührung kam, trugen die schönsten Früchte. Ihr Sinn gewann Stärke und Festigkeit, und ihr Urtheil übte sich an den Vorkommenheiten so wichtiger Ereignisse. Sie lernte die Charaktere unterscheiden und erwarb sich die noch schönere Fähigkeit — welche sie in einer späteren Zeit ihres Lebens so merkwürdig auszeichnete —, sich die Liebe und Neigung Anderer zu gewinnen und Alles zu beglücken, was den Vorzug ihrer Nähe genoß.

„Wegen der unruhigen Zeitverhältnisse hielt sich die Prinzessin Louise jetzt einige Zeit bei ihrer ältesten Schwester Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, auf und blieb in Hildburghausen bis zum März des Jahres 1793. Wie wenig ahnte die junge Prinzessin, daß der Sturm, der jetzt über Frankreich wüthete, späterhin den Thron in seinen Grundvesten erschüttern würde, dessen Schmuck, Stolz und Freude sie einst seyn sollte.

„Der Ausbruch der französischen Revolution, welche sich wie ein verheerendes Feuer verbreitete und ganz Europa entzündete, bedrohte auch die Verhältnisse der fremden Mächte. Für Deutschland war, seiner geographischen Lage wegen, am meisten von jenem gesetzlosen Geist zu fürchten, der alle Regierungen in ihren Lebensprinzipien angriff.

„Es vereinigten sich daher die Fürsten Deutschlands zu einem ernsten Widerstande, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., stellte sich an die Spitze seiner Armee und führte die Truppen ins Feld. Seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Ludwig, begleiteten ihn, um die Gefahren des Feldzuges zu theilen.

„Frankfurt a. M. war einige Wochen lang von den Franzosen behauptet worden; die Preußen verjagten sie daraus am 2. Dezember 1792, und Friedrich Wilhelm wählte diese Stadt zu seinem Hauptquartier.

„Während dieses Aufenthalts zog die Leutseligkeit und Herablassung des Königs Menschen aus allen Klassen der Gesellschaft aus den benachbarten Städten herbei, und hier war es auch, wo ein Zufall den Kronprinzen mit seiner künftigen Gemahlin zusammenführte. Die Prinzessin Louise sollte, von ihrer jüngeren Schwester, der Prinzessin Friederike, begleitet, von Darmstadt nach ihrer Heimat zurückkehren, auf dem Wege durch Frankfurt dem Könige vorgestellt werden und noch an demselben Abend, nach dem Theater, von dort abreisen; allein der König lud die beiden jungen Prinzessinnen zur Abendtafel ein, was sie nicht abzuschlagen vermochten. Ein Blick des Kronprinzen auf die junge Fürstin reichte hin, ihn für sie zu entzünden; denn in der geheimen Tiefe des menschlichen Herzens wohnt ein sympathetisches Gefühl, das zwei Wesen zu einander zieht, ehe sie noch ein Wort mit einander gewechselt. Dies empfand das königliche Paar; mit dem ersten Blick verstanden sich ihre Herzen. Sie empfanden — wie sie später oft erzählten — jene himmlische Uebereinstimmung gleichgeschaffener Seelen, ehe sie noch eine Silbe mit einander gewechselt hatten, und diese harmonische Uebereinstimmung bildete später die Grundlage ihres häuslichen Glücks. Sehr bald erklärte man sich, und ein Herzensbund ward geschlossen, an welchem Staatsrücksichten keinen Theil hatten.

„Am 24. April 1793 wurde zu Darmstadt die Verlobung gefeiert, bei welcher Gelegenheit sich auch der Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike versprach. Es verlobten sich also die beiden Prinzen von Preußen an demselben Tage mit den beiden wegen ihrer Schönheit so berühmten Prinzessinnen von Mecklenburg, von denen die jüngere sich, selbst noch in einer späteren Epoche ihres Lebens — als Herzogin von Cumberland —, durch zarte Farben und persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete.

„König Friedrich Wilhelm II. wohnte der Ceremonie der Doppel-Verlobung bei, und außer vielen anderen königlichen und hohen Gästen waren auch die beiden älteren Schwestern der Prinzessinnen, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis, zugegen.

„Wie sehnlich die Prinzen auch wünschten, sich mit ihren schönen Bräuten ehelich zu verbinden, so waren sie doch genöthigt, das Ende des Feldzuges und die Rückkehr des Königs nach Berlin abzuwarten. Ihre Stellung in der Armee gewährte ihnen indessen hinreichende Beschäftigung. Der Kronprinz theilte alle Gefahren der Truppen. Mainz wurde am 22. Juli 1793 durch Capitulation von den Franzosen geräumt, und nach dem Siege bei Pirmasens, am 14. September desselben Jahres, kehrte der König endlich in seine Staaten zurück.

„Vier Wochen später folgten ihm der Kronprinz und Prinz Ludwig, und nun sahen sie mit Ungeduld der Ankunft ihrer verlobten Bräute entgegen. Am 15. Dezember begannen die Prinzessinnen ihre Reise von Darmstadt au[s]. Sie nahmen ihren Weg über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipz[ig] und Treuenbriezen nach Potsdam, wo sie am 21sten eintrafen. Nach einem A[uf]enthalt von zwei Tagen daselbst begaben sie sich nach Berlin.

„Kaum graute der Morgen in der Hauptstadt, als man auch schon in ihre[n] Straßen die freudigste Bewegung wahrnahm. Die ganze Einwohnersch[aft] schickte sich an, der Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen; Jeder wünschte d[ie] schöne Braut des geliebten Kronprinzen zu sehen und willkommen zu heißen.

„Es würde unmöglich seyn, die Vorbereitungen zu schildern, welche d[ie] Bürger Berlins zum Einzuge der künftigen Landesmutter getroffen hatten; außerdem würde eine solche Schilderung unsere Leser ermüden: es sei daher nur erwähnt, daß der festliche Zug um die Mittagsstunde das Thor der Stadt erreichte und mit dem lautesten Jubel begrüßt wurde.

„Ein kleines Ereigniß dürfen wir jedoch dabei nicht unerwähnt lassen, d[as] es uns einen Blick in das gefühlvolle Herz der königlichen Braut gewährt.

„In der großen Straße „unter den Linden" war in der Allee ei[ne] Ehrenpforte errichtet, unter welcher der Zug anhielt, um einer Deputation von Bürgern der Hauptstadt Gelegenheit zu geben, die Prinzessin willkommen zu heißen. Die Ehrenpforte war mit passenden Emblemen geschmückt, es ertönten Pauken und Trompeten, alle Dächer und Fenster und der ga[nze] weite Raum waren mit Zuschauern dicht besetzt, alle Blicke auf die sch[öne] Braut gerichtet, die sich von einer Schaar junger Mädchen in weißen Kl[ei]dern, mit grünen Zweigen in der Hand, umringt sand. Eines derselben t[rat] zur Prinzessin heran, überreichte ihr einen Myrthenkranz und sprach dazu [ein] einfaches Gedicht mit so großer Innigkeit, daß die Gefeierte tief ergri[ffen] wurde. Dem Drange ihres Herzens folgend, umarmte sie die Sprecherin [mit] der größten Zärtlichkeit und küßte ihr Mund, Augen und Stirn.

„Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, stand wie versteinert. Sie hät[te] ihre königliche Herrin vielleicht zurückgehalten, aber die Umarmung war d[as] Werk einer Sekunde, das für sie Unerhörte war geschehen.

„„Mein Gott!" rief die in der strengen Etikette Erzogene: „„was hab[en] Ew. Hoheit gethan! — Das ist gegen alle Hofsitte und noch niemals d[a]gewesen.""

Die edle junge Fürstin blickte jedoch ganz unbefangen um sich und fragt[e:] „Was? — Also darf ich das nicht wieder thun?"

„Am 24. Dezember war die feierliche Vermählung des Kronprinzen m[it] der Prinzessin Louise."

Frankreich.

Geschichten aus der Kaiserzeit.

III. Der Postmeister.

Von allen Menschen, die ihre Verehrung für Napoleon bis zur Abgött[erei] trieben, war unstreitig der Postmeister von Rouvray in Burgund einer [der] merkwürdigsten. Seine Liebe zum Kaiser, kann man sagen, gränzte [an] Wahnsinn. Dieser Mann hätte Vermögen, Frau, Kinder, sein Leben se[lbst] für den geringsten Wunsch Desjenigen geopfert, den er als den Herrn d[er] Welt betrachtete. Man hat ihn lachen, weinen, seufzen, schaudern und si[ch] bekreuzen sehen, wenn er vom Kaiser sprach.

Napoleon mochte es gern, daß man ihn mit den Leuten bekannt machte, denen sein Ruhm eine so lebhafte Leidenschaft einflößte. Auch war er de[m] Postmeister Bizouard sehr zugethan und gestattete ihm zu jeder Zeit den Zu[tritt] in die Tuilerieen. Bizouard versäumte dafür nie, wenn er in Par[is] war, bei dem Kaiser einzusprechen, und that dies mit so wenig Umständen, als er machte, wenn er zum General-Postdirektor ging, seine Rechnun[gen] abzulegen.

Eines Tages — er war eben vom Wagen gestiegen — kam er in [seinen] Reisekleidern an das Thor der Tuilerieen und fragte bald diese, bald [jene] Wache, ob der Kaiser im Schlosse sey, etwa wie wir fragen: Ist der [und] der und der zu Hause?

Die Einen lachten ihm ins Gesicht, die Anderen ließen ihn laufen, [und] das setzte Bizouard in solche Wuth, daß der wachthabende Offizier genö[thigt] war, ihn in die Wache bringen zu lassen.

„Ha, meine Herren", sagte er, „Sie wagen es, Bizouard zu arretir[en!] Sie mißachten den Postmeister von Rouvray! Sie sollen sehen, und [zu]gleich! — Man gebe mir ein Schreibzeug", schrie er: „ich will an den Kai[ser] schreiben, ja an den Kaiser. Das wundert Sie, Herr Offizier... glau[be ich] wohl: aber warten Sie nur, es wird alsbald Neuigkeiten geben!"...

Bizouard schrieb Folgendes:

> „Sire! Ich sitze hier auf der Peitsche, nicht mehr und nicht wenig[er] als ein Ruhestörer, ich, der Postmeister von Rouvray, Ihr bester Fre[und] und der treueste Ihrer Unterthanen, was Ihnen übrigens hinlänglich [be]kannt ist. Ich denke nicht daran, noch länger hier zu schwitzen und w[ürde] mich freuen, wenn ich Ew. Majestät recht bald zu sehen bekäme. Sp[uten] Sie sich, Sire, wenn ich bitten darf, und holen Sie mich hier heraus.
>
> Der Postmeister von Rouvray
>
> Bizouard."

Der Kaiser las die sonderbare Epistel nicht ohne zu lächeln und mac[hte] das Unrecht, das man an Bizouard's überschwänglicher Treue begangen, wieder gut, indem er ihn durch einen seiner Adjutanten befreien ließ.

Man kann sich denken, wie groß bei solchen Gesinnungen Bizouard's Verzweiflung war, als ihn die Ereignisse von 1814 des Gegenstandes sein[er]

Anbetung beraubten, und wie groß sein Jubel, als am 17. März 1815 auf seiner Rückkehr von Elba der Kaiser plötzlich vor dem Posthause von Rouvray ankam. Bizouard's Ausbrüche des Erstaunens und der Freude zu malen, als er Napoleon wiedersah, ist unsere Feder außer Stande. Wie mußte ihm das Herz hüpfen, als der Kaiser zu ihm sagte: „Geschwind, Bizouard, mein alter treuer Freund, Pferde! man wartet in Paris auf mich."

Er verlor den Kopf dabei, der würdige Postmeister. Trotzdem hatte er im Nu die Amtstracht angelegt und erschien mit strahlender Stirn und erhitztem Gesicht vor dem Kaiser, der sich rüstete, wieder in den Wagen zu steigen. Eine Idee, man sah es, beschäftigte Bizouard stark; denn gegen seine Gewohnheit war er ernst und fluchte nicht. In der That war in seinem perplexen Geiste ein seltsamer und komischer Gedanke aufgestiegen. — Der Augenblick der Abreise war gekommen, die Pferde geberdeten sich ungeduldig, und Bizouard's beide Söhne saßen auf ihrem Posten, des Vaters letztes Kommando erwartend, der immer noch zögert und nachdenklich auf und ab geht. Man will ihn eben darüber fragen, als er plötzlich seine alte Unbefangenheit wieder annimmt und lachend ausruft: „Ma foi, desto schlimmer; wenn er sich ärgert, dann ärgern wir uns Zwei." Und zum Kaiser gewendet, sagt er: „Was man dumm ist, Sire, wenn man geistreich seyn will! Sehen Sie, zehn Minuten lang käue ich's wieder und wieder, wie ich's anstelle, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und, aufs Wort der Bizouards, ich hab's noch nicht herausgebracht."

„Was wollt Ihr mir denn sagen?" fragte Napoleon. — „O, Sire", antwortete der Postmeister, „es ist zu eigenthümlich." — „Thut nichts, ich will es wissen, sprecht!" — „Sie wollen es wissen, Sire: nun denn, hier ist es: Heute wird es das sechste Mal seyn, Sire, daß ich Sie fahre: ich habe Sie nie um etwas gebeten, weil ich kein Intrigant und kein Bittsteller bin, und weil ich Sie liebe um Ihrer selbst willen, nicht mehr. Indeß heute habe ich Sie um eine große Gunst, um eine ungeheure Gnade zu ersuchen. Sie werden sich über mich lustig machen, vielleicht sich ärgern; aber Sie haben's gewollt. Ich wäre der glücklichste der Sterblichen, wenn Sie mir erlaubten . . . ."

„Nun?"

„Sie zu küssen, Sire!" — „Nichts weiter, mein lieber Bizouard?" — „Nichts weiter." — „Nun denn", sagte der Kaiser, „wenn Ihr wollt!" und öffnete seine Arme. — Bizouard ließ sich das nicht zweimal sagen und benutzte reichlich die erhaltene Erlaubniß. Dann schwang er sich aufs Sattelpferd, stolzer als ein Dichter, der eine Lorbeerkrone erhalten, glücklicher als ein Geizhals, der einen Schatz gefunden, und gab das Zeichen zur Abfahrt. In weniger als einer Stunde hielt des Kaisers Wagen auf der folgenden Station. Nie gewiß hatten Bizouard's Pferde ihren Herrn so gut verstanden, und nie war Napoleon solche Strecke in so kurzer Zeit gefahren. Der Postmeister aber muß vom Kaiser scheiden, und er sagt sein Lebewohl unter Thränen der Dankbarkeit und Liebe. Doch als er umkehrt und der Rausch einer jähen Freude verflogen ist, fühlt er sein Herz beklommen, und er kann nicht aus voller Brust in die Vive l'Empereur einstimmen, die aller Seiten aus der Menge hervorbrachen. Er mochte das traurige Ende des Drama's der „hundert Tage" vorahnen, mit dem des Kaisers Glück und das seine zusammenstürzte.

Etwa vier Monate nach der Schlacht von Waterloo wurde der Postmeister von Rouvray, der Theilnahme an einer Bonapartistischen Verschwörung verdächtig, abgesetzt, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt und in Riom vor den Assisen des Puy-de-Dome gerichtet. So viele Schläge zerrütteten seine Gesundheit und sein Vermögen; seine Frau starb, und die Juli-Revolution fand ihn als Bauern auf dem Gute eines Fremden. Man suchte die Ungerechtigkeit der Restauration wieder gut zu machen und gab Bizouard seine Anstellung als Postmeister wieder.

IV. General Bisson, ein Freund guter Bissen.

Die tapferen Generale Napoleon's waren theilweise auch aus anderen Gründen, als wegen ihrer Leistungen im Felde, berühmt. So galten Junot und Fournier für die Geschicktesten im Pistolenschießen, so war der General Lavalette ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und man sagt, er habe stets auf seinen Gepäckwagen ein Piano mit in den Krieg genommen. Außerdem hatte er die Eigenheit, nur Wasser zu trinken, und hierin war er das Widerspiel seines Kollegen Bisson, der für den unerschrockensten Trinker der ganzen Armee galt.

Als diesen der Kaiser einmal in Berlin traf, fragte er ihn: „Nun, Bisson, trinkst Du noch gut?" — „So, so, Sire", war die Antwort, „ich gehe nicht mehr über die zwanzigste Flasche." Dies war in der That bei Bisson ein großer Schritt zur Solidität, denn er hatte oft die dreißigste geleert, doch immer ohne sich zu berauschen. Sein Appetit indeß hielt gleichen Schritt mit seinem Durste.

Einen Tag vor dem Abmarsch zum russischen Feldzuge erhielt Bisson den Befehl, sich augenblicklich nach St. Cloud zum Kaiser zu begeben. Ein Kammerdiener führt ihn in einen kleinen Salon, der vor des Kaisers Zimmer liegt. Hier wartet Bisson sehr lange: er war um vier Uhr gekommen; es schlug sieben, und Napoleon hatte ihn noch nicht rufen lassen. In seiner langen Weile sieht sich der General im Zimmer um und bemerkt bald, daß ein Diener halbstündlich ein warmes Huhn einem Pagen überbringt, der es auf ein Tischchen in der Ecke des Salons setzt und immer das vorige kalt gewordene fortträgt. Bisson kann seinem Hunger nicht lange widerstehen, denn er war unvorsichtigerweise, ohne seine Mahlzeit gehalten zu haben, von Paris abgereist; in einem Nu verschlingt er das saftige Huhn. Der Page ist höchlich erstaunt, kein Huhn zu finden, verlangt sogleich ein anderes; doch dieses, so wie ein drittes, verschwinden auf dieselbe räthselhafte Weise. Die Sache macht Lärm unter der Dienerschaft; man examinirt alle Personen, durch deren Hände die Hühner den Weg von der Küche zu dem Salon gemacht haben, und der Page bleibt endlich bei dem Gedanken, daß der Teufel sich des unglücklichen Geflügels bemächtigt habe.

Endlich läßt der Kaiser Bisson rufen und verabschiedet ihn bereits nach fünf Minuten wieder. Der General, durch die drei Hühner mehr gereizt als gesättigt, stürzt zu einem Restaurateur an der Pforte des Parkes von St. Cloud wie auf eine feindliche Redoute.

Am Abend erzählt man dem Kaiser die Spukgeschichte mit den drei Hühnern; „ich wette", sagte er lachend, „hier ist Bisson's Appetit im Spiele. Der Mann ist ein Goliath auf dem Schlachtfelde, aber in Friedenszeiten ein wahrer Gargantua, der täglich für seine kleinen Freuden einen ganzen Ochsen brauchen könnte."

Uebrigens war die ungeheure Eß- und Trinklust bei dem General ein so unabweisbares Bedürfniß geworden, daß ihm der Kaiser, der seine militairischen Eigenschaften hochschätzte, aus seiner Privatkasse sechstausend Franken als jährliche Zulage zu den Tafelkosten bewilligte.

Asien.

Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.

„Om ma ni pat-me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose". Indeß haben die Thibetaner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassenderen, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundertundzwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dergl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm geschlungen, in Form eines Armbandes.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Thibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten oder anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja, man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum" bedeckt.

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieses Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege sind mit Steinen eingefaßt, auf denen man Spuren dieser halberloschenen Inschrift findet; die Felsen sind damit bedeckt und bieten sie in gigantischen Zügen dem Auge des Reisenden dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen bestehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten diese symbolischen Worte. Häufig sieht man solche Monumente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tausende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit diesem Gebete, herabhängen. Bisweilen findet man auch, statt der Baumzweige, Hirschköpfe mit ihren langen, ästigen Geweihen, Köpfe von Ochsen oder ungeheuren Steinböcken mit ihren sichelförmig zurückgebogenen oder spiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieser Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, ist immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und diese enthält nichts als jenes Gebet.

Man schreibt es auf getrocknete Menschenschädel, auf Ueberreste von menschlichen Skeletten, die man an der Seite der Landstraßen aufhäuft.

Es findet sich namentlich rings um die Peripherie des Tehu-kor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhisten für Alles, was umlaufende Bewegung, beständigen Aus- und Rückgang darstellt, scheint der Grund zur Erfindung des Gebetrades gewesen zu seyn. Es veranschaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde seiner kreisförmigen Bewegung das Gesetz der Wanderung aller Wesen — diesen ersten und tiefwurzelndsten Grundsatz ihres Glaubens — gerade so, wie sie dieses Gesetz sich denken.

Es giebt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich sich drehen läßt; es giebt größere, die auf einer Achse ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelst einer Kurbel zu drehen sind. Man sieht sie am Rande der Ströme aufgestellt, wo sie mittelst ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuser angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere stehen auf dem Feuerheerde und erhalten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat sein Gebetrad, welches im Vorhof steht, und kein Gast unterläßt bei seinem Eintritt, es in eine starke Rotation zu setzen, in der Hoffnung, daß es ihm sowohl als dem von ihm besuchten Hause Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum"; das Kind lernt diese sechs einsylbigen Wörter herstammeln, eben so sind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt sie auf sei-

nem Wege, der Schäfer singt sie bei seinen Heerden, Mädchen und Frauen führen sie immer im Munde; in den Städten und an den Versammlungsorten der Lamapriester erschallen ihre Echos mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr sind sie der Schreckensruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat bei dem eben getödteten Feinde stehen, um siegestrunken durch diese Worte seinen Triumph zu feiern.

Die umherschweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bokte-oola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen, die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumiri umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte.

Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-Berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meere bis zu den Gränzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformeln und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien bildet.

Die buddhistische Religion mit ihren gigantischen Gestaltungen ist über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall ist dieses Gebet das Behikel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen. (Nouv. Ann. des Voy.)

Mannigfaltiges.

— Die Rechte der Nachkommen französischer Refugiés im heutigen Frankreich. Durch ein zur Zeit der ersten französischen Revolution erlassenes Gesetz (vom 15. Dezember 1790) wurde bekanntlich allen Nachkommen solcher Franzosen, die einmal wegen religiöser Ursachen ausgewandert waren, das Recht verliehen, nicht blos nach Frankreich zurückzukehren, sondern hier auch, sobald sie den vorgeschriebenen Eid geleistet, alle Gerechtsame der Landes-Eingeborenen zu genießen, wodurch ihnen sowohl die kleinen, als die großen Naturalisations-Patente, die oft nur mit vielen Kosten und erst nach langem Aufenthalt im Lande zu erlangen sind, erspart werden. Von diesem Gesetze haben damals viele (wenn auch im Verhältniß zur Gesammtzahl nicht zahlreich zu nennende) Nachkommen französischer Refugiés in England, Holland und Deutschland, worunter einige berühmte Namen, Gebrauch gemacht, und bis zum Jahre 1842 hat ihnen auch das heutige Frankreich fortdauernd die Benutzung desselben verstattet. Im gedachten Jahre jedoch erklärte der Justizminister, Herr Martin (du Nord), in einem Umlaufsschreiben, daß das Gesetz vom 15. Dezember 1790 nur auf diejenigen Nachkommen von Refugiés anwendbar sey, die zur Zeit seines Erlasses schon geboren waren. Demgemäß hat auch der Präfekturrath des Seine-Departements mehreren Pariser Bürgern, die zwar erst in neuerer Zeit sich in Frankreich niedergelassen, aber vermöge ihrer Abstammung von dem Rechte als Wähler Gebrauch machen wollten, die Eintragung in die Wählerlisten verweigert, obgleich dies bis zum Jahre 1842 in allen ähnlichen Fällen unweigerlich geschehen war. Die betreffenden Bürger wandten sich darauf an den Königlichen Gerichtshof, und dieser hat nunmehr durch Urtel vom 29. September d. J., in Widerspruch mit jenem Umlaufschreiben des Ministers, das überdies niemals in gesetzlicher Form publizirt worden, die Eintragung der Beschwerdeführer in die Wählerlisten anbefohlen und das Gesetz vom 15. Dezember 1790 in seiner vollständigen Kraft wiederhergestellt.

— Das Buch des Sudan. Diese von dem gelehrten Reisegefährten des Herrn Professor Koch in Kaukasien und in den transkaukasischen Ländern, Herrn Dr. G. Rosen, der jetzt als Dolmetscher der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel fungirt, herausgegebene Reisebeschreibung des Scheich Zaïn el Abidin in Nigritien*) verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Der Scheich Zaïn ist ein Aegypter, der vor etwa 25 oder 30 Jahren zum Theil aus Wißbegierde, namentlich um vielleicht alchymistische Geheimmittel aufzufinden, und zum Theil um die Lehren des Islams unter den Negern mehr auszubreiten, eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, wo er, sowohl durch seine muhammedanische Rechtgläubigkeit, als durch seine im Vergleiche zu Europäern dunklere Hautfarbe begünstigt, keine jener Gefahren zu theilen hatte, denen bisher noch die meisten kühnen Reisenden unsereres Welttheils, die in jene Gegenden eindrangen, unterlegen sind. Seine ursprünglich arabisch abgefaßte und dann ins Türkische übersetzte Erzählung klingt fast so abenteuerlich wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht", trägt aber doch auch alle Kennzeichen der Beglaubigung an sich. Nach den Ansichten des Verfassers giebt es unter den Negern ganz gebildete Völkerschaften, doch der Maßstab dessen, was er Bildung nennt, ist einestheils der größere oder kleinere Fetzen, mit dem ihre Blöße bedeckt ist, und anderentheils das Mehr oder Weniger, was sie vom Koran wissen. Als der verhältnißmäßig civilisirteste Negerstaat in Sudan wird Wedaï bezeichnet, dessen König eine außerordentliche Wißbegierde und große Theilnahme an dem b[...] zeugte, was ihm von Zaïn über die Kultur anderer Länder erzählt wurd[e]. Der König wird als ein eben so tapferer als gerechter Herrscher geschildert, der in der Weise des Königs Salomon selber zu Gericht saß und wohlbedachte Urtheile sprach. Er zog zwar auch in den Krieg, um Sklaven zu erobern und diese dann zu verkaufen, aber er behandelte die Gefangenen nicht wie anderwärts, wo man sie wie Viehherden in großen Waldgehegen zusammentrieb und fütterte. In Wedaï, wo er gegen den Unterricht, den er ertheilte, mit Geschenken überhäuft wurde, hielt sich der Reisende am längsten auf; doch mußte er nach dem Tode des Königs das Land verlassen, da ihm der Thronfolger nicht so gewogen war. In der Nachbarschaft von Wedaï entdeckte Zaïn Ruinen einer alten Stadt. Sarkophage, Säulen und Münzen, die er dort auffand, lassen auf das frühere Daseyn eines in der Civilisation ziemlich weit vorgerückten Volkes schließen. Auf eine nähere historische Untersuchung läßt sich jedoch unser Reisender nicht ein: er begnügt sich mit der Bemerkung, daß Allah es wohl besser wissen werde, als er, ob dieses Volk vor oder nach der Sündfluth hier gewohnt. Nur so viel erfahren wir, daß in den Sarkophagen keine Spur eines Leichnams gewesen, daß die Säulen kunstreich gearbeitet seyen, und daß die Münzen, sämmtlich das Bild der Sonne als Gepräge habend, in jenen Sarkophagen gefunden worden.

*) Leipzig, T. Ch. W. Vogel, 1847.

Die Arbeit des Herrn Rosen, nach der türkischen Uebersetzung veranstaltet, liest sich, obgleich es oft sehr schwierig ist, aus den blumenreichen orientalischen Sprachen in eine occidentalische zu übersetzen, so fließend wie ein Original und gewährt eben so viele Unterhaltung, wie nur irgend ein Roman. Wir werden nächstens auf dieses Buch zurückkommen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Dienstag den 9. November 1847.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

La France s'ennuie, sagte vor kurzem der geniale Verfasser der Geschichte der Girondisten. Die Zeit aber wo Frankreich sich am wenigsten langweilte, war unstreitig die, wo es unter der Herrschaft des Terrorismus stand. Damals fehlte es nicht an beständiger Emotion, an Schrecken und Mitleid, an grausigen und erhabenen Scenen, an Verwickelungen und Entwickelungen, an inneren und äußeren Kämpfen, an Todesgefahr und Todesverachtung, an gräßlichen Mordscenen und hoher heroischer Tugend. Es war eine Zeit, wie sie sich ein Dichter nur wünschen kann, und wenn der Menschenfreund vor ihren Gräueln die Augen abwendet, so ist doch in ihren Resultaten Vieles, was er als wohlthätig anerkennen muß. Das Geschlecht, das unter dem Mordbeil der terroristischen Häupter lebte, ist todt; diejenigen, die unter diesen Mordbeilen fielen, haben der Nachwelt manches Gut damit erkauft. Die Schrecken jener Epoche stehen wie eine Sage der Vorzeit, wie eine Dichtung der Mystères de Paris vor unserem Geiste — was Wunder, wenn sie jetzt nachsichtigere Beurtheilung finden als bei den unmittelbaren Zeitgenossen!

Wir tadeln dies nicht und sind mit dem trefflichen und liebenswürdigen Verfasser der Meinung, die er am Ende seines Buches so ausdrückt: „Eine Nation soll ihre Todten beweinen und sich über kein einziges Haupt trösten, das ungerechter- und schändlicherweise geopfert worden; aber sie soll auch ihr Blut nicht bedauern, wenn es strömte, um ewige Wahrheiten zu Tage zu fördern. Diesen Preis hat Gott auf das Keimen und Aufgehen seiner großen Absichten auf das Menschengeschlecht gesetzt. Die Ideen gehen aus dem Blute der Menschen hervor. Die Offenbarungen steigen aus den Blutgerüsten auf. Alle Religionen verdankten ihre Göttlichkeit ihren Märtyrern."

Aber die große Aufgabe des Geschichtschreibers solcher Zeiten ist, die Idee, welche den Kampf hervorrief, nicht mit dem Kampfe selbst zu verwechseln; die Wahrheit, welche, um über das Alt- und Morschgewordene zu siegen, der Hülfe des Fanatismus oft nicht entbehren kann, nicht mit diesem Fanatismus selbst zusammenfassen zu lassen, und nicht zu vergessen, daß die ehrlichen Fanatiker zwar die achtungswerthesten, aber auch die gefährlichsten sind, weil sie allein keine Gewissensbisse, keine Scheu vor den erschrecklichsten Mitteln, keine Schranke und fast kein Ziel in denselben kennen. Auch das darf nicht aus den Augen gelassen werden, daß maaßlose Theorieen noch gefährlicher sind, als maaßlose Thaten, weil diese dem Augenblick angehören, jene in jedem Augenblick Anwendung finden. Was der Freiheit gefährlichster Feind ist, sagt Montesquieu mit tiefer Wahrheit, das ist der Geist der schrankenlosen Freiheit. Noch eine andere, bei weitem die wichtigste, aber am wenigsten poetische Wahrheit ist, daß, wenn ein überzeugter Fanatiker an sich schon einer der gefährlichsten Menschen ist, er es dann am meisten wird, wenn er, ohne außerordentliche Talente zu besitzen, in außerordentlichen Zeiten an der Spitze des Staates steht. Was auch in neuerer Zeit versucht worden, um Robespierre Genie anzudichten, es fehlte ihm an persönlichem Muthe, an der Kühnheit, die in entscheidenden Momenten zwischen die Krisis und ihre Entscheidung zu treten weiß, an dem Adlerblicke, der in einem überlegenen Geist den Moment herausfindet, wo veränderte Verhältnisse eine ganz veränderte Politik erfordern, mit welcher es gilt, plötzlich, muthig und kräftig hervorzutreten und die erstaunte Menge hinzureißen. Der Terrorismus hatte eigentlich nur Einen Mann, der mehrere dieser Talente in seiner Person vereinigte: Danton. Unglücklicherweise hielt gerade dieser Mann seine Hände eben so wenig rein von Gold, als von Blut. Weil nun heutzutage der Unwille über Corruption an der Tagesordnung ist, hat unser geistreicher Verfasser, wie uns scheint, zu oft vergessen, daß großartige, wenn auch verderbte Menschen, doch immer noch bornirten Fanatikern vorzuziehen sind, die ihren Götzen mit der größten Seelenruhe menschliche Hekatomben schlachten und nicht eher aufzuhören wissen, bis zum Götzen nur der Priester und die Wenigen übriggeblieben sind, welche er als seine Adepten anerkennt. Danton war ein Mensch, der mit gemeinen Gelüsten und Handlungen doch einen großen Sinn, eine warme, bis zur höchsten Exaltation gesteigerte Liebe zu seinem Vaterlande und einen scharfen, tiefen, vor keinem, auch dem schrecklichsten Mittel nicht zurückschaudernden Geist verband. Sein eben so gräßliches als erhabenes Wort: möge unser Andenken verflucht werden, wenn nur das Vaterland gerettet wird, war ihm, trotz seiner persönlichen Laster, darum nicht minder hoher, heiliger Ernst. Ihm war der Terrorismus, was er seiner Natur nach allein sein konnte: eine Haubitze, in Feindes Lager geschleudert, ein unmenschliches und barbarisches, aber wirksames und patriotisches Mittel, sich gegen ganz Europa und halb Frankreich selbst zu wehren, von seinem Vaterlande durch, wenn auch gräßliche, doch vorübergehende Leiden das doch immer weit schrecklichere und entsetzlichere Uebel abzuhalten, zerstückelt und aufgelöst zu werden, so wie nach innen zu den Boden zu ebnen und für die Saat der Freiheit empfänglich zu machen. Er sah ganz klar ein, daß die Freiheit, in unserem alten Europa zumal, Maaß und Schranke halten müsse, aber da man zum Riesenkampfe die Masse brauchte, war ihm Demagogie, wie Grausamkeit, ein, wenn auch nicht erlaubtes, doch unvermeidliches Mittel, das Vaterland zu retten. Sobald der Sieg gesichert, die feindlichen Heere von Frankreichs Boden vertrieben und für die Selbständigkeit seines Vaterlandes nichts mehr zu fürchten war, suchte er einzulenken und die schöne Idee eines Comité der Milde (comité de clémence) durch seinen Freund Camille Desmoulins zwischen die Wuth der Parteien zu werfen. Er fühlte Gewissensbisse, eben weil er nicht aus Fanatismus, sondern aus patriotischer, wenn auch barbarischer Ansicht sich zu den Mordgesellen herabgelassen hatte. Er kannte die Liebe zu seiner Gattin, zu seinen Freunden, zu seinen Feinden selbst, weil er nie dem Hasse, sondern immer nur dem geopfert hatte, was er für politische Nothwendigkeit hielt, und was es — wie der Geschichtsforscher seufzend, aber der Wahrheit gemäß, hinzufügen muß — zum Theil auch wirklich war. Leider vereinigte sich in ihm, wie in Mirabeau, mit dem Blicke des Staatsmannes und dem Gefühle des Patrioten ein ganz gemeiner Cynismus, der ihn, um seiner niedrigen Sinnenlust fröhnen zu können, zu einem bestechlichen Menschen machte. Er hatte Geld vom Hofe genommen und diesen darum nicht minder verderben helfen.*) Den nachmaligen Unterschlagungen und Betrügereien in Belgien blieb er, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht fremd, und es war eine gerechte Vergeltung der Nemesis, daß er, der Blut- und Goldbefleckte, in dem Blute unterging, welches er stillen wollte. Aber ihm, ihm bei weitem am meisten von allen den Blutmenschen, zu denen er sich schaudernd selbst gestellt hatte, bleibt darum nicht minder das große Verdienst, sein Vaterland von der feindlichen Invasion gerettet zu haben und es, nachdem dieses große Werk vollendet war, von der Barbarei seiner immer fortwüthenden und fortmordenden Kollegen haben retten zu wollen. Er war ein Mensch und ein Staatsmann: ein verderbter, aber großer Mensch, ein grausamer, aber patriotischer Staatsmann.**) Robespierre aber war weder ein Mensch, noch ein Staatsmann: er war der dumpfe, finstere, herzlose Vertreter einer verkehrten, ihm selbst nie ganz klar gewordenen Idee. Er war der Großinquisitor der auf den Trümmern der Freiheit sich feststellenden, faktischen Gleichheit, welche nicht sowohl, wie gut und recht, die rechtliche, als die angeborene Ungleichheit der Menschheit bekämpft. Nicht ohne Talent, aber ohne alles Genie, nicht ohne Ueberzeugung, aber mit der Ueberzeugung einer beschränkten Natur, die nur nach einer Seite hinsieht, damit anfängt, sich über die Resultate ihrer Handlungen selbst zu täuschen, und den Menschen am Ende zum betrogenen Betrüger macht; nicht ohne Begeisterung, aber ohne menschliches Gefühl: rein von dem Schmutze des Geldes,***) aber so tief in Blut versunken, daß selbst die höchste und heiligste Idee, die er in seiner Brust trägt, die von dem einigen und einzigen Gotte, sich nur durch neue Blutströme Platz zu machen weiß. Nicht nur aus politischem Fanatismus, sondern oft aus Furchtsamkeit grausam, nicht nur in seinen Zwecken, sondern auch in den Mitteln zu diesen Zwecken einseitig, fehlte ihm in großer Zeit nicht nur die edle, sondern auch die große Seele. Etwas der Art giebt freilich Herr von Lamartine selbst zu, wenn er bei Gelegenheit des Prozesses der Madame Roland, welcher Robespierre zum Theil sein Glück zu verdanken hatte, sagt (Tom. VII., Liv. 51, Chap. II.): „Ein groß-

*) Funk (1798, Bassermann) hat darthun wollen, daß er im Grunde für den Hof gewirkt habe, aber wir müßten uns sehr irren, wenn ihm der Beweis gelungen wäre.

**) Schlosser (Gesch. des 18. Jahrhunderts B. IV., S. 290 der 2ten Aufl.) führt interessante Thatsachen an, welche dieses, übrigens von den bedeutendsten französischen Geschichtschreibern getheilte Urtheil vollkommen rechtfertigen.

***) Der Ausdruck: son extrême indigence, den Herr v. Lamartine gebraucht, scheint indeß doch übertrieben zu seyn. In seinem Portefeuille befanden sich, nach dem, wie es scheint, ganz unparteiischen, mindestens ganz objektiv gehaltenen Bericht des Gendarmen (nachmaligen Generals) Meda, über 10,000 Franken in guten Wechseln, als dieser ihn am 10. Thermidor tödtlich verwundete. (Méda, Précis historique etc. S. 283, Note). Er fügt sehr naiv hinzu: Tout cela fut remis à la Convention par Léonard Bourdon et je n'en ai jamais entendu parler depuis. Eben dieser Schrift sind unter Nr. 1 und 2 Anlagen beigefügt, welche ziemlich überzeugend darthun, daß dieser Meda, nicht Robespierre selbst es war, der die Pistole abschoß, welche Letzteren tödtlich verwundete. Unser Verfasser nimmt die letztere Annahme an; ob aus historischen Gründen oder um Robespierre's vermeintlich stoisches Prinzip mit dieser That zu belegen, wissen wir nicht.

müthiger Mann hätte sich durch diese Erinnerung erweichen lassen. Aber Robespierre war nur ein stoischer Mann. Unbeugsamkeit hielt er für Stärke, Hartnäckigkeit für Willenskraft. Das System hatte die Natur in ihm getödtet. Indem er die Menschheit in sich vernichtete, hielt er sich für mehr als einen Menschen. Je mehr er von der Gewalt litt, die er sich selbst anthat, für desto gerechter hielt er sich. Er war bis zu dem äußersten Sophisma, bis zu der Uebertreibung der Tugend gekommen, wo der Mensch seine eigenen besseren Gefühle verachtet." Aber stoisch möchten wir die Gemüthsstimmung Robespierre's keineswegs nennen. Die Stoa verwarf freilich das Mitleid und die Freundschaft, aber die Leidenschaft des Fanatikers ist noch weit unverträglicher mit ihrem System, das ein übermenschliches, kein unmenschliches ist. An einer anderen Stelle, wo von dem Terrorismus die Rede ist, sagt unser Verfasser (Ebendas. Chap. XVI.): „Die Wuth der Ideen ist unversöhnlicher, als die Wuth der Menschen; denn die Menschen haben ein Herz, und die Ideen haben keines. Systeme sind rohe Kräfte, die nicht einmal bedauern, was sie zerschmettern. Wie Kanonenkugeln auf dem Schlachtfelde treffen sie ohne Wahl, ohne Gerechtigkeit, und stürzen das Ziel um, das man ihnen angewiesen hat." Das ist freilich sehr wahr, wenn die Idee durch die Masse fast bewußtlos vertreten wird. Aber die Führer und Lenker, welche sich davon durchdrungen haben und in welchen sie zu Fleisch geworden ist, sind eben Automaten, wenn sie in ihnen nicht auch eine Seele erhält und ein Herz. Die Menge mag, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, der Kanonenkugel gleichen, die das Ziel umstürzt, das man ihr angewiesen hat; ihre Häupter sind Wichte, wenn sie nicht mindestens dem Kanonier gleichen, der seine Kugel nicht blindlings rechts und links sausen läßt, sondern wohl weiß, was und wohin er treffen will. Aber der große und edle Geist des Herrn von Lamartine, der selbst so mild und menschlich ist, kann sich der sonderbaren Eigenheit nicht erwehren, gerade nur die extremsten Geister mit einer gewissen Nachsicht und Vorliebe zu beurtheilen. Seine große und herrliche Phantasie verfällt dabei unvermerkt aus der Wahrheit in die Dichtung und weiß historischen Begebenheiten und Aeußerungen durch kleine, fast unmerkliche Aenderungen eine ganz andere Färbung zu geben, die dann wieder auf sein Urtheil einwirkt. Man erlaube uns, einige, gerade zu dieser Untersuchung gehörige Beispiele anzuführen. Bekanntlich hatte Danton, ehe der Bruch zwischen ihm und Robespierre unwiderruflich geworden, eine Unterredung mit Letzterem, in deren Folge sein Sturz entschieden ward. Er hatte sich in derselben über die Härte und Schonungslosigkeit beklagt, mit welcher der Terrorismus gehandhabt wurde. Freilich, hatte er gesagt, muß man die Royalisten niederhalten, aber man soll nur da zustoßen, wo das Heil der Republik es heischt, und nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden lassen. Robespierre hatte die Stirn, hierauf mit Bitterkeit zu entgegnen: wer sagt da, daß man einen Unschuldigen hinrichten ließ? Danton wandte sich darauf unwillig gegen einen Freund, der Zeuge der Unterredung war, und rief: was sagst du dazu? Nicht Ein Unschuldiger soll umgekommen seyn! So ward die Versöhnung unmöglich, und Danton mußte mit seinem Kopfe büßen. So wird diese Unterredung von den französischen Geschichtsschreibern, unter anderen auch von Mignet (Th. 2, Kap. 8) mitgetheilt. Herr v. Lamartine aber (Th. VIII., B. 55) läßt Danton sagen: Ihr lasset eben so viel Unschuldige als Schuldige hinrichten, und Robespierre antwortete: ist ein einziger Mensch ohne Urtheilsspruch umgekommen? Hat man Ein Haupt getroffen, welches das Gesetz nicht zuvor geächtet hätte? So wird Danton's Aeußerung von einer menschlichen zu einer leidenschaftlichen, und Robespierre's Antwort von einer schamlosen zu einer ablehnenden.

Als Danton mit seinen Freunden auf Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses eingekerkert worden war und Legendre im Konvente in einer Vertheidigungsrede den letzten verzweifelten Versuch zu ihrer Rettung wagte, da sagt unser Verfasser selbst: (Th. VIII. Ebendas.) „Robespierre wäre bei dem ersten Akte seiner Tyrannei verloren gewesen, wenn er nicht in dem Augenblick in die Sitzung getreten wäre, wo Legendre sprach. Die Betroffenheit der Versammlung, welche sich bei den Worten Legendre's in Unwillen verwandelte, war im Begriffe, Danton als lebendigen Zeugen der Anmaßung des Wohlfahrts-Ausschusses vor ihre Schranken zu rufen. Dantons Seele, im Kerker und durch den Zorn gekräftigt, konnte eine jener Explosionen hervorrufen, welche der Tyrannei ein Ende machen. Robespierre fühlte diese Gefahr mit dem Instinkte des Moments, welcher aus der Gewohnheit der Volksversammlungen und dem festen Willen zu siegen hervorgeht. Er stürzte sich auf die Tribüne und sprach" u. s. w. Unmittelbar aber, nachdem er die Rede angeführt, scheint er diese seine eigenen Worte wieder vergessen zu haben und macht dem Nebenbuhler Danton's ein Verdienst aus dem, was er eben selbst als eine jener Nothwendigkeiten anerkannt hatte, welche über Seyn und Nichtseyn entscheiden. „Hätte Robespierre" — sagt er — „wirklich die Heuchelei affektirt, deren man ihn anklagte, so konnte er sich aus dem Spiele lassen, schweigen und einem ungenannten (?) Comité die Verantwortlichkeit, das Gehässige und die Gefahr der That überlassen. Er schob sich allein vor, um das Comité zu decken (eben hatte er gesagt, daß Robespierre ohne diese Rede selbst verloren gewesen wäre), und persönlich (corps à corps) mit dem mächtigen Rufe Danton's zu kämpfen." Man sieht, es ist unserem Verfasser darum zu thun, Robespierre in der That, welche er selbst als einen Akt der Tyrannei bezeichnet, etwas dem Heroismus Aehnliches anzudichten, und ihn da poetisch zu heben, wo er ihn moralisch fallen lassen muß. Die Wahrheit aber, welcher der Geschichtschreiber dient, ist eine strenge ernste Göttin, welche keine Verschönerung duldet, der sie nicht beistimmen kann. *) (Forts. f.)

Benjamin Delessert, Kaufmann, Gelehrter und Philanthrop.

Benjamin Delessert, am 14. Februar 1773 in Lyon geboren, stammte aus einer protestantischen Familie der französischen Schweiz und folgte der Laufbahn seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, der zuerst in Lyon und dann in Paris etablirt war. Jean Jaques Rousseau, der Freund seiner Aeltern, hatte dem Knaben früh schon Liebe zu den Wissenschaften und insbesondere zur Botanik eingeflößt. Aber auch Benjamin Franklin, der mit seinem Vater eng befreundet war und während seines Aufenthaltes in Paris viel in dessen Hause lebte, hatte auf den Jüngling großen Einfluß geübt und schwebte diesem sein Leben lang als Muster der Humanität vor. Nachdem er auf der Universität Edinburg studirt hatte, trat er nach dem Ausbruche der französischen Revolution in die Militairschule von Meulan ein, wo er sich durch seine mathematischen und anderen Kenntnisse so auszeichnete, daß er nach Vollendung seiner Studien von seinen Kameraden zum Hauptmann der Artillerie erwählt wurde, als welcher er an den Belagerungen von Ypern und Maubeuge theilnahm und zum Kommandanten der Citadelle von Antwerpen ernannt ward. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Leitung des väterlichen Handlungshauses, das er zu einer außerordentlichen Blüthe emporhob. Als Gründer der ersten großen Runkelrüben-Zuckerfabrik, erhielt er von Napoleon den Orden der Ehrenlegion und den Barons-Titel. Er war zugleich Direktor der Bank, Chef einer Legion der Pariser Nationalgarde, Maire des dritten Bezirkes der Hauptstadt und trat 1812 in die Central-Direction der Hospitäler von Paris ein, wo er zum Besten der Armen die ersten Suppenvertheilungs-Anstalten gründete. Als Schatzmeister der neugegründeten „philanthropischen Gesellschaft", welche den Handwerkern Gelegenheit zu gegenseitiger Hülfsleistung gab, stiftete er mit einigen seiner Freunde auch die Société d'encouragement, welche alle Entdeckungen in Künsten und Gewerben unterstützt. Demnächst übernahm er die Leitung der Sparkassen in Paris, welche 1818 ins Leben traten und eine Lieblings-Aufgabe seiner philanthropischen Bestrebungen blieben; seine jährlichen Berichte darüber sind vom höchsten Interesse.

Delessert beschäftigte sich seit seiner Jugend vorzugsweise gern mit Botanik, und dabei kam ihm ein ausgezeichnetes Gedächtniß zu Statten. Wenn er eine Pflanze einmal gesehen hatte, behielt er sie beinahe für immer in der Erinnerung. Einige Botaniker von Fach kamen im Jahre 1845 zu ihm und befragten ihn wegen einer ziemlich seltenen, am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsenden Pflanze, von der Gattung Codon. Er sagte: „Sieht sie nicht so und so aus? — eine Abbildung derselben befindet sich in dem Journal The Botanists Repository vom Jahr 1805 oder 1806." Es traf richtig zu, und doch war seit vierzig Jahren von der Pflanze nirgend die Rede gewesen. — In einer Zeit, da er sich wenig in seinem Herbarium aufhalten konnte, um 1830, pflegte der Aufseher desselben, Guillemin, zu sagen: „Herr Delessert kennt den Platz der Bücher und die Ordnung des Herbariums besser als ich, obgleich er blos zwei Stunden wöchentlich darin zubringt und ich die ganze Woche."

Delessert öffnete sein Museum und seine Bibliothek sehr bereitwillig für Jedermann: seit 1816 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an; er gab mit de Candolle zusammen, von 1820 bis 1846, ein großes botanisches Werk heraus: Icones selectae plantarum. Andere wissenschaftliche Werke ließ er auf seine Kosten veröffentlichen. Er vertrat in der Deputirtenkammer das Departement der Maine und Loire, und neben den Fragen des Staatshaushalts waren es die des Gemeinwohls und der Menschenliebe, die seine Thätigkeit hier bezeichnen. Im Jahre 1828 setzte er durch, daß die Lotterie aufgehoben wurde; so trat er auch gegen die Spielhäuser auf, gegen den Mißbrauch mit den Findelhäusern u. s. w. — Von 1842 an lebte er zurückgezogen, und am 1. März 1847 ist er mit Tode abgegangen.

Wie er einst einen Preis ausgesetzt hatte, welchem Jules David durch das treffliche Lehrbuch moralischen Inhalts: „Vice et vertu" genügt hatte, so hat einer von Delessert's Verehrern, Matthieu Bonafous aus Turin, sich beeilt, jetzt einen Preis von 600 Fres. für die beste Lobrede auf Benjamin Delessert zu bestimmen. Sein Wirken soll in dem Eloge möglichst treu geschildert seyn, und die Akademie von Lyon wird den Preis ertheilen.

---

*) Diese schöne, echt poetische, aber nicht historische Richtung hat unseren Verfasser bei anderen Veranlassungen noch weit mehr über die Gränze der Geschichte hinausgetrieben. Ein auffallendes Beispiel mag hier einen Platz finden. Band V. (Buch 34, Kap. IX.) erzählt er, wie Ludwig XVI. bei seinem Prozesse vor dem Nationalkonvent Tronchet und Target zu seinen Vertheidigern gewählt und Ersterer diese ruhmvolle, aber gefährliche Mission angenommen habe. „Target aber" — fährt er fort — „ein Mann von wohlklingenden Worten, aber furchtsamer Seele, erschrak vor der Gefahr, den Schein der Mitschuld mit dem letzten Gedanken eines Sterbenden auf sich zu laden. Er schrieb dem Konvent einen grausamen und feigen Brief, worin er diese Aufgabe, welche, wie er sagte, seine Grundsätze ihn nicht erwarten ließen, mit sichtbarer Angst ablehnte. Weit entfernt, ihn zu retten, bezeichnete ihn diese Feigheit der einbrechenden Schreckensherrschaft. Seinerseits bestieg er das Schaffot, unvertheidigt und unbeweint." Wie gerecht zeigt sich hier die Nemesis! Wie schön und edel ist die ausgesprochene Gesinnung! Nur die Thatsachen stimmen leider nicht dazu. Target, weit entfernt, das Schaffot zu besteigen, war unter der Schreckensregierung Secretair eines revolutionairen Comités, wurde 1798 Mitglied des Cassationshofes und starb 1807 (am 7. September) unter dem Kaiserreiche in Ehren und Würden (Michaud, Biogr. universelle, Artikel Target.). Auch hatte Target zwar die Feigheit, die Mission abzulehnen und seinen Brief an den Konvent „le républicain Target" zu unterzeichnen; aber, weit entfernt, zu behaupten, seine Grundsätze erlaubten ihm nicht, die Vertheidigung Ludwig's XVI. zu übernehmen, schrieb er in einem zweiten Briefe an den Konvent sehr Vieles zur Vertheidigung des unglücklichen Königs (Hist. du Procès de Louis XVI. par Jauffret T. III., S. 83 u. 96 sind beide Briefe abgedruckt). Target's Sohn hat seitdem in öffentlichen Blättern reklamirt, aber dabei die revolutionaire Thätigkeit seines Vaters unerwähnt gelassen.

Afrika.

Die Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon, ehemals Mascarenhas, liegt unter 20° 51′ 43″ südlicher Breite und 53″ 10′ östlicher Länge.*) Sie ist acht Meilen lang und sechs deutsche Meilen breit. Ihr Umkreis beträgt 22 — 23 Meilen. Sie zählt 108,000 Einwohner, wovon 43,000 Weiße oder Freie und 65,000 Schwarze, d. h. Sklaven, sind.

Wie die meisten Inseln des Indischen Meeres, ist dieses Land vulkanischen Ursprungs. Seine Gestalt, die Bildung der Berge, die ungeheuren Spalten, welche sich hier und da vorfinden, die Lava-Schichten, die man in großer Tiefe entdeckt, die Anzahl der erloschenen Krater: scheinen wenigstens, — so wie der Vulkan, der gegenwärtig noch beständig brennt, — diese Meinung zu rechtfertigen.

Gewöhnlich — und zwar zu unbestimmten Zeiten — fließt nur der Vulkan, der 1824 zum letzten Male auswarf. Dagegen wechselt er oft seine Krater. Der Durchgangspunkt, wo sich diese bilden, kann 6600 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn. Ihre Lava-Ausströmungen verfolgen stets eine schiefe Richtung und brauchen einige Tage, ehe sie das Meer erreichen. Vom Berge bis zum Strande nehmen sie seit Jahrhunderten einen breiten Raum ein, eine traurige Oede, „Pays-brûlé" genannt. Bei Nacht gewährt die Feuersfluth, die langsam von der Höhe nach dem Thale herabfließt, ein herrliches Schauspiel.

Die Form der Insel ist, von Nord-Westen nach Süd-Osten, elliptisch. Eine ansehnliche Gebirgskette theilt das Land, von Norden nach Süden, in zwei an Formation, Klima und Production verschiedene, ungleiche Theile. Der westliche Theil Bourbons wird übrigens durch diese Berge gegen die Winde geschützt, die fast stets aus dem Ost-Süd-Ost wehen, demnach dem östlichen Theil außerordentlich nachtheilig sind.

Unter den Hauptgebirgsspitzen ragen empor: 1) der Piton des Neiges — 9450 Fuß, 2) der Grand-Bénard — 8910, 3) die Salazes — 7200 und 4) der Cimandef — 6850 Fuß über die Meeresfläche.

Es giebt keine eigentliche Ebenen. Aber der Abstand der Berge hat die Bildung gewisser kleiner und großer Thäler gestattet, welche durch die allmälige Ausholzung der damals die Küste schmückenden Wälder nun recht zu erkennen sind. Solche Thäler sind merkwürdig ergiebig. Unrichtig ist überhaupt die Behauptung, der Boden Bourbons sey unfruchtbar. Das Pays-brûlé, einige Sand- und Steinwüsten an der Küste, ausgenommen, findet man überall einen aus Alluvionen, Steinen, vulkanischen Aschen gebildeten, mit vortrefflichem humus mehr oder weniger bedeckten Boden. Seit 1836 nimmt der Kolonial-Ackerbau den dritten Theil der Oberfläche der Insel ein. Es bleiben jedoch die reichen Gegenden des Innern noch ohne Kultur.

Durch bedeutende unregelmäßige, unverständige Ausholzungen hat das Klima einen verderblichen Einfluß erfahren. Bourbon, — das vor 50 Jahren als der gesundeste Ort der Kolonial-Welt, als ein Insular-Paradies gerühmt wurde, — heftigen atmosphärischen Veränderungen nun ausgesetzt, enthält grausame, früher ihm unbekannte Krankheiten. Aus dergleichen Witterungswechsel entstehen die Angine coenneuse, der Flux de sang, die Fièvre tiphoïde de Bourbon, die einen jeden Europäer nach vier- oder fünfjährigem Aufenthalt fast unvermeidlich befallen. Alle drei Krankheiten werden im Verlaufe von einigen Tagen tödtlich und lassen mehr Sterbefälle als Genesungen hinter sich. Eine zweimalige Genesung ist eine Seltenheit.

Die Lage der Hauptstadt der Insel, — der Stadt St. Denis, — auf einer mehr oder weniger nach Norden geneigten Fläche, bietet, in der Beobachtung der meteorologischen Erscheinungen, Unterschiede dar, welche lediglich von der durch den Beobachter angenommenen Stellung abhängen. So kann z. B. das Barometer in der Stadt in einem und demselben Augenblicke, je nach der Höhe des Experimentations-Ortes, um 3 bis 4 Millimeter abweichen.

Nachstehende Ergebnisse, — die ich größtentheils einem ehemaligen Mitarbeiter der Feuille hebdomadaire de l'île Bourbon, dem jüngst verstorbenen H. Gilbert des Molières, verdanke, — sind meistens aus einer 35 Meter über der Meeresfläche erhabenen und ungefähr 1070 Meter von der Küste entfernten Station erlangt worden.

Thermometer. Neunjährige Beobachtungen in der Stadt gaben summarisch folgende Resultate:

Maximum medium der Temperatur des Jahres 28° 13 Cent. = 22° 50 Réaum.
Minimum Medium . . . . 21° 90 . = 17° 50 .
Medium oder mittlere Temperatur . . . . . . 25° 01 . = 20° 00 .

Im Februar 1820 und im Dezember 1825 stieg das Thermometer bis 33 Centigrad (26° 40 Réaumur), Maximum der in der Stadt bis jetzt wahrgenommenen Wärme. — 1842 fiel das Thermometer daselbst bis 15° 15 Centigrad (12° 12 Réaumur), Minimum der beobachteten Temperatur.

Achtjährige Beobachtungen in dem Thale des St. Denis-Flusses, in einer 12 Meter 80 Centimeter über der Meeresfläche erhabenen und 860 Meter von der Küste entfernten Station, liefern die Ergebnisse:

Maximum medium . . . 28° 38 Cent. = 22° 70 Réaum.
Minimum medium . . . 21° 06 . = 16° 85 .
Mittlere Temperatur . . 24° 72 . = 19° 78 .

Aus dem Vergleiche zwischen den mittleren Temperaturen dieser zwei Stationen bewährt sich ein interessantes Faktum, daß nämlich, obwohl das Maximum medium der Temperatur höher ist im Thale als in der Stadt, das Thal-Minimum doch viel niedriger ist als das Stadt-Minimum, so daß die mittlere Thal-Temperatur am Ende doch 029 niedriger ist.

Am 26. Februar 1826 stieg das Thal-Thermometer bis 34° 30 Centigrad (27° 44 R.) Maximum der dort beobachteten Temperatur. Am 15. August 1834 hatte das Instrument daselbst sein äußerstes Minimum angegeben, d. h. 15° 5 Centigrad (12° 4 Réaumur).

Den Naturgesetzen für alle tropischen Länder zufolge, fällt in Bourbon die Temperatur verhältnißmäßig, je mehr man nach den Höhen steigt. Wenn es also in St. Denis 15 Centigrad giebt, so giebt es auf dem Piton des Neiges nur 5. Letzterer Berg verdient übrigens seinen Namen. Das ganze Jahr hindurch beinahe wird von dessen Gipfel, zum Eisbedarfe der Liebhaber, Schnee geholt. Merkwürdig genug ist es, daß man das Eis nicht als Abkühlungsmittel, sondern vielmehr als Luxus-Genuß dort betrachtet.

Barometer. Bei 25 Grad Wärme ist, in der Stadt-Station, die Höhe des Barometers = $28^{z.}\ 2^{l.}\ 2''$. Das Quecksilber wandelt im Laufe des Jahres, über und unter diesem Punkte, in einem Verhältnisse, das sich nicht immer gleich bleibt. Es wechselt zwischen 7 und 10 Millimeter und ergiebt für die ganze Wallung eine mittlere Quantität von 22 Millimeter, welche die mittlere Bahn der Abweichungen der Instrumente in der Kolonie darstellt.

Während der stürmischen Jahre wird die jährliche Wallung viel bedeutender. — Am 1. September 1836 stieg das Barometer bei einer Temperatur von 21° 0 Centigrad bis $28^{z.}\ 5^{l.}\ 8''$. — In demselben Jahre, während des Orkans vom 7. Mai, fiel das Quecksilber bei einer Temperatur von 26° 0 Centig. bis $27^{z.}\ 0^{l.}\ 1''$. — Die Wallung dieses Jahres war also, im Ganzen, — wenn man die Temperatur-Differenz beider Beobachtungs-Augenblicke berücksichtigt, = 40 Millim. 66.

Außer der hier angeführten jährlichen Wallung giebt es noch eine andere, eine tägliche. — Täglich zweimal begiebt sich das Quecksilber über seine mittlere Höhe. Gegen 9 Uhr Morgens findet das Maximum diurnum, zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags das Minimum diurnum statt. Das Maximum nocturnum tritt zwischen 9 und 10 Uhr Abends und das Minimum nocturnum von 3 — 5 Uhr Morgens ein.

Wird der zu Bourbon als Medium erhaltene und zur Höhe der Meeresfläche reduzirte Barometerstand mit dem in Europa unter dem 50ten Breitengrade beobachteten Stande verglichen und die Verschiedenheit der Temperaturen in Betracht genommen, — so ergiebt sich, daß das Barometer in Bourbon um 1 Millim. 58 höher ist als in Europa. Es wäre, unter Anderem, nicht unmöglich, daß die Ostwinde, welche in den tropischen Gegenden das Barometer fortwährend zum Steigen bringen, einen großen Einfluß auf die beständige Höhe des angeführten Mediums ausübten.

Regen. — Quantum des gefallenen Wassers. Die Zahl der Regentage beträgt in St. Denis, Jahr aus Jahr ein, 128. Jedoch sind hier nicht die Nebel- und Wolkentage, die dem Hydrometer kein Wasser gegeben haben, mit einbegriffen.

Nicht gewöhnlich ist der Thau. Der Wasserabfall desselben ist noch nie für ein Instrument, das den hundertsten Theil eines Millimeters wahrzunehmen erlaubt, fühlbar geworden.

Die mittlere Quantität des jährlich in der oberen Stadt gefallenen Wassers beträgt $48^{z.}\ 10^{l.}\ 24''$. Im Thale stieg diese Quantität bis $62^{z.}\ 3^{l.}\ 6''$. Es fällt mithin in das Thal ein Viertel mehr Wasser als in die obere Stadt. Die Menge der wasserartigen Dünste, welche der Wind nach der Gegend des Thals Bourbons treibt und anhäuft, kann zur Erklärung des hier angegebenen Unterschiedes beitragen.

Winde. Schwierigkeiten, die Winde nach ihrer Richtung genau zu beurtheilen, veranlassen, sie nur nach der Hauptrichtung, mit Rücksicht auf Nord und Süd, zu bezeichnen.

Die jährliche mittlere Zahl der Ostwind-Tage beträgt . .	309
Die der Westwind-Tage	56
	365

Länge der Tage. Zu den längsten Tagen gehören die der Dezember-Sonnenwende. Die Sonne geht um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden dann auf und um 6 Uhr 38 Minuten 12 Sekunden unter. Der längste Tag dauert also 13 Stunden 16 Minuten 24 Sekunden. — Bei der Juni-Sonnenwende geschieht der Aufgang um 6 Uhr 38 Minuten 12 Sekunden und der Untergang um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden. Der kürzeste Tag hat demnach 10 Stunden 43 Minuten 36 Sekunden. Die Dämmerung dort zu Lande ist fast nicht wahrnehmbar. Tag und Nacht kommen so zu sagen plötzlich.

Jahreszeiten. Obwohl die alten klassischen Saisons in Bourbon unbekannt sind, so ist doch in agronomischer Hinsicht eine Theilung des Jahres in vier Theile möglich, welche, wenn sie auch keine absolut scharfe Sonderungszüge darbietet, nichtsdestoweniger bemerkbare und für den Ackerbau wichtige Kennzeichen enthalten dürfte.

1ste Jahreszeit: Mai, Juni, Juli. Kältere Temperatur als in dem vorigen und dem nächstfolgenden Trimester. Regen von Zeit zu Zeit. Dieser Regen ist der Kultur höchst vortheilhaft.

2te Jahreszeit: August, September, Oktober. Erhöhung der mittleren Temperatur von Ende September an. Wind. Absolut trockenes Wetter. Regen schadet jetzt dem Ackerbau.

3te Jahreszeit: November, Dezember, Januar. Wärme und Trockenheit. — Kündigen sich Regenwolken frühzeitig an und hört der Süd-Ost-Seewind bei Zeiten auf mit Gewalt zu blasen, so kann man auf ein für die Kolonial-Production ergiebiges Jahr rechnen. Ist das Wetter warm, windig, trocken, — so trifft das Gegentheil ein.

*) Dies ist wenigstens die genaue Lage ihrer Hauptstadt.

4te Jahreszeit: Februar, März, April. Regengüsse im Uebermaße. — Stürme. — Ist die dritte Jahreszeit nicht vortheilhaft gewesen, so können die Pflanzen den nachtheiligen Einwirkungen dieser Periode nicht Trotz bieten.

Nach gewöhnlichem Maßstabe und Anschauung werden aber von den Landesbewohnern nur zwei Jahreszeiten angenommen: die Winterzeit und die Regenzeit.

Während der Winterzeit, vom 1. Mai bis zum 31. Oktober, kömmt der sehr kräftige Wind gewöhnlich von Süd-Ost oder Süd-Süd-Ost. Er beharrt als Seewind öfters hartnäckig während der ganzen Nacht. Das Barometer, das fast immer im Steigen sich befindet, erreicht das Maximum seiner Höhe. Das Thermometer fällt im Laufe des August zu seinem niedrigsten Stande. An der Küste bewegt sich beständig ein unruhiges Meer, welches zuweilen die Verbindungen der Schiffer mit dem Lande unterbricht, ohne jedoch im mindesten mit den Gefahren der Regenzeit zu drohen.

Die Regenzeit, die vom 1. November bis zum 30. April dauert, ist die heißeste. Außerdem ist sie unheilbringend. Die See, die zu der Zeit gewöhnlich schön und ruhig in der Gegend der Küste aussieht, trügt. Während dieser sechs Monate giebt es die gefährlichsten Meeresstrudel und Wasserfluthen. Die allgemeinen Winde (vents généraux) treiben die Regenwolken vorzugsweise auf den östlichen Theil der Insel. Es sind diese Winde, die sich, mit dem Regen verbunden, öfters zu Orkanen gestalten. Nichts Schrecklicheres als dergleichen Katastrophen. Das Meer wächst in einem unglaublichen Verhältniß: Uferswellen, gewöhnlich 3 bis 4 Fuß hoch, erreichen 60 bis 100 Fuß, nebst einer unberechenbaren Kraft; die Luft wird schwer, lästig; sie füllt sich mit Dünsten: der Himmel nimmt matte, metallische Farben an, — Erhöhung der Temperatur bis zu ihrem intensiven Maximum. Abfall des Barometers bis zu seinem niedrigsten Stande. Vermehrung der Regenmasse in einem Verhältnisse, das, mit dem im übrigen Laufe des Jahres gefallenen Wasser verglichen, 9/10 gegen 1/10 ergiebt. Alle kleine Quellen aus den Bergen werden zu Riesenflüssen; sämmtliche niedrig gelegene Ortschaften sind mit Blitzesschnelle unter Wasser. Der Wind lärmt Hunderten von Geschützen gleich; seine Gewalt ist so zügellos, daß Menschen, Thiere, Bäume, ganze Häuser bald niedergeworfen, bald auf ungeheuren Strecken fortgeschleppt werden. — Im Jahre 1829 trieben Meer und Wind ein 300 Lasten starkes Schiff ans Land, stellten es auf den Gipfel des ziemlich hohen Douanengebäudes in Mauritius und ließen es dort zurück. Ein 50 Fuß breiter und 250 Schritte langer steinerner Hafendamm wurde vom nämlichen Sturme in Bourbon umgebogen.

Daß die Orkane dem Ackerbau entsetzlich schaden, ist leicht einzusehen. Seitdem die Zuckerkultur, welche den Boden gegen die Nachtheile des Gußregens prächtig schützt, zugenommen hat, werden solche Nachtheile indessen geringer. Auch braucht nicht das Zuckerrohr, wie der Kaffee-, der Nelken-, der Kakaobaum, mehrere Jahre, um sich nach einem Orkane zu erholen.

Dennoch sind die tropischen Wind- und Regenstürme den Ackerleuten weniger verhängnißvoll als den Seemännern. Bourbon besitzt keinen wirklichen Hafen. Die unsicheren Rheden und die felsenartigen Küsten der Insel bieten bei schlechtem Wetter den Schiffern kein Obdach. Sobald während der Windzeit gefährliche Stürme drohen (die wenigstens stundenweise sich vorhersehen lassen), — giebt es, um Hab', Gut und Leben zu erhalten, ein einziges Mittel; es besteht darin, die Flucht zu ergreifen und die hohe See zu gewinnen; dennoch gehen stets viele Schiffe unter. In den Jahren 1843 und 1844 verschwanden 11 große Fahrzeuge.

Aus obigen Angaben erhellt wohl, daß Bourbon keinen liebenswürdigen Aufenthalt darbietet. Indessen ist dieses Land den Antillen noch weit vorzuziehen. In Bourbon kennt man weder Erdbeben, noch gelbes Fieber, noch giftige Schlangen.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Asien.

Tamerlan's Andenken in der Mongolei.

Im Jahre 1845 kamen Reisende in der Mongolei jenseit des Salzsees nach einem fruchtbaren Thale, wo mongolische Karavanen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nachdem ein patriarchalisches Mahl gehalten worden, langte ein Kind eine Geige mit 3 Saiten von einem Ziegenbockshorn herab und gab sie einem ehrwürdigen Greise. Nun wurde der Sänger, Toolholos genannt, nachdem er eine Schale Milch-Wein getrunken hatte, aufgefordert, den beliebten Gesang von Tamerlan vorzutragen. Alles wurde still, und der Toolholos sang im kräftigen und kriegerischen Tone folgende Strophen:

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten hauste, da waren die „Mongolen ein gefürchtetes und kriegerisches Volk. Unter ihren Schritten wankte der Erdball, und vor ihrem Blick erstarrten die zehntausend „Völker, die unter der Sonne wohnen, im furchtbaren Schrecken.

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele wieder auf„leben! Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!

„In unseren weiten Auen leben wir still und ruhig wie Lämmer, und „doch lodert unser Herz noch ganz in Flammen auf. Immerdar ver„folgt uns das Andenken an Timur's ruhmvolle Zeiten. Wo ist das „Haupt, das uns anführen und aus uns Krieger machen wird!

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„Der junge Mongole hat Kraft genug im Arme, um den wilden „Hengst zu zähmen; von fern erkennt er auf dem Grase die Spur des „irrenden Kameels. Ach! er kann nicht mehr den Bogen seiner Ahnen „spannen, sein Auge nicht mehr des Feindes List entdecken.

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„Auf dem heiligen Berge sahen wir die rothe Binde des Lamas wehen „und die Hoffnung ist in unserem Lager aufgeblüht. Sage uns, o Lama „(Priester), wann das Gebet von deinen Lippen fließt, läßt dich Hormusta „(Gott) in die Zukunft schauen?

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„In des göttlichen Timur's Füßen haben wir das wohlriechende Holz „verbrannt; das Haupt zur Erde geneigt, haben wir ihm den grünen „Thee und die Milch unserer Herden dargebracht. Wir sind bereit, so „flehen die Mongolen, o Timur! und du, Lama, flehe du Glück auf unsere „Pfeile und Lanzen herab.

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele wieder er„leben? Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!"

Als der tatarische Minnesänger dies gesungen hatte, stand er auf, verbeugte sich tief und hängte sein Instrument an die Wand des Zelts. Solche Sänger wandern von Zelt zu Zelt, um die Helden und die Geschichten ihres Vaterlandes zu besingen; in Thibet sind sie ganz besonders geschätzt.

Mannigfaltiges.

— Der Orientalist Beresin. Herr Beresin, Professor der türkisch-tatarischen Sprache an der Universität Kasan, ist vor einiger Zeit von einer auf Kosten der Regierung unternommenen mehrjährigen Reise im Orient zurückgekehrt, die in wissenschaftlicher Hinsicht eine reiche Ausbeute geliefert haben soll. Von Astrachan ausgehend, welches er im Jahre 1842 verließ, durchstreifte er ganz Persien von Norden nach Süden, wandte sich dann nach Bassora und begab sich über Bagdad, Mossul, Aleppo, Beirut nach Jerusalem und Damaskus. Zu Anfang des Jahres 1844 traf er in Alexandrien ein und verbrachte dann eilf Monate in Konstantinopel, wo er sich eifrigst dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, bis er endlich über Odessa und die Krim nach der Heimat zurückkehrte. Der gelehrte Reisende hat eine Anzahl alter Inschriften kopirt, die zum Theil noch unbekannt waren, namentlich in Persepolis und Aleppo, und einige Orte besucht, die bis dahin wenige Europäer betreten hatten, als die Stadt Kerbeleh in der Wüste um Bagdad, ferner Scheich-Gadi, den Wallfahrtsort der furchtbaren Sekte der Jesiden, Sen Hamich in Tebris u. a. m. Durch seine Sprachkenntnisse wurde es Herrn Beresin möglich gemacht, sich besonders mit den religiösen Verhältnissen der Länder zu beschäftigen, und namentlich hat er mit den Guebern oder Feueranbetern eine interessante Bekanntschaft angeknüpft. Wie die Petersburger Zeitung, aus der wir diese Notiz geschöpft haben, berichtet, wird der erste Band seiner Reisebeschreibung mit nächstem im Druck erscheinen; einige Proben daraus sind uns bereits im Moskwitjanin und im Journal des russischen Unterrichts-Ministeriums (J. M. Narodnago Prosweschtschenija) zu Augen gekommen.

— Vorlesungen über Shakespeare. Am 3ten d. M. hat Herr G. B. Wilkinson in seiner Wohnung (Dorotheenstraße Nr. 46) die angekündigten englischen Vorlesungen über Shakespeare's Leben und Werke vor einem gewählten Kreise von Damen und Herren begonnen. Mit Recht durfte Herr W., wie er in der Einleitung gethan, den Namen Shakespeare's als ein magisches Band bezeichnen, welches Engländer und Deutsche umschlinge und die beiden Nationen, die durch Sprachen und Gefühle ohnedies verwandt seyen, in eine einzige große Familie verwandle. So vernachläßigt auch die Kenntniß und das Studium Shakespeare's in seinem eigenen Vaterlande bald nach seinem Tode und in dem folgenden Jahrhundert waren, so verbreitet sind die[...] wir das andere jetzt, und wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten [...] Shakespeare-Verehrer zu überwinden hatten, um sich durch den Staub der Archive und den Wust der Bibliotheken wieder bis zu ihm hinaufzuarbeiten, so erscheinen die Resultate, zu welchem man seit einigen Jahren in dem Studium Shakespeare's und seiner Zeit gelangt ist, um so bewundernswerther. Diese Resultate hauptsächlich sind es, die uns Herr Wilkinson vorlegen will, was um so verdienstlicher ist, als sie in Deutschland nur noch wenig oder bloß nur bruchstückweise (wie z. B. durch unser eigenes Journal, das darüber hin und wieder berichtet) bekannt sind. Wir erinnern nur an J. Payne Collier's so wie an Knight's neuere Forschungen in Bezug auf Shakespeare und seine Zeitgenossen, so wie an die fortdauernd erscheinenden Publicationen der Shakespeare-Society, um Jedem sogleich zum Bewußtseyn zu bringen, daß weder das, was Eschenburg und Franz Horn, noch das, was Tieck und Hermann Ulrici in Deutschland über Shakespeare publizirt haben, vollständig und erschöpfend seyn kann. Deshalb können wir auch hiesige Freunde der Shakespeare-Literatur, die des Englischen mächtig genug sind, um dem Vortrage folgen zu können, nicht genug ermuntern, an diesen Vorlesungen Theil zu nehmen. In der ersten Stunde hat Herr Wilkinson zunächst eine kurze Uebersicht der Geschichte des englischen Theaters bis auf die Zeit Shakespeare's gegeben; in der zweiten wird er jedoch, wie sich voraussehen läßt, zu seinem eigentlichen Thema gelangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

öchentlich erscheinen drei Nummern. ränumerations-Preis 22½ Silbergr. ¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für s ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Donnerstag den 11. November 1847.

Schweden.

Drei Gedichte Tegnér's.

(Züge zu seinem Charakterbilde.)

Die Nachricht von dem Tode Tegnér's und von der bald zu erwartenden Gesammtausgabe seiner Werke hat die Aufmerksamkeit wieder diesem schon lange in Krankheit verstummten, großen schwedischen Dichter zugewendet. Den Vielen, die sich an seiner „Frithjofssage", seinen „Nachtmahlskindern" und seinem „Axel" erfreut haben, dürfte nicht uninteressant seyn, folgende drei Gedichte von ihm in möglichst wortgetreuer Uebersetzung zu lesen. Diese ist nach einer in Stockholm in mehreren Auflagen erschienenen „Sammlung seiner kleineren Gedichte" veranstaltet. Es werden diese drei Gedichte vielleicht ein Beitrag seyn zu der Gemüthsgeschichte des bewunderten, unglücklichen Mannes.

Das Feuer.

Finster lag die Tiefe in Versteinung,
Unerforschlich, gleich Allvaters Meinung,
Formlos, ohne Leib und Geistes baar:
Keine Seel' empfing in ihren Spiegel
Wesenbilder, weil der Schöpfung Siegel
Unerbrochen war.

Ewigkeit in ihren Schlangenringen
Lag und brütete mit schwarzen Schwingen
Ueber der zukünft'gen Welten Spur;
Schlaff des Raumes Zeit lag, unentfaltet,
Keine Stunde war der Zeit veraltet,
Still stand ihre Uhr.

Sieh', da blitzt es! Wie die Nacht sich lichtet!
Leben ist erwacht, und auf sich richtet,
Das im Grabe lag, vom Tod umnißt.
Dinge sondern sich aus Einheitsfluthen,
Himmels Wölbung steigt, und los in Gluthen
Sich die Sonne reißt.

Osten mit Gewalt sich rückt von Westen,
Nordenabwärts will der Süd sich festen,
Aus den Knospen Himmelsrosen blüh'n.
Meer und Land umspannen Tage prächtig,
Keusch erröthend schlägt das Aug' auf nächtig
Nun des Mondes Glüh'n.

Aus erwärmtem Staube schießt die Pflanze,
Hügel steh'n umrauscht von laub'gem Kranze,
Und zu Füßen welkt die Blume still.
Thiere spielen. — Einzig, sonder Gleichen,
Tritt der Mensch auf, deß Gebot umreichen
Erd' und Himmel will.

O, der einigen Natur Pulsiren!
Wuchs in Pflanzen! Leben in den Thieren!
Götterflamme, wer entbrannte dich?
Er, zu dem kein Geist sich mag erschwingen,
Spiegeln wollt' er einst sich in den Dingen —
Zündend sah er sich!

Keine Harfe klingt von deiner Ehre,
Uns're Zeit belächelt Zenda's Lehre,
Vesta's längst erloschenen Altar.
Nur aus Eines Tempels mächt'gen Hallen
Die verlass'nen Opferloden wallen:
Sonne bringt sie dar.

Ueberall, gleich Himmelsathmen schwebend,
Wehst du, nahrungslos im Staube lebend,
Welten zehrend, hungrig fort und fort.
Forschend deinem Wesen nachzujagen
Ist umsonst, du spottest aller Fragen;
Wärmend schweigt dein Wort.

Sag' uns, bist du nicht dieselbe Eine
In des Geistes, in der Sonne Scheine,
In des Dichters Lied, in Lenzes Pracht?
Sey ein Held, sey ein Vulkan der Dräuer:
Bricht da nicht hervor derselben Feuer
Brüderliche Macht?

Schaut der Mond auf jene Burg in Trümmern
Nächtlich: sieh, es beugt ein tief' Bekümmern
Still sich auf des Freundes Leichenstein!
Siehst du Freija's Stern den Abend deuten:
O, da leuchten dir von Nordlands Bräuten
Blicke, friedlich rein!

Himmelsflamme, wenn mein müdes Leben
Zu den blauen Landen will entschweben,
Die vielleicht schon einst sein Heimatsort:
Nimm denn auf den Gast nach Irrsals Mühen,
Mach' ihn, wie Asbest, in deinem Glühen,
Schöner, reiner dort.

Die Polarreise.

Räthsels Ueberdruß zu fliehen
Will der Forscher polwärts ziehen,
Will nicht rasten, bis er stehe
Auf des Erdballs Stirnenhöhe
Und von aller Wesen Grab
Messe Erd' und Himmel ab.

Bald hat Nordmeer ihn geschwungen.
Auf dem Eisberg ihre Jungen
Sonnt die Seekuh. Bären waschen
Brummend weiß sich. Adler haschen.
Inselschwer der Wallfisch fährt
Durch die See, die zornig gährt.

Keins der Schrecken hemmt die Reise.
Hoch im Nord an festem Eise
Wirft er Anker. „Hier, so lange
Als die Sonne rund im Gange,
Wartet meiner. Bis zum Pol
Sind noch hundert Meilen wohl."

Er, den Kompaß in den Händen,
Siehe den Strand zurück sich wenden.
Ueber ew'gen Schnee er gleitet,
Silberblankes Eis sich breitet;
Um des Himmels weit Geleis
Tanzt die Sonne Kreis auf Kreis.

Hier krystallne Leichensteine
Decken der Natur Gebeine;
Nie ist Leben hier entsprossen,
Seit die Schöpfung Licht ergossen.
Ohne Wachsen, unbewegt
Hier der Tod sein Schweigen hegt.

Ihn nur ferner treibt's vom Süde!
Ist er Wanderns, Wachens müde,
Baut sein Bett er sich ins helle
Eis und schläft, gehüllt in Felle,
Thiergestalter; jede Rast
Nähert ihrem Ziel die Hast.

Endlich, endlich es sich zeiget!
Siegend auf den Pol er steiget,
Auf die Achse! Wie es brauset
Aus der Tiefe! Schwingend sauset
Um sich her des Erdballs Wucht,
Klirrend in des Wirbels Flucht.

Nun verlegen, nun voll Grauen,
Rückwärts will den Weg er schauen —
Weh, welch Zauber muß ihn festen?
Wo ist Osten, wo ist Westen?
Wo ist Süd und Norden nur?
Nirgend Zeichen, nirgend Spur!

Und des Abgrunds Donner brüllet:
„Thor, von Wissensdunst erfüllet:
Hat denn Richtung, gleich den andern,
Auch der Punkt, d'rum Welten wandern?
Jedem Gast er Fesseln schlägt;
Nur der Tod die Schlüssel trägt."

Stündlich wird der Schatten länger,
Stündlich ihr Zirkel enger,
An den Rand die Sonne rücket,
Bis den letzten Strahl sie zücket.
Stolzes Ich, in Eis erstarret,
Dort des Richtertages harrt.

Schwermuth.

Ich stand auf meiner Lebenshöhe Säumen;
Die Wasser konnt' ich dort geschieden seh'n
Und zwiefach abwärts ihre Wellen schäumen —
O, droben war es hell, war schön zu steh'n!
Zur Sonne blickt' ich, dann zu blauen Räumen,
Wo der gesunk'nen sanft're Kinder geh'n;
Zur Erde blickt' ich — sie war jung in Klarheit,
Und Gott war gut, und bei den Menschen Wahrheit.

Da stieg der Schwermuth Alp schwarz auf mit Grollen.
Ins Herz unheimlich fest biß er sich mir:
Und siehe, Sonn' und Sterne plötzlich rollen
Verfinstert, öd' und wüst wird's dort und hier,
Im trüben Herbst ist aller Glanz verschollen,
Vergelbt der Hain, geknickt der Blumen Zier.
Das Leben stirbt im eisigen Gemüthe
Der Muth wird welk, ab fällt der Freuden Blüthe.

Was will, o Wirklichkeit, mir deine todte
Und stumme Masse? Ach, sie drückt mich, rauh!
Wie bist erbleicht du, Hoffnung, rosenrothe!
Wie du ergraut, Erinn'rungshimmelblau! — —
Und selbst mein Lied — zum Ueberdruß ein Bote,
Daß ich die eitle Seiltanzmühe schau'!
Wer mag mit deinen Gaukelbildern sprechen,
Nur abgeschäumt von lauter Oberflächen!

Doch dich, Geschlecht der Menschen, muß ich preisen,
Dich, Gottes Bild, so scharf man's treffen kann? —
Zwei Lügen nur hast du mir aufzuweisen,
Die eine heißet Weib, die and're Mann.
Von Treu' und Glauben giebt es alte Weisen —
Am besten stimmt man sie im Tenge an.
Du Himmelskind! Dein einz'ger Wahrheitsspiegel
Ist auf die Stirn gebrannt dein Kainssiegel.

Ein lesbar Zeichen! Gott selbst hat's gegeben!
Wie hatt' ich auf die Ueberschrift nicht Acht?
Ein Leichenduft durchzieht der Menschen Leben,
Vergiftet Lenzes Lust und Sommers Pracht.
Der Duft mag aus dem Grabe wohl sich heben?
Man mauert's zu, stellt Marmor d'rauf zur Wacht —
Ach, nur Verwesung ist der Hauch des Lebens
Allüberall, ihr sperret ihm vergebens!

Sprich, Hüter, wird die Nacht zum Morgen leiten?
Lebt noch die Sonne, die mir gestern schien? —
Der halbverzehrte Mond fährt fort, zu gleiten,
Verweinten Aug's die Sterne weiter zieh'n;
Mein Puls schlägt rasch, wie einst in jungen Zeiten,
Doch schlägt er nicht zu Ende meine Müh'n.
Wie lang, wie endlos zählt er mir die Schmerzen;
Weh meinem blutenden, zernagten Herzen!

Mein Herz? — Es glüht keins auf des Busens Herde!
Nur Urne ist's, des Lebens Asche d'rin:
Erbarme dich, du grüne Mutter Erde,
Und nimm die Todtenurne endlich hin —
Denn hier verwittert sie — ob still nicht werde
Im Staub der Staubesschmerz, deß Spreu ich bin!
Das Findelkind der Zeit, der Schul' entronnen,
Vielleicht den Vater sieht's — jenseit der Sonnen.

H.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Auf noch grellere Weise ist die Geschichte in einem anderen Zuge verletzt, welcher der Hinrichtung Robespierre's vorausging. Bei dieser Gelegenheit wird Barrère ein Wort in den Mund gelegt, das den Diktator gleichsam verleumden soll. Wie es aber in Wahrheit gesprochen worden, beweist es nur, daß die Blutmenschen, wie die Drachensaat des Kadmus, vom Schicksale oder vielmehr von der rächenden Gottheit dahin gebracht war, sich gegenseitig selbst zerfleischen zu müssen. „Sie" (die Mitglieder des Heilausschusses) — sagt nämlich unser Verfasser — (Th. VIII. B. 58. Cap. 18.) — „affektirten, die Hinrichtungen des revolutionairen Tribunals auf ihn (Robespierre) allein zu schieben und ihn in ihren vertraulichen Mittheilungen als den unersättlichen Vertilger ihrer Kollegen darzustellen. Er mag — sagte Barrère — die Köpfe Tallien's, Bourdon's, Legendre's verlangen; darüber kann man sprechen. Aber die Köpfe aller Konventsglieder, welche ihn beunruhigen — solchem Blutverlangen kann man nicht genügen!"

„Solchem Blutverlangen kann man nicht genügen!" Das wäre im Munde des Anakreons der Guillotine freilich eine Heuchelei, eine Insinuation gegen Robespierre gewesen, der allerdings das zweideutige Lob verdient, weniger Opfer geschlachtet zu haben, als Barrère's damalige Verbündete, Billaud Varennes, Collot d' Herbois, und vielleicht als dieser Barrère selbst, der zwar von Herzen nicht blutdürstig war, aber aus Feigheit bei allen Mordscenen der späteren terroristischen Zeit in den vorderen Reihen stand. Doch die ganze Aeußerung ist eben hinzu gedichtet und der gute Barrère ganz mit Unrecht beschuldigt, sich so bitter gegen Blutvergießen ausgesprochen und Robespierre bei dieser Gelegenheit der Unmenschlichkeit bezüchtigt zu haben. Gehen wir der Quelle nach, so stellt sich die Sache ganz anders dar: Barrère richtete nämlich die Worte, welche hier in einer verbesserten Auflage wiedergegeben werden, an den Geschworenen Vilate, der sie (Causes sec S. 201) selbst erzählt. Weit entfernt, sich auf den Standpunkt des Mit der Menschlichkeit, der Milde zu stellen, hatte er wenige Tage vorher Lieblingswort wiederholt: Nur die Todten kommen nicht wieder (il n'y a les morts qui ne reviennent pas), und an demselben Tage (21. Messidor Wüthrich Joseph Lebon im Konvent vertheidigt. Aber Robespierre hatt den Jakobinern ihn und das Comité heftig angegriffen. Darauf sagte B. zu late: „Ich bin der Menschen überdrüssig (je suis saoûl des hommes)." „Wa mag er dich wohl angegriffen haben?" fragte dieser. „Dieser Robespierre unersättlich", antwortete Barrère. „Weil man nicht Alles thut was er w muß er gleich die Brücke zwischen uns aufziehen (il faut qu'il rompe la glac avec nous)! Spräche er von Thuriot, Gouffroi, Rovère, Lecointre, Cambon, von dem Monestier, der meine ganze Familie geplagt hat, ganzen Dantonschen Schweife (de toute la séquelle Dantoniste) — wir kö uns verständigen. Wollte er noch Tallien, Bourdon de l'Oise, Legendre, ton dazu (die nachmaligen Thermidoristen) — in Gottes Namen (à la bo heure)! Aber Duval, Audoin, Léonard Bourdon, Vadier, Bouland — da können wir nicht willigen"! Diese Letzteren waren nämlich Mitglieder allgemeinen Sicherheitsausschusses, der im Verein mit dem Heilsaussch faktisch das Direktorium der Republik bildete und die Ehre hatte, in au ordentlichen Fällen mit zu der Obermetzel- und Schlächterbehörde zugez zu werden. Die Proskribirten sahen ein, daß, wenn sie Männer aus i Mitte zu den Proskriptoren stellen ließen, ihre Köpfe gewaltig wackeln demnächst dem Diktator auch zu Füßen gelegt werden würden. Das konnte freilich nicht wollen, und daher ihre ganz natürliche Weigerung. *) So we aber in dieser Aeußerung Barrère's „affektirt" wird, die in dieser Zeit so hä gen Hinrichtungen auf Robespierre zu schieben, eben so wenig bezweckt sie e Aufreizung oder gar Verleumdung gegen ihn. Sie ist nichts, als der Ausdr seiner eigenen Angst vor dem Ausgange des unvermeidlich gewordenen Kampf mit dem Uebermächtigen und stellt die Lage der Dinge treu, aber frei in einem ganz anderen Lichte dar, als sie in der verschönernden Darstellung unseres geistreichen Verfassers erscheint. Wenn aber so Robespierre's Kollege nicht über die Zahl, sondern über die Wahl der Köpfe stutzig geworden waren so hatten sie wohl auch weniger gegen seine Verkündung der Gottheit (a 20. Prairial) als gegen die Vorzeichen seiner unumschränkten Diktatur einzuwen den, welche dieselbe begleiteten. Wir müssen offen gestehen, daß wir unsererseits das Entzücken zu theilen nicht vermögen, in welches unser Verfasser über d allerdings schönen Worte und würdige Anerkennung der großen ewigen Wah heiten geräth, welche Robespierre bei dieser Gelegenheit aussprach. Die Le von Gott in Begleitung geschärfter Blutgesetze, das Wort von der All ohne eine des Allgütigen würdige That steht, unserer Meinung nach ein Gotteslästerung ähnlicher, als einer Gottverehrung. Wir zweifeln dann nicht, daß es Robespiere in der That ernst war, der von den Hebertisten gepred Gottlosigkeit ein Ende zu machen, und daß er selbst ein Ideal in seinem Her trug, das besser war, als seine Thaten. Aber wir sind auch überzeugt, dieses, in dieser vorgerückten Epoche seiner Wirksamkeit, ih durch viele unedle Beimischung sehr getrübt war und er in der Verkündu der Alleinherrschaft Gottes seine eigene Alleinherrschaft vorzubereiten dach Das mindestens ist gewiß, daß es seinen Kollegen auf Prinzipien gar wen ankam und, was sie stutzig machte, eben diese autokratischen Veranstalte waren. Er affektirte, sich während des Zuges in bedeutender Entfernung vo seinen Kollegen zu halten, ließ lange auf sich warten, setzte sich allein auf di Höhe des für das Fest vorbereiteten Berges, kurz, gab alle die Zeichen, welch auch den römischen Senat so sehr gegen Cäsar verstimmten. Dies Alles er zählt auch unser Verfasser treulich und mit der ihm eigenen unvergleichliche Schönheit der Darstellung. Aber — er läßt dabei wieder die ent scheidenden Worte aus, welche die schöne Rede Robespierre's in ei entsetzliche verwandeln und der erhebenden Feier den Werth rauben, die Wo nämlich, von welchen schon ein französischer Geschichtschreiber sagte: Ces m ont fait manquer à l'inepte rhéteur le trône de France, die Worte, we das Fest der Gottheit als einen zu keiner weiteren Konsequenz führenden F rientag in der täglichen Mordbeschäftigung darstellen. Diese Worte laute „Volk, überlassen wir uns heute dem Entzücken reiner Freude. Morge wollen wir die Laster und die Tyrannen weiter bekämpfen." A der Mordpoesie in die Mordprosa übersetzt heißt dies nämlich: morgen s die Guillotine wieder Dutzende von Köpfen abmähen! Was vermögen neb diesem Worte des Gräuels, das schon zwei Tage später (22. Prairial) z entsetzlichen That, zu verschärften Blutgesetzen ward, was vermögen dageg die schönen Phrasen, welche unseren Dichter so sehr entzücken?

Um Fest und Priester recht identisch zu machen, führt unser Verfasser d Apostrophen der wüthenden Reste der Hebertistischen Faction, des Abschaum der Menschheit, an den Wiederhersteller der Gottverehrung treulich an. De Ausruf eines Deputirten aber (wahrscheinlich Lecointre's von Versailles): „Ro bespierre, ich liebe Dein Fest, aber Dich verabscheue ich (Robespierre, j'aim ta fête, mais toi je te déteste)", kann bei ihm keinen Raum finden, weil durch die Richtigkeit des darin enthaltenen Urtheils gar zu sehr enttäuschen würd

Robespierre's Kollegen im Wohlfahrtsausschusse freilich nahmen die de neu anerkannten Gottheit bestimmten Menschenopfer (wenn sie nur sicher wa ren, nicht selbst dazu zu gehören) gewiß wohlgefälliger auf, als diese Aner kennung selbst. Wenn es ihnen aber bedenklich erschien, daß der neue Pontife schon einen Altar gefunden hatte, wo man ihm opferte, so können wir ihnen

*) Aus diesem Gesichtspunkte wird die Sache auch von Thibaudeau (I., 82) Thiers (II., 83 der Brüsseler Ausgabe), Mignet (C. IX.) und fast allen bedeutenden französischen Geschichtschreibern angesehen.

arin nicht Unrecht geben.*) Mag das alte Weib, das Catherine Theot**) ieß und sich die Mutter Gottes nennen ließ, noch so sehr Thörin gewesen eyn, mag der alte Don Gerle, wenn auch Mitglied der konstituirenden Versammlung, ihr an Thorheit nicht nachgestanden seyn: daß die reiche, schöne, ristokratische Frau von Amacanthe sich dem neu erstandenen Orden anschloß nd eifrig Proselyten für ihn warb, daß Robespierre sich mit ihr in Verbindung setzte, und daß er, der so leicht Verrath witterte, wenn man ihm überläßig huldigte — daß er dieser Komödie die Hand bot, diese Apostel seiner rovidentiellen Bestimmung, so lange er konnte, in Schutz nahm und, als er es icht mehr konnte, mit seinen Kollegen brach — das giebt doch in der That Manches zu denken! Man sage nicht: wie konnte er in dem revolutionairen ngläubigen Frankreich von solchen Possen einen Erfolg erwarten? Die Geschichte der römischen Kaiserzeit, wie die früheren und späteren Epochen (der ranzösischen Revolution mit inbegriffen), lehrt hinlänglich, daß gerade das glaubensleere Herz dem unsinnigsten Aberglauben am leichtesten zugänglich ist, der die Masse desselben annimmt. Wenn Cagliostro und St. Germain so viele Adepten in den höheren Kreisen fanden, wenn der Unfug der Rosenkreuzerei und anderer mystischen Wahnlehren so lange verbreitet war und zum Theil noch ist, wenn vornehme und gelehrte Herren dem heiligen Rocke in Schaaren zueilten, warum hätte die ohnehin fanatisirte Masse der Jakobiner nicht auch diesem Fanatismus theils Gläubige, theils Heuchler liefern können? Wahrlich, Vielen war kaum besser zu Muthe, als sie ihrer Göttin der Vernunft abschworen, um Gott wieder anzuerkennen, und sie schämten sich dieses vermeintlichen Fanatismus kaum minder, als sie sich des wirklichen Fanatismus geschämt hätten, dessen Priesterin die Theot war. Auch das Vae victis ist nicht zu vergessen, und es mag wohl in diesen Zusammenkünften Manches vernünftiger und entsprechender gelautet haben, als es uns jetzt erscheint, wo die siegende Partei ein Interesse dabei hatte, in der Theot Robespierre lächerlich zu machen, die besiegte aber die Sache gern als einen Narrenschwank darstellte, wozu der Diktator nur gelächelt habe. Daß Robespierre die Apostel dieser Lehre dazu brauchen wollte, wozu später Napoleon den Papst, klingt lächerlich, mag aber ganz wahr seyn. Freilich war Napoleons Mittel großartig und welthistorisch, Robespierre's wäre nur abenteuerlich und unvernünftig gewesen. Wohl! Dann verhalten sich diese Mittel gerade zu einander, wie sich Robespierre zu Napoleon verhält.

Wie dem auch sei, daß das Zusammentreffen dieser Alfanzereien und jener Blutgesetze mit seiner Verkündigung des Gottesglaubens geeignet war, nicht nur seinen Kollegen, sondern auch der Nachwelt manchen Verdacht einzuflößen, ist schwerlich zu leugnen. Sehen wir aber die an sich so hohen Preis verdienende Wiedereinführung der Verehrung Gottes von Aberwitz begleitet, von Mordgesetzen gefolgt, so ist es uns — wir gestehen es — kaum begreiflich, wie unser trefflicher Verfasser sie und ihren Urheber mit folgenden Worten enthusiastischer Begeisterung preisen kann (Th. VIII, B. 58, Kap. 6.): „Solche Worte waren vielleicht nie in einer berathenden Versammlung ertönt. Es war die Politik (schlimm genug!) zur Höhe des religiösen Typus der Philosophien erhoben, der Heldenmuth in der Beredtsamkeit, das Apostelat im Tode! Den Himmel mit der Erde durch dieses Band eines vernunftgemäßen Glaubens und Gottesdienstes zu verbinden, das war für ihn (Robespierre) die Erfüllung der Revolution. Von dem Tage an, wo Vernunft und Freiheit sich im Gewissen an Gott knüpften, hielt er sie für unsterblich, wie die Gottheit selbst, und mochte wohl nach diesem Tage streben."***) (Fortsetzung folgt.)

China.

Menschen und Sitten in China.

Wir haben unseren Lesern vor nicht langer Zeit (Nr. 95, 99 u. 101 des Magazins) eine Reihe von Auszügen aus Fortune's „Wanderungen in China" vorgelegt. Die hier folgenden Skizzen — demselben Werke entnommen und jene früheren Auszüge vervollständigend — enthalten abermals der neuen und interessanten Beobachtungen so manche, daß unsere Leser gewiß gern darauf zurückkommen. — Es war in Schanghai, wo wir unseren Reisenden seinen Bericht abbrechen ließen; ebendaselbst mag er nunmehr seine Erzählung wiederum anknüpfen.

*) Wir müssen bekennen, daß die französischen Geschichtschreiber, welche freilich kompetenter, als wir, in der Beurtheilung dieser Frage sind, wie Thiers, Mignet, selbst Lantin Beauchard — der sonst sonst ungerecht gegen Robespierre ist und seinen Fanatismus fast immer für Bosheit hält — so wie viele Andere, auf diese Farce eben so wenig Gewicht legen, als unser Lamartine. Aber Manches wird zur Farce, wenn es mißlingt, was bedeutend geworden wäre, hätte der Erfolg es gekrönt, und manche Farce spielt eine Rolle in der Geschichte.

**) In Vadier's Bericht an den National-Konvent wird sie aus Malice Katharine Theos genannt, um an das griechische Wort zu erinnern und ihre Gott-Usurpation lächerlich zu machen. Aber die Poesie dieses Namens lächelt unserem phantasiereichen Geschichtschreiber, und er nennt sie in allem Ernst so. Vilate (Mystères de la mère de Dieu dévoilées S. [illegible]) schreibt diese absichtliche Namensverwechselung Barrère zu, welcher den unter Vadier's Namen abgegebenen Bericht über die Theot eigentlich verfaßt habe. Auch er, einer der Geschworenen des revolutionairen Tribunals, sagt (S. 309): L'ambitieux Robespierre connaissait la faiblesse du vulgaire. Voulant mettre à profit les erreurs de la terre .... il imagina de soigner, de conserver comme pierre d'attente les extravagances de la mère de Dieu en même tems qu'il méditait sa religion nouvelle à l'Etre suprême afin .... d'acquérir une prépondérance souveraine.

***) Es ist so selten, daß der Deutsche spottet, wo der Franzose hohen und heiligen Ernst übt, daß uns unwillkürlich als Gegenstück zu diesen begeisterten Worten das Epigramm eines damaligen deutschen Journalisten einfällt:

Darfst, lieber Gott, nun wieder seyn,
So will's der Schach der Franken!
Mußt durch ein schneeweiß Engelein
Dich hübsch bei ihm bedanken!

1. Schanghai.

Schanghai ist der nördlichste der fünf Häfen, die dem fremden Handel geöffnet sind, und liegt ungefähr hundert (engl.) Meilen nordwestlich der Insel Schusan. Die Stadt erhebt sich auf dem linken oder nördlichen Ufer eines schönen Flusses, etwa zwölf Meilen von der Stelle, wo dieser sich in den Yang-Tze-kiang ergießt. Als ich gegen Ende des J. 1843 Schanghai zum erstenmale besuchte, war der britische Konsul — Capitain Balfour — eben erst angekommen und für die Aufnahme von Fremden noch nicht die geringste Einrichtung getroffen. Ich konnte gleich einigen anderen Reisenden nur in einem großen öffentlichen Gebäude ein Unterkommen finden, wo wir sehr schlecht aufgehoben waren. Ließen wir uns auf den Straßen sehen, so wurden wir von Haufen Volks, die sich nicht immer auf die höflichste Weise benahmen, verfolgt. In der That war der Name: Kwei-tsé (Teufelskind), mit dem man uns beehrt hatte, nicht geeignet, uns das allgemeine Wohlwollen zu erwerben, und er hatte namentlich die Kinder mit solchem Schrecken erfüllt, daß sie uns nur mit einem abergläubischen Entsetzen betrachteten. Der Konsul führte endlich Klage bei dem Gouverneur von Schanghai, und so groß ist im Grunde die Gelehrigkeit dieses Volkes, daß einige Verweise des Mandarinen hinreichten, uns vor allen weiteren Unannehmlichkeiten sicher zu stellen.

Die Straßen von Schanghai sind meist eng und wimmeln den ganzen Tag über von einer geschäftigen Bevölkerung. Die Waaren, welche besonders die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind, außer den Seidenwaaren und Stickereien, der rohen und gesponnenen Seide, dem Porzellan, den vollständig fertigen, mit allen Arten von Pelzwerk besetzten Anzügen, auch jene langen Pfeifen mit ihren elegant ausgeschnitzten Röhren, Tapeten, Bronzen und alle die Antiquitäten, die in den Augen der Chinesen einen so absonderlichen Werth besitzen. Natürlicherweise beschäftigt sich der Handel hauptsächlich mit dem Vertrieb von Lebensmitteln, und es hat oft seine Schwierigkeit, sich in den Straßen einen Weg durch die mächtigen Vorräthe von Fischen, Fleisch, Früchten und Gemüse, wie sie an den Vorderseiten der Buden aufgehäuft sind, zu bahnen. Der Restaurationen, der Theehäuser, der Pastetenbäckerbuden giebt es unzählige, große und kleine, ansehnliche und unansehnliche. Mit einigen Stücken Kupfermünze — es gehen ihrer 1000 bis 1200 auf den Dollar — speist ein Chinese bei Reis, Fisch, Gemüse und Thee ganz comfortable zu Mittag.

Die Gegend um Schanghai ist fruchtbar, doch bringt sie wenig ihr eigenthümliche Gewächse hervor. Allein Schanghai ist reich an solchen Pflanzen, die aus anderen Theilen des Reiches dorthin gebracht worden sind. Unglücklicherweise fand ich hier nicht, wie in Ningpo, Gärten, die von reichen Leuten unterhalten wurden; in dieser Beziehung giebt es keinen größeren Unterschied, als den zwischen diesen beiden Städten. Es blieb mir also, wenn ich meine Sammlungen vermehren wollte, nichts Anderes übrig, als zu den zahlreichen Baumschulen, die durch die Speculation ausgebeutet werden, meine Zuflucht zu nehmen. Es wollte mir indessen nicht sogleich gelingen, Zutritt zu diesen Anstalten zu erhalten, da die Chinesen aus Gründen, die ich noch immer nicht recht begreifen kann, mir schlechterdings über die außerhalb der Stadt gelegenen Etablissements dieser Art keine Auskunft geben wollten.

„Wenn Ihr Blumen haben wollt", — sagten sie mir, — „so könnt Ihr in den Buden in der Stadt genug finden; warum wollt Ihr sie nicht dort kaufen? Kaufen die Leute von Schanghai doch dort ein!" — „Aber das, was ich wünsche, ist in den Buden nicht zu haben." — „Nun, so sagt uns nur, was Ihr begehrt, und wir werden es Euch verschaffen." — „Wie kann ich das, da ich das chinesische Wort nicht weiß, und müßtet Ihr nicht, wenn ich es Euch auch sagte, ebenfalls in die Gärten, wo es zu haben ist, schicken?" — „Freilich wohl." — „Es giebt also solche Blumengärten?" — „Es giebt ihrer wohl, aber sie liegen sehr entfernt."

Ich kannte die Chinesen bereits hinreichend, um zu wissen, daß sie mir die Wahrheit nicht sagen würden, wenn sie nicht ein Interesse hätten, sie zu sagen. Ueberdies braucht man nur die in der Stadt zum Verkauf ausgestellten Pflanzen anzusehen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht weither kommen konnten. Inzwischen blieben alle meine Versuche erfolglos, bis mich ein glücklicher Zufall über die Zähigkeit der Chinesen triumphiren ließ. Ich wollte eben eines Abends, nachdem ich den Tag wiederum unter erfolglosen Bemühungen zugebracht, mit meinem Bedienten durch das nördliche Thor in die Stadt zurückkehren, als ich einen mir unbekannten Vogel bemerkte und ihn durch einen Schuß aus meiner Flinte erlegte. Alsbald sah ich mich von einem Haufen Kinder umringt, die aus der Nachbarschaft herbeigelaufen kamen und mein Gewehr bewunderten. Nachdem ich ein paar Minuten mit ihnen geschwatzt, fragte ich, ob mich Einer zum nächsten Blumengarten, wo ich einige Blumen einkaufen wollte, bringen könnte? — „Lei-lu, lei-lu!" (komm her, komm her!) schallte es aus einem halben Dutzend Kehlen, und ich bemerkte zu meinem großen Erstaunen, daß ich mich dicht an der Thür eines schönen Gartens befand, dessen Eigenthümer eine Blumenbude in der Stadt besaß und mit dem ich eben das oben mitgetheilte Gespräch gehabt hatte. Es war schon zu spät, um irgend etwas in Augenschein nehmen zu können, ich begnügte mich deshalb, mir den Ort zu merken, mit dem Vorsatze, den nächsten Tag wiederzukommen; allein auch an diesem scheiterte ich mit meinem Plane. Man hatte ein Kind als Posten ausgestellt, das, sobald es mich bemerkte, auf und davon rannte und Lärm machte. Noch ehe ich bis zur Thür gelangte, war sie schon abgeschlossen und verbarrikadirt, und weder Versprechungen noch Bitten waren im Stande, sie zu öffnen. Den nächsten und den darauf folgenden Tag ging es eben so, wiewohl ich beide Mal einen verschiedenen Weg eingeschlagen hatte, um so die Aufmerksamkeit der ausgestellten Schildwache zu hintergehen. Ich mußte also zu anderen Mitteln greifen. Ich erzählte dem britischen Kon-

sul, Herrn Balfour, mein Mißgeschick und ersuchte ihn, er möchte mich durch einen der chinesischen, dem Konsulat beigegebenen Beamten begleiten lassen, damit dieser den Leuten erklären könne, daß ich nur einige Blumen kaufen wolle und sicher Nichts gegen ihren Willen nehmen werde. Als ich am anderen Tage mit dem chinesischen Beamten bei dem Garten ankam, stand die kleine Schildwache wieder auf ihrem Posten, und wir hörten, als sie ihr Zeichen gegeben, wie man auf die hergebrachte Art die Thür schloß und verbarrikadirte. Wir klopften an, aber erhielten keine Antwort; das Haus schien verlassen zu seyn. Der Beamte, der wußte, daß die ganze Familie hinter der Thür steckte, begann nun den guten Leuten eine Rede zu halten, in der er sich über ihre lächerliche Furcht lustig machte. Nach einigen Minuten hörten wir — Dank seiner Beredtsamkeit — ein Geräusch in dem Buschwerk des Gartens, und bald darauf hatte die Familie so viel Muth gefaßt, daß sie anfing, ihren Feind durch die Thürspalten zu rekognosziren. Wir mußten jedoch noch einige Zeit parlamentiren, ehe die Riegel weggeschoben und wir in das Heiligthum eingelassen wurden. Das Eis war nun gebrochen. Mit Hülfe meines Begleiters erlangte ich bald Eintritt in mehrere Gärten, und, wiewohl es Winter war, hatte ich bald eine Anzahl von Pflanzen zusammen, die sich zur Blüthezeit als nicht nur bisher unbekannten Arten zugehörig, sondern auch als sehr schöne Blumen erwiesen.*)

Mannigfaltiges.

— Russischer Guano. Im nördlichen Eismeer, beim sogenannten czechischen Meerbusen (Tschesсhskaja guba) liegt die Insel Kalgujev, die zum Gouvernement Archangel gehört. Auf keinem der Eilande des nördlichen Oceans oder des Weißen Meeres findet man so viele wilde Gänse, Schwäne und Enten, als auf Kalgujev, wo sie des Sommers in Schaaren vom Südwesten her erscheinen und sich bis Ende Septembers aufhalten. Die russischen Promyschleniks besuchen diese Küste schon seit uralten Zeiten, um den Vogelfang zu betreiben und Eiderdaunen einzusammeln; aber Niemand war bisher auf den Gedanken gekommen, daß die zahllosen Schwärme von Zugvögeln, die während der Sommerzeit auf Kalgujev hausen, ungeheure Lager von jenem kostbaren Dünger gebildet hätten, welchen die Engländer sich aus der Südsee holen und mit schwerem Gelde aufwiegen. Erst vor kurzem lenkten die Russen ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und das Handlungshaus Gribanov, Fontaines und Lühre in Archangel wirkte von der Regierung die Erlaubniß aus, den Guano auf allen innerhalb der Gränzen des Reichs gelegenen Inseln des Weißen Meers und des nördlichen Oceans einzusammeln und zollfrei auszuführen. Nach Gewährung dieses Privilegiums hat das genannte Haus ein Fahrzeug unter dem Kommando eines erfahrenen Schiffers nach Kalgujev, als dem Hauptsammelplatz der gefiederten Wanderer, abgefertigt, um dort seine Operationen zu beginnen — mit welchem Erfolg, ist noch unbekannt. Wenn indeß das Unternehmen zu einem günstigen Resultate führt, so kann der Dünger bald ein wichtiger Handels-Artikel werden, und da es leicht seyn wird, ihn auf den Flüssen Dwina, Onega und Mesen nach allen Theilen der Statthalterschaft Archangel zu transportiren, so hofft man, daß seine Anwendung zur Beförderung des Ackerbaues in diesem von der Natur vernachlässigten Lande nicht wenig beitragen werde.

— Zur Statistik des Bürgerkrieges in der Schweiz. Nachstehende Eintheilung der 22 schweizer Kantone giebt zugleich eine Uebersicht von dem geschichtlichen Anwachsen der Eidgenossenschaft. Es zerfallen die einzelnen Kantone in: A. die Vororte: 1) Zürich (seit 1351), 2) Bern (seit 1353), 3) Luzern (seit 1332); B. die Urkantone: 4) Uri, 5) Schwyz, 6) Unterwalden (sämmtlich seit 1308; Unterwalden seit 1114 und 1150 getheilt in die Halbkantone: Ob dem Wald und Nid dem Wald); C. die späteren ältesten Kantone: 7) Glarus (seit 1352), 8) Zug (seit 1362); D. die alten Kantone: 9) Freiburg (seit 1481), 10) Solothurn (seit 1481), 11) Basel (seit 1501, aber seit 1833 getheilt in die Halbkantone: Basel-Stadt und Basel-Land); 12) Schaffhausen (seit 1501), 13) Appenzell (seit 1513, und zwar seit 1597 getheilt in die Halbkantone: Außer- und Inner-Rhoden); E. die neuen Kantone: 14) St. Gallen, 15) Graubündten, 16) Aargau, 17) Thurgau, 18) Tessin, 19) Waadt (alle sechs in Folge der französischen Revolution, seit 1798 und 1803); F. die neuesten Kantone: 20) Wallis, 21) Neuenburg und 22) Genf (alle drei seit Wiederherstellung des Friedens im J. 1815). Die hier gegebene Nummernfolge bildet auch die Reihefolge, in welcher die 22 Kantone auf der Tagsatzung abstimmen.

Der gegenwärtig in der Schweiz ausgebrochene Bürgerkrieg sieht die 22 Kantone in drei Lager getheilt, von denen a) der Sonderbund (7 Stimmen) einen Vororts-Kanton, die drei Urkantone, die beiden späteren ältesten Kantone und den frühesten der alten Kantone zu seinen Mitgliedern zählt; b) die eidgenössische (liberale) Mehrheit (12½ Stimmen) besteht aus zwei Vororts-Kantonen, zwei vollständigen und zwei halben alten Kantonen, den sechs neuen und zwei von den neuesten Kantonen; c) als neutrale Kantone endlich (1½ Stimmen) wollen sich zwei Halbkantone, die zu den alten gehören, und ein neuester Kanton betrachtet wissen. Der Kartograph Herr Dr. Kutschell giebt in der „Zeitungshalle" folgende Uebersicht von den Bevölkerungs- und Konfessions-Verhältnissen dieser drei Lager.*)

Kantone.	Einwohner.	Davon: Protestanten.	Davon: Katholiken.	Mobile Truppen.
Sonderbund.				
Luzern	124521	53	124468	3717
Uri	13519	—	13519	405
Schwyz	40650	—	40650	1214
Unterwalden	22571	—	22571	677
Zug	15322	—	15322	456
Freiburg	91440	8690	82750	2677
Wallis	75800	—	75800	2241
Zusammen	383823	8743	375080	11387
Eidgenössische (liberale) Mehrheit.				
Zürich	325240	323740	1500	6756
Bern	408000	367000	41000	12061
Glarus	29650	25750	3900	871
Solothurn	63696	2500	61196	1875
Basel-Landschaft	42495	41495	1000	1198
Schaffhausen	37532	31928	3604	939
Appenzell (Außer-Rhoden)	41080	41080	—	1218
St. Gallen	158647	62304	96343	4665
Graubündten (?)	115059	57188	37871	2477
Aargau	171255	113755	67500	5429
Thurgau	83124	65624	18500	2479
Tessin	113923	—	113923	3322
Waadt	183582	180582	3000	5389
Genf	58666	41666	17000	1[illegible]
Zusammen	1832049	1359612	472437	50104
Neutrale Kantone.				
Basel-Stadt	24321	22321	2000	573
Appenzell (Inner-Rhoden)	9796	—	9796	293
Neuenburg	66280	63780	2500	1662
Zusammen	100397	86101	14296	2528

Das Bundesheer der Eidgenossenschaft ist zuletzt durch das Militair-Reglement von 1841 geordnet worden. An der Spitze des Bundesheeres befindet sich ein unmittelbar unter der Tagsatzung stehender Kriegsrath, aus den Präsidenten des Vororts und acht gewählten Mitgliedern bestehend, der 1840 neu organisirt wurde, und ein Generalstab von 178 Offizieren aller Grade, aus sämmtlichen Kantonen. Außerdem bestehen 700 Mann Genietruppen (500 Sapeurs in fünf Compagnieen und 200 Pontonniers), 5571 Mann Artillerie (3600 Mann in vier Compagnieen, welche die zwölfpfündige Kanonen-Batterieen, 25 Compagnieen, welche 25 fünfpfündige Kanonen- und zwölfpfündige Haubitzen-Batterieen bedienen, 730 Mann zur Bedienung der Positions- und Reserve-Artillerie, so wie der Gebirgs-Batterieen, 625 Mann für fünf Park-Compagnieen, 796 Mann Train für die Sapeur-Wagen, die Gebirgs-Batterieen, die Liniencaissons und die Reserve-Parks); 1505 Mann Kavallerie (23½ Compagnieen reitende Jäger); 51,864 Mann Linien-Infanterie; 4200 Mann Scharfschützen, in 42 Compagnieen organisirt. Zusammen zählt das Bundesheer 64,019 Mann mit 3426 Trainpferden. Die Infanterie ist in 67 Bataillonen zu sechs Compagnieen, sieben zu fünf Compagnieen und vier uneingetheilte Compagnieen (von Basellandschaft, die sich jetzt mit dem Kontingente von Baselstadt zu Bataillonen formiren) gebildet. Die Compagnieen sind von sehr verschiedener Stärke: in Unterwalden nid dem Wald z. B. sind sie 88 Mann, in Appenzell-Innerrhoden dagegen 137 Mann stark. Die Bataillone von sechs Compagnieen haben zwei Jäger-Compagnieen, die von fünf aber nur eine. Die Bundes-Armee (wobei die Landwehr nicht einbegriffen, die auf 200,000 Mann angeschlagen ist) wird nach Prozenten der Bevölkerung gestellt im Verhältnisse von 3 zu 100, weshalb Unterwalden nid dem Wald nur 30[illegible], Bern dagegen über 12,000 M. stellt. Alle zwei Jahre findet in der Regel ein eidgenössisches Uebungslager statt, an dem 4—6000 Mann theilnehmen, doch werden auch die übrigen Kantontruppen jährlich von einem eidgenössischen Oberst inspizirt. Im Frieden ist der Obersten-Rang der höchste im schweizer Bundesheere, und nur für den Krieg werden Generale (wie jetzt die Herren Dufour und Salis-Soglio) ernannt. Die Artillerie wird jährlich in Thun (Kanton Bern) im Schießen geübt. An dem letztgedachten Orte ist auch eine allgemeine Kriegsschule für die Eidgenossenschaft organisirt. Einige Städte haben etwas Befestigung, doch gilt nur Aarburg (Kanton Aargau) als Bundesfestung. Genf hat 12 Bastionen; in den meisten übrigen Städten sind, wie in Solothurn, in neuerer Zeit alle Ummauerungen und Umwallungen abgebrochen worden. Jeder Kanton hat sein Zeughaus, in welchem außer den Waffen für das Kontingent noch einmal so viel Waffen aufbewahrt werden, um im Fall der Noth die Landwehr bewaffnen zu können.

*) Der Leser wird sich erinnern, daß unser Autor Botaniker und der eigentliche Zweck seiner Reise die Erweiterung seiner Wissenschaft ist.

*) Die Schreib- und Druckfehler in den einzelnen Positionen der Katholiken und Protestanten in den 12½ Kantonen haben wir nicht überall zu berichtigen und mit den Additionen in genaue Uebereinstimmung zu bringen vermocht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Sonnabend den 13. November 1847.

Italien.

Die italiänische Presse über kirchliche Fragen.

Es war zu erwarten, daß die von Pius IX. und Leopold II. von ihren bisherigen Fesseln befreite italiänische Presse nicht blos über politische, sondern bald auch über religiöse Fragen ihr Votum abgeben werde. Sie thut dies allerdings, und zwar in einer freisinnigen, sowohl von französisch-liberaler, als von deutsch-protestantischer ganz verschiedenen Weise. Die Bildung ist in Italien zu alt, die Denkart eine zu nationale, als daß man dort in so wichtigen Dingen nichts weiter, als der Nachtreter der benachbarten Nationen seyn sollte. In Rom war es zuerst der Contemporaneo, der sich offen über die sogenannte „katholische Partei" in Belgien und in der Schweiz aussprach, was sehr bald den Zorn des ultramontanen Pariser Univers erregte und demnächst auch eine Zurechtweisung von Seiten des Diario di Roma zur Folge hatte. In Toskana geht man indessen viel weiter, wenn auch, wie gesagt, in seiner eigenthümlichen, manchen unserer „Lichtfreunde" gewiß immer noch bornirt erscheinenden Weise. In der Florentiner Patria, die (wie wir bereits in Nr. 131 des Magazins erwähnten) von einem Priester, dem Abbate Lambruschini, redigirt wird, spricht sich dieser über das Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke (in dem Blatte vom 26. Okt. d. J.) folgendermaßen aus:

„Die Zeit ist sehr ernst. Die Fragen, um die es sich heutzutage handelt, sind nicht mehr blos bürgerlicher oder politischer Art, sondern es hängt von ihrer Entscheidung auch das soziale und religiöse Schicksal der Völker, die Zukunft der Katholicität, das künftige Geschick der Geistlichkeit ab.

„Die Geistlichkeit macht sich keine Illusionen. Sie ist angegriffen worden und hat Widerstand geleistet, weil der Krieg gegen sie zugleich ein Krieg gegen die Religion war; die Religion aber kann und wird niemals niedergekämpft werden. Nachmals ist die Geistlichkeit der Gegenstand einer Art Devotion geworden; aber doch nicht in ihrer eigenen Sache hat sie darum den Sieg davongetragen, denn die Huldigung der Herzen, die es müde waren, nichts zu glauben und nichts zu lieben, galt nicht der Geistlichkeit, sondern der Religion. Indessen ist die Zeit gekommen, wo man die Geistlichkeit weder verfolgen, noch ihr schmeicheln, sondern über sie das Urtheil fällen wird.

„Heutzutage kann dies um so eher geschehen, weil endlich die Leidenschaften, die von den Mißbräuchen in Staat und Kirche aufgeregt waren, beschwichtigt sind und die zu ihrem Rechte gelangte Vernunft zwischen den Personen und den Dingen, zwischen den Grundsätzen und ihrer Anwendung, zwischen der Religion und der Geistlichkeit einen Unterschied macht.

„Niemand ist der Geistlichkeit Feind; Alle im Gegentheil möchten, daß sie sie verehren und lieben könnten, und darum wünschte man auch, daß sie begriffe, welches ihre Pflichten seyen und ihre Mission, und daß sie dieselben mit Eifer, ohne Bedenken und ohne Mental-Reservation erfüllte. Man möchte, daß die Geistlichen in Bezug auf weltliche Interessen Bürger seyen, wie alle Anderen, weder mehr noch weniger, und daß sie, als Diener der göttlichen Religion Jesu, Muster der Weisheit, der Menschenliebe, der Aufrichtigkeit und der edelmüthigen Selbstverleugnung, Prediger des Wortes der Wahrheit und des Friedens seyen, welches weder niederdrückt noch spaltet, sondern die Seele erhebt und sie frei macht und heiligt. Die Völker wollen heutzutage diejenige Religion von der Geistlichkeit lernen und mit ihr ausüben, die an äußerlichen Werken, wie sie von heuchlerischen, überspannten, furchtsamen oder geknechteten Seelen verrichtet werden, kein Genüge hat, sondern die, um gute Werke hervorzurufen, die Herzen gut macht und in den moralisch guten Herzen Familien- und Bürgertugenden, die Tugend derer, welche befehlen, und die Tugend derer, welche gehorchen, entwickelt; diejenige Religion, welche die öffentlichen Freiheiten gutheißt, regelt und sanctionirt, weil sie die innere Freiheit des Menschen und sein Selbstbewußtseyn stärkt und befestigt; diejenige Religion, die, während sie die Augen des Geistes auf die Güter einer besseren Welt richtet, doch die Augen des Körpers nicht blind macht für die Güter, die Gott über die Erde verbreitet hat, um dem Menschen während seines mühseligen und schmerzensreichen Pilgerlebens Trost zu b[illegible]n; diejenige Religion, die mit ihrem Gedanken und mit ihrer innigen Lie[illegible] Alles umfaßt, „„„was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch und was lieblich""" (Philipper IV., 8).

„Das ist die Religion, deren die Welt heutzutage bedarf und durch welche die Geistlichkeit, wenn sie ihre Beförderin und hauptsächlichstes Werkzeug ist, eine Macht erlangen wird, die sie niemals gehabt, eine Macht, die sie nie wird verlieren können, eine wohlthätige Macht, welche die ganze Welt sich unterwirft und die die Welt segnen wird, weil sie dadurch, daß sie die Völker zu wahren Christen macht, ihnen dazu verhilft, wahrhaft frei und glücklich zu seyn, selbst im gegenwärtigen Leben. Dies ist die schöne Zukunft, die sich der katholischen Geistlichkeit darbietet.

„Aber wenn die Geistlichkeit ihre Pflichten und ihr wahres Interesse schlecht auffaßte und, statt die Menschen zu Dienern Gottes zu machen in dem Gehorsam, welcher frei macht, thörichterweise an die Herrschaft über die Königreiche und die Gewissen dächte, um die Völker zu Sklaven der Könige und die Könige nebst den Völkern zu Sklaven der Priester zu machen — o, dann würde die Geistlichkeit sich außerordentlich täuschen! Diese Herrschaft, die den Staaten, der Religion und selbst der Geistlichkeit so sehr geschadet, diese antichristliche Herrschaft ist nicht mehr möglich. Die Freiheit wird den Sieg davontragen, ungeachtet der Anstrengungen derjenigen, welche es wagen, sie als eine Feindin der Religion zu bezeichnen; die Religion Jesu wird mit ihr zugleich einen Triumph feiern: die evangelische Macht der Geistlichkeit wird mit den Triumphen der Religion und der Freiheit zunehmen. Aber die weltliche Macht der Geistlichkeit — jene Macht, die einer aufgeregten Einbildungskraft, erhitzten Leidenschaften, Lehren, die eben so falsch, als herabwürdigend und einschüchternd sind, Intriguen, welche Zwietracht säen und den Bürgerkrieg entzünden, kleinlichen und abergläubischen Gebräuchen eines mitleidslosen Kultus ihren Ursprung verdankt — sie ist dahin! Sie ist untergegangen an dem Tage, an welchem Pius IX. die Macht der mit der Freiheit verbundenen Menschenliebe begründete. Darum wenden Ihm sich alle Herzen zu, darum wird in allen Herzen mit der Liebe zu freien Institutionen die Liebe zur Religion geweckt; ja, die Freiheit ist siegreich, weil sie friedfertig und gottesfürchtig ist. Keine Tyrannei war je ganz besiegt worden, weil man die Tyranneien durch Unglauben angegriffen hatte. Jetzt aber stürzen sie alle zusammen, denn der Glauben ist es, der sie bekämpft. Die Standarte der Freiheit im neunzehnten Jahrhundert ist das Kreuz!"

Während solche Worte, vom Schwunge der italiänischen Sprache noch bedeutend gehoben, auf die feurigen Südländer ihren nachhaltigen Eindruck nicht verfehlen, würde wahrscheinlich ein alle historischen Zustände wegraisonnirender Artikel à la National oder auch eine gegen die Personen gerichtete Diatribe à la Times, wenn auch die Gemüther momentan aufregen, doch nur zu Recriminationen führen, die für die politische Bildung der Italiäner keine weiteren Folgen hätten. Darum darf man auch wohl die jetzige Bewegung in Italien, eben weil sie ihren eigenen nationalen Weg einschlägt, als eine nicht blos vorübergehende betrachten. Selbst Sardinien hat sich ihr bereits angeschlossen, und auch Neapel wird nicht mehr lange zurückbleiben können.

China.

Menschen und Sitten in China.

II. Der große Tempel Tien-tung.

Unser Reisender hatte bereits während seiner ersten Ausflüge so viel kostbare Pflanzen zusammengebracht, daß er es für nöthig hielt, bei ihrer Verpackung in dem Schiffe, das sie nach Europa bringen sollte, zugegen zu seyn. Er begab sich daher gegen Ende des Winters nach Hong-kong zurück. Von dort aus besuchte er Kanton, und zwar aus bloßer Neugier, da die Umgegend in botanischer Hinsicht schon hinlänglich durchforscht ist. Er verweilte indessen daselbst nur so lange, um einem chinesischen Neujahrsfeste beizuwohnen, sich bestehlen zu lassen und sich in einer der Vorstädte eine Tracht Schläge zu holen. Ende März reiste er wieder nach dem Norden ab, um dort die Natur aus ihrem Winterschlaf erwachen zu sehen, und in den ersten Tagen des Mai finden wir ihn in Ningpo, dessen Umgegend er durchstreift.

„Eines Tages" — lassen wir ihn weiter erzählen — „begab ich mich mit Herrn Thom, dem englischen Konsul und einigen anderen Personen nach den Theepflanzungen, die ganz in der Nähe*) liegen. Man hatte uns gesagt, daß wir innerhalb dieser Pflanzungen in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen einen großen, sehr berühmten und Tien-tung genannten Tempel finden würden, wo wir auf so lange Zeit, als es uns belieben möchte, unsere Wohnung aufschlagen könnten. Wir beschlossen, ihm unseren Besuch zu machen, und legten die ersten 12—13 Meilen zu Schiffe zurück. Dann nahm der Kanal, auf dem wir gefahren waren, ein Ende, und wir mußten uns entschließen, den Rest der Reise zu Fuß zu machen oder uns in Sänften tragen zu lassen. Die Sänfte, deren man sich in China zum Reisen im Gebirge bedient, ist eine Erfindung von der größten Einfachheit. Sie besteht aus zwei Stangen von Bambus, die auf den Schultern der Träger ruhen, aus einem an diesen bei-

*) Von Ningpo.

den Bambusstangen als Sitz hängenden Brettchen und endlich aus zwei anderen Brettern, wovon das eine als Rücklehne und das andere als Fußschemel dient.

„Es war fast Nacht, als wir an dem Tempel anlangten, und da es beinahe den ganzen Tag, wie in Strömen, geregnet hatte, so waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Die Priester schienen sehr überrascht, uns bei ihnen absteigen zu sehen, empfingen uns aber doch mit der größten Gastfreundlichkeit, so daß wir uns in kurzem vollkommen heimisch bei ihnen fühlten. Sie brachten uns Feuer, damit wir unsere Kleider trocknen konnten, ließen uns ein Mittagessen bereiten und stellten großmüthig ihre besten Zimmer zu unserer Verfügung. Für Viele unter ihnen, die niemals einen Europäer gesehen, waren wir unstreitig Gegenstände höchster Neugierde, und sie konnten von ihrem Erstaunen über unseren Anzug, unsere Gestalten, unsere Art zu essen gar nicht zurückkommen.

„Als wir am anderen Morgen erwachten, eröffnete sich uns eine Aussicht, wie ich sie in China nie schöner gehabt. Der Tempel erhebt sich am Eingange eines fruchtbaren, von Bergen rings eingeschlossenen Thals. Eine prächtige lange Fichten-Allee führt anfangs in gerader Richtung, dann — wenn sie sich dem Gebäude nähert — in anmuthigen Windungen bei zwei künstlich angelegten Seen vorbei bis zur großen Treppe am Haupteingange. Hinter dem Tempel und zu beiden Seiten desselben erheben sich die Berge in unregelmäßigen Terrassen zu einer Höhe, die von 1000 bis auf 2000 Fuß über dem Meeresspiegel steigt. Es sind dies nicht jene kahlen, nackten Berge des Südens, sondern sie sind bis zu ihren Gipfeln mit einem dichten herrlichen Grün bedeckt und in den Schluchten zwischen ihnen wächst der schönste Bambus, während finstere Fichten vom prächtigsten Wuchs sich auf ihren Abhängen erheben.

„Kaum hatten wir gefrühstückt, als uns einer der oberen Priester sehr dringend zum Mittagessen bei sich einlud. Er führte uns darauf im Kloster umher, dessen Geschichte er uns folgendermaßen erzählte: Vor einigen hundert Jahren kam ein frommer Greis in diese Berge, um hier blos der Erfüllung seiner religiösen Pflichten zu leben. Er war so vertieft in seine Andachts-Uebungen, daß er die Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse gänzlich darüber vergaß. Allein die Vorsehung wollte einen so heiligen Mann nicht verschmachten lassen. Ein göttliches Wunder bewerkstelligte, daß ihm täglich das, was er zu seiner Nahrung bedurfte, von einigen Kindern gebracht ward. Mit der Zeit verbreitete sich der Ruf des frommen Mannes in der ganzen Nachbarschaft, und zahlreiche Schüler ließen sich nieder bei ihm. Es erhoben sich nach und nach einige kleine Tempel, bis mit der Zeit das Ganze der Gebäude zu Stande kam, die gegenwärtig unter dem Namen Tien-tung oder des Tempels der himmlischen Kinder bekannt sind. Endlich starb der Greis; allein seine Schüler blieben zurück an der Stätte, die sie mit ihm bewohnt hatten. Der Ruf des Tempels dehnte sich weit und breit aus, und von den entferntesten Theilen des Reiches erschienen fromme Seelen — unter ihnen ein Kaiser von China — um ihre Weihgeschenke auf seinen Altären niederzulegen. Neue Tempel erstanden nun größer als die alten, und sie ihrerseits wurden wieder ersetzt durch die umfangreichen Gebäude, die den Haupttheil des Baues, welchen man gegenwärtig sieht, bilden.

„Alle diese Tempel sind überfüllt mit Götzenbildern, von denen einige dreißig oder vierzig Fuß Höhe haben, so daß sie eine große Wirkung hervorbringen, wenn man sie längs der Wände der hohen weiten Räume erblickt. Was die Priester betrifft, so wohnen sie in kleinen Zellen, die reihenweise in den Höfen, welche die verschiedenen Tempel von einander trennen, liegen. Jeder von ihnen besitzt in seiner Zelle seinen kleinen, besonderen Altar, auf dem kleine Götzenbilder stehen, vor denen er seine Privatandacht verrichtet.

„Nachdem wir die verschiedenen Tempel und den Glockenthurm mit seiner schönen großen Glocke von Bronze in Augenschein genommen, führte uns unser Wirth in sein Haus, wo die Mittagstafel unserer harrte. Die buddhistischen Priester genießen bekanntlich durchaus keine animalischen Speisen; die Speisen bestanden daher ausschließlich aus Gemüsen, die auf chinesische Art, d. h. in einer Menge von Schüsselchen servirt waren, auf welchen die Gerichte, zerschnitten in kleine viereckige Stückchen, die man mit ein paar Stäbchen zum Munde führt, aufgeschichtet lagen. Man muß der buddhistischen Kochkunst Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie versteht es sehr wohl, ihre Gerichte zu variiren und sie schmackhaft zu machen, ja, manchen derselben weiß sie in Ansehen und Geschmack eine solche Aehnlichkeit mit dem Fleisch zu geben, daß wir uns täuschen ließen und Rindfleisch und Hühner zu essen glaubten. Dem war jedoch nicht so, und unser vortrefflicher Wirth, an diesem Tage wenigstens den Vorschriften seines Glaubens getreu, hatte nichts auf seinen Tisch gebracht, was nicht dem Reiche der Vegetabilien angehörte. Einige Priester nahmen Theil an dem Feste, und einige andere, den unteren Graden der Hierarchie angehörig, schauten von außerhalb zu. Wahrscheinlich waren sie alle sehr erstaunt über die Ungeschicklichkeit, mit welcher wir unsere Stäbchen beim Essen handhabten, ja, trotz all ihrer Höflichkeit, konnten sie sich kaum des Lachens enthalten, wenn sie sahen, wie wir trotz aller unserer Bemühungen, es nicht vermochten, eines der kleinen viereckigen Stückchen habhaft zu werden, oder es, wenn wir im Begriff waren, damit bei seinem Ziele anzulangen, wieder auf die Schüssel fallen ließen.

„Unser Wirth erzählte uns während des Essens, daß an hundert Priester zum Kloster gehörten, von denen jedoch ein Theil mit Missionen im Interesse des Ordens beauftragt sey. Seine Subsistenzmittel bezieht der letztere aus dem Ertrage ziemlich beträchtlicher, in der Nachbarschaft belegener Ländereien, aus dem Verkaufe des Bambus, der ganz besonders in der Umgegend gedeiht, und endlich aus dem Brennholz, das die Waldungen des Klosters liefern. Auch einige Grundstücke, auf denen Thee und Reis gezogen wird, gehören dem Kloster und werden von den Mönchen selber bebaut. Außer den Summen jedoch, welche der Verkauf dieser Produkte gewährt, sind auch die Einkünfte nicht unbeträchtlich, die durch die Gaben der den Tempel besuchenden Gläubigen, so wie durch regelmäßige, zu bestimmten Epochen des Jahres vor sich gehende Almosen-Einsammlungen, dem Kloster erwachsen. Die Mönche sind gute, einfache Leute, aber unwissend und abergläubisch über alle Begriffe.

Nachdem wir die Theepflanzungen und die Oefen, in welchen er zubereitet wird, in Augenschein genommen, kehrten meine Begleiter nach Ningpo heim, und ich blieb allein zurück, ganz meinen Untersuchungen über die Naturgeschichte dieses Theiles des Landes hingegeben. Der Tag verging in der Regel über meine Streifereien in der Gegend, und am Abend kehrete ich mit den Vögeln und den Pflanzen, die ich zusammengebracht, zurück in das Kloster. Die Freunde meiner Wirthe strömten von allen Ecken und Enden der Nachbarschaft zusammen, um sich den Fremden zu beschauen, und zwar wählten sie dazu die Zeit, welche man zur Besichtigung wilder Thiere zu wählen pflegt, die Zeit nämlich, wenn ich meine Mahlzeit hielt. Mein Essen wurde mir auf einem runden Tisch in einer großen Stube servirt, und, obgleich es das Erzeugniß einer ganz eigenthümlichen, fremdartigen Kochkunst war, so gab mir doch die stete Bewegung in der Bergluft einen solchen Appetit, daß es mir vortrefflich mundete. Auch wußte ich mich der Stäbchen bald beinahe eben so gut, wie die Chinesen, zu bedienen. Die Priester mit ihren Freunden saßen währenddessen an der Wand, rauchten ihre Pfeife und tranken ihre Tasse Thee.

„Trotz aller Höflichkeit meiner Wirthe habe ich mich doch nie so einsam gefühlt, als an dem ersten Abend nach der Abreise meiner Begleiter. Ganz versunken in diesem Gefühl des Verlassenseyns, sah ich, wie einer der Chinesen nach dem anderen in seine Zelle sich zurückzog, ohne daß ich Notiz davon nahm, und ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben möchte, wenn nicht mein einziger, aus Höflichkeit zurückgebliebener Gesellschafter ein paarmal so laut gegähnt hätte, daß es mir endlich einfallen mußte, die Zeit zum Schlafengehen sey da. Mein Schlafzimmer lag im ersten Stock, und ich mußte, um dahin zu gelangen, durch einen kleinen, der Königin des Himmels (Tien-ho) geweihten und mit einer Menge kleiner Götzenbilder ausgeschmückten Tempel. Der Weihrauch dampfte auf den Altären, eine einsame Lampe verbreitete ein schwaches röthliches Licht, und ein feierliches Schweigen herrschte. Aus dem Zimmer unter und der Zelle neben mir drang zu mir der schwache Laut menschlicher Stimmen; es waren die Mönche, die ihre Gebete hersagten in der ihnen eigenthümlichen Weise. Darauf schlugen die vibrirenden Töne des Gong an mein Ohr und in langen Pausen erschallten die Schläge der großen Glocke vom Glockenthurm herunter, zum Beweise, daß die Bonzen in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wachten. Solche Scenen machen, wenn man sie fern von der Heimat in einem unbekannten, fremden, unerforschten Lande erlebt, einen Eindruck auf den Geist, der ewig lebendig bleibt, und niemals werde ich das unbeschreibliche Gemisch von Empfindungen aller Art, die mich während der ersten Nacht meines Aufenthaltes bei den Bonzen des Tempels Tien-tung bewegten, vergessen. Ich habe seitdem noch oft an demselben Orte geweilt, bin durch denselben Tempel gegangen, habe in demselben Bette geschlafen und dieselben feierlichen Töne in den stillen Stunden der Nacht gehört, und doch sind es nur die ersten Eindrücke von dem Allen, die sich unterscheidbar in meinem Gedächtniß erhalten haben.

„Es giebt in China eine große Anzahl buddhistischer Tempel. Den, der unter dem Namen Ah-yu-wang bekannt ist, besuchte ich gleichfalls. Auch er scheint, wie der von Tien-tung, wohl dotirt zu seyn, wie denn beide reiche Ländereien in der Nachbarschaft der zu ihnen gehörigen Klöster besitzen und eine große Menge kleinerer, von ihnen abhängiger Tempel aufzuweisen haben. Alle diese Tempel nun, große und kleine, erfreuen sich der schönsten pittoresken Lagen, und die Waldungen, von denen sie umgeben sind, scheinen in einem sehr wohl erhaltenen Zustande zu seyn. Pu-to oder die Klosterinsel gehört zur Schusangruppe, an deren äußerster östlicher Spitze sie liegt, und sie kann für diesen Theil China's als die Hauptstadt des Buddhismus gelten. Man zählt daselbst 60—70 größere und kleinere Tempel, selbst auf dem Gipfel des höchsten unter ihren Bergen — 15—1800 Fuß über dem Meeresspiegel — sah ich einen solchen, und zwar von ziemlich bedeutenden Dimensionen. Eine große Steintreppe führt vom Meeresufer bis zu seinem Eingang, und auf der Mitte des Berges ungefähr ist ein kleiner Ruheplatz für die Gläubigen angelegt, die hier Athem schöpfen und sich an einem vorüberlaufenden Bach erquicken können. Ich war, als ich diesen Ort besuchte, sehr erstaunt, einen buddhistischen Tempel so wohl erhalten zu finden, denn die meisten dieser Gebäude zerfallen nachgerade in Trümmer. Nur diejenigen machen eine Ausnahme, deren Priestern es gelingt, ihren Ruf aufrecht zu erhalten, allein der bei weitem größere Theil befindet sich im traurigsten Zustande.

„Wenn man als Christ die Priester und Anhänger der buddhistischen Religion nur mit einem Blick des tiefsten Mitleidens betrachten kann, so darf man doch auch diejenigen ihrer Eigenschaften, wodurch sie sich empfehlen, nicht außer Augen lassen, und zu diesen Eigenschaften gehört auch, daß sie es, wenn ich mich nicht sehr irre, mit ihrem Glauben aufrichtig meinen. In diesem Punkte, glaube ich, hat man ihnen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wirft ihnen z. B. Gützlaff den geringen Ernst vor, mit dem sie ihre Andachtsübungen betreiben. Ich will ihm in dem, was er von seinen persönlichen Beobachtungen erzählt, nicht widersprechen; allein ich glaube doch nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in mehreren buddhistischen Tempeln behaupten zu dürfen, daß das, was Gützlaff aufgefallen, nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme ist. Ich meinerseits bin oft betroffen worden von der Feierlichkeit, welche die buddhistischen Priester ihrem Gottesdienst zu geben wissen, und wenn etwas vorkam, was nach Kunstfertigkeit aussah, so fiel es nicht den Priestern, sondern nur dem untergeordneten Personale zur Last."

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wie gern würden wir die Begeisterung unseres edlen Verfassers theilen, wenn wir nicht Dichtung mit Wahrheit zu sehen glaubten! Nicht als wäre ein Sonnenstrahl in Robespierre's dunkle Brust gefallen, nicht als wäre seine Regierung durchaus erheuchelt gewesen, nicht als hätte er mitten unter den Würgsceenen oder Urtheilen, die er eben so oft veranlaßte, als duldete, nicht ein Ideal von Freiheit und Tugend festgehalten. Aber so wenig unter Blutströmen äußere Reinheit festgehalten werden kann, eben so wenig, ja noch weit weniger kann innere Reinheit, Reinheit der Seele, unter beständigen Mordscenen ungetrübt bleiben. Wie das wilde Thier, wenn es auch gezähmt ist oder scheint, beim Anblicke des Blutes wieder Mordlust in sich fühlt, so das wilde Thier, das der Mensch neben dem Engel in seiner Brust trägt. Schwärmerei wird Wuth, Wuth Verbrechen, Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer. Je mehr der Fanatiker sich verstockt, je gleichgültiger er gegen die Mittel wird, die zu seinen höchsten Zwecken führen oder führen sollen, desto verwandter wird er mit dem Betrüger, dem Mörder, dem Bösewicht. Robespierre war am Anfang seiner Laufbahn gewiß ein redlicher und durchaus achtungswerther Charakter. Dieser Mann wird es weit bringen — hatte Mirabeau von ihm gesagt — er glaubt Alles, was er sagt. In jener großen Vereinigung heroischer Talente und großartiger Gesinnung, welche man die konstituirende Versammlung nennt, im Anfange wenig bemerkt und als Redner wenig geachtet, wußte er sich durch Konsequenz in revolutionairen Grundsätzen, wie im Mißtrauen, durch eine Uneigennützigkeit, die nicht frei von Ostentation war und am Schlusse ihrer Thätigkeit die Versammlung selbst in unglücklicher Stunde zu einer Ostentation von Uneigennützigkeit bewog, welche sehr viel zu den spätern Zerrüttungen und Unbeständen beitrug *), so wie durch einen gewissen Paritanismus auszuzeichnen, der ihn jedoch nicht verhinderte, höhnisch auszurufen: was ist das, eine Republik?

Zwei Dinge hielten ihn unter größeren Männern: er zweifelte nie, weder an seiner Lehre, noch an seiner Person. Desto mehr zweifelte er an anderen, selbst an den besten und patriotischsten Männern. Mißtrauen und Furcht sind zwei Grundzüge seines Charakters, die schon allein den werdenden Tyrannen bezeichnen. Daß er einen politischen Glauben hatte, ein Ziel, das er lange und in gewisser Beziehung immer verfolgte, daß ihm ein unklares, aber vielleicht eben darum mit desto blinderem Vertrauen umfaßtes Ideal von Volksglück und Volksfreiheit vor der Seele schwebte — das schützt ihn, wie seinen St. Just, vor dem unbedingten Verdammungsurtheil der Geschichte und hält Beide in weiter Ferne von den Mordgesellen, mit welchen sie doch innig verbunden waren und eben darum lange verwechselt wurden. Aber eben darum ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dieses dunkle, nebelhafte, von beständigen Blutströmen gar nicht zu trennende Ideal, welches, wie die Fata Morgana, herrliche gesegnete Landstriche vorgaukelt, wo nichts ist, als die blaue Luft und die Meerestiefe, dieses chimärische Luftbild nicht zu verwechseln mit der großen, hehren, begleitenden Gestalt der wahren Freiheit, wie sie den besseren alten Zeiten, am meisten aber der französischen Revolutionszeit selbst, vorgeschwebt. In dem Maße, als Robespierre und St. Just besser waren, als ihr Ruf, in eben dem, ja, in noch höherem Maße war, unserer innigsten Ueberzeugung nach, ihr System, das Herr Louis Blanc unbedingt, unser edler und trefflicher, von uns innigst verehrter Verfasser zwar beklagt, aber mit hoher dithyrambischer Begeisterung preist und feiert, unglücksschwangerer und verderblicher, als es jetzt namentlich so Vielen erscheint, welche die Mißstände der Gegenwart verstimmen. Wir haben uns hierüber in einem Aufsatze, der demnächst in einem deutschen Blatte erscheinen wird, ausführlicher ausgesprochen, und können dieses Feld daher für jetzt nur im Vorbeigehen berühren.

Kehren wir aber zu der persönlichen Beurtheilung Robespierre's zurück, so dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn er auch an sein Ziel glaubte, er doch ganz gewiß an die Verleumdungen, womit er und sein St. Just so viele edle Männer und Patrioten überschütteten, so wie an die Ehrenrettung, die er Bösewichtern und Schurken verschaffte, zu denen er sich aus politischer Nothwendigkeit, wie er denken mochte, so oft herabließ **), durchaus nicht glaubte. Sein gränzenloses Mißtrauen ließ ihn vielleicht Männer, wie Bailly und Lafayette, ja, selbst echte Republikaner, wie die meisten der Girondisten, als Verschwörer und Feinde der Revolution betrachten (Mem. de Garat, citirt von Thiers, Note 33, S. 323 der Brüsseler Ausg.). Aber daß die Roland keine Verrätherin, daß Camille Desmoulins kein Contrerevolutionair, daß Herault Sechelles kein Abtrünniger sey, das und vieles Andere erkannte er gewiß selbst und log also mit vollem Bewußtseyn. Man darf die Anklage seines St. Just und das Gewebe von Lügen und falschen Zusammenstellungen, das sich darin findet, nur lesen, um die schamlose Perfidie darin zu erkennen, welche selbst seine warmen Vertheidiger, die Verfasser der Histoire parlementaire, zu dem Bekenntnisse zwingt: er habe selbst eine Fatalität (!) beklagt, welche ein genaues Unterscheiden (zwischen den Schuldigen und Unschuldigen) nicht erlaubte. Als ein Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er die 73 Konvents-Deputirten, welche die Protestation gegen die an den Girondisten begangene Gewaltthat unterzeichnet hatten, durch seinen Schutz vom Tode rettete. Aber wie viel Antheil an dieser guten That die Politik hatte, welche, der alten Verbündeten ungewiß, deren neue in dem feindlichen Lager sucht, ist schwer auszumitteln. Ein noch größeres, viele Schuld aufwiegendes Verdienst würde darin liegen, daß er allein mit Ernst und Wärme den Frieden erhalten wissen wollte und sich anhaltend und kräftig gegen den Krieg aussprach, der eben den Terrorismus fast nothwendigerweise auf die Spitze trieb. Leider aber zeigte er immer so wenig persönlichen Muth und so weit getriebenes Mißtrauen in jedes Menschen Absichten, daß auch dieses Verdienst dadurch geschmälert wird. Es mag wohl seyn, daß eben der engherzige Sinn, vermöge dessen er so vielen Justiz- und anderen Mord für nöthig hielt, ihn den großen und offenen Krieg fürchten ließ. Er war bei keiner der revolutionairen Bewegungen selbstthätig aufgetreten, hatte sich, wie eine Krisis mit den Waffen durchzufechten war, immer versteckt gehalten und war nie an einem Posten zu sehen, wo Gefahr drohte. Wenn er auch den Muth der Tribune haben mochte, von kriegerischem oder auch nur persönlichem Muthe hatte ihm die Natur jede Ader versagt. Wie mag es ihm also Herr v. Lamartine so sehr zum Verdienste anrechnen, daß er in den Tagen des Thermidor seine Anhänger abhielt, an der Spitze bewaffneter Haufen gegen den National-Konvent zu marschiren? „Er wollte", sagt unser Geschichtschreiber, „sterben oder mindestens dem Scheine nach rein von jeder Mitschuld an dem Aufstande triumphiren" (Th. VIII., B. 61, K. 4). Doch hatte er kurz vorher selbst gesagt, und Herr v. Lamartine führt es ohne alle Bemerkung an (ebds. B. 58, K. 5): „Wenn Frankreich einige Monate lang durch eine irregeleitete oder verderbte Legislatur beherrscht würde, so wäre die Freiheit verloren"; doch hatte er den bewaffneten Haufen, welche in der Nacht vom 1. bis 2. Juni den National-Konvent umzingelten und die Verhaftung, das ist die Hinrichtung, der Girondisten mit unverhohlener Gewaltthätigkeit erzwangen, laut Beifall gezollt und sogar Barrère angedonnert, der es damals noch wagte, menschlich zu seyn (Hist. parlem. 24, 45. Wachsmuth, II., 137). Doch hatte er schon früher (26. Mai 1793) in Gemeinschaft mit Marat die Jakobiner zur Insurrection gegen den National-Konvent aufgefordert, wo es galt, für Hebert und gegen die Gironde zu wirken.*) Warum schien ihm nun gegen Billaut, Collot, Barrère und ihre Genossen Unrecht, was er gegen Vergniaud, Condorcet, Isnard und ihre Freunde selbst veranlaßt hatte? Woher kam ihm zu Gunsten seiner Mordgesellen dieser tugendhafte Gewissenszweifel, den er gegen die edelsten Republikaner nicht empfunden hatte? Mehr als einer glücklichen Insurrection bedurfte es aber gewiß in den Tagen des Thermidor eben so wenig, als in denen des Mai und Juni (1793), um den Sieg zu entscheiden. Es wäre ganz unnöthig gewesen, den Konvent aufzulösen. Mit der Einschüchterung durch Waffengewalt würde man die Feigen, die Unentschlossenen, die Halben, die zahlreichen geheimen Anhänger, die schon lange zu passivem Gehorsam eingeschüchterten Deputirten der Mitte**) gewiß eben so leicht dahin gebracht haben, die Gegner Robespierre's zu proskribiren oder diese Proscription unthätig geschehen zu lassen, als man sie zu seiner Proscription bewog. Allenfalls hätte man ein Paar von den Eindringlingen mitstimmen lassen und so der Majorität ein wenig nachhelfen können. Das alles war ja schon mehrmals, mit Robespierre's Genehmigung oder doch ohne seine Mißbilligung, geschehen. Aber unser Autor giebt ihm Gewissensskrupel, sich selbst frei zu machen, nachdem der Konvent ihn zum Gefängniß verurtheilt hatte. Nun er that es ja doch ein paar Stunden später, und seit wann hängt die Moralität einer That von der Uhr ab? Aber freilich, da gab er — sagt unser Verfasser weiter — nur einer patriotischen Gewaltthätigkeit (à une patriotique violence) Coffinhal's nach. Richtig, da liegt die Auflösung des Räthsels! Er hatte sich nie selbst an die Spitze einer bewaffneten Macht gestellt, nie, wie Danton, Bewegungen der Masse geleitet, nie, wie es die Franzosen sehr bezeichnend ausdrücken, mit seiner Person bezahlt (payé de sa personne). Nicht Ueberfluß an patriotischer Moral, Mangel an persönlichem Muth hielt ihn davon ab. Im Gegensatze zu Schiller's Tell, war sein Wahlspruch:

> Doch, glaubt es mir, laßt mich von Eurer That!
> Ich mag nur lange prüfen oder wählen.
> Braucht meinen Kopf Ihr zu nachher'gem Rath,
> Dann ruft den Max, es soll an mir nicht fehlen.

---

*) Auf seinen Vorschlag hatte nämlich die konstituirende Versammlung beschlossen, ihre Mitglieder zur nächsten Legislatur für nicht wählbar zu erklären. Die verblendeten und versteckten Royalisten, welche noch in der Versammlung waren, stimmten in diesen politischen Selbstmord mit Freuden ein, und so war den extremen Menschen und Parteien der Weg frei.

**) Ein merkwürdiger Beleg hierüber bei Meillan (Mémoires 4): „Il faisait un jour l'éloge d'un nommé Desfieux, homme noté par son improbité et qu'il a sacrifié dans la suite. Mais votre Desfieux, lui dis je, est connu pour un coquin. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un banqueroutier frauduleux. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un voleur. — C'est un bon patriote." Ganz so machte er es lange mit Hebert und seinen Schandgenossen, so wie er den fast wahnsinnigen Bluthund Carrier in Schutz zu nehmen nicht erröthete.

*) J'invite le peuple — hatte er bei den Jakobinern am 26. Mai 1793 gesagt — à se mettre dans la convention nationale en insurrection contre les députés corrompus. Diese députés corrompus waren die Girondisten! Und gegen grundverderbte Menschen, wie Barrère und viele andere, soll er Skrupel gefühlt haben, ähnliche Mittel anzuwenden.

**) Wie wahr dies sey, und wie es einzig darauf ankam, welche Partei die andere an Kühnheit überträfe, um ihr bei den ganz passiv gewordenen Deputirten der Mitte und dem ganzen Konvent den Sieg zu sichern, davon mag die Stimme eines der besten und aufrichtigsten jener Deputirten, der die Scene als Augenzeuge und Mitwirkender oder vielmehr Mitwartender beschreibt, Zeugniß geben. „Depuis quelque tems" — sagt Thibaudeau I. 82 — „Robespierre menaçait Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Tallien etc. ses complices. La convention était aussi indifférente à leurs dangers qu'elle l'avait été à la mort de Danton, et il est probable qu'ils eussent succombé si Robespierre eût proposé leur proscription. Mais le sentiment de leurs propres périls leur donna l'audace de le prévenir et comme je l'ai déjà dit, la victoire était toujours du côté de l'attaque. Tallien se lança le premier, les autres le suivirent, et la convention se souleva tout entière. Ce fut une commotion électrique etc. O quelles douces émotions, quelles sensations délicieuses éprouvèrent alors nos âmes si long-tems oppressées." Man sieht hieraus, wie passiv die ehrlichen Leute waren, und wie eingeschüchtert und bereit, sich der Gewalt zu fügen.

Noch ein Umstand kam hinzu: seine Einseitigkeit. Er hatte erlebt, daß Marat von dem revolutionairen Tribunal freigesprochen worden war. Auch für ihn war das Volk, nämlich die untersten Schichten desselben, und die Herrschaft seines Namens war ganz anders, als die jenes wahnsinnigen Bösewichts, gegründet. Er dachte, es würde wieder so kommen.*) Ganz eben so machte er es zum zweiten Male, als er im Gemeinderathe hin- und herschwankte und eine Proclamation an das Volk zu unterzeichnen nicht etwa verweigerte (er that es endlich doch, wie Herr v. Lamartine selbst eingestehen muß), aber verzögerte. Das Einzige mag zur Erklärung und zur Vertheidigung dieses Betragens gelten: er hatte, wie früher Danton, wie später Napoleon selbst, wie lange vorher Cäsar im römischen Senate, das Gefühl, daß seine Herrschaft in der öffentlichen Meinung einen schweren, nicht wieder herzustellenden Stoß erlitten, und daß es in der That sein Vaterland sey, welches den Stab über ihn gebrochen habe. Er beugte sich vor dem Fatum, der Nemesis, vielleicht in seiner in ihrem innersten Grunde religiösen Anschauung vor der Gottheit, die seinen Sturz herbeigeführt hatte. Aber immerhin hat gerade dieses Ende Etwas, das eines überzeugten, exaltirten, für das, was ihm als hohes Ziel der Menschheit erscheint, bis zum höchsten Fanatismus begeisterten Parteihauptes durchaus unwürdig ist. Wer Hunderttausende einer Idee opferte, der muß mit seiner Person dafür kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Nachdem man alle göttliche Gesetze und menschliche Gefühle mit Füßen getreten, um einer höheren Mission willen, die man in sich zu verspüren glaubt, ist es kläglich und albern, auf den Triumph eben dieser Mission im letzten Kampfe, um eines angeblichen Gewissenszweifels willen, freiwillig zu verzichten. Wer Millionen dem Tode überantwortet, der muß dem Tode männlich ins Auge zu blicken wissen und ihn nicht mit feiger Resignation an sich kommen lassen.

> Nichts Abgeschmackt'res kenn' ich auf der Welt
> Als einen Teufel, der verzweifelt,

sagt Mephisto mit vollem Rechte. Gerade, wenn der Teufel, wie in der schönen Mythe des Hiob, sich unter die Söhne Gottes reiht, als Ankläger erscheint im Dienste des Herrn und sich als ein schreckliches, aber gerechtes Werkzeug in der Hand des Allmächtigen fühlt, gerade dann darf er am wenigsten verzweifeln. Sokrates mochte lieber den Giftbecher trinken, als, den Gesetzen seines Vaterlandes entgegen, aus dem Kerker fliehen. Er hat damit seine reine, hohe und heilige Mission besiegelt und steht vor der Geschichte als ein Märtyrer für Menschheit und Gottheit. Hätte Muhamed bei ähnlicher Veranlassung eben so gehandelt — er wäre aus der Reihe der Helden in die der polizeimäßigen Spießbürger, aus der Reihe der grossen Männer in die der kleinen Geister hinabgesunken. Ziemt es sich — sagt Oranien zu seinem Egmont — uns für Tausende zu opfern, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu erhalten. Aber das ist's eben, was, nach unserer Ansicht, die ganze Frage beherrscht, und was Herr von Lamartine nicht anerkennen will. Robespierre hatte keinen Zoll von einem grossen Manne, von einem genialen, grossartigen Führer in sich, wie ihn die Zeit erheischte. Wir haben es schon einmal ausgesprochen (Frankf. Ober-Post-Amts-Zeit. Nr. 147) und können nicht umhin, es hier zu wiederholen, weil es uns den Schlüssel zu vielen Räthseln der französischen Revolution zu enthalten scheint: „Zwischen Mirabeau und Napoleon, denen leider bei den Eigenschaften des grossen Mannes die des grossen Bürgers nicht immer innewohnten, fehlte den Männern, die an der Spitze des durch die Revolution aufgeregten Frankreichs standen, das Genie. Gar Vieles erscheint als verhärtete Bosheit hier, als unabweisbare Nothwendigkeit dort, was im Grunde nichts war, als Mangel an Geistesgröße und Stärke, an freier Einsicht, die sich über Systemsucht erhebt, an eigenthümlicher Kraft, welche die eigene Partei zur rechten Zeit zügeln will und kann." Robespierre war gewiß lange nicht so schlecht, wie ihn die meisten der Männer darstellen, welche die Geschichte jener Zeit schrieben, als die Wunden noch bluteten, die er geschlagen, als die Opfer noch zuckten, die er getödtet hatte. Aber er war eben so wenig so hohen Sinnes, so begeisterter Hingebung, so catonischer Selbstentäußerung voll, wie ihn neuere, namentlich französische Schriftsteller, auffassen, welche zum Theil die Kritik unserer in der Geschichte seiner Zeit schreiben. Er hatte aus seinem heiligen Buche, dem Contrat social des edlen Bürgers von Genf, von welchem Benjamin Constant so schön und wahr sagte: er hatte das Gefühl mehr als die Theorie der Freiheit, Vieles heraus- und noch mehr hineingelesen. Die Mischung, die sich hieraus in seinem Geiste bildete, erschien ihm als die höchste politische Weisheit, und er hielt sich selbst für ihren reinsten und berufensten Apostel. Da erschien ihm denn ganz einfach und lobenswerth, die ganze damals lebende Generation dem zu opfern, was alle Geschlechter der Nachwelt beglücken würde, und mit einem Schreckenssysteme, das nur zu wirklich war, einem idealen und großentheils chimärischen Tugendgebilde nachzustreben, das ihm selbst nicht klar wurde. Durch diese letzterr Behauptung treten wir nun freilich wieder in Gegensatz zu unserem hochverehrten Verfasser; aber der Beweis für unsere Behauptung ist in der That nur zu leicht. Den Kommunismus wollte der Konvent, wie Robespierre, durchaus nicht. Zu einer Zeit, w[o] dieses Letzteren Einfluß schon vorherrschend war (am 18. März 1793), setz[te] Jener, auf Barrère's Antrag, nichts Geringeres als die Todesstrafe daran, wenn man Gemeinschaft der Güter nur vorschlagen würde. (Moniteur Nr. 79, citirt von Wachsmuth, Band II. S. 268 und 170 Note.) Wenn es also wahr wäre — was unser Verfasser (Band V., B. 39, Cap. 21) behauptet und wir in einem besonderen demnächst erscheinenden Aufsatze widerlegt zu haben glauben — daß „die philosophische und christliche Gemeinschaft aller Güter der Erde das Ideal einer Staatsverfassung wäre" — Robespierre's Ziel war es keineswegs. Wenn ihn also Herr Louis Blanc von diesem Gesichtspunkte aus lobt, so steht die Geschichte entgegen. Freilich meint Herr v. Lamartine (Th. V. B. 39, Kap. 15,): „ein schöner Instinkt habe Robespierre und seine Anhänger bewogen, in ihren Projekten der Organisation der Gesellschaft bei dem stehen zu bleiben, was unmittelbar zur Erfüllung kommen könne. Sie hätten (deshalb?) Familie und Eigenthum geachtet. Den Baukünstlern des Alterthums gleich, welche, indem sie den Göttern einen Tempel bauten, ein Stück Mauer oder einige Pfeiler des alten Gebäudes stehen gelassen, habe Robespierre die Traditionen der alten Gesellschaft in der neuen beibehalten. Er sey so weit gegangen, als die Reform habe gehen können, und habe nichts weggelassen, als Utopien." Aber wenn unser Verfasser selbst von den Theorieen, welche die Robespierre'sche déclaration des droits aussprich[t], (die mit der Erklärung der constituirenden Versammlung nicht verwechselt werden darf) mit großer Wahrheit sagt: sie haben die dem Menschen natürlichen Triebe (les instincts naturels de l'homme) mit den Rechten verwechselt, welche die Gesellschaft dem Menschen im bürgerlichem Zustande verbürg[t] — stellt er da Jene nicht selbst als eine gefährliche Utopie dar?

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies deutet Herr v. Lamartine selbst an. „Il croyait à son acquittement par le tribunal révolutionnaire", sagt er, aber nur hingeworfen, ohne die Konsequenzen daraus zu ziehen und immer das durch jene Weigerung oder vielmehr jenes Schwanken, an den Tag gelegte Rechtsgefühl preisend. So meint er auch, die Thermidorianer selbst hätten die Gefängnißwärter veranlaßt oder doch mit veranlaßt, Robespierre und seine Genossen nicht annehmen zu wollen, um einen Vorwand zu haben, sie ohne Gerichtsspruch aus der Welt zu schaffen. Wir können dem nicht widersprechen, doch finden wir es bei keinem unparteiischen Gewährsmann auch nur erwähnt. Das Spiel wäre zu gefährlich gewesen, und es ist ganz natürlich, daß Subalterne, welche vor so fürchterlichen Gewalthabern zitterten, deren Macht im Volke noch keinesweges gebrochen war, es gefährlicher fanden, sie anzunehmen, als Schwierigkeiten zu machen.

Mannigfaltiges.

— Wallis und Glarus. Durch ein Versehen ist in der vorigen Nummer des Magazins bei Erwähnung des Sonderbundes nicht gesagt worden, daß auch einer der neuesten Kantone (von 1815) zu ihm gehöre, wie übrigens ein Blick auf die zugleich mitgetheilte Tabelle sofort ergiebt, wogegen allerdings einer der beiden spätern ältesten Kantone (von 1352) der eidgenössischen Mehrheit sich angeschlossen hat. Jener neueste Kanton — Wallis — gehörte freilich schon seit 1513 als „zugewandter Ort", zu den Verbündeten der Eidgenossenschaft, hat jedoch bis zur französischen Revolution und selbst zu Anfang der Napoleonischen Zeit als selbständige Republik bestanden, bis es 1810 als Departement Simplon mit Frankreich vereinigt und nach dem letzten Frieden mit der Eidgenossenschaft als zwanzigster Kanton verbunden wurde. Wallis ist einer der dünnbevölkertsten schweizer Kantone, indem es bei einem Flächenraum von 100 Quadratmeilen kaum 100,000 Einwohner zählt, von denen 34,000 Deutsche in Oberwallis bis Siders, 56,000 Franzosen von da bis zum Genfer See und 10,000 Italiäner an der Südgränze wohnen. Im Einfischthale soll sich sogar eine geringe Anzahl angeblicher Ueberreste von Hunnen unter ihnen befinden. Rauh, wie ihr Gebirgsland, das die höchsten Spitzen der penninischen und der Berner Alpen aufzuweisen hat, sind auch die Bewohner, die alle drei Sprachen, denen sie angehören, auf eine furchtbare Weise radbrechen. Die Deutschen zeichnen sich jedoch durch Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Einfachheit aus, während die französischen Unterwalliser unreinlich, träge und unzuverlässig sind. Dagegen geben die Ersteren mehr den Jesuiten, die Letzteren mehr den liberalen Lehren Gehör, während die Italiäner augenscheinlich unter Einflüssen des benachbarten Sardiniens stehen. Der katholischen Kirche gehören alle drei Nationalitäten an, doch sind sie dabei abergläubisch und schlecht unterrichtet. Sie besitzen im Ganzen nur ein Gymnasium und ein geistliches Seminar. — Der zur eidgenössischen Mehrheit gehörende, seit 1352 mit der Eidgenossenschaft verbundene Kanton Glarus zählt unter seinen 30,000 Einwohnern allerdings nur etwa 4000 Katholiken, gehört jedoch vermöge der Beschäftigung und des Charakters seiner Bevölkerung, die sich sämmtlich von Viehzucht, Obstbau, Einsammeln von Alpenkräutern als Arzneipflanzen, Gemsjagd etc. nährt, so wie vermöge seiner alten demokratischen Verfassung, mehr der politischen Kategorie des Sonderbundes und der mit ihm gränzenden Kantone Uri und Schwyz an. Nur die Hauptstadt hat eine Fabriken-Bevölkerung und neigt sich daher auch den Einflüssen Berns zu. Bis zum J. 1836 hatten die Katholiken ihre besondere „Landesgemeinde", die so viel galt, als die der Protestanten, was jedoch durch die in jenem Jahre eingeführte neue Verfassung, wodurch Glarus eine einzige Landesgemeinde bekam, abgeändert wurde.

— Die Seeräuberei im ostindischen Archipelagus. Kürzlich wurde dem auch in diesen Blättern schon mehrfach genannten Herrn Brooke, Radschah (Fürst) von Sarawak bei Borneo, der sich jetzt in England befindet, der Ehrenbürgerbrief der City von London in einer goldenen Kapsel feierlich übergeben. Es wurde bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß ein Brooke, ein Vorfahr des Gefeierten, zur Zeit Karl's II. Lord-Mayor von London gewesen sey. In seiner Erwiederung an den versammelten Gemeinderath sprach Herr Brooke die Hoffnung aus, daß durch seine Bemühungen binnen kurzem alle Seeräuberei in dem bisher durch dieselbe so berüchtigt gewesenen ostindischen Archipelagus aufgehört haben werde, und daß man bald mit jedem unbewaffneten Boote ungefährdet von einem Ende der indischen Gewässer bis zum andern werde fahren können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Dienstag den 16. November 1847.

Schweiz.

Die Stadt und der Kanton Luzern.

(Nach Dr. Wilh. Hamm.)

Wenn jemals ein Buch zu gelegener Zeit erschienen, so ist es wohl das so en bei J. J. Weber in Leipzig angekündigte Werk: „Die Schweiz, to- ographisch, ethnographisch, politisch, von Wilhelm Hamm."*) er Verfasser, der über denselben Gegenstand in den Jahren 1846 und 1847 ne Reihe von Vorlesungen im „Verein für Erdkunde und verwandte Wissen- haften" in Darmstadt gehalten, hat diese seiner Ausarbeitung zum Grund ge- gt, was derselben den Charakter einer bloßen Touristen-Darstellung nimmt nd ihr dagegen eine populair-wissenschaftliche Farbe giebt. Gleichwohl be- ht das Ganze auf Autopsie und ist die Frucht mehrfacher Wanderungen durch lle Theile der Schweiz, deren Menschen, Sitten und Gebräuche er vollständi- er kennen zu lernen suchte, als es sonst Reisenden, die sich an den einzelnen rten nur kurze Zeit aufzuhalten pflegen, möglich ist, und so kann sein Buch uch denjenigen nützlich seyn, die es bei einem Ausfluge nach dem romantisch- en aller Gebirgsländer als Reiseführer gebrauchen wollen.

Wenn wir an der Darstellung etwas aussetzen sollten, so wäre es ihre onfessionelle Partei-Färbung. Wir müssen allerdings von einem Beur- heiler der heutigen Schweiz eine bestimmte Ansicht über die politischen Wir- en dieses Landes erwarten, und möge er sich nun dem Sonderbunde, den Ra- ikalen oder den Neutralen zuneigen, so werden wir seine Ansichten, wenn sie hrlich sind und auf gewissenhafter Ueberzeugung beruhen, zu achten wissen. ine solche Beurtheilung kann und muß sich jedoch von aller Vermischung der eligiösen mit den politischen Momenten, sowohl in subjektiver als in objekti- er Hinsicht, ganz fernhalten. Man wird uns zwar einwenden, daß sich dies n der Schweiz nicht überall thun lasse, aber in diesem „nicht überall" liegt ben schon eine Verurtheilung, wenn wir, wie der Verfasser des vorliegenden Buches ohne Unterschied überall da, wo in der Schweiz der Katholicismus orherrscht, Finsterniß, Verdummung und Armuth als seine nothwendigen Be- leiter darstellen und nicht die politischen, sondern die kirchlichen Ueberzeugun- en der Menschen das Kriterium unserer Beurtheilung ihres Staaten-Orga- ismus sind. Ein Blick auf die Karte und die Geschichte von Europa sollte doch jedem die Ueberzeugung gewähren, daß weder mit der einen, noch mit der an- eren Kirche die politische Bildung nothwendig verbunden sey, und daß hüben vie drüben Freiheit und Unfreiheit sich finden. Auch sieht unser Jahrhundert, on dieser Ueberzeugung durchdrungen, den Frieden auf konfessionellem Boden als abgeschlossen an. Wir sehen jetzt sogar das alt-protestantische England die Prämunire-Akte zerreißen und dem päpstlichen Stuhle die diplomatische Hand eichen, während der Papst politische Institutionen einführt, wie die aus Ab- eordneten der verschiedenen Provinzen zusammengesetzte berathende Staats- Konsulta, angeordnet unterm 22. April 1847, die Art der Erleichterung und Kontrolirung der Censur, und sogar die Uniformen der bewaffneten Macht, vas augenscheinlich Alles nach dem Muster des protestantischen Preußen ge- ildet ist. Auch wir sollten daher den biblischen Wahlspruch, den ein italiäni- cher Priester, der Abbate Lambruschini in Florenz, seinem politischen Blatte gegeben: „Richten wir nicht, auf daß wir nicht gerichtet werden", überall bei Beurtheilung religiöser Verhältnisse uns vor Augen halten und selbst durch die Jesuiten in der Urschweiz uns nicht verleiten lassen, den kirchlichen Glauben dieses Hirtenvolkes gering zu schätzen.

Abgesehen hiervon, werden wir jedoch unserem Verfasser mit großem In- teresse in seiner Darstellung folgen, und wir wählen, als Beleg hierzu, was er uns von dem politischen Mittelpunkte des Sonderbundes, von dem Kanton und der Stadt Luzern erzählt:

„Die Stadt Luzern, welche von einem alten, noch stehenden, römischen Leuchtthurm den Namen erhalten haben soll, liegt so ziemlich im Mittelpunkt der ganzen Schweiz, an der äußersten Spitze des nordwestlichen Busens des Vierwaldstätter Sees, welcher hier der Luzerner genannt wird. Der Ausfluß desselben, die tiefe, grüne Reuß, der dritte Fluß der Schweiz, der Größe nach, theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Drei Brücken führen darüber, die Stadttheile verbindend. Dieselben sind von Holz und bedeckt, so daß sie bei Regenwetter angenehme Spaziergänge bilden. Interessant sind die Malereien, womit jede dieser Brücken verziert ist; noch interessanter die erläuternden Reime, welche jenen beigefügt sind, und welche einen seltsamen Begriff von der mittelalterlichen Poesie der Schweizer geben. Der See bietet nächst der Stadt eine äußerst liebliche Ansicht; statt von wildromantischen Felsen ist er von sanften Obsthügeln umhegt, zwischen welchen freundliche Landhäuser sich verstecken; aus weiter Ferne blickt das Hochgebirge herüber, in der Nähe stre- ben in die Wolken empor die dunklen Massen des Pilatus und Rigi. Die Stadt hat wenige Sehenswürdigkeiten. Zu nennen ist etwa das Zeughaus, worin, trotz der Decimation durch die Franzosen, noch viele kostbare Antiqui- täten aufbewahrt werden, welche größtentheils aus den österreichischen und burgundischen Kriegen stammen. Bemerkenswerth sind darunter das Panzer- hemd des bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold, die Standarten seiner Ritterschaft, das zerfetzte Banner des Schultheißen Gundoldingen, endlich die eisernen Stachelhalsbänder, welche jener Herzog für die Rathsherren der Eid- genossen hatte anfertigen lassen.

„Mehr als die im Innern prachtvollen, aber überladenen Kirchen interes- sirt uns das alte, nun wieder frisch eingeweihte Jesuiten-Kollegium; ferner der „Kesselthurm", das Gefängniß Robert Steiger's, und die Franziskaner- kirche, welche über 300 unglücklichen Freischärlern als Gefängniß dienen mußte. Diese Gebäude rufen uns drückende Erinnerungen in die Seele; die ganze Stadt scheint ein so düsteres, kaltes Gewand angezogen zu haben, die Men- schen gehen nicht, sie schleichen an uns vorüber, wir begegnen lauernden Blicken, wenn wir vor jenen Monumenten verweilen. Wir eilen vor die Thore und wandeln zu dem Denkmale, welches den am 10. August 1792 bei Vertheidigung der Tuilerieen gefallenen Schweizern errichtet worden ist. Es ist dies ein sterbender Löwe, von einer Lanze, welche abgebrochen aus seiner Brust hervor- ragt, zum Tode verwundet, gebettet auf Waffentrümmer. Er ist in kolossalen Verhältnissen, nach Thorwaldsen's Modell, vom Bildhauer Lukas Ahorn aus Konstanz, mitten in einer senkrechten Sandsteinwand, meisterhaft ausgehauen. Die Inschrift heißt: Helvetiorum fidei ac virtuti — „Der schweizerischen Treue und Tapferkeit." Die Namen aller Gefallenen sind unterhalb des Bil- des eingegraben. Ein alter Invalide, welcher noch an jenem Tage mitgefoch- ten, ist Hüter des Denkmals und wiederholt jedem Beschauenden die einge- lernte Lection.

„Wenden wir uns von der Stadt nördlich, so betreten wir zuerst das so- genannte Lädeli, eine Art Vorstadt von Luzern. Hier lagerte die eine Kolonne des Freischaarenzugs. Da die Vorstadt etwas erhöht liegt und von da aus ganz Luzern mit Kanonen bestrichen werden kann, so wäre dessen Eroberung unzweifelhaft gewesen, wenn jenen Freischaaren nicht das gefehlt hätte, was im Kriege den Ausschlag giebt, soll dieser nicht blos vom Zufall abhängen. Aber es fehlte ihnen an einem allgemein eigenen Prinzip, ihnen fehlte die Ueberzeugung ihrer Sache. Nur Wenige hatten sich selbst so enthusiasmirt, daß sie wirklich an die Heiligkeit und Gerechtigkeit ihres Unternehmens glaubten. Die meisten der Theilnehmer an dem letzten Freischaarenzug waren gedungen; sie schrieen: „Nieder mit den Jesuiten!" ohne zu wissen, was sie sagten, was sie wollten, wer denn diese gefährlichen Jesuiten seyen. Andere wieder schlossen sich dem Abenteuer an eben aus Hang zu Abenteuern; sie glaubten wie Cäsar, nur kommen zu dürfen, um zu siegen, und betrachteten den Feldzug als eine Freudenfahrt, welche neben dem Vergnügen auch Ruhm bringen würde. Dazu kam das Unabhängigkeitsgefühl dieser bewaffneten Männer, welches sich dem Zwang des Kommando's nicht unterwerfen wollte, die Unfähigkeit, Schwach- heit und Uneinigkeit der Anführer, welche eben blos um anzuführen ihr Amt übernommen hatten, ohne demselben im geringsten gewachsen zu seyn, denen Taktik und Kriegskunde böhmische Dörfer waren. Mancherlei bekannte, un- glückliche Umstände trafen zu den erwähnten; unbegreifliches Zögern fand statt. Die überraschten Luzerner erholten sich vom ersten Schrecken; in der Nacht rückten die verbündeten Milizen von Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden der Stadt zu Hülfe, und ehe noch die Freischärler recht im Klaren über ihre Lage waren, sahen sie sich schon geworfen, zerstreut, in zügellose Flucht ge- schlagen. Die Ueberreste der Kolonnen wandten sich westlich nach den Dörfern Littau und Malters; bei beiden kam es nochmals zum Kampf, aber die ver- sprengten Rotten unterlagen den geordneten Angriffen und dem überall erste- henden Landsturm. — Nicht ganz so schlimm erging es der zweiten Kolonne der Freischaaren. Sie war von Norden her in den Kanton eingebrochen, hatte denselben ohne Widerstand durchzogen und gelangte bis zur Emmenbrücke, eine Stunde von Luzern, da, wo die Emme sich in die Reuß ergießt. Hier ward sie von einer Batterie empfangen, deren Kartätschen sie ohne Weiteres

*) Erster Theil, die Urkantone, die westliche (französische) Schweiz und den Kanton Bern umfassend, mit dem Bildnisse des Bundespräsidenten Ulrich Ochsenbein. Der zweite Theil wird die Leser nach Graubünden, Tessin, Glarus, Zürich, Aargau, Solothurn und Basel führen und mit einem Ueberblick der Gesammtverhältnisse der Schweiz schließen.

in die Flucht trieben. Viele wurden getödtet, eine unverhältnißmäßige Anzahl ward gefangen genommen. Dies war der Ausgang eines Unternehmens, welches wohl halb und halb von moralischem aber von rechtlichem Standpunkt aus durchaus nicht gebilligt werden kann. Denn selbst im Falle des Sieges der Freischaaren würde in der politischen Lage der Schweiz ein Dilemma entstanden seyn, welches nur auf die verderblichste Weise durch Gewalt hätte gelöst werden können, entweder durch Trennung des Bundes der Eidgenossenschaft, oder durch Bürgerkrieg und Intervention fremder Mächte.

„Daß der Luzerner Landsturm mit unerhörter Grausamkeit gegen die unglücklichen Flüchtlinge verfahren, ist nicht in Abrede zu stellen, eben so wenig aber, daß das Betragen der Freischärler zu vielen Gewaltthaten herausgefordert hat. Denn mit dem ersten Schritt auf Luzernischem Boden betrachteten sie sich schon als Sieger, als Besitzer, und zeigten keinesweges die Mäßigung, welche man von ihnen, die sich edelmüthige Helfer der Verfolgten nannten, hätte erwarten sollen. Viele der vorgefallenen Grausamkeiten müssen auch allerdings dem verderblichen Einfluß der Luzerner Priesterschaft zugeschrieben werden, welche dem Landvolk die Freischärler als Atheisten, Jakobiner darstellten, die gekommen seyen, ihm das Theuerste, seine Religion, seinen Glauben, zu rauben. So ward der Einfall zu einem kurzen politischen Religionskriege, denn auf beiden Seiten war man religiös und politisch fanatisirt. Was hier die Geistlichen, das bewirkten dort die Zeitungen der radikalen Partei. Diese Blätter, redigiert von den Chorführern des Ultra-Liberalismus, verschmähten namentlich in den Kantonen Bern und Aargau kein Mittel, das nur halbwissende Volk gegen die Regierung in Luzern aufzureizen und zu stacheln. Selbst durch Erdichtungen der gröbsten Art vermehrten sie die Erbitterung, und ein großer Theil des entstandenen Unrechts fällt auf sie zurück, als die Haupturheber. Sogar nach dem Geschehenen suchte der radikale Fanatismus fortwährend zur Rache, zur Vergeltung zu reizen, und mancher Unschuldige mußte in fremdem Kanton büßen, was ganz Andere verbrochen hatten.

„Noch jetzt dauert die gegenseitige Erbitterung fort. In Luzern darf man von dem Freischaarenzuge kaum sprechen; Fremde werden daselbst stets mit forschendem Mißtrauen angeblickt; das Tragen von grauen Reisehüten, mit welchen die Mehrzahl der Freischärler uniform bekleidet war, setzt sogar Mißhandlungen aus. Handel und Wandel stockt zwischen Luzern, Aargau und Bern, zu großem Nachtheil der letzteren Kantone, welche viele Erzeugnisse durch Luzerner Spedition nach Italien absetzten. Und statt dem Besten des Ganzen nachzugeben, setzt jetzt die Regierung von Luzern ihren Stolz in den Trotz, mit welchem sie alle Vorschläge gütlicher Uebereinkunft verwirft. Jeder neue Freischaarenzug, sey er auch noch so trefflich organisirt, würde fehlschlagen, weil die Urkantone durch ihren Sieg ein Gefühl der Stärke und Ueberlegenheit erhalten haben, welches sie wirklich stark und überlegen macht.

„Ganz anderen Eindruck, als die verlassenen Schlachtfelder, macht auf uns das von **Sempach**, welches wenige Stunden nordwestlich von Luzern, bei der Stadt und dem See gleichen Namens sich ausbreitet. Der Sempacher See, 1380 Fuß über der Meeresfläche, auf zwei Seiten von parallelen Höhenrücken umgeben, ist ein nicht großer, stiller Wasserspiegel, dessen Schönheit besonders durch die vielen Dörfer an seinem Ufer hervorgehoben wird. Das Schlachtfeld von Sempach befindet sich in der Ebene an seiner südöstlichen Spitze; eine kleine Kapelle ist zum Andenken des Sieges darauf errichtet. Von dem Wahlplatz, einer grünen Matte, hat man eine entzückende Aussicht nach Süden und Osten. Hier war es eigentlich, wo die schweizerische Eidgenossenschaft in der That ihre volle Freiheit errang, indem sie den mächtigen Widersacher besiegte. Hier fiel Herzog Leopold und die Blüthe des österreichischen Adels durch den aufopfernden Heldenmuth des Arnold v. Winkelried. Man hat in neuerer Zeit versucht, die Erzählung seiner That, eben so wie die Tell's, zu einer bloßen Sage zu stempeln. Gewiß kann dies nur von Solchen geschehen seyn, welche niemals die Wahrheit an Ort und Stelle der Begebenheit selbst aufsuchten. Die alten Denkmale, die redenden Ueberbleibsel jener Ereignisse, mehr aber noch, als dies Alles, die im Volksmunde lebende, ins Volksbewußtseyn übergegangene Tradition sind untrügliche Zeichen der Echtheit. Bei Sempach war es auch, wo der sterbende Schultheiß von Luzern, **Gundoldingen**, in fester Hand das heilige Banner seiner Stadt haltend, noch seinen letzten Athem dem Gemeinwohl opferte, indem er seinen Mitbürgern empfahl, keinen Schultheißen länger als auf ein Jahr zu wählen. Der Vorschlag des Sterbenden ward Gesetz; aber die Luzerner wissen dem Buchstaben Genüge zu thun und dennoch ihren Willen durchzusetzen. Man wählt den Schultheiß ganz richtig nur für ein Jahr; aber nach Ablauf desselben wiederum, und so bleibt Siegwart Müller Schultheiß von Luzern.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Besonders in Einem Punkte täuscht sich der Verfasser, unserer Ueberzeugung nach. Es ist gerade der Punkt, welcher diese Frage beherrscht. Er meint nämlich, die in jener Erklärung ausgesprochenen Grundsätze wären, wenn auch unwissenschaftlich, doch heilig und wahr, und vergißt, daß das Maßlose nie heilig und wahr, höchstens ehrlich gemeinter, aber darum nicht minder verderblicher Fanatismus ist. So kann es kein Maximumsgesetz ohne Schreckenssystem geben. Eine Erklärung, wie die vielbelobte im §. 3. der Robespierre'schen droits, daß Widerstand gegen jede Unterdrückung auch des Einzelnen (der also zum Ri[…] in der eigenen Sache wird) gesetzliches Recht sey, in den Grundgesetzen v[…] hin gestellt, ist eine Sanction der Anarchie, welche zu unterdrücken dann w[…] eine Tyrannei, wie des Heilsausschusses, nöthig wird. In einer Constitu[…] die Natur als die Gesetzgeberin der Welt erklären (§. 37), heißt den Natur[…] stand, statt den der sittlich-bürgerlichen Gesellschaft gründen. Jede Regier[…] (denn was kann man nicht Alles unter dem vieldeutigen Worte verstehen: l[…] tyrans quels qu'ils soient) im voraus als Tyrannei bezeichnen und als ei[…] „gegen den Herrn der Erde, welcher ist das Menschengeschlecht, revoltirte Sklav[…] darstellen, (§. 37) heißt ewigen Bürgerkrieg organisiren. In die Constitution schreiben: Wer eine Nation unterdrückt, ist aller Völker Feind (§. 33.), i[…] nichts Anderes, als unaufhörlich zur Einmischung in die Angelegenheiten frem[…] der Staaten, d. i. zu ewigen Kriegen mit dem Auslande auffordern. Un[…] das nennt unser Autor (Th. V., S. 264) so heilige Dogmen, daß man sie einem Sokrates zuschreiben möchte! Man muß sich wahrlich stark selbst ve[…] blenden, um nicht zwischen den Zeilen die ganze Wuth der Schreckensmänner zu lesen, die auf ewig zum Systeme der Welt erhoben werden soll!

Was wollte also Robespierre eigentlich? Er wollte, sagte er, eine De[…] mokratie, deren Grundlage in ruhiger Zeit die Tugend, in revolutionä[…] die Tugend und der Schrecken sind. Das klingt sehr schön, aber wie soll d[…] Tugend erkannt, zur Herrschaft gebracht und, wenn die Mehrzahl mit o[…] ohne Bewußtseyn dessen, was sie thut, ihr entgegenwirkt oder stimmt, in [d…] Herrschaft erhalten werden? Diese unendlich schwere Frage zu lösen, hat [be…] kanntlich die spätere Zeit das Repräsentativ-System, in der Monarchie wi[e…] der Demokratie, erdacht; von der Voraussetzung ausgehend, der gesu[nde] Menschenverstand des Volkes werde die Männer zu unterscheiden wissen, die [es] gut mit ihm meinen, und diese seine Gewählten würden über die Gesetz[…] fragen selbst, welche sie in Gemeinschaft mit der Regierung **ohne weite[re] direkte Dazwischenkunft des Volkes** zu lösen berufen sind, mit Ein[…] sicht und Redlichkeit entscheiden oder zur nächsten Legislatur von ihren Wähl[ern] beseitigt und durch bessere Männer ersetzt werden.

Das Alterthum kannte freilich die Repräsentativ-Verfassung nicht, ab[er] wenn man bedenkt, daß erst zu den Zeiten des Unterganges der römisch[en] Republik die anderen italiänischen Völkerschaften das in Rom erhalten, wa[s] wir politische Bürgerrechte nennen, so ist kein **großer freier** Staat aus de[m] Alterthum anzuführen, und die eigentlichen Volksversammlungen von poli[…] tischer Wichtigkeit sind nur in Rom (mit seinem aristokratischen Senate und […] aristokratischen Abstimmung nach Centurien, die so lange anhält), in Athen u[nd] einigen anderen griechischen **Städten** zu finden, wo noch dazu überall Skl[aven] durch ihre Arbeiten den freien Männern größere Muße ließen, unaufh[örlich] politisch thätig zu seyn, als dies in unseren Verhältnissen möglich ist. [Es] ist so wahr, daß Jean Jacques Rousseau in eben dem Kapitel, wo er [ge…] gen Repräsentation erklärt (Contrat social, Ch. XV.), geradezu aus[…] die Freiheit (ohne Repräsentativ-Verfassung, wie er sie will) könne [viel…] leicht nur in Begleitung der Sklaverei erhalten werden, da überall die Ext[reme] sich berührten.

Dem sey nun, wie ihm wolle, Robespierre's Antwort auf unsere Fra[ge] war sehr einfach, weil sehr einfältig. „Ich habe" — sagte er — (Sitz. [d.] Jakobiner-Klubs vom 25. Februar 1793) „mitten unter Verfolgungen u[nd] lange ohne Stütze behauptet, daß **das Volk niemals Unrecht hat.** Ich habe es gewagt, diese Wahrheit zu einer Zeit zu verkünden, wo [sie] noch nicht anerkannt war. **Der Lauf der Revolution hat sie ent[…] wickelt.**" (!!) So wird freilich die Aufgabe sehr leicht. Die Staatsver[…] fassung fällt etwa wie die Statuten einer Actien-Gesellschaft aus. Jed[es] Jahr wird Regierung und Vertretung neu ernannt, zugleich das Recht gegebe[n] sie in der Zwischenzeit zu wechseln, und die Constitution ist fertig. Weil ab[er] Regierung und Vertretung hiermit nicht fertig werden können, so — läßt ma[n] sie eben auf dem Papiere, wie das mit der Constitution vom Jahre I, u[nd] zwar auf Robespierre's Betrieb, kaum sechs Wochen nach ihrer Vollend[ung] (11. August 1793) auch wirklich geschah. Weil nun die vollendete Anar[chie] keine Regierung seyn kann, wird diese fast nothgedrungen zur blutigen Di[kta…] tur, deren hauptsächliches Regierungsmittel das Henkerbeil ist. Und von ei[ner] solchen Gesetzgebung kann ein edler Mann, wie unser Verfasser, sagen, daß [sie] den Geist der Philosophie und der Menschenfreundschaft athmete! Solc[hes] Lob mag den meisten Gesetzen der konstituirenden Versammlung mit Re[cht] gespendet werden. In dieser mag Frankreich seine Ehre, der Geist der J[…] würdige Vertretung finden. Der Konvent hat einige wohlthätige Schöpfunge[n] mit Energie gegründet und befestigt. Doch er war höchstens des Volkes en[t…] setzliche, aber erfolgreiche Wehr, eine verzweifelte und fürchterliche Explosi[on] die durch ein System der Zerstörung zur Befreiung führte. Robespierre stell[te] das System dieser Wuth oder vielmehr die Wuth dieses Systems treu[…] und redlich dar. Er war der Attila der Demokratie. Aber wenn wir au[ch] in der Geißel Gottes Gott anbeten: die Geißel selbst anzubeten, kann m[an] Niemand zumuthen!

Noch mehr! Herr v. Lamartine gesteht selbst zu, daß der Fanatiker d[er] Volksherrschaft endlich, weil er mußte, damit umging, die Demokratie in sein[…]

*) Wie Rousseau, als dessen Werk dem Robespierre gelten wollte, hierüber dach[te,] hat er in seinem Contrat social häufig, am deutlichsten am Ende des vierten Kapi[tels] ausgesprochen: „S'il y avait un peuple de Dieux" — sagt er daselbst — „il se gou[…] vernerait démocratiquement. Un gouvernement si parfait ne convient pas à de[s] hommes. Seine Ansicht über dirigirende Klubs, wie der von Robespierre dirigirte Ja[…] kobiner-Klub, enthält das dritte Kapitel: „quand une de ces associations est si grand[e] qu'elle l'emporte sur toutes les autres . . . . il n'y a plus de volonté général, et l'avi[s] qui l'emporte n'est qu'un avis particulier."

Person so zu centralisiren, daß dieses Centrum einem Monarchen sehr ähnlich gesehen hätte. St. Just stellt es in dem vorliegenden Werke (51. Buch, 11. Kap.) eindringlich genug dar, wie nothwendig es geworden war, „die Einheit der Regierung in einem Menschen zu personifiziren." So muß ein Extrem in das andere umschlagen und der Konvent die Alleinherrschaft zurückführen. Glücklich noch, daß sich ein großer und genialer Krieger fand, dessen Schwert zwischen der Volksherrschaft und der Rückkehr der älteren Bourbonen nach Frankreich steht. Wären diese 1799 statt 1814 zurückgekehrt — der Himmel weiß, was aus den Freiheiten geworden wäre, für welche das Volk sein Blut, die Männer der Constituante und der Gironde ihr Leben, die Besseren aus der Bergpartei ihre Gewissensruhe und ihren Nachruhm hingaben! „Wollt Ihr, daß ich Euch den Jakobinern preisgebe?" Das war das Wort, womit der Cäsar unserer Zeit viele redliche und patriotische Männer auf seine Seite brachte und jede Opposition gegen seine schrankenlose Macht niederschlug. Daß er nun wieder, wie den großartigsten Gebrauch, so den unverzeihlichsten Mißbrauch der Gewalt auf die höchste Spitze trieb und den Absolutismus selbst in der genialsten Ausübung noch unpopulärer machte, als die Schreckensmänner das System der schrankenlosen Freiheit — das allein rettete die vernünftige Freiheit in der Gesetzgebung des Landes, welches die Wiege der Revolution gewesen war. Ohne diesen gewissermaßen zufälligen Umstand wäre sie noch weit länger in den Winterschlaf gelullt und ihre Wiedergeburt auf unbestimmte Zeit verschoben. Das mag wohl als Beweis gelten, daß der National-Konvent zwar für Frankreichs Selbständigkeit, auch zur Förderung der Gleichheit der Menschen in dem Bewußtseyn des Volks (welches Napoleon auch zu achten wußte) viel gethan, den großen Ideen der Freiheit aber durchaus geschadet, ihre Herrschaft in der Nation sehr erschüttert und dem Despotismus den Weg gebahnt habe.

Denn — vergessen wir es nicht — Nationalität, zum Uebermaße getrieben, kann zur Inhumanität, zur Unvernunft, zur Ungerechtigkeit werden, aber sie bleibt doch immer noch Nationalität. Der Versuch, faktische Gleichheit einzuführen, mag naturwidrig und darum unsinnig seyn — er befördert doch das Gefühl der Rechtsgleichheit unter den Menschen. Aber Freiheit, zum Uebermaße, zum Wahnsinn getrieben, hört auf, Freiheit zu seyn und schlägt durch Anarchie in Unfreiheit, in den Despotismus um, — einer Partei zuerst, eines Einzelnen zuletzt. Darum hütet sich auch unser Verfasser wohl, Robespierre als den Mann der Freiheit zu preisen, er nennt ihn den Mann der Demokratie. Traurig, wenn man dieses seyn kann ohne jenes! Doch hören wir die Charakteristik Robespierre's, wie sie dem schönen und phantasiereichen Geiste unseres Lamartine vorschwebt, und vergleichen wir sie mit dem Bilde, welches uns die Geschichte von diesem Manne hinterließ.

„Ein Ziel ist in seinem Leben", sagt Herr v. Lamartine, (Th. VIII., B. 51, Kap. 16), „und dieses Ziel ist groß: die Herrschaft der Vernunft durch die des Volkes (par la démocratie)." Der Vernunft, der ruhigsten, besonnensten, allem Fanatismus ihrem innersten Wesen nach ganz entgegengesetzten Göttin? Nimmermehr! „Der Tugend", sagte Robespierre selbst. Den Staat aber zum Gewalthernn der Tugend statt zum Richter der Gesetzmäßigkeit machen, die Tugend von Obrigkeitswegen handhaben, statt einflößen zu wollen, das führt eben zur Tugend-Inquisition, wie die Idee von der Herrschaft des christlichen Staates zur Glaubens-Inquisition führt. „Es ist ein Beweggrund dabei, und dieser Beweggrund ist göttlich. Es ist der Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen." Nach Wahrheit? Vielleicht. Es giebt eine subjektive wie eine objektive Wahrheit. Aber nach Gerechtigkeit? Nach der Rache allenfalls, welche, weil sie sich nicht als eine persönliche, sondern als die Rache des Menschengeschlechts an denen darstellt, welche er für dessen Dränger hielt, minder teuflisch erscheinen mag. Die Gerechtigkeit aber ist, wie die Vernunft, eine Gottheit, welche das Opfer Unschuldiger nicht kennt und auf deren Altären nie ein Fanatiker geopfert hat. „Es ist eine Handlung dabei, und diese Handlung ist verdienstlich. Es ist der Kampf auf Tod und Leben gegen das Laster, die Lüge, den Despotismus." Gegen das Laster — allerdings. Aber er bekämpfte es wie ein Groß-Inquisitor die Gottlosigkeit — mit dem Henkerbeil. Nicht das Laster aber, nur das Verbrechen darf das Gesetz mit Blut sühnen, und wer hienieden den Profoß Gottes machen will, über den bricht die Menschheit mit Recht den Stab. Gegen die Lüge aber kämpfte er nur mit der Lüge. So fern ist der Betrogene nicht vom Betrüger, daß der Fanatismus die Lüge unbedingt bekämpfen sollte. Wenn er mancher Lüge entgegentrat, so feiert hingegen in seinen und seines St. Just Berichten und Anklagen die Lüge einen schrecklichen Triumph. Dem Despotismus in einer gegebenen Form mag er den Krieg erklärt haben. Aber wie könnte ihn Herr v. Lamartine einen werdenden Cromwell nennen, hätte er nicht einen anderen Despotismus erstrebt? „Es ist eine Hingebung, und diese Hingebung ist beständig, unbedingt, wie eine Selbstopferung des Alterthums. Es ist das Opfer seiner selbst, seiner Tugend, seiner Ruhe, seines Glücks, seines Ehrgeizes, seines Lebens, seines Andenkens selbst — seinem Werke." Viel Wahres unstreitig! Wer einer Idee zu Hunderttausenden seiner Mitmenschen, auch sich selbst opfert, soll, wie sehr er auch gewüthet haben mag, nicht zu denen gestellt werden, welche um ihres Egoismus willen mordeten und die Welt verheerten.

(Schluß folgt.)

China.

Menschen und Sitten in China.

III. Su-tschen, die Stadt der Moden.

Wenn auch Ningpo und der Archipel von Schusan dem Herbarium unseres Reisenden nicht unbedeutende Kontingente geliefert hatten, so dachte er es doch ganz besonders in Schanghai zu bereichern. Er hatte die Stadt im vergangenen Winter besucht und war nicht unzufrieden mit seinen Erfolgen gewesen; er kam fast am Ende des Frühlings zurück, um zu sehen, wie man die von ihm zurückgelassenen Aufträge und Bestellungen ausgeführt habe. Er hatte das Vergnügen, eine große Menge neuer, noch gänzlich unbekannter Pflanzen vorzufinden. Die interessanteste Episode jedoch aus diesem seinem zweiten Aufenthalt in Schanghai ist der Ausflug unseres Reisenden nach Su-tschen in das Innere des Landes und über die Gränzen hinaus, welche die Verträge der europäischen Neugier gezogen haben. Hier ist die Erzählung seines Abenteuers, wie er sie selber giebt:

„Niemanden, der in China gereist ist oder der sich mit der Geschichte des himmlischen Reiches bekannt gemacht hat, ist die berühmte Stadt Su-tschen-fu nicht wenigstens dem Namen nach bekannt. Will man in Hong-kong, in Canton, in irgend einer Stadt des Südens eine Waare als vorzüglich empfehlen, so sagt man, sie komme von Su-tschen; Su-tschen besitzt Alles, was das Herz sich wünschen kann, schöne Gemälde und Statuen, herrliche Seidenzeuge und hübsche Frauenzimmer, Su-tschen ist dem Chinesen das irdische Paradies, dem sich Nichts vergleichen läßt. Und als ob es an so vielen Gründen, mich zu einer Reise nach Su-tschen zu bestimmen, noch nicht genug gewesen wäre, hatte ich überdies in Schanghai gehört, daß es dort eine Menge herrlicher Gärten und ausgezeichneter Baumschulen, in denen man sich Gewächse aller möglichen Art verschaffen könne, gebe. Wie einer solchen Versuchung widerstehen? Das Schwierige bei der Sache war nur, uns einen Schiffer zu verschaffen, der es wagte, die Reise mit mir zu unternehmen, denn Alle hatten zu gewaltige Angst vor den Mandarinen, die eben die strengsten Verbote erneut hatten. Ich machte den Anfang damit, daß ich ein Schiff miethete und mich auf den Weg begab, ohne den Schiffern zu sagen, wohin eigentlich ich wollte, noch wie lange ich von Schanghai abwesend bleiben würde. Ich sagte ihnen nichts, als daß ich vorhätte, das Land zu durchstreifen, um neue Pflanzen zu suchen, und daß sie sich mit Reis auf mehrere Tage versehen sollten. Mein chinesischer Bedienter, der mich überall begleitete und auch diese Tour mit mir machte, vertraute ihnen überdies, daß sie schlechterdings keine Gefahr mit mir liefen, da ich unfähig sey, sie muthwillig in irgend eine Verlegenheit zu stürzen. Das gab ihnen Muth, und wir waren bei günstigem Winde und mit der Fluth bald weit von Schanghai. Da ich sehr wohl wußte, in welcher Richtung Su-tschen lag, so bestimmte ich selber, vermittelst eines Taschen-Kompasses, den einzuschlagenden Weg; erst 20—30 Meilen von Schanghai rückte ich mit meinem Plane hervor, und man ergab sich zuletzt in meinen Willen.

„Es versteht sich von selbst, daß ich in chinesische Tracht gekleidet war. Ich hatte mir den Kopf rasiren lassen und trug einen Zopf, wie ihn nur ein chinesischer Dandy tragen kann, so daß ich einen ganz leidlichen Chinesen abgab. Ueberdies wird im Norden des Reiches der Europäer weniger leicht als solcher erkannt, als im Süden, da sich dort die Gesichtsbildung der Einwohner der unsrigen mehr nähert oder vielmehr weniger von derselben abweicht.

„In China sind Flüsse und Kanäle, was bei uns die Landstraßen, und der Kahn muß den Wagen ersetzen; auch findet man südlich vom gelben Flusse weder Straßen noch Fuhrwerk. Wir passirten auf unserem Wege mehrere große, mit Wällen versehene Städte; unter den Mauern von Ka-ding, einer von ihnen, hielten wir an, um zu übernachten. Ich breitete meine Matratze in meiner kleinen Kajüte aus und legte mich frühzeitig nieder, um beim Aufgang der Sonne mit der Fluth meine Fahrt fortsetzen zu können. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Mitten in der Nacht wurde ich durch einen scharfen Luftzug geweckt, welcher durch eines der Schiffsfenster strich. Gleichwohl war ich mir bewußt, dasselbe, ehe ich schlafen ging, geschlossen zu haben. Ich sprang auf und merkte trotz der Dunkelheit, daß wir mit der Ebbe den Strom hinuntertrieben. Ich weckte meinen Bedienten und die Schiffer, die einstimmig erklärten, daß irgend ein Dieb seinen Besuch abgestattet haben müsse. Daran hatte ich nicht gedacht, als wir aber Licht gemacht hatten, fand sich, daß meine sämmtlichen Kleider, englische sowohl wie chinesische, verschwunden waren. Unser Gast hatte überdies, nachdem er die Kajüte ausgeräumt, das Ankertau durchschnitten und uns so den Kanal hinabgesendet, welchen wir eine geraume Zeit hinuntergetrieben waren, ehe wir erwachten. Glücklicherweise waren mir noch einige Dollars geblieben, die in einer Börse steckten, welche unter meinem Kopfkissen lag.

„Es war nichts Anderes zu thun, als sich vor der Hand wieder schlafen zu legen. Als die Sonne aufgegangen war, schickte ich meinen Bedienten mit einigen Dollars nach Ka-ding, wo er mir andere Kleider kaufen mußte, und dann setzten wir unsere Reise weiter fort.

„Ka-ding ist eine große befestigte Stadt, deren Wälle sich jedoch in ziemlich zerrüttetem Zustande befinden. Wenn man aus der Stadt herauskömmt, läuft der sehr schmale Kanal noch einige Meilen gegen Norden fort. Plötzlich jedoch kamen wir nach einem sehr großen, schönen, einem See oder Strome gleichenden und in fast gerader Richtung von West nach Ost laufenden Kanal, der ohne Zweifel mit dem Jang-tse-kiang, irgendwo zwischen Wu-fung und Nankin, in Verbindung steht. Die Gegend nahm nunmehr einen imposanten Charakter an; der breite Kanal trägt mit seinem ruhigen Wasser Hunderte von chinesischen Fahrzeugen, und von Zeit zu Zeit erhebt sich eine Pagode mit ihrem

Thurm über die Wälder, und die buddhistischen Tempel, die hier herum sehr zahlreich sind. Die ganze Landschaft, so weit das Auge reicht, ist ein unermeßliches Reisfeld, das von Tausenden von Bauern mit glücklichen, zufriedenen Gesichtern bebaut wird. Nachdem er eine ziemliche Strecke westwärts gelaufen, theilt sich der Kanal. Der Arm desselben, in den wir einliefen, führt zu einer anderen Stadt, die Ta-tsang-tzeu heißt. Sie ist, wie Ka-ding und Schanghai, mit Mauern umgeben und ohne Zweifel größer, als letztere, obwohl sie weniger bevölkert seyn mag.

„Als wir in die Nähe von Su-tschen kamen, bemerkten wir am Horizonte eine Kette von Hügeln, die sich, wie ich später wahrnahm, im Westen der Stadt in einer Entfernung von einigen Meilen hinzieht. Wie bei Ka-ding, ist die ganze Gegend ein einziges Reisfeld. Eine große Menge von Weibern waren damit beschäftigt, die hydraulischen Räder zu drehen; es waren ihrer immer drei bis vier bei einem Rade in Thätigkeit. Diese Frauenzimmer zeichnen sich durch ihre großen Füße aus, d. i. durch Füße, die ihr freies Wachsthum gehabt haben: sie würden sonst nicht im Stande seyn, ihre schwere Arbeit zu verrichten. Trotzdem haben selbst die meisten der Weiber, die sich mit dem Landbau abgeben müssen, kleine Füße, und unter den paar Tausenden, die ich auf dem Felde beschäftigt sah, fand ich nur eine sehr kleine Zahl, deren Füße unverstümmelt waren.

„Einige Meilen ostwärts von Su-tschen bekömmt man einen großen, schönen See zu Gesicht, der an funfzehn Meilen im Durchmesser hat und beständig von den Schiffen, die aus Sung-kiang-fu und aus den in derselben Gegend liegenden Städten kommen, durchschnitten wird. Der Kanal, der sehr breit geworden war, wurde hinter dem See wieder schmaler; wir mußten durch eine große Anzahl von Brücken hindurch, die Dörfer und selbst die kleinen Städte wurden häufiger, kurz Alles verkündigte uns die Nähe einer bedeutenden Stadt. Es war am 23. Juni, an einem herrlichen Sommerabend, als ich Su-tschen erreichte. Wir legten uns mitten unter mehreren hundert anderen Fahrzeugen unter seinen Mauern vor Anker und gingen dann zur Ruhe, nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen gegen einen etwaigen abermaligen nächtlichen Besuch getroffen.

„Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich am anderen Tage wach. Nachdem ich mich mit großer Sorgfalt von meinem chinesischen Begleiter anziehen lassen, schickte ich ihn in die Stadt, um die Gärten und Baumschulen zu erkognosziren, und machte mich mit ihm auf den Weg, als er mit seinen Erkundigungen zurückgekehrt war.

„Ich muß gestehen, das Herz klopfte mir, als ich das Schiff verließ und an das Abenteuer dachte, das ich bestehen wollte. Ich konnte wohl auf dem Lande für einen Chinesen gelten, allein ich wußte nur zu gut, daß die Bewohner einer großen Stadt schwieriger zu täuschen sind, als Bauern. Auf der Brücke über den die Stadtmauer umgebenden Kanal sah ich eine Menge Menschen, die, auf das Geländer gestützt, den Schiffen zusahen, welche nach allen Richtungen gingen und kamen. Ich blieb, gleich ihnen, stehen, und ich weidete nicht ohne ein gewisses Gefühl des Triumphes meine Blicke an der frohen Menge: war ich doch in der Hauptstadt chinesischer Mode, in jener berühmten Stadt, in welche, meines Wissens, noch kein Brite den Fuß gesetzt hatte. Meine Gegenwart schien gar nicht bemerkt zu werden, woraus ich, zu meiner großen Genugthuung, schloß, daß ich für keinen Fremden müsse gehalten werden.

„Im Allgemeinen gleicht Su-tschen allen anderen Städten des Nordens, allein man braucht sich nur etwas umzusehen, um zu bemerken, daß es das Centrum des Luxus und der Moden ist, und daß es keines jener Symptome des Verfalls an sich trägt, die dem Fremden in Ningpo und anderwärts auffallen. Ein schöner Kanal, so breit ungefähr, als die Themse bei Richmond, läuft mit den Mauern der Stadt parallel, und zahllose alte Barken, die für ein Volk, das so sehr, wie die Chinesen, auf dem Wasser zu wohnen liebt, herrliche Wohnungen abgeben müssen, liegen auf demselben vor Anker. In einer Menge von Armen, die hier schmal und schmutzig, dort breit wie Seen sind, durchfließt derselbe Kanal die Stadt als ein unschätzbarer Bundesgenosse für die Thätigkeit des Handels. Eine Flotte von unzähligen Dschonken und Schiffen jeder Größe schwimmt auf ihm umher, und die ganze Stadt gewährt einen Anblick des Lebens und Gedeihens, wie man ihn in China, außer etwa in Canton und Schanghai, nicht wieder findet. Die Wälle sind hoch und wohl erhalten. Der Theil der Stadt, durch den ich hinein kam, ist nichts weniger, als schön, die Gassen sind eng und schmutzig, und die Bewohner scheinen nur den unteren Klassen anzugehören, im Westen aber sind Gassen und Häuser bei weitem schöner, die Buden groß, und Alles verräth, daß man sich im aristokratischen Viertel befindet.

„Die Zahl der Gärten von Su-tschen war durch meine chinesischen Freunde in Schanghai sehr übertrieben worden: doch giebt es allerdings Gärten von bedeutender Ausdehnung, und es glückte mir, mir einige neue Pflanzen zu verschaffen. Was die Damen von Su-tschen anbetrifft, so stehen sie im Rufe, die schönsten im ganzen Reiche zu seyn, und wenn ich nach einigen Gesichtern urtheilen darf, die ich gesehen, so machen sie ihrem Ruf keine Schande. Ihre Toilette ist zugleich geschmackvoll und reich. Nur die Verstümmelung der Füße konnte mir nicht behagen, und die Sitte, sich weiß und roth zu schminken. Doch was mir ein Mangel schien, scheint den Chinesen nur eine Schönheit mehr.

„Nachdem ich einige Tage in Su-tschen zugebracht und die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen, kehrte ich nach Schanghai zurück, wo ich in meiner chinesischen Tracht ans Land stieg. Niemand erkannte mich in derselben, und selbst in der Straße, in der ich wohnte, und von meinem Freunde Mackenzie ward ich für einen Eingebornen gehalten."

Mannigfaltiges.

— Ein Engländer in München. Der reisende Korrespondent d[e]
vielverbreiteten „Illustrated London News" bringt die Bewohner der bayeri
schen Hauptstadt in sehr starken Mißkredit bei den Engländern. Er behauptet
daß ein vielhundertjähriges Biertrinken die Münchener so schwerfällig gemacht
daß ihnen alle geistige Energie und alle Thatkraft abgehe. „Das Volk hier z
Lande", schreibt er, „kennt den Werth der Zeit durchaus nicht. Die Wort
Schnelligkeit und Eil existiren zwar auch in ihrer Umgangssprache, aber ich
vermuthe, daß ihnen diese Worte aus dem nördlichen Deutschland zugegangen
und daß sie sie mechanisch gebrauchen, ohne ihre eigentliche Bedeutung zu kennen. Wenn man von einem Bayern Etwas verlangt und ihm sagt, daß man
es sofort haben müsse, dann bringt er es morgen Nachmittag. Giebt man
ihm auf, einen Brief nach der Post zu tragen, so durchsuche man ja nach drei
Tagen seine Taschen, wo er sich sehr wahrscheinlich noch findet. Fragt man i
München nach dem oder jenem Orte, so beginnt der Gefragte damit, uns mi
allen Straßen in Stadt und Vorstädten bekannt zu machen, wobei er jedesm
bemerkt, daß dies nicht die rechte Straße sey, bis er endlich diejenige Au
kunft giebt, die uns ganz sicher irreführt" u. s. w. — Man würde diese Mi
laune des Engländers, der früher so entzückt von seinem Münchener Aufen
halt war, nicht begreifen, wenn man nicht hinterdrein erführe, daß es sei
Absicht gewesen sey, dem Londoner illustrirten Blatte einige Proben der Ku
aus München zuzuschicken, aber so viele Skizzen er auch seit langer Zeit sch
bestellt, nicht eine einzige, sagt er, sey ihm bisher abgeliefert worden. Au
habe er die Ueberzeugung, daß, wenn selbst die deutsche Polizei ihn bei sein
Mahnung unterstützen wollte, er kaum ein Jahr früher, als er sie jetzt erwart
zu den bestellten Skizzen kommen werde. In seinem Unmuthe vergißt der Eng
länder jedoch auch nicht, wieder eine Anekdote von Lola Montes mitzutheilen
deren er in jedem seiner Briefe gedenkt. Die Theaterbesucher in München
unterhalten sich jetzt, wie er erzählt, von einem großen Fächerkriege, der
seit einiger Zeit zwischen zwei Damen im ersten Logenrange ausgebrochen
Die Loge der neuen Gräfin von Landsfeldt befindet sich nämlich dicht nebe
der der Gräfin von Passenheim, einer Tochter des Fürsten von Oettingen-Wa
lerstein. So oft nun die Letztere in ihrer Loge erschien, bemerkte man sie m
einem großen dunkelgrünen Fächer, der nichts weniger als graziös war, ab
eine förmliche Scheidewand zwischen den Köpfen der beiden Gräfinnen bildet
Alle Lorgnetten des Parterres und der übrigen Logen waren gewöhnlich a
diesen dunkelgrünen Fächer gerichtet, aber vergebens bemühte man sich, ei
einen Blick der reizenden Gräfin von Passenheim zu erhaschen, die eine d
schönsten Frauen in München seyn soll. Man war an diesen kleinen Kri
schon so gewöhnt, daß, als eines Abends der wohlbekannte Fächer nicht zu seh
war, während doch beide Damen in ihren Logen sich befanden, dieser plötzlich
Friede eben so großes Aufsehen machte, als der Ausbruch des Krieges selb
Man erschöpfte sich in Vermuthungen über dasjenige, was diese Wendung d
Dinge herbeigeführt, bis man sich endlich dabei beruhigte, daß wahrscheinlich
der Fürst von Wallerstein seine Tochter bewogen, von ihrer Waffe keinen Ge
brauch mehr zu machen. Und so haben denn die Münchener den Vortheil, d
schönen Gräfin wieder ins Gesicht schauen zu können.

— Die schweizer Urkantone. Zschokke schildert den Charakter de
Hirten- und Ackerbaubevölkerung dieser Kantone in folgenden Worten: „Ma
muß, um Urner, Schwyzer und Unterwaldner in ihrer unverfälschten Eigen
thümlichkeit zu sehen, sie nicht nach den Erscheinungen längs der Landstraß
nehmen. Dort, in den selten besuchten Seitenthälern, oder in den stillen Or
schaften und zerstreuten Hütten der Höhen, findet man das Volk, wenn au
noch in der Unwissenheit und Abergläubigkeit des Alterthums, doch in jen
patriarchalischen Ruhe und Einfalt, die wir in den Schilderungen man
vorweltlichen Volks oder in den Bildern der Dichter lieben gelernt haben. E
lebt dort, gleich frei von Sittenvergiftung durch bettlerisches Elend, wie d
wollüstige Künste des Ueberflusses; genügsam, den anerzogenen Uebungen d
Väter treu: herzig, fröhlichen Muthes, gastfreundlich, ohne Falsch und Ar
Von der Natur seines unwirthlichen Landes zu Verachtung von Gefah
und körperlichen Anstrengungen eingeübt, fühlt es daneben süßen Genuß, we
es seinen Hang zur Trägheit befriedigen kann. Unerschrocken, ohne Todesfurc
tritt es in den Kampf gegen jede Uebermacht für sein Recht und für sein Vat
land; doch ist dieses Vaterland nur innerhalb der engen heimathlichen Gränz
seines eigenen Ländchens vorhanden. Mit noch größerer Begeisterung aber ge
es in Kampf und Tod für seinen alleinseligmachenden Glauben und seine Kirc
sobald man ihm sagt, es gelte deren Rettung; denn dann gilt es die Hoffnu
gen eines Jeden auf sein Schicksal in der Ewigkeit, ob Fegefeuer und Hö
oder ob Himmel? Im erlernten Glauben an Gott, die heilige Jungfrau u
die übrigen Heiligen, so wie an die Wunderkraft kirchlicher Uebungen, lebt
und stirbt es getrost. Seine innere Religion aber, die kaum von ihm da
gehalten wird, ist die, welche Gott in den Geist der gesammten Mensch
gelegt hat und durch unverdorbenes Rechtsgefühl und Warnungen des G
wissens zu den Tugenden leitet, welche Christus als Kern seiner göttlich
Lehre empfahl. Doch, wenn Fehltritte begangen worden, die kein Mensch u
gestraft begehen lassen darf: die Kirche kann ihm Vergebung der Sünd
gewähren."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Donnerstag den 18. November 1847.

Polen.

Trentowski's System,
dargestellt und beurtheilt von J. J. Kraszewski. *)

Den Namen Trentowski's kennen die Leser des Magazins bereits aus früheren Berichten über einen Theil der philosophischen Arbeiten, mit welchen dieser regsame Gelehrte seine Nation in kurzer Zeit bereichert hat. Am nächsten wurde damals auf das von ihm aufgestellte System nationaler Erziehung eingegangen, das bei allen Mängeln sich inzwischen bei seinen Landsleuten doch immer weitere Bahn gebrochen hat und schon deshalb nicht ohne großen Einfluß geblieben ist, da es den ersten Versuch bildet, die Resultate der deutschen Philosophie auch bei unseren Nachbarn ins praktische Leben einzuführen. Zu einem neuen System hatte es Trentowski, so sehr auch sein Streben dahin ging, so sehr er, wie auch Andere seiner Landsleute, namentlich Libelt (in seiner Schrift: filozofia i krytyka, Posen 1843), das Bedürfniß, über den Standpunkt der Hegelschen Philosophie hinauszugehen, fühlte, damals doch noch nicht gebracht, und was er für neu und eigenthümlich ansah und ausgab, war nichts als ein unruhiges Umherschweifen zwischen den in Deutschland herrschenden und kämpfenden Systemen. In seiner Logik oder, wie er sie etwas weitschichtiger nennt: Myślini czyli Całokształt Loiki Narodowéj (Denklehre oder Inbegriff der nationalen (!) Logik) ist Trentowski nun einen Schritt weiter vorgedrungen, und man kann nun wenigstens genau den Weg bezeichnen, den seine Speculation festhalten zu wollen scheint. Er selbst besitzt im Uebrigen Bereitwilligkeit genug, sein System zu kommentiren und seine Richtung vorweg anzugeben, so daß man ihn nicht lange auf falschen Fährten zu suchen hat; nur schwächt er das Verdienst dieser Offenheit allzu sehr durch das Pathos der übergroßen Verheißungen, welche darin auf eine von ihm erfundene Philosophie, und als ob diese die absolute und letzte seyn werde, zugleich immer liegen. Wir haben schon früher Veranlassung genommen, diesen Ton der polnischen Philosophen zu rügen, und ihnen nahe gelegt, daß es leichter ist, eine neue Philosophie zu versprechen, als zu erzeugen. Denn wir haben ja die Erfahrung hier ganz in der Nähe gemacht. Der oben genannte Kritiker Kraszewski muß hierin ganz gleich mit uns denken, wenn er Trentowski gleich im Eingange das Wort von Rosenkranz: „Es kann niemals ein letztes System der Philosophie geben" — vorhält.

Kraszewski, dem wir hier zum ersten male auf diesem Felde begegnen, verdient als der Mann, der gegenwärtig, was ohne Uebertreibung gesagt werden kann, die ganze polnische Literatur beherrscht, wohl, daß wir hier auch von seiner früheren schriftstellerischen Wirksamkeit ein paar Worte sagen. Schon seit mehreren Jahren bildet er das Centrum der literärischen Welt Litthauens. Seine Feder ist unaufhörlich thätig, und seine vielgelesenen Produkte würden dem Publikum unzweifelhaft von noch nachhaltigerem Nutzen seyn, wenn er mit weniger Hast und etwas mehr Gewissenhaftigkeit arbeitete. Es ist ihm leicht, in wenigen Wochen einen voluminösen Roman ins Volk zu schleudern. Lange schien er bei der Belletristik stehen bleiben zu wollen; seine kritischen Versuche in der „Warschauer Bibliothek" zeugten, wenn auch von Talent, doch nicht von besonderer Vorliebe für die mühsamere Schriftstellerei. Und gerade an einer tüchtigen Kritik fehlte es in Polen zu jeder Zeit; abgesehen von Grabowski, hatte sich keine kritische Autorität aufgeschwungen. Auch er gehörte Litthauen an, so daß man also genöthigt ist, die ersten Anfänge polnischer Kritik dorthin zu verlegen, wo der ehemalige Wirkungskreis der Lelewel, Mickiewicz und Onacewicz war. Es hätten die hier angelegten Keime sehr fruchtbar werden können, wenn inzwischen nicht eine Zeit gekommen wäre, in der das litthauische Schriftstellerthum seinen nationalen Charakter zu verlieren schien und von der übrigen gelehrten Welt mit Mißtrauen beobachtet wurde. Auch Kraszewski wurde von dem Vorwurfe des Aristokratismus und der Indolenz in Sachen der Nationalität getroffen, und das Vertrauen gegen ihn begann allgemein zu wanken. Man kann nun wohl einräumen, daß der Argwohn in Polen ein böses und leicht reizbares Gespenst seyn muß, wenn Kraszewski's Verhalten schon einen hinreichenden Stoff zu Verdächtigungen gab. Freilich ist in einem unterdrückten Volke der Argwohn immer eine sehr gedeihliche Pflanze. Kraszewski erkannte den Mißmuth, welchen sein vermeintlicher Anschluß an die unpatriotische Partei der Rzewuski und Genossen erregt hatte, und er suchte seinen Ruf durch eine öffentliche und offene Erklärung zu Gunsten der Nationalen wieder herzustellen. Dies scheint ihm durchaus gelungen zu seyn, denn es haben seither unseres Wissens sich laute Zweifel gegen seinen Charakter mindestens nicht vernehmen lassen. Nicht wenig mag das Verdienst, welches er durch seine neuesten Publicationen, zu welchen wir seine „Geschichte Litthauens", über die wir uns hier Näheres zu berichten vorbehalten müssen, rechnen, um die nationalen Interessen sich erworben, beigetragen haben, die letzten Zweifel zu ersticken.

Wir sehen Kraszewski nun als Kritiker vor uns, der über seinen philosophischen Landsmann mit Strenge zu Gericht sitzt. Sein Urtheil ist ohne Bestechung und ohne Rückhalt, auch ohne Kraszewski's Versicherung erkennt man ihm das Bestreben an, sich fest an der objektiven Wahrheit zu halten. Wollten wir ausführlich seyn, so müßten wir mit dem Kritiker den Weg durch die ganze Trentowskische Logik machen und das doppelte Amt übernehmen, die eine wie die andere Ansicht zu erörtern. Das würde hier aber zu weit führen, und wir beschränken uns darauf, im Allgemeinen die Standpunkte des Freiburger Philosophen, so weit wir sonst darüber noch nichts gesagt haben, und des Kritikers mit den eigenen Worten derselben zu bezeichnen. Von früherher wissen wir schon, daß Trentowski die Intention hat, die Gegensätze des Begriffs zur Einheit zu erheben und sich sowohl vom absoluten Idealismus wie vom Materialismus frei zu halten. Die höhere Einheit wird ihm dargestellt in dem Ich, das in Gott und im Menschen Materie und Geist verbindet, aber weder ausschließlich Materie, noch ausschließlich Geist ist, sondern beides zugleich, indem es die Einheit nicht nur darstellt, sondern auch dieselbe schafft und im Menschen das Zeichen seiner Göttlichkeit ist. Der relative Unterschied und die absolute Einheit sollen die Eigenthümlichkeit der Methode Trentowski's bilden, obgleich sie, wie Kraszewski richtig bemerkt, im Grunde nichts Anderes sind, als die umstellte Synthese Hegel's, die Negation der Negation, welche zum Erfassen der Thesis und Antithesis zurückkehrt. Er räumt relative Unterschiede ein, sieht jedoch absolut Alles in der Einheit; so nimmt er die einseitigen Ansichten der Materialisten und Idealisten in sich auf und sucht sie zu vermitteln. Die empirischen und metaphysischen Elemente als stückweise, einseitige Wahrheiten erfassend, sucht er aus ihrer Vermittelung die ganze Wahrheit. Das ist der allgemeine, mit logischer Bündigkeit sich entwickelnde Gedanke dieses Systems. Auf ihn — fährt Kraszewski fort — gründet sich diese neue Philosophie, welche sehr heftig gegen den Vorwurf des Synkretismus, Eklektizismus und der Mittelmäßigkeit auftritt und durchaus auf eine organische Totalität besteht. Trentowski betrachtet sein System nicht blos als ein ihm individuell eigenthümliches, sondern, was er hier das erste Mal offen ausspricht, als das System des slawischen Geistes. In der Vorrede zu seiner Logik heißt es daher: „Der Franzose sieht die Wahrheit in der Empirie, der Deutsche in der Speculation, der Eine wie der Andere steht auf ausschließendem, einseitigem Standpunkte; wir enthüllen eine unbekannte, neue Welt."

Von dieser vermeintlich neuen Entdeckung ausgehend, daß die Extreme nur Bruchstücke der Wahrheit sind und die ganze Wahrheit in der Synthese der Gegensätze liegt, sucht nun Trentowski fortwährend die Gegensätze aufzuheben und auf dieser Operation sein System zu erbauen. Das alte a priori und a posteriori verwandelt sich bei ihm in ein a totali. Die neue Welt, welche die ideale mit der realen verbinden soll, heißt die wirkliche. Es ist dies nicht mehr die Philosophie des Seyns, sondern des Daseyns, auf das letztere stützt sie sich durchaus. Ein numenales Seyn zulassend, schreitet sie sogleich darüber weg zum phänomenalen Seyn und sucht sich im Phänomen einzunisten. Selbst über die Zeitlichkeit hinaus scheint sie hinter dem Phänomen zu jagen, und indem Trentowski dem Hegelschen System das Verharren in der Endlichkeit vorwirft, sieht er nicht ein, wie sehr er selbst in den Gränzen einer engen Endlichkeit gefangen ist.

Die empirische Allheit und die spekulative Einheit verbinden in seinem Systeme sich zur Totalität, welche jedoch die Einzelnheit bildet. Totalität und Einzelnheit werden der Ausdruck des Systems. Von diesem Standpunkte ausgehend, unterscheidet im Hinblick auf die Totalität der Wirklichkeit Trentowski vom Schöpfer — die Schöpfung. Hier trennt er sich gewissermaßen von denen, die er an vielen Stellen für seine Meister erklärt, vom Vater des Pantheismus, Spinoza, und vom Gesetzgeber desselben, Hegel; er verkündigt einen abgesonderten Gott hinter der existirenden Welt, jedoch nicht so, daß er mit ihr überhaupt in keiner Verbindung mehr stände. Im Gegentheil, das Verhältniß Gottes zur Welt giebt Trentowski an als das Verhältniß des Autors zu seinem Werke. „Die allmächtige Totalität umgab sich als Sonne der Sonnen mit der unendlichen Strahlenglorie,

*) Leipzig, 1847.

d. h. sie schuf die Totalität der Wirklichkeit und zuletzt eine ihr ähnliche, aber verschlossene Totalität, die auf der Erde Mensch heißt."

Gott, Schöpfung und Mensch formiren also diese unendliche dreifaltige Totalität, deren Theile sie sind. Nur am Anfange und am Ende stehen die sich erkennenden Individuen, in der Mitte zwischen ihnen liegt die Natur, das Partielle. — Des Menschen Merkmal ist sein göttlicher Hauch, das Ich: „ein Ich giebt es weder in der Natur, noch im Geist, es ist nur in Gott und im Menschen". Realität und Idealität liegen schon in Gott und bilden in ihm die transscendentale Idealität. „Hinter dem Wesen Gottes verschwinden sie wechselweise und erscheinen wieder."

„Das menschliche Ich ist weder Leib noch Seele, sondern ein von beiden ganz verschiedenes Wesen, und doch ist es wieder Leib und Seele, in transscendentaler Bedeutung gefaßt." In diesem Ich „Jaźń" sucht nun Trentowski Merkmale für sein System. Wie das menschliche Ich sich von Körper und Seele unterscheidet, oder von der zu einander gehörigen äußeren und inneren Welt, so unterscheidet Gott sich von Natur und Geist oder von dem Universum, das sein Werk ist, doch auch hier hebt sich, wie sich nachher zeigt, der relative Unterschied in die absolute Einheit auf. Obwohl Trentowski Gott und Mensch als zwei äußerste Totalitäten unterscheidet, gesteht er dem Menschen doch mehr Göttlichkeit zu, als außer Hegel und einem Theile seiner Schüler irgend ein anderer Philosoph. Der Mensch ist für ihn auch der Gott in potentia, er wird Gott-Mensch in actu, muß in sich sein Ziel, Gott gleich zu werden, entwickeln. Kraszewski bemerkt, daß diese Ansicht sich in nuce schon bei Johannes Scotus Erigena, dem berühmten Mystiker Meister Eckart und bei anderen scholastischen und mystischen Schriftstellern finde.

Trentowski spricht nicht aus, wie weit dieses Ziel seiner Ueberzeugung nach erreicht werden könne; auch erfahren wir von den Hülfsmitteln dazu nichts, mit Ausschluß der Erkenntniß durch Verstand und Vernunft.

In dem ganzen Systeme herrscht die seit Kant bei Fichte, Schelling und Hegel gebräuchliche Dreitheiligkeit der Methode vor.

Wie wir das Universum zerfallen sehen in Gott, Natur und Mensch, wie wir die Eintheilung in Realität, Idealität und Wirklichkeit bemerken u. s. w., so werden auch die menschlichen Vermögen auf eine Dreiheit reduzirt. Der Standpunkt des Ich ist nach Trentowski der slawische, wobei er sich auf die von Bochwic angenommene Offenbarungstheorie stützt. Wenn er in diesem Ich alle Antinomieen lösen will. So hat das auch Hegel schon gewollt, und doch sieht man, wie aus seinem System die Antinomieen schon wieder herausbrechen. Auch die Trentowskische Genesis, wie er mitunter die Synthese nennt, zeigt sich ohnmächtig. Was er als die Totalität aufweisen will, kann augenblicklich in ein Nichts umschlagen. Ueberall giebt das System der Totalität nur einen Schatten von dieser, an dem man freilich auch den Sonnenaufgang erkennt.

Die von Trentowski aufgestellte Theodicee unterscheidet sich von allen bisher bekannten. Freilich ist, wie er selbst sagt, „sein Gott weder der scholastische hinter der Welt (dies schien er doch vorher zuzugestehen), noch Spinoza's allgemeine Substanz, die in sich Materie und Geist verbindet, noch Schelling's Absolutes, noch Hegel's „Idee", doch ist er alles dies zum Theil. Kraszewski fragt hier, wo Trentowski den scholastischen Gott, hinter oder außer der Welt, gefunden habe; er verweist ihn auf Scotus, um sich vom Gegentheil zu überführen. Trentowski dagegen sieht Gott selbst wirklich außerhalb der Welt, in dieser nur das Wort, und im Menschen seinen Hauch. Er freut sich hierbei, daß weder Leibniz, noch Jacobi eine christlichere Philosophie gegeben haben, als er. Und doch behandelt er das Christenthum im Verlauf seiner Schrift als Nebensache, die ihn gar nicht binde, als eine Religion des Aberglaubens, deren man zur Philosophie nicht bedürfe. Nichtsdestoweniger erklärt er die scholastische Philosophie, die er, wie Kraszewski meint, nur aus Tennemann und Ritter kenne, für nicht so christlich, wie die seinige. Von Hegel behauptet Trentowski mit Recht, daß er keinen individuellen Gott gekannt; seine Logik nennt er deshalb eine aprioristische Ontologie, ohne selbst einen anderen Namen als den der spekulativen Ontologie für die eigene zu verdienen.

Indem er den Untergang des Hegelschen Systems verkündigt, nimmt er es als den Grund der Sanction zum Supranaturalismus an. Kraszewski bestreitet die Möglichkeit, daß aus einem Systeme Strauß, Feuerbach, Bauer und der Supranaturalismus hervorgehe; doch hat er vorher selbst angedeutet, daß es die Nothwendigkeit eines kräftigen Systems sey, sich in seine Gegensätze aufzulösen.

Trentowski will nun der Philosophie von ihrem Falle aufhelfen; er rühmt deshalb sein Verdienst und seinen Standpunkt. Er zeigt, wie der Glaube an die Unsterblichkeit wanke, die der ewige Gattungsgeist vertreten solle. Durch sein System soll der Begriff der individuellen Fortdauer nach dem Tode hergestellt werden, ein dreifacher Lebenszustand in potentia, in actu, in sempiterno. Das Ich soll sich vergöttlichen und unsterblich werden. Trentowski eifert gegen Feuerbach, daß er die Gottheit vermenschliche, doch kommt er auf dasselbe Resultat hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß er statt des Monotheismus einen Ditheismus aufstellt, in dem er einen außerweltlichen und einen innerweltlichen Gott erhält.

Die Moral Trentowski's stützt sich auf den Grundsatz: lebe deiner und der in dir wohnenden Gottheit würdig. Hier greift er also zu Kant's kategorischem Imperativ. Er giebt nicht an, wie das Göttliche im Menschen erkannt und von dem Ungöttlichen unterschieden werden kann. Bei alle dem kann Trentowski sich der emphatischen Ausbrüche seiner Eitelkeit, welche Kraszewski ihm mit Recht verargt, nicht enthalten. Uebrigens leidet auch diese Arbeit, wie seine früheren, an großer Ueberschwenglichkeit und massenhaften Bildern, welche das Verständniß nicht weniger erschweren, die neue, völlig willkürliche Phraseologie, welcher Trentowski sich bedi Kraszewski lehnt mit Bezug hierauf den Vorwurf, welchen Trentowski Polen macht, als ob sie aller Neuheit, und namentlich auf wissenschaftl Gebiete, abgeneigt wären, damit ab, daß man sich nicht gegen eine neue Philosophie, aber gegen ihre geschraubte und unverständliche Sprache stämme.

Polono-Germanus.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Gesch

(Schluß.)

Aber nicht seinen Ehrgeiz, seinem Ehrgeize opferte Robesp mindestens in der letzten Hälfte seiner Laufbahn. Fast keine seiner Reden dieser Zeit ist ohne beständige, in ermüdendem Einerlei auf ihn selbst zur kommende Tiraden. Man darf nur sehen, wie er seinen Kollegen selbst Dolche mißgönnt, unter welchen sie fallen oder zu fallen bedroht sind, um Selbstentäußerung, welche ihm hier angedichtet wird, auf ihr richtiges M zurückzuführen. Sein Mißtrauen ist stark mit Neid versetzt gegen die gro Redner der konstituirenden Versammlung zuerst, der Gironde sodann, Dant zuletzt. Sein Selbstgefühl ist oft so kindisch, daß er sich nicht entblödet, welche ihn bei ganz gleichgültigen Veranlassungen unterbrechen, als fr Unterdrücker, als Volksfeinde zu bezeichnen (26. Mai 1793 im Jakobinerkl Seine Uneigennützigkeit besteht darin, daß er nicht nach Geld strebt. Sein aber vergißt er nie, selbst bei den kleinsten Veranlassungen nicht, wo ein Man von großartigem Sinne sich schämen würde, seine Person in den Vorderg zu drängen. Ich beschuldige dich — sagte Louvet mit fast allgemeiner Zustimmung —, dich den einzigen tugendhaften Mann in der Republik genannt geduldet zu haben, daß dich Andere in deiner Gegenwart so nannten." Ist die Uneigennützigkeit eines Washington und anderer großen Republikaner? das die Uneigennützigkeit, welche wir an den großen Alten bewundern? „Er lich" — fährt unser Verfasser fort — „gebraucht er ein Mittel, und die Mittel ist abwechselnd rechtmäßig und abscheulich. Es ist die Popularität. schmeichelt dem Volke in seinen unedelsten Partieen. Er übertreibt den A wohn. Er regt den Neid auf. Er vergiftet die Rache." Das Alles thu aber, weil er selbst ein kleiner Geist ist, der alle diese Fehler kleiner See seiner eigenen Brust beherbergt. Den Argwohn übertreibt er nicht n seiner Rede, sondern auch in seinen Gedanken. Den Neid, den er erreg er im Herzen. Die Rache vergiftet er weniger, als er sie giftig fühlt. M darf nur die Memoiren von Garat lesen, der ihm nichts weniger als fein um das ganz klar einzusehen. „Er will das Böse nicht und nimmt es an." will das Böse nicht? Als Zweck vielleicht. Als Mittel scheut er es nie nimmer. „Er überläßt (cède) dem, was er für eine Nothwendigkeit sei Lage hält, das Haupt des Königs, der Königin ihrer unglücklichen Sch ster." Also das Alles hätte er nur zugegeben, überlassen? Die Thatsach mögen sprechen: Nicht zufrieden, bei dem Prozesse des Königs mit den üb gen Terroristen zu erklären, die Form der Prozedur sey schon ein Vergeh gegen die Revolution, einem Tyrannen schlage man ohne Weiteres den Ko ab (Jouffret, Procès de Louis XVI., I., 219), sagte er, er allein, nachde der edle Malesherbes mit Thränen in den Augen für den durch die Majorit weniger Stimmen zum Tode verdammten König Berufung an das Volk e doch Aufschub um wenige Tage verlangt hatte, folgende entsetzliche Wor „Ich (Maximilian Robespierre) verzeihe ihnen (den Vertheidigern) Gefühle der Zuneigung, welche sie an denjenigen fesseln, dessen Sache sie treten" (Jouffret, T. VIII., p. 289), was — wie Jeder weiß, der die Spr der Zeit kennt — ein antizipirtes Todesurtheil für den edlen Malesher war, weil er sich unterstanden hatte, über seinen unglücklichen König Freund zu weinen. Am 10. April 1793 verlangte er in versteckten boshaf Ausdrücken,*) daß die Girondisten, und offen, daß die Königin — wie er so oft beantragt habe, vor das Revolutions-Tribunal gestellt würden (Schlosser S. 329). Er fiel damals mit beiden Anträgen durch, gab also Kopf der unglücklichen Königin nicht blos hin, sondern war einer der E sten, die ihn verlangten. Nur in Beziehung auf die edle, fleckenlose E sabeth ist das Wort richtig. Die Schriftsteller der Zeit beschuldigen ihn, habe sie (nach der Analogie Richard's III.) zur Gemahlin des künftigen K sers Maximilian auserkoren. Das mag seyn oder nicht seyn. Die angefü ten Thatsachen beweisen mindestens, daß er das Blut der unglücklichen König familie keinesweges nur hingab und das Haupt Maria Antoinette's verlangte, ehe die zur Raserei aufgestachelte Mordlust des Pöbels es noch fährlich machte, ihr dieses Opfer zu verweigern. „Er überläßt einer verme lichen Nothwendigkeit das Haupt Vergniaud's, der Furcht, der Herrschbe (à la domination) das Haupt Danton's." Vergniaud's! Freilich mit der I surrection gegen die Gironde hatte er nichts zu thun, wie er denn bei sein offnen Kampfe selbst war. Aber wie der tödtliche Pfeil, den er Anderen ab schießen überließ, von ihm bereitet worden war, haben wir eben gezeigt. A vorher und nachher war er thätig, die Girondisten zu verderben. Danto Danton fast allein von allen Jakobinern war es, der ihnen zwar politisch h tig entgegentrat und vielleicht die Insurrection gegen sie veranlaßt hatte, ab

---

*) Die Worte sind: „Quant aux deputés Guadet, Gensonné, Vergniaud et aut un sacrilege que d'accuser d'aussi honnêtes gens et sentant mon impuissance à le égard je m'en remets à la sagesse de l'assemblée." (Thiers, I. 207.)

)re Häupter, selbst mit Gefahr seines Lebens, retten wollte. Er war es, der en großmüthigen Gedanken auffaßte, sich als Geisel nach Bordeaux zu begeben, um mit seinem Kopfe dafür zu haften, daß ihnen kein Leid widerfahre Thiers, I., 338). Robespierre vereitelte den Vorsatz und steht auch ier wieder auf der dunkeln Seite, während Danton's menschliches, ja, großes erz mitten durch sein blutbeflecktes Leben durchleuchtet. Hat aber Robesierre, wie unser Verfasser selbst sagt, Jenen aus Herrschsucht geopfert, wie eht es mit der Uneigennützigkeit, welche er dem Diktator eben nachühmte?

Ach, schwerlich besser, als mit dem Rausch oder Schwindel der Menschlichkeit (le vertige de l'humanité), womit ihn Herr v. Lamartine begabt. Uns mindestens ist es sehr zweifelhaft, ob er denn in der That „in seinem ersten Kampfe gegen die Schreckensherrschaft gefallen und die Seele der Republik mit einem letzten Seufzer erloschen sey." Wir lassen dahingestellt, wie sich dieses rtheil zu dem unmittelbar darauf folgenden verhalte: „in ihm habe sich ein euer Cromwell vorbereitet." Wir sagen nur, daß keine, durchaus keine Thatsache den Beweis oder auch die gegründete Vermuthung ebe, daß er wirklich, wohlverstanden unmittelbar nach den Tagen des Thermidor, die Schreckensregierung habe enden wollen. Als ein ünschenswerthes, aber entferntes Ziel schwebte das wohl seiner Seele vor; ber Vieles thut dar, daß er für die nächste Zukunft gerade das egentheil beabsichtigte. Kurz vor seinem Sturze (13. und 14. Messidor) deklamirte er im Jakobinerklub gegen das „abscheuliche System, as die Aristokraten der National-Justiz entziehe, während es die Patrioten erderbe", und donnerte dabei gewaltig gegen die damals wahrlich nicht überächtige „Faction der Nachsichtigen" (Wachsmuth, II., 329). Am Tage seines Sturzes (9. Thermidor) erzwang sein Anhänger Henriot noch die Hinrichtung von fünfundvierzig Schlachtopfern des revolutionairen Gerichts, welche das Volk befreien wollte. Am Tage vor seinem Sturze sprach r zwar sehr beweglich zu Gunsten der unterdrückten Unschuld; aber diese nterdrückte Unschuld ist — Er selbst.*) Hingegen klagt er in eben ieser Rede nicht nur die ihm entgegengesetzten Blutmenschen, sondern auch Carnot, den Erretter Frankreichs, Cambon, den redlichen Verwalter der Finanzen, und der Himmel weiß, wie Viele noch an, von denen er nach seiner Weise sagt: „er wage es nicht, sie in diesem Augenblick und an diesem Orte zu nennen." Die letzteren Worte deuten hierbei an, daß er dies in em Jakobinerklub thun werde, der „reiner" sey, als der National-Konvent ihm damals erschien. Sind nun das Vorzeichen des Endes seiner Schreckensregierung? Nein, der Augenblick, wo er diese Blutherrschaft zu rankreichs Glück und seinem Ruhme endigen konnte, war der Tag der Verkündung des höchsten Wesens. Er that es nicht aus Furcht oder Berechnung, leichviel — und so ist er gerichtet! Der Gott, den er verkündete, war der Gott der Güte nicht, war der Gott der Rache, und furchtbar hat die Rache n, ihren schrecklichen Priester, ereilt! Wir mögen die Lichtseiten seines Charakters unter den dunkeln Hüllen seiner Thaten hervorsuchen. Aber Gott verhüte, daß die Männer der freisinnigen Richtung sein blutbeflecktes Bild in dem Tempel der Menschheit aufstellen! Sein Leben sey uns ein warnendes Beispiel, wohin der Fanatismus beschränkte, wenn auch ursprünglich redliche Geister ühren kann. Seine Geschichte lehre uns, was in unserer, in ihrer Tiefe, nicht minder heftig bewegten, wenn auch auf ihrer Oberfläche mit trügerischer Asche bedeckten Zeit Pflicht aller Männer der wahrhaft liberalen Richtung ist. Mit der höchsten Hingebung sollen sie die großen, ewigen, heiligen Lehren der Freiheit zugleich mit den nicht minder heiligen Lehren der Ordnung und Gesetzlichkeit vertheidigen. Robespierre sey uns ein neuer Beweis der großen Wahrheit, welche sein von ihm unverstandenes Vorbild, der edle Bürger von Genf, ausgesprochen, daß verkehrte Systeme noch schlimmer sind, als schlechte Handlungen. So werden wir zwar allerdings den Menschen Robespierre milder beurtheilen können, als seine Thaten, aber weit entfernt bleiben, einen Götzen aus ihm zu machen, der, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, fast Anbetung verdiene. Wir werden uns mit einem Worte vor den Klippen hüten, denen die kontemplative Betrachtung der Geschichte aussetzt, welche die Begebenheiten zu viel konstruirt, zu wenig in sich aufnimmt!

Doch nicht dem edlen, geistreichen und liebenswürdigen Verfasser der Geschichte der Girondisten gilt diese letztere Bemerkung. Sein Fehler ist der beneidenswerthe, zu großen Ueberflusses an verschiedenen, oft entgegengesetzten Gaben. Scharfer Denker, sinnreicher Beobachter, fleißiger Forscher und großer Dichter, kann er diese hohen Eigenschaften seiner Seele nicht immer verhindern, Invasionen in ihre verschiedenen Gebiete zu machen. Man kann kälter beobachten, objektiver urtheilen, strenger auf dem geschichtlichen Boden bleiben, aber unmöglich edler auffassen, geistreicher denken, menschenfreundlicher empfinden, das Gute und Edle, wo es sich auch findet, mit edlerer Wärme umfassen, mit größterem Freimuthe anerkennen! Dr. J. Weil.

Schweiz.

Die Stadt und der Kanton Luzern.

(Nach Dr. Wilh. Hamm.)

(Schluß.)

„Der Kanton Luzern, dem Range nach der dritte, der Bevölkerung nach der sechste Kanton der Eidgenossenschaft, zählt auf 28 Quadratmeilen 125,000 Einwohner, welche sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen kleinen reformirten Gemeinde, der katholischen Religion zugethan sind. — Gegen Norden gränzt der Kanton an Aargau und Zug, östlich an Zug und Schwyz, südlich an Unterwalden und Bern, westlich an Bern. Zum größeren Theil bildet die Oberfläche des Bodens ein flaches Hügelland, welches gegen Norden hin ganz in die Ebene fällt. Mächtige Gebirgszüge fehlen; der höchste Berggipfel des Landes ist der 6570 Fuß hohe „Pilatus", der auf der Gränze von Unterwalden, dem er zur Hälfte gehört, sich erhebt. Auch ein Theil des „Rigi" ist Luzernisch. Westlich erstrecken sich die von dem „hohen Napf" radial auslaufenden Emmenthaler Höhen ziemlich weit in das Land; durchaus gebirgig ist der ganze südliche und südwestliche Kanton. Dieser besteht aus einem großen, breiten Thal, dem Entlibuch, welches von der Stadt Luzern aus in ziemlich gerader Linie sich nach Südwesten erstreckt. Es ist durchströmt von der kleinen Emme, einem wilden Gebirgswasser, das in seinem Gerölle Gold mitführt. Sie ergießt sich bei der Emmenbrücke in die Reuß. Letzterer Fluß durchfließt nur auf sehr kurze Strecke den Kanton. Reich ist Luzern an kleineren Landseen; es zählt deren außer den Theilen des Vierwaldstätter und Hallwyler Sees, welche ihm gehören, noch sechs, von welchen der Sempacher und Baldecker die bedeutendsten. Der ganze Kanton liegt auf der großen Hochebene der nördlichen Schweiz, deren Abdachung von Südost nach Nordwest als dem tiefsten Punkt, dessen Gränze der Aarstrom bildet, durch den regelmäßigen Parallelismus aller Flüsse im Norden der großen Wasserscheide deutlich angezeigt wird. Außer der Entlibucher Gebirgsgegend ist der übrige Kanton durch Lage und Boden zum Anbau von Getraide trefflich geeignet. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbzweige. Der Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Getraide nach Uri und Unterwalden, und auf die von Vieh- und Molkereiprodukten über den Gotthart nach Italien.

„Das Volk von Luzern unterscheidet sich sehr von dem des benachbarten und verbündeten Schwyz. Während hier finsterer Ernst, kalte Abgeschlossenheit den frischen Lebensmuth unterdrückt, sind die Luzerner ein lustiges, gutmüthiges Völkchen, welchem im Ganzen allerdings eine gewisse Beschränktheit nicht abzusprechen ist. Diese Verschiedenheit mag ihren Hauptgrund in der eigenthümlichen Beschaffenheit beider Länder haben. Denn während der Schwyzer mit saurer Mühe dem undankbaren Boden seines Landes dessen Erzeugnisse abringt und Korn und Wein von Fremden kaufen muß, hat der Luzerner mit weit minderer Anstrengung und reichlich diese Gaben aus erster Hand. Der Wohlstand ist daher in Luzern größer, das Eigenthum bedeutender, und der moralische Haltpunkt des Besitzes übt hier seinen stets gewaltigen Einfluß aus. Leider haben die Ereignisse der letzteren Zeit sehr ungünstig auf den Volkscharakter eingewirkt. Die Masse, welche, unwissend und bethört, nur das zu beurtheilen vermag, was ihre gröbsten Sinne erfassen, ist dadurch, daß sie sich von einem beträchtlichen Theile der Schweiz verachtet, beschimpft, angegriffen glaubte, mißtrauisch, verschlossener geworden. Der Sieg über die Freischaaren und seine Folgen blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung; er gab dem Volk das Gefühl der Stärke, Bitterkeit gegen die reformirten Kantone, und pflanzte in dasselbe ein stolzes Selbstbewußtseyn, welches über kurz oder lang die lockeren Bande der Eidgenossenschaft bedenklich gefährden dürfte. Schlimmer aber, als alles dies, wirkte auf die große Menge die kluge Benutzung der Umstände durch die Geistlichkeit. Diese, sehr zahlreich und von jeher von bedeutendem Einfluß, verfehlte nicht, sich, ihren Gebeten und übernatürlichen Wundern den Triumph über die Freischaaren zuzuschreiben. Das Volk, in seiner Schwäche zum Fanatismus schon geneigt, betäubt von dem Geschehenen, ängstlich das Kommende erwartend, warf sich den Priestern ganz in die Arme, und das, was deren Herrschaft stürzen sollte, trug dazu bei, dieselbe unendlich zu befestigen. Es würde schwer halten, das, was jene gepflanzt, wieder aus dem Herzen der Menge zu reißen. Der weiche, biegsame Charakter des Luzerner Volks, welcher sich von hervorragenden Persönlichkeiten sehr leicht leiten ließ, wie die Menge von Factionen beweisen, die seit seinem Bestehen den Frieden des Freistaates so oft erschütterten, erklärt hinreichend, wie groß die Macht der egoistischen Geistlichkeit nun seyn muß. Er erklärt das Ansehen, in welchem einzelne Männer stehen, den Heiligenschein, welcher sich um ihr Haupt gezogen. Unter den Letzteren war besonders der ermordete Leu von Ebersol zu nennen. Als reicher Grundbesitzer, Patrizier und streng rechtlicher Mann schon höchst geachtet, ward er Rathsmitglied und, als solches, Verfechter der konservativen, rein katholischen Richtungen. Sein Festhalten an seinen Grundsätzen, eine Eigenschaft, welche nicht an allen Vertretern des Luzerner Volks gerühmt werden kann, seine exemplarische, wahrhaft ascetische, aber übel verstandene und fanatische Frömmigkeit machten ihm nicht nur die ganze Priesterschaft, sondern auch seine meisten Mitbürger so gewogen, daß sie ihn in Allem am Ende als Beispiel und Richtschnur annahmen. Er hatte eine solche Gewalt über die niederen Volksklassen, daß sein Ansehen selbst das der Regierung überwog. Man hat ihn einen starren, eigensinnig rohen, unbeugsamen Mann geheißen, er war es nicht. Er hatte nur die ersten Eindrücke seiner Jugendbildung fest und gläubig in sich aufgenommen, er war durch den beständigen Verkehr mit berechnenden Priestern zu einem Mysticismus gelangt, welcher außer sich kein Glück, kein Daseyn mehr ahnte. Man denke sich das Gefühl, welches sich im Volke bei seiner unklugen, frevelhaften Ermordung erhob! Es war nicht der Schrei der Rache, aber es war der dumpfe Ingrimm eines bis in das Innerste verletzten Herzens. Viele, welche, so lange er lebte, seinem fanatischen Rigorismus nicht huldigten, wurden durch seinen Tod bekehrt. Er ward selig gepriesen, sein Grab ward eine Wallfahrtsstätte.

„Dieser Mann, zu welchem Pendants genug in Luzern zu finden sind, giebt einen Begriff von der Art und Weise, wie in diesem Kanton die Geistlichkeit der Seelen der Gemeinden sich zu bemächtigen verstand. Von jeher wußte sie

*) „Si je vous dis quelque chose des persécutions dont je suis l'objet, vous ne m'en ferez point un crime. Les cris de l'innocence opprimée ne sont point étrangers à votre coeur." (Levasseur, Mém. V., 150, citirt von Wachsmuth, II., 332, Note.)

dieselben für ihre Pläne vorzubereiten und ging darin Hand in Hand mit der Aristokratie, welche in Luzern fast mehr noch als anderswo ihre mittelalterlichen Rechte zu wahren gewußt hat. Beide, verbunden, waren es, welche im Jahr 1814 durch Gewalt die Mediations-Akte vernichteten und, den alten Stand der Dinge wieder herbeiführend, die Hierarchie und das Patriziat an die Spitze der Staats-Angelegenheiten stellten. Aber der Kanton zählte unter seinen Bürgern damals eine beträchtlich große freisinnige Partei. Diese wußte sich, besonders von dem Jahre 1830 an, Geltung im Volke zu verschaffen, selbst der Einfluß der Priester mußte schweigen vor den schreienden Mißbräuchen der Reactionsmänner, und es gelang ihr, 1831 mit Hülfe allgemeiner Volksversammlungen eine neue, liberale Constitution einzuführen. Leider war aber schon bei der Revision derselben wieder der finstere Geist der Reaction thätig, und Luzern ist das geworden, was es ist: ein Staat, in welchem Willkür und Fanatismus sich die Hände reichen, um die Unterthanen nicht vorwärts, sondern zurück zu führen in die Zeiten der geistigen Sklaverei. Die meisten freisinnigen Männer des Kantons sind jetzt daraus vertrieben, ihre Zahl war nicht groß. Nur wenige, die sich stets auf der Bahn des Rechtes und des Gesetzes hielten, wie Cas. Pfyffer, wagten es, zu bleiben. Aber auch diesen suchte man, wie uns die Zeitungsnachrichten meldeten, das Vaterland zu entfremden. Andere, nicht so stark und standhaft wie jene, sind Heuchler geworden und reden anders, wie sie denken, um Leben und Gut zu schützen.

„Das Unterrichtswesen des Kantons, seit 1845 gänzlich den Händen der nach langen Kämpfen berufenen Jesuiten anvertraut, ist, was die Elementar- oder Primärschulen betrifft, nicht gerade schlecht zu nennen und hat viel vor dem in Schwyz voraus. Die Schullehrer sind besser besoldet, das Volk ist empfänglicher. Aeußerst wenig geschieht dagegen für gewerbliche und für höhere wissenschaftliche Bildung. Das Gymnasium in Luzern ist höchst erbärmlich und dazu vorzugsweise nur solchen Schülern zugänglich, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen. Das will jetzt in Luzern so viel sagen, als welche in den Jesuitenorden zu treten gesonnen sind. Eine Folge dieser Mißstände ist der große Mangel an wahrhaft gebildeten Männern im Kanton, welcher besonders bei Besetzung von Beamtenstellen höchst nachtheilig fühlbar wird. Es ist fast, als suche die früher im Geheimen, jetzt öffentlich den Staat leitende Partei diesen Umstand mit Fleiß beizubehalten, damit sie desto leichteres Spiel habe. Sie weiß es sehr gut, wie sehr der vollkommen gebildete Mann selbst denen zu imponiren vermag, welche sein Wissen durchaus nicht zu würdigen verstehen. Um daher den Stamm nicht aussterben zu lassen, und namentlich um den gebildeten Liberalen in gehöriger Weise Schach bieten zu können, läßt es sich jene Partei eifrig angelegen seyn, fähige Köpfe, welche sie für ihre Zwecke gewonnen hat, ins Ausland zu senden, um dort zu studiren. Auf diese Weise ist Bernhard Maier (genannt Blutbänl) der blutige Anstifter der Walliser Gräuel, zu dem einträglichen Posten eines Staatsschreibers von Luzern gelangt. — Merkwürdig ist die Strenge in Hinsicht der Sitten, welche im Kanton Luzern mit exemplarischer Vorsicht überwacht werden. So findet man in den meisten Wirthshäusern schwarze Tafeln, auf welchen die Namen übel berüchtigter oder entehrter Personen zu Jedermanns Warnung aufgezeichnet sind. Wehe dem, dessen Namen da steht, und der es dennoch wagen wollte, eine Wirthsstube zu betreten! Leider hat die siegende Partei auch jetzt die Namen höchst braver und moralischer, aber anders denkender Männer, ihrer Gegner, an diese schwarzen Tafeln angeschlagen; leider läuft in neuester Zeit jeder ehrenwerthe Mann Gefahr, seinen Namen dort zu erblicken, wenn er einmal Freitags ohne Dispens und vor Zeugen Fleisch gegessen hat. — Die von der Religion vorgeschriebenen Uebungen werden wohl nirgends gewissenhafter erfüllt, wie in Luzern. Selbst in Schwyz werden die Fasten nicht so streng gefeiert, wie hier. Das hindert jedoch keineswegs, daß die Luzerner den Karneval mit einer fast italiänischen Lustigkeit und Ausgelassenheit begehen. Nicht Tage, Wochen lang vorher beginnen die Vergnügungen, denen man sich, wenigstens früher war es so, mit Harmlosigkeit und Ungezwungenheit hingiebt. Bemerkenswerth ist die Titelsucht der Luzerner, überhaupt ihr Hang nach äußerlichen Auszeichnungen. Es giebt mehr Obersten im Kanton Luzern, als sonst in der ganzen Schweiz. Auch sagt man ihnen nach, daß besonders sie sich von jeher darin vorgedrängt hätten, wo es galt, in Gesandtschaften u. s. w. Gnadenbezeigungen zu erhaschen.....

„Die Verfassung des Kantons Luzern ist eine andere, wie diejenige der drei übrigen Urkantone; sie ist eine repräsentativ-demokratische. Aber diese Form hat sie erst seit der Umwälzung im Jahre 1831 angenommen. Luzern ist einer der drei Vororte, d. h. derjenigen Kantone, in deren Hauptstadt sich abwechselnd die jeweilige Tagsatzung versammelt, und deren Staatsrath Präsidium und Geschäftsführung der letzteren übernimmt; die beiden anderen sind Zürich und Bern. Die oberste richterliche Behörde des Kantons ist der Appellationshof, der aus 13 Mitgliedern besteht. Der Kleine Rath, die vollziehende, besteht aus 15, der Große, die gesetzgebende Behörde, aus 100 Mitgliedern, welche unmittelbar oder durch Ausschüsse von dem Volk gewählt werden. Im Wesentlichen war die Verfassung derjenigen zur Zeit der helvetischen Republik durchaus ähnlich, ja, ist sogar noch liberaler gewesen. Aber seit einigen Jahren ist das ganz anders geworden, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Preßfreiheit, die freie Rede sind nach und nach ganz unmerklich mit einem Cordon umzogen worden, der, immer enger und enger, jene endlich ganz vernichten wird.

„Das Finanzwesen des Kantons ist ursprünglich dürftig, seine Einkünfte sind gering, die Kassen waren beständig leer. Seit den Freischaarenzügen und der Flucht der Liberalen hat sich auch dies einigermaßen geändert. Die Au[s]lösungssummen für die Gefangenen, die gemachte Beute waren schon an und f[ür] sich beträchtlich. Dazu kamen und kommen noch die beständigen Confiscationen. Es ist ein wirkliches System in dem Kanton geworden, durch Einziehung [vo]n Gütern und Strafgeldern das Aerarium zu füllen. Diejenigen Flüchtlinge, welche sich der Aufforderung der Gerichte nicht stellen, laufen unfehlbar Gefahr, wenn nicht Alles, doch wenigstens einen großen Theil ihres Vermögens [ein]zubüßen; stellen sie sich hingegen, so haben sie die Aussicht, nach langwieriger Haft im mindesten Falle eine bedeutende Geldstrafe erlegen zu müssen. [Von] solcherlei Speculationen, von anderen Subsidien, z. B. sardinischen Hülfsgeldern, gar nicht zu reden, sollen sich wirklich in letzterer Zeit die Vermögensverhältnisse des Staates sehr verbessert haben.

„Luzern ist der Sitz des päpstlichen Nuntius, und zwar schon seit der Reformation. Dem Kardinal Borromeo und dem „goldenen Bunde" verdankt die Schweiz die Nuntiatur. Daß die seitherigen immerwährenden Zwistigkeiten und Religionskämpfe größtentheils auf Rechnung dieser Macht kommen, [ist] nicht zu bezweifeln. Natürlich ist die Geistlichkeit des Kantons wohl vertreten. Außer der großen Anzahl von Weltgeistlichen sind in Luzern 3 Kapuzinerklöster, 1 Cisterzienserkloster, 1 Franziskanerkloster, 2 Chorherrenstifte, das Jesuitenkollegium und 3 Nonnenklöster. Sogar noch Eremiten, sogenannte Wal[d]brüder, welche in kleinen Hütten, gewöhnlich in der Nähe einer kleinen Kap[elle] im Waldgebirg, wohnen und sich von den reichlichen Gaben der Landle[ute] ohne Mühe mästen, finden sich genug. Jährlich kommen dieselben, wie a[lle] Klosterbewohner, einmal nach Luzern, um den bekannten Musegger Umga[ng] mitzumachen, eine Prozession, welche fast die ganze Bevölkerung des Kanton[s] nach der Hauptstadt bringt."

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzungen. Auch der zweite, in Deutschla[nd] kaum angekündigte Band von Humboldt's „Kosmos" wird binnen kurzem [in] französischem Gewande erscheinen. Zwei Gelehrte, Herr H. Faye und He[rr] Guigniaut, haben sich bei dieser verdienstlichen Arbeit betheiligt, deren Dur[ch]sicht Herr Arago übernommen hat. Die beste Bürgschaft für Gründlich[keit] und Gewissenhaftigkeit der Uebersetzung liegt aber darin, daß der ruhm[ge]krönte deutsche Verfasser selbst eine Vorrede in französischer Sprache für [die] Ausgabe geschrieben und sein Werk eigenhändig den tüchtigen Uebersetzern [an]vertraut hat. — Eine andere interessante französische Uebersetzung wird [eben]falls jetzt vorbereitet von dem werthvollsten Werke über Kunstgeschichte [von] Karl Schnaase, königl. Ober-Prokurator in Düsseldorf. Ein junger franzö[sischer] Gelehrter begleitet denselben gegenwärtig auf einer Reise zu wissenschaftlichen Zwecken und bearbeitet unter seiner Leitung die Ergebnisse derselben für die fran[]zösische Ausgabe von Schnaase's Werk, das in Frankreich wie in Deutschla[nd] gewiß einzig in seiner Art seyn wird, da es im Studium der Kunst nicht [nur] ein gründliches Fachwissen voraussetzt, sondern auch eine großartige Ueber[sicht] der Entwickelungsgeschichte des Geistes daraus abstrahirt und einen untrü[g]lichen Schlüssel zum Verständniß der ewigen Gesetze dieses Gebietes darbietet. Franzosen werden es nicht glauben, daß die kunstgeweihte Feder des deutsch[en] Verfassers außer diesem inneren Beruf auch noch gezwungen ist, einem än[de]ren von sehr heterogener Art zu dienen, daß ein rheinischer Gerichtshof [die] Zeit und Thätigkeit eines Mannes absorbirt, die so fruchtbringend für [das] weite Feld der Kunst wirken könnten.

— Elise von Hohenhausen. Die Schriftstellerin dieses Namens [hat] unverkennbar ihr Streben dahin gerichtet, nach dem edlen Muster englis[cher] Frauen, das Samenkorn des Guten auf dem Felde der Literatur anbauen [zu] helfen und dem Ernst der Reflexion mehr Geltung zu gewinnen, als es [die] weibliche Federn vermögen. Wie Miß Sherwood, hat Frau v. Hohenhau[sen] bis jetzt in novellistischen Versuchen diese Tendenz ausgesprochen; ihr neu[es] Werk: „Rousseau, Göthe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß [aus] ethisch-christlichem Standpunkt" (Kassel, bei Hotop), betritt eine höhere S[tufe] und hat ein Anrecht, in den Besprechungskreis dieser Blätter gezogen zu w[er]den, weil die Literatur des Auslandes und ihr Einfluß auf die unsrige d[urch] ihre beiden verwandten Dichternaturen, Rousseau und Byron, zu den Haupt[]grundlagen des Buches gehören. Der Nimbus, welcher diese glänzenden N[a]men umgiebt, hat manches Auge über die eigentliche Bedeutung derselben [ge]blendet; eine einfache Darstellung der Wahrheit, eine Ergründung der Seel[en]zustände und Abwägung der Zeitumstände, wie das obige Werk es sich [zur] Aufgabe gemacht, wird gewiß dazu beitragen, vorgefaßte Meinungen zu [be]richtigen und neue Ansichten hervorzurufen. Rousseau, der Sohn des Vol[kes] und der Armuth, Byron, der Zögling des Wohllebens und der Vornehm[heit] krankten alle beide an denselben sittlichen Irrthümern und wurden von [dem] Drang ihrer höheren Natur dennoch dazu getrieben, in ihren Schriften [die] Geißel über ihre Zeitgenossen zu schwingen. Zwischen diesen subjektiv erre[gten] Geistern die spiegelreiche Objektivität Göthe's zu stellen, muß als eine ide[en]reiche Combination bezeichnet werden, wenn wir uns auch sonst jedes entsch[ei]denden Urtheils über die Verfasserin und ihre Richtung vorläufig enthalten.

* * *

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Sonnabend den 20. November 1847.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

Die kürzlich im Magazin (Nr. 133) erwähnten Reisen eines afrikanischen Arabers in Nigritien, deren Uebertragung auf occidentalischen Boden wir dem Dr. Georg Rosen in Konstantinopel verdanken,*) ist in der That ein sehr interessantes Kuriosum, und zwar schon deshalb, weil seit der Zeit Idrisi's und Abulfeda's die geographische Länderbeschreibung kaum irgend eine Bereicherung von muselmännischer Seite erhalten hat. Auch unser in Tunis geborener Araber hat zwar seine Reise nach dem Mohrenlande nicht eigentlich zu geographischen Zwecken unternommen, da es, wie er selbst sagt, eben nichts weiter als die Lust, Gold zu machen, war, was ihn bewog, seinen früheren Aufenthaltsort, Kahiro, wo er bereits sein ganzes Vermögen in alchymistischen Versuchen verschwendet hatte, zu verlassen und das Land der Neger aufzusuchen. Aber nachdem er sich überzeugt, daß, was das Goldmachen betrifft, „die Neger in gleichem Falle mit uns sind, da sie sich ebenfalls nur an Worten vergnügen, die sie in Büchern finden oder aus dem Munde Dritter erfahren", so legte er sich in den fernen unbekannten Ländern auf andere Studien, suchte die wilden wie die civilisirten Völkerschaften auf und forschte sogar nach Alterthümern und deren Ursprung.

Es ist hier nicht am Orte, zu untersuchen, ob unser Scheich überall die Wahrheit und nichts als die Wahrheit in seinem Buche gesagt, obwohl diese Frage auf Veranlassung Karl Ritter's bereits auf dem diesjährigen italiänischen Gelehrten-Kongresse in Venedig besprochen worden. Genug, daß der berühmte deutsche Geograph selbst, wie er auch in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin erklärte, sich mehr auf diejenige Seite hinneigt, die nicht blos für die Echtheit des arabischen Manuskriptes, sondern auch für die Wahrheit der Darstellung ist. Für letztere spricht auch der Inhalt selbst, der einestheils mit dem, was europäische Reisende, wie Burckhard, Clapperton u. A., die in die Nähe der von unserem Scheich zuerst beschriebenen Gegenden kamen, darüber berichten, nicht in Widerspruch ist und anderentheils so naiver Art, so wenig prahlerisch erscheint, daß man wohl annehmen muß, ein Reisebeschreiber, der nicht der Wahrheit treu bleiben wollte, würde ganz andere Dinge von sich erzählt haben, als dieser, der aus seinem Mangel an Muth, seinen thörichten alchymistischen Versuchen, seiner Geldgier und seiner Liebe zu den Negerinnen, bei aller Verachtung der Neger, gar kein Geheimniß macht.

Der Scheich Zaïn el Abidin, hatte sich um die Zeit, als das Reich Kurdsan (Kordofan) von einem Heere Mehmed Ali's erobert und die Hauptstadt dieses Negerstaates, Obeyda oder Ibeit, zerstört wurde, also im J. 1820, von Kahiro aus durch Nubien und Sennaar zunächst nach Kurdsan und Darfur begeben, weil man ihm gesagt, daß er dort den Stein der Weisen, das Mittel, Gold zu machen, finden werde. In Kurdsan traf er mit einem anderen Scheich, Namens Ibrahim, zusammen, der ihm seine Erfahrungen mittheilte, die hauptsächlich darin bestanden, daß es keinen anderen Weg gebe, von den Negern etwas zu erlangen, als ihre Imams, Mollahs und Kadhis, die Alle nach der Weisheit des Korans sehr begierig seyen, darin zu unterrichten. Besonders in Darfur war dies den beiden Scheichs geglückt, die durch die schwarzen muhammedanischen Priester, welchen sie in der Moschee Unterricht ertheilten, bei dem Fürsten eingeführt wurden, welcher sie mit Ehren und Geschenken überhäufte. Was aber die Einwohner dieses jetzt ebenfalls von Mehmed Ali abhängigen Negerreiches betrifft, bis zu welchem übrigens auch der österreichische Reisende, Herr Rußegger, gedrungen war, so werden diese von unserem Touristen folgendermaßen geschildert:

„Die Bewohner von Darfur erscheinen, wenn ihnen auch etwas Menschlichkeit inwohnt, in ihrem Aeußeren ganz wie das Vieh. Sie gehen nackend, nur daß sie die Schamgegend durch ein um die Weichen befestigtes Haargeflecht verdecken. Die aber, welche in den benachbarten Gebirgen leben, sind meistens vom Kopfe bis zu den Füßen ganz unbekleidet und machen überhaupt den Eindruck eines religiöser Satzungen und sozialer Erfordernisse sich völlig unbewußten Thierhaufens. Einige reiche Stadtbewohner siedeln diese Schwarzen zum Behufe der Fortpflanzung auf ihren Landgütern an, um jedes Jahr von ihren Kindern die, welche sich dazu eignen, zu verkaufen, wie man Schafe und Rinder verkauft. Es giebt darunter Leute, welche 600 Sklaven und Mägde besitzen; zu diesen kommen in jedem Jahre die Sklavenhändler, um ihnen die für den Verkauf ausgelesenen Individuen beiderlei Geschlechts abzunehmen."

Während seines Aufenthaltes in Darfur machte unser Reisender auch die Bekanntschaft der „Zakoks", der Zaubergeister, die aus den Gräbern ermordeter Neger erstehen, so wie der „Ifrits" (Dämonen) oder „Ruhanije" (geistiger Wesen), die des Nachts auf den Straßen, an den Thüren der Häuser einen furchtbaren Lärm machen, ohne daß man ihre Spur aufzufinden vermag, ungefähr wie der berüchtigte alte Spuk in Tegel, den uns Herr Louis Schneider kürzlich in seinen „Berlinischen Nachrichten" wiedererzählt hat. Der Scheich Zaïn trägt uns diese Begegnisse zwar sehr ernsthaft vor, doch nicht ohne uns zu verstehen zu geben, daß er von der Wahrheit solcher Visionen keinesweges überzeugt sey. Gleichwohl sind gerade diese Erzählungen aus seinem Buche schon vor mehreren Jahren in eine von dem Engländer Lane herausgegebene Schrift über die Zauberkünste in Aegypten übergegangen — ein Beweis, daß damals die Reisebeschreibung des Scheich Zaïn el Abidin in Aegypten bekannt und als Autorität angesehen war.

Nachdem unser Reisender eine Zeit lang in Darfur zugebracht hatte, starb der König, und dessen Bruder folgte ihm auf dem Throne. Bei dieser Gelegenheit werden uns die Feierlichkeiten der neuen Huldigung und Krönung beschrieben, welche letztere darin besteht, daß der Wesir des verstorbenen Monarchen sich unter Trommelschlag dem auf dem Throne sitzenden Fürsten nähert, indem er den Boden küßt und sich dreimal Staub auf den Kopf streut. Der König fragt den Wesir: „Was willst du?" — „Dein Knecht", antwortet dieser, „bringt Dir etwas, das ihm von Deinem Vorgänger anvertraut worden; mit Deiner gnädigen Erlaubniß werde ich es überreichen." — Dies wiederholte er dreimal, worauf der König ihm mit gebieterischer Stimme zurief: „Bring her und geh an dein Geschäft!" Der Wesir trat nun heran, bestrich die unverhüllten Theile des königlichen Leibes mit einer Gummi-Auflösung, streute Goldstaub darüber und steckte einen Straußfederbusch auf den Turban des Königs.

Der neue Herrscher forderte von dem Fremden die ihm vom verstorbenen Könige geschenkten Sklaven und Sklavinnen zurück, da sie, als ohne Vorwissen des Erben weggegeben, diesem wieder zufielen und er es sich vorbehalten müsse, ihm eigene Belohnungen zu verehren. Der Scheich wollte die Richtigkeit dieser agnatischen Deduction nicht zugeben und verweigerte die Rückgabe. Nun wurde ihm aber Alles gewaltsam abgenommen; das Volk verließ den vom Fürsten verlassenen Fremden ebenfalls, und ihm blieb keine andere Wahl, als wieder das Weite zu suchen. Scheich Ibrahim, der sich klüger verhalten hatte, gab ihm den guten Rath, noch weiter nach Westen, nach El Wedaï zu gehen, wo, dem Rufe nach, ein weiser, die Gelehrten liebender Fürst regiere, der ihn gewiß gut aufnehmen würde. Wedaï sey zwar eine Monat-Reise weit von Darfur entfernt, und es gehen keine Karavanen direkt dorthin, sondern man müsse sich den von einem Dorfe zum anderen ziehenden Reisenden anschließen, doch seyen die Bewohner dieser Dörfer Muhammedaner, und von ihnen könne sich der gelehrte Scheich wohl die beste Aufnahme versprechen. Nur die Gebirgsbewohner seyen „des Gewandes der Civilisation und des Islams baar", lebten in vollständiger Wildheit und verschmäheten sogar Menschenfleisch nicht, doch fügten sie Reisenden kein Leid zu.

Unser Reisender, dem, wie er sagt, keine andere Wahl blieb, folgte dem Rathe und brach nach El Wedaï auf, und hier eben macht er uns mit Gegenden bekannt, die noch kein europäischer Reisender beschrieben, obwohl gerade während des Aufenthalts unseres Scheich in diesen Gegenden ein Franzose, welcher das Land erforschte, Karten aufnahm und die Landschaften zeichnete, ebenfalls dorthin gekommen seyn soll. Die meisten Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmungen geworden: so Mungo Park, der unter demselben Breitengrade, nur etwas mehr westlich, nachdem er Timbuktu erreicht und den Niger beschifft hatte, auf diesem Flusse umkam; eben so Denham, Clapperton und Laing, und in der neuesten Zeit einer der Brüder Lander, obwohl diese glücklicher in der Beschiffung des Quorra, des Joliba und anderer Arme des Niger waren. So weit östlich, als Wedaï (zwischen dem 40 und 45° O. L. und dem 15—20° N. Br.), war jedoch keiner auch der gedachten Reisenden gekommen; es sind daher die Schilderungen unseres Scheich vom höchsten Interesse, besonders auch darum, weil sie uns bestätigen, welche mächtige Fortschritte der Islam bis in das Innerste von Afrika gemacht hat.

*) Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von Dr. Georg Rosen, Dolmetscher der Königl. Preuß. Gesandtschaft bei der hohen Pforte rc. — Leipzig, 1847.

Dort hat der Muhammedanismus, wie es scheint, sein unbestrittenes Feld, während er in Europa nur noch durch die Gnade der christlichen Mächte sich erhält und in Asien seine weitere Ausbreitung nicht blos durch die Waffen der Engländer und Russen, so wie durch die neu erstarkende orientalische Kirche gehemmt, sondern ihm auch im Norden und Osten durch den Buddhismus und den Brahmanismus ein Ziel gesetzt ist. Unter den Negern Afrika's dagegen vermag das Christenthum, wie auch aus den letzten Berichten des an der Küste von Mozambique zu wissenschaftlichen Zwecken sich aufhaltenden deutschen Gelehrten Dr. Peters hervorgeht, keinen festen Fuß zu fassen, während man auf den Oasen der Sahara, wie der Libyschen Wüste, überall, wo nur ein Kameel an einer verborgenen Quelle weilt, auch das „Enillah ela Allah we-Muhammed Resul ulla!" (Keinen Gott giebt es außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet!) hören kann. Begriffe der Islam diese seine Mission vollständig, so könnte er dem Menschengeschlechte durch Heranbildung der Neger zur Civilisation eine außerordentliche Wohlthat erweisen; ja, er allein würde auch allem Sklavenhandel leicht ein Ende machen, wenn er den Negern lehrte, daß es ein gottloses Werk sey, Menschen dem Schooße ihrer Familien zu entreißen und sie in das Elend und in die Sklaverei zu verkaufen, wie er denn auch in der That unter den Schwarzen bereits dahin zu wirken gewußt hat, daß sie ihre Menschenjagden nicht mehr gegen muhammedanische, sondern nur gegen heidnische Stämme unternehmen.

Nach vielerlei Abentheuern, die uns der Reisende weitläufig erzählt, kam derselbe, ohne ein Leid erfahren zu haben, ganz so, wie es ihm vorher verkündet worden war, in Wedaï an, dessen Hauptstadt „umgeben ist von lachenden Gärten und smaragdgrünen Bäumen, deinnen fließen Wasser, mit Moscheen, deren Minarets weit in die Ferne erglänzen, und mit großen Bethäusern geschmückt.... Ich hatte mir die Bewohner von Wedaï wie die Eingeborenen der anderen Länder des Sudan als ohne Civilisation und gesellige Bildung gedacht, doch fand ich sie ganz anders. Die meisten haben ein schönes, gefälliges Aeußeres und einen freundlichen Charakter; zudem verhüllen sie ihren Körper mit langen Hemden." Der Kadhi der Stadt kam sogleich, begrüßte den Fremden und lud ihn zu sich in sein Haus, wo er mit den Söhnen sogleich eine gelehrte Unterhaltung anknüpfte. „Während der Mahlzeit (so erzählt er) legten sie mir einige Fragen über die Jurisprudenz und die Grundpflichten vor, auf die ich nach bestem Wissen Antwort gab. Der Kadhi genehmigte und lobte Alles, was ich sagte, und bat mich, seine Söhne von meiner Weisheit und Gelehrsamkeit Nutzen ziehen lassen und dieselben in den ihnen unbekannten Wissenschaften der Logik und der Dogmatik unterweisen zu wollen." Der Kadhi besaß auch eine nicht unbedeutende Büchersammlung, unter der sich ein in der Schrift von Kahiro geschriebener Buchari Scherif (Buchari's Sammlung von Legenden des Muhammed) und die Alfija des Ibn Malek (Tausend Verse auf die arabische Grammatik) vorfanden. Vom Kadhi eingeführt, fand der Reisende auch bei dem König Muhammed Halim eine sehr gastliche Aufnahme. Dieser war von seiner Leibwache umgeben: Soldaten, mit Wurfspießen und Säbeln bewaffnet, so wie mit einer Art Fustanella und einem hohen Fes bekleidet; er saß eben auf dem Richterstuhle, um Urtheile zu sprechen, und bat sich auch sogleich die Meinung des Fremden über das aus, was der Koran in den vorliegenden Fällen bestimme. Der König überhäufte ihn mit Geschenken, ließ ihm ein eigenes Haus bauen, gab ihm das schönste Mädchen zur Bedienung und Sklaven, so viel er wollte, Alles unter der Bedingung, daß er in Wedaï bleiben und hier unterrichten solle. Dies that er redlich, und zwar auch in solchen Dingen, die er nicht verstand, wie z. B. in der Baukunst und im Gebrauche der Schießgewehre, die der König auf Zaïn's Veranlassung aus Tarablus (Tripolis) sich kommen ließ, wohin er, ebenfalls auf des Scheichs Rath, eine Sklaven-Karavane zum erstenmale direkt absandte, deren Erlös nach Verlauf von etwa zwölf Monaten in Wedaï wieder eintraf. Zaïn hatte sich bei dieser Karavane ebenfalls betheiligt und war auf diese Weise zu einem reichen Manne geworden. Zu einer großen Sklavenjagd, die der König gegen einige heidnische Stämme unternahm, war Zaïn zwar ebenfalls eingeladen worden, doch entschuldigte er sich damit, daß das Kriegführen nicht seine Sache sey, daß er die Krieger jedoch durch eifriges Beten in der Moschee auf das kräftigste unterstützen werde. Nach beendigtem Kriege ließ er sich dann für diese kräftige Unterstützung seinen Antheil an der Beute bewilligen.

Eine der interessantesten Episoden seines mehrjährigen Aufenthalts in Wedaï ist seine Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt, bei deren Erwähnung wir nicht umhin können, an das uralte Meroë zu denken, dessen Spuren sich auch heutigtages noch im Sennaar finden, und von wo gleichzeitig nach Aegypten nordwärts und nach dem Sudan südwärts die früheste menschliche Gesittung und Kunst sich verbreitet haben mag. Ueber diese Entdeckung, so wie über die Ausgrabungen, die er dort anstellen ließ, giebt uns der Scheich einen sehr vollständigen Bericht, den wir, so wie seine eigenthümlichen Betrachtungen über den Ursprung dieser Ruinen, hier folgen lassen; vorläufig nur bemerkend, daß Zaïn nach dem Tode des ihm gewogenen Königs Muhammed Halim eine der Karavanen nach Fezzan und Tripolis benutzte, um auf diesem Wege mit seinen Reichthümern nach Tunis zurückzukehren, wo er seine Reise zu Nutz und Frommen Anderer niedergeschrieben, die daraus lernen sollen, daß es nicht gut sey, seinen Unterhalt auf eine außergewöhnliche Art verdienen zu wollen, indem man dadurch nur seine Ruhe störe und sich mancherlei Mühsal bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Deutschen in Rußland.

Unter diesem Titel hat Dr. Hermann Wimmer eine Schrift erscheinen lassen, die er „patriotische Zeitskizze" nennt, während ich nach dem aufmerksamsten Durchlesen finde, daß diese Benennung nicht passend erwählt scheint; denn wenn auch in jüngster Zeit dem Patriotismus von kosmopolitischer Seite vielfach der Krieg erklärt wurde, so sind wir dennoch, meines Erachtens, nicht so weit, um eine patriotisch genannte Betrachtung in das ... sirende Gewand kleiden zu dürfen, ohne stark gegen das Dekorum zu verstoßen. Damit will ich indessen keinesweges dem Dr. H. Wimmer die Darstellungsweise verkümmert haben; ein jeder Vogel pfeift seine Weise, und es steht dem Beurtheiler eben nur seine individuelle Ansicht zu. Mir ist ... wohl bekannt, wie sehr das Leben mit der Gesellschaft in Rußland zur ... schen, satirischen und persiflirenden Besprechungsweise hinleitet; ja, ich ... daß es am Ende sogar kaum eine Wahl zwischen dieser Manier und dem ... Aerger und Galle schwarz zu werden giebt; aber bemerkt mußte die ab... ausschweifende Art der Skizzirung von vornherein schon werden, da sie zu ... und breit in dieser Schrift hervortritt, welche nach einer kurzen Einleitung, ... uns mit dem moskovischen Standpunkte des Verfassers bekannt macht, ... Hauptabtheilungen, „Geschäftsleben" und „Gesellschaftsleben" genannt, ... hält, deren jede wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt.

Im Eingange zur ersten Hauptabtheilung sagt Herr Wimmer: „Industrieritter sind wohl fast alle Deutsche in Rußland", und sucht diesen Satz ... auszuführen, ohne zu bedenken, daß man dasselbe von unserer ganzen ... genossenschaft aussagen könnte. Eben so leichtfertig wird an diesen ... behauptet: „Die Zeit der großen Staatsmänner deutschen Geblüts ist auch ... Ministern Cancrin und Benkendorf zu Grabe gegangen"; denn der ... Gränzsperrer, dem eine höhere Auffassung des Staats- und National... so fern lag, als dem Krämer der weitaussehende Welthandel, ist ... kaum von Einsichtigeren als Staatsmann groß genannt worden, so wenig ... der liebenswürdige Träger des furchtbaren Damoklesschwertes der russischen Herrschaft, Graf Benkendorf, dem die Erde leicht seyn möge, da er stets ... geliebt! Und wenn diese Beiden mit dem angegebenen Prädikat „groß" ... theiligt werden sollen, dann lebte im Grafen Nesselrode noch immer ein ... ßer Dorn in dem Auge des alles Deutschthum verwerfenden Russen. ... Wimmer aber meint es auch nicht so bös und versteht unter dem Großen ... das Hochstehende, und was den Grafen Nesselrode anlangt, so stieß ... vielmehr daran, daß derselbe nicht so groß von Person ist, als es der ... streckte Graf Cancrin war. Wenn der Verf. anführt, daß in Rußland zum ... niedrigen Aemtern, bei denen mit der Verschmitztheit zugleich Zuverlässigkeit ... ein nothwendiges Erforderniß ist —, von Seiten der Unterregierungen ... ders Deutsche geeignet erfunden worden seyen, so würde ich eher geneigt ... zu behaupten, daß namentlich die letztere Eigenschaft der Deutschen dies... Gouvernement jederzeit beliebt gemacht und, was die erstere anbelangt, ... immer die Russen den Sieg im Allgemeinen davongetragen haben.

An vielen Stellen erscheint das Gesagte als bloßes Gerede ohne ei... lichen Gehalt; so heißt es gleich im Eingange: „aber sie (die Prüfung der Deutschen, die sich zum Dienst in Rußland melden) ist durchaus mündlich, und wer ... wenigsten weiß, besteht am besten. Doch möge sich Niemand dadurch verführen lassen, im Vertrauen auf seine Dienstreue und Ignoranz in Moskau ... Petersburg sein Glück zu suchen." Damit ist doch eigentlich so viel wie nichts gesagt, und ich bekenne, den Verfasser hierin gar nicht zu verstehen, ... schon mir die Zustände an dem letztgenannten Orte ziemlich genau be... wurden.

Wenn vom Verf. gesagt wird: „in dem versteckten Kampfe der ... ten- oder Rang- und Geburts-Aristokratie liegt die Weisheit des rus... Staatswesens", so gestehe ich, daß mir dieser Ausdruck für eine bekannte ... sache nicht eben sehr glücklich gewählt zu seyn scheint; ich würde für W... weil eher Verschmitztheit zu setzen geneigt seyn. So hat Wimmer ... überhaupt bessere Notizen über die Russen beingt, als über die eigen... Gegenstände seines Buches, auch sehr gut die innere Nothwendigkeit de... waltregiments in Rußland angedeutet, wenn von ihm gesagt wird: ... kein General das Oberkommando führt, da bilden die Russen keine geschl... Masse!" Bah, wir Deutschen sind leider ebenfalls beinahe durchgehend ... zu diesem Punkte gekommen.

In der ersten Abtheilung der Wimmerschen Schrift finden wir fol... Hauptthemata abgehandelt: Das Geschäftsleben der Bäcker, Apo... Schneider, Kaufleute, Buchhändler und Lehrer; wovon die Verhältni... Letzteren in vier Zweigen, als: Privatlehrer, Hauslehrer, Gymnasial- un... versitätslehrer, am ausführlichsten behandelt sind. In Bezug auf den ... handel urtheilt Herr Wimmer so obenhin, wie bei den anderen Gegenst... seines Themas; es ist bei ihm nirgends ein genaueres und tieferes Einge... sichtlich, vielmehr tritt meist nur oberflächliche Beschauung an den Tag, ... morisirend und witzelnd ausgedrückt ist. Dies zu beweisen, bietet fa... Seite der Schrift Gelegenheit dar, und ich beschränke mich auf die Anführung ... nes Beispieles, das gleich im Anfange sich darbietet, weil dasselbe ganz ge... erscheint, die Anschauungsweise des Verfassers zu charakterisiren. Er ... „Großhändler sind die deutschen Buchhändler so wenig, wie die rus... selbst. Die wenigen Bücher, die von Deutschen abgefaßt werden, erschein... weder auf Kosten der Universität oder im Selbstverlage, so wie es au... den russischen der Fall ist." Hieraus wird ersichtlich, daß Herr Wimm... den buchhändlerischen Verleger als Großhändler nimmt und den Sortim...

lediglich als Detaillisten gelten lassen will. Das ist nun a priori ganz falsch, denn der Verleger detaillirt so gut wie der Sortimentier, und Alles kömmt bei der Klassifizirung mehr auf den Umfang des Geschäftsbetriebes an, um den Groß- oder Kleinhändler zu bezeichnen. Es kann mithin so gut verlegende Kleinhändler, als detaillirende Verleger geben, und es verräth mithin diese Bezeichnung des Verfassers Mangel an gründlicher Sachkenntniß. Allein selbst, wenn davon abstrahirt werden soll, daß dieser oder jener deutschen Buchhandlung in Moskwa, das Herr Wimmer nur im Auge behielt, wohl der Name Großhandlung gebühre, so ist namentlich das Urtheil über die Russen ganz falsch. Der Buchhändler Leginoff in Moskwa besaß eine Druckerei, Buchhandlung, Leihbibliothek, Lithographie- und Gravir-Anstalt; es standen eine Menge Schriftsteller u. s. w. — man sagte mir über 1000 Personen, — völlig in seinem Solde, um Bücher, Karikaturen, Lieder u. s. w. nach seiner Anweisung zu verfertigen, während über 300 Personen in seinen Diensten zum Vertriebe der Productionen standen. Er kaufte ferner ganze Auflagen von Büchern an sich, um sie wieder zu verschließen, und wenn seine Richtung immerhin auch nur eine sehr materielle oder niedrige in der Literatur war oder blieb, so stehen doch bei uns in Deutschland, im Verhältniß und streng genommen, gar Manche mit ihm auf gleicher Stufe des Geschäftsbetriebes, denen wir das Prädikat Großhändler weder versagen, noch eigentlich von Rechts wegen versagen dürfen: und somit erscheint des Verf. Urtheil als völlig oberflächlich und unbegründet. Ferner wird angeführt: die russische Regierung zeige sich jetzt durchaus frei von Preßbefürchtung und voll Vertrauen auf ihre fremdländischen Schutzverwandten! Eine solche Behauptung läßt, gelindest gesagt, die größte Leichtfertigkeit durchblicken. Dieselbe Anschauungs- und Darstellungsweise zeigt sich bei Herrn Wimmer überall, so daß ich nicht wohl einsehe, wie uns mit solcher Literatur, trotz alles witzelnden Vortrages, gedient seyn könne. Um nicht zu der Vermuthung Anlaß zu geben, als sey von mir eben nur eine schwache Seite des Verfassers herausgehoben worden, so folge hier ein Satz über einen Gegenstand, den Herr Wimmer bei einiger Sorgsamkeit am Ende doch anders und besser, jedenfalls lehrreicher, für uns hätte fassen können. Es heißt in Bezug auf Hauslehrer: „Jetzt giebt es unter den ausländischen Lehrern fast gar keine Barbiere, Kammerdiener und Ladenjungen mehr. Und wenn es der Fall seyn sollte, so sind sie nur im Innern Rußlands, nicht in den Hauptstädten, zu finden, und überdies ist das Unglück nicht so groß, denn alle sind bei irgend einer Landesuniversität versichert. Und die Prüfung wird eben nicht leicht gemacht. Ich mußte trotzdem, daß ich — oder vielleicht eben deswegen, einige Sätze in griechischer und lateinischer Sprache schreiben, einige Stellen aus Thucydides und Horaz übersetzen, über die Partikel ἄν sprechen, eine algebraische Gleichung lösen, die mir in der Eile mißlang, von Professor Wachsmuth erzählen u. s. w. Und mir gegenüber saßen ein Franzose und eine Französin (die Gouvernanten werden ebenfalls geprüft) in traulicher Gemeinschaft. Bei Letzterer floß es, bei Ersterem stockte es gewaltig; bald war das Pärchen getrennt, und der Franzose trippelte traurigen Schrittes davon." — Welche Salopperie des Stiles neben dem rein individuellen, leichten Hui, hui! Fast scheint es, als hätte man eines jener Individuen vor sich, die durch eine gewaltige Idee von ihrer Geistreichheit angeschwellt sind, gleich einem aufgeblasenen Hirsch, und die daher nur Luft von sich geben können. — Dies ist aber offenbar bei Herrn Wimmer nicht der Fall, denn er zeigt sich sehr häufig in seinem Buche gefüllt mit Citaten aus allen Literaturzweigen; ja, man kommt sogar auf die Vermuthung, als sey es nur darauf abgesehen gewesen, diesen Reichthum blicken zu lassen.

Die zweite Haupt-Abtheilung der Wimmerschen Schrift breitet sich über gute und schlechte Gesellschaft und über Frauen, Karten und Musik insbesondere aus, und trotz eines ungeheuren Aufwandes von Citaten läßt sich nicht sagen, daß der Leser ein anschauliches Bild des Lebens, selbst nur der Deutschen in Moskwa, geschweige denn in Rußland, wie der Titel dies verspricht, empfinge; ja, es hätte ein Fischer, der bekanntlich seine Reisen in alle Welt für Arnold's Verlag, ruhig kompilirend auf seiner Stube, in Deutschland schrieb, mit so viel Worten kaum weniger zum eigentlichen Zweck Gehörendes sagen können. Dahingegen findet sich hin und wieder manch geistreiches Wort über die Russen, von dem wir nicht wissen können, ob es Original oder wiedergegebenes Gehörtes sey. So z. B. heißt es: „Der gemeine Russe liebt sein Diesseits, findet es aber zugleich so erbärmlich, daß er alle Augenblicke ein Kreuz schlägt, oder bei einem Glase Schnaps mit dem Jenseits liebäugelt, um das Diesseits verachten zu lernen. Es ist gutmüthiger Humor, wenn die Bauern nicht frei seyn wollen, und völlige Witzlosigkeit, wenn die Herren es glauben." Dagegen läuft in den Berichten über das Leben der Deutschen in Rußland oft ganz Falsches unter. So sagt er: „Das Rangwesen hemmt nur die gesellschaftlichen Freuden der russischen Beamten; auf die Deutschen hat es keinen großen Einfluß üben können, da verhältnißmäßig nur Wenige von ihnen Beamte sind und deshalb mit dem Maße, mit dem sie gemessen werden, sich gern zufrieden stellen. Trotz der Staatsräthe, Hofräthe, Professoren, Doktoren u. s. w., die unter ihnen herumlaufen, hört man fast nie ein „Herr Staatsrath" u. s. w.: trotz der vielen Edelleute, die sich unter ihnen verkriechen mögen, ist ein „Herr von Holz" oder ein „Herr von Stein" ein Unding, dem man gar nicht zu begegnen braucht." — Ich behaupte aus dreijähriger, eigener Erfahrung, daß dies nicht die durchschnittliche Wahrheit sey, und zwar keineswegs nur in Bezug auf die Petersburger; vielmehr lernte ich genug Deutsche aus Moskwa und dem Innern Rußlands kennen, die sich sehr gern tituliren hörten und demgemäß auch nicht unterließen, ihrerseits wieder zu tituliren, als echte Deutsche; ja, ich erinnere mich noch mit Wonne, daß ich in sehr angesehenen deutschen Häusern Petersburgs, wo ich als Hausfreund eingeführt war und wo also mein Stand sehr wohl gekannt war, Herr von Pelz genannt worden bin, weil mein Erscheinen in so hochvornehmen Kreisen damit gewissermaßen gerechtfertigt wurde, indem Angehörige des Hauses mich edelmannisirten. Man muß wissen, wie viel Deutsche aus den russischen Ostseeprovinzen in Rußland als Beamte leben; man muß dabei nicht außer Acht lassen, wie sehr diese Deutschrussen am Adelszopfe von Geburtswegen hangen; man darf alsdann noch dem Rest eingewanderter Deutschen, die als Beamte in Rußland leben, nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man zugesteht, daß sie selbst in zweiter Generation noch nicht ganz aus der Art geschlagen sind; so leuchtet die Unhaltbarkeit der Wimmerschen Behauptung völlig ein. Wie sollte auch in einem Lande, wo der Rang fast allein gilt, die abnorme Erscheinung möglich seyn, von der Herr Wimmer spricht! Vermuthlich urtheilte er nur aus der Anschauung eines ihm vorschwebenden Kreises, der zu den besseren Ausnahmen gehörte; allein selbst da würde ein scharfer Beobachter mindestens Nüancirungen bemerkt haben. Wie wenig Herr Wimmer zum unparteiischen oder unbefangenen Beobachter taugt, ergiebt sich auch schlagend aus einer Stelle seiner Schrift, wo gesagt ist: „Es wird weniger (in Rußland) geküßt und nicht so viel handgedrückt als bei uns; aber wenn die Hand gegeben wird, fühlt man auch nie eine leblose Butterbemme, welche man kaum zu berühren wagt, und keine herabgelassenen Fingerspitzen, deren man mit seinen Vorderfingern kaum habhaft werden kann. Die einfachen Grußformeln (es ist bemerkenswerth, daß man nach studentenweise fast stets „guten Morgen" sagt) sind üblicher, als die geknickten Butterblumen unserer Gesellschaftssprache." Hier sieht man deutlich, daß der Verf. nie über einen gewissen Kreis hinauskam, also nur höchst einseitige Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, mit denen er nicht so allgemein und suffisant auftreten durfte; denn mit seinem „guten Morgen" könnte er sich gelegentlich sogar höchst lächerlich gemacht sehen, wenn eine etwas bissige Kritik über ihn geriethe. Wir Deutschen haben den Fehler: selten mit unserer Buchmacherei geschickt aufzutreten; entweder machen wir, wie Kohl, mit Hülfe einiger mündlichen Erkundigungen ex decem undecim in einer Manier, die für andere Abschreiber gerecht ist, oder es passirt uns Wimmersches Unglück, in gesuchter Darstellungsweise, mit großen Ansprüchen auftretend, Unerquickliches und Unersprießliches zu liefern.

Lehnt Herr Wimmer auch in einem Vorworte die Absicht: belehren zu wollen, von sich ab, so liegt dieselbe doch in der Sache selbst, sonst hätte das reine Romangewand gewählt werden müssen. Meines Erachtens ist das Wimmersche Buch ein in jeder Hinsicht verfehltes Produkt.

Ed. Pelz.

England.

Geschichte der Bank von England.

Die Geschichte einer Staatsbank ist heutzutage fast eben so wichtig als die Geschichte des Staates selbst, namentlich aber in einem Lande wie Großbritanien, dessen Merkantil-System die Grundlage seiner politischen Existenz bildet. In diesem Augenblick sehen wir das Parlament in der alleinigen Absicht zusammenrufen, die Bankgesetze in Erwägung zu ziehen und die durch gebieterische Umstände erzwungene Verletzung derselben zu legalisiren, während die künftige Wohlfahrt der Nation, der Flor ihres Handels, die Prosperität ihrer Industrie, von den Maßregeln abzuhängen scheint, die man jetzt ergreifen wird, um die Wirksamkeit dieses Instituts zu regeln. Es war daher eine höchst zeitgemäße Idee, die „Geschichte der Bank von England" *), erscheinen zu lassen; nur Schade, daß die Ausführung dieser Idee den Erwartungen des Publikums nicht ganz entsprochen hat. Der Verfasser, ein gewisser Herr Francis, der zwar einen in der englischen Literatur nicht unbekannten Namen führt **), aber, wie wir glauben, hier zum erstenmal selbst als Schriftsteller auftritt, giebt sich nur wenig mit staatswirthschaftlichen oder finanziellen Untersuchungen ab: er berührt kaum mit einem Worte die ernsten Fragen, welche jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit des Landes in Anspruch nehmen, sondern begnügt sich damit, die historischen Ereignisse in einem etwas flüchtigen Stile zu erzählen und seinen Vortrag durch Anekdoten zu würzen, die, ohne viel Neues darzubieten, eine ganz angenehme Lektüre gewähren. Wie es scheint, steht er mit der von ihm geschilderten Anstalt in näherer Verbindung und kennt ihre innere Organisation aus dem Grunde; er ist ihr gleichsam persönlich zugethan und nimmt ihre Leiden und Freuden so zu Herzen, als wären sie die seinigen. Was sie ihrem Gründer, William Patterson, verdankte, welche Dienste sie dem Staate leistete und wie reichlich sie dafür entschädigt wurde, wie sie den Fall des Mississippi-Projekts in Frankreich und der Südsee-Compagnie in England überlebte, wie sie durch die Wechselfälle der französischen Revolution genöthigt ward, ihre Baarzahlungen einzustellen, ohne dadurch ihren Kredit einzubüßen, — alle diese Phasen in der Geschichte des Bank-Instituts werden von ihm beleuchtet, wobei er sich zugleich bemüht, es nach Kräften gegen die ihm gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Indessen muß man unserem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die drakonischen Gesetze mißbilligt, die zum Schutze der Bank gegen Fälschungen erlassen wurden und denen fast ein Jahrhundert lang so viele Menschenleben als bejammernswerthe Opfer fielen.

Die von ihm erzählten Anekdoten haben zum Theil schon ihren Weg in deutsche Blätter gefunden; wir wollen einige mittheilen, die uns noch nicht zu

*) History of the Bank of England, its Times, and Traditions. By John Francis. London, 1847. 2 Bde.

**) Sir Philip Francis wird von mehreren stimmfähigen Kritikern für den wahren Verfasser der „Junius-Briefe" gehalten.

Augen gekommen sind. Das unglückliche Schicksal eines der ersten Bank-Direktoren wird den Lesern aus Smollett's englischer Geschichte erinnerlich seyn; Herr Francis giebt darüber folgende Details: „Herr Michael Godfrey, dem die Bank nebst Patterson den glücklichen Erfolg ihrer Einrichtung zu verdanken hatte, kam im Jahr 1695 auf eine seltsame Weise ums Leben. Die englisch-holländische Armee unter dem Kommando Wilhelm's III. hatte sich im vorjährigen Feldzuge vor der Heeresmacht Ludwig's XIV. zurückziehen müssen; die von dem neuen Institute angeschafften Fonds setzten sie in den Stand, ihre Operationen von neuem zu beginnen. Da aber die Uebersendung der Baarschaften mit manchen Schwierigkeiten und einiger Gefahr verknüpft war, so verließ Herr Godfrey seine friedliche Geschäftsstube, um sich nach dem Lager von Namur zu begeben, welche Festung damals von dem englischen Monarchen belagert wurde. Der Bank-Vorsteher, der dem König schmeicheln wollte oder seine Mission schleunig zu beendigen wünschte und vielleicht glauben mochte, daß er in der Nähe des Monarchen am sichersten aufgehoben sey, wagte sich in die Laufgräben. „Herr Godfrey", sagte Wilhelm, „da Sie an dem Kriegshandwerk keinen Theil haben, so scheint es mir, daß Sie Unrecht thun, sich den Gefahren desselben auszusetzen." — „Meine Gefahr ist nicht größer, als die Eurer Majestät", erwiederte der höfische Bank-Direktor; „wäre ich daher zu rechtfertigen, wenn ich mich ihr entzöge?" — „Allerdings!" versetzte Wilhelm, „doch bin ich in der Ausführung meiner Pflicht begriffen und kann also eher erwarten, verschont zu bleiben." In demselben Augenblick bekräftigte eine Kanonenkugel seine Worte, indem sie Herrn Godfrey und mehrere neben dem König stehende Offiziere tödtete. Man kann sich beinahe das sarkastische Lächeln denken, welches die grämlichen Züge überflog, als er den Banquier für seinen Versuch, in den Laufgräben von Namur den Hofmann zu spielen, mit dem Leben büßen sah. Der Tradition zufolge, wurde die Leiche Godfrey's, die man im Kirchhof von St. Christopher-le-Stocks beerdigt hatte, in späterer Zeit wieder ausgegraben, um für die Erweiterung des großartigen Instituts Platz zu machen, welches er einst begründen half und in dessen Dienst er, so zu sagen, seinen Tod fand."

Die erste Fälschung von Banknoten fiel im Jahre 1758 vor; der Thäter war ein junger Mann von zwanzig Jahren, Namens Vaughan, und da er die Leichtigkeit einer solchen Nachahmung dargethan hatte, so wiederholten sich dergleichen Versuche von nun an immer häufiger. Höchst merkwürdig ist ein Betrug, der im Jahre 1780 mittelst falscher Banknoten verübt wurde. „Ein geachteter Kaufmann in London empfing um diese Zeit einen Brief, der mit dem Hamburger Postzeichen versehen war, und in welchem er die Handschrift seines dortigen Korrespondenten erkannte. Er entnahm daraus, daß ein Individuum, dessen Signalement mitgetheilt wurde, eine dem Briefsteller gehörige Summe von 3000 Pfd. Sterl. veruntreut habe. Dieser Letztere hatte, wie er meldete, in Erfahrung gebracht, daß der Betrüger, dessen Kleidung und Person er beschrieb, sich gelegentlich auf der Londoner Börse in dem sogenannten holländischen oder deutschen Gang (Dutch Walk) sehen lasse. Die Absicht des Schreibers ging nun dahin, seinen Korrespondenten zu veranlassen, den Schuldigen bei sich zu Tische einzuladen und ihn durch alle Mittel, die in seiner Gewalt ständen, zur Erstattung des Geldes zu bewegen; wenn ihm dieses gelänge und der Delinquent aufrichtige Reue zeige, so möge er ihn mit einer freundschaftlichen Warnung und einem Geschenk von 500 Pfd. Sterl. entlassen, da er ein naher Verwandter des Briefstellers sey. Der Hamburger Kaufmann war einer der nützlichsten Geschäftsfreunde des Londoners, und dieser beeilte sich mithin, seinen Wunsch zu erfüllen; er hielt ein scharfes Auge auf den holländischen Gang, und es gelang ihm bald, den Flüchtling zu treffen und seine Bekanntschaft zu machen. Seine Einladung zum Diner ward bereitwillig angenommen, und nachdem der Wirth seiner Familie einen Wink gegeben, sich nach Tische zu entfernen, bezüchtigte er seinen Gast des von ihm verübten Betruges. Schrecken und Bestürzung malten sich in den Zügen des jungen Mannes, der ihn anflehte, seine Schmach nur nicht zu veröffentlichen. Der Kaufmann willigte darein, unter der Bedingung, daß ihm die 3000 Pfd. eingehändigt würden. Der Gast erwiederte mit einem tiefen Seufzer, daß ihm dieses unmöglich sey, da er einen Theil der Summe schon ausgegeben habe; den Rest wolle er aber sogleich abliefern. Er überreichte die Banknoten seinem Wirthe, der ihm die Strafbarkeit seiner Handlung vorhielt und seine Sittenpredigt damit schloß, daß er ihn von dem großmüthigen Verfahren des Beraubten in Kenntniß setzte und ihm eine Anweisung auf 500 Pfd. Sterl. einhändigte. Am folgenden Morgen ging der Kaufmann zu seinem Banquier, um das in Empfang genommene Geld bei ihm zu deponiren, erfuhr aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Banknoten — falsch seyen. Er erkundigte sich eiligst nach seiner Anweisung, sie war aber schon vor seiner Ankunft, gleich nach Eröffnung der Bank, einkassirt worden. Jetzt schickte er einen Expressen an seinen Korrespondenten in Hamburg, von dem er zur Antwort erhielt, daß der Brief untergeschoben sey, und daß er von keiner Veruntreuung wisse. Das Ganze war von einer Bande Industrieritter abgekartet, die sich zum Theil auf dem Kontinent, zum Theil in England befanden."

So erzählt unser Verfasser die Geschichte, die uns aber in ihren Details manches Apokryphe zu enthalten scheint. Denn wenn der Kaufmann seinem Gaste die 500 Pfd. Sterl. aus den ihn überlieferten Banknoten zurückgegeben hätte, so wären die Gauner um die Früchte ihres fein angelegten Planes betrogen worden. War es aber nicht viel einfacher, dieses zu thun, als dem Anderen statt dessen eine Anweisung (cheque) auf seinen Banquier zu geben und so eine doppelte Ein- und Auszahlung zu verursachen, da er die Noten am folgenden Tage doch (wie es in England gebräuchlich) bei dem Banqu[ier] niederlegen wollte? Und mußten die Gauner dieses nicht voraussehen und [sich] darauf einrichten, nicht aber auf einen so unwahrscheinlichen Fall rechnen?

Ueberhaupt hat Herr Francis, wie schon gesagt, sein Thema in ein[er] oberflächlicher Weise behandelt und sich eher bestrebt, seine Leser zu un[ter]halten, als sie zu belehren. Dieses verhindert ihn jedoch nicht, sein Werk [—] „eine Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Bank von Engl[and] und den ersten Versuch einer Geschichte des großartigsten Geld-Institu[ts], welches je existirt hat," — dem Sir Robert Peel zu widmen, den er für de[n] größten Staatsmann (wohl eher Finanzmann) des Tages hält.

Mannigfaltiges.

— Felix Mendelssohn. Im Auslande hat das vorzeitige Absch[eiden] des genialen deutschen Tonsetzers natürlich nicht mindere Theilnahme erre[gt] als in seinem Vaterlande, aber nirgends — wenn wir Norddeutschland a[us]nehmen — ist der Schmerz über diesen Verlust so groß, die Theilnahm[e so] allgemein, als in England. Alle englischen Zeitungen, groß und klein, [und] alle literarischen Blätter bringen Artikel, in denen der Dahingeschiedene [wie] ein werther Landsmann, wie ein Freund, der im Auslande gestorben, betrau[ert] wird. Die Illustrated London News lieferte bereits acht Tage nach sein[em] Tode sein Bildniß mit einem Nekrolog, worin es heißt: „Mendelssohn [hat] das Schicksal Mozart's und Bellini's getheilt: er starb, bevor des Lebens Jug[end]blüthe abgefallen war, in der Fülle seines Ruhmes.... In unserem La[nde] war Mendelssohn ein bevorzugter Liebling, und die Neigung war eine geg[en]seitige. Er hat sehr oft unter uns geweilt, und zwar schon von der Zeit sei[ner] reichbegabten Kindheit ab. Der triumphartige Empfang, den man ihm no[ch] im letzten Frühjahr in London zu Theil werden ließ, ruft jetzt nur schmerzlic[he] Gefühle in unserer Erinnerung zurück. Am 5. Oktober hatte Mendelssohn einen Schlaganfall erlitten, und obwohl seine Natur, wie dies bei jünger[en] Leuten gewöhnlich der Fall ist, kräftigen Widerstand leistete, übermannte [ihn] das Uebel doch nach wiederholter Rückkehr, und so starb er am 4ten d. M. [in] seinem 39sten Jahre, viel zu früh ein Leben beschließend, das von jeder Tug[end] geschmückt und durch Talente ausgezeichnet war, die ihn unter die grö[ßten] Männer seiner Zeit stellen."

— Ein Feldlager in Schlesien. In Ermangelung der Meyerbeer[']schen Oper dieses Namens, die bereits im vorigen Jahre in London zur [Auf]führung kommen sollte, aber bis jetzt nicht dazu kam, hat man dort [im] bekannten Cirkus von Astley ein großes Spektakelstück unter diesem Tit[el] (The Camp of Silesia) in Scene gesetzt. Herr Stocqueler ist der Verfasser [des] Stückes, das seit etwa 14 Tagen ungeheuren Zulauf und Beifall findet, in welchem das Publikum sich besonders an den preußischen Uniformen [aus] der Zeit Friedrich's des Großen, so wie an einem prachtvollen Marketen[de]rinnen-Tanze, ergötzt. So viel es anging, ist natürlich die Musik von Mey[er]beer bei diesem Arrangement benutzt worden, durch welches aber der O[per] selbst, falls sie noch in London zur Aufführung kommen sollte, mancher E[in]trag geschehen seyn dürfte.

— Die siamesischen Zwillinge. Die berühmten, zusammeng[e]wachsenen Zwillinge Chang und Eng, die vor etwa funfzehn Jahren [in] Europa so großes Aufsehen machten und die sich mit ihren Ersparnissen in [den] Vereinigten Staaten von Nord-Amerika niedergelassen, haben sich beid[e] verheiratet, und zwar mit zwei Schwestern, den Töchtern sehr anständ[iger] Aeltern aus einer Baptisten-Gemeinde bei New-York. Sie haben Jeder m[ehrere] Kinder und scheinen mit ihren Familien sehr glücklich zu leben. Man sieht [die] Zwillinge oft in Begleitung ihrer Frauen in der Kirche, doch gehen si[e zu]weilen auch auf die Jagd und sind dabei treffliche Landwirthe. Ihrem G[...] in New-York zu Ehren haben sie dessen Familiennamen Banker ang[enom]men. — Was einmal aus dem Ueberlebenden wird, wenn einer von i[hnen] stirbt, ist freilich noch ein unentschiedenes Problem, doch hoffen sie, ein[st] gleichzeitig zusammen den letzten Lebensathem auszuhauchen, wie sie bis [jetzt] alle körperlichen wie geistigen Leiden und Freuden mit einander getheilt hab[en].

— Sicherheits-Signale auf Eisenbahnen. Wir haben berei[ts] kürzlich erwähnt (Nr. 124), daß man auf englischen Eisenbahnen bedacht [ist,] den Lokomotivführer in die rascheste Communication mit allen Theilen [des] Zuges zu setzen, damit er diesen zur rechten Zeit anzuhalten vermag. [Ein] neuer Versuch, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist kürzlich auf der Brigh[ton-]Chichester Zweigbahn gemacht worden, und zwar durch Anwendung eines [be]weglichen elektro-galvanischen Apparats. Die Wagen nämlich werden [durch] eine Kette mit einander verbunden, durch welche der galvanische Drath [läuft,] der mit einer Batterie in Verbindung steht, durch die eine Lärmglocke dic[ht bei] der Lokomotive in Bewegung gesetzt wird. Jeder Wagenbeamte ist [in] Stand gesetzt, ein Zeichen zu geben, das die Glocke, und zwar in, je nach [dem] Bedürfniß, verschiedenartigen Schwingungen, in Bewegung setzt, währ[end] durch einen künstlichen Mechanismus dafür gesorgt ist, daß nicht auch [die] bloße Bewegung des Zuges irgendwie auf die Glocke einwirkt. Der Vers[uch] ist so gelungen, daß an seine vollständige Anwendung auf allen englisc[hen] Eisenbahnen ernstlich gedacht wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Dienstag den 23. November 1847.

Syrien.

Reisen nach dem heiligen Lande.

Ein Geistlicher der schottischen Kirche, Dr. Wilson, der vor einiger Zeit nach Palästina ging, um die Wiege des Christenthums aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die Lokalitäten der in der heiligen Schrift berührten Ereignisse zu besuchen und seine Betrachtungen darüber mit den Angaben früherer Reisenden zu vergleichen, hat jetzt unter dem am Fuße bemerkten Titel ein Werk herausgegeben, welches die Resultate der von ihm angestellten gelehrten Forschungen enthält und nebenbei die ihm auf seiner Wallfahrt zugestoßenen Abenteuer schildert.*) Durch einen langjährigen Aufenthalt in Indien schon mit den Sprachen, der Literatur und den Sitten des Orients vertraut, hat er nach der Versicherung englischer Journale einen seltenen Fleiß in der Untersuchung jeder Quelle und jedes Umstandes bewiesen, die zur Aufklärung bestrittener Punkte dienen oder unsere Kenntniß der biblischen Topographie vervollständigen konnten. In dieser Beziehung wird seine Arbeit dem auch in Deutschland rühmlich bekannten Buche des amerikanischen Professors Robinson unmittelbar an die Seite gestellt.

Der Stand und der spezielle Zweck des schottischen Reisenden machen es begreiflich, daß er in seiner Beschreibung des heiligen Landes von einem exklusiv-religiösen Gesichtspunkte ausgeht, und es wäre des Kontrastes halber eine nicht uninteressante Aufgabe, die Eindrücke, die der Anblick jener geweihten Stätten auf sein gläubig-frommes Gemüth hervorbringt, und die erbaulichen Betrachtungen, wozu sie ihn veranlassen, mit den Schilderungen zu vergleichen, welche die glänzende, von ironischem Witze überfließende Feder eines berühmten „Verstorbenen" neulich im zweiten Bande seiner Rückkehr von denselben Scenen entwarf.**) „Das Reich der Schwärmerei und des Mysticismus", welches dem Letzteren, wie er selbst bemerkt, „so ziemlich verschlossen ist", ist dem Nachkommen der Covenanter natürlich weit geöffnet, und während Jener sich vorzugsweise mit der Gegenwart und ihren Erscheinungen beschäftigt, haben für diesen nur die Erinnerungen der Vergangenheit einen Reiz. Nicht daß er sein Thema in der romantisch-pittoresken Weise eines Chateaubriand oder Lamartine behandelt; er geht vielmehr ganz mathematisch zu Werke — mißt die Tiefe des Jakob's-Brunnen und die Höhe des Berges Zion, stellt botanische Untersuchungen über die Dornenkrone an und geologische über die Formation des Sinai — aber Alles, was er unternimmt, geschieht in der alleinigen Absicht, die Glaubwürdigkeit der biblischen Ueberlieferungen von neuem zu bestätigen und faktisch darzuthun. Nur gegen katholische Mirakel zeigt der würdige Mann einen hartnäckigen Skepticismus.

Anziehender für den weltlich gesinnten Leser ist die Reisebeschreibung des Lord Castlereagh,***) dessen Namen zwar in der Politik keinen guten Klang hat, der sich aber als Tourist von einer ganz vortheilhaften Seite zeigt. Er erzählt schlicht und einfach, was er selbst gesehen und erfahren, und wenn er nicht viel Neues mitzutheilen weiß, so liegt die Schuld hauptsächlich daran, weil man Syrien, Palästina, die Wüste, das Rothe Meer — kurz, den ganzen Schauplatz seiner Wanderungen, in neuerer Zeit so oft besucht und beschrieben hat, daß diese Gegenden jetzt bekannter sind, als manche europäische Provinz. Wie der „Verstorbene" und die meisten anderen Reisenden, beklagt Lord Castlereagh den Sturz der zwar strengen, aber geregelten Herrschaft Mehmed Ali's über Syrien und Palästina. Der Sultan hat keine Gewalt über die Miethlinge, die in seinem Solde stehen; da er jedoch für ihre Excesse verantwortlich ist und dadurch nicht selten mit europäischen Mächten in Kollision geräth, so kann ein neuer syrischer Krieg alle Tage wieder ausbrechen. „Beirut ist von 6000 Albanesen besetzt, die noch Verstärkungen erwarten; unbändig und ohne Mannszucht, brennen sie vor Begierde, sich auf das Land zu werfen, wohin man sie gebracht hat, und Ausschweifungen zu begehen, welche Niemand verhindern könnte. Der Sultan hat diese verzweifelte Schaar hierher geschickt, um die Bergbewohner des Libanon in Schach zu halten und seine Macht in Syrien zu befestigen, was aber nicht ohne furchtbares Blutvergießen stattfinden wird, da die Einwohner bewaffnet sind und eher zum Schwerte greifen, als sich gutwillig unterwerfen werden. Hat man die Albanesen einmal losgelassen, so bleibt nichts hinter ihnen zurück, als Tod und Verwüstung. Selbst den Türken wird es schwer, sie im Zügel zu halten, wie ein neuliches Beispiel zeigte, als ein albanesischer Soldat einen Franzosen beschimpft hatte, ohne daß Letzterem eine Genugthuung ward. Vergebens wandte sich der Konsul an Mustapha-Pascha; endlich zog er seine Flagge ein, ließ vier Kriegsschiffe, die vor Beirut lagen, sich den Festungsmauern gegenüber aufstellen, und erklärte, daß die Stadt in Trümmern geschossen werden solle, wenn man den Schuldigen nicht ausliefere. Die Lunten waren angezündet, und Alles stand bereit, als Mustapha-Pascha noch im letzten Augenblick nachgab. Aber es gelang ihm nur mit Schwierigkeit, den Albanesen bestrafen zu lassen, da er die Kameraden desselben aufzubringen fürchtete, und nichts als die Gewißheit, daß die Drohungen des Konsuls in Erfüllung gehen würden, konnte ihn zu diesem Schritte bewegen. Seitdem haben die Franken weniger über Beleidigungen zu klagen gehabt."

In Jerusalem boten sich dem Reisenden ähnliche Gründe dar, um die Richtigkeit der Politik in Zweifel zu ziehen, welche diese Länder den Türken zurückgab und das unter den Auspizien des ägyptischen Machthabers eingeführte Regierungssystem mit Gewalt umstieß. „Die Umgegend von Jerusalem", schreibt er, „ist unter der neuen Herrschaft keinesweges sicher. Dank der englischen Politik, ist das Volk hier sowohl als in Syrien bewaffnet, und da diese Leute in dem Sultan einen eben so harten, wenn nicht gar härteren Gebieter finden, als in Ibrahim-Pascha, so stehen sie jeden Augenblick bereit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und werden im Fall eines Ausbruchs nicht so leicht zu bezwingen seyn, als in ihrem früheren wehrlosen Zustande. Der Sultan, der das erste Jahr weniger Steuern auszuschreiben vorgab, als Mehmed Ali, hat das Volk jetzt aufgefordert, nach demselben Maßstabe zu bezahlen, wie unter dem Pascha, und nimmt auch sogar die Rückstände in Anspruch, die er seinen Unterthanen vorher erlassen hatte. Diese müssen nunmehr die früheren Abgaben auf zwei Jahre entrichten und haben also nur einen Despotismus mit dem anderen vertauscht, wobei sie noch den Nachtheil leiden, daß unter dem Pascha wenigstens ein Schatten von Ordnung und guter Verwaltung vorhanden war, wogegen heutzutage Jeder für sich selbst sorgen und, so gut er es kann, sich seiner Haut wehren muß." — Nicht besser steht es in Damaskus aus: „Als diese Stadt noch in den Händen Mehmed Ali's war, genossen die Europäer nicht nur einer vollkommenen Duldung, sondern auch seines Schutzes, und die Eingeborenen waren genöthigt, die verachteten Giaurs zu respektiren. Jetzt schwingt der Fanatismus hier von neuem seine Brandfackel, und da die Pforte schwach genug ist, diese Reaction zu gestatten, wenn nicht gar zu ermuthigen, so bemühen sich die Ulemas oder Sekten- und Stammhäupter in Damaskus, das Volk auf alle mögliche Weise in seinem Haß und seiner Verachtung gegen uns zu bestärken. Nach Allem, was namentlich England für die Türken in Syrien gethan hat, möchte dieses sonderbar scheinen; aber Letztere behaupten, und nicht ganz ohne Grund, daß England für die Arbeit, die ihm der Padischah auftrug, gebührend bezahlt worden sey, daß die Orden und Brillanten, welche den Offizieren geschenkt, und die hohen Preise, die für die gelieferten Flinten und Kriegsvorräthe bezahlt wurden, die geleisteten Dienste völlig aufwiegen — kurz, daß die britischen Truppen nur Miethlinge wären, bereit, der Pforte gegen guten Lohn zu dienen. Man kann sich kaum vorstellen, welche grobe und barbarische Unwissenheit unter dem hiesigen Volke herrscht. Es glaubt z. B. in vollem Ernst, daß der König von England der Vasall und Sklave des Sultans sey und von diesem eingesetzt werde!"

Wir bemerken noch, daß Lord Castlereagh mit der Herausgabe seines Buches einen wohlthätigen Zweck verbindet, indem der Ertrag desselben zum Besten seiner nothleidenden Landsleute — der edle Lord ist bekanntlich ein Irländer — bestimmt ist.

*) The Lands of the Bible visited and described. By the Rev. Dr. Wilson. Edinburgh, 1847. 2 Vol.

**) Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Zweiter Theil. Syrien. Berlin, Alex. Duncker, 1847.

***) A Journey to Damascus etc. By Viscount Castlereagh. London, 1847. 2 Vol.

China.

Menschen und Sitten in China.

IV. Ein Kampf mit chinesischen Seeräubern.

Der Raum gestattet uns nicht, unseren Reisenden auf allen seinen Ausflügen zu begleiten. Der letzte bedeutende Punkt, welchem er einen Besuch abstattete, war die Stadt Fu-tscheu-fu in Fo-kien, eine derjenigen, welche die chinesische Regierung den Fremden geöffnet hat. Er ging von Schanghai —

wohin er jedoch noch ein letztes Mal zurückkehren sollte — dorthin, verweilte einige Zeit daselbst und rüstete sich darauf zur Abreise nach Schusan. Unglücklicherweise fand er kein europäisches Schiff, das ihn aufgenommen hätte, wie denn Fu-tscheu-fu überhaupt wenig von europäischen Schiffen besucht wird, und er mußte sich entschließen, mit einer chinesischen Dschonke abzugehen, auf der er folgendes Abenteuer — das freilich etwas sehr chinesisch klingt — erlebt haben will:

„Als ich" — berichtet er — „Fu-tscheu-fu besuchte, schien der Hafen dieser Stadt von dem europäischen Handel gänzlich verlassen zu seyn. Das Einlaufen in den Fluß, sagte man mir, sey außerordentlich schwierig und gefahrvoll, und wenige Schiffe hätten bisher das Wagestück unternommen. Da ich nun nach Schanghai zurückwollte, so blieb mir nichts übrig, als auf einer der chinesischen Dschonken, die nach Ningpo und Tschapu gingen, einen Platz zu nehmen. Ich kannte den mißtrauischen Sinn der Chinesen und das geringe Wohlwollen, das sie gegen die Fremden hegen, zu wohl, als daß ich große Hoffnung gehegt hätte, gastlich aufgenommen zu werden; allein ich war entschlossen, mich ohne viele Ceremonie am Bord der ersten Dschonke, die mir aufstieße, zu installiren und mich nicht daran zu kehren, wenn der Capitain nicht einwilligen sollte. Ich war daher höchst angenehm überrascht, als mein Bedienter, den ich auf Erkundigung, wann die Flotte abgehe, ausgeschickt, in Begleitung eines Capitains und einiger Matrosen zurückkehrte, die nicht allein nichts dagegen hatten, daß ich mich mit ihnen einschiffte, sondern mich sogar darum ersuchten.

„Die Ladung der Dschonken von Ningpo und Tschapu besteht fast gänzlich aus Holz. Mehrere hunderte von diesen Schiffen nehmen in Fu-tscheu-fu, besonders im Sommer, ihr Holz ein und gehen dann mit dem eintretenden Passatwinde zurück. Die Mandarinen sehen stets mit vieler Besorgniß eine so zahlreiche Vereinigung von Schiffen und verbieten ihnen, in der Furcht, sie einmal gegen sich selber gekehrt zu sehen, Waffen, selbst zur Vertheidigung, zu führen. Das Resultat dieses Verbotes ist, daß die armen Leute nicht selten eine Beute der Piraten werden, die an dieser Küste nur zu zahlreich und furchtbar sind.

„Der Capitain der Dschonke kam, als er seine Ladung eingenommen, zu mir und forderte mich auf, an die Abreise zu denken. Während ich meine Sachen einpackte, bemerkte ich, daß er meine Waffen mit großer Aufmerksamkeit betrachtete.

„„Ich hoffe, Euer Gewehr ist gut"", sagte er endlich, „„und daß Ihr einen hinlänglichen Vorrath von Pulver und Blei habt!"" — „Wozu das?" — „„Weil Ihr ohne Zweifel Gelegenheit finden werdet, Gebrauch davon zu machen, denn wir müssen gefaßt darauf seyn, daß uns die Dschon-dus angreifen, von denen es an der Küste wimmelt."" — „Was versteht Ihr unter Dschon-dus?" — „„Seeräuber, Piraten, die uns viel Unruhe machen."" — „Unsinn! Sie werden uns nicht angreifen oder es bereuen, wenn sie's thun." Ich wußte damals nicht, was es mit der Seeräuberei an diesen Küsten für eine Bewandtniß hat und schrieb die Redensarten des Capitains mit Unrecht seiner Feigheit zu.

„Sobald ich an Bord war, wurden die Anker gelichtet, und wir fuhren bis zur Mündung des Flusses hinab, wo wir eine ziemlich zahlreiche Flotte — sie bestand aus ungefähr 170, sämmtlich mit Holz beladenen Dschonken — bereit fanden, gen Norden weiter zu segeln. Noch an demselben Abend hatten die Capitaine derselben am Bord unserer Dschonke eine Berathung, in Folge deren sie die Mandarinen ersuchten, man möchte sie durch einige Kriegs-Dschonken geleiten und gegen die Piraten beschützen lassen. Die Unterhandlungen dauerten ein paar Tage, die Forderungen jedoch, welche die Mandarinen stellten, waren so exorbitant, daß die Capitaine denselben nicht genügen zu können glaubten. Man mußte sich entschließen, allein abzufahren.

„So waren an vierzehn Tage unnütz vergangen. Trotzdem beklagte ich mich nicht, so lange ich gesund blieb, als ich aber von einem jener Fieber, die an der chinesischen Küste so häufig vorkommen, ergriffen ward und mehrere Tage hindurch die heftigsten Anfälle hatte, da glaubte ich, als ich wieder zur Besinnung kam, daß es mit meinen Reisen ein Ende habe, und daß das Ziel derselben ein einsames Grab am Ufer des Min seyn werde.

„Es hatte sich inzwischen günstiges Wetter eingestellt, und eines Tages kam der Capitain in meine Kajüte, um mir zu sagen, daß er weiter segeln werde. Er fragte mich nochmals, ob meine Flinte und meine Pistolen in brauchbarem Zustande seyen, und ob ich mich mit Pulver und Blei versehen habe. Noch immer in der Meinung, daß er die Gefahren der Reise übertreibe, antwortete ich ihm lachend: Seyd ohne Furcht, es ist Alles im besten Stande, und ich verspreche Euch, daß ich für mich allein alle Piraten, die uns angreifen werden, in die Flucht jagen werde. — Ich glaubte damals zu scherzen.

„Der chinesische Seeman überläßt sich niemals dem Meer, ohne vorher seinen Göttern, damit sie ihm eine glückliche Reise gewähren, sein Opfer zu bringen. Es wurde also an jenem Tage die große Kajüte der Dschonke zu dieser Feierlichkeit eingerichtet; die Tische wurden mit Schweinefleisch, Früchten und Gemüse bedeckt; der Weihrauch dampfte, unzählige Wachskerzen brannten, kurz, es war eine rührende, ergreifende Scene.

„Mit Anbruch des anderen Tages lichtete die ganze Flotte die Anker. Wir segelten anfangs zusammen, um dem Feinde zu imponiren, allein bald fing Jeder an, auf seine eigene Hand zu manövriren, die Dschonken zerstreuten sich in Gruppen von dreien oder vieren, und alle suchten so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Nachmittags gegen vier Uhr — wir hatten bereits 50 bis 60 engl. Meilen zurückgelegt — stürzten der Capitain und der Steuermann in meine Kajüte und kündigten mir an, daß die Dschon-dus in großer Anzahl erschienen seyen. Ich lachte sie anfangs aus und antwortete ihnen, daß sie Nichts als Dschon-dus im Kopfe hätten, und daß sie in jeder Dschonke ein Piratenschiff sähen; allein sie blieben so hartnäckig bei ihrer Behauptung und sahen dabei so erschrocken aus, daß ich mich entschloß, selber nachzusehen, was an der Sache sey. Ich stieg also, so krank ich war, aus meinem Bett, untersuchte meine Waffen und erneute das Zündkraut auf meiner Flinte und auf meinen Pistolen. Mit Hülfe eines Taschen-Fernrohrs entdeckte ich, daß die Dschonken, die auf uns zukamen, auf ihrem Verdeck voller Menschen waren; es war an dem, was sie waren, nicht länger zu zweifeln. Der Steuermann, ein guter, vorsichtiger Alter, wandte sich nun zu mir und meinte, daß aller Widerstand unnütz sey; wenn es mir vielleicht gelingen könne, eine, ja, zwei Dschonken zurückzutreiben, so doch sicher nicht fünf. Ich war durchaus nicht in der Laune, mir guten Rath geben zu lassen, und hieß ihn, ohne Weiteres sich auf seinen Posten begeben. Ich wußte nur zu gut, daß es, wenn wir eine Beute der Piraten würden, für mich keine Möglichkeit der Rettung gab, und daß sie mich ohne alle Umstände ins Meer werfen würden, da ich für sie nichts als eine Last gewesen wäre. Dennoch nährte ich nur geringe Hoffnung eines glücklichen Ausganges, und ich wünschte im Herzen, lieber überall anderswo zu seyn, als auf der Dschonke, auf der ich mich befand.

„Diese bot einen in der That merkwürdigen Anblick dar. Der Capitain, der Steuermann und ein oder zwei Passagiere waren damit beschäftigt, ihr Geld und das Werthvollste unter den Kostbarkeiten, die sie besaßen, zwischen dem Ballast des Schiffes zu verstecken. Eben so verbargen die Matrosen ihre Toien (Geldstücke von Leder), kurz, es herrschte überall Unordnung und Verwirrung. Nachdem die Schätze in Sicherheit gebracht waren, dachte man an einige Vertheidigungs-Anstalten, und es wurden aus dem Schiffsraum eine Anzahl Körbe mit Steinen, welche als Geschosse dienen sollten, auf das Verdeck geholt. So ist es mit den Waffen der Chinesen bestellt, die wohl gegen einen Feind dienen können, der selber keine besseren führt, nicht aber an der Küste von Fo-kien und gegen die Piraten, die Geschütz haben. Ganze Körbe von Steinen würden unter solchen Umständen nur einen sehr schwachen Schutz gewährt haben.

„Einige Matrosen waren bei mir auf dem Verdeck geblieben, der Eine gab diesen, der Andere jenen Rath, die meisten schlugen vor, wir sollten die Mündung des Min wieder zu gewinnen suchen. Der beste Segler der Piraten war mittlerweile bis auf eine Entfernung von ungefähr 150 Toisen an uns herangekommen und sendete uns eine Lage. Es war das genug, um auf unserem Verdeck einen panischen Schrecken hervorzubringen; die ganze Schiffsmannschaft stürzte in den inneren Raum, die beiden Leute am Steuerruder ausgenommen. In der Besorgniß, daß diese es machen würden, wie die anderen — was uns den Piraten ohne Weiteres in die Hände geliefert hätte — rief ich ihnen zu: „Wenn Ihr Euch von der Stelle rührt, so seyd Ihr ein Kind des Todes; ich bin Euch mit meinem Gewehr näher, als der Feind mit seinen Kanonen." Die armen Teufel schienen sehr wenig erbaut über diesen Zuruf, blieben jedoch, da sie einsahen, daß ich ihnen gefährlicher war, als der Feind, auf ihrem Posten.

„Die Kugeln des Feindes waren in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung ins Wasser eingeschlagen, und ich konnte daraus auf die Tragweite seines Geschützes schließen. Da er ein bedeutend besserer Segler als unser Schiff war, so schlug die zweite Lage bedeutend näher bei uns ein. Ich beantwortete sie jedoch nicht, entschlossen, nicht eher Feuer zu geben, bis ich meines Schusses sicher seyn könnte. Die dritte Lage, die sich nicht lange erwarten ließ, ging über unsere Köpfe hinweg und verwundete glücklicherweise Niemanden.

„Die Piraten schienen ihres Sieges sicher zu seyn: sie näherten sich uns schreiend und heulend, und luden zugleich wieder ihre Stücke. Der kritische Augenblick war nunmehr da; mein Campagne-Plan mußte sich durch den Erfolg bewähren, und war der Feind nicht ganz so feig, als ich glaubte, daß es sey, so war es geschehen um uns. Er war uns auf ungefähr dreißig Schritte nahe gekommen, sein Geschütz aufs neue geladen, und seine nächste Lage mußte Alles hinwegnehmen, was sich auf dem Verdeck befand. — „Jetzt aufgepaßt!" rief ich meinen beiden Leuten zu — „laßt mich nicht aus den Augen, und sobald Ihr seht, daß ich mich auf das Deck niederwerfe, so macht es eben so, oder die Kugeln werden es Euch lehren. Der Pirat war dicht hinter uns, das Vordertheil seines Schiffes in einer Höhe mit dem Hintertheil des unsrigen, allein da er sein sämmtliches Geschütz auf den Flanken hatte, so mußte er erst wenden, ehe er uns Feuer geben konnte. Ich faßte daher die Bewegungen seines Steuermanns scharf ins Auge, und als ich ihn sein Manöver beginnen sah, rief ich meinen Leuten zu, sich niederzuwerfen, und gab ihnen klar das Beispiel dazu. Dies war kaum geschehen, so erfolgte die Lage, die Kugeln streiften über unseren Köpfen dahin, nahmen überall Holzsplitter mit, trafen aber Niemand. Nun sind sie nahe genug, Mandarin, riefen mir meine Gefährten zu, die sich keiner zweiten Lage aussetzen mochten. Sie hatten Recht, ich erhob mich und feuerte auf den Piraten, in dem Augenblick, wo er nur noch zehn Schritte entfernt von uns war, mein doppelläufiges, mit Kugeln und Schrot geladenes Gewehr ab.

„Ein plötzlich zwischen ihnen niederfallender Donnerkeil hätte keine größere Wirkung hervorbringen können. Ohne Zweifel waren mehrere verwundet und wahrscheinlich einige getödtet worden. Was aber auch immer das Resultat meines Schusses gewesen seyn mochte, so war die ganze, aus 40 bis 50 Köpfen bestehende Schiffsmannschaft, die noch einen Moment vorher auf dem Verdeck gewesen, wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Sogar das Steuerruder war verlassen. So gelang es uns um so mehr, einen beträchtlichen Zwischenraum zwischen uns und sie zu bringen, als wir alle Segel aufgesetzt hatten.

„Bald darauf indessen machte ein anderer Pirat Jagd auf uns. Er öffnete sein Feuer auf dieselbe Weise, wie der frühere. Dabei bemerkte ich

meiner nicht geringen Unruhe, daß dieser, der sich von seinem Schrecken erholt hatte, die Verfolgung, wiewohl er sich in einer ehrerbietigen Entfernung hielt, von neuem begann, und daß drei andere, die zwar noch weit vom Kampfplatze waren, sich mit möglichster Eil zu nähern suchten. Inzwischen war der zweite dicht an uns herangekommen und sendete uns Lage auf Lage, glücklicherweise ohne uns Schaden zu thun. Als er endlich nur noch zwanzig Schritt von uns war, verfuhr ich mit ihm, wie mit seinem Vorgänger. Dieses Mal sah ich, wie der Steuermann zu Boden stürzte, und ohne Zweifel wurden noch mehrere andere verwundet; doch hatte ich nicht Zeit, es zu bemerken, denn in einem Nu war das feindliche Verdeck mit Planken und Schildern bedeckt, hinter denen die Piraten sich versteckten, indeß ihr Schiff, das der Lenkung entbehrte, weit von uns weg durch die Strömung getrieben wurde.

„Während ich auf dieser Seite beschäftigt war, machten mich meine Leute auf eine andere Dschonke aufmerksam, die uns schon ganz nahe und mir bisher durch das große Segel verborgen worden war. Glücklicherweise fand es sich, daß es eine Dschonke aus Ningpo war; sie war, gleich der unsrigen, mit Holz beladen und kurz vorher von den Piraten genommen worden; allein wir hatten, weil sie unbewaffnet war, nichts von ihr zu befürchten; die Gefangenen, die ich deutlich erkennen konnte, schienen sehr unglücklich und in großer Furcht zu seyn. Was die anderen Piraten, die Jagd auf uns gemacht, betrifft, so wagten sie, nachdem sie gesehen, was vorgegangen, sich nicht in unsere Nähe und entfernten sich endlich auf eine bedeutende Strecke.

„Meine tapferen Gefährten konnten nun aus ihrem Versteck hervorkriechen, was sie denn auch, ohne sich erst nöthigen zu lassen, thaten, ihrerseits schreiend und heulend, und die Piraten zur Wiederaufnahme des Kampfes herausfordernd. Glücklicherweise hatten diese dazu keine Lust. Die Sonne ging endlich in all' ihrer Pracht hinter den Bergen von Fo-kien unter, und mit der Nacht warfen wir Anker an einem jener Punkte der Küste, die für sicher gelten, weil in denselben die Mandarinen stark genug sind, um die Angriffe der Räuber abzuweisen."

Der Verfasser hatte auf seiner Reise einen zweiten Angriff zu bestehen, den er mit gleichem Glück und fast auf die gleiche Weise, wie die früheren, abschlug. Er kam endlich ohne weiteren Unfall, doch krank, in Schusan an, von wo er nach Schanghai, um seine dort zurückgelassenen Naturaliensammlungen abzuholen, ging. Am 10. Oktober 1845 reiste er nach Hong-kong ab, um sich dort nach England einzuschiffen, und am 6. Mai 1846, nach einer langen, aber glücklichen Fahrt, lief das Schiff, mit dem er zurückkehrte, in die Themse ein.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

(Fortsetzung.)

Die obengedachten Ruinen hatte der Scheich bereits auf seiner Reise von Darfur nach Wedaï, noch vor seiner Ankunft in dieser Stadt, bemerkt. Er erzählt nämlich: ......„Nach Sonnenaufgang machten wir uns wieder auf den Weg, der uns durch das Gebirge führte. Man sah nirgends eine Spur von menschlichen Wohnungen; doch waren diese Höhen mit allerlei Bäumen geschmückt und hatten eine leichte, angenehme Temperatur, so daß sie anderen afrikanischen Gebirgen nicht nachstanden. Nachdem wir bis zur Sonnen-Neige marschirt, stiegen wir in ein Thal mit fließendem Wasser hinab, in dem ich Vögel bemerkte, die ich in meinem Vaterlande nie gesehen. Als ich in diesem Thale umherging, entdeckte ich aus der Erde hervorragende Grundmauern, wie die der Bauten in meiner Heimat aus behauenen Steinen errichtet, aber von der Zeit benagt und von Bergströmen überschüttet. Aus einer genaueren Untersuchung der Stelle ergab sich mir ein Zusammenhang dieser Baureste unter sich, welcher mich schließen ließ, daß ich mich hier in den Ruinen einer zerstörten Stadt befinde. Ich bat meine Gefährten um Auskunft, indessen versicherten mir diese, von der früheren Geschichte der Gegend nie etwas gehört zu haben und demnach vollkommen unbekannt damit zu seyn.

„Diese ausgedehnten Baureste erstrecken sich der Länge nach durch das Thal und erheben sich zur Rechten den Abhang hinauf. Ich ging in denselben umher und fand die Straßen noch ganz kenntlich, so daß mir in meiner schon ausgesprochenen Ansicht, daß dies die Reste einer zerstörten Stadt seyen, gar kein Zweifel bleiben konnte.

„Der Zufall führte mich auf einen den ägyptischen Gräbern ähnlichen, mit einem Deckel verschlossenen Sarkophag aus Marmor, der mich zu sehr interessirte, als daß ich nicht zu meinen Gefährten geeilt wäre und dieselben gebeten hätte, mit mir zu kommen und mir beim Oeffnen behülflich zu seyn. Aus Scham, und weil sie meine Bitte nicht abschlagen wollten, willigten sie endlich ein, und so machten wir uns daran, den Stein zu zerbrechen und auf diese Weise das Denkmal zu öffnen. Da uns aber geeignete Werkzeuge zum Zerschlagen fehlten, so mußten wir zu großen Steinblöcken unsere Zuflucht nehmen, welche wir, uns gegenseitig Hülfe leistend, von einer hohen Stelle so lange auf den Deckel hinunterwarfen, bis ein Theil desselben zerbrochen war. Wir fanden in diesem Sarkophage von Resten eines Leichnams keine Spur, wohl aber eine rothe erdige Masse, welche wir abkratzten, worauf eine mit mehreren Inschriften gravirte kupferne Tafel zum Vorschein kam. Ich war nicht im Stande, diese Tafel herauszuheben; außer ihr fanden wir zwei spannenlange Goldbarren. Gern hätte ich diese Ruinen genauer nach allen Seiten untersucht, aber alle meine Bitten an meine Gefährten, sich hier eine Weile aufzuhalten, blieben fruchtlos; wir brachen auf, und mit dem größten Bedauern verließ ich die Stelle, ohne meine Forschungen angestellt zu haben."

Kaum war der Reisende inzwischen in Wedaï heimisch und der Gunst des Königs sicher geworden, als er sich der Ruinen wieder erinnerte. Der Unterricht der lernbegierigen Neger hatte bereits sechs Monate gedauert. „Indessen", fährt Zain el Abidin fort, „wollte mir noch immer die Stadt, von der ich so merkwürdige Ruinen gesehen, nicht aus den Sinnen, und als ich einmal, wie dies häufig geschah, mit dem Kadhi zum Könige gegangen war, so nahm ich die Gelegenheit wahr, Letzterem zu sagen: „O König der Zeit *), auf seiner Herreise nach Wedaï hat dein Knecht die Reste einer gewaltigen Stadt gesehen, über welche viele Jahrhunderte hingegangen zu seyn scheinen." Ich erzählte ihm dann von dem geöffneten Sarkophage, von den Kupferplatten und Goldbarren, die wir darin gefunden, und fügte hinzu: „Wenn du befiehlst, daß einige Leute mich dorthin begleiten, so werde ich wunderbare Sachen an das Tageslicht fördern." Der König hörte und genehmigte meine Rede und fragte den Kadhi: „Kennst du auch jene Stelle?" — „Freilich," erwiederte derselbe, „die Ruinen habe ich gesehen, ohne indessen über ihren Ursprung das Mindeste zu wissen. Da, wie wir so eben hören, man dort so vieles Merkwürdige findet, so läßt sich, wenn du das Unternehmen unterstützest, mancher Nutzen daraus erwarten; nur eine Bedingung möchte ich machen, daß nämlich durch die Reise der Unterricht nicht in Stocken gerathen darf." Als ich hienach versprach, die Schüler mitzunehmen und den ganzen Schatz meines Eifers ihrem Studium zu widmen, so wandte sich der König zum Wesir und befahl ihm, zwanzig Sklaven und eine Anzahl Zelte zu der Expedition zu geben. „Gleich morgen sollst du ausziehen," sagte er dann zu mir, worauf ich ihm antwortete: „Ich höre und gehorche." Nach diesen Worten nahm ich von dem Könige Abschied und ging nach dem Hause des Kadhi; dieser trug den Schülern auf, für Reisebedürfnisse und Bücher zu sorgen, worauf wir uns zur Nachtruhe begaben.

„Mit Tages-Anbruch erschienen die Männer, denen der Wesir den Auftrag gegeben hatte, mich zu begleiten, zwei Kameele führend, welche mit Nahrungsmitteln und sonstigem Reisebedarf und mit — denen der Beduinen ähnlichen — Zelten aus einem Haargewebe beladen waren; ich sagte demnach dem Kadhi Lebewohl und begab mich mit seinen Söhnen, welche sich mir zur Seite hielten, mit den übrigen Schülern und mit den Leuten des Wesirs nach dem vorerwähnten Thale. Sobald wir daselbst angelangt, schlugen wir die Zelte der Ruhe und des Weilens auf und verwandten dann den Rest dieses Tages und die folgende Nacht auf unsere Erholung und auf Unterricht. Als es Morgen geworden war, machte ich mit den Söhnen des Kadhi und mit sechs Personen von der Eskorte, die mir der Wesir gegeben, einen Gang nach den Ruinen der Stadt, woselbst wir Gräber aufzusuchen und die auf einem Umkreis von zwei Milien zerstreuten Reste nach allen vier Seiten zu durchforschen anfingen. Wir fanden Mauern aus großen, auf einander gelegten Steinen und Gebäude aus Ziegeln und Backsteinen; aber die Zeit, die darüber hingegangen, hatte nur Weniges verschont. Da ich nun fürchtete, daß bei meiner Rückkehr zum Könige meine Behauptung sich als nichtig ausweisen würde, und, um dies zu vermeiden, keinen anderen Rath wußte, als die Gräber zu öffnen, mit denen ich, wie erzählt, schon einen Versuch gemacht; so suchte ich eine Stelle aus, welche ich aufzugraben befahl. Meine Schüler gruben wie Genien und arbeiteten auf das angestrengteste von Morgens früh bis zum Sonnen-Untergange; doch fanden sich nur Reste von Mauern und Steine. Während der Nacht ruhten wir aus, um nach Sonnen-Aufgang die Arbeit von neuem zu beginnen. Ich ließ meine Schüler bei dieser Beschäftigung und durchschweifte selbst mit dem ältesten Sohne des Kadhi, Abderrahman, bis gegen Mittag die Stadt, in der Hoffnung, noch ein solches Grab zu entdecken, wie das, welches ich früher gefunden. Endlich erblickte ich an einer Stelle einen ähnlichen Sarkophag; aber die Bergströme hatten denselben fast ganz mit Erde überschüttet, so daß nur ein Winkel sichtbar war. Ich schickte nun, um unsere Arbeiter herbeizuholen, den Abderrahman ab, welcher sich an den Ort begab, wo dieselben gruben, aber alsbald lachend zu mir zurückkehrte und mir erzählte, daß sie eine fünf Ellen lange steinerne Säule gefunden. Sogleich ging ich mit ihm und sah, es war eine mit Kunst und Geschicklichkeit gearbeitete Säule, wie man sie in Moscheen und großen Palästen anwendet. Da nun ein solches Kunstwerk für Leute, die nie in Aegypten und anderen dergleichen Ländern gereist sind und nie seines gleichen gesehen, etwas ganz Wunderbares ist, so erklärte ich die Säule für einen würdigen Gegenstand, um dem Sultan angeboten und in seinem Palaste aufgestellt zu werden, und befahl demnach, sie herauszuheben und rund herum weiter zu graben. Mit einigen Arbeitern aber kehrte ich nach der Stelle zurück, wo ich die Spur des Sarkophags gefunden, und ließ sie den Schutt, welcher denselben bedeckte, abnehmen. Als er zu Tage gefördert war, sah ich in ihm ein vollkommenes Gegenstück zu dem früher gefundenen Sarkophage. Er lag auf der Seite, und so war es leicht, den Deckel abzuheben und ihn zu öffnen. Wir fanden darin ein in jeder Hinsicht vollkommenes, mit außerordentlicher Kunst gearbeitetes, steinernes Götterbild in menschlicher Gestalt; daneben eine Kupfertafel, wie die früher gefundene, und vier Goldstücke von der Dicke zweier Gerstenkörner, welche sämmtlich vier Finger breit und in der Mitte mit einem Gepräge, das die Sonne vorstellte, versehen waren. Meine Begleiter wollten sofort alle diese Bildwerke zerstören, doch ließ ich dies nicht zu, indem ich ihnen sagte, daß der König sie erst sehen müsse. Wir fuhren darauf mit unserer Ausgrabung eifrig fort und brachten, nachdem wir eine Manneslänge weiter gekommen, einen anderen, ganz mit Erde überschütteten Sarkophag zum Vorscheine, den wir mit angestrengter Arbeit

*) König der Zeit, eine sehr gewöhnliche Schmeichelei der Orientalen in Bezug auf einen Monarchen, dem man gleichsam damit zu verstehen giebt, daß man neben ihm keinen anderen Herrscher anerkenne.

öffneten. Auch hier fanden wir eine Bildsäule und Goldstücke, wie in dem ersten, und schlossen nunmehr, daß dies der Begräbnißplatz der alten Stadt, daß die Bildnisse Anbetungs-Gegenstände ihrer Bewohner gewesen, und daß man die Goldstücke, entweder um sie am Auferstehungstage auszugeben, oder um sie der Gottheit zu opfern, hineingelegt habe. Bis zum Abend gruben wir ohne Unterlaß und ruhten dann die Nacht hindurch aus.

„Mit Tages-Anbruch gingen wir wieder an die Arbeit; während indessen die den Fundort der Säule weiter ausbeutende Abtheilung ein aus Bausteinen zusammengefügtes Portal, mit darüber angebrachter Darstellung der Sonne, und daneben noch zwei Säulen an das Licht zogen, blieb unsere Bemühung bis zur Nachmittags-Gebetzeit hin unbelohnt. Schon nahte die Zeit heran, wo wir uns zurückzuziehen pflegten, als wir auf einen Bleideckel stießen, von einer Schwere, daß vier bis fünf Personen nicht im Stande waren, denselben in Bewegung zu setzen. Dieser Umstand benahm mir die Lust, nach unserem Rastplatze zu gehen, und versammelte ich vielmehr die ganze Schaar, um durch sie die Aufhebung des Deckels zu bewerkstelligen. Als dieser um ein Weniges von seiner Stelle gewichen war, erschien unter ihm ein großer, mit ungemeiner Kunst gearbeiteter Stein, in dessen Mitte sich eine Oeffnung befand. Darunter bemerkten wir einen weiten und tiefen Brunnen*), als dessen Mund wir den durchlöcherten Stein erkannten; doch enthielt derselbe kein Wasser, wie wir aus dem Schall kleiner Steine, die wir verwundert hinabwarfen, schlossen. Wir hatten keine Stricke bei uns, mit denen wir uns hätten hinablassen können, und wenn wir sie auch gehabt hätten, so würde uns doch die Furcht, bei dem Versuche das Leben zu verlieren, vom Hinabsteigen abgehalten haben, da die Gestalt und Lage zeigte, daß hier mit einer besonderen Kunst gearbeitet worden sey. — Am Abend kehrten wir nach unserem Lager zurück, und schon hatte ich mein Haupt auf den Boden gelegt, um zu ruhen, als einer der Schüler zu mir kam und mich an die Erfüllung meines in Beziehung auf den Unterricht geleisteten Versprechens erinnerte. „So Gott will, werde ich euch morgen früh lesen lassen," erwiederte ich ihm, worauf sich Alle nach ihren Schlafplätzen zerstreuten.

(Schluß folgt.)

*) Bekanntlich finden sich auch in den ägyptischen Nekropolen häufig Brunnen.

Mannigfaltiges.

— Graf Bresson und sein Tod. Das tragische und nach Ansicht vieler Moralphilosophen verbrecherische Ende des französischen Gesandten am neapolitanischen Hofe mußte in Berlin, wo der unglückliche Graf seine höhere diplomatische Weihe erhielt und wo er so lange wirkte, fast so großes Aufsehen wie in Paris machen. Daß der Tod von eigener Hand gegeben wurde, scheint so unwiderleglich, daß das Journal des Débats von der ersten Mittheilung der Nachricht an keine andere Version versuchte, so sehr dieses sonst so geschmeidige Blatt wohl fähig ist, nachtheiligen Wahrheiten trügerische Farben zu leihen, resp. sie ganz wegzubeweisen. Da aber ein freiwilliger Tod, wie jeder andere, seine Ursachen haben muß, so giebt das genannte Blatt eine Fieberkrankheit als Ursache an, während der Constitutionnel, als Gegner des jetzt herrschenden Ministeriums, zu verstehen giebt, daß Bresson die Bedingung seines Lebens-Ueberdrusses in der Undankbarkeit und Mißhandlung von Seiten Guizot's fand. Mag nun der Constitutionnel das schreckliche Ereigniß nach gewohnter Weise mit Uebertreibung zu einem Ausfalle gegen das verhaßte Ministerium benutzen, so ist doch nicht zu leugnen, daß auf der diplomatischen Laufbahn Bresson's in der jüngsten Zeit einige Umstände lasten, die nicht anders als durch die Ungnade der Regierung oder des Königs erklärt werden können. Bresson vertrat als Gesandter Frankreich bei der Großmacht Preußen zehn Jahre lang, und führte da viel Großes und für den Weltfrieden Heilsames aus; die Versöhnung der Julirevolution mit der Legitimität ist fast allein durch seine Vermittelung herbeigeführt worden, und er krönte sein Werk durch die gleichfalls von ihm vermittelte Verbindung zwischen dem Herzoge von Orleans und der Prinzessin Helene von Mecklenburg, eine Verbindung, welche von Manchen für eine Mesallianz zwischen der Herrschaft von Gottes Gnaden und dem Thronerben des Barrikaden-Königs angesehen wurde. Diese Heiratsstiftung war ein großer Triumph für den geschickten Staatsmann und ein Zeugniß für das Herz des französischen Königs; denn nicht Brautschätze und Länderbesitz sollten für die Dynastie Orleans gewonnen werden, sondern eine junge Fürstin von den höchsten persönlichen und moralischen Vorzügen und das Bewußtseyn der wahrscheinlichen Sicherstellung des Weltfriedens, welcher gefährdet war, so lange man den neuen Thron Ludwig Philipp's geringschätzig ansah. Wie gerecht und edel diese Verbindung seyn mußte, beweist der eine Umstand, der alle andere Beweise überflüssig macht, daß Friedrich Wilhelm III. derselben seinen Beifall, ja, seine Aufmunterung schenkte, wodurch sie auch allein zu Stande kam.

Leider hat Graf Bresson sich nicht mit dem großen Verdienste dieser Heirat begnügt und vielmehr seinen Namen noch an eine andere Vermählung eines Sohnes seines Königs geknüpft, und zwar an eine solche, die durch Zweck und Folgen ganz der ersten entgegengesetzt ist. Vom Hoflager einer europäischen Großmacht ging Bresson an den Hof einer Macht zweiten Ranges, um dort sich an die Spitze von Christinischen Ränken zu stellen, deren Schlußstein nichts Anderes war, als eine unnatürliche Verbindung, d... Zweck Ländergier und deren Folgen die Gefährdung des Weltfriedens ... Welcher Unterschied zwischen der Vermählung des Herzogs von Orleans ... den spanischen Heiraten! Ein unnatürlicher Tod zerstörte das Glück der ... steren und ein unnatürlicher Tod folgt dem Unheil der zweiten. Der R... und die Ehre, welche dort dem Vermittler zu Theil wurden, verwandelten ... hier in Tadel und Angriff. Hatte sich Bresson schon eine gewisse Degradat... bei seiner Versetzung von Berlin nach Madrid gefallen lassen müssen, so kon... er sich noch mit dem Gedanken trösten, daß man seine Geschicklichkeit für ... entbehrlich hielt, auf die Gefahr, ihn in seiner Stellung eine Stu... zu bringen; aber man vergaß seine Leistungen bis zu dem Grade, daß ma... ihn endlich an einen Hof dritten Ranges versetzte;*) Guizot schien, wie Fiesk... zu seinem Mohren, zu sagen: „Wenn das (Geschäft) bestellt ist, ... nicht länger in Madrid (Genua) halten." Bresson mußte, nachdem er ... Held gewesen war, auf der Schaubühne der Diplomatie eine Rolle über... men, die sonst nur von den untergeordneten Schauspielern ausgefüllt wird, ... dies Alles brach ihm das Herz. Vermögen hatte er nicht, um unabhängig ... gewohnter Weise zu leben, denn er scheint von der französischen Corrupt... frei zu seyn; um aber als Privatmann in bescheidenen Verhältnissen zu le... fehlte ihm Entsagungskraft, und er griff daher zur ultima ratio der Verz... felten. Daß ihn die französische Regierung mit Undank behandelte, steht ... klar; warum sie es gethan, sieht der Uneingeweihte nicht klar; seinen Tod ... hat sie nicht zu verantworten, sondern der Unglückliche selbst, welcher ... Kraft genug hatte, den Undank zu ertragen, und nicht Muth und Gedul... Gelegenheit abzuwarten, ihn zu vergelten.

— Deutsche Novellen in Frankreich. Herr X. Marmier, der ... ermüdlich reist und schreibt, hat außer seinem zweibändigen Werke „Vo... Rhein zum Nil", kürzlich auch eine Sammlung deutscher Novellen herausge... geben; sie sind gut übersetzt, aber ziemlich planlos gewählt, und werden ... dazu beitragen, den Franzosen eine Uebersicht dieses Literaturzweiges zu g... währen. Nichtsdestoweniger hebt die französische Kritik es als besonderes ... hervor, daß Marmier's Auswahl die augenblickliche Gestaltung jenes Lite... turzweiges erkennen lasse, und hat wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß ... Produkte von Chamisso, Zschokke, Karoline Pichler und Hauff um einige J... zehende älter sind, als die von Sternberg, Auerbach und Gerstäcker, und ... halb nicht zusammengestellt werden dürfen, wenn es sich um den gegenw... gen Zustand (l'état actuel) unserer Literatur handelt. Von den drei letz... sind einige ihrer neuesten Taschenbuch-Novellen ausgewählt, namentlich ... der Urania; der „Tollpatsch" von Auerbach befindet sich auch dabei, ... wohl unverständlich und ungenießbar für den französischen Geschmack.

— Unterstützung der Christen am Libanon. Seit dem ... bruar 1847 hat sich in Paris ein Verein gebildet, um das Elend der Chri... gemeinden des Libanon zu lindern; es haben sich zu diesem Zwecke die v... nehmsten Damen vereinigt und die Verwaltungsämter des Vereins unter ... getheilt. Präsidentin ist die Herzogin von Narbonne-Felet, Vice-Präsiden... nen giebt es sieben, General-Secretairin ist die Gräfin Malherbe; bei ... Kasse aber haben sich einige Männer betheiligt. Unter dem seltsamen Ti... Räthinnen wird eine große Anzahl vornehmer Namen aufgeführt; bekan... davon ist jedoch nur die Gräfin Montalembert, Gemahlin des Schriftstelle... dieses Namens und eine Madame Guinard, als Dichterin in letzter Zeit ö... genannt.

— Polizeiliches. Der in Breslau erscheinende polizeiliche Anze... erweist uns zuweilen die Ehre, unsere Artikel abzudrucken, wie dies z. B. ... der in Nr. 131 des Magazins erzählten Geschichte aus der Kaiserzeit, „... Tambour Bilboquet" der Fall ist. Es kann uns allerdings nur ange... seyn, wenn unsere Mittheilungen den Lesern so gefallen, daß sie auch A... darauf aufmerksam machen, aber dazu gehört nothwendig, daß wir von ... als Quelle genannt werden, was leider der Breslauer polizeiliche Anzeig... thun vergessen hat. Nun sind wir zwar an diese Unterlassungssünde ... Seiten solcher Blätter, wie z. B. die „Wiener Theaterzeitung", der „Hum... u. s. w., schon gewöhnt, — von einem durch Beamte der Polizei herausg... benen Anzeiger dürfen wir jedoch erwarten, daß er einem solchen Verfah... nicht blos keinen Vorschub leisten, sondern ihm auch ernstlich entgegen tr... werde.

— Berichtigung. (Aus der Provinz Preußen eingesandt.) Das M... gazin enthält in Nr. 133 einen interessanten Auszug aus Mrs. Richards... „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Louise von Preußen", w... unter Anderem erzählt wird: „Jedoch nur kurze Zeit genoß sie der liebev... Pflege dieser zweiten geliebten Mutter, denn Louise verlor ihre Stiefmut... am 12. Dezember 1785, nachdem diese am 30. November von einem tod... Prinzen entbunden worden." Dieser Prinz kam jedoch keineswegs tod... Welt, sondern es war dies der nachmalige, am 21. September 1837 ver... bene General der Infanterie, Herzog Karl von Mecklenburg.

*) Das Journal des Débats behauptet zwar, Bresson sey auf seinen eigenen W... nach Neapel versetzt worden, doch weiß man wohl, was von gewissen Wünschen zu h... die man ausspricht, nachdem keine andere Wahl geblieben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Donnerstag den 25. November 1847.

Portugal.

Soult's Rückzug aus Porto im Jahre 1809.

Der Marschall Soult, seit wenigen Wochen Ober-Marschall Frankreichs (Maréchal général), ist hinsichtlich seiner Waffenthaten in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs bei uns verhältnißmäßig viel weniger bekannt, als mancher andere französische Feldhauptmann. Der Grund ist, weil er während der Jahre von 1808 bis zum Sturze Napoleon's fast gar nicht anderswo als auf der pyrenäischen Halbinsel und im südlichen Frankreich operirte und im deutschen Befreiungskampfe nur zu Anfang eine unbedeutende Theilnahme hatte. Seine Thaten in Spanien und Portugal sind glorreich, wenn auch fast immer ohne große Ergebnisse, aber sie sind von französischen Schriftstellern gewöhnlich unrichtig dargestellt, so daß die Wahrheit kaum anders zu ermitteln ist, als durch eine fortlaufende Vergleichung der englischen Berichte, besonders der nichtamtlichen aus der Feder von unparteiischen Augenzeugen. In Soult's Kriegsführung aus jener Zeit aber ist kein Kampf merkwürdiger und auf den Ausgang des Krieges einflußreicher, als sein Rückzug aus Portugal, gejagt von Sir Arthur Wellesley, der damals unter diesem Namen zuerst als Ober-Befehlshaber der englischen Truppen auf der Halbinsel erschien, an Soult sein Meisterstück arbeitete und ihn erst als Herzog von Wellington nach der Schlacht von Toulouse wieder verließ. Unsere Leser, sowohl die unbewaffneten wie die bewaffneten, werden uns gern folgen, wenn wir ihnen aus einer neueren englischen Quelle eine Uebersicht dieses Rückzuges bieten, besonders da dieser Rückzug den Ruf Wellington's gründete, Soult aber keinesweges darauf seine Ansprüche auf die große Auszeichnung gründet, die ihm von Seiten seines Königs zum Verdrusse und auf Kosten anderer hohen Offiziere geworden ist.

Sir Arthur's Ankunft zu Lissabon am 22. April 1809 wurde durch schmeichelhafte Ausdrücke der Gesinnung des portugiesischen Volkes gefeiert: man begrüßte ihn als den früheren Befreier*) und bewies die Dankbarkeit durch Erleuchtung der Stadt, während seines Aufenthaltes daselbst. Am 25sten richtete Sir J. Cradock (der bisherige Ober-Befehlshaber) eine Abschiedsrede an die Armee, und zwei Tage später übernahm Sir Arthur den Oberbefehl. Eine erste Maßregel änderte den Generalstab, indem der Brigade-General Stewart an die Spitze der General-Adjutanten und der Oberst Murray vom dritten Garderegiment an die Spitze des Departements der Hauptquartier-Meister gestellt wurde. Am selben Tage fuhr Se. Excellenz in feierlichem Gepränge in königlichem Wagen, begleitet von einer Schwadron des 16. Dragonerregiments, um der Regentschaft vorgestellt zu werden, nach dem Palaste der Inquisition am Rocio und empfing dort die Würde eines Ober-Marschalls.

Der damalige Stand der Angelegenheiten auf der Halbinsel war weder zufriedenstellend noch ermuthigend. Bonaparte zwar hatte sich aus Spanien entfernt, aber seine Legionen, welche durch Madrid gezogen und dort Zeugen der abermaligen Thronbesteigung Joseph's waren, hatten nach und nach alle spanischen Armeen über den Haufen geworfen. Die Avantgarde der Armee des Herzogs von Infantado unter Vanegas wurde im Januar bei Ucles geschlagen, und das Heer von Cartojal erlitt eine Niederlage bei Ciudad Real. Cuesta, der mit der Hauptarmee sich über den Tajo zurückgezogen und eine Stellung bei Almarez genommen hatte, ließ sich auf seiner Flanke durch die Brücke von Arzobispo umgehen, mußte in Folge dessen über die Guadiana zurückweichen und wurde durch das schlechte Benehmen seiner Kavallerie bei Medellin an den Ufern des Flusses am 28. März auf's Haupt geschlagen. Sein Fußvolk war so vollständig — nicht in der Gnade, denn es wurde keine solche gegeben — sondern in der Gewalt der feindlichen Reiterei, daß diese ganz erschöpft wurde vom Abschlachten ihrer so leicht auseinandergesprengten Opfer, und man erzählte, daß mancher französische Reiter seinen Arm mehrere Tage lang in der Schlinge trug von der Anstrengung im Gebrauche des Säbels (!). Der Rest fand Zuflucht in der Sierra Morena, wo man versuchte, die Infanterie zu ergänzen, während die feige Reiterei, geschändet durch ihre Aufführung im Treffen und durch die Bekanntmachungen des Generals nachher, kaum einen Mann vermißte. Während die britische Armee wenig Beistand von diesen aufgelösten Heeren erwarten konnte, blieb der französische General Victor mit 32,000 Mann in einer Stellung zurück, von wo aus er den schwächsten Theil Portugals und, vermittelst der Brücke von Alcantara, beide Ufer des Tajo bedrohte.

Aber unterdessen wurde die Lage Soult's in Porto mit jedem Tage bedenklicher. Vigo hatte sich den von einigen englischen Schiffen unterstützten Spaniern ergeben; Silveira hatte Chaves mit 1300 Kranken (Franzosen) wiedererobert und drang über Amarante nach Penafiel vor; der französische General Lapisse war zwar bis in die Nähe von Ciudad Rodrigo vorgerückt, aber hier auf Sir Robert Wilson und die Spanier stoßend, machte er keinen Versuch, sich mit Soult in Verbindung zu setzen oder sich mit ihm zu vereinigen, sondern ging nach einigem Scharmützeln vorbei, um sich Victor am Tajo anzuschließen. So waren Soult's Verbindungen ganz zerstört, und seine Kräfte waren in ihren Versuchen, diese herzustellen, zerstreut, denn nicht weniger als 6000 bis 7000 Mann wurden nach dem Tamegathale und anderswohin gesendet. Soult hatte freilich in Porto nicht über die Hälfte der Truppenzahl, aus welcher Victor's Heer bestand,*) aber die Engländer waren zu schwach für beide zusammen, und es war nöthig, kräftig auf einen Punkt hinzuwirken; da nun die Soultische Abtheilung die schwächere war, da sie auf portugiesischem Boden sich befand und ihr Rückzug in Gefahr, so zog sie die unmittelbare Aufmerksamkeit des britischen Feldherrn auf sich. Damit es Victor nicht leicht werde, auf dem südlichen Tajoufer vorzudringen, verlor Sir Arthur keine Zeit in Lissabon, und nach einem Aufenthalte von nur 6 Tagen begab er sich am 28sten zur Armee, von der schon ein Theil in Coimbra angekommen war. Alle Städte an der Landstraße waren bei seinem Durchzuge erleuchtet, und in Coimbra, wohin er am 2. Mai kam, wurden die Freudenbezeugungen noch dadurch vermehrt, daß die Damen ihn von den Balkons aus mit Rosen und Zuckerwerk überschütteten.

Am 7. Mai**) rückten die vereinigten Engländer und Portugiesen etwa 25,000 Mann stark gegen Porto vor. Sie zogen in zwei Heersäulen über Adiga an dem Vouga und über die Bucht von Aveiro nach Ovar, und das Hauptquartier verließ am 9ten Coimbra, um in derselben Richtung zu folgen. Die französische Vorhut unter General Franceschi war noch am Vouga, und man traf Anstalten, sie am 10ten zu überfallen. Wenn der Erfolg dieses Versuches hätte als Vorzeichen für unsere künftigen Unternehmungen gelten sollen, so wäre es ein unglückliches gewesen, denn das Wiehern der portugiesischen Pferde und die Dummheit der Wegweiser hatten den Feind vorbereitet, und das Ganze mißlang vollständig. Der Rückzug der Franzosen und die Eroberung zweier Vierpfünder war Alles, auf das wir bei diesem Scharmützel stolz seyn konnten. Der Ort, wo sie gelagert, war eben so gut gewählt wegen der Schönheit als wegen der Stärke der Lage, und wir sahen hier zum ersten Male, welche Sorgfalt die Franzosen beobachteten, ihr Lager auszuschmücken. Im Mittelpunkte der Vorderseite hatten sie einen hübschen Obelisk aus Holz errichtet.

Unser erstes Weiterrücken auf der Vorderseite am Morgen des 12ten zeigte uns die Schrecknisse eines Invasionskrieges. Jenseit Grijon hingen neun Leichname portugiesischer Bauern an Bäumen auf der Landstraße, geschwärzt von der Sonne. Das gemeine Volk betrachtete den Feind als außer dem Gesetze und suchte jedes offene und geheime Mittel auf, ihn zu vernichten; dies aber lenkte auf die Einwohner jenes Recht der Vergeltung, hervorgehend aus den militairischen Ansichten eines geordneten Heeres, welches behauptet, es habe nur Widerstand von Soldaten zu erwarten, nicht aber von der nichtuniformirten ungeordneten Bevölkerung, welche man für Aufrührer und Räuber hält. Die Erbitterung der Franzosen war nicht ohne Grund, denn die an ihren Nachzüglern und Kranken verübten Grausamkeiten waren schrecklich: man ließ sie eines langsamen martervollen Todes sterben oder verstümmelte sie scheußlich. Ein Haarkräusler, der während der Nacht aus Porto entkam, brachte die Nachricht, daß der Feind um 1 Uhr die Schiffbrücke über den Douro zerstört habe, und, was noch schlimmer lautete, daß alle Boote ans jenseitige Ufer in Sicherheit gebracht wurden. Der Barbier wurde vom Obersten Waters zu Sir Arthur gebracht, und der Oberst wurde angewiesen, sich an den Strom zu begeben und unter jeder Bedingung Boote herbeizuschaffen. Bei unserem Vorrücken auf der Heerstraße wurde uns die Zerstörung der Brücke bestätigt, und es erhoben sich Zweifel von allen Seiten, wegen des Ueberganges über den Douro im Angesichte des Feindes. Bei unserer Ankunft zu Villa Nova fanden wir die von Ovar kommende Brigade des Generals Hill, die mit der mittleren Heersäule die Straße stopfte. Sir Arthur drang durch diese Truppen und faßte Posten zur Rechten der Stadt, im Garten des Klosters von Serra. Von diesem hohen Punkte aus konnte man die ganze Stadt (Porto) wie ein

---

*) Er hatte nämlich im vorhergehenden Jahre gemeinschaftlich mit anderen englischen Generalen die Franzosen unter Junot zu einer Capitulation gezwungen, vermöge welcher sie auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht wurden.

*) Dann hätte er ja nur 11,000 Mann gehabt! Das ist aber kaum glaublich, denn er brachte, nach seiner Vereinigung mit Loison, von dem schrecklichen Rückzuge noch 19,000 M. über die Gränze.

**) Wir lassen hier einen englischen Stabsoffizier sprechen.

Panorama vor sich liegen sehen, und nichts von dem, was darin vorging, blieb dem Blicke des britischen Generals verborgen. Die französischen Schildwachen und kleine Truppen-Abtheilungen wurden in allen Stadttheilen sichtbar, aber es zeigte sich kein Geräusch, selbst keine deutliche Neugierde; daß keine Gruppen von Neugierigen und Beobachtern gesehen wurden, lag daran, daß, wie man nachher erfuhr, die Franzosen in ihren Lagerstellen bleiben mußten, damit sie bereit zum Hervorbrechen seyen; den Portugiesen dagegen ward verboten, außerhalb ihrer Häuser zu erscheinen. Einzelne Wachen standen an den Quais, aber keine außerhalb oder oberhalb der Stadt, eine Reihe von Packwagen, die sich jenseit der Stadt über die fernen Hügel zurückzog, war das einzige Zeichen, daß man unsere drohende Nähe fühlte.

Der Uebergang über einen Strom im Angesichte des Feindes ist, wie Jedermann zugiebt, die schwierigste Waffenthat, und als es sich zeigte, daß die Boote auf dem jenseitigen (feindlichen) Ufer vorsichtig zurückgehalten werden, da schien das Hinderniß unübersteiglich. Am Morgen mußte General Murray ausbrechen, um fünf (engl.) Meilen aufwärts bei Aventas einen Uebergang zu versuchen, allein da er nur vier Bataillone und zwei Schwadronen hatte, so mußte er nach glücklichem Uebergange einer gewissen Niederlage preisgegeben seyn, wenn wir ihm in der Nähe der Stadt keinen Beistand leisteten, es war daher unser Streben um so eifriger, uns auf dem jenseitigen Ufer festzusetzen. Mittlerweile zog der Oberst Waters (der seitdem wegen seiner Einsicht und Thätigkeit so bekannt gewordene Offizier) an dem linken Flußufer aufwärts, Gelegenheit und Mittel zum Uebergang suchend, und zwei (engl.) Meilen oberhalb der Stadt fand er im Sumpfe einen kleinen Kahn. Er sah auf dem jenseitigen Ufer einige größere Kähne liegen, allein die aufgeforderten Bauern weigerten sich, hinüber zu gehen und sie zu holen. Aber der Oberst (der portugiesisch wie ein Eingeborener sprach) erfuhr, daß der Prior von Amarante in der Nähe sey, und er hoffte mit dessen Hülfe zum Ziele zu gelangen. Dieser patriotische Priester vereinigte sein Zureden mit dem des Obersten und bewog die Bauern, diesen hinüber zu begleiten und vier Boote herüber zu bringen.*) Unsere Besorgnisse und Zweifel waren gerade aufs Höchste gestiegen, als diese angenehme Nachricht zur allgemeinen Freude eintraf. Drei Compagnieen der Buffs,**) begleitet von General Paget, wurden sogleich übergesetzt. Der Uebergangspunkt war eine halbe englische Meile oberhalb der Stadt und der Landungspunkt jenseits am Fuße eines steilen Felsens, auf welchem ein Zickzackpfad zu einem noch unvollendeten Gebäude von Ziegelsteinen am Rande führte. Dieses zur neuen Residenz des Bischofs bestimmte Gebäude am Prado hatte eine Mauer mit großem eisernen Thore nach der Straße von Vallongo. Es war eine starke Stellung, und die drei Compagnieen warfen sich, sobald sie den Gipfel erreicht hatten, hinein, da es zugleich die Landung deckte und die Truppen selbst sich gut darin vertheidigen konnten. Unsere Artillerie wurde auf dem hohen Ufer der anderen Seite aufgepflanzt, und sie beherrschte so vollständig den Prado und die Straße nach Vallongo. Soult hatte sein Hauptquartier an der dem Meere nahen Stadtseite, und da er alle Boote, wie er glaubte, auf das rechte Ufer hatte bringen lassen, so hielt er sich für ganz sicher. Er dachte, wenn wir den Uebergang versuchen, so würde es nur in Verbindung mit unserer vor dem Hafen liegenden Seemacht seyn, und er richtete deshalb seine ganze Aufmerksamkeit nach jener Seite. Die erste Nachricht von unserem Uebergange hielt er für lächerlich, und er glaubte erst dann an die Thatsache, als sie durch unser Feuern bestätigt wurde. Die Kähne waren schon mehr als einmal hin und her gegangen, ehe Jemand in der Stadt es bemerkte. Foy war der erste, der unseren Uebergang bemerkte, und er befahl sogleich dem zunächst stehenden Bataillon, den Generalmarsch zu schlagen.***) Wir hörten die Trommeln lärmen, als beinahe das ganze Regiment der Buffs den Uebergang vollbracht hatte, und wir sahen bald Zeichen von Geschäftigkeit und Verwirrung in der Stadt, und wie sich die französischen Regimenter auf ihren Paradeplätzen sammelten. Es war ein angstvoller Augenblick! Eben kam der letzte Rest der Buffs an, als man ein feindliches Bataillon auf der Landstraße gegen sie heranziehen sah. Dies war das von Foy herbeigeführte 17te, welches lebhaft vom 70ten unterstützt wurde. Das erstere machte einen Angriff auf die Buffs, die aber aushielten und ein schreckliches Feuer gaben, während unsere Geschütze von dem linken Ufer eine große Zahl Feinde tödteten oder verwundeten. Unterdessen hatte man mehr Boote erhalten und mehr Truppen hinüber gebracht. Das 48. und 66. Regiment und ein portugiesisches Bataillon landeten und vertheidigten nicht nur sich selbst, sondern trieben auch den Feind von den Mauern zwischen der Stadt und dem Pala[st] des Bischofs. Sir Arthur und sein Stab sahen diesen kleinen Erfolg, und [r]iefen unseren Soldaten freudig zu, als diese den Feind von Posten zu Po[sten] jagten. Dieser jedoch kam jetzt in großer Zahl durch die Stadt und zwang unsere Truppen, sich auf das Innere des Gebäudes zu beschränken. Er drang durch die Straße gegen das Eisenthor und zog vorbei, während unsere Bomben und Kugeln durch die Bäume und zwischen den Häusern in die Straße zischten. Die Franzosen brachten eine Kanone durchs Thor, um das Gebäude zu beschießen, aber das gelang ihnen übel, da unsere unterdeß immer zunehmenden Truppen, obgleich der General Paget verwundet war, angriffen und die Kanone nahmen. Andere ihrer Kanonen waren ohne Nachdruck oder schlecht bedient. General Murray hatte inzwischen seine Stellung im Norden des [illegible] gut benutzt, und wir entdeckten bald, wie er mit voller Entwickelung [illegible] Reihen gegen die Straße von Vallongo rückte und so die Verbindung [illegible] mit Loison bedrohte. Er war jedoch nicht stark genug, 10,000 verzweifelte Männer in ihrem Rückzuge zu unterbrechen; die Franzosen dachten aber jetzt an nichts Anderes, als an Rückzug, der gegen Amarante gerichtet war. Nachdem die Ufer von ihnen verlassen waren, sprangen die Portugiesen in die Boote, welche schnell die Garden und die Brigade des Generals Stewart (unter dem Beifalljauchzen des Volkes und dem Schwingen der Taschentücher der Frau[en] von den Fenstern) hinüber brachten. Diese schritten mit größter Eile durch die Stadt. Die Buffs drangen ihrerseits hinein, wo sie eine Batterie leichter Artillerie abschnitten, die eingeklemmt zwischen diesem Regimente und dem 29sten, das Feuer von beiden bekommen hatte. Den fortwährend fliehenden Feind holten zwei Schwadronen unter Brigade-General Stewart, welche m[it] General Murray über den Strom gegangen waren, ein, griffen seinen Nachtrab an und nahmen ihm 200 Gefangene ab. Major Harvey, der d[ie] Dragoner befehligte, verlor einen Arm. (Schluß folgt.)

*) Also nur eine kleine Stunde von Porto entfernt ging dies vor, und der französische Leichtsinn ließ es geschehen! So sind die Franzosen aber immer, und eine große Reihe ihrer Unfälle im Kriege rührt von solcher Nachlässigkeit her. Bei Porto war es General Mermet, der hier die Wache hatte oder vielmehr haben sollte. Man sehe das treffliche Werk von Belmas: Journaux des siéges . . . . dans la Péninsule. I., S. 71 ff. Soult war damals nicht blos in Bedrängniß durch den Feind, sondern auch durch den Geist im eigenen Heere. Die geheime Gesellschaft der Philadelphen, deren Streben war, Napoleon zu stürzen und die Republik einzuführen, hatte viele Mitglieder unter den Offizieren der Armee von Porto, und man entdeckte in jenen Tagen gerade eine Verschwörung derselben, die zwar durch kräftige Schritte unterdrückt wurde, aber Soult hinderte, dem Feinde entgegen zu gehen. Belmas läßt übrigens den Barbier ein Boot mitbringen, welches dem englischen Obersten zur Ueberfahrt diente.

**) Buffs heißt das dritte Infanterie-Regiment von seinen gelben Kragen und Aufschlägen.

***) Nach Belmas ging Foy nur zufällig in jener Gegend spazieren, und er war es, der sogleich den Fehler des pflichtvergessenen Mermet gut zu machen suchte. Foy's Namen kann überall genannt werden, wo die Franzosen sich durch Kraft, Redlichkeit und Geschick auszeichneten, wo kriegerische und wo bürgerliche Tugenden ausgeübt wurden. Es sind wenige Franzosen aus der Revolution, an deren Wandel sich so großartige Erinnerungen knüpfen, wie an den dieses Generals, der von Napoleon zum Marschall bestimmt war. Statt der Marschall-Ehre waren ihm später andere Symbole des Ruhmes beschieden, die Bürgerkronen für seine Gesinnungen und Reden auf der Tribüne. Er gehörte bekanntlich zu den besten Rednern Frankreichs.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

(Schluß.)

„Tages darauf hielt ich nach dem Morgengebete zunächst die Lection u[nd] ließ dann das Werk von neuem beginnen, indem ich die ganze Gesellschaft [in] zwei Abtheilungen sonderte, die ich bei der Fortsetzung der angefangenen Arb[ei]ten beließ. Ich selbst durchforschte mit Abderrahman weiter die Ruinen, [sie] nach allen Richtungen durchkreuzend, und traf abermals auf einen Sarkoph[ag], den die Bergströme an mehreren Stellen bloßgelegt hatten. Sogleich [sandte] ich meinen Begleiter ab, um die mit der Nachgrabung des Brunnens beschäftigten Arbeiter herbeizuholen. Nachdem diese angekommen, zogen w[ir] das Denkmal hervor und fanden eine steinerne Bildsäule darin. In der E[r]wartung, daß wir hier noch weitere Entdeckungen machen würden, setzten [wir] nun auf dieser Stelle unsere Nachgrabungen mit Eifer fort und kamen b[al]d an ein mit Steinen bekleidetes Gemäuer, das einem Hause nicht unähnli[ch] war. Wir machten uns daran, Steine aus demselben loszubrechen; da [es] aber von allen Seiten verschlossen war, so fanden wir keine Stelle, wo wir [es] hätten öffnen können. Während ich nun darüber nachdachte, wie man wo[hl] in das Innere eindringen könnte, so bemerkte ich ein in dem östlichen Wink[el] angebrachtes Portal, neben dem ich sogleich aufgraben ließ: doch gelang unsere[r] bis zum Abend mit Fleiß fortgesetzten Bemühung an diesem Tage die Eröffnun[g] noch nicht. — Die andere Abtheilung hatte unterdessen noch drei Säulen g[e]funden und dieselben mit dem früher erwähnten Portale an einer Seite niede[r]gelegt, so daß man den Ort, wo sie gegraben, entweder für den königlich[en] Palast oder für den Tempel halten mußte. Ueber diese Säulen, welche ich [dem] Könige zu verehren dachte, freute ich mich sehr.

„Am folgenden Morgen machten wir uns nach der Lection wieder an [die] Arbeit und fanden Mittel, durch das erwähnte Portal im östlichen Winkel [ein]zudringen. Wir stießen im Innern zunächst nur auf Sand; doch befanden [sich] in diesem Sande eine große Menge steinerner Figuren, was mir die Ueb[er]zeugung gab, daß dieß eine allgemeine Grabstätte gewesen, wie solche sich [auch] in Aegypten finden. Wir durchsichteten demnach den Sand mit dem Siebe [mit] Genauigkeit und fanden viele Goldstücke, theils in Barren, theils rund, säm[mt]lich, wie die in den Sarkophagen angetroffenen, mit einer Darstellung [der] Sonne geprägt, und mit denen die hier beerdigten Menschen sich versehen, [um,] wie ich schon oben die Meinung ausgesprochen, sie nach der anderen Welt [hin]über zu tragen und der Gottheit als Gabe darzubringen. — Kurz, in die[ser] Weise setzten wir funfzehn Tage lang unsere Ausgrabungen fort, ohne au[ßer] den erwähnten Alterthümern sonst Etwas an das Licht zu bringen und schick[ten] uns, nachdem diese Gegenstände, nämlich viele mit einem die Sonne darstell[en]den Gepräge versehene, theils runde, theils in Barren geformte Goldstü[cke,] eine Anzahl Säulen und endlich zwei Portale, in unseren Besitz gebracht, [am] sechszehnten Tage zur Reise an, um nach der Residenz zurückzukehren. „J[etzt] kommt es darauf an, diese Sachen dem Könige zu bringen“, sagte ich bei [die]ser Gelegenheit meinen Gefährten, welche mir indessen erwiederten, daß [das] Ganze auf einmal mitzunehmen ihnen nicht möglich, und sie nur zwei Säu[len] fortzuschaffen im Stande seyen. Ich billigte ihre Ansicht, und so hieben [sie] eine Menge Hölzer zur Unterlage, über welchen sie die beiden Säulen lang[sam] und vorsichtig, um sie nicht zu zerbrechen, fortzogen, so daß der Weg zur St[adt] uns drei Tage kostete.

„Nachdem wir daselbst angekommen, präsentirte ich mich dem Kön[ige,] welcher erfreut und lächelnd vor mir aufstand und mir die Hand reichte.

ibergab ihm darauf die Goldstücke und was ich sonst mitgebracht, sagte ihm, ie oben besprochenen Säulen und Portale seyen ein der Majestät des Königs vürdiges Geschenk, und fügte hinzu, daß ich nur zwei Säulen hätte mitbringen önnen, dieselben aber außerhalb der Stadt gelassen habe, indem sie nur durch ine mechanische Vorrichtung hereingebracht werden könnten. Der König vollte darauf nicht warten, sondern beschloß sogleich, sich an Ort und Stelle u begeben, um die Säulen zu sehen, und befahl zu dem Behufe dem Wesir, ein Pferd satteln zu lassen. Dieser schickte eiligst einen der Umstehenden fort, worauf nach kurzer Zeit ein, dem Anscheine nach aus ferner Gegend, vielleicht us dem Magrib, dem Könige zugekommenes, mit goldverziertem arabischen Sattel versehenes, kastanienbraunes Pferd mit zwei weißen Füßen herbeigeführt wurde. Als dies in das Thor trat, fingen die Trommler an, ihre Musik rtönen zu lassen; der König saß auf, und so begaben wir uns, der Wesir und ch neben den Steigbügeln des Königs laufend, um uns die Dienerschaft desselben und hinter uns die Trommler in steter Arbeit, nach dem besagten Orte. Daselbst angekommen, stieg der König vom Pferde, betrachtete genau die künstliche Arbeit der Säulen und rief endlich aus: „Sicher sind dies Werke, welche ie Genien für Salomo*), den Sohn Davids (Friede über Beide!) ausgeführt!“ – Damit nun die von mir gebrachten Gegenstände möglichst in Ehren gehalen würden, hütete ich mich wohl zu sagen, daß es in Aegypten und anderen ändern hundertmal künstlichere Alterthümer gäbe, sondern gab ihm vollkomnen recht. Er fragte mich sodann, wie man die Säulen bei einem Baue benutzen könnte, worauf ich ihm antwortete: „So Gott will, wird dir durch nich Größe und Herrlichkeit verliehen; den Divanplatz denke ich in ein Gebäude zu verwandeln, welches von den übrigen Baulichkeiten abgesondert dastehen soll.“

„Nach kurzem Verweilen kehrten wir in derselben Weise zurück, wie wir ekommen waren. Bevor ich den König verließ, sagte er mir: „So schwierig er Transport auch seyn mag, so müssen wir doch nothwendig auch die übrigen Säulen aus den Ruinen herholen lassen.“ — „Das läßt sich machen, wenn du befiehlst“, entgegnete ich ihm, „um aber dieselben in die Stadt hinzuschaffen, ist es nöthig, einige Häuser umzureißen, die dann gleich nachher wieder aufgebaut werden.“ — Er lobte meinen Rath und sagte: „Das zum Wiederaufbau der niedergerissenen Häuser nothwendige Geld werde ich geben: doch mußt du selbst mitgehen, damit die Leute, welche den Transport besorgen, keine Gelegenheit zur Ausführung etwaniger böser Absichten haben.“ „Ich höre und gehorche“, antwortete ich ihm; als ich darauf im Begriffe stand, Abschied zu nehmen, gab er mir die Goldstücke, die ich ihm gebracht hatte, zurück, und befahl, die Figuren, da er sie gesehen, zu zerschlagen, worauf ch mich nach meiner Wohnung verfügte.

„Am folgenden Morgen erschienen bei mir dreißig Männer von meinen rüheren Arbeitern und forderten mich auf, gleich mit ihnen zu kommen, indem ie bestimmt seyen, mit mir die übrigen Säulen herzuholen. Ich antwortete hnen, daß, um nicht große Beschwerden auszustehen, ihrer hundert Mann seyn nüßten, welche sich bei der Arbeit ablösen könnten, und daß außerdem noch mehrere nothwendige Utensilien herbeizuschaffen wären, so daß es mir zweckmäßiger chiene, die Expedition auf den folgenden Tag zu verschieben. Doch erwiederten sie mir, sie wagten nicht, ihres Königs Befehlen entgegen zu handeln. Unterdessen war der Kadhi zu uns getreten, welcher uns sogleich versprach, er wolle seine Stirn in den Staub der Füße des Königs legen, um uns zu einem ntägigen Aufschube die Erlaubniß zu erwirken, und sich demgemäß zum Palaste egab. Nicht lange, so kam er zurück und brachte uns die Nachricht, der König abe seinen sämmtlichen Unterthanen befohlen, zu dieser Angelegenheit mitzuwirken, und von der Abreise sey erst für den nächsten Tag die Rede. Meine Arbeiter verließen mich demnach mit dem Versprechen, sich den folgenden Morgen früh wieder einzufinden. „Nun sind uns Stricke nöthig, um die Säulen damit zu ziehen“, sagte ich darauf dem Kadhi, welcher sogleich den Schülern Auftrag gab, für Stricke aus Palmenbast zu sorgen. Bis zum Abend war ein ganzer Haufen davon bereit.

„Als am folgenden Morgen die Beamten herbeikamen, und das Volk sich versammelte, so entstand ein solches Gedränge, daß ich dem Kadhi sagte: „Diese Leute sind nicht alle nöthig.“ Derselbe antwortete mir indessen: „Den Befehlen des Königs darf nicht entgegengehandelt werden, und außerdem können sie dir auch nützlich seyn, um die Arbeit zu beschleunigen.“ Dann stand er auf und sagte mir mit den Worten: „Geh mit Glück und in Frieden!“ Lebewohl.

„Während nun meine Begleiter die Stricke nahmen, bestieg ich ein Kameel, das ich zuvor mit meinen Reisebedürfnissen beladen; alsdann brachen wir auf und gelangten bald zu unserem Ziele. Nach unserer Ankunft hieben wir sofort Hölzer zur Unterlage der Säulen und Portale, an welche wir die Seile befestigten. Dann begaben wir uns bei eintretender Nacht zur Ruhe. — Mit Tages-Anbruch begannen wir, jene Gegenstände, so wie auch einen steinernen Sarkophag, an den wir ebenfalls Stricke gebunden, fortzuziehen. Die arbeitende Menge bestand aus mehr als viertausend Personen, welche mir in Befehl und Verbot, ganz wie einem Herrscher, untergeben waren. So traten wir den Rückweg an; indessen war der Sarkophag zu schwer, als daß die, welche denselben zogen, hätten mit den übrigen gleichen Schritt halten können. Wie schon angedeutet, wurde der Transport über einer Unterlage von runden Hölzern bewerkstelligt, von denen man die abgerollten beständig vorlegte: der Sarkophag konnte auf diese Weise nicht früher, als den siebenten Tag, und mit schwerer Arbeit nach der Stadt geschafft werden. Ich selbst langte in zwei Tagen an und ließ die mit mir eintreffenden Portale und Säulen neben den früher hergebrachten niederlegen. — Dann begab ich mich mit den Beamten zum Könige, der sogleich erfreut sein Pferd verlangte, um die neuen Acquisitionen in Augenschein zu nehmen und in gewohnter Weise zur Stadt hinaus ritt. Nachdem er die Portale lange erstaunt betrachtete, rief er aus: „Ohne Zweifel ist dies Genien-Arbeit! aber“, fragte er mich, „wo wirst du sie aufstellen?“ — Als ich ihm hierauf antwortete, daß ich sie nach der Sitte meines Vaterlandes in seinem Reichspalaste anbringen würde, so befahl er mir, sie gleich den folgenden Tag in die Stadt hineinzuschaffen, und versprach alle Häuser, deren Abbruch bei dieser Gelegenheit würde nöthig befunden werden, aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Ich sagte ihm sein Verlangen zu und begab mich nach meiner Wohnung.

„Indessen war mein Geist viel mit dem Ursprunge der alten Stadt, mit ihrem Erbauer und mit der Frage beschäftigt, welchem unter den Völkern der Vorzeit sie als Wohnsitz gedient habe, und bin ich endlich zu der Ansicht gelangt, daß sie wohl vor der Sündfluth geblüht haben mag. Niemand von den Bewohnern des Sudan wußte um die Stadt, auch habe ich nie in einem Geschichtswerke gelesen, daß in Wedai oder sonst irgendwo in diesen unkultivirten Ländern irgend ein berühmter König geherrscht habe, und so viel auch die Bewohner von Wedaï sich von denen des Darfur und des übrigen Sudan durch ihre Civilisation auszeichnen, so sind sie doch bei weitem nicht fähig, solche Bauten aufzuführen. Ich blieb demnach bei jener Ansicht über den Ursprung der Stadt stehen und dachte, Gott weiß es besser. Doch bewahrte ich die mehrerwähnten Kupfertafeln, um nach meiner Rückkehr in die Heimat vielleicht Jemanden aufzufinden, der die darauf befindlichen Inschriften lesen und mir mittheilen könnte, zu welcher Zeit und von welchem Volke sie angefertigt seyen. — Eine gewaltige Beklommenheit ergriff mich bei diesen Resten der Vorzeit; ich stellte Betrachtungen darüber an, wie der Schöpfer der Welt die Geschicke der Nationen wendet, wie Er unumschränkte Könige unter den Menschenkindern, Urheber so großartiger Bau-Denkmale, spurlos verschwinden läßt, und wie doch das Geschöpf auf der Welt so nichtig ist! Allerdings gelten die Pyramiden Aegyptens bei Kennern für das Sehenswertheste, was nur existirt; doch hat sich das Auge schon zu sehr an sie gewöhnt, und Beschreibungen von ihnen sind in allen Ländern und Himmelsstrichen zu sehr verbreitet, als daß ihr Anblick solche Gedanken in mir hätte rege machen können, wie mir die hier besprochenen Denkmale erweckten, die ich fern von meinem Vaterlande in den unkultivirten Gegenden, durch die der Führer des Geschickes die Zügel meiner Wanderschaft geleitet, entdeckte. Die Bewohner des Sudan haben keine so begabte Natur, als daß sie solche Bauten ausführen könnten, und ist es demnach immer denkbar, daß aus Aegypten, oder einem anderen, durch Civilisation und Kultur ausgezeichneten Lande, bei einer großen Umwälzung der staatlichen Verhältnisse, ein Stamm sich hierher verpflanzt, die Bauwerke, deren Reste noch dastehen, aufgeführt und dann in diesen Gegenden eine Weile gesessen habe, bis der Einband der Blätter ihres Zusammenseyns eben so zerrissen wurde, als die Gründer der Pyramiden zerstoben sind! Alle diese Gedanken bestärkten mich in der Meinung, daß die Blüthe der Stadt noch vor die Sündfluth falle — nachher ward sie zerstört, und zwar meiner Ansicht nach nicht durch die Sündfluth, sondern vielmehr durch die wilden Negerhorden, welche sich auf jenen civilisirten Stamm warfen, denselben unterjochten und so jene Kultur ausrotteten. Allah weiß es, was das Richtige ist!“

*) Die orientalischen Legenden machen Salomo nicht nur zum alleinigen Beherrscher der Menschen seiner Zeit, sondern auch der Thiere und namentlich der Vögel, der Winde und der guten und bösen Geister, durch welche er den Wundertempel zu Jerusalem erbauen ließ.

Frankreich.

Ein fürstlicher Salon in Berlin und Alexander v. Humboldt.*)

Wie das Quecksilber arbeitet, bis es seinen Höhrpunkt erreicht, so gähren und schwellen jetzt die Ideen in Europa. Preußen nimmt den größten Antheil an dieser Bewegung der Intelligenz; Berlin, der Centralpunkt Deutschlands, ist für den Fremden, der es vor einigen Jahren durchstreifte, jetzt ein Gegenstand der Forschung und Ueberraschung. Welche Veränderungen in geistiger und materieller Hinsicht bieten sich dar! Nicht nur in den Sphären, wo der Fortschritt sowohl Bedürfniß als Zweck ist, sondern auch in denen, wo das Unveränderliche eine Nothwendigkeit, eine Lebensfrage ist!

Nirgends in Berlin ist diese geistige Thätigkeit so fühlbar, als in den Kreisen der Prinzessin von Preußen, diesem strahlenden Gestirne, um welches sich alle Größen der Denkerstadt, aller Geist, alle Wissenschaft und Philosophie bewegen. Die Prinzessin gehört dem Vaterlande Göthe's an und ist in den Ideen der deutschen Philosophie großgezogen; so weit eine Frau dies vermag, schließt sie sich der großen Bewegung, der mächtigen Thätigkeit des Geistes an, die wie eine steigende Fluth in Deutschland vorwärts dringt und alles mit sich fortreißt. Im Salon der Prinzessin drängen sich die Gelehrten, die Professoren, die Reisenden, die Dichter, die Philosophen, Staatsmänner und Fürsten; alle Namen und alle Fähigkeiten finden hier ihren Platz. Da befinden sich der Fürst Pückler-Muskau, so bekannt durch

*) Nach einem in der Pariser Zeitschrift Le Voleur als „inédit“ bezeichneten (Achille Gallet de Culture unterschriebenen) Aufsatz. Es versteht sich von selbst, daß wir dieses französische Geplauder nicht vertreten; so wie es da steht, macht es vielleicht den Eindruck einer ungeschminkten Aeußerung der allseitig in Frankreich erwachenden Theilnahme für deutsche Literatur und Bildung, freilich bedingt von französischer National-Eitelkeit und oberflächlicher Auffassung. Der Verf. ist wahrscheinlich einer von den vielen französischen Schriftstellern, die sich im vorigen Frühjahre in Berlin befanden, und die Unterschrift eine Pseudonyme.

seine Excentricitäten, seine Reisen und seine Bücher; der Russe Plato Tschitrascheff mit dem Apollokopf, der aus Liebhaberei die schreckliche Expedition von Chiwa mitgemacht; Rauch, der berühmte Bildhauer; Krüger, der Schlachtenmaler; Encke, dessen Bescheidenheit seinem großen Wissen gleichkömmt; Galle, dem Leverrier theilweise seinen jungen Ruhm verdankt; hört nur mit welcher Ehrfurcht er von der Mathematik redet, die ihrer Berechnung so sicher ist, und mit welcher Verachtung er die engherzige Rivalität der Völker im Heiligthum der Wissenschaft tadelt, — die Wissenschaft hat nur ein Vaterland: die **Welt**, nur ein Streben: die **Wahrheit**.

In einer Fensterecke lehnt eine feingebaute Gestalt, ein Greis mit edeln Zügen, um den Hals eine weiße Kravatte, die an die Zeit des Direktoriums erinnert; er hat eine große Anzahl Zuhörer um sich versammelt: an der Beweglichkeit des Blickes, der Lebhaftigkeit des Mienenspiels, der Klarheit der Rede, der Reichhaltigkeit und Tiefe der Bemerkungen erkennt man den Meister. Dieser Greis, den siebenundsiebzig Jahre keinen Abbruch an seiner geistigen Kraft thun konnten, ist Preußens Ruhm und zugleich die bedeutendste Persönlichkeit in Europa, seit Cuvier todt und Chateaubriand verstummt ist. Der ruhmgekrönte Verfasser des Kosmos ist in Berlin, was Göthe in Weimar war, eine Art lebendes Meisterwerk, eine Maschinerie mit der ausgesuchtesten Verfeinerung und Mannigfaltigkeit, woran kein Rädchen fehlt. Er war ein Liebling des verstorbenen Königs von Preußen und ist ein Freund des jetzt regierenden Monarchen; am Throne ist er ein Vertreter aller geistigen Interessen. Die Thiersammlungen im zoologischen Garten des Thiergartens und auf der Pfaueninsel, die botanischen Gärten von Berlin, das Observatorium rc. sind direkt oder indirekt Schöpfungen seiner Thatkraft, die glühend wie die Jugend und unermüdlich wie die uneigennützige Liebe zur Wissenschaft ist. Und betrachtet man Humboldt nur unter dem einzigen Gesichtspunkt als Weltmann, welche ungewöhnliche und fesselnde Erscheinung ist er als solcher! Wie weiß er sich der Unterhaltung zu bemeistern, wie weiß er sie zu beherrschen und lichte Funken daraus hervorzulocken; auf dem unfruchtbarsten Boden weiß er eine Oase und am beschränktesten Horizont unbekannte Fernsichten zu entdecken. Man kann sich keinen Begriff von den Gefahren einer öffentlichen Disputation mit Humboldt machen; wenn man nicht mit ausgezeichneter Schnelligkeit und Sicherheit, mit strenger Logik begabt ist, so wird man jedesmal das Opfer dieses feinen Geistes werden, der sich ein grausames Vergnügen daraus macht, seine unendliche Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Dabei verfährt Herr v. Humboldt auf die anmuthigste Weise, er zieht artig den Hut vor seinem Gegner und ermuthigt ihn durch scheinbare Nachgiebigkeit, verstrickt ihn nach und nach, faßt ihn dann plötzlich, beugt ihn und hat ihn niedergeworfen, ehe dieser noch um Gnade bitten konnte. Nachher reicht er ihm ironisch freundlich die Hand zum Aufstehen und hilft die geschlagenen Wunden verbinden, Alles mit dem feinsten Anstand und leisesten Spott.

Eines der interessantesten Schauspiele war es, als Herr v. Humboldt in Paris war, ihn mit einem anderen Manne sich messen zu sehen, der ebenfalls sehr viel gesunden Verstand, unberechenbare Feinheit und einen unerschöpflichen Humor besitzt, der eben so viel Geist hat als irgend Jemand, der Alles kennt, Mißgeschick und irdische Größe, der im Wechsel des Glücks gelernt hat seine Mitmenschen zu lenken, der in der Politik, der Moral, der Philosophie und den Fachwissenschaften bewandert ist, und der im Privatleben so einfach geblieben, als er im öffentlichen vielseitig ist — mit Einem Wort: **Ludwig Philipp**....

Herr v. Humboldt ist ein Deutscher mit französischem Typus; es ist schwer zu entscheiden, von welcher dieser beiden Naturen er am direktesten abstammt. Uebrigens sind es nicht nur seine **geistigen** Richtungen, die ihn mit Frankreich verknüpfen, auch seine Mutter war eine Französin; sie gehörte zu den Kolonieen, welche, durch die Zurücknahme des Edikts von Nantes vom vaterländischen Boden vertrieben, sich in Deutschland ansiedelten, wo sie noch jetzt den Typus, die Ueberlieferungen, das Ansehen und die Sprache ihrer Vorfahren zu erhalten streben.

Mannigfaltiges.

— **Felix Mendelssohn.** Das Beste, was englische Blätter über das Leben und die Werke Felix Mendelssohn's gebracht, befindet sich im Athenaeum vom 13. November. Auch in deutschen Blättern war bisher noch nichts enthalten, was eine so gründliche Kenntniß aller Arbeiten Mendelssohn's verrieth und so tief in seine und seiner Compositionen Charakteristik einging, als dieser Artikel im Athenaeum, der augenscheinlich aus der Feder eines persönlichen Freundes des Dahingeschiedenen geflossen — eines Freundes, der ihn sogar auf seiner letzten Reise nach der Schweiz begleitet hatte, wo er mit einigen Verwandten den Meister in einem Dorfkirchlein auf einer Alpenspitze nahe am Brienzer See eine Fantasie auf der Orgel vortragen hörte — einen erhabenen Schwanengesang, denn seitdem soll Felix Mendelssohn, durch den Tod seiner Schwester tief erschüttert, das hehre Instrument, das er unendlich liebte, dessen Klänge aber alle seine Nerven aufregten, nicht wieder berührt haben. Wir theilen aus dem englischen Nachruf hier Einiges mit, was sich auf des Dahingeschiedenen Verhältniß zu seinem Vaterlande bezieht und aus der Feder eines Engländers um so bedeutungsvoller ist: „Es war ein Lieblingstraum des Komponisten, sich für immer in irgend einer Bucht an den Ufern des Rheins niederzulassen, „„in Deutschland, aber **nahe** England““, und seine letzten Compositionen (der erste Akt der Oper „Loreley" von Geibel) werden nun mit um so größerer Theilnahme gehört werden, weil sie die wehmüt[...] Bedeutung eines Lebewohls an den Strom und das Land haben, die er sehr geliebt. — Ja, es darf niemals vergessen werden, daß er durch und [...] und mit vollster Innigkeit ein Deutscher war; er betrachtete sein Vaterla[nd] und dessen Zukunft mit einer Theilnahme, die sich nicht erheucheln und [...] nicht verbergen läßt; und auch seine Kunst war Deutschland als ein Werk[...] des Friedens, der Bruderliebe und des Fortschritts gewidmet. In der letz[ten] Zeit hörten wir ihn über seine künftigen Pläne sprechen; mit außerordentlich[er] Wärme ließ er sich über die deutschen **Liedertafeln** aus, die in seinem V[a]terlande jetzt, wo das politische Leben zum Durchbruch kömmt, die älteren [...]mischten Singakademieen, in welchen beide Geschlechter zusammentreffen, [...] und mehr zu verdrängen scheinen. Es war ihm gerathen worden, nicht [für] Liedertafeln zu schreiben, und zwar weil die in diesen Versammlung[en] herrschende Musik zu trivial und volksmäßig sey; „„aber““ entgegn[ete er] groß- und freisinniger: „„wir wollen sie so gut machen, als wir könn[en].““ So entschieden markirt indessen seine Nationalität auch war, ist sie doch [...] weniger als engherzig oder krankhaft gewesen. Wir haben niemals einen Au[s]länder gekannt, der aufrichtiger in seiner Liebe zu England, klareren Bew[ußt]seyns in seiner Würdigung dieses Landes war. Er goutirte unseren Hum[or], er liebte unsere Poesie, er interessirte sich für unsere Politik, und wie [...] und bezaubernd er sich Allem hingab, was unsere Gesellschaft Treffliches [und] Aufrichtiges darbietet, das ist nur zu lebhaft in der Erinnerung seiner [...]den Freunde."

— **Herrmann's französische Blumenlese.** Herr Professor [...] Herrmann, dessen Chrestomathieen der französischen Sprache und Literatur zuerst im Vereine mit dem verstorbenen Büchner herausgegeben — wir [...]sen Blättern bereits vor Jahren als überaus praktisch bezeichnen konnten, [...] jetzt unter dem Titel „Fleurs de la poésie française du dix-neuvième siècle"*) eine Blumenlese des Besten herausgegeben, was die französische Poesie [seit] dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts geliefert. Mit diesem [...] der Hand, wird sich Jeder leicht in dem großen Blumengarten der französischen Dichtung neuerer Zeit orientiren und, da die verschiedenen Gattungen der Poesie streng von einander geschieden, auch mit den einzelnen Dichtern [...] bekannt machen können. Zugleich aber gewinnen wir dadurch eine Uebersicht, wie reich das heutige Frankreich nicht blos, wie man immer glaubt, an [dra]matischen und erzählenden Schriftstellern, sondern auch an lyrischen, epischen, didaktischen und elegischen Dichtern ist. Wir brauchen [...] die Namen Chateaubriand, Beranger, Lamartine, Delavigne, Victor [Hugo], Soumet, Viennet, A. de Vigny, Barbier, Emile Deschamps, de Musset, [Ha]lévy, Barthélemy, Méry, Brizeux, Desbordes-Valmore, Anaïs S[...], Amable Tastu, Louise Colet rc. zu nennen, um dies Jedem sogleich zu[m Be]wußtseyn zu bringen, und doch haben wir hier kaum den zehnten [Theil der] Namen genannt, die zu dieser Blumenlese beigetragen. Herr Herrmann [hat] dem Ganzen eine für deutsche Leser recht nützliche Einleitung über die [franzö]sische Versification vorangeschickt, in welcher er zunächst darlegt, warum [die] französische Poesie nicht auch, wie die deutsche, den Rhythmus der Alten [...] sich eingeführt und weshalb es in derselben keine reimlosen Verse giebt, wora[uf] er zu Erörterungen über den Reim und den Versbau, so wie zur Erkläru[ng] der verschiedenen Dichtungsarten übergeht. — In der Sammlung haben [wir] nachstehendes Gedicht von Chateaubriand gefunden, das vielleicht auch unser[en] Lesern noch wenig bekannt ist:

Charlottenbourg, ou le tombeau de la Reine de Prusse.

Par Chateaubriand.**)

Voyageur. Sous les hauts pins qui protègent ces sources,
Gardien, dis-moi quel est ce monument nouveau?
Gardien. Un jour il deviendra le terme de tes courses:
O voyageur! c'est un tombeau.
Voy. Qui repose en ces lieux?
Gard. Un objet plein de charmes.
Voy. Qu'on aima?
Gard. Qui fût adoré.
Voy. Ouvre-moi.
Gard. Si tu crains les larmes,
N'entre pas.
Voy. J'ai souvent pleuré.
(Entrant.) De la Grèce ou de l'Italie
On a ravi ce marbre à la pompe des morts.
Quel tombeau l'a cédé pour enchanter ces bords?
Est-ce Antigone ou Cornélie?
Gard. La beauté dont l'image excite tes transports
Parmi nos bois passa sa vie.
Voy. Qui pour elle à ces murs, de marbre revêtus,
A suspendu ces couronnes fanées?
Gard. Les beaux enfants dont ses vertus
Ici-bas furent couronnées.
Voy. On vient!
Gard. C'est un époux; il porte ici ses pas
Pour nourrir en secret un souvenir funeste.
Voy. Il a donc tout perdu?
Gard. Non: un trône lui reste.
Voy. Un trône ne console pas!

*) Extraites des meilleurs poètes etc. — Berlin, R. Decker, 1847.

**) Der Dichter war zur Zeit der Restauration (1820), ehe er als Botschafter nach [Lon]don und zum Kongreß nach Verona ging, französischer Gesandter in Berlin, und [da] scheint dieses Gedicht entstanden zu seyn.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Sonnabend den 27. November 1847.

Kaukasien.

Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

(Erzählt von einem „russischen Offiziere" in der Revue indépendante.)

Der Kampf Rußlands gegen die unter dem Namen der Tscherkessen oder ırkassier bekannten Bergvölker des Kaukasus ist vielleicht weniger ein Anciffs- als ein Vertheidigungskrieg, um die Gränzen des russischen Reichs vor 'n Einfällen jener zahlreichen Horden zu bewahren, velche im dreizehnten ıd vierzehnten Jahrhundert sich den Nationen des nördlichen Europa's so rchtbar gemacht haben. Seit ungefähr einem halben Jahrhundert bildet das chte Ufer des Flusses Kuban die Nordwestgränze der kaukasischen Stämme gen Rußland. Von den Ufern dieses Flusses erstrecken sich am Fuße der nieden Gebirgsabhänge weite Prairieen und Wälder, die gleichsam als neutrale ındestheile betrachtet werden. Längs der russischen Gränze hat die Regierung festigte Dörfer anlegen lassen, welche von Kosaken bewohnt und etwa fünf s sechs Stunden von einander getrennt sind. Kleine, ebenfalls befestigte Po-'n liegen zwischen diesen Dörfern, und zwischen diesen Posten stellt man wähnd des Tages starke Soldatenpiquets auf, die sich beim Einbruch der Nacht die Forts zurückziehen.

Die zur Vertheidigung dieses Theils der Gränze bestimmte Armee wird ıf 128,000 Mann geschätzt. Die gegen einen wenig zahlreichen Feind in nwendung gebrachten Vorsichtsmaßregeln beweisen hinlänglich, für wie wich-ȝ die russische Regierung die Beschützung ihres Gebiets gegen dessen furchtıre und verheerende Angriffe hält — Vorsichtsmaßregeln, wodurch die Bergilker keinesweges verhindert werden, oft über den Kuban zu gehen, Heerden rtzutreiben und Gefangene zu machen, wobei sie mit einer Kühnheit und chnelligkeit zu Werke gehen, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß.

Fast immer führen die Tscherkessen ihre Einfälle während der Nacht aus, enn die Soldaten sich in die Kastelle zurückgezogen haben und der Ruhe legen, weil dann eine Verfolgung nicht leicht zu befürchten ist. Aber die osaken haben ein fast nie täuschendes Merkmal, um die Annäherung der inde und ihr Vordringen bis in die benachbarten Wälder zu erkennen. iese nämlich, so wie die großen Gebüsche in der Umgegend, werden von einer enge Wölfe bewohnt, deren schreckliches Geheul sich die ganze Nacht hinrch hören läßt. Sobald nun diese Thiere ihr Geheul einstellen und eine ötzliche tiefe Stille auf die wilden Töne folgt, kann man sicher seyn, daß die ergvölker in die Ebene herabgestiegen sind und die Wälder und Prairieen rchstreifen. Sie pflegen den Fluß zu Pferde zu überschreiten und dringen nn tiefer in das russische Gebiet ein, um die im Schlafe liegende Bevölkeng zu überraschen. Die russischen Soldaten betrachten den Versuch, den bergang Jener zu verhindern, sie auf dem anderen Ufer anzugreifen und ıen den Rückzug in die Berge abzuschneiden, als eine Unmöglichkeit. Denn ın kann ihren Spuren nur mit großer Schwierigkeit folgen, und ihre Kunst d Schlauheit, sie zu verwischen, erinnern an die, welche die Nordıerikaner lange Zeit in ihren Kämpfen mit den Engländern angewandt ben. So lange sie am Ufer marschiren, ist es leicht, ihre Schritte im ande zu erkennen; wenn sie aber die Prairieen oder Sümpfe durchwandern, rwischen sie ihre Spuren bis zur Unkenntlichkeit, da die niedergetretenen räser sich nach kurzer Zeit wieder aufrichten.

Die Russen stellen zuweilen Schlauheit der Schlauheit gegenüber. So zen sie zum Beispiel an den Orten, wo die Bergvölker ihrer Vermuthung ich am häufigsten übersetzen, kleine Steine auf die Gräser, durch deren Ge-ıcht die Halme der letzteren herabgebogen werden; wenn dessenungeach-ł sich die Halme aufgerichtet haben, so war das ein sicheres Zeichen, daß : Bergvölker ihren Weg über diese Stelle genommen hatten. In diesem ılle setzen sich die Russen sogleich zu Pferde, um ihnen den Rückzug in die erge abzuschneiden, und tragen auch gewöhnlich den Sieg über sie davon, il die Letzteren durch ihre Beute und die Ermüdung ihrer Pferde sehr am ımpfe behindert werden. Dergleichen Zusammentreffen haben gewöhnlich echtbare Kämpfe zur Folge. Während der eine Theil der Truppe sich in das efecht stürzt, beeilt sich der andere, die gemachte Beute in Sicherheit zu ingen, und daher gelingt es höchst selten, ihnen die Frucht ihrer Räubereien ieder abzujagen. Und diese Einfälle sind so häufig, daß die Russen sich zueilen gezwungen sehen, eine Expedition ins Innere der Berge zu unterhmen, um die Völkerschaften für ihre Eingriffe in das Eigenthumsrecht rer Nachbarn zu bestrafen und die Ehre der russischen Soldaten zu rächen.

Bei Gelegenheit eines dieser nächtlichen Einfälle auf das russische Gebiet, wo die Bergvölker zahlreiche Heerden geraubt hatten, beschloß der General Saß, Kommandant einer Abtheilung jener kleinen Forts, die wir oben erwähnt haben, einen Streifzug gegen den Stamm der Abasseschessen, der zu den gefürchtetsten und mächtigsten des Gebirges gehörte. Das von diesem Stamme bewohnte Land, die Fußsteige und Bergabhänge, welche zu den Dörfern führten, waren dem General wenig bekannt; aber hier, wie überall, trifft man Menschen, die sich geneigt finden, ihr Vaterland für Geld zu verrathen. Mehrere Tscherkessen boten sich ihm als Führer an.

Der General ließ einen dieser Männer kommen, zeigte ihm eine mit Geld gefüllte Börse und versprach, sie ihm zu geben, wenn er die übernommene Verpflichtung gewissenhaft erfüllen würde. Darauf gab er ihm eine starke silberne Taschenuhr mit dem Auftrage, allein nach dem Haupt-Lagerplatze der Abasseschessen sich zu begeben, und zwar ganz in der Weise, als habe er ein Truppencorps hinter sich, also überall, wo die Truppen der Ueberschreitung von Flüssen oder anderer Hindernisse wegen aufgehalten werden würden, ebenfalls die für die Ueberwindung derselben nöthige Zeit anzuhalten, dann aber, sobald er das Ziel seiner Reise erreicht hätte, sofort zurückzukehren, nachdem er sich genau gemerkt hätte, wie oft in der Zeit seines Hinganges der Zeiger der Uhr sich um den Mittelpunkt des Zifferblattes herumgedreht hätte. Denn der General wollte wissen, wie viel Zeit ein kleines Heer bis zur Erreichung des Dorfes brauchte, wenn es sich einige Zeit vor Sonnen-Untergang auf den Marsch begebe.

Wir waren damals in der Mitte des Oktobers 1844, einer Jahreszeit, wo dichte Nebel sich auf den Bergen lagerten und uns ihren Anblick oft ganz raubten. Aber der General glaubte gerade von diesen Nebeln Vortheil zu ziehen, um leichter in die Berge einzudringen und seine Gegenwart am Tage besser zu verbergen.

Bei der Rückkehr des Führers fand der General, daß die Entfernung bis zu dem Hauptdorfe der Abesseschessen zu groß sey, als daß sie in einer einzigen Nacht zurückgelegt werden könne. Dennoch befahl er noch an demselben Abend den Truppen, sich bereit zu halten, denn er hatte einen nächtlichen Eilmarsch beschlossen, um bis Anbruch des Tages eine bedeckte Schlucht zu erreichen, die der Führer als ein vorzügliches Bivouak geschildert hatte. Dort wollte er den Tag über in tiefer Stille bis zum Abend verweilen. In dieser Stellung ist keinem Soldaten gestattet, Feuer zu machen, oder zu rauchen, oder zu singen, oder auch nur ein Wort zu sprechen; denn das geringste Geräusch würde unfehlbar die Aufmerksamkeit der Bergbewohner auf sich ziehen und das ganze Heer in die größte Gefahr bringen. Deshalb wird jedes in der Armee gebrauchte Pferd, sofern es die Gewohnheit zu wiehern hat, sofort von den Kosaken getödtet, als unbrauchbar zum Gränzdienst.

Ich bat den General Saß um die Gunst, an der Expedition Theil zu nehmen. Er gewährte meine Bitte, indem er mich seinem Stabe als Adjutant attachirte. Unmittelbar nach Sonnen-Untergang wurde der Befehl gegeben, sich in Bewegung zu setzen. Wir marschirten in der größten Schnelligkeit und mit dem möglichst geringen Geräusch gegen die Berge. Einige Tscherkessen, die mit uns befreundet und verbunden waren, bildeten unsere Avantgarde. Dann folgte der General Saß, auf einem Schimmel reitend und gefolgt von einem Kosaken, der seine Pfeife, seinen Säbel und sein Jagdgewehr trug. Er hatte die Gewohnheit, ohne Waffen zu reiten. Nach ihm kamen die Offiziere des Stabes, dann ein halbes Regiment Kosaken von 1200 Mann und ein Bataillon von 1000 Mann mit einer Gebirgs-Batterie von 4 Kanonen nebst ihrem Train. Die Schnelligkeit, mit der unser Vortrab in die Berge eindrang, und die geringe Breite der Fußsteige und Hohlwege gaben unseren Kolonnen eine Länge, welche mit ihrer Stärke in keinem Verhältniß stand. Der General schien sich indeß darum nicht zu kümmern. Unter solchen Umständen macht er sich so wenig Sorge über die Terrainschwierigkeiten und natürlichen Hindernisse, daß er, wie er mir selbst versicherte, seinen Weg mit der Avantgarde ganz allein bis zu Ende verfolgt hätte. Nachdem wir diese erste Nacht und den folgenden Tag am Fuße der ersten Gebirgskette, ohne entdeckt zu werden, zugebracht hatten, setzten wir uns bei sinkender Nacht wieder in Marsch, bis wir nach einigen Stunden an dem Fuß eines ungeheuren, schroff aufsteigenden Felsens anlangten, an dessen Basis man mit großer Mühe einen dermaßen engen Fußpfad ausgehauen hatte, daß wir nur einzeln hinter einander ihn betreten konnten. Kaum hatten wir einige Schritte auf diesem gefahrvollen Wege gethan, als wir einen neuen Felsen von nicht minderer Größe, als den ersten, erblickten, dessen Gipfel sich über uns fortstreckte und an dessen Basis sich ebenfalls ein Fußweg befand, der fast noch schmaler war, als jener erste. Die

Kanonen mußten abgenommen und die einzelnen Theile der Laffette den Artilleristen aufgeladen werden. Die Stücke selbst wurden in einer Hängematte an Stricken befestigt und von zwölf Menschen, welche hinter einander gehen mußten, getragen.

Man kann sich keine Vorstellung von allen den Vorsichtsmaßregeln machen, die beobachtet werden mußten, weil das geringste Geräusch, vom Echo bis in die entferntesten Thäler fortgetragen, unsere Gegenwart an diesem gefahrvollen Ort verrathen und der geringste Fehltritt eines der Träger die übrigen mit ihrer Last in unabsehbare Abgründe geschleudert hätte. Wären wir entdeckt worden, so wäre ein Rückzug unmöglich gewesen; wir wären sämmtlich durch die vom Feinde herabgerollten Felsstücke und die Kugeln seiner Büchsen gefallen bis auf den letzten Mann. In diesem Augenblicke fühlte Jeder die ganze Ausdehnung der Gefahr und das tiefste Schweigen herrschte daher rings um uns. Unsere Pferde selbst schienen ihren Hufschlag weniger hörbar zu machen, als ahnten sie die Gefahr, in der wir uns befanden. Indessen wurde unser Marsch durch keinen Unfall unterbrochen, und bald hatten alle Truppen und das ganze Gepäck diesen unheilvollen Pfad hinter sich.

Es war noch tiefe Nacht, als wir in einer so geringen Entfernung bei einem Dorfe vorbeikamen, daß wir das Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde hören konnten. Glücklicherweise hatten die Bewohner desselben keine Ahnung von unserer Nähe. Indessen hielt der General es der Klugheit gemäß, zwei von unseren cirkassischen Freunden als Beobachtungsposten zurückzulassen. Plötzlich erhob einer der Führer die Hand. Dies Signal lief schnell wie ein Blitz durch die ganze Linie und wurde so gut verstanden, daß das ganze Heer plötzlich wie durch einen Zauberschlag gebannt unbeweglich stand. Einen Augenblick später stiegen die Reiter von ihren Pferden. Niemand, der nicht Zeuge dieser sonderbaren Scene gewesen ist, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Genauigkeit machen, womit jede Bewegung ausgeführt wurde. Rings um uns lag die Natur in ein tiefes Schweigen versenkt. Der reine Himmel, von unzähligen Sternen besäet, die ruhige, ein wenig frische Luft, von den Blumen duftender Prairieen, welche im Grunde der Thäler lagen, geschwängert, erweckte in mir Empfindungen von einer Erhabenheit und Tiefe, deren Erinnerung mich nie verlassen wird. Der General näherte sich mir. Während er mich mit der einen Hand zum Niedersitzen auf der Erde einlud, wies er mit der anderen nach Osten, wo eine unbestimmte Helligkeit die Nähe des Morgens verkündete. Der leichtgeröthete Punkt am östlichen Horizont kontrastirte in eigenthümlicher Weise mit der tiefen Dunkelheit, in der die Seiten der Schlucht begraben waren, wo wir uns so unerwartet aufgehalten sahen. Ich bemerkte in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten, in der mir vom General angedeuteten Richtung, zwei Abessetschessen, deren Umrisse sich scharf wie zwei gigantische Felstrümmer auf der erhellten Stelle des Horizontes abzeichneten, und die sich von Zeit zu Zeit gegen den Abgrund niederbeugten, als wollten sie sich von dem Grunde des Geräusches unterrichten, das die Luft zu ihnen emporgetragen. Deutlich hörte man die an einen Dritten, der ein wenig zurückstand, gerichteten Worte dieser beiden Männer. Man muß lange Zeit an dem Kriege in den Gebirgen Theil genommen haben, um in einer solchen Entfernung und in so dunkler Nacht etwas der Art zu bemerken. Die Augen der Kosaken und Tscherkessen aber sind gewohnt, die Dunkelheit zu durchdringen und Gegenstände der kleinsten Art in weitester Entfernung und zu jeder Tageszeit wahrzunehmen. So bin ich auch überzeugt, daß meine ganze Umgebung in dem Augenblicke, wo der Befehl stillzustehen gegeben wurde, die Ursache davon erkannt hatte. Nach dem Gespräche der beiden Abessetschessen war es augenscheinlich, daß sie das Geräusch gehört hatten und nur über den Grund desselben zweifelhaft waren. Der Eine versicherte, es sey der Vortrab eines russischen Truppencorps, während der Andere der Meinung war, es rühre von wilden Thieren her, die das Gebüsch des Abgrundes durchbrochen hätten.

Hätten die beiden Männer die Wahrheit gekannt, so würden sie unverzüglich ein großes Feuer auf dem Hügel angezündet haben. Andere Feuer auf den weiter gelegenen Hügeln würden gefolgt und in kurzer Zeit würde der ganze Bezirk in Aufruhr gewesen seyn. Nach den Berechnungen des Generals konnte das Infanterie-Bataillon, welches die Arrieregarde bildete, noch nicht an jenem gefährlichen Fußpfad angelangt seyn. Es war somit augenscheinlich, daß der Erfolg des Unternehmens und selbst die Sicherheit des ganzen Heeres von dem Verschwinden jener beiden feindlichen Vedetten abhing. Auf ein gegebenes Zeichen nahten sich zwei junge Männer dem General. Er sagte ihnen einige Worte ins Ohr, und alsbald legten sich die beiden Leute — es waren Zwillinge, die der General sehr liebte — auf die Erde und begannen langsam den mit dichtem Gebüsch bedeckten Abhang hinauf zu kriechen, welcher zu dem von den Vedetten besetzten Hügel führte. In ängstlicher Stille warteten wir den Verlauf des Dramas ab, dem wir sogleich als Zuschauer beiwohnen sollten, und das unsere Theilnahme um so mehr in Anspruch nahm, als es sich um nichts weniger handelte, als um unsere Existenz und um unsere Ehre. Unsere Augen wandten sich gegen Morgen und ruhten mit Bangigkeit auf den beiden Schildwachen, die, da sie kein Geräusch mehr hörten, sich auf den Boden niedergelassen hatten. Bald darauf erhob sich die eine und schien aufmerksam nach dem Abhange hinunter zu lauschen. Ein schwarzer Körper war ihr genaht, und wir hörten plötzlich einen verwirrten Ton, der wie ein erstickter Schrei klang, worauf sie zu Boden sank. In demselben Augenblick sahen wir die andere Schildwache, welche sitzen geblieben war, während einiger Sekunden mit einem anderen Manne kämpfen und beide den Abhang hinabrollen. Gleich darauf erschienen auf der Spitze des Hügels zwei Männer, welche Zeichen gaben, und einige Minuten später waren die beiden Brüder bei dem General und gaben ihm die Versicherung, daß jede Gefahr beseitigt sey.

„Vorwärts!" rief der General mit tiefer, aber hinlänglich lauter Stimme, um von der ganzen Abtheilung gehört zu werden; und wir setzten uns mit verdoppelter Eile wieder in Marsch, um die verlorene Zeit einzuholen. Indessen wurde es am östlichen Himmel heller. Wir erreichten in kurzer Zeit ein Hochplateau, an dessen Fuße das Ziel unseres Marsches war, das Dorf, gegen welches der Angriff gerichtet werden sollte.

(Schluß folgt.)

Portugal.

Soult's Rückzug aus Porto im Jahre 1809.

(Schluß.)

Der Feind sammelte seine zerstreuten Truppen in einiger Entfernung, setzte aber den Rückzug bei Nacht gegen Amarante fort. Unser Verlust betrug nicht mehr als 120 Mann, während der Feind, außer Todten und Verwundeten, 500 Gefangene in unseren Händen, 1000 Kranke in Hospitälern und mehrere Geschütze zurückließ. Die Stadt war Abends erleuchtet, und Sir Arthur, ohne sich Ruhe zu gönnen, erließ denselben Abend noch eine Danksagung an die Armee. Die Operationen der drei vorhergehenden Tage waren sehr glücklich, und die Raschheit, mit welcher der Feind von Stellung zu Stellung getrieben wurde, findet selten eine Aehnlichkeit. Die Armee machte in 4 Tagen 80 (engl.) Meilen, und zwar drei Tage im Angesichte des Feindes.

Sir Arthur hat einen der ausgezeichnetsten französischen Marschälle in seinem Standquartier überrascht und unter dessen Augen die schwierigste Operation ausgeführt, die es im Kriege giebt, nämlich den Uebergang über einen reißenden und tiefen Strom im Angesichte des Feindes. Nichts kann Soult von der Schmach dieses Tages retten, und Alles, was geschrieben wurde und geschrieben wird zu seiner Entschuldigung, kann nur seinen Mangel an Vorsicht und seine verderbliche Sicherheit bemänteln. Die Schnelligkeit der Bewegungen Sir Arthur's war wundervoll; innerhalb 26 Tage seit seiner Abfahrt von Portsmouth war Porto erobert und der Feind in vollem Rückzug. Der Hauptmann Fitzroy, Adjutant des Ober-Befehlshabers, wurde mit dem Berichte der Erfolge nach England mit einem auf der Höhe des Hafens kreuzenden Schiffe geschickt, dessen Besatzung von der See aus den Pulverdampf vom 11ten und 12ten gesehen hatte.*)

Soult hat wegen seines Benehmens in Porto viele Vorwürfe, ja Verdächtigungen erfahren. Man sagt sogar, er habe sich zum Könige von Portugal machen wollen und habe einige Tage als solcher gehandelt. Gewiß ist, daß er Frankreich unmittelbaren Schaden zugefügt durch Aufopferung der Menschen und des Heergeräthes einer ganzen Armee, und daß er nicht dadurch zum Verluste der Halbinsel und zum Sturze des Kaiserreichs beigetragen. Die Zeitungen berichten, daß man auf dem Schlosse Soultberg vor einigen Tagen bei der Aussicht auf den baldigen Tod des Marschalls viele Papiere verbrannt habe, die in der Hand eines Dritten gefährlicher Natur seyn könnten; vielleicht sind manche nicht blos aus den hundert Tagen, sondern auch aus dem portugiesischen Feldzuge dabei, welche zur Ehre des Marschalls dem Blicke der Welt für immer verschlossen bleiben müssen. Ein Pausanias mag Soult seyn, ein Philopömen ist er nicht! Ist indessen seine Vertreibung aus Porto eine Schande für ihn, so macht doch der darauf folgende Rückzug seiner Energie und seinen Talenten große Ehre, so verlustvoll dieser Rückzug auch war. Wir wollen ihn unseren Lesern nach einem oben angeführten englischen Gewährsmann geben:

Der Rückzug des Feindes war auf Amarante gerichtet, da der französische General Loison zehn Tage vorher diese Stadt dem Portugiesen Silveira weggenommen und so ein kleines Loch zum Entkommen geöffnet hatte. Marschall Beresford war bei Pezo de Regoa über den Douro gegangen, hatte sich mit Silveira vereinigt, trieb am 11ten Loison aus Amarante und schnitt auf diese Weise dem Feinde die Straße und die Hoffnung zum Entschlüpfen ab. Loison ging auf der guten Fahrstraße, die nach Chaves führt, bis Guimaraens zurück und meldete an Soult nach Porto seine Bewegung. Soult erfuhr diese unangenehme Neuigkeit in der Nacht des 12ten bei seiner Ankunft in Peñafiel, und sich von so vielen Seiten bedrängt sehend, ohne ...

*) Graf Westmorland (gegenwärtiger Gesandter Großbritanniens in Berlin) in seinem Werkchen: „Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien" (Deutsch vom Gr. v. d. Goltz. Berlin, 1842) beschreibt diesen ...tägigen glänzenden Feldzug mit nur wenig Worten und thut dabei dem Marschall Soult ein doppeltes Unrecht. Erstens schildert er dessen Lage in Porto zu günstig, um den Triumph des Sieges dadurch noch mehr zu verherrlichen, zweitens läßt er ihn aus gleichem Grunde für den besten Offizier der französischen Armee gelten. Die Lage Soults war aber, wie wir eben gesehen haben, keineswegs eine günstige, seine Streitkräfte waren schwächer, als die englisch-portugiesischen, er war von Insurgenten und Spionen umringt und hatte eine Verschwörung im eigenen Heere; wohl aber ist seine Sorglosigkeit in Porto strafbar. Daß er einer der besten Offiziere im französischen Heere war, werden alle Militairs zugeben, daß er der beste war, dürften sehr viele bestreiten. Der beste Feldherr war Davoust, obwohl er von Napoleon selbst nicht immer nach Gebühr geschätzt wurde. Seine Thaten bei Auerstädt und in den Tagen vor der Schlacht bei Eckmühl und bei derselben sind von keinem Feldherrn Frankreichs übertroffen. Er hätte sich in Porto nicht so überfallen lassen.

**) Belmas sagt (I., 73), Loison habe Soult keine Nachricht von seiner Vertreibung aus Amarante gegeben. Seine Worte lauten: „Loison . . . . avait abandonné le pont de Amarante sans en rien faire savoir au maréchal Soult . . . . On peut juger l'embarras du maréchal Soult en apprenant ce terrible événement, qui le privait de sa seule route de retraite. Mais conservant toute son énergie dans ce moment critique, il fait aussitôt détruire l'artillerie, les voitures et tous les bagages; il remonte la vallée de la Sousa par un sentier étroit et presque impraticable aux chevaux"

raße für Wagen, entschloß er sich schnell, alles schwere Heergeräth zu zer- en und über die Sierra de Santa Catharina zu ziehen, um sich mit Loison Guimaraens zu vereinigen. Hauptmann Mellish, welcher am 13ten Mor- s nach Peñafiel beordert war, bestätigte die schon in Porto bekannt ge- rdene Nachricht, daß die Franzosen alle Wagen und Geschütze zerstört ha- . Man hatte die Kanonen Mündung gegen Mündung gestellt und so von er in die andere geschossen mit einem Lauffeuer durch die Masse der Pack- d Pulverwagen.

Mangel an Mundvorrath und die Ungewißheit über die Richtung des indes hinderte das Vorrücken der ganzen Armee am 13ten; aber die Deut- en (im englischen Dienste) wurden mit einigen Sechspfündern auf Verfol- ng vorgeschoben. Sobald man gewiß war, daß Soult den Gedanken eines ückzugs über Amarante aufgegeben, wurde dem Marschall Beresford der efehl zugeschickt, seinen Marsch auf Chaves zu richten: er kam daselbst am ten an und sandte Silveira in der Richtung des feindlichen Nachtrabes bei uivaens. Am 14ten begab sich die Armee, die Hälfte des Weges zurückle- nd, nach Braga. Soult sammelte seine Truppen am 15ten zu Guimaraens e Besatzung von Braga hatte bei unserem Vorrücken die Stadt geräumt), er aber uns zu Villanova fand und er wußte, daß ihm für Geschütze keine raße mehr offen war, so zerstörte er die Kanonen, Wagen und Kriegskasse s Loisonschen Corps und hielt sich in Verzweiflung an die Ziegenpfade er die Berge, wobei er auf die Theilnahme, Belehrung und Hülfe des schofs von Braga rechnete. War seine Armee während des 13ten in großer rwirrung, so trat in den folgenden Tagen eine vollständige Auflösung ein. Die ade waren so eng, daß nur je ein Mann gehen konnte. Die Reiter mußten e Pferde führen, und während sie so die Marschsäule verlängern mußten, ß der Regen in Strömen auf sie herab. Die Bauern, glücklich, eine Gele- heit zur Rache zu haben für die Gräuel, die der vorrückende Feind ausge- t hatte, verfolgten sie wie Geier und ermangelten nicht, über jeden herzu- len, der vor Ermüdung nicht weiter konnte. Die Steine, welche das Land- lk von den Gipfeln auf sie herabrollte, stürzten ganze Reihen in den Ab- rund, während einzelne Schüsse die Soldaten in der Linie tödteten. Ihr den fand blos bei den Briten Mitgefühl, die nicht selbst gelitten unter den uldvollen Handlungen, welche man den Franzosen jetzt vergalt. Ihre Auf- ung war so vollständig, daß Sir Arthur es für unnöthig hielt, ihnen mit r ganzen Armee bis jenseits Braga zu folgen, welche Stadt er am 16ten er- ichte. Auch mußte man in Betracht ziehen, daß Victor den Süden Portu- ls bedrohte, und deshalb begnügte sich der britische Feldherr, dem Feinde mit iger Reiterei, den Garden und der Brigade des Generals Cameron nach- setzen, während die Deutschen selbst mit Dreipfündern über die Sierra de anta Catharina folgten und an demselben Tage Guimaraens erreichten. ie Franzosen erreichten in der Nacht auf den 15ten Salamonde, wo ihre age höchst bedenklich wurde. Eine der Brücken über den Cavado war abge- ochen und besetzt, während eine andere, Ponte Nova genannt, nichts mehr s ein einzelner Balken war. Aber sie überfielen und tödteten die Portugie- n, welche letztere besetzt hielten, und dies rettete die Armee.*) Während r Nacht auf den 16ten stellten sie einige Ordnung unter den Truppen und e Brücke wieder her, die am anderen Morgen gangbar war und ihnen den Weg nach Montalegre frei machte, nachdem sie einen Nachtrab in Salamonde rückließen. Unsere Reiterei entdeckte den Feind um halb Eins, aber unsere arden konnten erst spät auf dem Platze seyn. Die Stellung des Feindes ar hinter einer tiefen und weiten Schlucht, nur durch die Landstraße zugäng- ch, die rechte Seite lehnte sich an den Fluß, die linke an einen Rand zerklüf- teter Berge. Unsere leichten Truppen wurden beordert, den Punkt zu umgehen, m halb 7 Uhr waren sie weit genug in des Feindes Flanke, und nun drang die Kolonne aus der Abtheilung des Generals Murray auf der Landstraße vor, m von der Fronte anzugreifen. Der Feind, der anfangs glaubte, er habe ur Reiterei vor sich, und seine Pikets für den Abend aufgestellt hatte, zog sich un augenblicklich zurück. Da es aber schon fast finster war, so konnte man wenig Vortheil aus der Verwirrung des fliehenden Feindes ziehen, blos daß die Kanonen in seine Reihen feuerten und die leichten Fußtruppen ihn als Plänkler rängten, und es wurden nur wenige Gefangene, worunter ein Offizier, gemacht.

Am folgenden Morgen waren die Unfälle des bei Nacht fliehenden Feindes rauenhaft sichtbar durch die Trümmer, welche am Cavado auf und an der Brücke lagen. Diese war nur theilweise hergestellt, Fußvolk und Reiterei onnten nur, letztere die Pferde führend, einer nach dem anderen übersetzen; der Uebergang wäre unter allen anderen Umständen gewagt gewesen, jetzt war er s unter unserer Verfolgung, unter Kanonendonner und nächtlicher Finsterniß m höchsten Grade. Der reißende Cavado stellte daher ein außerordentliches Schauspiel dar, Menschen, Pferde, Saumthiere und Gepäck waren hinein ge- stürzt und hemmten buchstäblich den Lauf des Wassers. Hier mußte der Feind unter Tod und Verderben die letzte Beute hergeben, die er sich durch Plün- derung in Porto und anderen Städten nördlich vom Douro zu verschaffen gewußt. Alle Arten werthvoller Güter lagen auf der Straße zerstreut, über 300 Pferde im Wasser, und beladene Maulthiere fielen in die Hände der Garde- truppen. Diese fingerthätigen Leute trieben jetzt ein eigenthümliches Fischer- handwerk, sie fischten Leichname und Kisten aus dem Wasser, welche mit Börsen voll Gold und Silber und mit anderen Sachen von Werth versehen waren, und mitten in Auftritten von Tod und Verderben erhoben sich Ausrufungen der ausgelassensten Freude.

Soult erreichte den Paß von Ruivaens vor Silveira. Ohne diesen Vorsprung wäre er sicher in Gefangenschaft gerathen; aber hier erfuhr er die Einnahme von Chaves durch Marschall Beresford, und er wendete die Spitze seiner Kolonnen nach Montalegre. Die Engländer waren durch Ermüdung außerordentlich herabgekommen, ebenso durch Mangel an Lebensmitteln und durch schlechtes Wetter, und sie legten am 17ten nur eine Meile zurück. Aber eine Schwadron Reiter und ein Bataillon Deutscher*) wurden zur Brücke von Miserele und Villa da Ponte vorgeschoben. Am 18ten setzten die Garden, die Deutschen und die Brigade Cameron dem Feinde nach, dessen Spur man durch die Trümmer aller Art, todte und sterbende Menschen (die von Anstrengungen und Elend zu Skeletten geworden waren) und verstümmelte Maulthiere, fand, und besonders durch eine unermeßliche Menge von Patronen, die der erschöpfte Soldat von sich geworfen, da ihm selbst die Last der Kugeln zu schwer ward.

Bei Montalegre, das Soult um zwei Stunden vor Silveira erreichte, ging er über die spanisch-portugiesische Gränze, und der englische Feldherr verfolgte ihn nicht weiter, da er sich begnügte, Portugal von den Franzosen gesäubert zu haben, und da auch Marschall Victor von Süden her dieses Land bedrohte und man ihm entgegenrücken mußte. Was Soult betrifft, so hat er auf diesem Rückzuge, welcher im Kleinen dem Rückzuge aus Rußland gleicht, große Kraft, Ausdauer und Besonnenheit gezeigt, aber es macht einem Feldherrn immer mehr Ehre, einem Uebel vorgebeugt, es abgewendet zu haben, als es über sich ergehen zu lassen und sich nachher mit Noth und halb daraus zu retten. Ueberhaupt hätte Soult, bei seinen großen Talenten und bei den ungeheuren Mitteln, über die er verfügte, die Halbinsel leicht für Napoleon retten können, wenn er ein eben so uneigennütziger Verwalter als erfahrener Feldheer gewesen wäre. Die Zuneigung der Spanier und Portugiesen hätten sich die Franzosen als Katholiken viel leichter erwerben können, als die protestantischen, für Ketzer geltenden Engländer; aber die französischen Oberbefehlshaber machten sich noch persönlich durch ihr Raubsystem verhaßt, außerdem daß sie als Eroberer in jedem Spanier einen Feind finden mußten. Die Eifersucht der Marschälle gegen einander, und ihre Uneinigkeit in Augenblicken, wo enges Zusammenwirken dringend nothwendig war, machten es Wellington nicht schwer, die sonst berühmtesten Feldherren um ihren Kriegsruhm zu bringen. Massena, Marmont, Ney, Soult, Jourdan, Victor ꝛc., alle verloren in Spanien von den vielen Lorbeeren, die sie anderwärts gewonnen hatten. Nur Marschall Suchet kämpfte bis auf den letzten Augenblick unabhängig, glücklich und ruhmvoll. Paris war schon von den Verbündeten erobert und Napoleon gestürzt, aber Suchet stand noch unbesiegt in Südfrankreich mit seinem Häuflein Truppen, die er aus Spanien gebracht.

Frankreich.

Ein französisches Urtheil über die preußische Seehandlung.

Zu den vielen Huldigungen, die der Chef des Seehandlungs-Institutes und der preußischen Bank, Herr Minister Rother, bei Gelegenheit seines funfzigjährigen Dienstjubelfestes erhielt, ist auch eine des Auslandes gekommen. Herr Henri Richelot, dessen Schrift über den preußischen Zollverein in diesen Blättern zur Zeit erwähnt wurde, und der im Juni d. J., als der Vereinigte Landtag so viele schriftstellerische Notabilitäten hierher gezogen hatte, von Paris nach Berlin gekommen war, wo er hauptsächlich Alles, was mit dem Staatshaushalt zusammenhängt, studirte, veröffentlicht jetzt in dem Journale L'Opinion, unter der Ueberschrift „Berlin et la Monarchie prussienne en 1847", seine Berichte über mehrere hiesige Institute, namentlich die „Seehandlung", das „Handelsamt", die Sparkassen ꝛc.

Dem Handelsamt und insbesondere seinem Präsidenten, Herrn v. Rönne, läßt er, mit dem Bedauern, daß die Wirksamkeit dieses Institutes bisher noch nicht vollständig ins Leben treten konnte, die lebhafteste Anerkennung zu Theil werden. Am ausführlichsten bespricht er jedoch die Seehandlung, welche er als ein „großes öffentliches Finanz- und Gewerbe-Etablissement" bezeichnet, „dessen Aufgabe darin besteht, die Arbeit in allen Richtungen zu unterstützen und zu leiten, indem es seine Mittel nach den Umständen auf verschiedenartige Weise anwendet."

Da es nur von Nutzen seyn kann, zu wissen, was das in solchen Dingen wohl als unparteiisch zu betrachtende Ausland über eine in Preußen allein sich findende Einrichtung der Art sagt, wie das „ministère maison de commerce" ist, so lassen wir hier aus den Bemerkungen des Herrn Richelot Einiges folgen: „Die Seehandlung", sagt er, „hat zwar vor nicht langer Zeit sehr viele Angriffe erfahren, aber ihre Gegner haben ihr dadurch nur Gelegenheit gegeben, ihre großen Verdienste um den Staat offener darzulegen, als man sie bisher kannte. Man hat ihr monopolistische Tendenzen und Eingriffe in die Privat-Industrie vorgeworfen, so daß angeblich durch die Fabrikthätigkeit der Seehandlung aller Unternehmungsgeist der Privaten gelähmt werde. Allein abgesehen davon, daß die Seehandlung sogar gewisse Privilegien aufgegeben, welche sie früher besaß (wie z. B. die Einfuhr des ausländischen Salzes, den Handel mit Wachs in den Ländern der Weichsel, die Stempelfreiheit ꝛc.), ist sie auch weit entfernt, mit den Privaten irgendwie in Konkurrenz treten zu wollen. Sie denkt vielmehr nur daran, diese in ihren

*) Es war, nach französischen Berichten, der Major Dulong, welcher mit Sappeuren in tiefer Nacht und unter einem furchtbaren Wetter auf zwei Kähnen über den Fluß setzte und die Portugiesen überfiel.

*) Immer die Deutschen voran! So war es beim ganzen Kriege auf der Halbinsel, da ließ sie Wellington stets in die gefährlichsten Stellungen rücken, und so that er auch bei Waterloo, wo er Blücher vorausziehen ließ und er gemächlich nachrückte bis Paris. Und dennoch war er später im Parlamente so undankbar gegen die Deutschen!

Anstrengungen zu unterstützen oder da einzutreten, wo sie mit ihren Kräften nicht ausreichen. Sie steht der Privat-Industrie durch Vorschüsse bei, oder geht ihr mit ihrem Beispiele voran. Sie bestrebt sich, die niederliegenden Geschäftszweige neu zu beleben oder solche, die der National-Industrie noch fehlen, hervorzurufen. Eine solche Einmischung des Staates in die Gewerbe, die allerdings den Ideen der neueren Socialisten über die Aufgabe der Staatsgewalt entspricht und dem übrigen Regierungssystem in Preußen analog ist, würde freilich in einem Lande von vorherrschender industrieller Macht, wie England, überflüssig seyn; in dem ausgedehnten Gebiete des preußischen Staates ist sie jedoch eben so nothwendig als nützlich.... Die Seehandlung unternimmt nur dasjenige selbst, was Privatleute aufgeben. Ich weiß nicht, wie groß die Summe ist, die sie verschiedenen Etablissements vorgeschossen, aber sicher ist sie bedeutend größer, als die Summe, die sie in den ihr allein gehörenden Fabriken und Werkstätten angelegt. Sie würde sich gewiß viel lieber auf die Rolle eines bloßen Kapitalien-Darleihers beschränken, aber wenn sich Niemand findet, irgend eine dem Lande nützliche Arbeit zu unternehmen, dann ist sie der Ansicht, daß es besser sey, sich dieser selbst zu unterziehen, als sie ganz unausgeführt zu lassen. Mehrere der ihr jetzt gehörenden Etablissements waren Privat-Einrichtungen, die in den Händen ihrer früheren Besitzer zu Grunde gingen und die sie nur an sich gekauft, weil kein anderer Erwerber sich fand. Sie ist bereit, sie sämmtlich der Privat-Industrie zurückzugeben, wenn diese sie übernehmen will. Die Gesinnung, von welcher sie beseelt ist, wird man aus den Klauseln ihrer Verträge mit Privattheilnehmern beurtheilen können, worin es heißt, daß diese zu allen Zeiten das Recht haben sollen, von ihr zu verlangen, daß sie ausscheide und daß bei der Liquidation die bisher von ihr bezogenen Gewinn-Antheile ihr als Kapital berechnet werden sollen. Demnach genügt es ihr, dem Unternehmen Impuls und Leben eingeflößt zu haben, und von dem Augenblicke an, wo ihre Mitwirkung nicht mehr nöthig, ist sie auch bereit, sich ohne Profit zurückzuziehen. Sicher ist darin weder der Geist der Gewinnsucht, noch der des Monopols wahrzunehmen.

„Die von der Seehandlung seit 25 Jahren erlangten Resultate sind wahrhaft staunenswerth. Nur zu oft erweckt eine auf öffentliche Kosten eingerichtete Industrie die Idee der Geldverschleuderung und der sorglosen Verwaltung; hier haben wir jedoch das seltene Schauspiel einer durch Staatsbeamte vorsichtig, ehrlich und glücklich geleiteten, ansehnlichen Masse von Geschäften. Als ich im vergangenen Jahre durch Lüttich kam, wurde mir auch dort von einem wohlunterrichteten Manne versichert, daß die bestorganisirten und den meisten Nutzen abwerfenden Werkstätten diejenigen dort seyen, die von der „General-Societät von Belgien" ressortirten, indem hier die Mitwirkung vieler Einsichtigen und die gegenseitige Kontrole verschiedener Beamten einen vortheilhaften Ersatz für die so gerühmten Hülfsmittel der Privatthätigkeit gewährten. Möge sich die Theorie also hüten, die gewerblichen Unternehmungen des Staates und der großen Gesellschaften absolut und überall zu verdammen.

„Die Erfolge der Seehandlung gereichen der preußischen Verwaltung im Allgemeinen zur Ehre; hauptsächlich gebührt das Verdienst jedoch dem Minister, der seit länger als einem Vierteljahrhundert mit der Leitung dieses Departements beauftragt ist. Als im Juni v. J. der Landtag versammelt war und die Stimmen sich gegen die einzelnen Minister erhoben, da gehörte der ehrwürdige Rother zu der kleinen Zahl derjenigen, denen die öffentliche Meinung huldigte. Niemand bestreitet diesem alten Staatsdiener, der das Kind seiner Werke ist, eine außerordentliche Geschäftsbefähigung. Die Seehandlung ist im wahren Sinne des Wortes seine Schöpfung; sie würde ohne ihn nicht das seyn, was sie ist, und nach ihm wird sie auch nur von den Traditionen leben, die er ihr hinterläßt."

Mannigfaltiges.

— **Karoline v. Woltmann.** Nur unter den Familien-Nachrichten haben die Berliner Zeitungen des hier am 18ten v. M. erfolgten Ablebens dieser Frau gedacht, und doch gehörte sie einst zu Deutschlands anmuthigsten und vielgenanntesten Schriftstellerinnen. Als die Tochter eines ausgezeichneten Berliner Arztes (des Geheimeraths Stosch), ward sie bereits in ihrem siebzehnten Lebensjahre (1799) mit einem damals schon literarischen Ruf habenden, seit Jahren aber — obwohl er das älteste jetzt lebende Mitglied des „gelehrten Berlin" ist — fast gänzlich verschollenen Schriftsteller, dem Kriegsrath Karl Müchler, vermählt, doch ist diese Ehe, in der sie übrigens zuerst als Schriftstellerin, unter Anderem mit dem Roman „Euphrosyne" aufgetreten war, nach einigen Jahren aufgelöst worden. Sie verheiratete sich zu Anfang des Jahres 1806 zum zweitenmale mit dem zu jener Zeit als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, so wie als Geschäftsträger der Städte Hamburg, Bremen und Nürnberg, in Berlin lebenden Historiker, Karl Ludwig v. Woltmann, der aber durch die noch in demselben Jahre eingetretenen politischen Ereignisse seine diplomatische Stellung einbüßte und sich nun im Verein mit seiner liebenswürdigen Gattin auf das angewiesen sah, was ihnen seine und ihre Feder eintrug. Er schrieb damals als Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller, welchen Letzteren er einst als Professor des historischen Lehrstuhls in Jena abgelöst hatte, seine treffliche „Geschichte des westfälischen Friedens", so wie Erzählungen und Gedichte, welche mit ähnlichen Erzeugnissen seiner Gattin gemeinschaftlich in „Karl und Karoline v. Woltmann's Schri[ften]" (Berlin, 1806—7) abgedruckt sind. Dem in Folge geistiger Aufregung, die [...] Zeiten Druck und mancherlei Zurücksetzungen herbeigeführt hatten, erkrank[ten] Gatten war indessen fortan ihre ganze Sorgfalt gewidmet, und als er [im] Sommer 1813 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Prag gi[ng,] wußte sie auch dort um ihn einen Kreis literarischer und hochgebildeter Mä[n]ner und Frauen zu versammeln, dessen Mittelpunkt das Woltmannsche Ehepaar während mehrerer Jahre blieb. Dort entstanden seine „Geschichte Böhmens" und ihre „**Volkssagen der Böhmen**" (Prag, 1815), welche letztere als ihre beste Arbeit angesehen werden und in der That auch einen weit größeren Leserkreis als das gleichzeitig erschienene historische Werk ihres Gatten [er]warben. Als Woltmann 1817 in Prag starb, setzte sie ihm ein Denkmal [der] Pietät, indem sie seine sämmtlichen Werke herausgab,*) wie sie denn auch die Materialien zu seiner Lebensbeschreibung sammelte, mit deren Ausarbeitung sie noch in ihren letzten Lebenstagen beschäftigt war. Minder erfolgreich [...] als ihre früheren Arbeiten, war das, was sie nach dem Tode ihres Gatten schrieb: „Maria und Walpurgis", „Neue Volkssagen", „Auserwählte Erzählungen" **) so wie ihre Schilderungen einer Reise nach Italien, die erst in Zeitschriften und dann in besonderem Abdruck erschienen. Eine kundige Feder würde uns von dem vielbewegten Leben der geschätzten Frau, deren [Un]terhaltung, auch nachdem sie aufgehört hatte, literarisch thätig zu seyn, [...] so belehrend als geistvoll, besonders über die Phasen der deutschen Gesch[ichte] und Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts, blieb, gewiß eine sehr [an]ziehende Skizze liefern können. In dieser Zeitschrift, die einst einige [...] ihren italiänischen Reisebildern aufgenommen und deren Gebiet sie durch [ihre] trefflichen „Volkssagen der Böhmen" berührt hatte, sollte für jetzt wenigstens der Pflicht genügt werden, ihre irdische Hülle nicht ohne einen literarischen Nachruf von uns scheiden zu lassen.

— **Das neue englische Parlament.** Das neue, eben zusammengetretene englische Parlament hat, wie es scheint, eine ganz andere Physiognomie, als das Unterhaus bisher gehabt, das selbst durch die Reform-Akte nicht wesentlich in seiner Zusammensetzung verändert worden war. Es sind nämlich durch die letzten Wahlen bei weitem weniger Landeigenthümer und eine geringere An[zahl] Flotten- und Landheer-Offiziere in das Parlament gekommen, so daß als[o] sogenannte Gentry der englischen Aristokratie nicht so vertreten ist, wie [...] Auch die Advokaten und die Juristen überhaupt, die früher sehr zahlreich [im] Unterhause waren, haben diesmal ihre Wiedererwählung in vielen Fällen [ve]reitelt gesehen, und zwar, wie man sagt, deshalb, weil sich Viele durch [...] schamlosen Kostenberechnungen bei ihren Verwendungen für die parlamentarische Bewilligung von Eisenbahnen während der letzten sechs Jahre [...] anrüchig gemacht. In größeren Verhältnissen sind dagegen Handel und [Ge]werbe, so wie der Journalismus, im neuen Parlament vertreten. Es [fin]den sich in demselben mehr Banquiers und Kaufleute, mehr Eisenbahn-Direktoren und Zeitungs-Herausgeber, als in irgend einem früheren Unterhause. Das praktische Element ist überhaupt vorherrschend; das physische und ma[te]rielle Interesse hat das Wissen und die bloße Theorie in den Hintergrund gedrängt. Ob der Tausch ein günstiger für das Land sey, wird sich vielleicht [...] bald zeigen, denn eine der ersten Fragen wird nothwendig die Beruhigung [des] unglücklichen Irland seyn, an welchem nun schon so viele Theoretiker seit h[un]zig Jahren ihr Heil vergebens versucht haben. **Mögen** nun die Prakti[ker] zeigen, daß sie das Ding besser verstehen!

— **Neue Schrift von Enfantin.** Der bekannte Vater Enfantin, [der,] nachdem es ihm auch in Aegypten nicht gelungen war, das St. Simonistische System einzuführen und das freie Weib aufzufinden, sich nach einer [...] Stadt in Frankreich zurückzog, wo er (zwischen Paris und Lyon) eine Po[s]terstelle übernahm, hat jetzt einen Briefwechsel über philosophische und reli[giöse] Gegenstände drucken lassen, der jedoch nicht durch den Buchhandel zu be[ziehen] ist, sondern von ihm an seine Freunde verschenkt wird.***) Der Briefw[echsel] umfaßt: 1) vier Briefe an Herrn Guizot, an Edgar Quinet, an den [...] von B. und an den Professor Michelet, sämmtlich aus den Jahren 184[.] 1845; 2) acht Briefe an einen Katholiken, vom 6. März bis zum 4. Juli [...] geschrieben. Nicht eine Doktrin, wie früher, will der Herausgeber durch [...] Schrift entwickeln, sondern nur den religiösen Wahlspruch: „Liebe Gott [über] Alles und deinen Nächsten wie dich selbst", seiner ganzen Bedeutung nach [...] legen. Allerdings ist damit auch der St. Simonistische Zweck verbunden, [die] Gesellschaft neu zu organisiren, eine neue Zukunft aufzubauen durch, [wie] der Verf. ausdrückt, „die Associirung der Ordnung mit der Freiheit." „[...] Menschen", sagt er, „erziehen wollen im **Angesichte des Kampfes** [zwi]schen der Pflicht und dem Interesse, hieße die todte Vergangenheit wieder [ins] Leben rufen; ihn erziehen für die Association jener beiden Lebensprinzipien heißt dagegen einen Neugeborenen zeugen." Ungefähr läßt sich wohl her[aus]fühlen, was der Verf. mit diesen mystischen Worten meint, aber etwas N[äh]eres wissen wir darüber nicht mitzutheilen, da uns das Buch nicht selbst, [son]dern nur ein Referat darüber in der Revue Indépendante vorliegt.

*) 12 Bände, Prag, 1818—21.

**) Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1832.

***) Correspondance philosophique et religieuse. 1843—1845. 1 vol. de 220 p. Paris, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 143. Berlin, Dienstag den 30. November 1847.

Frankreich.

Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

Aus einem Romane von Balzac.

Die Zeitungen, die europäischen Kundschafter, die sich einander jede Be- ·enheit nacherzählen und sie im kleinsten Winkel der Erde verbreiten, haben in ·etzter Zeit schwere Anklagen gegen den sittlichen Zustand von Frankreich ans ·geslicht gebracht. Noch ehe diese Thatsachen sich herausstellten, hatten ·nzösische Romane ein grausiges Spiegelbild ihrer Zeit geliefert, dessen ·ahrheit erst jetzt recht einleuchtend geworden, seit man eingestehen muß, daß ·Mord einer tugendhaften Gattin, wie er in Wirklichkeit vorgekommen, den ·hriftsteller gleichsam rechtfertigt, der einem Vater Waffen in die Hand giebt, · seinen verbrecherischen Sohn zu strafen, wie Eugen Sue bekanntlich in ·en „Memoiren eines Kammerdieners" gethan. Freilich sollte die Kunst sich ·t herabwürdigen, die Verirrungen der Natur zu schildern; die Unnatur ist · Gegenstand der Kunst. Die Werke von Eugen Sue können deshalb auf ·en Stempel keinen Anspruch machen, aber wohl auf eine gerechtere Beur- ·ilung, als ihnen in letzter Zeit zu Theil geworden. Als Sitten- und Cha- ·terschilderungen behalten sie immer ihren Werth. Sue lehrt allerdings das ·ter kennen, aber nicht lieben, man kann ihm wenigstens in seinem letzten ·mane nicht vorwerfen, daß er es reizend schildert, sondern immer abschen- ·gend, selbst da, wo die französische Frivolität sich unleugbar geltend macht: ·der heimlichen Leidenschaft des Dieners für seine Gebieterin. Daß aber noch Gefahr in dieser Lektüre liegt, wer wollte es leugnen! je schärfer · Messer, je weniger eignet es sich zum Spielwerk der Unmündigen; selbst · abschreckendste Schilderung der Sünde vermag in ein unerfahrenes, aber ·n Bösen reifes Gemüth Zündstoff und in den Sinn der Unschuld Schatten · werfen. Eben so gefährlich kann auch der falsche Nimbus wirken, den · Autor einigen seiner Bösewichte ertheilt; in früherer Zeit wäre nur ein ·chädlicher und komischer Rinaldo-Rinaldini-Enthusiasmus in den un- ·ildeten Klassen dadurch vielleicht hervorgerufen, jetzt aber sind verkehrte ·griffe ein gefährliches Ferment zu den Gährungen, welche in den unteren ·hichten der Gesellschaft immer mehr bemerkbar werden. Es ist deshalb zu ·auern, daß Eugen Sue, bei seinen grundfalschen Ansichten von Christenthum · Sittengesetz, durch die allgemeine Lesewuth zum Volksschriftsteller gemacht ·rd, und daß die Kritik unserer Tage so vornehm ist, jeden Liebling der ·enge von ihrem Forum auszuschließen oder vielmehr kurzweg zu verdammen, statt ihn wo möglich zu belehren und zu bessern, oder wenigstens das Urtheil ·er ihn zu berichtigen. Ein Darstellungtalent, wie es Eugen Sue besitzt, wird · immer siegreich in der Unterhaltungs-Literatur zu behaupten wissen und · ein Recht auf die Beachtung der Kritik. Diese apologetische Abschweifung · direkt zu dem Gegenstande dieses Aufsatzes zurückführen, nämlich zu Bal- ·, dem eigentlichen Begründer des neufranzösischen Sittenromans, den Sue · weiter und erfolgreicher ausgesponnen und wodurch er seinen Vorgänger den Hintergrund gedrängt hat.

Balzac gab in seinem „Père Goriot" den ersten schauerlichen Grundton zu diesen traurigen Variationen menschlichen Elends und Verderbens, die · zu grell und wahr klingen. Die Romane von Balzac haben mehr künst- ·schen Werth, als die von Sue, er zeichnet seine Charaktere mit mehr Fleiß · Studium, er läßt sich kein Haschen nach Effekt, keine Uebertreibung zu ·hulden kommen und besitzt die Würze echten Humors, die am sichersten vor ·halheit, so wie vor Ueberschwänglichkeit bewahrt. Nichtsdestoweniger sind ·lzac's Romane bei uns fast in Vergessenheit gerathen. Der Zweck dieses ·fsatzes: seine Verdienste anzuerkennen und ins Gedächtniß zurückzurufen, ·fte deshalb wohl gerechtfertigt erscheinen, besonders da eines der neuesten ·zeugnisse des Autors der deutschen Gemüthlichkeit ein so reichhaltiges Lob ·ndet und sie gleichsam als Versöhnung neben die französische Ueberkul- · stellt.

Das Werkchen heißt „Vetter Pons, oder die armen Verwandten" und ist ·e erschreckende Beweisführung, wie Habsucht und Bestechlichkeit, die Krebs- ·den der französischen Zustände, schon tief in das Geäder des Familienlebens ·rungen sind, wie überall Genußsucht und Eitelkeitszwecke die Triebfedern ·er Handlung sind und namentlich die erstere in den unteren Volksklassen ·erhand nimmt. Balzac reiht seine Beobachtungen an den Faden einer Er- ·lung, die Wort für Wort aus dem Leben gegriffen zu seyn scheint und die ·rch die feinste Pinselführung sich zu einem echten Genrebilde des Pariser ·ens in den dunkleren Regionen gestaltet. Die beiden Hauptfiguren sind mit unverkennbarer Vorliebe bis in die kleinste Herzensfaite ausgeführt, der Vetter Pons, ein alter Franzose von Ehemals, und sein deutscher Freund Schmucke, mit dem Stereotypausdruck der in Frankreich so gedachten deutschen Eigenthümlichkeit, deren Konterfei im vorliegenden Falle mit wahrhaft herzgewinnender Wärme gezeichnet ist und uns keinesweges Unehre macht, wenn auch das Gemüth auf Kosten des Verstandes hervorgehoben wird. Schmucke ist nämlich eine heilige Einfalt, ein argloses Spielzeug aller Betrüger und Heuchler, seine Gutmüthigkeit und die Innigkeit seiner Empfindung wird gewiß das Auge mancher Leserin mit Thränen füllen. Er ist alt und häßlich, so häßlich, daß er und der einzige Gegenstand seiner Zuneigung, der alte Pons, auf der Straße den Beinamen „die Nußknacker" bekommen haben. Seiner Profession nach ist er ein Musikus, der bescheiden sein Leben durch Klavierstunden fristet, aber Abends führt er, sich selbst unbewußt, die Schönheit und die Poesie, in Gestalt einer Beethovenschen Sonate, über die Tasten in seine düstere Stube und beglückt dadurch und durch seine rührende Liebe seinen alten Pons. Dieser ist auch Musikus, er hat es aber bis zu einer Dirigentenstelle im Orchester eines Theater-Unternehmers gebracht und besitzt überhaupt mehr Geldmittel als sein Freund, den er zu sich ins Haus genommen, um ihm die Wohnungsmiethe zu ersparen. Der alte Pons ist indessen nicht minder originell; die Grundzüge des französischen Charakters von Ehemals: Freiheit des Geistes, Lebensklugheit, Freundlichkeit, Geselligkeitstrieb und eine Dosis Vergnügungssucht, sind treffend angedeutet; bei dem guten alten Pons beschränkt sich die letztere jedoch auf die Leidenschaft für ein ausgesuchtes Mittagessen. Ein solches zu erobern, wendet er alle erlaubten Mittel an und sucht sich zu diesem Zwecke besonders bei seinen Verwandten einzuschmeicheln, die sich eine Stellung in der Welt erworben haben und ein gastfreies Haus machen. Freilich ist der Verwandtschaftsgrad sehr entfernt mit allen diesen Familien, und sie sehen sämmtlich den armen alten Vetter mit scheelem Auge an, sie haben es sogar vor ihren Dienstboten kein Hehl, wie sie sich seiner untergeordneten Stellung schämen und seine Armseligkeit verachten; der Vetter Pons muß die fetten Bissen ihres Mahles mit dem Wermuthkelch der Demüthigung genießen. Dennoch vermag er denselben nicht zu entsagen, seine feine Zunge siegt immer wieder über sein feines Gefühl; er kann sich nicht entschließen, anderweitig sein Gaumengelüste zu befriedigen, weil dies zu kostbar seyn und das karge Budget überschreiten würde, welches er sich gestellt.

Er ist übrigens keinesweges so arm, wie seine Verwandten glauben, aber er braucht sein Geld zu anderen Zwecken, für die sie kein Verständniß haben, er ist ein Sammler. Seit langer Zeit verwandte er alle seine Mittel und seine Mußestunden auf die Jagd von Kunstsachen, unermüdlich kämpfte er um die Wette mit trödlerischen Spürhunden und war überglücklich, wenn er sie von der Fährte abgeleitet oder sie in Lug und Trug überlistet hatte. Der Sammelgeist hatte nach und nach ein vollständiges Museum in seiner bescheidenen Behausung geschaffen, das werthvoller ist, als manches mit zehnfachen Kosten begründete, weil Pons alt ist und schon mit Kennerblicken Kunstwerke aus der Dunkelheit hervorzog, als sich noch Niemand sonst in Paris mit denselben beschäftigte; Liebhaberei und Gewinnsucht haben jetzt diesen Zweig zu einem der lukrativsten gemacht. Der Vetter Pons besitzt also in seinem Kunstkabinet einen Schatz, vor dessen baarem Werthe seine vornehmen Verwandten Achtung haben würden, den er aber wie seinen Augapfel hütet und liebt. Seinetwegen ißt er fremdes Gnadenbrod, seinetwegen trägt er noch seine Kleider von ehemals, einen Spenser über den Frack, was seine Aehnlichkeit mit einem Nußknacker nur noch vermehrt.

Pons ist aber ein rechtlicher Charakter, er will seine Verbindlichkeit für die Mahlzeiten bei seinen Verwandten auf eine gute Art vergelten; er hört von seiner vornehmen Cousine, einer Präsidentin, daß sie sich einen der beliebten Rococofächer wünscht, und er ruht nicht eher, bis es ihm gelingt, von einem noch unerfahrenen Trödler ein Meisterstück Watteau's einzutauschen. Ganz stolz und fröhlich eilt er zur Eßstunde in das Haus der Präsidentin, die mit ihrer Tochter unangenehm von der Meldung des unwillkommenen Gastes überrascht wird und die Zofe laut ausschilt, weil sie versäumte zu sagen, die Herrschaft sey nicht zu Haus. Pons legt unterdessen im Vorzimmer seinen übergezogenen Spenser ab und tritt mit mehr Sicherheit als gewöhnlich ein, indem er mit altfranzösischer Galanterie seine Gabe darbringt. Die Mienen der Empfängerin hellen sich auch wirklich auf; in der Freude darüber geht dem armen Pons das Herz auf, und er erzählt seinen Triumph über den Trödler, dem er mit so vieler Schlauheit für eine Kleinigkeit den köstlichen Fächer abgeschwatzt hat. Die vornehme Cousine fühlt jedoch gar keine Sympathie mit dem Kunstkenner

und glaubt, was nicht viel kostet, sey auch nicht viel werth. Pons geräth darüber außer sich und bemüht sich, ihr etwas mehr Kunstgeschichte beizubringen, um Watteau würdigen zu können. Als sie durch seinen Eifer endlich wieder überzeugt ist, daß sie für das werthvolle Geschenk Dank schuldet, kränkt sie den armen Geber mit dem unzarten Versprechen, das Diner solle um so trefflicher seyn, anstatt ihm ein dankbares Wort zu sagen. Indessen verschluckt er diese Pille noch mit Selbstverleugnung; als er aber bemerkt, daß Mutter und Tochter sich zuwinken, daß Letztere hinausgeht und mit der Zofe eine grobe Intrigue verabredet, wonach eine fingirte Einladung an beide Damen bestellt wird, und die Präsidentin noch obenein die Unzartheit hat, ihn zu bitten, er möge es sich doch ja allein schmecken lassen, die Dienstboten würden sonst das gute Essen verzehren, da fühlt er sich doch zu tief verletzt, er stürzt fort, nimmt sich nicht Zeit, seinen Spenser wieder anzuziehen, und kommt mit wankenden Füßen zu Hause an, wo sein treuer Schmucke eben genügsam sein Mittagessen verzehrt, ein Ragout von ausgekochtem Rindfleisch mit Zwiebeln, das ihm Jahr aus Jahr ein trefflich mundet und fast nichts kostet, denn die Portiersfrau besorgt, als eines ihrer Nebengeschäfte, seinen Tisch und holt zu diesem Behufe vom nächsten Speisehause die billigsten Ueberreste.

Der gute Schmucke ist außer sich vor Freude, als sein in der Welt mißhandelter Freund ihm ankündigt, er werde fortan immer mit ihm zu Hause essen und den Genüssen des Gaumens entsagen; Schmucke begeht den ersten Tag, wo dieser Vorsatz ausgeführt wird, wie ein Fest, er versteht sich mit der Portiersfrau, die ihrerseits auch froh ist, ihre „beiden Herren" zu beköstigen, und mit Eifer Schmucke's Befehle, ein Göttermahl herbeizuschaffen, ausführt. Aber der genügsame Deutsche hat keine Ahnung von der Verwöhnung täglichen Wohllebens, was ihm köstlich erschien, lockte nur ein schwaches Beifallszeichen der Rücksicht bei seinem Freunde Pons hervor, und als nun gar der gewöhnliche Zuschnitt der Mahlzeit wieder eingeführt werden mußte, da ließ Pons den Kopf hängen, wie eine Pflanze, der es an Sonnenschein fehlt. Es war nicht blos die Entbehrung der Tafelfreuden, sondern auch das monotone Leben ohne Geselligkeitsreiz und besonders die schlechte Behandlung seiner Verwandten, was ihm am Herzen nagte.

(Schluß folgt.)

Kaukasien.

Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

(Erzählt von einem „russischen Offiziere" in der Revue Indépendante.)

(Schluß.)

Die Dörfer der Bergbewohner im Kaukasus gleichen kleinen Festungen. Sie bestehen aus einer Menge Häuser, die ohne regelmäßige Ordnung aber ohne große Zwischenräume neben einander stehen und mit einer ziemlich hohen Mauer von Backsteinen oder einer dichten lebendigen Hecke umgeben sind, worin sich eine oder zwei Oeffnungen befinden, die während der Nacht verschlossen sind. Von der Höhe des Plateaus sahen wir mehrere Feuer im Dorfe brennen, ein sicheres Zeichen, daß der Feind unsere Ankunft gar nicht vermuthete, sondern in voller Sicherheit sich glaubte. Hundert Kosaken empfingen Befehl, sich ohne Geräusch und mit der größten Vorsicht an dem Abhange des Plateaus gegen das Dorf hinzuziehen und sich an dem einen der beiden Eingänge in dasselbe aufzustellen; hundert andere wurden auf ähnliche Weise nach dem zweiten Eingange beordert. Nachdem sämmtliche Befehle ertheilt waren, setzte sich der General ruhig auf einen Stein und ließ sich von einem Kosaken seine Pfeife anzünden.

Ich fragte ihn, warum wir nicht unverzüglich angriffen, so lange das Dorf noch im Schlaf begraben lag. Er antwortete ruhig: die Hunde werden schon von selber das Zeichen geben. Ich verstand anfangs nicht, was er damit sagen wollte; aber als bei den ersten Strahlen der Sonne die Stimme der Muezzins, welche das muhammedanische Volk zum Morgengebete rufen, erscholl, begriff ich seine unverständliche Antwort. Denn bei dem ersten Laut der Muezzins stürzten die Soldaten zum Angriff, welcher mit einer Musketensalve begann. Darauf stürzten sich die Kosaken auf die Pallisaden, erbrachen die Thore und drangen in das Innere des Dorfes ein. Die Tscherkessen waren schnell auf den Füßen, und es begann eine jener Metzeleien, welche bei dieser Art Kriegsführung eben so häufig als unvermeidlich sind. Die Feinde vertheidigten sich wie die Löwen. Jedes Haus war eine kleine Festung, an deren Fuß eine große Zahl von Kosaken todt oder verwundet niederstürzte. Man sah Weiber, Kinder, Greise mit der ganzen Energie, welche die Liebe zum häuslichen Heerde und das Vaterlandsgefühl verleiht, sich den Angreifenden entgegenwerfen. Während der eine Theil unserer Soldaten kämpfte, lief der andere in die Ställe, um die Pferde, Ochsen und Schafe herauszutreiben. Sobald die Beute für hinreichend gehalten wurde, ließ der General zum Rückzuge blasen.

Während des Kampfes waren mehrere Einwohner in die nächsten Dörfer geeilt, um Hülfe gegen den Feind zu suchen. Und kaum hatten wir angefangen uns zurückzuziehen, als wir einige Reiter, später sogar zahlreiche Abtheilungen der Tscherkessen auf unseren Seiten erblickten, die sämmtlich nach einer Richtung und in größter Eile nach den schneebedeckten Gipfeln des Gebirgsabhanges hinjagten, ohne uns anzugreifen. Ich fragte daher, erstaunt über dies Manöver, was sie beabsichtigten. Ich würde es früh genug selbst sehen, antwortete er. Als wir an dem gefährlichen Fußpfad wieder angelangt waren, den wir im Scherz unsere Thermopylen nannten — denn es hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, um uns bis auf den letzten Mann zu vernichten, fanden wir ihn durch unsere Infanterie besetzt, welche unseren Rückzug auf einer Straße von ungefähr vier Werste bis zum Eingange eine[s] Waldes deckte, in dem sich eine lichte Stelle von etwa vierhundert Fuß i[m] Durchmesser befand. Dieser für die Errichtung eines Lagers sehr geeignet[e] Ort war zum Sammelplatz für sämmtliche Truppen bestimmt. Die cirkassische[n] Reiter, welche ich in so großer Eile hatte fortjagen sehen, richteten ihren La[uf] gerade auf diese enge Passage, aber unsere Infanterie hatte sie so kräftig zu[-]rückgeworfen, daß sie alle Hoffnung aufgeben mußten, uns anzuhalten.

Wir hatten einige Gefangene gemacht. Während der unglücklichen Ver[-]wirrung, die auf die Ueberrumpelung des Dorfes gefolgt war, waren sie durc[h]einander auf die Karren geworfen worden, in denen das Gepäck und die Beut[e] transportirt wurde. Als wir eben den Sammelplatz erreicht hatten, erließ de[r] General, der während des Kampfes von eben so großer Kälte und Unbeug[-]samkeit war, als er nach dem Siege sich theilnehmend und gutherzig bewie[s,] den Befehl, daß die Gefangenen von den Karren herabgenommen und mi[t] größtmöglicher Schonung behandelt würden. Es waren Frauen, Kinder un[d] Greise, sämmtlich im Schlummer überrascht, und daher fast unbekleidet. Di[e] Kinder wurden ihren Müttern zurückgegeben. Man vertheilte Pelze, Deck[en] und bereitete für die Frauen, welche einer höheren Klasse anzugehören schiene[n,] Betten. Unter der Zahl der Gefangenen befand sich auch eine Prinzessin ode[r] richtiger gesagt, die Tochter eines der mächtigsten Anführer aus dem Stamm[e] der Abessescheßen, welche sich in jener Nacht zufällig im Dorfe befunden hatt[e.] Dieses junge Mädchen, das von außerordentlicher Schönheit war, wurde di[e] Heldin einer interessanten Episode, die wir sogleich mittheilen werden.

Während unsere Soldaten mit der Bereitung ihrer Mahlzeit beschäftig[t] waren, fragte ich den General, was aus den zahlreichen Reitern geworden se[i,] die wir vorhin auf dem Kamme der Gebirge erblickt hatten. Anstatt a[uf] meine Frage zu antworten, richtete er eine andere an mich: „Wie vi[el] Tscherkessen, meinen Sie wohl, sind jetzt in diesem Walde rings um uns ve[r]sammelt?" Zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß der ganze Stam[m] sich erhoben habe und mehr als zehntausend Menschen, bereit zum Angriff a[uf] uns, den Wald umgäben. Ich konnte mich nicht enthalten, einen unruhig[en] Blick um mich zu werfen, als ich in einer Entfernung von ungefähr hund[ert] Schritt vom Saum des Waldes ein lange Linie unserer Scharfschützen [er]blickte, die sich theils auf den Boden gestreckt hatten, theils hinter Bau[m]stämmen oder in einem kleinen Gebüsch versteckt waren, ihre Gewehre im A[n]schlage haltend und zu gleicher Zeit eine vollständige Unbeweglichkeit be[ob]achtend.

Einen Augenblick später wüthete eine fürchterliche Gewehrsalve; es wa[ren] die Tscherkessen, welche uns angriffen. „Willkommen!" — rief der General, i[n]dem er höflich den Hut zog. Eine zweite Salve schickte uns einen Hagel vo[n] Kugeln zu, die rings um uns einschlugen. Wir rührten uns nicht. Die Tsche[r]kessen hatten die Absicht, uns einzuschüchtern. Stutzig gemacht durch un[ser] Schweigen und ermuthigt durch unsere Beweglosigkeit, näherten sie sich un[-]serem Lagerplatze und wagten sich in das niedere Gebüsch, worin die Schar[f]schützen lagen. Jeder derselben konnte jetzt seinen Mann aufs Korn nehm[en] und so kam es, daß, als das Signal gegeben wurde, eine beträchtliche Za[hl] von Tscherkessen todt oder schwer verwundet niederstürzte; während der Rest si[ch] in voller Eile zurückzog, luden unsere Soldaten von neuem. Aber die Tsche[r]kessen ließen sich nicht zurückschrecken. Sie drangen mehrere Male vor u[nd] mußten eben so oft mit großem Verlust sich zurückziehen. Auch wir hatt[en] empfindlich gelitten, aber alle Anstrengungen des Feindes konnten uns ni[cht] dazu vermögen, unser Lager eher aufzuheben, als bis wir unser Mahl be[en]det hatten.

In einer kleinen Lichtung des Waldes erblickten wir hundertundfünfzi[g] bis zweihundert tscherkessische Reiter, welche einen neuen Angriff vorzubereite[n] schienen. Funfzig Kosaken wurden gegen sie abgesandt. Hinter ihnen ließ d[er] General die vier Kanonen, welche mit Kartätschen geladen waren, auffahre[n.] Sobald die Tscherkessen die Kosaken gegen sich anrücken sahen, stießen sie ei[n] furchtbares Geheul aus, indem sie ihre Säbel schwingend sich zum Angri[ff] rüsteten, als plötzlich die Kosaken ihre Reihen öffneten und einem fürchterliche[n] Kartätschenfeuer Bahn ließen. Menschen und Pferde, Todte und Verwundet[e,] die einen über die anderen stürzend, bildeten eine verwirrte Masse, welc[he] wie eine unübersteigbare Barriere dem Eifer der Kosaken Einhalt that. Na[ch]dem sich der panische Schrecken, der die Tscherkessen ergriffen, etwas gelegt hat[te,] warfen sie sich auf ihre Todten und Verwundeten, um sie mit sich fortzuziehe[n.] Auch wir hatten Todte und Verwundete genug, die wir mitzunehmen gezwu[n]gen waren, weil es in diesem Lande, wie in manchen anderen Ländern Asi[ens] und Afrika's für eine Schande gilt, die Todten in der Gewalt des Feindes [zu] lassen. Die Todten wurden auf die Pferde gebunden. Um die Verwunde[ten] fortzubringen, wurden aus Baumzweigen schnell rohe Bahren gebildet, de[ren] vier Enden an die vier Steigbügel von je zwei Pferden dergestalt befest[igt] wurden, daß das erste Pferd voraufging und das zweite hinter der Bahre folg[te.] Eine Abtheilung Kosaken erhielt den Befehl, je einen Mann jeder Bahre z[ur] Bewachung beizugeben, während die übrigen den ganzen Zug umgeben und b[e]schützen sollten. Eine andere Abtheilung der Kosaken, welche dem Beute-Kon[]voi das Geleit gab, bildete die Arrieregarde des Hauptcorps, dessen Seit[en] von den am besten Berittenen gedeckt wurden. Der General befand sich m[it] dem Kern seiner Truppen in dem Hintertreffen.

So marschirten wir, von Rinderherden, Gepäckwagen, Todten, Verwu[n]deten, Gefangenen behindert, langsam und auf unbekannten Fußpfaden, z[u]weilen durch ganz unwegsame Gegenden vorwärts. Während des Rückzug[es] hatte jenes junge Mädchen ein Pferd bestiegen, welches sie unter den erbeut[e]ten als das ihrige erkannt hatte. Sie wurde von einem der uns ergeben[en] Tscherkessen bewacht, dem der General ausdrücklich die unausgesetzteste Aufmer[k]

samkeit auf die Gefangene empfohlen hatte. Sie war mit einem langen Schleier bekleidet, der vom Haupt bis auf die Füße niederfiel, ohne indeß ihre Gesichtszüge, die einen eigenthümlichen Ausdruck von Schwermuth und Sanftheit zeigten, und besonders ihre Augen ganz zu verhüllen, die sie stets auf die Berge gerichtet hielt. Als diese nach und nach aus unseren Blicken verschwanden, je weiter wir uns von ihnen entfernten, sah man auf ihrem engelhaften Gesicht eine tiefe Verzweiflung sich widerspiegeln. Kaum warf sie einen Blick auf ihre Umgebung. Schweigsam und nachdenklich, würdigte sie die wohlwollenden Aeußerungen, die man an sie richtete, kaum einer Antwort. Indessen wurde sie, je näher wir dem Ziel unseres Marsches kamen, ruhiger und heiterer. Einige Offiziere, die sich gleich mir für das Schicksal der schönen Bergbewohnerin interessirten und sich über die glückliche Veränderung freuten, theilten ihre Bemerkung dem General mit. Aber der General war in der Politik ein vollendeter Skeptiker und muthmaßte daher sogleich, daß das junge Mädchen böse Absichten habe, weshalb er dem sie eskortirenden Tscherkessen verschärfte Befehle ertheilte, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Nachdem wir mehrere Abgründe und Bergströme überstiegen und mehrere Nächte hindurch auf der Erde ohne weitere Bedeckung, als die uns unsere Decken gewähren konnten, zugebracht hatten, gelangten wir endlich an das Ufer der Chodsa, deren brausende und reißende Gewässer, in ihrem Laufe durch ungeheure Felsblöcke aufgehalten, sich schäumend und sprudelnd in ein wunderschönes Thal hinabstürzten. Der Strom konnte nicht ohne große Schwierigkeiten überschritten werden. Man fand eine passende Stelle, auf welcher der Uebergang versucht wurde. Die Kavallerie und Infanterie gelangten ohne Gefahr hinüber, als aber die Reihe an die Artillerie kam, stürzte eine Kanone nebst der Laffete in den Strudel und konnte nur nach einer Arbeit von mehreren Stunden wieder herausgebracht werden. Die Gefangenen und das ganze Gepäck wurden höher hinauf an einer andreen Stelle übergesetzt.

Der General war bei der tiefer gelegenen Uebergangsstelle geblieben und war bei der Auswindung der Kanone thätig, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten und ein weißer Körper, gefolgt von einem schwarzen, in den schäumenden Wogen des Bergstromes mit der Schnelligkeit des Blitzes vor unseren Augen vorübergerissen wurde. Es war die junge Tscherkessin und ihr Wächter. In der Mitte des Flusses angelangt, hatte sich das schöne Kind von seinem Pferde geworfen. Sogleich war ihr der treue Begleiter gefolgt, um sie zu retten. Zwanzigmal war er auf dem Punkte, von den Wogen verschlungen oder gegen die Felswände geschleudert zu werden, bevor er sie erreicht hatte, und als er sie endlich mit starker Hand gefaßt hatte und im Begriff war, sie ans Ufer zu ziehen, stieß sie ihn zurück und entschlüpfte ihm aufs neue. Einmal, von einer Art erhabener Wuth gegen ihren Verfolger erfaßt, umschlang sie seinen Körper und versuchte es, ihn mit sich auf den Grund zu ziehen. Wir waren Zeugen dieses furchtbaren Kampfes. Der Tscherkesse, ein junger kräftiger Mann von athletischer Körperbildung, wäre fast das Opfer seiner Treue geworden, da er lieber untergehen, als seine ihm anvertraute Beute fahren lassen wollte. Das junge Mädchen, eine schlanke und zartgebaute Gestalt, aber von einer seltenen moralischen Energie und einem unbeugsamen Willen, wollte ihrerseits lieber sterben, als in der Gefangenschaft leben. Aller Blicke waren auf die beiden Kämpfenden gerichtet; Alle hielten ihren Athem an; kein Wort, kein Schrei, keine Bewegung verrieth die innere, aufs höchste gesteigerte Theilnahme. Der Tscherkesse konnte sich nur mit der größten Anstrengung von der gewaltsamen Umschlingung des jungen Mädchens losmachen. In einem dieser verzweifelten Augenblicke ließ er sich seine Beute wieder entschlüpfen. Sie fiel und verschwand unter den Wellen, um jedoch gleich darauf wieder an die Oberfläche zu kommen. Jetzt faßte sie der Tscherkesse bei ihren langen Haaren und schleppte die von Ermüdung Erschöpfte an das Ufer des Flusses. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gedauert.

Aehnlich den schönen Marmorstatuen, welche uns von den antiken Meistern erhalten sind, um die modernen Künstler in Verzweiflung zu setzen, stand die junge Tscherkessin zitternd, aber nicht besiegt, auf dem steinigen Flußufer. Ihr Schleier hatte sich während des Kampfes gelöst und war durch den Fluß fortgerissen worden; so wurde ihr schöner Körper nur von einem weißen und durch die Nässe sich fest um alle Formen legenden Hemde bedeckt. Ihr schwarzes Haar fiel über ihre Brust und Hüften in langen Wellen herab; ihre schönen, schwärmerischen Augen waren fortwährend auf den Fluß gerichtet und schienen mit einer Art von sehnsüchtiger Verzweiflung in den rauschenden Abgrund zu starren.

Der General Saß näherte sich der jungen Tscherkessin und betrachtete sie einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich gegen einen der uns verbündeten Tscherkessen und fragte: „Wieviel russische Gefangene würde der Feind gegen das junge Mädchen eintauschen?“ — „Sechs“ — antwortete der Tscherkesse. „So nehmt sie“ — sagte der General — „und bringt mir morgen sechs russische Gefangene.“ Der Tscherkessen-Anführer nahm die rechte Hand des Generals in die seinige, führte sie an die Stirn und küßte sie darauf als Zeichen des Gehorsams und der Dankbarkeit. Indem die junge, stolze Bergbewohnerin vor dem General vorbeiging, maß sie ihn mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und hüllte sich in einen neuen Schleier ein. Darauf verschwand sie aus unseren erstaunten Blicken.

Am anderen Morgen erschienen die sechs russischen Gefangenen, welche zur Auswechselung bestimmt waren, im Lager. Unsere Expedition gegen den Stamm der Abessescheffen wurde nicht ohne große Verluste beendet. Wir wurden fortwährend durch die unermüdlichen Bergbewohner beunruhigt, so daß wir in stetem Kampfe begriffen marschiren mußten. Erst als wir den Ausgang der Berge erreicht hatten und in das offene Feld gelangten, hörte ihre Verfolgung auf, bis wir endlich in unsere Kantone und Festungen nach einer Abwesenheit von zehn bis zwölf Tagen zurückkehrten.

Norwegen.

Heinrich Wergeland's Denkmal.

(Nach dem Aftonblad.)

Es ist bekannt, daß Heinrich Wergeland, der geistvolle norwegische Dichter und Schriftsteller, es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, den Bekennern des jüdischen Glaubens, welche die norwegische Verfassung vom Lande ausschließt, die Aufnahme und gleiche bürgerliche Rechte zu erkämpfen. Ein Theil der in Stockholm befindlichen jüdischen Gemeinde, und namentlich die jüngeren Glieder derselben, machte daher nach des Dichters Tode (1845) den Vorschlag, dem um das Schicksal ihrer Glaubensgenossen so hochverdienten Manne auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten. Die Gemeinden in Gothenburg, Norrköping und Kopenhagen betheiligten sich bei dem ehrenvollen Unternehmen, und es wurde nach Thiewitz's Zeichnung und Salmson's Modellen ein gußeisernes Denkmal in Form eines gothischen Tempels angefertigt. Die Vorderseite des bereits vollendeten Kunstwerkes trägt die Inschrift: „Henrik Wergeland — geb. 1808, gest. 1845 — der unermüdliche Kämpfer für Freiheit und Recht“; auf der Rückseite liest man: „Die dankbaren Juden außerhalb Norwegens Gränzen errichteten ihm dieses Denkmal 1847.“ Im Innern des Tempels ist die wohlgetroffene Büste des Dichters aufgestellt.

Da die norwegischen Gesetze den Errichtern des Denkmals den Eintritt in Norwegen verweigern, so ereignete sich der eigenthümliche Fall, daß die feierliche Einweihung desselben nicht am Orte der Bestimmung erfolgte, sondern daß man, vor Abgang desselben in Stockholm selbst neben der Fabrik, in welcher es gegossen worden, dem Andenken des hingeschiedenen Sängers und Menschenfreundes ein Fest feierte.

Dieses Fest erhielt durch die dabei stattgefundenen Reden, welche die wichtige Tagesfrage der Emancipation der Juden nicht unberührt lassen konnten, einen so allgemeinen Charakter, daß eine nähere Schilderung desselben auch außerhalb der Gränzen Skandinaviens wohl auf Theilnehmer rechnen darf.

Nach Enthüllung des Denkmals trat zuerst ein Mitglied der jüdischen Gemeinde, Herr Lippmansson, auf, der in einer effektvollen Rede die Verdienste des Verstorbenen um die Anregung der Judenfrage, die auf seine Wirksamkeit sich stützenden Hoffnungen und die Trauer über seinen Tod schilderte, woran er endlich Wünsche für einen glücklichen Erfolg seines Strebens anknüpfte. Er sagte unter Anderem: „Es gehört, Gott Lob, nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen, daß Christen — in der wahren Bedeutung des Wortes — mit Edelmuth in die Schranken treten, um den Juden die ihnen verweigerten Rechte zu erkämpfen. Namen, wie die eines Krug, Oetvös, Streckfuß, Steinacker und endlich Wergeland, glänzen als leuchtende Sterne am Himmel der Gewissensfreiheit, und auch unser Vaterland birgt solche ehrenhafte Streiter in seinem Schooß. Bei ihrem Auftreten erfüllt sich der Israeliten Herz mit hoffnungsvoller Erwartung; doch es fragt sich: Sind auch die Waffen dieser Kämpfer von der Kraft der Alles durchdringenden Wahrheit hinlänglich scharf, um sich einen Weg zu bahnen zu den Herzen, um welche der Haß, die Zwietracht und das Vorurtheil einen so starken Panzer schmieden konnten? Werden endlich die Menschen zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rechte des Menschen einen edleren und älteren Ursprung haben, als die des Bürgers? Wird es die Welt endlich beherzigen, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, und daß Verschiedenheit der Religion dieses edle, von Gott stammende Zeichen an seiner Stirn nicht in ein Kainszeichen verwandeln darf? Wie lange wird noch die Religion, welche das Scepter der Liebe führt und sich eine Tochter der jüdischen nennt, diejenigen Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, welche die ehrwürdige Mutter nicht verlassen wollen, stiefmütterlich behandeln? .... Verdient schon jedes ernste, eifrige Streben für unsere Sache unsere innige Dankbarkeit: so war wohl die fast unerhörte Ausdauer, welche Wergeland bis zum letzten Augenblick seines Lebens an den Tag legte, ganz vorzüglich geeignet, uns mit der höchsten Bewunderung zu erfüllen. — Schon auf das Krankenlager geworfen, flocht er mit zitternder Hand die unverwelklichen Kränze, welche er „der Jude“ und die „Jüdin“ *) nannte. Sterbenden Blicks zeigte er mit erstarrendem Finger auf den Fleck, der noch von früher Zeit her auf dem spiegelblanken Schilde der norwegischen Constitution haftet, und mit dem letzten Sandkorn des Stundenglases seines Lebens suchte er denselben abzuwischen, doch — der Sand lief zu Ende — über der Asche ruht das Monument — Wergeland ist nicht mehr!

Hierauf hielt der Probst Afzelius eine Rede, worin er daran erinnerte, wie sich die Weltereignisse oft aus einem kleinen, Vielen unbemerkten Anfange entwickeln, sofern in dem zarten Keime die Lebenskraft ruht, welche allein über Zeit und Vorurtheile siegt, nämlich Wahrheit und Menschenliebe. So erschiene ihm das Fest, welches so Viele um das treffliche Denkmal versammelte. Er schilderte die früheren Verfolgungen der Juden, Wergeland's Wirksamkeit für ihre Sache in Norwegen u. s. w.

Alsdann trat der norwegische Staatsminister Due auf und hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Rede, welche etwa folgendermaßen lautete: „Als ein Landsmann Heinrich Wergeland's, als derjenige, welcher sein ausgezeichnetes Dichtertalent hochschätzte und zugleich mit lebhaftem Interesse seinen Bestrebungen für Menschenwohl, Aufklärung, Freiheit und alle wichtigen Fragen seines Vaterlandes folgte, kann ich nicht ohne Rührung dieses Denkmal betrachten, welches bald sein Grab zieren soll.

„Es ziemt mir nicht, den zu früh Dahingeschiedenen hier dadurch zu ehren

*) Zwei seiner berühmtesten Dichtungen, welche in Norwegen sehr populair geworden.

daß ich mich über seinen Werth als Mensch und Dichter verbreite; auch wird dieses nicht, wenigstens in dieser Versammlung, gefordert werden, denn eben hier ist die Bedeutung des jetzt enthüllten Denkmals so wahr als schön geschildert worden und Wergeland's Namen ward eine eben so begründete als ehrenvolle Huldigung. Indem ich dafür meinen wärmsten Dank ausdrücke, bitte ich nur um die Erlaubniß, einige Worte an diejenigen richten zu dürfen, welchen dieses Denkmal sein Entstehen verdankt, an diejenigen, welche auf eine für den heimgegangenen Landsmann so ehrende Weise seine letzte Ruhestätte schmücken.

„Edel und uneigennützig war die Bewegung, welche Heinrich Wergeland dazu antrieb, mit der ganzen Fülle seines treuen Herzens die Emancipation der Juden in Norwegen zu umfassen und, wie für eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens, thätig zu seyn für die Aufhebung einer dem wahren Christenthum und den allgemeinen Menschenrechten widerstreitenden Bestimmung in unserem Grundgesetz — einem Grundgesetz, welches in allen anderen Beziehungen den Geist der Freiheit und Gleichheit, die Humanität und Liberalität so innig athmet.

„Edel und uneigennützig, wie dieser Beweggrund, ist auch der Beweis von Erkenntlichkeit, wovon dieses Denkmal so deutlich Zeugniß giebt. — Heinrich Wergeland legte einen Keim, welchem der Himmel seinen Segen nicht vorenthalten wird. Schon konnte er mit liebreicher Hand die zarte Pflanze, welche trotz des unfruchtbaren Erdreiches freudig aufwuchs, pflegen; schon stützte er selbst, und mit ihm viele Rechtschaffene, den schwankenden Stengel, aber — der Herr über Leben und Tod setzte ihm mitten in der Arbeit ein Ziel, es wurde ihm nicht vergönnt, die Frucht reifen, den Rostfleck auf unserer Verfassung blankem Schilde abgewaschen zu sehen. Nicht das erreichte Ziel, nicht das vollendete Werk wird also hier belohnt; es ist der hohe, sittliche Gedanke, das rastlose Wirken, der gute, feste, kraftvolle Wille für eine große, edle Sache, die anerkannt und geehrt wird. — Wenn die Juden ihrem warmen Lobredner in Norwegen, dem ihnen persönlich unbekannten Heinrich Wergeland dieses Denkmal errichten, so hat eine solche That ein Anrecht auf doppelte Anerkennung. Ich spreche dies von ganzem Herzen aus und benutze mit Freuden diese Gelegenheit, um sowohl in meinem eigenen Namen, als in demjenigen der meisten meiner aufgeklärten, vorurtheilsfreien Landsleute unsere Erkenntlichkeit für diese Art und Weise, womit sein Gedächtniß geehrt wird, zu bezeugen.

„Ich verbinde hiermit den persönlichen aufrichtigen Wunsch, es möge die Zeit nicht mehr fern seyn, wo sich der Jude, nicht gehemmt durch ein intolerantes Gesetz, als norwegischer Bürger, frei in meinem freien, glücklichen Vaterlande bewegen kann.

„Auf norwegischem Boden — auf der Stelle, wo dieses Monument sich erhebt, wird es nicht länger den Juden verbannen, damit er neben dem Kranz, den der Normanne seinem Lieblingssänger flicht, seinen eigenen legen dürfe für den Menschenfreund, den Judenfreund, Heinrich Wergeland."

Mannigfaltiges.

— Schwarze und Weiße. Unsere Leser werden sich noch der leider eben so wahren, als ergreifenden Schilderungen erinnern, die unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, in diesen Blättern von der mit dem Sklavenhandel verbundenen Noth, List und Grausamkeit der Verschiffung afrikanischer Neger nach den Kolonieen gegeben hat.*) Von mehreren Seiten ward nach Veröffentlichung dieser mit großem Beobachtungs- und Darstellungstalent abgefaßten Skizzen dem Verfasser der Wunsch zu erkennen gegeben, einerseits von ihm zu erfahren, was aus dem Sklavenschiffe, dem räthselhaften, mulattischen Superkargo, dem nichtswürdigen französischen Capitain, dem alten ehrlichen Thomson und den beiden heroischen Negerkindern, Jupiter und Venus, geworden, und andererseits die graphische Darstellung des Negerlebens in Zanzibar und des Sklavenlebens auf dem „Satan" durch eine Schilderung des Koloniallebens vervollständigt zu sehen. Diesem Wunsche ist der Verfasser nachgekommen, indem er so eben in der jungen, thätigen Verlagshandlung von Franz Schlodtmann in Bremen eine Sammlung seiner Skizzen aus Bourbon unter dem Titel „Schwarze und Weiße" herausgegeben.**) Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch sehr bald eine große Verbreitung finden und seinem Verfasser auch noch in anderen Leserkreisen, als dem unserer Zeitschrift, den wohlverdienten Ruf eines anziehenden Erzählers verschaffen werde.

Der neu hinzugekommene Theil des Buches, welcher „Kolonialleben" betitelt ist, führt den Leser auf ein dem deutschen Publikum größtentheils noch ganz unbekanntes Gebiet: in die französische Kolonie der Insel Bourbon, die, wenn sie auch mancherlei Gemeinsames mit englisch-westindischen Kolonieen hat, doch viele unverkennbar eigenthümliche Züge darbietet, welche auf ihre Verwandtschaft mit dem Mutterlande und dessen Corruptionen nur allzu sehr hinweisen. Solche Kreolen und Kreolinnen, das wird man zugeben, können weder aus englischem, noch aus holländischem, noch aus sonst einem nord-europäischen Blute entsprossen seyn, das sich auf der anderen Hemisphäre in dort gezeugten Kolonieen fortsetzt; sie tragen vielmehr die Kennzeichen ihrer südlich-romanischen Abkunft an der Stirn, gleich den jetzt von einem Häuflein Yankees in die schimpflichste Flucht geschlagenen Mexikanern. Die Kreolen haben alle Fehler ihrer europäischen Vorfahren, ohne deren Tugenden zu besitzen, die, besonders in tropischen Klimaten, eben so wie ihr physischer Knochenbau, erschlaffen und degeneriren. Erst jetzt beginnt Frankreich endlich, und zwar der bevorstehenden Sklaven-Emancipation wegen, ernstlich daran zu denken, daß der moralische Unterricht sich mehr in seinen Kolonieen verbreite und daß die Geistlichkeit derselben aus würdigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Männern bestehe. „Noch vor wenigen Jahren", sagt Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, „schickte man fast ausschließlich nach den Kolonieen diejenigen Priester, die von den Bischöfen aus den vaterländischen Diöcesen als Taugenichtse entlassen waren. Zu oft waren es leidenschaftliche Menschen, die deshalb Strafe erleiden mußten, weil sie sich Ausschweifungen hingegeben hatten. Bei solchen Lehrern der Moral durfte schwerlich gegen die Immoralität Schutz vorhanden seyn .... Die wahre Religion und ihre Wohlthaten werden also erst jetzt in die französischen tropischen Niederlassungen eingeführt."

Mit der allgemeinen Charakterschilderung der französischen Kreolen und des Koloniallebens überhaupt geht in diesem Theile des Buches die besondere Geschichte des Barons von Gaitar — welcher niemand anders ist, als der uns bekannte mulattische Superkargo — seiner Frau Gemahlin, des Jupiter und der Venus, so wie der übrigen aus dem Schiffbruche des „Satan" geretteten Personen Hand in Hand. „Durch die stets beigefügte, öfters auf Thatsachen beruhende Analysis der Charaktere in ihrer psychologischen Entwickelung wird die Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit ein Leichtes." Allerdings klingt Manches in diesen Erzählungen unglaublich, aber mit Recht bemerkt der Verfasser, daß oft dem Unglaublichen nichts näher liege, als das buchstäblich Wahre.

Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, der, eben so wie sein Name, von deutscher und französischer Abstammung zugleich ist, hat Gelegenheit gehabt, das Kolonialleben der Franzosen recht gründlich kennen zu lernen, da er mehrere Jahre lang Herausgeber des Moniteurs der Insel Bourbon war. Als Fortsetzung seines gegenwärtigen Werkes, welchem als gelehrter Anhang zwei geographische Abhandlungen über die Inseln Bourbon und Madagaskar beigegeben sind, hat uns der Verfasser aus einem anderen Theile seiner persönlichen Beobachtungen eine Sammlung „Pariser Corruptions-Skizzen" versprochen, denen wir, da sie gewiß nicht minder naturwahre Schilderungen wie die Kolonialskizzen enthalten werden, mit gespannter Erwartung entgegensehen.

— Der italiänische Zollverein. Bereits vor mehreren Jahren (1841) wurde von den französischen National-Oekonomen de la Nourais und Bères, welche über den deutschen Zollverein und dessen wohlthätige Einwirkungen auf die Nationalgesinnung und die Nationalwohlfahrt Deutschlands geschrieben hatten, darauf hingewiesen, daß ein ähnlicher Zollverein in Italien auch dort ähnliche wohlthätige Folgen haben würde. Von dem richtigen Gedanken einer Aufhebung aller Zollgränzen zwischen solchen Staaten ausgehend, welche durch viele gleichartige oder sich ausgleichende Interessen auf einander angewiesen sind und sich daher gegenseitig in ihrem Wohlstande nur heben können, predigten die genannten französischen Publizisten nicht, wie Herr Cobden, oder sein Landsmann, Herr John Prince Smith, den sogenannten freien Handel, der nur den Engländern und einigen Hansestädten von entschiedenem Nutzen seyn würde, sondern einen wirklich freien Handel, wie er durch Associrung der europäischen Länder zu verschiedenen großen Zollsystemen auf naturgemäße Weise zu erreichen wäre. Unter diesen Systemen verstanden sie, außer dem deutschen, welches ganz Deutschland in Vereinigung mit Holland und dessen Kriegsflotte bilden würde, und dem obgedachten italiänischen, auch die folgenden: einen französischen durch die Zollvereinigung von Frankreich mit Belgien, der Schweiz und Savoyen; einen pyrenäischen durch die Zollvereinigung von Spanien und Portugal; einen ungarisch-transdanubischen durch die Zollvereinigung von Ungarn, Slavonien, Serbien, den Fürstenthümern Moldau und Wallachei bis zu den Donaumündungen (Deutsch-Oesterreich würde dem deutschen und das lombardisch-venetianische Königreich dem italiänischen Zollverein angehören); einen skandinavischen u. s. w. Daß die Ausführung dieser Idee, so viele historische und politische Gränzscheiden ihr auch im Wege stehen, doch näher liege, als die des Herrn Cobden, beweist der kürzlich (am 3. November) zwischen dem Kirchenstaat, Sardinien und Toskana abgeschlossene Zollvereins-Vertrag, welchem beizutreten auch der König von Neapel und der Herzog von Modena eingeladen worden, und beweist die in Deutschland, trotz der neuen Zwietrachtssaaten, welche die Herren Freihandelsmänner ausstreuen, immer stärker werdende Ueberzeugung, daß nur durch Einigkeit, und zwar auch der materiellen Interessen der verschiedenen deutschen Staaten, die gewünschte nationale Selbständigkeit zu erlangen sey. Unter den Italiänern hat jenes Voranschreiten der „Principi riformatori", wie jetzt der Papst, der König Carlo Alberto und der Großherzog Leopold II. genannt werden, die allgemeinste und einmüthigste Begeisterung im Innern des Landes, wie in den Seehäfen erregt, die ihr Interesse von dem des ersteren nicht trennen wollen. Allerdings würden Livorno und Genua vielleicht eben so gute Geschäfte, wie Hamburg und Bremen, machen, wenn sie ihre eigene, von den Bedürfnissen des übrigen Italien sich absondernde Handelspolitik befolgten; bei dem einmüthigen Nationalgefühle jedoch, welches jetzt das ganze Land durchströmt, würden es Herr Cobden oder Herr John Prince Smith vergebens versuchen, dort auch einen sogenannten Freihandelsverein im englischen Interesse zu begründen.

*) Nr. 39 bis 43 des Magazins von d. J.

**) 1 Band, 291 S. in 8. mit dem Motto: Per me si va tra la perduta gente.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 144. Berlin, Donnerstag den 2 Dezember 1847.

Italien.

Ruth's Geschichte der italiänischen Poesie.

(Zweiter Band.)*)

Von diesem für die Entwickelung italiänischer Poesie und italiänischen Nationalsinnes, als dessen klarste Offenbarung der Verfasser voll geschichtlich durchgebildeten Sinnes die Literatur des Volkes faßt, gleich bedeutsamen Werke ist so eben der zweite Band erschienen. Vom ersten Bande, der die Keime italiänischer Poesie vor uns entwickelt, bis aus ihnen die Götter des Prodromus, der krafterzeugte, aber unnationale, gelehrte Dante und der gleich gelehrte, formenselige Petrark, hervorgehen, ist in diesen Blättern zur Zeit eine Anzeige gegeben worden.**) Von dem zweiten, uns in den Tempel echter Nationalität, in Charakter und Poesie des italiänischen Volks einführenden und deshalb wichtigeren Theil, so wie von dessen subjektiv erfreulichem, wenngleich objektiv meist trostlosem Inhalt, wollen wir hier die Grundzüge einfachst darzulegen versuchen.

In der meist als Stillstand in Politik und Poesie betrachteten, vom Verf. als Bildungsschule der Nationalität, aus den geltenden Elementen früherer Jahrhunderte heraus, dargestellten Zeit von 1370—1470 sehen wir aus dem Neidstreit der Städte ein Volk von Unterthanen einerseits hervorgehen, das aller Nationalliebe beraubt ist, und andererseits sich eine handelsmächtige Aristokratie auf den Trümmern des seiner staatlichen Macht beraubten Italiens blähen, die als gelehrt gebildete Kaste und im Besitz der höchsten Staats- und Kirchenstellen, für Kunst und Wissenschaft begeistert strebt, ohne darum einen anderen Einfluß auf die Poesie zu üben, als den literarischen Ruhm zur Nationalsache zu machen. Diese gelehrte aristokratische Partei sehen wir auch in der ganzen italiänischen Poesie sich vom Volke trennen, das durch die, die Religiosität untergrabenden Laster der Kirche entsittlicht und dadurch zur ungebundensten, sinnlichsten Frivolität geführt ist und das, unfähig, das Heilige zu fassen, entweder excentrisch wird oder sich zur schmähsüchtigsten Satyre wendet, vor der nichts Wahres und Ernstes außer der Sinnlichkeit besteht. Wie in diesem Zeitraum jene aristokratische, grammatisch-gelehrte, vom Alterthum getragene und in dessen Form gefesselte Dichterpartei sich, da der neue Gehalt jener unausweichbaren, in der Nachahmung erstorbenen Form des Alterthums nicht homogen war, in meist lateinischem, leeren Wortschwall verliert, bis sie in Nachfolge des Boccaccio zu freier, selbst in sich lebendiger, schöpferischer Vereinigung beider Seiten, durch den Vernichter der tödtlich lastenden Herrschaft des Aristoteles, Lorenzo de' Medici, hier in Anerkenntniß der schönen Wahrheit im Alterthum als des allein Nachahmungswürdigen, dort im Gegengewicht gegen die verfließende Schwärmerei der Troubadours zur Natur und zum echten Geschmack zurückgeführt wird: so sehen wir auf der anderen Seite das sich überlassene und wenngleich in ängstlichster, starrer Nachahmung des formenschönen Petrark's nicht minder in der Form befangene, doch die moderne Empfindungsweise geltend machende Volk, wie die Sprache selber, so in roher Kraft sich seinen poetischen Charakter bilden. Das ohne Petrark's feinen Witz und formelle Harmonie aus seinem Nachlaß aufgenommene Sonnett wird zur meist frostigen, gedankenleeren Form alles Denkens und Fühlens: der unglaublichste Enthusiasmus des Volks für diese Form korrespondirt mit der zahllosen Menge von Sonnettdichtern, neben denen die wenigen Dichter freierer, echt poetischer Volkslieder sich nur wenig Geltung zu schaffen vermögen. Neben dieser formellen Excentricität, in der der wahre Gehalt erstarb, bildet sich die im italiänischen Charakter tiefbegründete, durch die Laster der Kirche, wie durch den Neid der Staaten, durch den politischen, wie geistigen Druck des Volks ins Leben gerufene Satyre, die wir, durch Pulci selbständig gemacht und bald durch Burchiello, der ihr einen unauslöschlichen Charakter auf lange Zeit aufdrückte, zur hämischen, burlesken Personalsatyre gesunken, in solcher allgemeinen Herrschaft finden, daß nur, was den Hauch solcher ironisirenden Satyre aufzunehmen fähig war, volksthümlich zu werden vermochte. Darum wird die gleichfalls als Form für jede Denkweise aus dem Nachlaß der großen früheren Dichter aufgenommene, an sich schwankhafte, satyrische Novellenform völlig italiänisirt, echt national und allgemein herrschend. Sie zeigt sich in der uns vom Verf. vorgeführten Bildungsgeschichte dieser Form als aus der Fremde, aus den Fabliaux der Troubadours hervorgegangen, die den aus Bidpai's Hitopadesa, den „von mehreren Verfassern zusammengeschriebenen" gestis Romanorum, der Geschichte der sieben weisen Meister, der disciplina clericalis u. dgl. m. entnommenen Stoff ohne den orientalisch-didaktischen Zug und ohne den naiven Wunderglauben der Frühzeit vielmehr in ironisirender, üppig ausmalender, erotisch-galanter Weise behandelten Stoff nach Italien hinübertrugen, wo in frischer Volksthümlichkeit der Italiäner ihn zum buntesten Gemisch durch einander arbeitete, in dem alle Elemente des Mittelalters in einander gährten. Wir sehen die italiänische Novelle zuerst (Cento novelle) noch gläubig dem fremden Stoff sich anschließen, dann bald lebendig, schwunghaft, voll tiefer Menschenkenntniß (Boccaccio), bald anakreontisch-scherzhaft, anmuthig, satyrisch (Sacchetti), bald zügellos-üppig und entsittlicht behandelt werden, wie in San Giovanni's Pecorone; wir verfolgen sie zu stets zügelloserer Unsittlichkeit und Gemeinheit und sehen sie erst im Masuccio wieder steigen, aber beißend-satyrisch, im Cinthio scheußlichst-grausig, im Grazzini lustig-burlesk werden und sie weiter und weiter als Nachahmung der Nachahmung kraftlos verfallen, wie denn nach Straparola alle späteren Novellisten diesen nachahmen oder nur abschreiben.

In diesen Gegensatz der gelehrt trocknen zur bald faden, bald ausschweifend sittenlosen Volks-Poesie tritt der überall geistig gleich hohe, nach allen Seiten gleich mächtig anregende, dem Jahrhundert seinen Namen gebende, vom Verfasser des breitesten trefflich geschilderte Lorenzo de' Medici erhebend und versöhnend hinein. Wie er durch seine warm- und tiefgefühlten Liebessonnette die gefeilte Formenstarrheit der Petrarchisten belebt, durch seine einfachen, höchst poetischen, im hohen Sinne echt volksthümlichen Lieder, wie durch sein Simposio, das die höhere Satyre einführte, die Volkspoesie aus dem Schlamme der Gemeinheit zu freierer Schönheit erhebt, andererseits durch die Stiftung der Platonischen Akademie die aristotelische Hemmkette brechend und auf die Natur und Wahrheit im Alterthum als das Nachahmungswerthe, im Gegensatz zur Form, hinweisend, die gelehrte Partei, aus ihrer Isolirung heraus, dem Volke näher führt, so sehen wir ihn selbst in Bezug auf die noch unausgebildetere dramatische Kunst einen ähnlichen Prozeß vollführen, indem er antike Götter in die aus den Mysterien hervorgegangenen burlesken Farcen, zu höherer Veredelung dieser, einführte. Aus den in kirchliche Prozessionen anfangs verflochtenen, biblischen Mimen sehen wir in der vom Verfasser gegebenen Bildungsgeschichte des Theaters, nachdem den allegorischen Personen der Mimen Dialoge gegeben waren, sich die Mysterien entwickeln, die mit der Entwickelung des italienischen Nationalsinnes zu eben jenen lustigen Farsen werden, die den Teufel als Possenreißer zeigen, wiewohl in ihnen der das Heiligste mit dem Possenhaftesten vermischende Inhalt weniger, als die pomphafteste äußere Ausstattung, Hauptsache war. Daneben gehen aus den Mysterien die allegorischen Moralitäten hervor, in denen doch schon eine Art von Plan steckt, aus denen weiter dann das sechsaktige Drama sich leicht herausbildet, das, von der gelehrten Partei der Alten streng nachgeahmt, formell kalt wird, während das Volk aus den burlesken Farcen seine Volkskomödie herausbildet. Wir sehen den neidischen Eifer der italiänischen Städte, ihr Theater möglichst glänzend und pomphaft herauszustatten, wir sehen in Ferrara das lateinische Drama mit Enthusiasmus gepflegt, in Rom die Posse als ein höchstes Interesse herrschen, in Mantua das erste stehende Theater zugleich mit dem ersten italiänisch geschriebenen Drama (Poliziano's Orfeo) entstehen, aber wir fühlen es dem italiänischen Charakter ab, daß hier das Drama nie über die Vollendung der Form hinauszukommen, sich nie zu dem tiefen Ernste, dem Pathos der Tragödie zu erheben vermag, vielmehr stets leichtfertig, lyrisch und ohne die tragische Modellation des Charakters bleiben muß.

Nach der folgenden Charakteristik der vielbethätigten Dichter, die Lorenzo's Geist in seinem näheren Kreise anregte, der Brüder Pulci, Poliziano, Benivieni, bei denen die Gelehrsamkeit manche echt dichterische Wärme unter der hemmenden Form erstarren und ersticken ließ, führt der Verfasser uns im dritten wichtigsten Abschnitt zur Blüthenzeit italiänischer Nationalpoesie im 16ten Jahrhundert, da der leider einseitige Volksgeist aus mächtigsten Keimen nur einseitige Resultate zu ziehen vermochte.

Aus der gänzlichen politischen und sittlichen Vernichtung Italiens, da einerseits das Nationalgefühl als Grund einer in sich nothwendigen Poesie fehlte, andererseits, bei alleiniger Geltung der Sinnlichkeit, der kritische Zeitgeist in Allem nur eine in einem Alles bespöttelnden Geiste, in Religions- und Gefühlsverachtung sich offenbarende Nichtigkeit sah, sehen wir eine äußerlich aufgenommene, darum des wahren Gehaltes entbehrende, von außen entlehnende, andererseits den Ernst jeder Lebenswahrheit mit spöttischer Ironie über-

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.
**) Vgl. Nr. 44 des Magazins von 1844.

hauchende Poesie hervorgehen, die überdies noch durch die nur äußerliche Kritik der rein formell bildenden und da noch in lächerliche Spielereien versinkenden vielen Dichterakademieen gehemmt wird. So sehen wir denn auch das in dieser Zeit nach und aus der Kritik sich unzweideutig entwickelnde Epos, da es, auf der in Ritterthum und Liebe sich realisirenden, ahnungsvollen Sphäre basirend, im unritterlichen, unreligiösen und unsittlichen Italien nicht erwachsen konnte, den Stoff aus der Fremde entlehnen, dagegen durch die alles Wahre und Hohe ironisirende Behandlung — der sich selbst die aus früherem kindlichen Glauben entsprungene, aus der Fremde gleichfalls aufgenommene und streng nachgeahmte Form der frommen Ein- und Ausgänge nicht entziehen kann — echt national werden. Nur Bojardo lebt sich noch ganz in den mittelalterlichen Gehalt des von den Troubadours überlieferten, aus den Karlssagen, aus Fabliaux, aus orientalischem und mythologischem zusammengearbeiteten, epischen Stoff, mit kindlichem Glauben und eigenem ritterlichen Gemüthe hinein, aber bleibt deshalb gerade ganz unnational. Im Anfang freilich sehen wir noch ein innigeres Anschließen des italiänischen Epos (la Spagna) an den in den Reali di Francia vereinigten fremden Stoff, aber Pulci befreit es von der Nachahmung des Französischen, indem er ihm, neben der bunten, phantastischen Verwirrung des Stoffes, jenen bei ihm freilich nur erst noch den spekulativen Theil des Gedichts treffenden, Alles ironisirenden Spott aufprägt, als ein Vorbild für alle Folgenden. Freilich sehen wir diese durch Pulci's trefflich charakterisirten, echt originalen „Morgante", wie durch Cieco's einheitslosen „Mambriano", gegebene Manier von dem gelehrten Bojardo verlassen, der, hineingelebt ins Ritterthum, in dessen Geiste aus eigener Kraft schafft, der aber andererseits auch durch die bunte, phantastische Verwirrung seines Gedichts, in der Alles vom historischen Boden losgerissen und ins Reich der Phantasie versetzt, Alles zufällig erscheint, den bleibenden Charakter des italiänischen Epos, als einer phantastisch verknüpften Reihe von Novellen, ausbilden half. Alle diese nationalen Elemente der Behandlung, die phantastische Verwirrung und den ironischen Hauch über Allem, sehen wir endlich bei Bojardo's empfindungsarmem, in Stoff und Behandlung unoriginalem Fortsetzer Ariosto, dessen verliebter, arbeitscheuer, üppiger und niedriger Charakter, der mit des Dichters Werken nur den materiellen Lohn erstreben wollte, der auch sein vielbesprochenes Verhältniß zum Ippolito von Este von einer neuen Seite fassen läßt, vom Verfasser anschaulichst vorgeführt wird, zu der für immer national bleibenden Form des Epos verarbeitet werden. Wenn wir aber die bunte Verwirrung, die fast widerliche Schmeichelei gegen die Fürsten, die bei ihm den plastisch handelnden Theil des Gedichts treffende Ironie, welche die Vergangenheit als ein des Spottes werthes Ueberwundenes zeigt und allen tieferen Gehalt völlig zerstört, endlich den Stoff, als aus Bojardo und in Details aufs gröbste aus dem Alterthum entlehnt, in seinem Gedicht als völlig unoriginal beanspruchen müssen, so bleibt, als ihm allein gehörig, nur die Anmuth in der Ausmalung der Details und in der Sprache.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

(Schluß.)

Schmucke, der mit heimlicher Angst diesen Gemüthszustand beobachtete, freut sich kindisch, als er von ein paar reichgewordenen Deutschen als Landsmann zu einem Hochzeitsfest eingeladen wird, weil er hofft, seinem Freunde dadurch eine Zerstreuung zu verschaffen. Pons läßt sich auch bereden, mitzugehen; es entwickelt sich aus der ersten Einladung eine Reihefolge von Diners und Festen, die dazu beitragen, seine herabgestimmten Nerven wieder zu beleben. Mittlerweile kommt auch sein Vetter, der Präsident, um ihn wegen der erlittenen Beleidigung um Verzeihung zu bitten; Frau und Tochter hatten die Ursache vom Wegbleiben des armen Vetters nicht verheimlichen können, der Präsident war sehr erzürnt über diese kleinliche Grausamkeit der Frauen gewesen; Familiensinn und Gerechtigkeitsgefühl führten ihn zu Pons. Dieser ist so hoch erfreut und überrascht durch den seltenen Besuch, daß er alle Kränkung vergiebt und vergißt; sein gutes Herz treibt ihn sogar dazu, seinen Beleidigerinnen mit Wohlthaten zu vergelten und für die unbegehrte Tochter der Präsidentin eine vortheilhafte Heirat mit einem der reichen jungen Deutschen in Vorschlag zu bringen!

Ein wesentliches Moment des Sittenromans wird durch diese Ehestands-Episode vertreten; die herzlose französische Berechnung, die Unzartheit der Verhandlung sind mit scheinbar unbewußter Ironie herausgehoben. Die Gutmüthigkeit des Vetter Pons ist das einzige erquickliche Element bei dieser Darstellung; er verspricht der muthmaßlichen Braut, die ihn stets gequält und verachtet hat, sie zur Erbin seiner Kunstschätze einzusetzen. Dem Freier scheint dies eine bedeutende Lockspeise zu seyn; ihm wird, als Deutschen, viel Kennerschaft zugeschrieben, und er bewirkt dadurch, daß der gute Pons von seinen eigennützigen Verwandten mit Schmeicheleien und Freundschaftsbezeugungen überhäuft wird, da seinem Einfluß allein die gute Partie der Tochter zu verdanken ist. Aber nur kurze Zeit dauert dies Glück, der Freier zieht sich plötzlich zurück, lediglich aus Caprice; er erfährt nämlich, daß die Braut die einzige Tochter ist, und behauptet, eine solche zu heiraten, sey gegen seine Grundsätze, weil sie immer als verzogenes Kind von ihren Aeltern behandelt und verdorben werde. Die Ueberraschung und Empörung der Familie kennt keine Gränzen, und da der seltsame Freier sich aus dem Staube macht, so wirft sich die Rache auf den Vetter Pons, die unschuldige Veranlassung des Vorfalls. Man beschuldigt ihn, er habe hinterlistig den angeblichen Freier ins Haus geführt, um die Familie lächerlich zu machen und sich für die frühere Behandlung zu rächen. Pons ist so bestürzt, daß er kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorbringen kann, er fühlt sich tiefer als jemals gekränkt, er wird förmlich aus dem Hause gewiesen und flüchtet sich wieder zu seinem treuen Schmucke, wo ihn alsbald ein abzehrendes Fieber befällt.

Der Freund pflegt ihn, sucht ihn zu zerstreuen, führt ihn spazieren, und die gegenseitige Liebe der beiden Alten zeigt sich so rührend, daß sie Niemand mehr Nußknacker zu nennen wagt. Pons wird immer kränker und muß das Bett hüten; die Portiersfrau hat bis dahin den beiden Greisen als geschwätzige, aber gutmüthige Haushälterin gedient, jetzt erwacht am Krankenbett plötzlich der böse Dämon ihrer Natur, die Habsucht. Seit langen Jahren ist es ihr Wunsch, reich und im Testament eines ihrer „Herren" bedacht zu werden, wie es vielen ihrer Standesgenossen geschehen ist. Sie entwickelt ihr ganzes Talent von Schmeichelei und Intrigue, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ihr Selbstlob ist unerschöpflich, und kein Mittel ist ihr zu schlecht, um sich die Herzen der beiden alten Männer zu gewinnen. Ja, obwohl im bärtigen Alter, sucht sie sogar mit dem handgreiflichsten Kokettiren gegen sie zu Felde zu ziehen. Komisch und rührend ist es, wie dergleichen abgefeimte Kunstgriffe von dem ehrlichen Deutschen mißverstanden und immer zum Besten gedeutet werden, während der erfahrnere Pons nicht ganz unempfindlich bleibt, weil durch seine Häßlichkeit jede weibliche Zuvorkommenheit für ihn ein seltenes Gut geworden ist. Indessen bleibt auch Pons festgeharnischt gegen diese Anfechtungen, aber die Tyrannei des Weibes vermag er doch nicht abzuwerfen, sie quält ihn absichtlich in seiner Krankheit und zwingt ihn, sie trotzdem laut als seine Wohlthäterin anzuerkennen, worin ihn die arglose Leichtgläubigkeit Schmucke's noch bestärkt.

Währenddeß werden die beiden Greise von dem Gewebe des ränkevollen Weibes immer enger umsponnen, sie besticht den Arzt, der jedoch noch einen Schatten von Gewissen hat und sich nicht von seiner ärztlichen Pflicht abwendig machen läßt: indessen er ist arm, seine Praxis erstreckt sich fast nur auf Dachwohnungen und Portierstuben, er lechzt schon lange nach Protection, um einen sicherstellenden Posten und reiche Patienten zu erobern, und weist deshalb die Mittheilungen, Versprechungen und Anschläge der Portiersfrau nicht ganz ab, sondern schickt sie seinem Freunde zu, einem Winkel-Advokaten, dessen Rathschläge sie theuer bezahlen muß, und der ihr hinterlistig genug dient. Er und der Arzt verabreden einen Plan, wonach sie die vornehmen Verwandten des kranken Pons von dessen baldigem Absterben, dem Werth seiner Kunstschätze und von seiner Erbitterung benachrichtigen wollen, um gegen hoch stipulirte Belohnungen denselben zur Erlangung der Erbschaft zu verhelfen, *auf* die sie nach der Mißhandlung des armen Vetters durchaus nicht mehr rechnen konnten, die, wenn es gelingt, ein etwaiges Testament zu vernichten, ihnen aber nicht entgehen kann, als einzigen Verwandten. Um sich zu vergewissern, ob der Winkel-Advokat seine Forderungen und die Verheißungen einer großen Erbschaft nicht zu hoch gespannt hat, wird nun ein anderer bewährter Sammler heimlich in die Zimmer des Kranken geführt, um seine Besitzthümer zu taxiren. Es ist dies ein reicher Jude, der längst ein Nebenbuhler des armen Pons in der Jagd auf Kunstwerke war und einen bedeutenden Handel in diesem Zweig, den die Franzosen unübersetzbar: bric-à-brac nennen, *) geführt hatte; durch den Verkehr mit Meisterwerken der Kunst hat sich in ihm eine wahre Leidenschaft für dieselben entzündet, er wird vom Autor ein Don Juan der Gemälde genannt, und es ist eine sehr gelungene Scene, als er die Schätze des kunstsinnigen Pons betrachtet, die dieser vor ihm wie einen Harem gehütet, während er ihm schon oft manchen ersehnten Besitz streitig gemacht hatte. Er schwelgt im Entzücken und bietet den Räubern des armen Pons die größten Summen für dessen Nachlaß, der außer den Gemälden, meisterhaft und köstlich von Balzac vor den Augen des Lesers ausgemalten Kabinetstücken deutscher Schulen, auch noch aus einem kleinen Museum von Elfenbein-Schnitzwerken, Dosen, Uhren und Rococospielereien besteht.

Die habsüchtige Portiersfrau hat indessen gemerkt, daß der von ihr gedungene Winkel-Advokat sie hintergeht und den Kranken, welchen sie für ihre eigene Rechnung todtärgern wollte, zur Beute der einflußreichen Verwandten machen will; sie rettet deshalb, was sie kann, aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen und überredet den geängstigten, geschäftsunkundigen Schmucke, vier der kostbarsten Bilder seines Freundes an den jüdischen Kunst-Enthusiasten zu verkaufen, um mit dem Erlös ihre Auslagen für Pflege und Unterhalt des Ersteren zu erstatten. Sie gewinnt natürlich dabei ein Bedeutendes und rächt sich durch diesen Betrug auch noch an dem treulosen Winkel-Advokaten. Der kranke Pons hört in seinem Bildersaal unheimliches Geräusch, die Sorge um seine Lieblinge treibt ihn aus dem Bett und ruft ihn zum Bewußtseyn zurück; er reißt die Thür auf, die Verräther entfliehen, aber auf den ersten Blick entdeckt er den Verlust seiner besten Kabinetsstücke und stürzt ohnmächtig nieder. Als er erwacht, sitzt Schmucke weinend neben seinem Bett, und die Betrügerin ergießt sich in heuchlerischem Mitleid und in Vorwürfen über sein Mißtrauen. Der Kranke läßt sich aber diesmal nicht bethören; auf seine strenge Frage nach den verschwundenen Gemälden erfährt er, wie man den ehrlichen Schmucke mißbraucht hat, und gelangt durch die Wuthausbrüche der ertappten Betrügerin auch zur Kenntniß des Komplotts seiner Verwandten mit dem Winkel-Advokaten, wobei es ihn am tiefsten schmerzt, daß man seinem gefürchteten Nebenbuhler im bric-à-brac seine Heiligthümer hat preisgeben können.

Der Zustand des Kranken verschlimmert sich bedeutend nach dieser Er-

---

*) In Berlin hat man dafür die eben so eigenthümlichen Benennungen „Brimborium" und „Brimboriumläden" erfunden.

schütterung, aber seine Energie entwickelt sich trotz der Schwäche: mit fieberhafter Ungeduld dringt er darauf, ein Testament zu machen, um seinem Schmucke eine Nachlassenschaft zuzusichern. Um Letzteren von der Schlechtigkeit seiner Umgebung zu überzeugen, spricht er in Gegenwart der Portiersfrau von einem Testament und dem Ort, wo er es aufbewahren werde; nachdem es mit den gehörigen Formalitäten aufgesetzt ist, benachrichtigt dieselbe den Winkel-Advokaten gegen Versprechen eines Beute-Antheils von obigem Umstand: beide Verräther schleichen in der Nacht an das offene Schreibpult des Kranken, und der Advokat entwendet das Testament, wie Pons seinem Freunde vorausgesagt hatte. Letzterer sieht nun endlich ein, in welchen Händen sie sich befinden, und willigt in jede Vorsichtsmaßregel; Pons sendet ihn nach einem bewährten Rechtsgelehrten, macht abermals ein Testament und läßt es gerichtlich niederlegen, damit es unumstößlich ist. Darauf bittet er seinen treuen Schmucke, ihm den letzten Schlummer mit seinen deutschen Melodieen zu versüßen; schluchzend gehorcht dieser und setzt sich ans Klavier, das er durch die Begeisterung seines Schmerzes zu einer heiligen Orgel des Trostes in Todesnähe verwandelt. Gegen Morgen verlangt Pons die Sterbesakramente und stirbt in den Armen seines Freundes.

Kaum ist der letzte Athemzug verhaucht, so stürmt die ganze Profanation der Formalitäten in das Sterbezimmer; in Paris ist nach Balzac's Zeugniß der Tod kostbarer und förmlicher, als irgendwo. Das menschliche Gewürm, welches sich davon nährt und einen Industriezweig daraus gemacht hat, drängt sich mit gesteigerter Habsucht um ein Sterbebett, an dem keine Verwandte wachen, wo man lachende Erben vermuthet. Der weinende Schmucke ist Universalerbe, seine Trauer gilt für erheuchelt; unbarmherzig wird er in den ganzen Pomp eines feierlichen Begräbnisses gestoßen. An der Kirchhofsthür bestürmen ihn die Geschäftsführer der Magazine für Denkmäler, die Kutscher der Leichenwagen fordern ihren Lohn, den er entrichten muß, weil kein anderes Gefolge sich eingestellt hat, als er und ein armer Theatergehülfe, dem der Verstorbene einst Gutes gethan hat, und der allein eine Thräne mit dem verlassenen Schmucke weint, wodurch er sich das Herz des Tiefbetrübten zuwendet.

Bei der Nachhausekunft findet dieser Alles versiegelt, die Verwandten des armen Pons sind von seinem Tode benachrichtigt und wollen einen Prozeß auf Erbschleicherei gegen Schmucke anhängig machen. Der Winkel-Advokat ist zum Mandatar ernannt; in der Freude auf die Erreichung aller seiner hochfliegenden Pläne übt er die Rechte seiner Klienten bis zur größten Grausamkeit gegen Schmucke aus; er läßt sogar die eigene Stube desselben versiegeln, der Alles über sich ergehen läßt, weil er mit seinem Freunde auch allen Lebensmuth verloren hat; nur sein „Piano“, wie er das Klavier in schlechter deutscher Aussprache nennt, fordert er, dann wird dem Universalerben die Thür gewiesen.

Er geht zu dem Theatergehülfen und bittet ihn, ihm ein Bodenkämmerchen zu vermiethen, er hat eine kleine Pension von einigen früheren Schülerinnen, womit er bei seiner Genügsamkeit auszukommen denkt, und versichert, daß er doch bald sterben werde, die Erbschaft hat er fast ganz vergessen. Doch thut es ihm leid, kein Geld zu haben, als er in das Hauswesen seines Wirthes, des Theatergehülfen, blickt; 4 Kinder und ein blasses Weib hätte er gern unterstützt. Unbeschreiblich rührend ist es, wie er unter den Kleinen ein blondes Mägdlein sieht, dessen sanfte Schönheit ihm gleichsam den Genius von Deutschland zu personifiziren scheint; er spielt mit dessen blonden Locken unter heißen Thränen, das Heimweh erwacht, seit er durch den Tod des einzigen Freundes, in der Fremde verwaist ist. Das liebebedürftige deutsche Herz schmiegt sich an die kleine Blondine, in der die Erinnerung an das Vaterland ihm lebendig wird. Die Mutter behandelt das Kind mit Härte, und Schmucke wird der Beschützer desselben. Es herrscht Unfrieden in der Familie, ihr fehlt das heiligste Band, der kirchliche Segen, es ist eine wilde Ehe, wie das sittenlose Paris so viele hervorbringt, das schmerzt den ehrlichen Deutschen tief, er möchte seinem Lieblinge so gern eine bessere Stätte bereiten.

Mittlerweile wird er zu den Verwandten seines verstorbenen Freundes gerufen, der kluge Winkel-Advokat findet es rathsamer, mit dieser Einfalt zu unterhandeln, als das unumstößliche Testament anzugreifen. Man will den Deutschen mit einer gewissen Summe abfinden; aus Furcht, er möchte seine Forderung zu hoch spannen, sucht man ihn erst einzuschüchtern, beschuldigt ihn der Erbschleicherei und quält ihn bis aufs Blut. Der arme alte Mann begreift die habsüchtige Bosheit nicht, er versichert weinend, daß er seinen Freund nicht des Geldes wegen geliebt, daß er gar nichts davon haben und nur bald sterben wolle; er unterschreibt, was man verlangt, und ist noch dankbar erstaunt, als man ihm zur Entschädigung doch ein paar tausend Franken einhändigt. Todesmatt geht er nach Haus, giebt das Geld dem Theatergehülfen und sagt: il faut pouser la mère de cette auche, dann läßt er die blonde Kleine an sein Bett kommen und bittet in naiver Aussprache: mettez lui des vleirs tans ses plonds cheveux, c'est le chénie de l'allemagne (steckt ihr Blumen in die blonden Haare, es ist der Genius Deutschlands); dann spricht er noch den Wunsch aus, neben seinem Freunde begraben zu werden, und stirbt ohne Todeskampf, sanft und selig, wie eine jener Seelen, denen Jean Paul deutsches Leben eingehaucht.

Daß Balzac die deutsche Gemüthlichkeit, deren Repräsentanten immer seltener werden, in so intuitiver Weise gefeiert hat, ist ein Zeugniß seines Takts für Charaktergemälde, wie die Franzosen kein zweites besitzen.

F. v. H.

Holland.

Karl Eckert im Haag.

Unser junger Landsmann hat im Haag, wohin er einer an ihn von Sr. Maj. dem Könige der Niederlande, während seiner Anwesenheit in Weimar im vergangenen Sommer, persönlich gerichteten Einladung gefolgt ist, um dort seine Oper „Wilhelm von Oranien“ zur Aufführung zu bringen, eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden. Das Journal de la Haye vom 17. Nov. giebt eine, Jules Mellier unterzeichnete biographische Notiz über ihn, welche, da ein großer Theil der darin mitgetheilten Details auch in Deutschland nur wenig bekannt ist, von unseren Lesern ebenfalls mit Interesse aufgenommen werden dürfte:

„Beide Aeltern Karl Eckert's waren polnischer Herkunft, der Vater in Thorn, die Mutter in Posen geboren. Der Vater machte im französisch-polnischen Heere mehrere Feldzüge unter Poniatowski mit, trat aber nach der Schlacht von Leipzig in preußische Dienste. Er stand nach beendigtem Kriege als Wachtmeister bei einem Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam, wo Karl 1820 geboren wurde. Bald nach der Geburt des Knaben wurde der Vater nach Berlin versetzt, hier aber, wegen Verwickelung in einen Subordinations-Prozeß, aus dem Regimente entfernt und als Ober-Gränzcontroleur nach einem entfernten Ort in Oberschlesien geschickt. Diese Versetzung war unheilvoll für ihn; er blieb in einem Gefecht mit den Schmugglern. Die Mutter, welche der Tod des Mannes ohne Hülfe und Zuflucht ließ, sah sich gezwungen, nach Polen heimzukehren und während des harten Winters ihr verwaistes Kind in aller Hülflosigkeit zurückzulassen, und zwar bei den Kameraden des Vaters, so daß Karl die drei ersten Jahre seines Lebens in einer Kaserne zubrachte.

„Noch war er nicht drei Jahr alt, als eine mildthätige Dame, die Frau des als Schriftsteller und Dichter bekannten Dr. F. Förster, den edelmüthigen Gedanken faßte, sich des armen, verlassenen Kindes anzunehmen. Diese Dame, eben so sehr durch ihr musikalisches Talent, als durch ihren wohlwollenden Charakter ausgezeichnet, ergriff die heilige und große Aufgabe, welche Gott ihr anvertraute, mit aller Liebe; sie pflegte das verwaiste Kind mit der liebevollsten Sorgfalt und widmete ihm eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit. Frau Förster, welche mit vollkommenem Rechte für eine der ersten Dilettantinnen von Berlin galt, hatte schon öfter bemerkt, daß der kleine Karl, wenn sie auf dem Piano spielte oder sang, mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte. Wie groß war nicht ihre Ueberraschung, als eines Tages der Knabe an den Flügel trat und mit beiden Händen eine Melodie spielte, welche sie am Abend vorher gesungen hatte, und, was das Merkwürdigste war, zum ersten Male in seinem Leben berührte der Knabe ein Klavier. Das Kind begriff durchaus nicht das Erstaunen seiner Zuhörer; es fand vielmehr das, was es that, so natürlich, daß es ein anderes anwesendes Kind seines Alters zwingen wollte, ebenfalls auf dem Flügel zu spielen.

„Man kann sich die Freude seiner edelmüthigen Wohlthäterin vorstellen, als sie in ihrem Pflegekinde eine so wunderbare Anlage für eine Kunst entdeckte, welche sie selbst mit Leidenschaft pflegte. Von diesem Tage an ließ es Frau Förster sich mit der gewissenhaftesten Ausdauer angelegen seyn, das seltene Talent ihres Lieblings weiter auszubilden, und ihre Bemühungen wurden von dem glänzendsten Erfolge belohnt. In seinem fünften Jahre spielte der kleine Karl die schwersten Fugen und Präludien von Seb. Bach, phantasirte auf dem Flügel und komponirte kleinere Stücke für Gesang und Klavier; man kannte ihn in Berlin nur unter dem Namen: „das Wunderkind.“ Ueber den wahrhaften Künstlerberuf des Knaben, welcher sich unter so günstigen Zeichen ankündigte, konnte jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Da Berlin kein Konservatorium der Musik besitzt, sorgten die Pflegeältern dafür, daß Karl Aufnahme in die musikalische Klasse der Akademie der Künste erhielt, welche damals unter der Direction Zelter's, des genauen Freundes von Goethe, stand, welcher sich, so wie andere Lehrer: die Professoren Rungenhagen, Klein, Bach, des Knaben mit vieler Liebe annahm, so daß er mehrmals bei der öffentlichen Prüfung den Preis davontrug.

„In dieser Zeit übte eine berühmte Sängerin, deren Name von Berlin aus einen europäischen Ruf gewonnen, einen entscheidenden Einfluß auf die musikalische Richtung Karl's aus: Henriette Sontag, welche sich lebhaft für sein Talent interessirte. Der kleine Komponist war so glücklich, sie accompagniren zu dürfen, wenn sie ihre Rollen einstudirte, und durch ihren seelenvollen Gesang und ihren kunstgebildeten Vortrag machte er die erste Bekanntschaft mit den Schöpfungen Mozart's, Cimarosa's, Auber's und Rossini's. Zu gleicher Zeit machte er die strenge Schule bei Zelter durch, so daß er bereits in seinem elften Jahre, nachdem er schon mehrere kleinere Gesangs-Compositionen zur Aufführung gebracht hatte, mit einem größeren Werke: dem Oratorium „Ruth“, vor dem ausgewählten Publikum der Singakademie auftrat, welche dasselbe mit Enthusiasmus aufnahm und ihn durch die lebhaftesten Zeichen des Beifalls ermunterte. Welch' eine wunderliche Erscheinung! Seht ihr wohl diesen elfjährigen, blondgelockten Knaben, mit blassem Gesicht, das immer mehr sich belebt, mit einem Blick voll Begeisterung, wie er ganz versenkt in sein Werk ist, so daß für ihn keine Zuhörerschaft vorhanden ist, um und neben sich einen Chor von dreihundert Sängern und ein Orchester von zweihundert Meistern auf ihren Instrumenten, die alle von dem Stab, den der kleine Zauberer in seiner schöngeformten Hand führt, regiert werden? Gewiß, dies war ein schöner Tag für das Kind, ein großer und ehrenvoller Triumph: den Beifall der gestrengen Zuhörerschaft Berlins, dieses Roms des modernen Deutschlands, zu gewinnen. Dies war sein erster Lorbeer, sein erster Erfolg, sein Ein-

tritt in die Laufbahn als Künstler; dieser Kranz aber hatte um so höheren Glanz, als er die Stien eines elfjährigen Knaben schmückte, und dieser Erfolg war seinem dankbaren Herzen um so theurer, als er jene Huldigungen zu den Füßen seiner würdigen Pflegeältern niederlegen konnte, sein erster Schritt war um so bedeutungsvoller, als er ihn sogleich in die Reihe der Komponisten seiner Zeit stellte.

„Spontini, dessen Name allein hinreicht, um eine der größten Berühmtheiten (des gloires) unseres Jahrhunderts zu bezeichnen, war damals General-Direktor der großen Oper zu Berlin. Der Komponist der „Vestalin" und des „Fernand Cortez" konnte einem Ereigniß nicht fremd bleiben, welches in den Annalen der Musik Epoche machte. Er ließ sich den jungen Eckert vorstellen, er sah seine Arbeiten durch, er wohnte den Aufführungen seiner Compositionen bei und war davon entzückt. Von diesem Tage an war er sein erklärter Beschützer. Welch' eine edle und ruhmwürdige Gönnerschaft! Heilige und rührende Verbrüderung des Genius, welcher den höchsten Gipfel des Ruhmes erreicht hat, mit dem aufkeimenden Talente, dessen erster Schrei harmonische Akkorde, dessen erste Versuche schon ausgezeichnete Werke waren. Spontini that noch mehr, er forderte den Knaben auf, sich im dramatischen Fache zu versuchen, denn er erkannte in ihm schon damals jenen Reichthum der Erfindung, jene Energie der Leidenschaft, jenen warmen und poetischen Ausdruck, welche den dramatischen Schöpfungen Unsterblichkeit verleihen.

„Durch eine so wichtige Stimme aufgemuntert, ging Karl in aller Stille ans Werk und komponirte in kurzer Zeit zwei komische Opern: „Käthchen von Nürnberg" und „der Laborant", welche beide im königlichen Opernhause zur Aufführung kamen. Damals war er 16 Jahre alt. Man begreift wohl, daß diese beiden in so jugendlichem Alter komponirten Opern, trotz ihres Verdienstes und trotz des succès d'estime, welches sie sich erwarben, dennoch von der Unerfahrenheit des Komponisten auf dem schwierigsten aller Felder, dem dramatischen, zeugten. Man muß sie daher nur als Versuche ansehen, allein selbst als solche waren sie für den jungen Künstler sehr vortheilhaft, indem sie ihn mit der Scene, mit dem Ensemble des Orchesters, mit den Sängern und der Bühne, so wie mit dem gefahrvollen Wege eines Komponisten für die Oper, bekannt machten.

„Eines Tages war ganz Berlin in Aufregung: Paganini war angekommen, schon vor seiner Ankunft waren alle Billette zu seinem ersten Konzerte genommen; durch gute Bekanntschaften in dem Orchester hatte Karl sich Eintritt verschafft. Man wird es mir erlassen, die enthusiastische Bewunderung und die Ekstase, in welche unser junger Künstler bei dem Spiele Paganini's gerieth, zu schildern; einen solchen Zauber des Tones hatte er noch nie vernommen, er brachte die Nacht schlaflos zu, er war nicht mehr zu bewegen, den Flügel zu berühren, er hatte sich eine Violine zu verschaffen gewußt und erklärte kurz und entschieden: „Von heut an ist dies mein Instrument." Paganini selbst, dessen Bekanntschaft er machte, bestärkte ihn in seinem Vorsatze, und Karl's musikalischer Instinkt war so ausgezeichnet, daß er ohne allen Unterricht sogleich mehrere Thema's, welche er von Paganini in dessen Konzerten gehört, nachspielte. Jetzt erhielt er Unterricht auf diesem schwierigsten aller Instrumente bei dem Konzertmeister Ries, einem Schüler Spohr's; später gab Hauman ihm einige Lectionen. Nach wenigen Jahren trat Eckert zur Ueberraschung derer, die ihn nur als Konzertspieler auf dem Flügel kannten, als Virtuos auf der Violine auf und behauptet jetzt unter den ersten Violinspielern einen unbestrittenen Rang, freilich nicht durch Künste der Bravour und Tours de force, wohl aber durch Fülle des Tons und seelenvollen Vortrag.

„Von Berlin wendete sich Karl nach Leipzig, wo er zwei Jahre unter einem der größten Meister, dessen sich das moderne Deutschland rühmen darf, und dessen frühen Tod wir eben jetzt beklagen, unter Mendelssohn-Bartholdy, Instrumental-Musik studirte. Mendelssohn war zehn Jahre älter als Eckert und diesem im strengen Satz des klassischen Kirchenstyles, so wie im Quartett- und Symphonie-Satz, weit überlegen, dagegen erkannte er Karl's Ueberlegenheit in der Erfindung der Melodie, zumal für den Gesang, an, weshalb er ihn mit der jenem ausgezeichneten Künstler eigenthümlichen Bescheidenheit nicht als einen Schüler, sondern als seinen ihm am nächsten stehenden Freund bei sich aufnahm. Karl arbeitete während seines zweijährigen Aufenthaltes bei Mendelssohn ein großes Oratorium, Judith, welches unter seiner Direction zuerst in Berlin, dann in München und in einigen anderen Singevereinen, überall mit größtem Beifall, zur Aufführung kam.

„Alle diese glänzenden Leistungen (débuts) mußten die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines Hofes, welcher den Künstlern die freigebigste Unterstützung gewährt, auf den jungen Komponisten lenken. Eckert ging als königlicher Pensionair zuerst nach Paris, dann nach Italien, um hier in dem allgemeinen Aether der Kunst die Weihe zu empfangen. Er verweilte zwei Jahre in Rom, erwarb sich hier den Titel eines Professors der Musik und die Ehrenmedaille der Congregation der heiligen Cäcilia. Mehrere seiner Compositionen kamen hier zur Aufführung, und sein ausgezeichnetes Talent als Virtuos auf dem Piano und der Violine fand in Rom, Neapel, Venedig, Florenz und Mailand die vollständigste Anerkennung. Er brachte von seiner dreijährigen Kunstreise eine große Oper: Wilhelm von Oranien in drei Akten mit, deren erste Aufführung auf Befehl des Königs zur Feier des Namenstages der Königin am 19. Nov. 1846 in dem königl. Opernhause in Berlin unter seiner eigenen Direction stattfand. Der Erfolg war so glänzend, wie ihn seit Jahren kein Werk eines deutschen Komponisten — denn Meyerbeer gehört Frankreich oder vielmehr der Welt an — erfahren hatte. Das ganze Publikum, sonst so seßhaft und ruhig, gerieth in die größte Aufregung; der Beifall nahm kein Ende, der junge Komponist wurde mehrmals gerufen, Bouquets und Kränze ihm zugeworfen, für ihn der theuerste aus einer der vordersten Logen von den schönen Händen einer Dame, auf die sich alle Blicke heftete[n]: es war die Gräfin Rossi, geb. Sontag, Gemahlin des Königl. sardinischen Gesandten am Hofe zu Berlin; eine wunderbare, aber schöne Fügung des Schicksals. Die Oper wurde seitdem öfter und immer mit steigendem Beifall wiederholt; die Beurtheilungen der stimmführenden Kunstrichter vereinigten sich in Anerkennung der rühmlichen Arbeit. „So hat Eckert" — sagt der strenge, aber gerechte Rellstab — „durch dieses der größten dramatischen Gattung angehörige Werk, einen wichtigen Schritt in seiner Lebens- und Künstlerbahn und mit ehrenvoller Entscheidung gethan. Seine Musik steht ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Kunstbildung; sie erfüllt alle Anforderungen, die man an die Beherrschung der äußeren und inneren Mittel machen darf, und trägt ein namentlich in dieser Zeit excentrischer Richtungen hochzuschätzendes Gut in sich, sie bekundet einen durchweg reinen Geschmack und fein gebildeten Künstlersinn. — Mögen schöpferische Kraft und beharrlicher Fleiß, ermuthigt durch den Sonnenblick des Glückes, ihn zu seinem und der Kunst Gedeihen immer vorwärts auf der rühmlichen Laufbahn führen."

Mannigfaltiges.

— Englische Uebersetzungen. Die schriftstellerische Thätigk[eit] zweier Damen, die den werthvollen Arbeiten unserer Literatur in Englan[d] Geltung und Verbreitung vermitteln durch den Fleiß und die Auswahl ihr[er] Uebertragungen, verdient Anerkennung und Ermunterung. Meta Taylor, eine geborene Norddeutsche und Verwandte vom Meta Klopstock, mit einem Engländer, John Edward Taylor, verheiratet, dessen Namen literarisch bereit[s] öfter genannt worden ist, hat eine äußerst gelungene und vortrefflich ausg[e]stattete Uebersetzung von Auerbach's „Dorfgeschichten" geliefert. Nur ein[er] deutschen Feder konnte es gelingen, die Gemüthstiefe und Naturpoesie Au[er]bach's in eine andere Sprache zu übertragen ohne deren Reiz zu zerstören; [e]in Ausländer, der unserer Sprache auch noch so mächtig wäre, würde doch nie [im] Stande seyn, die naiven Naturlaute der süddeutschen Mundart zu versteh[en] und in einem anderen Idiom wiederzugeben. Die Uebersetzerin sagt in ihr[er] bescheidenen Vorrede auch ausdrücklich, daß ihr Letzteres ohne die Mithü[lfe] ihres sprachkundigen Gatten schwerlich gelungen seyn würde. Das Buch [ist] im englischen Gewande eben so gemüthlich und fesselnd geblieben wie [im] deutschen und liest sich so leicht und fließend, wie eine Original-Arbeit. [Die] Illustrationen von John Absolon sind technisch vortrefflich, aber das Kos[tüm] der Schwarzwälder ist zu sehr Ergebniß englischer Phantasie. — Ni[cht] mindere Anerkennung verdienen die Leistungen von Karoline de Cri[s]pigny, einer Engländerin, die seit längerer Zeit ihren Wohnsitz in Heide[l]berg aufgeschlagen und die Literatur Deutschlands zum Gegenstand ihr[es] Studiums gemacht hat; die Resultate desselben veröffentlicht sie in englisc[hen] Zeitschriften, denen sie eine begehrte und geehrte Mitarbeiterin aus dies[em] Grunde ist. In früherer Zeit hat sie selbständige größere Arbeiten gelie[fert], z. B. eine Uebersetzung der bezauberten Rose u. a., welche auch in die[sen] Blättern bereits besprochen worden sind. Für den Augenblick ist sie mit ein[er] biographischen Skizze und kritischen Auswahl über das Leben und Dichten d[er] Freiin A. v. Droste-Hülshoff beschäftigt, deren poesiereiche Schöpfungen ge[wiß] auch in England Anklang finden werden, weil die Reinheit und Kraft die[ses] originellen Muse viel Verwandtschaft mit den größten englischen Geistern zeigt.*)

F. v. H.

— Kartoffelbau. Eine kleine, von James Cuthill, Florist [z]u Camberwell bei London, geschriebene Abhandlung über „die Kultur der Früh[-] kartoffeln im freien Lande, ohne künstliche Wärme" ist von Herrn Dr. J. F. Klotzsch ins Deutsche übersetzt und mit Bemerkungen über diejenigen Modi[fi]cationen, die von den klimatischen Verhältnissen Norddeutschlands bedingt [wer]den, herausgegeben worden.**) Bei der durch die Kartoffelkrankheit herbeig[e]führten und die vorjährige Getraide-Mißärndte noch bedeutend vermehrt[en] Theuerung jenes unentbehrlichsten aller Volks-Nahrungsmittel, besonders [im] Frühjahre, wird eine allgemeinere Kenntniß des Cuthillschen Verfahrens, [dur]ch welches die Aerndte der Frühkartoffeln um drei Wochen zeitiger herbeigef[ührt] wird, gewiß nur von Nutzen und deutschen Landwirthen sehr willkommen se[yn].

*) Auch eine dritte englische Uebersetzerin wäre hier noch namhaft zu ma[chen:] Lady Duff-Gordon, eine Tochter der bekannten Mrs. Austin, die im Vereine mit [ihrem] Gemahl, Sir Alexander Duff-Gordon, jetzt Ranke's „Neun Bücher preußischer Gesch[ichte"] übersetzt. — Außer der obengenannten Mrs. Meta Taylor hat übrigens auch noch [die] bekannte Mrs. Mary Howitt einzelne von Berthold Auerbach's Erzählungen übertra[gen,] unter anderen die „Frau Professorin", die jetzt von Madame Birch-Pfeiffer zu [einem] Bühnenstück verarbeitet werden. Die Illustrated London News hat zu dieser von [ihr] aufgenommenen Erzählung schmucke Illustrationen geliefert.

**) Berlin, Decbr. 1848.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 145. Berlin, Sonnabend den 4. Dezember 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

III.*)

uxor. — Hermonthis. — Das Dura-Korn. — Esneh. — Ein arabisches Ballet.

Ich habe so eben einen flüchtigen Blick auf den interessantesten Punkt ge-
vorfen, zu dem mich meine Reise führen kann, auf die Ruinen von Theben.

Die ältesten Baudenkmäler in denselben stammen von dem König Amu-
oph III. her, der gegen das Jahr 1430 vor Christo den Thron bestieg. Sie
then eine kurze Strecke vom Flusse entfernt, der bereits den Damm, der zu
wen führt, großentheils unterhöhlt hat. Es ist schwer zu unterscheiden, was
r diesen Ruinen dem ehemaligen Palaste angehört und was eine religiöse
estimmung gehabt hat. In einem von den inneren Sälen ist die Geburt des
ründers in Basreliefs dargestellt; seine Mutter sieht man von schützenden
nd helfenden Gottheiten umgeben. Der Name Amunoph's, den die Griechen
menophis aussprechen, und der „Wächter von (der Stadt) Amua", d. h.
heben, bedeutet, findet sich in eine Menge Säulen eingegraben. Der Palast
ird nämlich von unzähligen Säulen getragen, von denen die vierzig, die in
em Haupthofe zwei Hallen bilden, an fünf Fuß im Durchmesser haben.

Vor dem Palaste steht noch ein anderer, kleinerer, der von dem Urenkel
munoph's III., dem berühmten Sesostris (Ramesses II.), gebaut ist. Im
ingange desselben liegen unter Schutt vergraben drei kolossale Bildsäulen
eses Königs, von denen man nur ein Stück zu sehen bekommt. Ein Ohr
ieser Statue ist 21 Zoll lang, die Schulterbreite beträgt 10 Fuß 11 Zoll, der
berarm hat eine Länge von 6 Fuß 6 Zoll. Hier ist auch die Stelle der zwei
belisken aus rothem Granit, von denen der eine nach Paris transportirt
orden ist und dort auf dem Konkordienplatze steht.

Zwischen den Ruinen befinden sich die Hütten des Dorfes Luxor. Sie
d voll von Ungeziefer, und wir mußten an hundert Hütten passiren. Des-
eichen hatten wir durch Hareme in kleinem Maßstabe, durch eine Moschee,
welcher Schule gehalten wurde, durch ein Labyrinth von Gängen und Ge-
ölben hindurchzukriechen. Aber jeder Schritt mußte bezahlt werden, denn
ie hundert Familien, deren Häuslichkeit wir störten, an deren Hausrath,
der vielmehr Hausunrath, wir jeden Augenblick anstießen, umkreisten uns mit
iderlichem Lärmen, wie ein Schwarm Raben, und unterbrachen unsere
rchäologische Andacht mit ihrem nie endenden, kreischenden: Bakschisch ja
hawadschi! (Ein Almosen, mein Herr!)

Ich hätte mir, um mich des Volkes zu entledigen, den Bruce können zum
Muster nehmen, der, als er auf seiner Reise nach Abyssinien von den Groß-
tern meiner Bettler in Luxor angefallen wurde, einen Mörser abfeuern ließ
d sie ernsthaft versicherte, er werde die nächste Ladung auf sie selbst richten
d mindestens funfzig von ihnen zu Boden strecken. Ich wählte das mildere
Mittel und donnerte mit Worten. Bakschisch mafisch! (Kein Almosen) schrie
), und Barra, Barra! (fort von hier!). Doch das sind Schmeicheleien für
ute, die durch Bastonnaden und den Kurbatsch verwöhnt sind. Nur auf ein
ar Minuten verschafften wir uns Ruhe; dann begann das lärmende Betteln
fs neue, und weil wir uns zu keiner türkischen Procedur entschließen mochten,
ußten wir das Märtyrerthum für unsere europäische Weichherzigkeit tragen.
lmosen, die wir gaben, machten nur, daß der Hände, die sich bittend gegen
s ausstreckten, noch mehr wurden. Die Menschen fingen an, unerträglich
werden, wie ein Schwarm Insekten, und, uns vor ihnen zu retten, wagten
ir es, in ein tiefes Kellergewölbe hinabzusteigen. Aber bei den ersten Schritten
on stießen wir auf drei nackte Blinde, zu deren Füßen zwei triefäugige
aben und ein wie die Blinden gekleidetes Frauenzimmer kauerten. Jetzt
r es hohe Zeit, daß sich die Vorsehung in unsere Wanderung mischte und
verhütete, daß länger noch ein roher, unersättlicher Pöbel unseren Geist
n der Erhabenheit der ägyptischen Alterthümer ablenkte.

Und in der That erschien die Vorsehung in Gestalt eines ehrwürdigen
reises, der mit einigen wenigen Worten die Menge von uns verscheuchte
d sich uns als Führer in dem Palaste Amunoph's anbot. Er war ein
taliäner, in der „ewigen Stadt" geboren, und brachte sein Leben damit hin,
e Alterthümer einer anderen Stadt zu sammeln, die nicht minder ewig ist.
führte uns in sein Museum, zeigte seine kleinen Schätze, machte uns bekannt
mit dem Papyrus, mit griechischen und koptischen Manuskripten und schenkte uns eine Handvoll von den kleinen blauen Statuetten, die in den ägyptischen Gräbern gefunden werden. Dafür kauften wir von ihm irgend einen werthvolleren Gegenstand, mit dem wir bei unserer Rückkehr nach Europa groß thun konnten.

Als wir wieder unser Fahrzeug bestiegen hatten, blieben wir noch einige Zeit vor Anker und, aufs Verdeck hingestreckt, genossen wir die Aussicht auf den Palast von Luxor, den die Abendsonne beleuchtete, und auf die ungeheure Ebene, in der die Stadt Theben sich einstmals ausgebreitet hatte. Fern am Horizonte zog sich eine Reihe von Hügeln hin, und diese Hügel waren die Ueberreste von den Mauern der hundertthorigen Diospolis, von denen unser Blick immer nur einen Theil umfassen konnte. Aus der Mitte der Ebene erhoben sich die beiden Kolosse des Memnon, die Wächter Thebens, deren ruhiges, strenges Auge den Wanderer meilenweit begleitet, und noch höher als sie, blickten aus den Trümmern der Ringmauer die Triumphbogen der Könige Horus, Ramesses IV., Nektanebo und Ptolemäus Euergetes zu uns herüber. Diese Berge von Trümmern aber, hinter denen die Wüste beginnt, werden von einsamen, wilden Thälern durchschnitten, in denen die Thebaner vierzig Königsgeschlechter beigesetzt haben.

Am Tage nach unserer Abfahrt von Theben fehlte es unserem „Falken" an Wind, und da man ihn deshalb mit Tauen den Nil hinaufziehen mußte, stieg ich aus, um die Ruinen von Hermonthis aufzusuchen. Ich wußte, daß ich in der Nähe des Dorfes Erment war, das den Namen des alten Ermont (griechisch: Hermonthis) geerbt hatte. Diese Gegend ist es vorzüglich, in der das Dura-Korn angebaut wird, das die Botaniker, nach dem nubischen **Sorgho**, Holcus Sorghum nennen. Es wird während der Ueberschwemmung gesäet und wächst im Wasser. In zehn Wochen erreicht es eine Höhe von acht bis zehn Fuß und trägt eine einzige Aehre von der Gestalt und Größe einer Faust. Man ärndtet es gegen Ende des Dezember. Die schönsten Aehren fand ich fast ein halbes Pfund schwer, und sie enthielten, wie ich in einem Anfall von Geduld zählte, 2926 Körner, die an Dicke zwischen den Erbsen und Linsen standen. Statt sie zu dreschen, läßt man sie von einem Viergespann von Ochsen treten, die im Kreise auf einer mit den Aehren belegten Tenne umhergetrieben werden. Die Körner geben ein weißes Mehl. Die Halme sind das einzige Brennmaterial der Gegend; sie sind sechs bis zwölf Linien dick und enthalten ein Mark, das sie für Esel, Kühe und Kameele zu einer gesuchten Speise macht. Selbst Menschen essen dieses Mark; auch braucht man es, wenn es festgeschlagen und getrocknet ist, als Feuerschwamm, und ich habe gefunden, daß es in der letzteren Anwendung besser seinen Zweck erfüllt, denn als Nahrungsmittel. Die Aegypter theilen den Boden, auf dem sie dies Getraide pflanzen, in kleine Rechtecke von sechs Fuß Breite und zwölf Fuß Länge, und umgeben dieselben mit Erdwällen, um das Wasser auf den Feldern zurückzuhalten. Man gräbt nun in jede dieser Abtheilungen vierzig Löcher und legt in jedes Loch fünf Körner. Die großen Aehren, die nun hervorwachsen, werden, außer den gewöhnlichen, noch von Wurzeln ernährt und gehalten, die aus den Gliederungen des Halmes nach der Erde gehen.

Hermonthis war der Hauptort eines Nomos oder Kreises, der an den von Theben gränzte. Obgleich es sehr groß gewesen, sind doch nur die Ruinen von zwei Tempeln die einzigen Spuren, die es zurückgelassen hat. Das Material, aus dem diese Tempel, die aus der römischen Kaiserzeit stammen, gebaut sind, muß ursprünglich einem sehr alten Gebäude angehört haben, denn es finden sich auf manchen Steinen hieroglyphische Inschriften; doch sind diese Steine ohne Rücksicht auf die Schrift, die bald umgekehrt, bald seitwärts gelegt ist, an einander gekittet.

Am Hafen des Dorfes hatte ich Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Gewandtheit die dortigen Frauen Wasser schöpfen und nach Hause tragen. Einen für die Kräfte eines Frauenzimmers überaus hohen und weiten Krug tauchen sie in den Nil und setzen sich ihn gefüllt auf den Kopf, der nur von einem kleinen Blätterkranze geschützt ist. So gehen sie geschwind und leicht ihrem Dorfe zu und tragen zuweilen noch ein Kind auf ihrer linken Schulter. Ihr Wuchs ist hoch, ihre Tracht vortheilhaft, und selbst des Schleiers bedienen sie sich selten ihren Landsleuten gegenüber; wenn ihnen aber ein Christ naht, so schieben sie die blaue Leinwand-Mantille, die ihnen vom Kopfe über die Schultern herabhängt, vor das Gesicht.

In Esneh verweilten wir anderthalb Tage. Unsere Leute waren die ganze Zeit damit beschäftigt, Mehl zu mahlen und Brod zu backen. Das Dura-Mehl, das dem Weizen beigemischt wird, giebt dem Brodte einen ausgezeichneten Geschmack und macht, daß es sich vierzehn Tage lang frisch erhält.

*) Vgl. Nr. 129 und 130 des Magazins.

Esneh, das die Araber Isnah nennen und das bei den Kopten Sneh heißt, ist das alte Latopolis der Griechen. In dem Werke der Commission d'Egypte von 1799 finden sich sehr schöne Zeichnungen von dem dortigen Tempel. Er war damals zu zwei Drittheilen seiner Höhe noch unter Schutt vergraben. Seitdem ist er auf Befehl des Paschas ausgeräumt worden. Das Aeußere wird von Schutt und einer großen Menge von Häusern versteckt. Vor funfzig Jahren hielt man diesen Tempel noch für eines der ältesten Bauwerke Aegyptens; Champollion aber hat gezeigt, daß er von Kleopatra begonnen und von römischen Kaisern vollendet worden ist.

Esneh hat eine Art von Berühmtheit als Verbannungsort einer gewissen Anzahl jener Tänzerinnen, die man Gasyeh nennt. Der Pascha nämlich, der sehr tugendhaft geworden, seit er alt ist, schickt diese sogenannten Mädchen von Kahiro nach Esneh, nimmt ihnen aber vorher, wahrscheinlich ebenfalls als Rächer der verhöhnten Unschuld, von ihrem Vermögen Alles, was sie nicht vor seinen Spähern verborgen halten. Kommen diese Damen nun mit ihren vagabunden Penaten, ihrem Schatze von Erfahrung und ihren Ersparnissen an Geld nach Esneh, so bilden sie in Konkurrenz mit den eingeborenen Schönheiten der Stadt, mit denen, die, wie das Lied sagt, „am Nilufer die Fremden erwarten", eine Kolonie mehr oder weniger vergessener Tagesheldinnen, die, wenn die Praxis stockt, sich der Theorie zuwenden und tüchtige Schülerinnen auferziehen. Esneh ist durch sie ein Kapua geworden, wo von jeder Landung eines Schiffes 3 – 120 Fr. zurückbleiben, die nur theilweise zum Ankauf von Lebensmitteln verwendet werden. Manche Reisende bleiben sogar an fünf Tage dort, um die Sitten zu studiren, wie sie sagen.

Als ich dort war, hatten sich die Passagiere der fünf Schiffe, die auf der Rhede lagen, vereinigt, von den Gasyeh's ein Ballet aufführen zu lassen und die Damen der Reisegesellschaft miteinzuladen. Die Unternehmer hatten zu diesem Behufe ein Comité ernannt, das aus dem Capitain K. und dem Reverend M. zusammengesetzt war. Während ich auf dem jenseitigen Nilufer die Ruinen von Antilatopolis durchsuchte, brachten diese Herren den Tag mit den Vorbereitungen zu der Aufführung hin. Sie entwarfen ein Programm, machten die Bekanntschaft der Primadonna und des Balletcorps und versicherten sich durch Proben der Leistungen einer jeden Tänzerin. Auf unseres Dolmetschers Zureden versuchten sie endlich auch, die beiden Tanzschulen, die einander das Recht streitig machten, den Fremden die Ehren der Stadt zu erweisen, für diesen Abend zu verschmelzen und auszusöhnen. Indeß war ihre Mühe in diesem Punkte vergeblich.

Der Anfang der Vorstellung war auf 8 Uhr festgesetzt. Die drei Europäerinnen, die ihr beiwohnen sollten, vermehrten den Pomp der Festlichkeit nicht wenig, indem ein Theil unserer Mannschaft sie mit hohen Papier-Laternen durch die ganze Stadt führte, an deren Ende das Haus lag, in dem man sich versammelte.

Der Tanzsaal war mit Teppichen behangen, hatte aber keine andere Möbel, als ein Paar Kissen, und war für die zahlreiche Gesellschaft sehr klein. Als die Damen untergebracht waren, trat eine von den Demoisellés des Hauses an mich heran, versetzte mir einen Schlag auf die Schulter und zeigte mir meinen Platz an. Jeder kauerte nun nach türkischer Weise nieder, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, und Einige von uns versahen das Amt von Kandelabeen, indem sie Lichter oder Laternen in der Hand hielten.

Die Unterhaltung begann mit einem höflichen Austausch von Begrüßungen, mit Lachen und Neckereien, in Ermangelung von Worten. Die Herren nahmen ihre Pfeifen zur Hand, die Damen ahmten dies gütig nach. Die Herrin des Hauses war eine in Kahiro berühmte Schönheit. Sie hieß Sophie, denn sie stammte aus einer koptischen Familie. Sie war mit dem Enkel Mehmed Ali's, Abbas-Pascha, in aller Form verheiratet gewesen. Diese glänzende Sklaverei hörte auf, als Abbas am Finger eines jungen, schönen Bey's einen Brillantring bemerkte, den er seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte. Die türkische Art, sich in solchem Falle zu benehmen, ist von einer erhabenen Einfachheit. Man nimmt einen Sack, verwahrt die Frau darin und läßt sie sanft in den Nil oder Bosporus hinab. „Die Sitten werden" — wie Lord Byron sagt — „dadurch besser und die Fische nicht schlechter" (The morals are better, and the fish no worse). Diesmal wurde der beleidigte Gatte den altehrwürdigen Gebräuchen untreu und schickte Sophie mit ihrer Habe nach Esneh. Sie muß bewundernswürdig schön gewesen seyn, und meine Nachbarin, Madame de F., meinte, daß sie sich die Kleopatra nie mehr werde unter einer anderen Gestalt, als dieser, denken können. In ihre langen, herabhängenden Zöpfe waren einige hundert Goldstücke eingeflochten, ohne den anderen Goldschmuck zu erwähnen, den sie auf dem Kopfe, am Hals und an den Armen trug.

Einige Verschiedenheiten im Reichthum der Stoffe abgerechnet, waren alle Tänzerinnen gleich gekleidet. Ein Netz hing mit den Zöpfen über den Rücken herab, eine kleine Weste, die vorn stark ausgeschnitten war, ließ die Arme bis zur Achsel frei, die selbst wiederum durch einen feinen Ueberzug von Gaze mehr gezeigt, als versteckt wurden. Die breiten, seidenen Pantalons reichten nicht bis zur Weste, und es entstand auf diese Weise eine Lücke in der Bekleidung, welche die Tänzerinnen auf vier Zoll zu erhalten wußten. Ein Shawl, der die Stelle eines Gurtes vertreten sollte, war weit unter der Taille angebracht. Die Füße steckten, ohne weitere Bedeckung, in kleinen Saffian-Schuhen. Augenlider und Wimpern hatte man sich mit Antimon geschwärzt, was den Gesichtern einen gleichförmigen und lüsternen Ausdruck gab. An den Skulpturen der Ruinen zeigt sich, wie alt die letztere Sitte in Aegypten ist.

Vor dem Tanze wurde den Künstlerinnen Dattel-Branntwein gereicht, und ich sah eine von ihnen im Verlauf des Abends sechs große Gläser davon trinken. Diese Libationen hatten überdies, schien es, den Zweck, den näselnden Gesang der Tänzerinnen und die rohe, betäubende Musik einiger Violinen und Tamburine im Gange zu halten.

Der junge Geistliche, dessen ich vorhin erwähnte, hatte, da er allein geläufig Arabisch sprach, die Güte, das Amt eines Ceremonienmeisters zu übernehmen, und ich bewunderte die Liebenswürdigkeit und Selbstverleugnung, mit der er seiner kritischen Stellung genügte. Das Ballet begann mit einer Art Quadrille, wobei sich die Tänzerinnen mit kleinen Castagnetten aus Bronze begleiteten. Der Tanz, an der Gränze des Anstandes begonnen, mußte endlich über dieselbe hinaus rücken und wurde, wenn ich mit meinen Ausdrücken diesseits stehen bleiben will, ein Fandango, der das Maß überschritt. Der junge Ceremonienmeister beugte sich manches liebe Mal erröthend zu dieser oder jener Künstlerin, sie an die Bedingungen des Programmes leise erinnernd, und wirklich gelang es ihm, daß, als Sophie mit der jüngsten ihrer Genossinnen den Hauptcoup ausführte, an den Tänzerinnen nichts auffiel, als die bewundernswürdige Anmuth ihrer Stellungen und die Geschicklichkeit, mit der ihre kleinen Hände die bronzenen Castagnetten handhabten. — Gegen zehn Uhr indeß, als das Kostüm der Araberinnen immer einfacher und ihre Stellungen immer verwickelter wurden, nahm ich, wie es verabredet war, unsere Damen mit mir aus dem Saale und führte sie zum Schiffe zurück. (B. U.)

Italien.

Ruth's Geschichte der italiänischen Poesie.

(Schluß.)

Sehen wir unter den folgenden, den Ariost nachahmenden Dichtern bei der an die Stelle früherer Demokratieen getretenen, erzwungen glänzenden Hofordnung, bei den vielen Mäcenaten, die nur bewirken, daß die Poesie zur Schmeichelei an die Fürsten verkauft und unter Aegide der hohlen, gespreizten Dichter-Akademieen zur Hofpoesie ward, bei der Hof-Etikette, die alle Wärme, allen Gehalt unter rhetorisch-platter Form verschwinden ließ, den epischen Stoff immer phantastischer zu moderner Galanterie verflüchtigt werden, während andererseits das aus Ueberarbeitungen der alten entstandene, anfangs lateinische gelehrte, heroische Epos, obgleich es später zu modernen Stoffen griff (Trissino's Italia liberata), sich doch nie von der trivial-formellen Nachahmung der Alten loszumachen vermochte, so tritt, dem ersten Blick um so überraschender, der selbst am glänzendsten Hofe Italiens lebende Tasso uns entgegen, dessen Charakteristik, aus der wir nur des Verf. Verneinung eines innigeren Verhältnisses zwischen ihm und der Eleonore v. Este hervorheben, uns, als gemischt aus romantischer Schwärmerei und gelehrtem Ernst, sein Gedicht um Vieles besser verstehen läßt, während die ausgeführte Geschichte der Entstehung, Bildung, Aufnahme und Beurtheilung seines Gedichts uns tiefe Blicke in die an ihre Schwäche stolze Zeit thun läßt. — Wir sehen Tasso allein auf dem Wege der Kritik und Theorie, die er zuvor in seinen drei Discorsi über die Poesie darlegte, zu Stoff und Behandlung seines Gedichts kommen, in der er die romantische Mannigfaltigkeit episodisch unter die antike Einheit einordnet. Schon durch diese Einigung schließt er die Entwickelung des italiänischen Epos ab, wie denn auch sein zumeist genaueres, dem Tyrius (de bello sacro) entlehnter Stoff, in dessen Bearbeitung er zugleich durch sein Anlehnen an das historisch Gegebene, zumal im Lokal, im Gegensatz zu allen übrigen Epikern Italiens austritt, alle früheren Sagen in sich auflöst. Wie er einerseits in seinem Gedicht die Blüthen des Alterthums ohne selbstschöpferische Verarbeitung nur mit tiefster Gelehrsamkeit sammelte, so sehen wir auch ihn, wie keinen, getrieben durch das in ihm vorherrschende lyrische Element, das sich in der oft zu stark hervortretenden Persönlichkeit, in dem Alles überwehenden, melancholischen Hauche, in der religiösen Schwärmerei und in der Sentimentalität der Liebe in seinem Epos offenbart, aufs tiefste in die Behandlung der Romantik eingehen. Aber in ihm schon hat die Lyrik den epischen Stoff überwunden, dessen weitere Ausbildung überdies bei der durch die gegen die Reformation aufgerufene Reaction der Kirche, die, zum Mittelalter zurückführend, die geistige Entwickelung völlig abschnitt, eintretenden Lähmung der Poesie unmöglich war. Die mittelalterliche Allegorie ergeht sich nun des breitesten in dem aus der Kirche erwachsenden, lateinischen geistlichen Epos, das zuletzt so weit von allem Menschlichen, d. h. echt Epischem, sich entfernte, daß es in den Himmel versetzt ward, wo Symbole und Idealgestalten mit einander kämpften, von wo aus endlich dem Marino nur wieder der Weg ins Alterthum offen blieb.

Daneben sehen wir die gelehrte Tragödie unter der Formenherrschaft des Aristoteles, als formell triviale Nachahmung der Alten, sie übersetzend oder in strengster äußerer Nachahmung modernisirend, ohne jeden echt nationalen Gehalt fortschleichen und sich nur im Lyrischen zu einem gewissen Schwunge entfalten, wie in Trissino's Sophonisbe, die zugleich die Versi sciolti einführt, woneben sich das Romantische in der Tragödie als Uebertreibung, als phantastische Unnatürlichkeit, als widerliche Gräuelscenen, voll Mord, Grausamkeit und wollüstigster Blutschande geltend macht (Rucellai's Orest; Cinthio's Orbecche), so daß nur wenig echt tragisch Dichterisches verstreut erscheint, wie des Aretiner's Orazio und Tasso's Torrismondo, worin nur leider! die Unterwerfung unter die Aristotelische Norm die tief poetischen Keime in der Entwickelung erstickte.

Zu vollerer Blüthe aber entfaltet sich die Komödie, die sich einerseits aus den im Volke nie untergegangenen, niedrig frivolen, dennoch anfangs in den Mysterien gespielten, dann von der Kirche gelösten und solchergestalt national gewordenen Pantomimen als Comedia dell' arte entwickelte, in der den Spielern

nur das Skelett gegeben wurde, die Ausführung ihnen selbst aber überlassen blieb, die, voll Spott und Satyre, zumal einzelne Stände gewisser Städte geißelte und diese als Typen des Lächerlichen zu stehenden Rollen umschuf: Brighella, Pantalone u. a. m. Wie sie zuerst einen Plan in die Komödie brachte, so sehen wir durch treffliche Schauspielertruppen (die Gelosi, Confidenti) die Ausführung immer vervollkommneter, wie denn auch Ruzzante die bleibende Manier gründete, nach welcher die Masken in ihren eigenen Dialekten sprachen, bis auch diese Form der Poesie allmälig in Unzüchtigkeit und Plattheit versinkt. Andererseits bildet sich aus dem Studium der Alten, denen sie genau folgte und sie höchstens in der Zügellosigkeit übertraf, zumal unter dem Schutz der vielen Akademieen, „zur Ausbildung der Komödie nach Anleitung der Alten", deren jede ein Theater hatte, die gelehrte Komödie (erudita) in allgemeinster Verbreitung. Hier mußte wenigstens in die streng nachgeahmte alte Form eine der Zeit angepaßte Erfindung eine frischere Lebendigkeit hineintragen. Befruchtet von der durch den allseitigen Druck und die Akkommodirung an die engen Formen in Italien erzeugten Sinnlichkeit und Satyre, wird sie ins Volk übertragen, wo sie, selbst in Verbindung mit der Kunstkomödie, blüht, bis die Satyre verboten ward und die Sinnlichkeit zur Sentimentalität versinkt. Jenen gemein-sinnlichen, satyrischen Charakter (Bibbiena's Calandria, die zugleich die italiänische Komödie in Frankreich einführte) behielt die Komödie, bis Ariost, der in früheren Komödien die Alten nachahmte (Cassaria), oder gemein-schmutzig ward (Lena), in Negromonte eine Charakter-Komödie gab, die der in der Wirklichkeit haftende, in bitterer Menschenverachtung satyrische, in Energie, Grazie und Reinheit der Sprache, wie in echter Menschendarstellung unübertreffliche Machiavelli im „Zaubertrank" durch Entfaltung der innersten Seelenzustände und Aufstellung wahrer, allgemeiner Charaktere in schärfster Satyre vollendet. Als sein Gegensatz tritt uns dann zur Zeit, da das Heiligste und Schmutzigste gleich galt, zur Zeit höchsten politischen und kirchlichen Drucks, der sinnliche, niedrig und roh denkende, daneben für die Eindrücke der Zeit höchst empfängliche, ganz in ihr wurzelnde, beißend satyrische, in Gemeinheit, wie in Habgier versunkene, von seiner Zeit vergötterte Peter der Aretiner, als das treuste Abbild seiner Zeit in Charakter und Poesie und der talentvollste Dichter, entgegen. Nach seinen lustigen, wenngleich planlosen, doch mit tiefster Kenntniß des Lächerlichen in der menschlichen Natur geschriebenen Komödien, die die Volkskomödie in das Gebiet der gelehrten zogen und in dieser Form ein unendliches Labyrinth von Satyre enthalten, sehen wir die Komödie wieder theils zu größerem Schmutz, beißenderer Satyre, ohne doch des Aretiners Vis comica bewahren zu können, theils zur Nachahmung der Alten versinken (Cecchi), bis sie, durch Lazzi vorbereitet, unter den Händen der Gelehrten gänzlich zur rhetorisch-platten, trivialen Umarbeitung der Alten verfiel. Dieser Form gegenüber, als das andere Extrem, sehen wir die aus Spanien geholte, excentrisch-romantische Tragikomödie geltend gemacht, für die Ricci durch „die drei Tyrannen" das Muster der späteren ward, ohne dadurch die Poesie im mindesten zu heben. Ueberhaupt ist die nationale Kraft nach dem Siege der Kirche (1650) gebrochen, und die Schwäche zeigt sich immer mächtiger, indem sie das Wesen der Poesie allein in der Formvollendung sucht, wie denn auch die herrschende Liebe für das formenschöne, inhaltslose Hirtendrama ihre klarste Offenbarung wird, das gleichfalls in Spanien aus den kirchlichen Weihnachtseclogen durch Errina zur Kunstform geschaffen, vom Italiäner, bei seinem aus Weichlichkeit entstehenden Hang zum Allegorischen und Musikalischen, bei seiner Vorliebe für das Idyllische weiter gebildet wurde, dem aber unter der bis zum allegorischen Unsinn verkünstelten Form das echte Wesen verloren ging. Als ein von Witz und Verstand zusammengearbeitetes Werk der Künstelei wird das Hirtendrama zu fader Schmeichelei verwendet, und wenn auch Tasso im Aminta, neben der verkünstelten Form, noch mit der tiefen und wahren, echt idyllischen Empfindung an Sanazzaro's wunderbar zarte, höchst einfache und wahre Arcadia erinnert, so werden doch die nächsten Nachfolger schon aufs höchste fade und ziehen alle früheren Formen des Drama's, wie das Romantische, zugleich mit dem Antik-Mythologischen, ins Hirtendrama hinein, bis endlich Guarini im Pastor fido Alles zu vereinen sucht und dadurch höchst verwickelt und monströs wird.

Ein Zeichen derselben Schwäche, sehen wir die dem zum Romantischen und zum Prunk neigenden Italiäner so adäquate, aus den in dem Tanz und Gesang der Mysterien begründeten, immer pomphafter ausgebildeten, endlich allein dargestellten musikalischen Intermezzos hervorgegangene, von Bardi, nach Cavalieri's Vorgang, aus dem Hirtendrama heraus weiter ausgebildete, durch Vecchio zur komischen umgeschaffene Oper allgemein im 17ten Jahrhundert herrschen und alle dramatische Formen in sich auflösen, wie auch das Epos in dieser Zeit der Schwäche in die herrschende Lyrik aufging, die am klarsten die Kraftlosigkeit dieser gefühlsleeren, verständigen Poesie zeigt. Aus der Fremde entlehnt, wird die Lyrik formell gebildet, elegant, rhetorisch-kraftlos, hoffähig; das Sonnett wird gesetzliche Form für allen lyrischen Inhalt; und wie der Zeit und dem Nationalgeist entsprechend diese leere Poesie war, zeigt der Umstand, daß als der Hersteller des echten Geschmacks der geschraubte, gelehrte Bembo genannt wird, dem jeder Gelehrte eigene Sonnette nachdrechselte, in welcher geschraubten Form das wenige Gefühl, das in der ungeheuren Fluth von Lyrikern noch zu finden war, gleichfalls verloren ging.

Jener durchgreifende Unterschied der gelehrten Dichter- zur Volkspartei zeigt sich endlich noch in der Satyre, die einerseits als gelehrte Nachahmung der Alten unter der todten Form den inneren Nerv verlor, andererseits burlesk, frivol, obscön, wenngleich stets in elegantester Form, als die nicht nationale Satyre erscheint. Weder der possenhafte Berni, der Gründer der bernesca poesia, in der der Witz spielend an den geringfügigsten Dingen geübt wird, noch die die Sprachen vermengende, zur Verspottung der gelehrten Poesie benutzte makkaronische und fidenzianische Poesie vermochten, die in den tiefsten Schmutz immer mehr versinkende Satyre auf irgend welche Höhe zu erhalten. Und wenn nun auch die meist lateinische, gelehrte, didaktische und beschreibende Poesie in der Hemmkette der zum Wesen gewordenen Form zu Grunde geht, so sehen wir endlich, in ewiger Nachahmung abgemattet, die Poesie im 17ten Jahrhundert stagniren und erst wieder in den neuen, gegenwärtig noch nicht zum Beschluß gediehenen Richtungen des 18ten Jahrhunderts neue Triebe zeigen.

Dies diene zur Uebersicht des Hauptinhalts des dankenswerthen Werkes, in dem der Verfasser das traurige Bild eines mit den höchsten Anlagen begabten, aber vor der Blüthe geknickten Volkslebens entfaltet hat. Er hat dadurch viel zum klareren Verständniß des National-Charakters einer Nation beigetragen, auf die in neuster Zeit wieder mehr, denn seit lange, das Auge eines jeden Gebildeten sich richtet! R.

Rußland.

Zur Geschichte der Medizin in Rußland.

Dr. Maximilian Heine in Petersburg, ein Bruder des Dichters H. Heine, hat unter dem Titel: „Fragmente aus der Geschichte der Medizin in Rußland" eine kleine Schrift herausgegeben, die manche interessante Notiz enthält. Wir theilen unseren Lesern einige Fragmente dieser Fragmente mit.

Es existiren in Rußland sogenannte „handschriftliche Heilbücher", die über die russische Volksmedizin früherer Zeit Auskunft geben. Unser Verf. kennt mehrere solcher Manuskripte, die sich in Moskau befinden. In einem derselben, erzählt er, werde naiver Weise gesagt, man solle zu den Volksmitteln erst dann greifen, wenn die Aerzte nicht mehr helfen könnten, ein Verfahren, das in der neueren Zeit wohl in der Politik, aber kaum mehr in der Medizin vorgekommen.

Was die Diät des Volkes betrifft, so sind zunächst die Dampfbäder zu erwähnen, eine russische Erfindung, sowohl der Geschichte, als den Manipulationen nach, die dabei üblich sind. Sie waren bereits vor länger als tausend Jahren bei den Russen in Gebrauch, bekommen ihnen noch heute sehr gut und sollen Ursache gewesen seyn, daß in Rußland die Pockenseuche verhältnißmäßig geringe Verheerungen angerichtet hat. In früheren Zeiten wurden die Badehäuser auf Staatskosten erhalten und vom Volke unentgeltlich benutzt.

Das älteste berauschende Nationalgetränk der Russen ist der Kwaß; der Geschichtsschreiber Nestor erzählt, daß bei den Hoffesten Wladimir's des Großen (980—1014) kein Mangel an diesem Getränke gewesen sey. — Warm genossen wurde der Sbitin, dem im 17ten Jahrhundert der Thee folgte. Es dauerte indeß lange, ehe sich letzterer, besonders unter den höheren Ständen, Eingang verschaffte. Von Weinen galten in früher Zeit nur griechische und höchstens spanische für fashionable, und, um die Klassicität zu vollenden, aß man dazu die Vögel des Apollo: gebratene Schwäne.

Die Reihe der fremden Aerzte, deren so viele in Rußland ihr Glück gemacht haben, begann mit Engländern in der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Zwar wurde der erste von ihnen, Dr. Bomelius, auf Befehl Iwan's des Grausamen (dessen sich unsere Leser, wenn nicht aus der Geschichte, so doch aus Custine's Werke, erinnern werden) hingerichtet; dies hinderte jedoch nicht, daß nach ihm hundert Jahre lang fast nur englische Aerzte die vornehmsten medizinischen Würden des Reiches inne hatten. Den Engländern folgten die Holländer, den Holländern die Deutschen. Doch war es bis zum 18ten Jahrhundert ein Erforderniß sowohl für russische als ausländische Aerzte, daß ihre Diplome aus Leyden oder Padua stammten, wenn sie nicht etwa von den Zaaren selbst ertheilt wurden. So kreirte z. B. Alexei Michailowitsch 1672 den Chirurgen Gaden aus Kiew zum Doctor medicinae, denselben, der einmal, weil er eines der gelindesten Abführmittel verordnet hatte, in ewiges Gefängniß hätte abgeführt werden sollen. Er war nämlich zu einem in Moskau gefangen gehaltenen angesehenen Polen gerufen worden und empfahl demselben, Cremor tartari zu gebrauchen. Dem wachthabenden Offizier schien dies verdächtig, und er denunzirte den Arzt, als des geheimen Einverständnisses mit den Krimschen Tataren schuldig. — Seit der Regierung Katharina's II. waren es, um wieder oben anzuknüpfen, besonders die deutschen Universitäten, auf denen die russischen Mediziner die letzte Hand an ihre wissenschaftliche Bildung legen ließen.

Die ersten Hebammen in Rußland waren größtentheils Holländerinnen oder hatten wenigstens ihr Fach in Holland gelernt. Daher ist es noch heute bei dem gemeinen Volke in Petersburg Sitte, eine erfahrene Hebamme eine kluge Holländerin zu nennen. — Die Einführung der Hebammenschulen in Rußland ist das Verdienst der Kaiserin Elisabeth.

Das erste eigentliche Hospital war das von Peter dem Großen 1706 in Moskau gegründete Militair-Krankenhaus, mit dem der Zaar zugleich eine medizinisch-chirurgische Schule (nebst anatomischem Theater) verband. Er wurde hierin von seinem ausgezeichneten Leibarzte Nikolaus Bidloo unterstützt, der aus einer holländischen Familie stammte, welcher Rußland mehrere seiner vorzüglichsten Aerzte verdankt. Peter errichtete ferner das Land- und Seehospital in Petersburg und legte dabei ebenfalls eine medizinisch-chirurgische Schule an. Er vermehrte desgleichen die bereits bestehenden Findelhäuser um mehrere, die er in verschiedenen Städten des Reiches gründete. Die Kaiserin Elisabeth hat viel für die Vervollkommnung aller dieser Anstalten gethan. Sie errichtete auch im Jahre 1755 in Moskau die erste russische Universität, der unter Alexander die von Dorpat, Kasan, Charkow und Petersburg, unter Nikolaus die von Kiew folgte.

Peter der Große ertheilte die erste Konzession zur Gründung einer Apotheke in Petersburg. Wir erwähnen beiläufig, daß die zaarischen Leibärzte die für den Kaiser bestimmten Arzeneien selbst zubereiteten und sie immer erst in seiner Gegenwart kosten mußten, ehe sie eingenommen wurden.

Was die medizinischen Hülfswissenschaften betrifft, so gab es schon vor Peter einen botanischen Garten in Moskau. Einen zweiten gründete er selbst in Petersburg. Der erste Nationalrusse, der in der Naturkunde Bedeutendes leistete, war der Botaniker und Arzt Kraschenínikow (1740). — Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg wurde durch Katharina I. 1726 ins Leben gerufen. Unter ihre ersten Mitglieder gehörten die Anatomen Duvernoi und Weitbrecht aus Württemberg, der Physiologe Bernoulli, der Chemiker Bürger und der in Tübingen 1755 verstorbene Professor Gmelin, der auf Befehl der Kaiserin Anna 1733 eine naturwissenschaftliche Reise nach Sibirien unternahm.

Von Volkskrankheiten hat die Pest seit dem Jahre 1090 in jedem Jahrhundert Rußland mehrmals heimgesucht. Die schrecklichste Epidemie war die von 1771 in Moskau unter der Regierung Katharina's II.*) Sie raffte dort 52,000 Menschen hin und löste für die Zeit ihres Wüthens alle Bande des Gehorsams und der Menschlichkeit. Die Ober-Behörden flüchteten sich aufs Land aus Furcht vor der Ansteckung und überließen die Stadt den entfesselten Leidenschaften der rohen Volksmasse. Die Aerzte und Priester, weil sie nicht helfen konnten, wurden beschuldigt, das Unglück herbeigeführt zu haben, und aufs grausamste mißhandelt. Der Metropolitan von Moskau, Ambrosius, ward sogar in einer Emeute erstochen. — Die letzte Epidemie hat 1843 in Transkaukasien grassirt. Die russische Regierung ist eine entschiedene Anhängerin von der Kontagiosität der Pest und hat die strengsten Sperrmaßregeln eingeführt. Schon Peter I., als die Pest 1710 in Reval herrschte, ließ einen Jeden erschießen, der sich durch den zur Abwehr aufgestellten Militairkordon durchschleichen wollte; 1718 wüthete die Seuche in Kiew, und Peter befahl in einem dieselbe betreffenden Ukase, daß die Häuser, in welchen Personen an der Pest verstorben waren, verbrannt und daß auf den großen Landstraßen überall Galgen errichtet werden sollen, um die, welche gegen die Sicherheitsmaßregeln sich vergingen, ohne alle vorherige Schreiberei aufhängen zu können. Quarantaine-Gesetze von derselben Strenge sind noch heute in Kraft.

Die Blattern erschienen das erste Mal 1630 in Rußland und wurden ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierung, seitdem Peter II. in Folge derselben gestorben war.

Die amerikanische Krankheit der Spanier, das Mal de Naples der Franzosen, kurz, diejenige Krankheit, die in jedem Lande nach einem feindlichen genannt wurde, hieß in Rußland die „polnische" und zeigte sich daselbst zuerst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts.

Was die Verwaltung der Medizinal-Angelegenheiten betrifft, so war sie unter Peter dem Großen nach besseren Grundsätzen eingerichtet, als jetzt. Er gründete ein eigenes Medizinal-Ministerium, an dessen Spitze ein Arzt stand, der den Titel Archiater führte, die Ober-Aufsicht über alle ärztlichen Personen und Anstalten des Reiches ausübte und unmittelbar vom Kaiser abhing. Unter Katharina II. bestand zwar die Archiater-Würde noch fort, wurde aber einem Laien, dem Baron Tscherkasky, übertragen. Jetzt hat für die angestellten Aerzte alle Central-Verwaltung aufgehört. Die verschiedenen Ministerien haben ihre eigenen Medizinal-Personen, die theils durch ein Medizinal-Departement, theils durch einen Oberarzt, theils direkt von dem bezüglichen Ministerium, als einziger Behörde, administrirt werden.

Unter den Archiatern Rußlands, deren Leben Dr. Heine beschreibt, erwähnen wir Hermann Lestocq's aus Celle, der von einem einfachen Chirurgen zum allmächtigen Minister emporstieg. Er war es vornehmlich, der der Kaiserin Elisabeth zum Throne verhalf. Seine Feinde verleumdeten ihn jedoch bei der Zaarin; er wurde gefangen und verbannt und erst nach fünfjährigem Elend von Peter III. in seine Würden wieder eingesetzt. Ein anderer Archiater von größerer medizinischer und geringerer politischer Bedeutung war der Neffe und Adoptivsohn des berühmten Leydener Professors Boerhave, Hermann Kaau-Boerhave, der 1748 von der Kaiserin Elisabeth zur höchsten medizinischen Würde des Landes berufen wurde.

Man wird aus diesen Proben sehen, wie reichhaltig an medizinischen Miscellen die ganze Schrift ist, die der Verfasser dem Könige der Niederlande gewidmet hat und die er hoffentlich bald Gelegenheit finden wird, zu einer vollständigen Geschichte der Medizin in Rußland auszuarbeiten.

Mannigfaltiges.

— **Der Aussätzige von Aosta.** Von dem Grafen Xavier de Maistre, dessen „Voyage autour de ma chambre" durch ihren Stil, so wie durch ihre heitere Laune und ihren philosophischen Geist, so viele Freunde sich erwarb, daß man ihren Verfasser den französischen Yorik (Sterne) nannte, giebt es auch eine kleine, nicht minder berühmte Schrift unter dem Titel „Le Lépreux de la cité d'Aoste", von welcher uns eine vortreffliche deutsche Uebersetzung vorliegt, die — obwohl bereits in zweiter Auflage — im deutschen Buchhandel doch jetzt zum erstenmale erscheint.**) Der „Aussätzige von Aosta" ist eine Schrift von echt menschlicher und tief religiöser Tendenz, doch keinesweges sind damit auch, wie mit den Schriften des Grafen Joseph de Maistre, des Bruders von Xavier, besondere katholisch-ascetische Zwecke verbunden. Es ist ein Büchlein für Leidende, ein Bild, in welchem uns ein von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßener, an unheilbarem Aussatz erkrankter Unglücklicher gezeigt wird, der in unseren Herzen das tiefste Gefühl des Mitleids erregt, zugleich aber auch die Ueberzeugung von der Erhabenheit der gottvertrauenden Seele über alle Macht des Elends, der physischen und selbst der geistigen Schmerzen in uns befestigt. Der Aussätzige lebt in einem alten Römerthurm außerhalb der Mauern von Aosta, wohin man ihn vor einer Reihe von Jahren verbannt hatte, und in dessen Garten ein fremder Offizier — wahrscheinlich der Verfasser selbst, der früher sardinischer Soldat gewesen — zufällig eintritt, was dann zu der hier mitgetheilten Unterhaltung zwischen Beiden führt. Früher hatte die Schwester des Aussätzigen, gleich ihm an der ererbten Krankheit leidend, seine Einsamkeit getheilt, aber sie ist auch schon lange todt, und ein häßliches, aber treues Hündchen, an das er sich gewöhnt hatte, erregte bei den Einwohnern der Stadt, nach welcher es sich zuweilen verirrte, die Besorgniß, daß es den Keim der furchtbaren Krankheit seines Herrn dort verbreiten könne. Man führte Klage beim Kommandanten, und dieser gab Befehl, den Hund in der nahen Dora zu ersäufen; das treue Thier wurde dem Unglücklichen entrissen und vom Pöbel mit Steinwürfen getödtet. Der Kampf, den der Arme mit sich selbst bestanden, der, als man ihm das letzte befreundete Wesen geraubt, sich aus Verzweiflung das Leben nehmen wollte, wird uns in ergreifender Weise geschildert. Er geht jedoch siegreich aus dem Kampfe hervor, wie Hiob, an den die Geschichte des Unglücklichen überhaupt erinnert. Und als der fremde Offizier, der sich dem Aussätzigen theilnehmend genähert, ihn auffordert, in Verbindung mit ihm durch Briefe zu bleiben, sagt dieser nach einigem Besinnen: „Warum sollte ich mich zu täuschen suchen? Ich muß keine andere Gesellschaft haben, als mich selbst, keinen Freund als Gott. In ihm werden wir uns wiedersehen. Lebt wohl, edler Fremdling, seyd glücklich! Lebt wohl auf immer!" — Der Reisende trat hinaus. Der Aussätzige schloß die Pforte und schob den Riegel vor. — Den Lesern aber werden wie dem Offizier die Worte des Unglücklichen sich einprägen: „Wenn Kummer oder Unmuth Euch nahet, denkt an den Einsiedler von Aosta, und Ihr werdet ihn nicht umsonst besucht haben."

— **Junius' Briefe.** Es ist im höchsten Grade bezeichnend zu nennen, daß wir Deutschen vor etwa einem Jahre erst, durch Arnold Ruge, eine gute deutsche Bearbeitung der berühmten Briefe des großen Engländers, der sich den Pseudonamen Junius gab, empfingen, und noch bezeichnender muß es genannt werden, daß schon jetzt eine zweite Auflage nothwendig wurde. Allerdings war die Uebertragung oder, besser gesagt, deutsche Bearbeitung kein leichtes Unternehmen, allein immerhin würden sich bei uns sicher Talente dafür gefunden haben, wenn größeres Interesse vorhanden gewesen wäre. Daß unser Publikum jetzt eine solche Arbeit durch raschen Ankauf würdigte, liefert gewiß den schlagendsten Beweis für den politischen Fortschritt in Deutschland. Man nimmt offenbar nun einen lebhafteren Antheil an dem Kampfe für die englische Verfassung, der sich anerkannt nirgends vortrefflicher verfolgen läßt, als durch die Lektüre der Juniusschen Meisterbriefe.

Gewiß konnte es aber auch nur einer tüchtigen Feder gelingen, fast ein zweites Original in deutscher Sprache herzustellen. Der Uebersetzer sagt nicht zu viel in seinem kraftvoll und schön geschriebenen Vorworte an die deutschen Leser mit den Worten: „Die englischen Politiker haben Junius nirgends an Verstand für die Freiheit, an Tiefe der Bildung und an Schönheit der klassischen Form übertroffen, und niemand die englischen Politiker. Wenn ich die Namen Canning und Peel nenne, so ist kein weiterer Beweis nöthig. Sie sind keine Namen mehr, sie sind Begriffe, bei denen jeder die umfassenden und weltbewegenden Ideen dieser Köpfe fühlt und die unsterblich edle Haltung eines großen Staatsmannes bewundert. Dennoch war Junius bis jetzt in Deutschland nur in den Händen weniger Bevorzugter, die englisch lesen und die gewohnte Chaussee der englischen Poeten zufällig einmal verließen."

— **Darstellung böhmischer Volkszustände.** Die „Europa", welche unter F. Gustav Kühne's Redaction einen neuen Aufschwung genommen, brachte in ihren Nummern 44 und 45 eine Novelle, „Ein böhmischer Bauer" überschrieben, von Isidor Heller, als Vorläufer eines größeren Novellen-Cyklus, „Die Gesellschaft der Märtyrer" betitelt, worin sehr treffliche Schilderungen böhmischer ländlicher Zustände enthalten sind. Abgesehen von der romantischen Einkleidung, empfängt der nach ethnographischer Belehrung suchende Leser die treffendsten Bemerkungen über die Lage des böhmischen Landvolks in erwähnter Erzählung, und es ist nur zu loben, daß der Verfasser in dieser ansprechenden Weise bestrebt war, das Interesse der gebildeten Welt für die große Mehrzahl eines Nachbarvolkes rege zu machen, von der uns allerdings z. B. Rank schon so Manches erzählte, ohne daß gesagt werden könnte, man hätte sich damit zufriedengestellt erklären dürfen. E. P.

*) Man sehe darüber: Hecker's klassischen 2ten Theil der Gesch. d. Med.

**) Der Aussätzige von Aosta. Pred. Sol. VII., 4. 9. 15. Berlin, Nicolai, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 146. Berlin, Dienstag den 7. Dezember 1847.

Holland.

Populaire Naturbetrachtungen, von J. van der Hoeven.*)

Die Luft.**)

Der Mensch hat, gleich allen lebenden Wesen auf Erden, den Pflanzen und Thieren, ein fortwährendes Bedürfniß äußerlicher Reiz- und Nahrungsmittel, ohne deren Einfluß das Leben bald erlöschen würde. Aber unter allen den äußerlichen Einflüssen oder erregenden und wiederherstellenden Mitteln zum Lebensunterhalt giebt es eines, dessen gezwungene oder freiwillige Entbehrung oft nur wenig Augenblicke zu währen braucht, um den Tod zu verursachen. Beständig nehmen wir diesen Stoff in uns auf, von dem die Erhaltung unseres Lebens so abhängig ist, daß der Athem und die Lebenskraft in vielen Sprachen durch ein und dasselbe oder durch ein fast gleiches Wort ausgedrückt werden. Wie eine unsichtbare Freundin, umgiebt uns dieser Stoff und begleitet uns überall auf unserer Lebensreise, und die Dankbarkeit fordert, daß sie für uns keine unbekannte Freundin bleibe. Sie errathen, daß ich von der Luft spreche, mit welcher ich Sie in einigen flüchtigen Darstellungen zu beschäftigen gedenke. Ich will es versuchen, eine populäre Naturanschauung von der Luft zu geben. Ich wähle diesen Gegenstand vor selteneren und ausgesuchteren. Denn um z. B. ein Naturgemälde der Vulkane zu entwerfen, die es mir nie vergönnt war mit eigenen Augen zu sehen, oder über die Umwälzungen unseres Planeten mit Ihnen zu sprechen, wobei ich Kenntnisse voraussetzen müßte, die in einem gemischten Kreise von Zuhörern doch wohl nicht allgemein verbreitet seyn werden, um über diese und ähnliche Gegenstände zu sprechen, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich spreche hier vor *einer Gesellschaft*, deren Sinnspruch ist: „Zum Nutzen des Allgemeinen" *(Tot Nut van't Allgemeen)*, und, indem ich vor dieser Gesellschaft spreche, ist mein Gegenstand, obwohl die Luft, sicher doch nicht aus der Luft gegriffen.***)

Wir nennen die Luft einen Stoff. Hier muß ich sogleich bemerken, daß wir sie nicht sehen, und somit einer allgemein verbreiteten Ansicht widersprechen, als ob stoffliche Sachen immer sichtbar wären. Sie sind dies eben so wenig, als das Sichtbare immer stofflich ist. Ein Bild im Spiegel oder im klaren Fluß ist sichtbar, aber es ist kein Stoff; es sind zurückgeworfene Lichtstrahlen, welche dies Bild verursachen, und will man auch das Licht selbst einen Stoff nennen, so ist doch das Licht als sichtbar und als sichtbar machende Ursache allein für das Auge da. Gäb' es keine Augen und Sehnerven, die Erzitterungen des feinen Lichtstoffes würden gleichwohl bestehen, aber nicht als Licht; als solches bestehen sie allein für das Auge, welches durch sein eigenthümliches Wesen die bestimmte Empfindung in uns erweckt, die wir Sehen nennen.

Zu den allgemeinsten Eigenschaften des Stoffes gehört die Ausfüllung eines bestimmten Raumes und der dadurch erzeugte Widerstand gegen andere Stoffe oder Körper, welche diesen Raum einnehmen wollen. Diesen Widerstand bemerken wir bei der Luft. Obwohl nun durch die große Beweglichkeit und Verschiebbarkeit der kleinen Theilchen, aus welchen die Luft besteht, dieser Widerstand in den meisten Fällen für uns unbemerkbar wird, so brauchen wir doch die Luft nur in einen bestimmten Raum einzuschließen, um uns davon zu überzeugen. Eine mit Luft wohlgefüllte Blase setzt der Hand, welche sie zusammenzudrücken versucht, Widerstand entgegen, und um wie viel der von ihr eingenommene Raum auch noch verkleinert werden kann, so widersetzt sie sich doch einer gänzlichen Zusammenpressung mit um so stärkerem Widerstand, je mehr sie bereits gedrückt ist. Ohne diesen Widerstand der Luft würden die Vögel nicht fliegen können, was man ein Schwimmen in der Luft nennen könnte, eben so wie das Schwimmen der Fische ein Fliegen im Wasser ist.

Eine andere allgemeine Eigenschaft des Stoffes, die wir weniger aus vorhergehenden Schlüssen als aus der Wahrnehmung ableiten, ist seine Schwere. Unsere Erdkugel zieht alle Körper in ihrer Nähe an, so wie alle Körper ebenfalls die Erde anziehen. Aller Stoff hat Anziehungskraft. Aber da die Masse, d. h. die Menge der Stofftheilchen unserer Erdkugel, die Masse aller Körper auf der Erde weit übertrifft, so überwindet auch die Anziehungskraft der Erde alle Anziehung, die andere irdische Körper auf sie ausüben, und zwingt dieselben, sich ihr zu nähern. Dadurch wird die Schwere verursacht. Ein Körper drückt auf einen anderen, der denselben unterstützt, durch die Schwere. Daß nun auch die Luft schwer ist, kann auf verschiedene Weise dargethan werden. Man hat zu diesem Zwecke sich der Luftpumpe bedient, eines Werkzeuges, vermittelst dessen man die Luft in einem begränzten Raume sehr verdünnen, jedoch nicht ganz wegnehmen kann. Wenn man eine große Glaskugel, mit Luft gefüllt, wiegt und dann die Luft in der Kugel durch jenes Werkzeug verdünnt oder, wie man sagt, auspumpt, so bemerkt man bei einer zweiten Wägung, daß die Kugel leichter geworden ist. Doch Sie verlangen andere Beweise, da nicht Jeder diese Versuche wiederholen kann. Ich muß hier von einem der nützlichsten naturwissenschaftlichen Instrumente sprechen, das in vielen Häusern zu finden ist, und das Sie Alle kennen. Ich meine das Barometer. Die Alten erklärten die Wirkungen der Saugpumpen und Heber aus einer Furcht oder einem Abscheu vor dem Leeren, so daß das Wasser, sonst nicht geneigt, in die Höhe zu steigen, lieber emporsteige, als einen leeren Raum über sich lasse. Der Zufall lehrte, daß das Wasser nur bis zur Höhe von 32 Fuß zu bringen sey, und man glaubte, daß der Abscheu der Natur vor dem leeren Raume seine Gränzen habe. Erst im siebzehnten Jahrhundert zeigte Torricelli, daß Quecksilber in einer gläsernen Röhre, welche an dem einen Ende verschlossen, nachdem man sie mit dem unteren, offenen Ende in eine Quecksilberschale gestellt hätte, nicht höher steige, als ungefähr 28 oder 29 Zoll, so daß man sagen muß, daß in mit Quecksilber gefüllten Röhren der Abscheu vor dem Leeren nur bis zu 28 Zoll oder etwas darüber gehe; es sey denn, daß man lieber mit Torricelli den Druck der Luft für die Ursache beider Erscheinungen halten will, so daß das Gewicht der Luftsäule, welche auf die Oberfläche der Quecksilberschale drückt, gleich ist dem Gewichte der Quecksilbersäule von 28 Zoll. Da nun das Quecksilber eine ungefähr dreizehnmal größere spezifische Schwere hat, als das Wasser, so muß die Wassersäule, die sich mit der Luft in Gleichgewicht stellt, auch ungefähr dreizehnmal höher seyn, als die Quecksilbersäule in dem Barometer. Dies also ist die Torricellische Röhre, von der wir sprachen, und die Benennung Barometer deutet ein Instrument an, durch welches man die Schwere bestimmt, einen Messer der Luftschwere. Noch ermangelte Torricelli's Ansicht einer vollkommenen Bestätigung, bis endlich Pascal im Jahre 1647 durch den Versuch erwies, daß bei Verkürzung der drückenden Säule der atmosphärischen Luft auch die Quecksilbersäule niederfalle. Diesen Versuch machte Pascal auf einem Kirchthurm zu Paris, doch um ein entscheidenderes Ergebniß zu erlangen, schrieb er an Perrier, der in der Auvergne, in der Nähe des hohen Berges „Puy-de-Dome", wohnte: „Wenn die Höhe des Quecksilbers auf der Spitze des Berges geringer seyn sollte, als am Fuße, wie ich", schrieb er, „aus vielen Gründen vermuthe, dann folgt daraus, daß das Gewicht und der Druck der Luft die einzigen Ursachen der Erscheinung seyn müssen, und keinesweges der sogenannte Abscheu vor dem Leeren, da es doch augenscheinlich ist, daß am Fuße des Berges mehr Luft das Gleichgewicht zu halten ist, als auf der Spitze, und da wir doch unmöglich sagen können, daß die Luft am Fuße des Berges einen größeren Abscheu vor dem Leeren haben sollte, als auf seinem Gipfel." Perrier bestieg mit Torricelli's Röhre den Puy-de-Dome und sah auf dessen Gipfel das Quecksilber ungefähr 3 Zoll tiefer stehen, als am Fuße des Berges.

Es giebt jedoch einen anderen Beweis für die Schwere der Luft, welchen ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Eben so, wie im Wasser die Körper von ihrem Gewichte verlieren, so muß auch ein Körper in der atmosphärischen Luft etwas von seinem wahren Gewichte verlieren. Ist ein Körper von derselben spezifischen Schwere, wie das Wasser, das ist, wiegt ein gleiches oder eben so großes Volumen des Körpers und des Wassers gleich viel, dann bleibt er überall im Wasser im Gleichgewicht hängen; ist die spezifische Schwere des eingetauchten Körpers geringer, als die des Wassers, dann steigt er in die Höhe und treibt auf der Oberfläche. Aus der Schwere der Luft erklärt es sich auch, warum manche Körper in der Luft umhertreiben oder emporsteigen, während es keinen anderen Grund giebt, warum sie verhindert werden, sich der anziehenden Erde zu nähern. Aristoteles meinte, daß es nicht nur schwere, sondern auch leichte Körper gäbe. Doch daß der Rauch in der Luft in die Höhe steigt, beweist nicht sowohl daß der Rauch leicht, als daß die Luft schwer und schwerer, als der Rauch, ist. Der Rauch steigt

*) Professor der Naturwissenschaften zu Leyden.

**) Nach einer gedruckten Sammlung dieser in holländischer Sprache gehaltenen Vorträge übersetzt von K. F. Baader. Wir hoffen, daß das populaire Gewand dieser Darstellungen, obwohl sie nur Bekanntes und zum Theil sogar aus deutschen Quellen Entlehntes enthalten, ihnen auch bei unseren Lesern eine freundliche Aufnahme verschaffen werde. Als eine belehrende Unterhaltung wird diese Abhandlung auch dazu geeignet seyn, in größeren geselligen Kreisen vorgelesen zu werden.

***) Diese Abhandlung wurde im Dezember 184[illegible] in der Leydenschen Abtheilung der erwähnten Gesellschaft und mit einigen Veränderungen im Januar 184[illegible] in der Gesellschaft Diligentia im Haag vorgelesen.

aus derselben Ursache in der Luft empor, aus welcher ein Stück Holz auf dem Wasser schwimmt.

Auf dem Wasser zu treiben oder zu fahren, sey es nun blos vermittelst ausgehöhlter Baumstämme, so, wie man sagt, wie die ersten Erfinder der Seefahrt gethan, oder mit Hülfe von Flößen, wie, nach Plinius, der König Erythros auf dem rothen Meere, ist eine sehr alte Erfindung, und wir treffen wohl kein Volk auf Erden an, wir niedrig die Stufe seiner Bildung auch sey, welches nicht im Besitze von Kanoes oder Piroguen ist, sofern es nur in der Nähe der See oder großer, nicht durchwadbarer Ströme wohnt, und sobald das Bedürfniß, dieser große Wecker menschlicher Thätigkeit, seine Stimme hören läßt. Aber in der Luft zu treiben und zu fahren, wenn man dieses Wort von einer nicht wohl zu leitenden Bewegung gebrauchen darf, ist hingegen eine sehr neue Erfindung. Der Mensch hatte die Luft den Vögeln überlassen. Die erstaunliche Höhe, zu welcher der Adler und der Geier, zu welcher vor Allem der Kondor sich in der Luft erhebt, erweckt allerdings Bewunderung, aber nicht leicht den Wunsch, es ihm nachzuthun. Auch ist das Fliegen mit den Hülfsmitteln, welche die Natur dem Vogel gegeben, für den Menschen nicht möglich. Künstliche Flügel würden sehr unsicher seyn und wohl kein besseres Loos erwarten lassen, als welches dem Ikarus zu Theil wurde. Nachdem man durch Wasserstoffgas, das viel leichter ist als die atmosphärische Luft, Seifenblasen hatte aufsteigen lassen, verfertigte man im Jahre 1783 zu Paris einen Ballon von Taffet, mit Firniß überstrichen, der 12 Fuß im Durchmesser groß war und 25 Pfd. wog: dieser Ballon wurde mit dem genannten Gase angefüllt, stieg unter dem Zujauchzen einer Schaar von 40,000 Menschen in zwei Minuten über 2900 Fuß hoch, verschwand in den Wolken und fiel fünf Meilen von Paris, in Folge eines Risses, nieder. Solche mit Wasserstoffgas gefüllte Ballons nannte man Charlièren, nach Charles, einem Naturforscher, der über die Verfertigung dieses Ballons die Aufsicht führte. Die Gebrüder Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonais, hatten schon einige Monate früher in demselben Jahre Ballons, vermittelst darunter brennenden Papiers und Strohs, aufsteigen lassen. Diese durch erwärmte Luft aufsteigenden Ballons nannte man „Montgolfièren" und glaubte, daß sie durch ein eigenthümliches Gas emporstiegen, welches einige Schriftsteller das Montgolfiersche Gas nannten. Es ist indessen allein die erwärmte und verdünnte und also weniger schwer gewordene Luft, welche diese Ballons aufsteigen macht. Mit solch' einer „Montgolfière" wurde im Oktober 1783 von Pilatre de Rozier der erste Versuch einer Luftreise unternommen, doch ließ er den Ballon noch durch Stricke festhalten. Früher hatte man nur Thiere, unter Anderen zu Versailles einen Widder, eine Ente und einen Hahn zusammen in einem Verschlage eingesperrt, mit einem Luftballon in die Höhe steigen lassen. — Durch diese ersten Versuche kühner gemacht, unternahm der gedachte Pilatre de Rozier mit dem Marquis D'Arlandes im November desselben Jahres eine Luftreise, ohne daß der Ballon festgehalten wurde. Sie blieben 25 Minuten in der Luft, trieben über die Seine und kamen unbeschädigt in einer Entfernung von 2500 Ruthen vom Aufsteigungsplatze wieder auf den Boden. Blanchard, der früher an einer Maschine zum Fliegen, einem Luftschiffe, ohne Erfolg zwölf Jahre lang gearbeitet hatte, verwechselte nun seine fruchtlosen Bemühungen mit der neuen Erfindung, stieg in Paris und Rouen zu wiederholten Malen mit Ballons auf, reiste nach England, wiederholte dort seine Versuche und wagte es endlich, mit dem Amerikaner Jeffries, am 7. Januar 1785, den Kanal von Dover nach Calais zu übersteigen. Das Gas entwich plötzlich aus dem Ballon, so daß sie bald ihre 30 Pfd. Ballast, dann Alles, was sie mitgenommen hatten, und selbst einen Theil ihrer Kleider, über Bord werfen mußten. Nahe an der Küste stieg indessen der Ballon wieder, und die Luftfahrer kamen wohlbehalten im Wald von Guiennes an. Blanchard erhielt für diese Luftreise von Ludwig XVI. 12,000 und ein Jahrgeld von 1200 Franken. Später zog dieser Luftreisende durch verschiedene Länder Europa's, um mit seinen Versuchen das Publikum zu ergötzen und Geld zu erwerben. Pilatre de Rozier und Romain, die ebenfalls den Uebergang über den Kanal wagen wollten, wurden durch ein Umschlagen des Windes, nachdem sie schon eine Zeitlang über dem Meere geschwebt hatten, wieder ans Land zurückgetrieben und fielen, wie man glaubt, von einer Höhe von 1200 Fuß, bei Boulogne nieder, ganz zerfetzt und kaum einer menschlichen Gestalt mehr ähnlich. Sie hatten einen mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon mit einer „Montgolfière" verbunden und wahrscheinlich durch das, was ihnen Sicherheit geben sollte, ihren Tod verursacht. Das Gleichgewicht zwischen beiden mußte schwer zu erhalten seyn, das Feuer der „Montgolfière" brauchte nur den anderen Ballon zu erreichen, oder dieser brauchte nur zu bersten, und beide mußten herabfallen; wie es aber auch gekommen seyn mag, genug, die Maschine war verbrannt. Dieses Unglück gab Anlaß zur Erfindung der „Fallschirme", wodurch Blanchard die Gefahren der Luftreisen verminderte.

Von anderen Luftreisen zu sprechen, würde unnöthig seyn und uns zu weit abführen. Aber wozu dienen die Luftballons? Man sagt, daß diese Frage an Franklin gerichtet wurde, der sich damals in Paris befand, und daß der berühmte Mann hierauf mit der Frage antwortete: „Wozu dient das neugeborene Kind?"

Man muß jedoch in der That bekennen, daß das Kind bei der ersten Entwickelung mehr versprochen hat und nun ziemlich unfähig und zurückzubleiben scheint. Es ist wahr, daß die französische Armee durch Offiziere in einem Luftballon das österreichische Lager bei Fleurus im Jahre 1794 auskundschaften ließ, aber die Erwartung, daß man fortan ein Corps Aëronauten bei jeder Armee finden würde, als eine neue Art von Ingenieurs, ist nicht bestätigt worden. Diese Luftreisen sind ferner auch mit wissenschaftlicher Absicht unternommen worden, von welchen die der berühmten französischen Naturforscher Biot und Gay-Lussac am 24. August 1804 und die von dem Letztgenannten allein unternommene am 15. September desselben Jahres besondere Erwähnung verdienen. Beide wurden mit großer Sicherheit vollführt und gaben über viele Gegenstände wichtige Aufklärungen. Bei der zuletzt genannten Reise stieg Gay-Lussac bis zu der erstaunlichen Höhe von mehr als 21,000 Fuß, höher also, als der Gipfel des Chimborasso, in eine Region, worin vor ihm noch keine menschliche Brust geathmet hatte.

Ein wesentliches Hinderniß im Gebrauche der aërostatischen Fahrzeuge liegt in den bis jetzt dazu benutzten Stoffen, Taffet z. B., welcher, vorzüglich wenn er feucht ist, die atmosphärische Luft durchläßt; ja, es läßt sich kein wesentlicher Nutzen von jenen Fahrzeugen erwarten, wenn man nicht einen Stoff ausfindig macht, der das Wasserstoffgas fortdauernd vor Entweichung schützt und zugleich dem veränderlichen Drucke der Luft Widerstand leisten kann. Ein bekannter Naturforscher hat dazu Metall vorgeschlagen und berechnet, daß man selbst Platina, das schwerste aller Metalle, anwenden könne, wenn nur der Ballon von einer bedeutenden Größe wäre.*) Denn je größer der Umfang des Ballons ist, desto schwerer kann der Stoff seyn, den man anwendet, wie Jeder, der einige Einsicht in diese Sachen hat, ohne Mühe begreifen wird. Kommt Ihnen ein metallener Luftballon gar zu abenteuerlich vor, so darf ich nur daran zu erinnern, daß man jetzt nicht allein von treibendem Holz, sondern sogar von dem schweren Eisen schnell fahrende Schiffe verfertigt und sogar auch schon eine eiserne Trekschuite (Postzugschiff) regelmäßig zwischen zwei süd-holländischen Städten fährt.

Wir kehren wieder zu unserer Luft zurück. Wie weit breitet sie sich aus, auf welchem Abstand von der Oberfläche unserer Erdkugel hört sie auf zu seyn? Wäre die Luft eine Flüssigkeit, die überall dieselbe Dichte oder eigenthümliche Schwere hätte, dann könnte man die Höhe leicht berechnen. Hier, nahe an der Oberfläche der Erde, verhält sich ihre Schwere zu der von reinem, destillirtem Wasser ungefähr wie 1 zu 770, d. h. ein Volumen Wasser wiegt 770 mal mehr, als ein gleiches Volumen atmosphärischer Luft. Nun kennt man die Höhe der Wassersäule, welche dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält, welcher Höhe wiederum eine 770 mal höhere Luftsäule entsprechen würde, so daß sich für die Luft eine Höhe von ungefähr 25,000 Fuß ergiebt, wonach sie sich nur wenige Tausend Fuß über die Gipfel der höchsten Berge erheben würde. Aber daß die höheren Luftschichten dünner seyen und so auf größeren Höhen eine Luftschicht, die eben so viel wiegt, als eine niederere, viel höher hinaufreichen müsse, folgt aus der Elasticität der Luft. In diesem Sinne würde also die Luft unendlich seyn, d. h. sie würde wohl fortwährend feiner und dünner werden, aber dennoch nicht aufhören zu seyn. Daß dies jedoch nicht so ist, daß die Luft auf einer gewissen Höhe ihre Eigenschaft als Luft verliert, erhellt aus Beobachtungen und kann auch schon von vorn herein durch Schlußfolgerung bewiesen werden. Unsere Erde befindet sich in einer kreisförmigen Umdrehung um ihre Achse und theilt diese Bewegung dem Dunstkreise, d. h. ihrer Atmosphäre, mit. Je weiter die Lufttheilchen von dem Mittelpunkte entfernt sind, desto mehr nimmt die den Mittelpunkt fliehende Kraft zu, welche sie durch die Umwälzung erhalten. Es kommt also ein Punkt, auf welchem diese Kraft gleich wird der Schwerkraft und die Wirkung derselben aufhebt, und höher kann wenigstens die Luft sich nicht ausdehnen. Die auf diese Weise berechnete Höhe der Luft ist wohl viel bedeutender, als die wahre Höhe der Luft nach anderen Gründen; aber diese Berechnung beweist doch, daß die Luft sich nicht unbegränzt im Raume ausdehnt. Mein Plan erlaubt nicht, weiter hierauf einzugehen. Wir begnügen uns mit der Schlußsumme, daß die Atmosphäre, als Dunstkreis der Erde, ihre Eigenschaften verliert auf einem Abstand von 10 geographischen Meilen, das ist auf $\frac{1}{86}$ des Halbmessers der Erdkugel.

(Schluß folgt.)

Italien.

Eine Unterredung des Grafen Confalonieri und des Lord Castlereagh im Jahre 1814.

Unmittelbar nach der Abdankung Napoleon's im J. 1814 begab sich eine italiänische Deputation, an deren Spitze der Graf Confalonieri stand, nach Paris, um an die verbündeten Mächte die Bitte zu richten, daß dem Königreich Italien, welches jetzt von Frankreich getrennt wurde, seine Selbständigkeit und Nationalität gesichert werde. Die Abgeordneten wandten sich zunächst an den Kaiser Franz und an den Fürsten von Metternich, von denen sie jedoch sofort beschieden wurden, daß die Fortdauer eines „Königreichs Italien", wie es unter Napoleon bestanden und wie es auch noch im J. 1814 durch eine in Mailand niedergesetzte Regentschaft, an deren Spitze der Präsident Graf Verri stand, repräsentirt wurde, nicht in den Absichten der verbündeten Mächte liege. Ja, auf die amtlichen Noten, welche die italiänische Deputation an die Minister der Verbündeten richtete, wurde sie gänzlich ohne Antwort gelassen. Sie wandte sich demnächst persönlich an die Grafen Nesselrode und Pozzo di Borgo, so wie an den preußischen Minister, Frhrn. Wilh. v. Humboldt, die ihnen aber ebenfalls keine Hoffnungen machten, ihr Gesuch erfüllt zu sehen, worauf sie, auf einige früher von den Befehlshabern der britischen Truppenmacht in Sicilien ertheilte Versprechungen und erlassene Proclamationen sich stützend, den letzten Schritt zu thun und den englischen Ministern

---

*) Muncke, dessen Artikel: Aërostat in der neuen Ausgabe von Gehler's physikalischem Wörterbuch I., 1825, S. 229 — 256, von dem Verfasser bei dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht benutzt ist.

iscount Castlereagh und Graf Aberdeen, ernstliche Vorstellungen zu machen schlossen.

Den Inhalt dieser Unterredung des an der Spitze der Deputation stehen- n Grafen Confalonieri mit dem Lord Castlereagh hat der Erstere vollständig dem Berichte wiedergegeben, den er an den Präsidenten, Grafen Verri, in laisand gerichtet, welcher Bericht zum erstenmale in einer ursprünglich eng- ch abgefaßten Schrift von Giuseppe Mazzini dem Druck übergeben worden*). iese Unterredung hat auch jetzt noch ein großes historisches Interesse, wes- lb wir sie nachstehend folgen lassen:

Graf Confalonieri: Mylord, die Deputation des Königreichs Italien i den hohen alliirten Mächten, der ich als Mitglied anzugehören die Ehre be, erhielt von der provisorischen Regierung dieses Landes Depeschen, die sie Kenntniß setzen, daß die Generale Wilson, Mac-Farlane und Lord Ee- ntinck unserer Nation die erfreulichsten Hoffnungen des hohen Schutzes glands für die Wiederherstellung des Königreichs Italien gegeben und hier- i erklärt hätten, Italien wäre im Namen der vereinigten Großmächte mili- irisch besetzt. Gleichzeitig vernahmen wir jedoch, daß Oesterreich daselbst umschränkt herrsche und sich schon alle Civil- und Militairgewalt ange- met habe. Es ist fast zu befürchten, daß unser Land schon definitiv an sterreich abgetreten sey. Dessenungeachtet halte ich es hier für meine Pflicht, Namen der Deputation und im Namen meines Vaterlands zu fragen, ob d bis auf welchen Grad wir auf den hohen Schutz, den uns England hoffen sen, ferner noch rechnen dürfen?

Lord Castlereagh: Ich bin der Meinung, die erste Pflicht eines loyalen d aufgeklärten Kabinets bestehe darin, weder Personen noch Nationen zu uschen, und ich würde Sie täuschen, wenn ich Ihnen in dieser Angelegenheit glands Schutz zusicherte. Unsere Generale führen oft eine Sprache, die n Kabinette ganz fremd ist; sie können dafür halten, daß die Ehre unserer ition gewisse Schutzverheißungen erheische; ich aber behaupte, daß England r das wohlverstandene Interesse aller Nationen im Auge haben müsse.

Graf Confalonieri: Das wohlverstandene Interesse der italiänischen tion verlangt einen König. Unsere Wünsche wären erfüllt, selbst wenn dieser inig ein Oesterreicher seyn sollte. Wir wollen nichts Anderes, als ein von deren Staaten unabhängiges Land und die Zusicherung der repräsentativen rfassung.

Lord Castlereagh: Constitutionen entstehen überall in Europa. Spanien, nkreich, Holland, Polen, Norwegen, sie alle verlangen eine Verfassung; ich iß nicht, ob es zu ihrem Wohle ist, und es würde mir leid thun, wenn diese tionen aus eigener Wahl .... sich zu spät überzeugten, daß sie im rthum befangen waren.

Graf Confalonieri: Aber England zeigt uns doch das lebendige ispiel von dem Nutzen einer weisen Verfassung.

Lord Castlereagh: Daraus, daß wir glücklich genug waren, ein so weres Werk zu gründen und zu erhalten, folgt gar nicht, daß alle Völker allen Zeitverhältnissen dazu bestimmt seyen, unter einem ähnlichen System leben. Wir handeln nicht wie Bonaparte, der sein Gesetz allen, selbst ungebildesten Nationen, auflegen wollte. Die jüngste Erfahrung in Sicilien t uns überzeugt, wie leicht ein solches Prinzip zu Mißgriffen führen könne. f jenem Boden kann unsere Constitution nie Wurzel fassen, und sie muß dort t abgeändert werden. Und dann ist Oesterreich gerade eine Regierung, en welche die Unterthanen weniger Mißtrauen und Wünsche nach Vor- tsmaßregeln hegen dürfen. Die ganze Geschichte des österreichischen Regen- hauses bis in die neueste Zeit zeigt keinen einzigen Fall von Mißbrauch der walt — vielleicht war die Gewalt dort oft zu schwach. Ich will einmal iz offen mit Ihnen sprechen. Ich würde Ihnen alle Unterstützung und en Einfluß, der mir zu Gebote steht, zukommen lassen, wenn Italien ein ernes Joch, wie das Frankreichs, von dem wir es eben befreiten, zu be- chten hätte. Würden Sie mich vor Jahren um Hülfe gegen Frankreich gesprochen haben, gewiß hätte ich mit Englands voller Kraft dieses Be- ben unterstützt. Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen. Als bei den Unter- dlungen in Parga (?) dem Exkaiser der Vorschlag gemacht wurde, das nigreich Italien zu Gunsten eines Gliedes seiner Familie aufzugeben, trug auf eine Constitution als nothwendige Bedingung an, dem Mißbrauche Regierungsgewalt vorzubeugen. Aber die väterliche Regierung Oesterreichs d sich, wiederhole ich Ihnen, solche Mißbräuche nie zu Schulden kommen en. Ich spreche hierbei ganz ohne Hehl, und ich glaube, daß Ihre Interessen ügend gesichert sind; Sie dürfen daher auf einer Constitution nicht be- en, die da, wo sie nicht nothwendig, immer gefährlicher wirkt.

Graf Confalonieri: Ich will auch ohne Hehl sprechen, denn ich möchte it, daß unser Land, das eben das eiserne Joch der Knechtschaft abschüttelte, ch den neuen, jetzt zu organisirenden Zustand der Dinge so tief sänke, daß das relative Glück der französischen Herrschaft zurückwünschen müßte.

Lord Castlereagh: Wie könnte Italien dazu kommen?

Graf Confalonieri: Obgleich sich unser Land der Vortheile und hlthaten eines politischen und nationalen Lebens noch nie recht erfreute, ha- doch die letzten zwanzig Jahre den Wunsch überall danach rege gemacht. Hoffnung, der bloße Name Nation spornten es zu Opfern aller Art an, diese Opfer, dieser Gebrauch, oder, wenn Sie lieber wollen, dieser Miß- uch unserer Mittel und Kräfte brachten uns zu einem früher nie erreichten ade von Energie und Lebenskraft. In Rußland fielen 70,000 bewaffnete Italiäner für eine Sache, die ihnen ganz fremd war, und selbst Frankreichs Feinde ließen ihrer Kriegszucht und Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Alle Verwaltungszweige stehen in einer früher nie gekannten Blüthe; der Volksunterricht begann; die Manufakturen mehrten und verbesserten sich; die materiellen Interessen haben sich; die Zahl der öffentlichen Gebäude und Ver- gnügungsplätze wuchs mit der Zahl der Schulhäuser; so sehr reagirte unsere Energie und der Schatten von Nationalität, den man uns gelassen, gegen die nur zu oft despotischen Maßregeln der Regierung. Ich möchte Sie, Mylord, von einer Wahrheit überzeugen, die mir unwiderleglich scheint. Italien ist nicht mehr dasselbe Land, das es vor zwanzig Jahren war, und kann auf diesen Punkt nur dadurch wieder zurückgeführt werden, daß man es zwingt, Gewohn- heiten und Gefühle aufzugeben, die ins Volk übergegangen sind. Unsere ener- gische, intelligente Nation hat in den zwanzig Jahren viele politische Erfahrun- gen gemacht, einen innigeren Trieb zum Vaterlande gewonnen und versteht sich jetzt besser auf das Kriegführen. Aber so wie wir nicht mehr dieselben Leute sind, die vor zwanzig Jahren die väterliche Regierung in schläfriger Trägheit ertrugen, so, fürchte ich, wird auch die österreichische Regierung nicht mehr das seyn, was sie vor zwanzig Jahren gewesen. So z. B. müssen Sie, Mylord, gewiß zugestehen, daß die Pest des Papiergeldes einen Staat, der selbst an so vielen Wunden blutet, sehr fürchten läßt, dem österreichischen Reiche einverleibt zu werden. Es kann Ihrem Scharfsinn auch nicht entgangen seyn, daß jedem Lande natürliche Gränzen durch Sprach- und Sitten-Verschiedenheit zugetheilt sind und darum verschiedene Nationen auch verschiedene Gesetze erheischen. Wir haben es ja eben erfahren, wie schwierig es in Italien einer Fremdherrschaft werden muß, in einem durch Charakter und Sprache von ihr ganz verschiedenen Volke sich, außer Knechten und käuflichen Parteigängern, noch ergebene Freunde zu erwerben. Endlich beweist uns die Geschichte der letzten Jahre, wie schlecht uns Oesterreich gegen einen bewaffneten Einbruch des Auslandes zu schützen im Stande ist. Dies, Mylord, sind die wirklichen Gründe, aus welchen die Nation, die ich hier vertrete, ihre Einverleibung als Provinz ohne unabhängiges politisches Daseyn — sey es mit Oesterreich oder mit irgend einer anderen Macht — als das größte Unglück ansehen würde. Diese Wünsche und diese Ideen sind nicht die Erzeugnisse eines aufgeregten Kopfes, sondern das gereifte Gefühl des gesunden Theils der Nation, das Resultat einer langen Erfahrung.

Der englische Minister schien die Wahrheit und Wichtigkeit dieser Sprache einzusehen, fragte mich um verschiedene Einzelnheiten und schloß dann dennoch mit folgenden Worten:

„Ihr Land glücklich zu sehen, interessirt England in hohem Grade. Oester- reich — davon bin ich überzeugt — wird diesen Erfolg herbeiführen. Seine Absichten sind sicher gut, und ich will Alles thun, was ich kann, um es in diesen guten Absichten zu bestärken. Ich wiederhole es, ich will Sie nicht irre führen; gegen Oesterreich will und kann ich nichts thun: aber mit Oesterreich möchte ich Sie gern so gut als möglich stellen und rathe Ihnen deshalb um Ihrer selbst willen, Ihre Bestrebungen nach dieser Seite hin zu richten."

Dieses, Herr Präsident, war der Inhalt einer Unterredung, die drei Viertel- stunden dauerte. Meine Unterredung mit Lord Aberdeen war um Vieles kür- zer, seine Antworten jedoch gleichlautend. Die Offenheit, mit der diese einfluß- reichen Unterhändler sprachen, läßt mir keinen Zweifel mehr über unser Loos und bezeichnet mir den Weg, den wir von jetzt an einzuschlagen haben ....

(unterzeichnet) Graf Federigo Confalonieri.

Frankreich.

Gedanken über die Frauen von einer Frau.*)

In der Jagd auf Ideen gleicht der Verstand der meisten Frauen den jun- gen oder schlecht dressirten Hunden, welche das Wild aufscheuchen, ohne es fest- zuhalten.

Wenn man in einen jener Tempel tritt, wo die gerade Linie mit dem Bo- gen in vollendetster Harmonie, die Festigkeit mit der Anmuth verbunden, so hat man das vollkommenste Bild des männlichen Gedankens und der weiblichen Anschauung, vereinigt und in einander verschlungen zu demselben einen Leben, dessen Athem die Liebe ist.

Geistesüberlegenheit bei einer Frau ist eine noch zu seltene Erscheinung, als daß sie nicht das Mißtrauen des großen Haufens erwecken sollte. Sie ist deshalb eine Macht, die sich stets im Vertheidigungszustande erhalten muß, um ihre Autorität zu bewahren, aber dadurch auch die Kräfte, welche sie zum Nutzen der Familie und der Gesellschaft anwenden konnte, nach außen hin zur Abwehr der Feinde zu verbrauchen gezwungen ist.

Wenn man die drei berühmten Frauen, welche die Blicke des mo- dernen Frankreichs auf sich gezogen haben, mit einander vergleicht, so bemerkt man durch alle Unterschiede und Eigenthümlichkeiten hindurch, welche, wie ich glaube, den sehr verschiedenen Umgebungen, in denen sie gelebt haben, zuge- schrieben werden müssen, in ihrem Genius einen und denselben, vielleicht der weiblichen Natur selbst entsprungenen Fehler. In ernster Zurückgezogenheit mit dem Geiste des Alterthums genährt, hat sich bei Madame Roland vor- züglich die Stärke des Gemüths und die Festigkeit des Charakters entwickelt; mit- ten in der Gesellschaft und von ihrer Bewegung ergriffen, bildete sich bei Frau

*) Diese Schrift heißt: „Italien, Oesterreich und der Papst" und hat die Form eines Sendschreibens an den ehemaligen Minister Sir James Graham, dem dadurch, wie es in der Dedication heißt, die Mühe erspart werden soll, die künftig durch die Post an den Verfasser einlaufenden Briefe seiner brittischen Freunde öffnen zu lassen.

*) Von der unter dem Namen Dan. Stern schreibenden Gräfin von Agoult, die diese Gedanken in der Revue indépendante veröffentlicht.

v. Staël besonders die Lebhaftigkeit und Kritik aus; durch die Natur begeistert, erzeugte der Enthusiasmus bei George Sand eine wahrhafte Beredtsamkeit. Aber alle drei sind über die richtige Gränze hinaus geschritten und in deklamatorische Uebertreibung gerathen.

Denken ist für eine große Menge Frauen mehr ein glückliches Ereigniß, als ein dauernder Zustand. Sie machen in das Reich der Ideen eher glänzende und plötzliche Einfälle, als regelmäßige Eroberungszüge, die auf Gründung von Kolonieen berechnet wären. Ihr eigenes Herz ist das verrätherische Kapua, das sie verführt und zurückhält, oft zwei Schritt von Rom.

Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, hat man gesagt. Dies ist wahr, besonders bei den Frauen. Durch die Leidenschaft kommen sie zum Verständniß der Ideen und zu einer oft wahrhaft beredten Reproduction derselben. Aber wie die Leidenschaft beweglich, voller Inkonsequenzen und durch und durch unlogisch ist, so springen auch die Ideen bei vielen Frauen in schroffer, unvermittelter Weise hervor und erscheinen, da sie weder mit Maß sich entwickeln, noch mit Ruhe ans Licht treten, gewissermaßen als ein strahlendes Wetterleuchten einer tiefbewegten Seele.

Ein großer Theil der Frauen springen ohne Uebergang von der Heuchelei zum Cynismus über. Wie wenige bleiben bei der Aufrichtigkeit stehen!

Ich habe von einigen Frauen die Behauptung aufstellen hören, daß die Leidenschaft nie stärker und glühender sey, als wenn sie sich auf einen verächtlichen Gegenstand richte. Der Gegensatz zwischen den beiden einander am meisten widersprechenden Gefühlen, der Liebe und der Verachtung, übe — versicherten sie — eine Art unheimlicher Bezauberung aus und versetze die Seele in Entzückungen, die einzuflößen ein achtungswerther Mann außer Stande sey.

Die Männer unserer Tage haben gemeiniglich so kleine Seelen, daß, wenn sie zufällig eine jener heroischen Leidenschaften einflößen, deren das weibliche Herz fähig ist und deren Geheimniß es zu bewahren weiß, sie, statt sich dadurch zur eigenen Erhebung anreizen zu lassen, vielmehr dadurch in peinliche Verlegenheit gesetzt werden. Sie verstehen es dann gewöhnlich, jenes erhabene Gefühl in den Staub zu ziehen, um ihm die Kraft zu nehmen, die ihnen unbequem und lästig ist.

Die Liebe — und ich meine hier die edelste Art derselben — geht oft durch zu wenig Stolz bei der Frau und zu wenig Zartgefühl beim Manne zu Grunde. Jene geht über das schöne Maß der Hingebung hinaus und erregt dadurch zuletzt Langeweile, dieser überschreitet die sittliche Gränze der Forderungen und empört. Eine richtigere Selbstschätzung bei der Frau und ein weniger rohes Gefühl seiner Ueberlegenheit beim Manne würde die Harmonie aufrecht erhalten und die Dauer eines Gefühls verlängern, das keineswegs so beweglicher und ephemerer Natur ist, als man es bei uns zu glauben vorgiebt.

Ich will, daß eine große Seele sich der Liebe weihe, aber als Herrin derselben, nicht als deren Sklavin. Die Frauen dehnen meist ihre Hingebung bis zum völligen Vergessen ihrer selbst aus, und wenn sie dann sich beklagen, vergessen zu werden, so vergessen sie nur auch, daß sie das Beispiel dazu gegeben haben.

Die Scythen blendeten ihre Sklaven, damit sie keine Zerstreuung beim Butterfaß hätten. So blenden auch Einige die Nachtigall, damit sie besser singe. Ist man nicht versucht zu glauben, daß ein ähnlicher Gedanke bei der Erziehung obgewaltet, die man den Frauen giebt? Man scheint zu fürchten, daß, wenn ihre Intelligenz nicht blind ist, sie weniger gute Wirthschafterinnen und weniger angenehme Schwätzerinnen seyen.*)

Mannigfaltiges.

— **Das Ceremoniell bei Eröffnung des Parlaments durch eine Kommission.** Das neue britische Parlament ist diesmal bekanntlich nicht durch die Königin selbst, sondern durch eine königl. Kommission eröffnet worden, was immer geschieht, wenn der Souverain, wie es amtlich bezeichnet wird, „aus verschiedenen wichtigen Gründen" (for divers weighty reasons) verhindert ist, in Person zu erscheinen. Das mit der Parlaments-Eröffnung durch eine Kommission verbundene Ceremoniell ist sehr alt und wenn auch nicht so imposant, als eine königl. Sitzung, wo das regierende Haupt auf dem Throne von allen Großwürdenträgern umgeben ist, doch jedenfalls noch viel gravitätischer, als diese. Die Kommission besteht gewöhnlich aus fünf Mitgliedern, an deren Spitze der Lord-Kanzler oder, bei Verhinderung desselben, wie es diesmal der Fall war, der Lord-Präsident des Conseils sich befindet. Die anderen Mitglieder der Kommission werden unter denjenigen Pairs gewählt, die das eben am Ruder befindliche Ministerium zu unterstützen pflegen. In der königl. Vollmacht darüber wird jedes Mitglied als „Unser getreuer und lieber Vetter und Rath" bezeichnet. Zur festgesetzten Stunde erscheinen die fünf Mitglieder der Kommission im Oberhause in ihren vollständigen Pairs-Roben und mit dreieckigen Hüten. Sie nehmen ihre Sitze zwischen dem Throne und dem „Wollsack" des Lord-Kanzlers ein, und zwar bedecken sie sich, indem sie sich niedersetzen. Der Secretair (Clerc) liest demnächst an der Tafel des Hauses die königl. Vollmacht vor, und so wie sein Name genannt wird, entblößt der betreffende Pair das Haupt und verneigt sich. Der Präses der Kommission, der in der Mitte derselben sitzt, trägt sodann dem Herold mit dem schwarzen Stabe (Usher of the black rod) auf, dem Unterhause anzuzeigen, daß die königl. Kommission sich hier befinde, und dasselbe hierher zu entbieten. Die Pairs verharren in tiefer Stille, bis durch ein plötzliches Geräusch der Eintritt des Sprechers und der ihm folgenden Mitglieder des Unterhauses sich kundgiebt. Der Sprecher, an dessen Seite der Mann mit dem schwarzen Stabe sich befindet, macht beim Eintreten den Lord-Commissairen drei Verbeugungen, die sie dadurch erwiedern, daß sie sich erheben und den Hut lüften. Sobald sich die Unterhaus-Mitglieder an der Barre aufgestellt und die Stille zurückgekehrt ist, verliest der Präses die Thronrede sitzend. Nachdem er geendigt hat, erheben sich sämmtliche Mitglieder der Kommission, ziehen den Hut ab und machen Verbeugungen wie vorher, während der Sprecher und sein Gefolge das Haus verlassen. Sämmtliche Pairs erheben sich darauf von ihren Plätzen, machen sehr tiefe Reverenzen gegen einander, setzen ihre Hüte auf und gehen nach Hause.

— **Oper und Primadonnen in Paris.** Die große Oper in Paris leidet noch immer großen Mangel an ersten Sängerinnen. Man hatte es mit einer Engländerin, Miß Birch, versuchen wollen und diese auch wirklich engagirt. Nachdem sie jedoch in der Probe einmal gesungen und hier etwas ungalant behandelt worden war, reiste sie an dem Tage, an welchem ihr erstes Auftreten stattfinden sollte, unvermuthet über Boulogne nach London ab. Glänzende Anträge hatte man der Signora Grisi und Madame Viardot-Garcia gemacht; beide Damen ziehen jedoch vor, im Auslande zu bleiben. Die Direktoren der großen Oper, die Herren Duponchel und Rocqueplan, haben sich an Meyerbeer gewandt, um durch seinen Einfluß Dlle. Jenny Lind zu bewegen, daß sie nach Paris komme; der Meister erwiederte jedoch, daß die schwedische Nachtigall ihren eigenen Willen habe, gegen welchen sein Einfluß nichts vermöge. Die Direktoren haben ihr, wie ihre Freundin, Madame Birch-Pfeiffer in der Spenerschen Zeitung erzählt, nicht weniger als 275,000 Fr. (75,000 Thlr.) für die Saison geboten, was sie jedoch zurückgewiesen, „nicht, weil es nicht glänzend genug war, sondern weil sie entschlossen ist, mit der Sommersaison in London ihre theatralische Laufbahn zu beschließen." Die Herren Duponchel und Rocqueplan wandten sich darauf an Signora Alboni, deren mächtige Altstimme sowohl in Frankreich, als in England (wie früher in Berlin) Alles zur Bewunderung hingerissen, und diese wollte auch am 2. Dez. in der Rolle des „Arsace" auftreten, aber als ob sich die Sängerinnen aller Nationen gegen die französische große Oper verschworen hätten — kurze Zeit vorher traf ein Brief ein, worin sie anzeigt, daß sie älteren Versprechungen zufolge nicht umhin könne, der italiänischen Oper in Paris ihre Kräfte zu widmen. — Ein Korrespondent englischer Blätter schreibt aus Paris, daß die Oper in London jetzt ungleich besser sey, als in der französischen Hauptstadt, und zwar werde das nicht blos durch die Académie Royale de Musique und die Opéra-Comique, sondern auch durch das von Herrn Adolph Adam unter der Benennung Opéra National neu errichtete Theater bewiesen. Zwei auf diesem Theater gegebene neue Opern, die eine: „Les premiers pas, ou les deux génies", ein Mischmasch mit Musik von Auber, Halevy, Caraffa und Adam, und die andere: „Gastibelza, ou le fou de Tolède", mit Musik von Maillart, seyen so mittelmäßig ausgefallen, daß ihretwegen kein neues Theater hätte errichtet zu werden brauchen. Die Ausführung sey jedoch, wo möglich, noch schlechter gewesen, als die Musik. Als die einzige, Beachtung verdienende Erscheinung der großen Oper in Paris wird eine junge Tänzerin aus Wien, Dlle. Brussi, bezeichnet, die aus der Schule Fanny Elsler's seyn soll.

— **Chloroform statt des Schwefeläthers.** Das Chloroform, welches Herr Prof. Simpson in Edinburg seit einigen Wochen mit dem glücklichsten Erfolg statt des Schwefeläthers anwendet, um chirurgische Operationen schmerzlos zu machen, ist eine aus Chlorkalk und rektifizirtem Spiritus gewonnene chemische Substanz, die den Vortheil gewährt, daß sie nicht einen so sehr unangenehmen Geruch hat, wie der Schwefeläther, daß sie, nachdem die Wirkung vorüber, kein Kopfweh und keine sonstige unangenehme Empfindung im Körper zurückläßt, und daß sie in kürzerer Zeit, als der Schwefeläther, den kritischen Moment herbeiführt. Wenige Tropfen, auf einem Schnupftuche vor dem Mund gehalten, reichen hin, um sofortige Unempfindlichkeit zu bewirken. Das Chloroform muß jedoch, wenn es diese Wirkungen und nicht unangenehme Folgen haben soll, durchaus rein seyn, und zwar ist es ein Kennzeichen seiner Reinheit, wenn sich die Substanz im Wasser nicht auflöst: die geringste Auflösung desselben im Wasser läßt bereits auf seine Untauglichkeit zu chirurgischen Zwecken schließen. Die Herren DD. Fergusson, Liston, Partridge und noch mehrere andere Professoren der Edinburger Universität haben das vom Prof. Simpson empfohlene Mittel ebenfalls geprüft und seine Vorzüge vor dem Schwefeläther bestätigt. Auch geht uns in demselben Augenblicke, wo wir dies in englischen Journalen finden, die Nachricht zu, daß Herr Professor Geheimerath Dr. Jüngken in Berlin gleichfalls vor einigen Tagen sehr gelungene Versuche mit dem von Edinburg aus empfohlenen Chloroform gemacht habe.

*) Eine zweite Zusammenstellung folgt nächstens.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 147. Berlin, Donnerstag den 9. Dezember 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

IV.

Die Tempel der Insel Philä. — Die Bergwerke Aegyptens.

Die Insel Philä, von den Arabern El Heif, in den Hieroglyphen Pailak genannt, ist kaum eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit und liegt in geringer Entfernung nördlich vom Wendekreis. Die Religion der Aegypter hat aus ihr ein verehrtes Heiligthum gemacht. Als der Gott Osiris von seinem Bruder Typhon getödtet und sein Leib in vierzehn Stücke zerschnitten worden war, sammelte Isis, unter Wehklagen und geführt von ihrem Adoptivsohn, dem Gott-Hund Anubis (Sirius), dreizehn dieser Stücke, bildete das vierzehnte, das die Fische aufgefressen hatten, aus Sykomorenholz nach und begrub sie nach Einigen auf der Insel Philä, nach Anderen auf der benachbarten Insel Suem. Die letztere ist größer und enthält sehr alte Heiligthümer, die zu Ehren des Kneph und der Hathor von Amunoph II. erbaut und von Ptolemäus Philometor wiederhergestellt wurden. Nur den Priestern war der Besuch der Insel gestattet. Philä, das dem Dienste des Osiris und der Isis geweiht war, bedeckte sich mit Tempeln, Obelisken und Bildsäulen, und das dortige Priester-Kollegium bestand unter der macedonischen und römischen Herrschaft so gut, als unter den Pharaonen. Man ehrte Osiris durch ein tägliches Opfer von 360 Schalen Milch. Auf dieser Insel wurde auch einmal eine Partie gespielt, bei der es sich um mehr handelte, als um einige Tausende von Goldstücken. Der Gott Hermes nämlich spielte Würfel mit dem Monde und gewann von ihm den siebzigsten Theil eines jeden Tages; diese einzelnen Theile that er zusammen und machte daraus die fünf Ergänzungstage des Jahres, das bis dahin nur 360 hatte. *)

Dieser heilige Boden ist jetzt unbewohnt und mit Trümmern bedeckt, die sich täglich durch den allmäligen Einsturz noch stehender Heiligthümer vermehren. Hier stand der Obelisk mit der griechischen und Hieroglyphen-Inschrift, an dem Champollion's Erklärung der letzteren ihre Bestätigung fand. Jetzt ist dieser Obelisk in England.

An der Ostküste der Insel befindet sich noch ein Tempel, der ziemlich gut erhalten ist. Er hat zwar nicht die ungeheure Ausdehnung derer von Esneh und Luxor; aber dennoch wird man die Höfe, die prächtigen Säulenhallen, die bläulich gemalten Säle nicht ohne geistige Erhebung durchwandern. Ich gestehe für mein Theil, daß es mir ein sehr feierlicher Augenblick gewesen ist, wo ich, hinaufgeklettert auf die Plattform des Tempels, Aegypten und Nubien vor mir liegen sah und den 4000 Fuß breiten Nil, und die Wasserfälle und die Reihen von Felsblöcken und Granitinseln, durch die der Fluß sich hindurchdrängt, oder über die er hinwegschäumt. Nichts befängt die Einbildungskraft mehr, als ein Heiligthum, das auf einer Insel liegt, und diese Macht der Oertlichkeit scheinen die Priester aller Zeiten und aller Religionen gefühlt zu haben. Ich erinnere nur an die Inseln Samothrace, Delos, Anglesea, Jona, Sein, Tabenne u. s. w.

Philä ist umgeben von rissigen Küsten, nubischen Dörfern und Palmenhainen. Eine der benachbarten Höhen, die aus Felsstücken besteht, welche zu einer Pyramide aufgeschichtet sind, trägt den Namen Fersch el Faraun (Bett des Pharao). In dem großen Tempel fanden wir zwei Inschriften aus der Zeit, als die Franzosen Aegypten inne hatten. Die eine bezeichnete die geographische Länge und Breite der Insel mit den Namen der vornehmsten Mitglieder, welche die astronomischen und geodätischen Arbeiten übernommen hatten. Die andere giebt eine historische Uebersicht des Zuges von der Landung bei Kanopus 1798 bis zur Ankunft Desaix's bei den Wasserfällen 1799 am 13. Ventose des Jahres VII. Ein Engländer hat dummerweise einen großen Theil dieser Inschrift zerkratzt.

Nach Philä sahen wir das Dorf Dschelab, dessen sämmtliche Einwohnerschaft uns förmlich belagerte, weil wir uns von ihr nach den Wasserfällen sollten führen lassen. Kein Mittel, nicht Geld, nicht Beleidigungen, nicht Schläge, selbst nicht die Drohung, zu schießen, konnte uns von dem Haufen befreien, der so lange bettelte, als er uns sah. Als wir nun mit dieser Eskorte an den Wasserfällen ankamen, warfen die Männer und Knaben das Wenige, was sie von Kleidern auf dem Leibe hatten, ab und stürzten in den Fluß, wie die Tritone in der brausenden Fluth sich tummelnd. Dann, als sie heraus waren, hingen sie ihre Kleider über den linken Arm und streckten den rechten der Mad. de F. entgegen, um eine Belohnung zu erhalten.

Als wir wieder zu Schiffe waren, ging die Reise nach Elephantine (El Schag). Diese Insel hatten die Aegypter früh zu einer Gränzfestung gemacht. Neben ihrer guten strategischen Lage hat sie die reizendsten Naturschönheiten, die ihr auch den Beinamen Dschesiret el Saher (blühende Insel) erworben haben. Auf unserem Wege durch Elephantine begleitete uns eine junge Eingeborne, die ihren ganzen Anzug für 75 Centimes (Pfennige) an meine Reisegenossen verkaufte. Er bestand in einem Gurt, der die Taille umgab, und einem Maschenwerk, in das Muschel-Stückchen eingeknüpft waren, und das von dem Gurte herabhing. Eine Nadel, die durch das Haar gesteckt war, diente von Zeit zu Zeit zum Jagdgewehr gegen die unbequemen Bewohner dieser Gegend. Die Insulaner gehören zum Stamme der Barabra-Nubier.

In Bezug auf Elephantine muß noch erwähnt werden, daß der König Amasis die Insel eines großen Schmuckes beraubte, um Sais damit zu zieren. Es war dies ein Tempel, der aus einem Stück blaßrothen Granits gearbeitet war und 30 Fuß Länge, 20 F. Breite und 12 F. Höhe hatte. Drei Jahre lang sollen 2000 Schiffer mit dem Transport dieses Kunstwerkes bis Sais zu thun gehabt haben. Es ist in der neueren Zeit nirgends eine Spur davon gefunden worden. Einen halb so großen Tempel aus blaßrothem Granit, der den Namen des Amasis trug, fand Burton im Delta, einen anderen aus einem grünen Steine Abdollatif in Memphis.

Die berühmten Granitbrüche, welche die alten Aegypter ausbeuteten, liegen ungefähr eine halbe Stunde östlich von der Stadt Ch-Suan. In derselben Gegend ungefähr sah ich ein Lager von Quarz, der völlig die Weiße von Alabaster hatte. Goldminen hat es früher im Südosten von Ch-Suan gegeben; arabische Inschriften bezeugen, daß sie im Jahre 951 und 989 nach Christo ausgebeutet wurden. Makrisi, der ebenfalls von ihnen spricht, läßt in derselben Gegend auch Magnetstein, Blei und Amethyst gefunden werden. Unter dem 26. Grad nördl. Br. zwischen Koptos und Kosseïr wurde vor Zeiten viel goldhaltiger Quarz gewonnen. Eine sehr große Menge von Inschriften bezeugt daselbst das Alter dieser Minen, deren Bearbeitung nach diesen Quellen bis Osortasen I. (2100 vor Chr.) heraufsteigt. Andere Inschriften besagen, daß die Minen noch unter den Ptolemäern und der römischen Herrschaft im Gange waren. Dasselbe gilt von den Smaragdgruben des Berges Sabara.

(Schluß des vierten Briefes folgt.)

Holland.

Populaire Naturbetrachtungen, von J. van der Hoeven.

Die Luft.

(Schluß.)

Bis hierher betrachteten wir nur einige allgemeine Eigenschaften der Luft, jetzt müssen wir ihre Zusammensetzung betrachten. Bei den Alten war sie eines der vier Elemente oder Grundstoffe. Die Neueren nennen Elemente oder Grundstoffe solche Stoffe, die nicht in andere geschieden oder aus anderen zusammengesetzt werden können. Als solch' einen Grundstoff nun kann man die Luft nicht betrachten. Sie ist zusammengesetzt. Wie man dieses gefunden hat, und welches die Eigenschaften ihrer Bestandtheile sind, wollen wir jetzt kurz darstellen.

Die Veränderungen, welche die Körper bei der Verbrennung erleiden, die sogenannte Verkalkung oder Calcination der Metalle, schrieb der scharfsinnige Stahl, ein deutscher Chemiker, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts lebte, dem Entweichen eines Elementes aus diesen Stoffen zu, dem er den Namen „Phlogiston" gab. Die Stoffe, welche verbrannt, die Metalle, welche verkalkt sind, haben einige Eigenschaften verloren; was schien natürlicher, als daß sie auch ein Element oder einen Bestandtheil verloren hätten? Priestley bemerkte, daß die Luft, worin diese Verbrennungen oder Verkalkungen stattgefunden hatten, verändert war; daß sie zur Verbrennung und zum Athemholen untauglich geworden war, und nannte sie „phlogistisirte Luft": Luft, geschwängert mit dem Stoffe, welcher, nach Stahl, bei der Verbrennung und Verkalkung aus den Körpern entweicht. Schon hatte Cavendish verschiedene Luftarten kennen gelehrt, d. h. elastische Flüssigkeiten, der Luft ähnlich, aber von der gewöhnlichen Luft durch eigenthümliche Schwere und andere Eigenschaften verschieden; jetzt nennt man dieselben: Gase. Die Ver-

*) Dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde in Memphis statt des Mondjahres das Sonnenjahr von 365¼ Tagen eingeführt, welches im letzten Jahrhundert v. Chr. in den julianischen Kalender überging.

brennung von Holzkohle erzeugt diejenige Luft, welche man damals fefte Luft nannte, und welche in der neueren Chemie den Namen kohlensaures Gas führt. Eine andere Luft war ebenfalls schon bekannt: die entzündbare Luft, das Wasserstoffgas, von der wir bereits erwähnt haben, welche Anwendung Charles davon beim Füllen des Luftballons machte. Alles war also vorbereitet für einen neuen Zweig der Chemie, für eine Wissenschaft, der man, weil sie sich hauptsächlich mit den Luftarten oder den Gasen beschäftigte und dort den Schlüssel für viele Geheimnisse fand, auch wohl den Namen der pneumatischen Chemie gegeben hat.

Nachdem Priestley im Jahre 1774 auch die Luftart gefunden hatte, welche den athembaren Stoff enthält, welcher die Flamme der verbrennenden Körper unterhält, und die er aus calcinirtem Quecksilber, durch die Hitze der Sonnenstrahlen mit einem Brennspiegel, gewonnen hatte, war eigentlich die Zusammensetzung der Luft entdeckt. Er nannte diese Luft „dephlogistisirte Luft"; aus dieser und aus der phlogistisirten, die nach der Verbrennung entsteht oder besser nach der Verbrennung übrigbleibt, aus diesen zweien ist die atmosphärische Luft zusammengesetzt. Ich sage: nach der Verbrennung übrigbleibt. Niemand hat jemals das Phlogiston gesehen, und Priestley war nicht im Stande gewesen, es als Luft darzustellen. Noch mehr, Priestley hatte schon bemerkt, daß die phlogistisirte Luft, das ist die Luft, welche nach der Verbrennung entsteht, einen geringeren Raum einnimmt; das Phlogiston müßte also die Luft, zu der es hinzuträte, vermindern, und wie dies geschähe, wußte Priestley nicht, es sey denn, daß die verminderte Luft spezifisch schwerer geworden wäre, was er jedoch nicht wahrnehmen konnte. Wie nahe war er an der Wahrheit!

Die neuere Chemie, die pneumatische, die antiphlogistische, die Chemie von Lavoisier entstand. Diese lehrt uns, daß die sogenannte phlogistisirte Luft nicht geschwängert ist mit einem unbekannten, nie gesehenen und vollkommen hypothetischen Stoffe, einem Stoffe, der leichter machen würde, wo er hinzuträte. Die Luft im Gegentheil, worin ein Metall verglüht, oder worin etwas verbrannt ist, hat einen Bestandtheil verloren, und gerade derjenige, welchen sie verloren hat, ist von dem verbrannten Körper verbraucht und hat sich mit demselben verbunden. Dieser Bestandtheil ist die sogenannte dephlogistisirte Luft, welche man jetzt Sauerstoffgas nennt; und derjenige, welcher übrigbleibt, die phlogistisirte Luft, wird, als untauglich zum Athmen, jetzt Stickstoffgas genannt.

Der große Lavoisier beschrieb 1774 die Calcinirung von Zinn in geschlossenen Gefäßen; er fand, daß das Zinn, nachdem es calcinirt war, an Gewicht zugenommen hatte, und diese Vermehrung des Gewichtes entsprach vollkommen der Verminderung an Gewicht, welche die Luft in den Retorten erlitten hatte, worin Lavoisier diese Calcinirung hatte stattfinden lassen. Er erklärte diesen Prozeß so, daß er eine Zersetzung der Luft sey, dadurch verursacht, daß das Zinn den athembaren Theil derselben absorbirte und den für das Athmen untauglichen darin zurückließ.

Das Einfachste ist hier auch das Wahre! Von diesem Zeitpunkte an machte die Chemie Riesenschritte und setzte die ganze Welt in Erstaunen durch die Umwälzungen, welche sie in den Naturwissenschaften hervorbrachte, und welche nur die Unkunde verkennen und die größte Unwissenheit verachten kann.

Die Eigenschaften jener zwei Haupttheile der atmosphärischen Luft können wir nur in einigen Zügen darstellen. Der eine Bestandtheil der Luft, das Stickstoffgas, hat fast nur negative Eigenschaften: es unterhält die Flamme und das Athmen nicht; es macht den brennbaren Stoff der Salpetersäure aus und eine seiner wichtigsten Verbindungen ist die mit dem Wasserstoffgas, womit es Ammoniakgas bildet. — Der andere Bestandtheil, das Sauerstoffgas, ist eine Gasart, in welcher die Verbrennung mit ungemeiner Lebendigkeit und Helle der Flamme geschieht. Während die Thiere in anderen Gasarten sterben, leben sie in einem verschlossenen, mit dieser Luft gefüllten Raume länger, als in einem gleichen, der mit gewöhnlicher atmosphärischer Luft gefüllt ist. Man wähnte, in dieser Luft ein Mittel gefunden zu haben, um das Leben zu erwecken und vielleicht zu verlängern, oder wenigstens ein sicheres Mittel gegen die meisten Brustkrankheiten. Diese Hoffnung wurde nicht verwirklicht. Aber das Sauerstoffgas ist nichtsdestoweniger eine der glänzendsten Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Durch dasselbe geschieht die Verbrennung, die Calcinirung der Metalle; es ist der Bestandtheil der meisten Säuren; es ist einer der zwei Bestandtheile des Wassers. Cavendish nämlich wies im Jahre 1784 nach, daß Wasser aus der Verbrennung von Wasserstoffgas in Sauerstoffgas vermittelst des elektrischen Funkens entstehe, und daß das Gewicht des Wassers, welches man erhalte, gleich sey dem Gewichte der zwei zur Verbrennung verwendeten Gase. So war die Zusammensetzung des Wassers gefunden, bevor man es hatte zerlegen können. Man kam jedoch bald dahin, während der große Laplace sogleich bemerkte, daß, wenn diese Gase zusammen Wasser bildeten, so müßten sie auch aus dem Wasser dargestellt werden können. Das Sauerstoffgas spielt ferner die wichtigste Rolle beim Athmen der Thiere. Die Pflanzen wachsen und entwickeln sich nur, während sie fortdauernd Sauerstoffgas aufnehmen, verbinden und ausscheiden. „Mit einem Wort, es giebt kaum eine Erscheinung in der Natur und Chemie, in der thierischen und vegetabilischen Welt, welche ohne den Sauerstoff vollkommen erklärt werden kann."*)

Diese Bestandtheile (Stickstoff und Sauerstoff) sind die Hauptstoffe, aus welchen unsere atmosphärische Luft zusammengesetzt ist, und wozu noch eine kleine Menge Kohlensäure kommt, nebst Wasserdampf in verschiedener Menge. Das Verhältniß hingegen der zwei Hauptbestandtheile, der Sauerstoffluft und der Stickstoffluft, ist beständig. Man hat Luft zerlegt aus den höchsten Gegenden und aus Thälern, unter dem Aequator und an den Polen, und stets dasselbe Verhältniß gefunden. Nach dem Umfange des Volumens enthalten 100 Theile atmosphärische Luft 79 Theile Stickstoffgas und 21 Theile Sauerstoffgas.

Wodurch wird diese Mischung beständig so erhalten? Priestley glaubte die Ursache in den Pflanzen zu finden. Wachsende, grüne Pflanzen hauchen über Tag und besonders beim Sonnenschein Sauerstoff aus und zersetzen das kohlensaure Gas. Ich brauche nicht zu sagen, wie schön diese Combination seyn würde. Die Thiere entnehmen durch das Athmen dem Dunstkreise Sauerstoffgas und athmen kohlensaure Luft aus; die Pflanzen dagegen zersetzen das kohlensaure Gas und geben an dessen Stelle reines Sauerstoffgas. Inzwischen hat diese Erklärung, so einfach sie auch scheinen mag, ihre Schwierigkeiten, und da der erste Chemiker unseres Jahrhunderts sie verwirft, so dürfen wir sie nicht ohne Behutsamkeit aufnehmen. Wir durchschauen in vielen anderen Fällen die Mittel nicht, wodurch das Gleichgewicht in der Natur erhalten wird, aber die Instandhaltung des Ganzen, die Beständigkeit in allem Wechsel, das Nothwendige bei aller scheinbaren Zufälligkeit der Erscheinungen, muß uns mit ehrerbietiger Bewunderung für den Urheber des Weltalls erfüllen.

Wenn jedoch das Sauerstoffgas allein zum Athmen und zur Verbrennung dient und das Stickstoffgas nur eine Beimengung ist von größtentheils negativen Eigenschaften, würde dann eine atmosphärische Luft, die nichts als Sauerstoffgas enthielte, nicht vollkommener seyn, als eine, die zum größten Theile aus einem zum Athmen untauglichen Bestandtheil besteht?**) Eine Atmosphäre, die allein aus Sauerstoffgas bestände, würde eine ganz andere Einrichtung der Natur voraussetzen, denn in diesem Falle würden die Thiere, bei ihrer jetzigen Organisation, schnell durch übermäßige Reizung sterben, und das geringste Feuer würde einen Brand verursachen, bei welchem gar kein Löschen möglich wäre, und der ganze Länder verwüsten würde.

Ja, es ist die größte Weisheit und Güte, die Alles geordnet hat, und je tiefer wir in die Untersuchung der Natur eingehen, desto heller umstrahlt uns das Licht, in welchem sich die Weisheit und Güte offenbaren.

Das Athmen der Thiere, des Menschen sowohl als des kleinsten Insektes, besteht in einer fortwährenden Veränderung gewisser Gasarten. Die Sauerstoffluft wird aus der Atmosphäre aufgenommen und verbindet sich mit dem Blute, und kohlensaure Luft mit Wasserdampf wird ausgeathmet. Das Blut, welches durch den Umlauf seine nährenden und anregenden Eigenschaften verloren hat und dunkelfarbig geworden, wird nun wieder hochroth und aufs neue erregt, verbessert und mit neuem Leben wie beseelt.

So kommen wir zurück zu dem, was wir im Anfange dieser Vorlesung bemerkten. Ohne Luft, die unsichtbare, leichte Umhüllung unseres Planeten, ist kein organisches Leben auf Erden möglich. Das Bedürfniß des Athmens ist jedoch nicht bei allen Thieren gleich groß. Warmblütige Thiere, vorzüglich Vögel, sterben unter der Luftpumpe schon binnen einer Minute; kriechende Thiere, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten, können länger leben, ohne zu athmen. Auch die Menge der Kohlensäure, welche durch das Athmen erzeugt wird, ist nicht bei allen gleich groß. Nach einer mittleren Berechnung athmet ein ausgewachsener Mensch in 24 Stunden 27,000 Kubikzoll kohlensaures Gas aus. Hieraus kann man ungefähr berechnen, wie bald ein enger Raum, wozu die äußere Luft keinen oder keinen hinreichend freien Zugang hat, durch das Athmen verdorben werden muß. In einem Saal, in welchem viele Menschen vereinigt sind, fühlt man eine drückende Beklommenheit beim Athmen, während auch die brennenden Lichter mehr und mehr einen trüben, matten Glanz verbreiten. Das kohlensaure Gas wird für den Menschen, wenn es in zu großer Menge in der Atmosphäre angehäuft ist, tödlich; daher die Ungesundheit von dergleichen Vereinigungen, wo kein freier Luftstrom dieses Gas vertreibt. Eben so ist auch die Luft tödlich, die aus einigen Grotten und unterirdischen Höhlen ausströmt, und die größtentheils aus kohlensaurem Gas besteht.

Bis hierher betrachteten wir die Luft allein in ihren Eigenschaften und ihrer Zusammensetzung, ohne auf ihre Bewegungen Rücksicht zu nehmen. Jede Ursache, die das Gleichgewicht der Luft stört, muß Strömungen in der Atmosphäre erzeugen; zu diesen Ursachen gehört die ungleiche Erwärmung, und unter den Erscheinungen, die auf das Entstehen der veränderlichen Winde Einfluß haben, gehört sicherlich auch besonders die plötzlich aus dem Dampfzustande in Regentropfen übergehende, in der Luft vorhandene Feuchtigkeit. Aber eine Betrachtung des Windes würde uns zu weit ableiten und könnte den Stoff zu einer besonderen Vorlesung liefern. Eine allgemeine Ursache darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Die Luft unter dem Aequator und zwischen den Wendekreisen ist stets sehr warm, während sie dagegen an den Polen unter dem Gefrierpunkte bleibt. Die dichtere und schwerere Luft an den Polen muß also eine Neigung haben, um längs der Oberfläche oder in ihrer Nähe von den Polen nach der Linie zu strömen, während ein entgegengesetzter Luftstrom in höheren Strichen von der leichten und warmen Luft zu den Polen stattfindet. Oeffnet man die Thür eines erwärmten Zimmers, dann dringt die kalte, äußere Luft längs des Bodens nach jener; daher kommt es, daß der Zug am meisten an den Füßen gefühlt wird, während ein Strom nach außen am oberen Theile der Thür die warme Luft hinaustreibt. Die Flamme einer Kerze beweist dies, welche, an der offenen Thüre gehalten, am Boden nach innen schlägt, oben an der Thür aber nach außen. Wäre unsere Erde

*) Cuvier, Eloge de Priestley.

**) Bei einer näheren physiologisch-chemischen Betrachtung der wichtigsten Bestandtheile der organischen Körper, vorzüglich der Thierwelt, scheint jedoch der Stickstoff nicht nur nicht untauglich zum Athmen, sondern ein höchst wesentlicher Stoff, ja der Lebensträger selbst zu seyn. Dieses näher auszuführen, gehört jedoch nicht hierher.

Anmerk. des Uebersetzers.

in Ruhe, dann würde diese Ursache also auf der nördlichen Halbkugel einen beständigen Nordwind, auf der südlichen Halbkugel einen anhaltenden Südwind zur Folge haben. Aber da die Erde sich um ihre Achse von Westen nach Osten dreht und die von den Polen kommenden Luftströme weniger Schnelligkeit haben, als die Oberfläche der Erde unter dem Aequator, so müssen diese Luftströme zurückbleiben und so einen scheinbaren Strom oder Wind in einer entgegengesetzten Richtung, nämlich von Osten nach Westen, verursachen. Dieses ist der Ursprung von dem beständigen Ostwinde, dem Passatwinde, der auf dem Atlantischen Meere vom 28° nördl. Br. bis zum 28° südl. Br. sich erstreckt. Auf dem festen Lande ist seine Richtung einer größeren Veränderung und Abwechselung durch örtliche Verhältnisse unterworfen, und er ist nahe am Aequator schwächer, weil dort der Luftstrom schon mehr und mehr an der Schnelligkeit der Umwälzung unserer Erdkugel theilnimmt. Daß ferner in denselben Strichen in höheren Gegenden unserer Atmosphäre ein entgegengesetzter Strom stattfindet, wie aus der gegebenen Erklärung folgen muß, hat die thatsächliche Wahrnehmung bestätigt. Leopold v. Buch nahm die entgegengesetzte Richtung von zwei über einander befindlichen Luftschichten auf dem Pik von Teneriffa wahr.

Der Nutzen der Winde fällt von selbst in die Augen. Sie mäßigen die zu große Hitze und Kälte, vertheilen die Wolken, vernichten schädliche Ausdünstungen und reinigen den Dunstkreis. Wie der Mensch, der alle Elemente seinen Zwecken dienstbar zu machen weiß, die Kraft des Windes an die Stelle von vielerlei Handarbeit setzt und vorzüglich von ihr Gebrauch macht, um die großen Meere zu befahren, ist zu bekannt, als daß ich Sie daran zu erinnern brauchte.

So haben wir also die Luft als Körper, als zusammengesetzten Körper und als bewegten Körper betrachtet. Auf eine Bewegung der Luft muß ich Sie jedoch noch aufmerksam machen; ihre Erwähnung möge mein flüchtiges Gemälde beschließen. Ich meine die Mittheilung des Schalles. Wenn man einen Schall vernimmt und zu gleicher Zeit die Ursache wahrnimmt, wodurch er hervorgebracht wird, so sieht man, daß bei einiger Entfernung die Ursache schon aufgehört hat, bevor der Schall unser Ohr trifft. Ein Kanonenschuß wird gesehen, bevor man ihn hört, und wenn verschiedene Menschen auf verschiedenen und bedeutenden Entfernungen in einer Reihe geschaart stehen, so hört der erste den Schall vor dem zweiten, der zweite vor dem dritten und so fort, so daß der erste und zweite den Schall schon nicht mehr hören würden, wenn eine entferntere Person, die vierte oder fünfte z. B., ihn noch nicht hörten. Ein einfacher Versuch kann uns lehren, daß der Schall von der Luft mitgetheilt wird. Eine Glocke giebt in einem durch die Luftpumpe entleerten Raume keinen Schall mehr, oder, besser, die Erzitterungen der Glocke *werden nicht* zu unserem Gehörwerkzeuge gebracht; je nachdem man alsdann mehr und mehr Luft in die Glocke dringen läßt, wird der Schall stärker, und endlich, wenn die Luft die Glocke ganz wieder füllt, nimmt der Schall wieder seine gewöhnliche und vorige Stärke an. So verliert das Geläute an Stärke in dem Maße, als es sich in den Dunstkreis erhebt: es vermindert sich sowohl, weil der Abstand vermehrt, als auch, weil die höhere Luft stets dünner und dünner wird. „Die stärksten Töne", sagt der französische Naturforscher Pouillet, „die auf unserer Erde wiederhallen, können nicht außerhalb der Gränzen der Atmosphäre dringen; sie werden schwächer, je mehr sie sich denselben nähern, und ersticken, ohne sie überschreiten zu können. Umgekehrt kann kein Schall von den Himmelskörpern zu unserer Erde gelangen. Die heftigsten Explosionen könnten auf dem Monde stattfinden, ohne daß wir den geringsten Nachhall davon verspürten." Gay-Lussac fand auch, daß die Kraft seiner Stimme sehr vermindert war in der dünnen Luft der erstaunlichen Höhe, zu welcher er sich bei seiner kühnen Luftreise, die wir früher erwähnten, erhoben hatte.

Der Schall der menschlichen Stimme wird durch Erzitterungen zweier kleiner, elastischer und gespannter Bänder verursacht, die an dem Eingange der Athmungswerkzeuge ihren Sitz haben. Die bei der Ausathmung fortgestoßene Luft setzt diese Bänder in Bewegung; diese zitternde Bewegung wird der Luft mitgetheilt; durch die Luft erreicht sie das menschliche Ohr. Wie wichtig wird dadurch unsere Betrachtung der Luft, welch' ein hohes menschliches Interesse erhält sie dadurch! Ist es nicht so, meine Herren! gerade so, wie die Luft unsere Erdkugel umgiebt und umfaßt, eben so umfaßt ihr eigenthümliches Wesen fast die ganze Natur- und Menschenwelt! Unser thierisches Leben kann nicht bestehen ohne den fortwährenden Reiz des Athmens, und das Leben der Menschheit, die Erziehung des Menschengeschlechtes durch Sprache und Wort, ist nur durch die Luft möglich. — Und brauche ich hierbei an die hohen Genüsse zu erinnern, die eine edle Kunst uns verschafft, welche durch eine passende Zusammenfügung und Entgegensetzung von Lauten und Tönen, durch Maß geregelt, eine Dichtkunst für das Ohr zu erschaffen weiß, deren erhabene Sprache das Innerste des Menschen trifft und rührt und mit den Strömen ihrer Klänge bald die ganze Seele in Bewegung setzt, bald wieder die ebene Ruhe herstellt in dem erschütterten menschlichen Gemüthe! Doch unter allen den Tönen, vermittelst welcher Instrumente auch hervorgebracht, giebt es keinen reineren, helleren, reicheren, keinen, welcher mit größerer Gewalt unsere Seele erschüttern oder mit lieblicherer Kraft erweichen kann, als den, welchen die menschliche Brust hervorbringt. Wie weit hinter den vollen Tönen des Bassisten und den Silbertönen einer Altstimme bleibt doch jedes musikalische Instrument zurück! Und wenn der menschliche Gesang sich nun erhebt zu großen menschlichen Gefühlen, wenn er Liebe für das heilige Vaterland athmet, wenn er Menschenwürde und Menschenbestimmung zum Gegenstande hat, oder Gottverherrlichung und Anbetung: wer ist dann so kalt und gefühllos, daß er nicht im Herzen mitsingt und, ist ihm die Himmelsgabe versagt, auf den Flügeln des Gesanges seine Seele sich erheben fühlt, wenn auch die Stimme in seinem Busen stockt!

Wie jeder Athemzug ein Geschenk der göttlichen Liebe ist, so muß auch jedes Wort eine Anerkennung dieser Liebe seyn, und eine Naturbetrachtung erreicht ihr höchstes Ziel nicht, wenn sie sich nicht in Verherrlichung des Schöpfers auflöst.

England.

Perth, die ehemalige Hauptstadt Schottlands.*)

„Die schöne Stadt Perth" oder, wie sie früher gewöhnlicher genannt wurde, St. Johnstown, nahm im Mittelalter eine bei weitem wichtigere Stellung ein, als in den letzten vier Jahrhunderten. Wenn sie sich auch des hohen Alters nicht rühmen kann, welches fast jedem Hauptorte Schottlands zukommt — denn der bloße Umstand, daß sie eine römische Niederlassung gewesen ist, hat wenig zu schaffen mit ihrem Alter als Stadt, in Betracht, daß mehr als tausend Jahre dazwischen vergingen, ehe sie ihren ersten Freibrief als städtische Corporation erhielt — so darf sie sich doch, da ihre bürgerlichen Privilegien aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts datiren, schon unter die älteren Städte Schottlands zählen. Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1482, in welchem Jakob III. den Sitz der Regierung nach Edinburg verlegte, war Perth die Hauptstadt Schottlands. Wegen ihrer Nähe an den Hochlanden war sie stark befestigt, und ihre Bürger waren in einem beständigen Wechsel von Fehde und Waffenstillstand mit ihren barbarischen Nachbarn.

Wo die ersten schottischen Parlamente zusammenkamen, darüber fehlen die Berichte. Im Jahre 1115 hielt Alexander I. einen Konvent zu Scone, dessen Abtei er umgestaltete, und da sein Urenkel Malcolm IV. im Jahre 1160 eine große National-Versammlung in das benachbarte Perth berief, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der von David I. sieben Jahre zuvor ertheilte Freibrief die erste Stufe zur Erhebung von Perth zum Range einer schottischen Hauptstadt gebildet habe. Im Jahre 1210 erhielt Perth seine „königliche Burg", und von diesem Zeitpunkt bis 1482 scheint es der ausschließliche Sitz der Regierung und der Versammlungsort des Parlaments gewesen zu seyn.

„Die schöne Stadt" scheint sich eines blühenden Zustandes erfreut zu haben bis zur Regierung Jakob's I.*), desjenigen schottischen Monarchen, dessen lange Gefangenschaft in England und romantische Anhänglichkeit an „die Lady Jane" so wohl bekannt sind. Mißvergnügt über die Rohheit seiner Edlen und entschlossen, Raub und Unordnung, welche allgemein herrschten, zu unterdrücken, soll er bei seiner Rückkehr ausgerufen haben: „Mit Gottes Hülfe, und sollte ich auch selbst das Leben eines Hundes führen müssen, will ich es dahin bringen, daß der Schlüssel das Haus sichere und der Stall die Kuh." Seine Bemühungen waren jedoch umsonst; dreizehn Jahre später wurde er selbst durch den Grafen von Athol ermordet. Von da an wurde Perth nur gelegentlich von den Herrschern besucht und endlich Edinburg zur Hauptstadt erhoben. Dennoch war Perth im Jahre 1601 der Ort einer General-Versammlung unter Jakob VI. (dem Ersten von England), auf welcher Beschlüsse „in Betreff einer neuen Prägung von Geld und Silber" durchgingen; auch war Perth der Schauplatz der Gowrie-Verschwörung.

Das „Buch von Perth" giebt eine Darstellung der verschiedenen mittelalterlichen religiösen Institute in Perth mit zahlreichen Listen ihrer Ausstattungen, begleitet von Auszügen aus den Registern der Kirchspielsitzungen, sowohl der presbyterianischen, als der bischöflichen. Das vergleichungsweise jüngste Datum der verschiedenen Dotationen, deren keine über das dreizehnte Jahrhundert hinausgeht, liefert noch einen neuen Beweis, daß der Ursprung der „schönen Stadt" um den Anfang des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden müsse. Die Geschenke und Dotationen selbst geben nur einen geringen Begriff von dem Reichthume der Stadt und selbst der alten schottischen Könige. „Ein Fladen Wachs" jährlich, oder auch „zehn Chalder (36 Scheffel) Malz, fünf Chalder Weizen, sieben Pfund sechzehn Shillinge und ein Fladen Wachs" erscheinen als karge Spenden aus den Händen von Königen, obgleich einer der Nachfolger das willkommene Geschenk eines Oxhofts Wein hinzufügte. Die Geschenke der Adligen und der Bürger bestehen gleichfalls hauptsächlich in bestimmten Maßen Weizen und Gerste, kleinen Stücken Land und baaren Leistungen, welche von zwei bis auf zwanzig bis dreißig Shilling jährlich stiegen. Ein Punkt bezeichnet in besonderem Grade sowohl die Armuth als die Sitteneinfalt der Bewohner von Perth, nämlich, daß wir kein einziges Beispiel von Geschenken von Edelsteinen, Gewändern oder silbernen Altargefäßen finden, während uns dergleichen fast auf jeder Seite der englischen Klosterbücher entgegentreten und so viele interessante Erläuterungen des geselligen Zustandes und der Fortschritte des Handels gewähren.

Im Jahre 1559 wurden diese religiösen Anstalten plötzlich über den Haufen geworfen und die Gebäude selbst verwüstet, nicht auf Befehl des Königs oder der Edlen, sondern durch die Bürger von Perth selbst, „befallen", wie Herr Lawson sagt, „von einem fast beispiellosen Wahnwitz, in Folge einer von John Knox in der Johanniskirche gehaltenen Predigt." Ohne nun hier irgend ein Urtheil über John Knox oder seine Thaten aussprechen zu wollen, dürfen wir doch mit Recht zweifeln, ob die Mönche von Perth die untadeligen Leute gewesen seyen, wofür sie unser Verfasser zu halten geneigt ist, wenn wir sehen,

*) Nach: The Book of Perth. By J. P. Lawson. Edinburgh, 1847.

*) Nicht mit dem Sohne der Maria Stuart zu verwechseln, der als König von England ebenfalls Jakob I. hieß

daß Menschen, unter denen sie lebten und mit denen sie in täglichem Verkehr standen, sich so einmüthig zu ihrer Austreibung verbanden. Wahrlich, wie viel wir auch auf Rechnung der übertriebenen Behauptungen der Prediger und der aufgeregten Empfindungen des Volkes bringen mögen, so lehrt doch jedenfalls die wohlbekannte und unbestrittene Geschichte der Reformation in Schottland, daß die gesammte Klerisei sich selbst dem Volke verhaßt gemacht habe; und daß dieser Haß ganz ohne Grund gewesen seyn sollte, ist unglaublich. Zum Beweise, daß „das Volk unter der päpstlichen Hierarche viel schlichter und tugendhafter gewesen sey als unter den abstrakten Untersuchungen und Streitigkeiten in den General-Versammlungen," beschenkt uns Herr Lawson mit „Auszügen aus den Akten der Kirchspiel-Sitzungen." Aber auch, wenn die sämmtlichen Akten statt bloßer Auszüge vorlägen, könnten sie doch kein Licht auf diesen Gegenstand werfen, so lange ihnen keine Urkunden ähnlicher Art von der anderen Partei gegenüber gestellt werden können. Diese sind aber nicht zu erlangen, und deshalb vermögen wir uns blos Vermuthungen über diesen Punkt zu bilden.

Die Auszüge beginnen mit dem Jahre 1577, gehen bis zum Jahre 1634 fort und enthalten allerdings nur wenig Nachrichten von „den guten Werken" der Bewohner von Perth. Wenn wir uns jedoch erinnern, daß, wie der Verfasser in diesem Falle richtig bemerkt, „die Kirchspiel-Sitzungen wahre geistliche Polizeigerichte bildeten", so dürfen wir auch nicht vergessen, daß nicht allein die anständigen Kirchgänger in den Akten derselben zu ihrer Schande figuriren, sondern auch die niederen und untersten Klassen und selbst die privilegirten Bettler, dieser Fluch Schottlands durch so viele Generationen.

Mannigfaltiges.

— Hamburgs Handel und ein deutsches Schifffahrtsgesetz. Bei dem großen Interesse, welches für ganz Deutschland die Beziehungen des Hamburgischen Handels zu dem des Auslandes haben, und bei den vielerlei mißliebigen, zum Theil begründeten und zum Theil schiefen Urtheilen, die über das Verhältniß der mächtigen Hansestadt zu dem hinter ihr liegenden Deutschland gefällt werden, wird ein Aufsatz über Hamburgische Verhältnisse, den der neueste Band von Dr. Karl Weil's „constitutionellen Jahrbüchern" (1847, III.) enthält, gewiß sehr viele Leser und Beachtung finden. In der Einleitung dieses Aufsatzes spricht sich der Verf. etwas bitter aus über die mit Recht getadelte Sucht, Hamburgs merkantilische Thätigkeit vor den Augen der übrigen Deutschen zu verunglimpfen und zu verdächtigen; doch in mehreren Abschnitten des Aufsatzes selbst, besonders in dem, welcher „der Kaufmann" überschrieben ist, wird über das materialistische, jeder höheren politischen Idee fern bleibende Nützlichkeitstreiben und Eigensuchtsfröhnen der Hamburger mehr und Schlagenderes beigebracht, als bisher noch irgendwo geschehen. Uns hat in dieser Abhandlung besonders interessirt, was der Verf. Spezielles über die merkantilischen Beziehungen der Handelsstadt zum Auslande, namentlich zu Holland und dessen Kolonieen, zu Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal, zu den am Mittelländischen Meere gelegenen Staaten, zum nordöstlichen Europa, zu Rußland, England, Ostindien und China, zu den Vereinigten Staaten, zu dem übrigen Amerika und zu Westindien ziemlich vollständig mittheilt, während der Abschnitt „zur Geschichte des Hamburgischen Handels" mit etwas zu großer Flüchtigkeit behandelt ist. Aus jenen Mittheilungen geht ganz unzweifelhaft hervor, daß, wie umfassend auch die Vermittler-, ja, wir möchten sagen, die Makler-Stellung Hamburgs im Welthandel ist, diese Stellung sich doch zu der von London und Liverpool, oder selbst zu der von Amsterdam, Marseille und Bordeaux, eben nur wie die eines Maklers zu der eines urbanen Eigen- und Großhändlers verhält. Welche vornehme Behandlung sich der akkommodirende Vermittler bei den anmaßlichen Eigenhändlern, die mitunter nicht halb so viel im Vermögen haben als er, gefallen lassen muß, das mag man aus der Uebersicht der vielen Schifffahrts-Zurücksetzungen und Differentialzölle ersehen, die den Hamburgischen Handel fast in allen obengenannten Ländern und selbst in den jetzt so armseligen Häfen der pyrenäischen Halbinsel treffen. Nur durch Befolgung einer wahrhaft nationalen, von ganz Deutschland unterstützten Handelspolitik werden die Hansestädte jemals von dieser für sie sowohl als für alle übrigen Deutschen demüthigenden Rolle befreit werden. Hören wir, was der Verf. des ungemein lesenswerthen und belehrenden Aufsatzes über diesen Gegenstand sagt:

„Die Machtlosigkeit, Wehrlosigkeit, Würdelosigkeit Deutschlands gegenüber anderen verhältnißmäßig unbedeutenden europäischen Staaten leitet von selbst, unter Inspiration des erwachenden deutschen Selbstgefühls, des anschwellenden National-Bewußtseyns, auf die Nothwendigkeit einer deutschen Schifffahrts-Gesetzgebung, welche obendrein ohne Verschmelzung der Zolltarife, ohne Uniformirung Deutschlands in Bezug auf das System der Waarenzölle und ohne Vereinbarung über die fiskalischen und industriellen Grundsätze der Tarifirung sehr wohl denkbar ist. Um diesen Zweck zu erreichen, muß das ganze Deutschland zu einem einzigen, untrennbaren Schifffahrtsgebiet erklärt werden, die deutsche Flagge, welcher ausschließlich das Recht der deutschen Küstenschifffahrt vorzubehalten wäre, müßte die Schiffe aller Einzelstaaten umfassen, und alle Schiffe derjenigen Länder, in welchen die deutsche Flagge nicht der einheimischen gleichgestellt ist, müßten beim Einfahren in einem deutschen Hafen einem verhältnißmäßig erhöhten Tonnengelde unterliegen. Um diese Maßregel, welche viele uns treffende Handelsnachtheile ausgleichen würde, auszuführen, bedarf es keiner Kriegsflotte, sondern nur der festen, einmüthigen Gesinnung, deren politischer und moralischer Segen vielleicht noch höher anzuschlagen sein möchte als der materielle. Der Schutz des nationalen Handels fordert unabweislich die Errichtung deutscher Konsulate in allen fremden Ländern, und wunderbar dürfte der Einfluß seyn, den ein solcher Schritt, zumal er der erste wäre, zur Hebung unserer von jedem fremden Staate bislang willkürlich mißhandelten Nationalität üben würde. Fragt man nun nach einzelnen, zur Beförderung der deutschen Interessen zu treffenden Maßregeln, so erscheint als die erste derselben die Begünstigung der direkten Einfuhr vor der indirekten mittelst eines Aufschlagszolles auf die letztere. Dadurch würde nicht allein die deutsche Flagge zu längeren Seefahrten aufgefordert, sondern auch durch die mehr und mehr zu einem wahren Tauschverkehr gesteigerte Beziehung zu transatlantischen Märkten der gewinnreichere Absatz deutscher Erzeugnisse dort vermittelt werden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die deutsche Rhederei, welche sich ohne Schutz im beständigen Fortschritt gegen fremde Rivalen bewegte, wohl den Schutz verdient, daß die indirekte Zufuhr der Kolonial-Waaren, also die Zufuhr derselben aus europäischen Häfen, den fremden Schiffen durch eine Zoll-Erhöhung erschwert würde. Das würde auch ohne weitläufige Kontrol-Maßregeln sehr einfach dadurch zu erreichen seyn, daß die Bestimmung einträte: die zu benennenden wenigen Kolonial-Artikel werden bei indirekter Einfuhr in alle deutschen Häfen von einem gleichmäßigen Gewichtszoll außer dem im betreffenden Tarif verzeichneten Zollsatz betroffen. Dadurch wäre z.B. der Ungunst entgegengewirkt, daß ein deutsches Schiff keinen Zucker zum Konsum aus Havanna nach England bringen darf. Jener Zoll-Aufschlag wäre aber auf die Einfuhr zum Konsum in Deutschland zu beschränken, während er die Lagerung zum Zweck der Wiederausfuhr, also den Zwischenhandel, nicht treffen dürfte. Eine geeignete gegenseitige Kontrole würde den verschiedenen deutschen Staaten die im Interesse eines jeden erforderliche Gewißheit gewähren, daß aus den Entrepots die Waaren entweder ins Ausland geführt oder, an den inneren Verkehr überlassen, mit dem Zoll-Aufschlage belegt wären. Der Ertrag des letzteren wäre wohl am passendsten zur Herstellung der oben angedeuteten deutschen Konsulate zu verwenden. Sowohl nach dem Artikel 19 der Bundesakte, wie in der Analogie der Militair-Kommission des deutschen Bundes, wäre dieser in den Stand zu setzen, für die deutsche Schifffahrtspolitik und die internationalen Handelsbeziehungen eine ungewohnte Thätigkeit zu entwickeln, vor welcher die dreißig vergangenen Jahre der Unthätigkeit billig erröthen müßten. Wird dies geschehen und namentlich Oesterreich in Hinblick auf den ostwärts gehenden Zug des Handels sein bedeutungsvolles Gewicht in die Wagschale der Zeit legen, so wird im Fall eines Krieges die deutsche, wahrscheinlich neutrale Flagge völkerrechtlich vertreten und auch den Maßregeln zur Beseitigung des Sklavenhandels eine frische Kraft verliehen werden können. Auch für Hamburg ist die Mitwirkung zu diesem Zwecke auf dem angedeuteten Wege von den wichtigsten und einzig zu rechtfertigenden Folgen. Nicht allein daß eine Separat-Einigung mit dem Zollverein, nach dem Beispiel anderer kleiner Staaten, ein zweifelhaftes, wenn nicht geradezu abschreckendes Resultat liefern würde (?), so wird auch der Bundestag, auf seiner sicheren völkerrechtlichen Grundlage fortschreitend, die Meinung Hamburgs eben so sehr beachten müssen, wie die Preußens, da er nicht einzelnen, sondern den sämmtlichen Staaten Deutschlands für den Gebrauch seiner Souverainetätsrechte verantwortlich ist; denn Hamburg darf nie den Zollvereinsstaaten etwas gewähren, was es anderen deutschen Staaten verweigert. Hamburg hat eben so sehr Pflichten gegen das ganze deutsche Vaterland, wie es als integrirender Theil desselben die Anerkennung seiner aus der gemeinsamen Nationalität abgeleiteten Rechte von demselben erwartet. Man bedenke, daß hostis eigentlich der Fremde bedeutet, und spreche es kühnlich als unabänderliche Richtschnur seines Benehmens aus: „Hosti frontem, amico pectus."

— Die Anästhesation durch das Chloroform. Französischen Berichten zufolge, gebührt dem Akademiker Herrn Flourens in Paris, über dessen Vivisectionen von Thieren nach der Einathmung von Schwefeläther zu Zeit berichtet wurde, das Verdienst, zuerst auf das Chloroform aufmerksam gemacht zu haben, doch hatte er es bisher allerdings nur an Thieren versucht, während Herr Prof. Simpson in Edinburg, der unabhängig von Jenem, auf die Anwendung der gedachten Substanz kam, auch sogleich mit Hülfe derselben chirurgische Operationen vornahm. Das Chloroform ist 1831 von Soubeiran entdeckt, 1832 von Liebig beschrieben und 1835 von Dumas analysirt worden, welcher Letztere ihm auch den Namen „Chloroform" gab, und zwar ist die Sylbe form von formica, „Ameise", abgeleitet, weil die neue chemische Substanz, außer den Elementen des Chlors, auch die der Ameisensäure darbietet. Nach Simpson's Vorgang sind bereits, eben so wie von den DD. Jüngken und H. W. Berend in Berlin, auch in allen Pariser Hospitälern sehr gelungene Operationen mit Hülfe des Chloroforms bewirkt worden, dessen Vorzüge vor dem Aether, wenn es in reinster Beschaffenheit ist, von den französischen Aerzten ebenfalls anerkannt wird. Da die Bezeichnungen „ätherisiren" und „Aetherisation" für das neue Verfahren nicht mehr passen, so hat man dafür die Benennungen „anästhesiren" und „Anästhesation" substituirt: von dem griechischen Worte αἴσθησις „Empfindung", „Gefühl", wovon unsere „Aesthetik" abgeleitet ist; anaisthetos heißt auf griechisch „unempfindlich", „fühllos", folglich ist „anästhesiren" so viel als unempfindlich oder fühllos machen. Beide Arten der Anästhesation jedoch, sowohl die durch Schwefeläther, als durch Chloroform, müssen von erfahrenen Aerzten beaufsichtigt werden, wenn sie nicht von nachtheiligen Folgen begleitet seyn sollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 148. Berlin, Sonnabend den 11. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Ueber gerichtliche Reformen im Staate New-York.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hängen bekanntlich, trotz ihrer politischen Absonderung vom britischen Mutterlande, noch immer durch die Bande der Sprache, der Sitten und der Religion mit ihm zusammen; selbst ihre bürgerlichen Institutionen sind im Wesentlichsten nach englischem Vorbilde gemodelt, und die Uebereinstimmung der legislativen Formen geht oft bis in das geringste Detail. Das ganze System des amerikanischen Kriminal- und Civilrechts ist auf dem englischen gegründet; die Gerichtshöfe jedes einzelnen Staates der Union sind eine genaue Kopie der in England bestehenden Tribunale, bei ihrem Verfahren sind dieselben Regeln gültig, die dem Advokaten in Westminster-Hall zur Richtschnur dienen, und die Urtelssprüche, die sowohl vor als nach der Unabhängigkeits-Erklärung der amerikanischen Republik von den britischen Juristen gefällt wurden, werden von ihren transatlantischen Kollegen stets als maßgebende Präcedentien (Precedents) angeführt. Dagegen betrachtet man auch in England die von rechtskundigen Amerikanern, wie Story, Marshall u. A., verfaßten Werke als achtungswerthe Autoritäten, und es würde einem Mitgliede des Bostoner oder New-Yorker Barreau nicht schwerer fallen, eine Sache nach englischer Rechtspraxis vor der Court of Queen's Bench oder dem Kanzleihof zu vertheidigen, als es englischen und irländischen Anwalten geworden ist, ihre Plaidoyers in den Richtersälen der neuen Welt zu halten.

Mit dem Trefflichen und Lobenswerthen des britischen Rechtssystems, dem *wir jetzt* eben in Deutschland mit schüchternen Schritten nachzuahmen begonnen, haben sich indessen auch die minder erfreulichen Zweige desselben nach Amerika verpflanzt. Der ganze Ballast von alterthümlichen Gebräuchen, die unverständliche, oft sinnlose Phraseologie, deren Zweideutigkeit und Dunkelheit den Kniffen des Rabulisten Thür und Thor öffnet, die sogenannten legal fictions — kuriose Formeln, welche die Wahrheit zur Lüge machen und den Kläger zur Erlangung seines guten Rechts Dinge behaupten lassen, deren Grundlosigkeit ihm selbst, dem Richter, den Geschworenen, kurz, dem ganzen Publikum bekannt ist — alle diese Uebelstände finden sich jenseits des Oceans wieder. Wie man sich nun in England, namentlich während der zwei letzten Decennien, bemüht hat, das Rechtsgebäude von dem veralteten Wust barbarischer Jahrhunderte zu reinigen und eine einfachere und zweckmäßigere Prozedur einzuführen, so hat es auch in den Vereinigten Staaten an ähnlichen Bestrebungen nicht gefehlt, und in dieser Hinsicht ist ein im New-York Herald vom 2. Oktober d. J. mitgetheilter Bericht erwähnenswerth, der von einer zur Untersuchung der bestehenden Rechtspraxis niedergesetzten Kommission an die legislative Versammlung des Staates New-York erstattet wurde.

Die Aufgabe, die der Kommission vorlag, erforderte, wie sie ganz richtig erinnert, die äußerste Umsicht und Besonnenheit, um sie ans erwünschte Ziel zu führen. „Abgesehen von dem Umstande", bemerkt sie weiter, „daß wir bei der Einführung neuer, noch unerprobter juristischer Regeln und Grundsätze die ehrlich gemeinten Vorurtheile aller solcher Männer zu bekämpfen haben, deren Amtsthätigkeit mit dem bisherigen Verfahren aufs engste verknüpft und gleichsam zusammengewachsen ist, müssen wir das Axiom nicht vergessen, daß Neuerung und Reform keinesweges in allen Fällen synonym sind, und daß die Vorschriften der Staatsklugheit uns verbieten, das Bekannte und Gewohnte umzustürzen, ohne aufs innigste von der Möglichkeit überzeugt zu seyn, ein besseres System an dessen Stelle zu errichten. Da wir in einer so wichtigen Angelegenheit unserem eigenen Urtheil nicht unbedingtes Zutrauen schenkten, so haben wir den seit unserer Ernennung verflossenen Zeitraum nicht allein zu wiederholten Berathschlagungen und Erörterungen und zum Austausch unserer gegenseitigen Ansichten verwendet, sondern auch jede in unserem Bereich stehende Quelle benutzt, die uns die Erfahrung anderer Staaten und die Gedanken der ausgezeichnetsten Männer darboten, welche ihr Augenmerk auf die Verbesserung des Rechtswesens gerichtet haben."

Die Prinzipien, von denen die Kommissarien*) im Verlauf ihrer Arbeit geleitet wurden, und die Gründe, die sie bewogen, von einer bloßen Revision der Gerichtspraxis abzugehen, werden ungefähr folgendermaßen entwickelt:

„Die erste Thatsache, die uns entgegentrat, war der langwierige, durch technische Formen erschwerte Gang und die Kostspieligkeit des Rechtsverfahrens, welche Klagen veranlaßt haben, die sich nicht auf individuelle Fälle beschränken, sondern gegen das ganze System der Rechtspflege gerichtet sind. Ungeachtet die legislative Versammlung und die Tribunale selbst ein Mittel nach dem anderen versucht hatten, diesen allgemein anerkannten Uebelständen abzuhelfen, dauerten sie noch immer fort und vermehrten sich sogar in dem Grade, daß die Urheber des Grundgesetzes,*) der öffentlichen Meinung nachgebend, die Legislatur durch einen Artikel der Staatsverfassung auffordern mußten, sowohl die Gesetze selbst, als die Methode, nach der sie verwaltet werden, auf eine einfachere Basis zurückzuführen. Unter diesen Umständen schien es uns, daß es die Pflicht der Kommission sey, nach reiflicher Untersuchung des jetzt bestehenden mangelhaften Rechtsganges kein bloßes Palliativmittel, sondern eine Reform vorzuschlagen, die, wenn man sie auch als radikal verunglimpfen sollte, das Verdienst besitzen würde, weder oberflächlich noch unzulänglich zu seyn. Wir glaubten nämlich aus Gründen, die wir später auseinandersetzen werden, daß der beabsichtigte Zweck nur durch die Einführung eines neuen Gerichtsverfahrens zu erreichen sey, wodurch alle überflüssigen Details der jetzigen Rechtspraxis abgeschafft, zugleich aber diejenigen Züge beibehalten würden, die sich aus Erfahrung als nützlich und der prompten, kräftigen und billigen Justizverwaltung förderlich erwiesen haben. In dem Maße, als wir mit unseren Untersuchungen und Arbeiten vorschritten, wurden wir in diesem Glauben bestärkt. Das Verfahren, wodurch das Recht in Ausführung gebracht wird, unterscheidet sich darin von dem Rechtscoder, daß letzteres eine Sammlung von Vorschriften ist, die auf den unwandelbaren Satzungen der Gerechtigkeit beruhen — die ihren Ursprung von den Verpflichtungen ableiten, welche die göttliche Weisheit den Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen auferlegt hat, und die, ihres höheren Ursprungs unbeschadet, sich je nach den Bedürfnissen und Forderungen der Gesellschaft ausdehnen oder beschränken lassen — während ersteres seinem ganzen Wesen zufolge nur aus willkürlichen Vorschriften besteht, die der menschliche Scharfsinn ausgedacht hat, um das Gesetz in Ausführung zu bringen und seine Vollziehung zu erleichtern. Neuerungen in dem einen vorzunehmen, mag ein kühnes und gewagtes Experiment seyn; in dem anderen bietet aber auch ein erfolgloser Reformversuch keine gar zu drohende Gefahren dar, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß es unrathsam wäre, einen solchen Versuch ohne wahrscheinliche Aussicht auf ein glückliches Resultat anzustellen.

„Die Plötzlichkeit und Allgemeinheit einer vorgeschlagenen Reform ist unserer Ansicht nach kein gültiges Argument gegen die Zweckmäßigkeit derselben, wenn sie zugleich mit Vorsicht und Besonnenheit unternommen wird, und namentlich wenn sie nur auf verjährte und conventionelle Einrichtungen Bezug hat. Ohne Zweifel ist die Einführung eines neuen, noch unerprobten Systems mit Schwierigkeiten verbunden, deren Ueberwindung die größte Umsicht und Gewissenhaftigkeit erheischt; aber dieses beweist keinesweges, daß eine solche Maßregel unausführbar sey. Es kann vielleicht aus dem Resultat unserer Arbeiten hervorgehen, daß die vom Staate erwählten Bevollmächtigten der ihnen übertragenen mühsamen und wichtigen Aufgabe nicht gewachsen waren; aber es hieße der Intelligenz unseres Zeitalters Hohn sprechen, wenn man die Behauptung aufstellen wollte, daß die bloße Maschinerie, die zur Vollstreckung der Gesetze dient, das Formenwesen, das man zur regelmäßigen Leitung gerichtlicher Kontroversen erdacht hat, die einzige Ausnahme in dem auf jedem anderen Felde der Künste und Wissenschaften bewährten Fortschritt des menschlichen Geistes bilde.

„Wir erkennen vollkommen das Gewicht der von vielen höchst achtungswerthen Personen ausgesprochenen Meinung, demzufolge das erwünschte Ziel am besten dadurch zu erreichen wäre, daß man dem gegenwärtigen System diejenigen Verbesserungen aneigne, deren Nothwendigkeit aus der Erfahrung erwiesen ist, es aber in jedem anderen Punkte unangetastet lasse. Eine solche Voraussetzung scheint uns jedoch hinlänglich durch das Fehlschlagen aller Versuche widerlegt, die zu diesem Behuf angestellt worden, und zwar nicht nur in unserem Staate, sondern in allen anderen Staaten der Union, wo das in Frage stehende System vorherrscht, und in England selbst, von dem wir es entlehnt haben. Man hat sich von den frühesten Zeiten an bemüht, die Strenge desselben theilweise zu mildern und es dem großen Zwecke anzupassen, für den es bestimmt ist; dessenungeachtet wird jedes Mitglied des Juristenstandes aus eigener Erfahrung unsere Behauptung bestätigen müssen, daß der Erfolg nur der gewesen ist, dasjenige, was in seinem Ursprung als Mittel dienen sollte,

*) D. h. zwei von den dreien, aus welchen die Kommission bestand. Die Ansichten des dritten Mitgliedes stimmten mit denen seiner Kollegen nicht überein, aber da Letztere die Majorität bildeten, so blieb sein Einspruch, nach den in den Vereinigten Staaten allgemein gültigen Regeln, ohne Wirkung.

*) Der neuen Constitution des Staates New-York.

das Recht geltend zu machen und dem Unrecht zu steuern, in eine arglistige und sophistische Wissenschaft zu verwandeln, die sich in technischer Spitzfindigkeit gefällt und eher dazu beiträgt, ihre wohlthätige Bestimmung zu vereiteln, als sie zu befördern. Wir sind in der That überzeugt, daß selbst unter den Rechtsgelehrten, die sich am meisten für die Fortdauer des gegenwärtigen Verfahrens interessiren, nur wenige zu finden sind, die nicht mit uns darüber einverstanden wären, daß die Zweideutigkeiten und Widersprüche in den verschiedenen Statuten, Reglements und gerichtlichen Erkenntnissen, die im Laufe der Zeit sowohl in England, als in Amerika erlassen wurden, oft die schreiendste Ungerechtigkeit in der Entscheidung von Rechtsstreiten herbeiführen. Die Gelehrsamkeit, mit der unsere Bücher angefüllt sind, besteht großentheils aus Erörterungen über Fragen, die auf die vorliegende Materie nicht den mindesten oder wenigstens nur sehr entfernten Bezug haben, und Tausende von „aktenmäßig dargestellten" Rechtsfällen werden dem Juristen als Autoritäten übergeben, die er mit Hülfe von Elementarwerken und Kompendien studiren muß, um auch nur die oberflächlichste, geschweige denn eine erschöpfende Kenntniß der Regeln zu erhalten, die in der rein formellen Leitung einer Sache zu befolgen sind. Die legislative Gewalt hat sich zu wiederholten Malen bestrebt, dem Uebel abzuhelfen, und Hunderte von Statuten sind erlassen worden, um einzelne Theile des Systems zu modifiziren, zu verbessern oder abzuschaffen. Diese haben ihrerseits zu neuen Erörterungen und neuen Auslegungen geführt, die nicht immer in Einklang mit dem Geiste der Gesetzgebung waren und, was noch schlimmer ist, gar oft mit einander in direktem Widerspruch standen.

„Wir sind überzeugt, daß Niemand, der mit diesem Gegenstande einigermaßen vertraut ist, das Gesagte bestreiten wird, und doch giebt es Viele, die eine durchgängige Revision und Kondensirung dieses Zweiges der Rechtsgelehrsamkeit und die Zurückführung seiner Prinzipien auf eine Reihe von einfachen, deutlichen, allgemein verständlichen und in ihrer Form leicht zugänglichen Regeln für ein zu gewagtes Unternehmen halten, um den Versuch zu rechtfertigen und ein System des „besonnenen Fortschritts" oder allmäliger Verbesserungen als das einzig heilsame und praktische betrachten. Wir sind zu einem entgegengesetzten Schlusse gekommen. Mit aller Achtung vor denjenigen, deren Ansichten von den unsrigen abweichen, scheint uns die Idee, daß eine Vereinfachung des bestehenden Systems sich durch Hinzufügung unzusammenhängender Emendationen oder Aenderungen bewirken ließe, weder mit der Logik noch mit der Erfahrung verträglich zu seyn. Die Erfahrung beweist nur zu klar, daß eine solche Maßregel allein dazu gereichen würde, die Verwirrung zu erhöhen, über die wir uns jetzt mit so vielem Grunde beklagen. Die Emendationen würden nothwendig zu richterlichen Entscheidungen führen, deren Erörterung wieder alle früheren über diesen Punkt existirenden Verfügungen aufs Tapet bringen und einen Vergleich der älteren Gesetze mit den neuerdings erlassenen hervorrufen würde, der, wenn wir von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen können, nicht selten einen Widerspruch zwischen dem gefällten Urtel und den betreffenden Statuten zu Tage fördern dürfte.

„Es ist in diesen Bemerkungen keinesweges unsere Absicht, einen Tadel gegen Männer auszusprechen, welche hohe richterliche Functionen bekleidet haben oder sie noch bekleiden; aber wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß es manchen Richtern gefallen hat, alle von Seiten der Legislatur vorgenommenen Aenderungen in den hergebrachten gerichtlichen Formen als unweise und unzulässig zu betrachten und sich daher für befugt zu halten, den zur Ergänzung oder, wie sie es nennen, zur Schmälerung des gemeinen Rechtes getroffenen Bestimmungen die allerengste Auslegung zu geben und die geringst mögliche Wirksamkeit einzuräumen. Ein solches Verfahren ist das Resultat langjähriger Anhänglichkeit an Institutionen, deren Hauptwerth in ihrem Alterthum besteht und deren Formen durch die mit ihnen verknüpften Erinnerungen geheiligt erscheinen. Es ist eine Tendenz, die zwar im Charakter des Menschen begründet ist, deren Schädlichkeit aber bereits von dem berühmten Sir Matthew Hale *) erkannt wurde. „„Durch lange Gewohnheit"", sagt dieser ausgezeichnete Rechtskenner, „„fassen Männer, vorzüglich bejahrte und solche, die im Studium und in der Praxis der Rechtsgelehrsamkeit aufgewachsen sind, eine Art abergläubischer Verehrung für diese Wissenschaft, die alle Vernunft und Billigkeit übersteigt. Sie hängen fest und hartnäckig an Formen, Prozeduren und Gebräuchen, die vielleicht früher vernünftig und zweckmäßig waren, aber durch den Wechsel der Zeiten nicht allein unnütz und mangelhaft, sondern lästig, unausführbar und für Recht und Gerechtigkeit nachtheilig geworden sind, ohne zu bedenken, daß die Förmlichkeiten und Vorschriften der Gesetze nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Förderung des Gemeinwohles eingeführt wurden, und daß, sobald sie nutzlos, ungehörig, überflüssig oder gar schädlich werden, es Zeit ist, sie fallen zu lassen.""

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

IV. (Schluß.)

Aegyptische Herrschaft in Aethiopien. — Unbequemlichkeiten der Reise. — Edhu. — El Kab.

Die oben angegebenen Punkte liegen im Westen des Nilthals und die Spuren der altägyptischen Könige ziehen sich von da bis zum Berge Sinai hin, in dessen Umgebung sich die hieroglyphischen Namen und Reliefs der Könige Cheops und Schefren finden, welche die beiden ersten Pyramiden bauten und ums Jahr 2500 vor Chr. gelebt haben.

In keiner Richtung aber scheinen die altägyptischen Könige sich weiter ausgebreitet zu haben, als nach Nubien zu, dem Lande der Aethiopier, die auf den hieroglyphischen Inschriften unabänderlich bezeichnet sind als: dies verderbte Volk von Kusch. Die Inschriften und die Tempel ägyptischer Götter und Göttinnen bezeugen, daß die Aegypter lange in Aethiopien geherrscht haben. Wenn die Eroberungen Ramesses' des Zweiten (Sesostris), der 1350 v. Chr. regierte, am weitesten reichten, so sind sie auch durch die glänzendsten Denkmäler bezeichnet. Die Tempel von Abu Sembal (Ibsambul) liefern den Beweis dafür. Sie wurden von Sesostris und seiner Frau Nofre Ari zu Ehren der Göttin Hathor und der Götter Phea und Phtha gegründet. Zehn kolossale Bildsäulen, von denen einige fünfunddreißig Fuß hoch sind, bilden nur einen Theil der Verzierungen dieser Tempel. Indeß begreife ich nicht, wie die Eroberung eines so elenden Landes, als dieser Theil Nubiens ist, genug Beute an Schätzen und Menschen hat liefern können, als zum Aufbau solcher Monsterwerke gehörten, deren noch dazu von demselben Könige an verschiedenen Orten aufgeführt wurden.

Nächst den altägyptischen Königen sind es Kambyses, die Ptolemäer, endlich die Römer, die in Nubien Spuren zurückgelassen haben. Was die Letzteren betrifft, so ist es bekannt, daß der Feldherr Patronius die römischen Waffen bis nach Napata trug, der Hauptstadt der Königin Candace von Aethiopien.

Weiter stromaufwärts auf dem Nil vorzudringen, wurde für uns immer beschwerlicher, denn von den Wasserfällen bei der Insel Philä steigt das Flußbett ziemlich jäh in die Höhe bis zu anderen Wasserfällen, die einige Tagereisen südlicher liegen. Indeß zuweilen war uns der Wind günstig, und gab es Aufenthalt, so machten wir archäologische Ausflüge. Die nächste antiquarische Merkwürdigkeit, die wir sahen, war der Tempel von Ombos, ein Gebäude aus den Zeiten Amunoph's III. (1430 v. Chr.), das zweiunddreißig Jahrhunderten getrotzt hatte, als Menschenhände ihre Zerstörungswuth daran kühlten. Jetzt ist noch ein Pfeiler und ein Steinhaufen übrig, an dem man zerbrochene Skulpturen findet und der allmälig dem Flusse zusinkt.

Oben auf dem Hügel von Ombos haben die Ptolemäer Philometor, Physkon, Epiphanes und Euergetes II. dem Sohne der Isis und des Osiris, dem Gotte Hor oder Aruëris, der mit einem Sperberkopf dargestellt und von den Griechen dem Apoll gleichgeachtet wird, einen anderen Tempel gebaut, dessen Vorderfront ungeheure Säulen halten. Indessen ist es schwer, genau ihre Höhe zu bestimmen, da sie bis auf zwölf Fuß in Sand vergraben sind. Ihre Kapitäler sind von der gefälligen Form, die an vielen Gebäuden aus der griechischen Zeit gefunden wird und die man Lotosblume nennt. Der Tempel selbst ist noch mehr verschüttet. Der Hügel, auf dem er steht, ist von einer dicken Mauer aus ungebrannten Ziegeln umgeben, in deren Umkreis alle Sandarten der Wüste ein Stelldichein verabredet zu haben scheinen. Gegenüber auf dem linken Nilufer lag ehemals ein Flecken, Namens Anti-Ombos, der ebenfalls vom Sande überschüttet ist, und zwar von dem der libyschen Wüste.

Einen der Morgen unserer Reise widmeten wir dem Besuch der alten Steinbrüche von Silsilis, das die Araber Dschebel oder Hadschar Selseleh (das Gebirge oder die Felsen der Kette) nennen. Sie bilden zwei lange Züge von Sandstein, die den Nil zwischen sich nehmen und gewaltig einengen. Von hier haben die Aegypter viele Jahrhunderte hindurch ihr Baumaterial genommen. Es war Sitte, dort Inschriften einzugraben, und zumal Namen und Regierungsjahr des Königs, unter dem ein Theil der Steinlager ausgehöhlt worden war. Man findet solcher Inschriften aus der Zeit Osotarsen's I., der 2100 Jahre vor der Geburt Christi gelebt hat. Wem eine solche Antiquität noch nicht alt genug ist, der, meine ich, muß sehr schwer zu befriedigen seyn. Zuweilen arbeitete man am Steinbruche selber eine Art Vorderfront aus, auf deren einer ich Namen und Person des Osirei, des Vaters von Sesostris, eingegraben fand, wie er dem Gotte Amun, dem Schöpfer der Welt und dem Gotte des Krieges, Opfer bringt. Das Zeichen für den Nilgott, Kneph, den Agathodämon oder guten Genius, umgab das Relief. Dasselbe besteht in einer Kugel, von deren Seiten dickleibige Schlangen auslaufen, die auf der anderen wieder zur Kugel zurückkehren; diese Amphibien nämlich bedeuten auch die Gesundheit.

Wir haben mehrere Grabgewölbe gesehen. Einige unter ihnen waren nichts als Tempel, an deren Wänden gewöhnlich, umgeben von Hieroglyphen, Triaden von Gottheiten, auf Bänken sitzend, dargestellt sind. In einem dieser Gewölbe fand ich ein Relief, das den Sieg des Königs Horus oder Thothmes IV. (1618 vor Chr.), des Ururgroßvaters von Sesostris, über die Aethiopier, seinen Triumphzug und die Opfer darstellt, die er dafür den Göttern bringt. Wenn man die widerlichen Siegeszeichen sieht, welche die ägyptischen Soldaten zu den Füßen ihrer Könige aufhäufen, wenn man die langen Reihen von Gefangenen betrachtet, deren Arme auf grausame Weise an den Ellenbogen über den Rücken zusammengebunden sind, und die den Göttern zugeführt werden, wenn ferner die Könige immer in kolossaler Gestalt, wie eben so viele Gargantua's erscheinen, einen Haufen besiegter Feinde bei den Haaren ergreifen und vor den Bildern der Götter mit dem Schwerte nach ihnen schlagen, so ist man sehr versucht, zu glauben, daß bei den Aegyptern die Sitte herrschte, einen Theil der Kriegsgefangenen auf den Altären zu opfern. Herodot will sie zwar von diesem Vorwurf freisprechen, aber man muß bedenken, daß er Aegypten erst zu einer Zeit besuchte, wo die Perser schon in diesem Punkte die Sitten konnten geändert haben, und daß hundert Jahre vor ihm Amasis die Menschenopfer in Heliopolis aufgehoben hatte.

*) Sir Matthew Hale war gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Oberrichter der Kings Bench und erwarb sich als Rechtsgelehrter einen großen Namen. Seine Werke und Entscheidungen gelten noch immer als Autorität.

Auf den Basreliefs von Naga in Arthiopien wird eine zahlreiche Gruppe von bärtigen, dem Typhon ähnlichen Gestalten von einem Heroen oder Pharao geopfert, wobei ihm ein Löwe hilft. Der Gott Horus mit dem Sperberkopfe läßt dies blutige Schauspiel unter seinen Augen geschehen, das sich auf den Denkmälern sehr häufig wiederholt. Die meisten der in den Königsgräbern dargestellten Opfer sind schwarze Männer, vielleicht also äthiopische Gefangene. Zuweilen zwar können solche Scenen nichts weiter als Sinnbilder bedeuten; aber bezeugt der sinnbildliche Gebrauch derselben nicht eben erst recht, daß sie früher in der That existirt haben?

Unsere Mannschaft hat ungeheuer zu arbeiten, das Schiff vorwärts zu bringen. Von sechs ein halb Uhr des Morgens bis zur selben Stunde am Abend führen diese armen Leute das Ruder, und wenn in der Nacht, was bei der Schlafsucht unseres Steuermannes unvermeidlich ist, das Schiff sich auf einer Sandbank festfährt, so springen sie, unbekümmert um die Krokodile, bis zum Gürtel ins Wasser, machen das Fahrzeug flott, indem sie mit den Schultern dagegen stoßen, dann steigen sie ein und rudern, um sich, bevor sie wieder einschlafen, von neuem zu erwärmen. Schon hat der Capitain zu ihrem Benefiz ein Schaf schlachten lassen, Mad. de F. bezeugte ihre Dankbarkeit in Form von Pilau und zuweilen durch einen allgemeinen Backschisch (Almosen). Man gab ihnen übrigens eine besondere Ration Morgenkaffee, um ihre Augen offen zu erhalten.

Mein Bett wird mit jeder Nacht ungemüthlicher. Ich habe nämlich unter meine Matratze Mehreres von dem gelegt, was ich auf der Reise sammelte, als Lanzen, Zuckerrohr, Bambus, Dura-Stengel u. s. w. Alles dies macht eine mißtönende, knarrende Unterlage. Hauptsächlich aber sind es Schaaren von weißen, braunen und rothen Insekten, die uns die Nacht verleiden. Während ihre Bundesgenossen, die Ratten, mein Arsenal besetzen und mit Geräusch die schönsten Dura-Aehren verzehren, die ich zur Probe mitgenommen habe, dringen Legionen jener kleinen Känguruh's auf mich ein, unzählbar wie das Heer des Xerxes, unvertilgbar wie die Unsterblichen des Darius. Fänd' ich Ariosto's Feder, mit der er die Armee des Agramant beschrieben, dann würde ich's wagen, die Mannigfaltigkeit der Farbe, der Bildung und des Stammes zu schildern, die in den Reihen unserer Feinde herrscht. Es ist ein Glück für uns, daß sie, als echte Barbaren, ihre häuslichen Gewohnheiten auch im Felde behalten, denn oft benutzen wir, ihrer Herr zu werden, die schwachen Augenblicke, da ihre Herkulesse zu den Füßen der Omphalen spinnen. Der einst Troja ins Verderben stürzte, derselbe schadenfrohe Amor vernichtet sie mit seiner Hinterlist.

In den ersten Zeiten unserer Reise war es, um uns die Ruhe in der Nacht zu sichern, nur nöthig, daß wir am Morgen und Abend eine Rundschau *in unseren* Betten anstellten. Seit wir aber in einer Gegend sind, wo unsere Feinde am Granit der Paläste des Horus und Sesosteis ihre Zähne wetzen, müssen Wachsamkeit und Tapferkeit verdoppelt werden. Wie es in den römischen Feldlagern vier Vigilien gab, so müssen auch wir mindestens viermal in einer Nacht die Runde machen, um nur eben so oft ein wenig Ruhe zu genießen. Niemals aber ziehen wir aus, ohne Siegeszeichen heimzubringen, ohne daß zwanzig, dreißig Feinde in ihrem Blute schwimmen, und kommt endlich die Sonne, unserem letzten Triumphe zu scheinen, dann legen wir die Waffen nieder und sagen, wie es im Lustspiel heißt: „Sonnabend ist Alles zu Ende, nun fängt es Montag wieder an."

Unser Weg führte uns bei der Stadt Edfu vorbei, die einen großen und berühmten Tempel des Aruëris besitzt, des Gottes, in dem die Griechen ihren Apollo wiederfinden wollten. Deshalb hieß die Stadt bei ihnen auch Apollonopolis. Im Südosten des genannten Tempels steht ein kleinerer des Typhon. Solche Typhonien, wie die Typhon-Tempel hießen, findet man sehr häufig neben denen der großen Götter, denn die Aegypter gehörten unter die Leute, die Gott und den Teufel zugleich anbeten und an zwei Tischen in derselben Stunde schwelgen möchten. Der kleine Tempel liegt, wie der große, tief in Schutt vergraben, eine Erscheinung, die bei den ägyptischen Denkmalen allgemein ist und sich schwer erklären läßt, da der Schutt immer höher liegt, als die Ueberschwemmung steigt.

Im Verlauf unserer Fahrt kamen wir an einer wilden Bergschlucht vorüber, deren Boden zum großen Theile aus kohlensaurem Natron besteht und von tiefen Rinnen durchfurcht wird, die von der Gewalt des Regens herrühren, obgleich derselbe dort zu Lande so selten ist. Die Felsen zerbröckeln sich in Folge ihres Natrongehaltes und nehmen unter dem Einfluß der Luft und des Wassers die sonderbarsten Formen an. Ein Tempel der Sonne (Ra), von Sesostris erbaut, ein anderer aus der Zeit Ramesses' VII. (1170 v. Chr.), der theilweise in einen Berg gehauen ist, waren die Merkwürdigkeiten, die uns am folgenden Tage auffielen. Der Fuß des genannten Berges ist zu Katakomben ausgehöhlt, die aus mehreren Stockwerken bestehen und Gräber und Kapellen mit Skulpturen und Hieroglyphen enthalten. Ehe wir uns hineinwagten, hatten wir die Vorsicht, einen Flintenschuß voranzuschicken. Indessen zeigte sich keine Spur von etwas Verdächtigem. Wir fürchteten nämlich, Schakalen zu begegnen; einige Fledermäuse waren aber die einzigen Thiere, die uns beunruhigten.

Die Stadt El Kab war der südlichste Punkt unserer Reise. Von da kehrten wir wieder nach Esneh zurück. El Kab heißt bei den Aegyptern Soven-Kab und bei den Griechen Eileithyas, weil Soven die ägyptische Göttin der Entbindungen war. (H. U.)

Polen.

Der Polenprozeß.

Man kann sagen, daß die neuesten polnischen Bewegungen durch die Presse angeregt, getragen, bekämpft, vertheidigt und verurtheilt worden sind. Dies, in Verbindung mit den freisinnigen öffentlichen Verhandlungen eines hohen Gerichtshofes unserer Hauptstadt, hat seinen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung von Prinzipfragen zu äußern nicht verfehlen können, ein Umstand, in welchem die Bedeutung des vorjährigen polnischen Unternehmens, wenn es in gesetzlichem Sinne als ein solches bezeichnet werden kann, zu suchen ist. Daß in der That jenes Unternehmen ohne die vorangegangenen und gleichzeitigen literarischen Productionen, welche darauf Bezug nehmen, nicht verstanden werden könne, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß die Anklage, selbst in wesentlichen Punkten, namentlich um den Zusammenhang der Bestrebungen zu erweisen, sich auf Druckschriften gestützt hat.

Es liegen uns augenblicklich zwei Broschüren vor, welche der polnischen Angelegenheit gelten. Die erste ist die schon längst durch die Zeitungen angekündigte Schrift, welche mit etwas mysteriöser Aufschrift unter dem Titel: „Débat entre la révolution et la contrerévolution en Pologne" (Leipzig, Keil) erschienen ist. Sie scheint die Bestimmung zu haben, Licht über die Tendenzen des demokratischen Polens zu geben, das in sich noch seinen Kampf gegen die Aristokratie, welche in einem Theile des Adels repräsentirt ist, zu überstehen hat. Mieroslawski (von dem die Schrift doch offenbar ausgeht) knüpft an die sehr bekannt gewordene Schrift: „Lettre d'un Gentilhomme Polonais sur les Massacres de Galicie, addressée au prince de Metternich" u. s. w. an, indem er ihren Verfasser (der wohl durch einen durch das ganze Buch gehenden Druckfehler als Graf D. angeführt wird, während es Graf W. heißen sollte) als Repräsentanten derjenigen Partei in Polen betrachtet, welche durch ihre der auf demokratische Prinzipien zu bauenden Zukunft entgegengesetzten Bestrebungen den Sturz der Revolutionen herbeiführe. Er will, daß die Demokratie dieses Erment ausstoße, daß sie ausschließlich mit dem Volke gehe. Dem Volke will er Grundeigenthum verschaffen, um das nationale Bewußtseyn in ihm zu befestigen, Polen muß durch Agrargesetze regenerirt werden, wie einst das alte Rom. Wir können auf diesen Theil der Schrift und auch auf den folgenden, welcher gleichfalls der polnischen Aristokratie gilt, nicht näher eingehen. Letzterer hat hauptsächlich zu beweisen, daß Edelmann und Aristokrat in Polen nicht identische Begriffe sind, was auch von uns in diesen Blättern gegen Herrn v. Florencourt schon nachgewiesen wurde.

Uns wird hier hauptsächlich der dritte Theil interessiren, der, positiverer Natur als die vorangehenden, keine Polemik gegen den „Gentilhomme" ist, er ist der Frage des Panslawismus gewidmet. Der Kampf gegen den Panslawismus, der in dem russischen Reiche sich Gestalt zu geben beginnt, sagt M., ist eigentlich ein Kampf des Fortschritts gegen das Legitimitätsprinzip. Jenes Prinzip werde am wenigsten in Frankreich gewahrt, dem es die Juli-Revolution zurückgegeben, Deutschland sey in sich getheilt; denn gesetzt, daß Preußen sich in feindliche Position zu Rußland setze, so werde Oesterreich sich mit diesem befreunden, um vielleicht wieder ein heiliges römisches Reich herzustellen. England sey mit seinen Handels-Interessen beschäftigt und werde der Ausbreitung der russischen Macht gegen Deutschland hin nicht in den Weg treten, wenn es dagegen seine Aufmerksamkeit von der Türkei und von Asien ablenke. Die pyrenäische Halbinsel sey nur eine Succursale Frankreichs. Wenn nun auch dieses die europäischen Gesammt-Interessen seinen eigenen Vortheilen opferte, so stände das getheilte Deutschland schutzlos gegen Rußland, dessen Natur und Bestimmung, so wie es sey, darin bestehe, erobernd zu seyn.

Nun weist M. nach, wie wenig Rußland früher, selbst noch vor der polnischen Revolution von 1832, darauf Gewicht gelegt, ein slawischer Staat zu seyn. Erst in dem letzten Dervnnium sey ihm der Gedanke gekommen, daß es als Gesammtstaat imposant werden könne. Es habe nun, ohne durch seine nationellen Elemente Beruf oder Fähigkeit dazu zu haben, denn diese beständen aus Mongolen, Byzantinern, Finnländern rc., die Vertretung des slawischen Idioms auf sich übertragen und versuche die zu dem slawischen Stamme gehörigen Individuen in seiner absoluten Autokratie zu absorbiren

Polen allein habe das Recht, die slawische Nationalität zu repräsentiren, einmal als ein Reich, das schon vor tausend Jahren sie vertreten habe, und dann als das an Umfang bedeutendste. Literarisch sey die Frage vollständig gelöst, jetzt habe die Politik zu entscheiden. Deutschland namentlich müsse die Ueberzeugung gewinnen, daß es keinen fähigeren Bundesgenossen habe, der russischen Macht sich entgegenzustemmen, als Polen, und Preußen, als der Staat, welcher im Besitze der deutschen Hegemonie sey, dürfe sich von den demokratischen und constitutionellen Ideen nicht trennen, von welchen auch die wahren polnischen Patrioten getragen würden.

Da, wie wir hören, M.'s Schrift in deutscher Uebersetzung erscheinen wird, so ersparen wir uns ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt: es wird sich dann Jeder, dem die etwas ungewöhnliche Redeweise des Originals Schwierigkeiten macht, auf leichterem Wege mit den Gedanken vertraut machen können, welche die polnische Frage an die Spitze der Politik stellen zu wollen scheint. Denn für M. giebt es seit der französischen Revolution kein größeres Ereigniß, als den Kampf des Westens mit dem Osten, des Fortschritts mit der russischen Reaction.

Wir wenden uns nun zu der zweiten der erwähnten Schriften. Sie hat den Titel: „Der Hochverrath, mit Bezugnahme auf den Polenprozeß" (Berlin, Schneider). Wir haben es hier mit keiner gelehrten Abhandlung zu thun, es ist augenscheinlich, daß sie nur einem praktischen Zwecke dient. Ihr erster

Apotheke einrichten oder kaufen wollen. In La Grange hatte er sich einige Tage aufgehalten und sich theils mit Sammeln von Pflanzen und Insekten, theils mit Jagd beschäftigt. Eines Tages war er mit einem Deutschen aus dem Orte nach dem Colorado baden gegangen, hatte dann gejagt und einen ihm unbekannten Vogel geschossen. Dieser fällt auf der anderen Seite des Flusses herunter, unser Freund schwimmt hinüber, holt ihn glücklich, aber als er wieder umkehren will, hört der am diesseitigen Ufer Zurückgebliebene ihn plötzlich mitten im Schwimmen einen Schrei ausstoßen, sieht ihn die Hände in die Höhe heben und dann vor seinen Augen verschwinden. Der Begleiter kann nicht schwimmen, läuft daher, was er kann, nach der Stadt, es werden sofort Böte geholt, allein erst am nächsten Tage wird der Unglückliche gefunden — nicht weit von der Stelle, wo er versunken war, an einem Baumstamm angeklammert: nach der Aussage der Aerzte hatte ein Krampf ihm den Tod gegeben. Das war eine schreckliche Kunde so gleich nach unserer Landung! Wie vom Schlage getroffen stand ich da, es schien mir nicht möglich. Er, mit dem wir gemeinsam alle unsere Pläne gemacht, auf dessen Hülfe ich bei unserer Ansiedelung so sehr gerechnet, er, ein junger, kräftiger Mann voll Muth und Hoffnung, so jählings vom Tode ereilt, nur darum aus der Heimat in einen fernen Welttheil gegangen, um hier durch einen unglücklichen Zufall ein frühes Grab zu finden! Mein Zustand war fürchterlich, und ich mußte all' meine Kräfte sammeln, um nicht die Fassung zu verlieren. Das sind Augenblicke, wo der Mensch wie vernichtet in sich zusammensinkt und den unergründlichen Rathschlüssen der Vorsehung gegenüber seine Gedanken sich unauflöslich verwirren. Der einzige Trost, den er dann findet, ist ein seufzendes: Wohl ihm, er hat überstanden, der Dahingeschiedene! Wir aber irren weiter in der Finsterniß, die uns umgiebt. — — —

Früh um 5 Uhr des anderen Tages gingen wir an den Strand, um zu baden. Der Morgen war herrlich, das Bad erquickend, und neuer Lebensmuth kam uns an nach dem erschütternden Schmerz des vorigen Abends. Der Wellenschlag ist hier schöner und stärker als bei Helgoland, der Boden ganz fest und das Wasser weithin so seicht, daß man kein Unglück haben kann. Ich weiß mich keines erfrischenderen Genusses zu erinnern. Nur führt leider der Weg nach dem Ufer eine Viertelstunde durch den tiefsten Sand. Hier sah ich auch die ersten Strandkrebse, abscheuliche Thiere, wie große Spinnen, die nach allen Richtungen laufen. Es war Sonntag und Alles sehr still und ruhig, was meiner Stimmung vollkommen zusagte. Ich konnte noch den ganzen Tag der Niedergeschlagenheit, die sich meiner bemächtigt hatte, nicht Herr werden; dazu kam eine peinigende Hitze und die Nachwehen von den Stichen der Moskitos, die ich in der Nacht erhalten hatte. Während der wenigen Tage, welche ich in Galveston verlebte, machte ich mehrere Bekanntschaften von Landsleuten und ging auch zum erstenmal auf amerikanische Jagd aus, die mir indeß, da es schon dunkelte, nur zwei Fischreiher eintrug. Am 9. September schifften wir uns auf einem Dampfboot nach Houston ein, um von da nach Rutherssville (5 Meilen von La Grange) zu gehen, wo der Ueberlebende der beiden Freunde, die vor uns von Hamburg direkt nach Galveston gesegelt waren, einstweilen seinen Aufenthalt genommen hatte, bis er ein passendes Stück Land zum Ankauf gefunden haben würde.

Unter der zahlreichen Reisegesellschaft des Dampfbootes, mit dem wir am 9ten Vormittags 10 Uhr nach Houston abfuhren, befanden sich auch der Konsul und der Finanzier des Mainzer Vereins und der Sohn des vor zwei Jahren von den Indianern ermordeten Hauptmanns von Wrede. Die Fahrt den Buffalo-Bayou hinauf war ganz angenehm, nur ist man häufig der Unannehmlichkeit ausgesetzt, sitzen zu bleiben, da das Wasser oft kaum 4 Fuß tief ist, wie es eben der Fall war, so daß unser Dampfer, obgleich er nur viertehalb Fuß tief ging, doch fortwährend auf dem Grunde anstieß. Wir kamen durch schöne Gegenden, die aber so ungesund als schön sind und häufig überschwemmt werden. Das Fieber richtet in solcher Zeit furchtbare Verheerungen unter den Bewohnern an. Gegen das Ende unserer Fahrt wurde der Fluß so schmal, daß uns die Aeste der Uferbäume ins Gesicht schlugen. Ueberhaupt ist diese Reise immer mit Gefahr verbunden. Das Passagiergeld bis Houston, welchen Ort wir um 10 Uhr Abends erreichten, machte 3 Dollars für die Person, mit Einschluß des Mittag- und Abendessens, welches sehr fein war.

In Houston kauften wir für 18 Dollars einen mexikanischen Maulesel mit Sattel, der sich als ein gutes, tüchtiges Thier bewährte, und für 27 Dollars eine braune mexikanische Stute, dazu einen Sattel, einen sogenannten Indianer-Bock, für 6 Dollars, um unsere Reise weiter nach dem Innern reitend fortzusetzen. Wir aßen in Houston schon auf texanische Manier, nämlich früh verschiedenerlei Fleisch, wozu Thee oder Kaffee getrunken wird, Mittags wieder vier oder sechs Arten Fleisch mit Compot, etwas Gemüse, Thee und Kaffee, Abends eben so. Eine Suppe giebt es hier niemals. Ueber der Tafel war eine Maschinerie angebracht, um die Fliegen zu verjagen und Kühlung zu machen. Die Bedienung wurde von sehr eleganten Negern geleistet. Hatte man sich zu Tisch gesetzt, so bekam man seinen Kaffee aufgetragen, dann zählte der Neger die Fleischspeisen her und brachte, was man begehrte und so viel man wollte. Thee und Kaffee bilden den durchgehenden Bestandtheil jeder Mahlzeit und sind auch bei dem gewöhnlichsten Farmer stets von ausgezeichneter Qualität.

Die Stadt Houston liegt, östlich vom Brazos, mitten im Walde und ist kleiner als Galveston, hat aber einen lebhaften Handel, da die meiste Baumwolle aus dem inneren Lande mit Ochsengespann dahin gebracht wird; seine Lage ist jedoch höchst ungesund, und es sind hier wenig Deutsche, die Amerikaner haben die Oberhand.

Die Reise ins Land wurde am 10. September Nachmittags 4 Uhr angetreten. In Texas werden die Reisen alle zu Pferde oder auf Maulthie[ren] gemacht, da es der schlechten Wege halber mit Kutschen nicht zu wagen [ist.] Man reitet gewöhnlich Einer hinter dem Anderen, nach Art der Indiane[r.] Unser Aufzug war höchst possierlich; wäre diese Kavalkade durch eines [der] Thore von Berlin eingezogen, sie würde den ganzen Janhagel der Residenz [in] Bewegung gebracht haben. Den Zug eröffnete einer der Beamten des Mai[n]zer Vereins, auf einem tüchtigen Schimmel mit einem Mexikaner-Sattel m[it] hölzernem, drei Zoll breiten Indianer-Steigbügel, auf dem Kopf ein[en] mächtigen weißen Filz, unter dem Tuchrock ein rothes Hemd, gewöhnlich ab[er] den Rock ausgezogen, in Hemdsärmeln, im Sattel zwei Pistolen, als Fuß[-]bekleidung rothe Juchtenstiefeln mit großen Anschnallsporen. Hinter ihm ka[m] ein Reisegefährte aus Danzig, der sich in Neu-Braunfels ankaufen wollte[;] er ritt einen Fuchs mit mexikanischem Sattel, über dem Knopf eine lang[e] Vogelflinte, hinter sich an einem Strick ein zweites Pferd ziehend; eine schlan[ke] Figur von gelblicher Gesichtsfarbe, mit buschigem schwarzen Bart und Haup[t]haar, einen großen weißen Filz auf dem Kopf, auf der Nase eine goldn[e] Brille, gekleidet in blaue, mit einem schwarzen seidenen Tuch um den Leib b[e]festigte Pantalons und blaue Tuchjacke, darunter ein rothes Hemd. Dan[n] meine selbsteigene Person, einen mexikanischen Braunen reitend, auf einem ei[n]fachen ungepolsterten Indianer-Sattel, bestehend in einem weißen Schaffell, m[it] rothem Gurt befestigt: in feinen Berliner Stiefeln und ledernen Beinkleider[n] an den Seiten mit Maschen und weißen Perlmutterknöpfen; im Sommerr[ock,] auf der einen Seite die Jagdtasche, auf der anderen die Büchse; um den [Leib] einen Hirschfänger, auf dem Kopf einen Filz und darüber noch einen Str[oh]hut. Zuletzt der Bruder des Vorbenannten, auf dem kleinen Maulthier, [die] Füße kaum eine halbe Elle von der Erde, den Kopf ebenfalls mit zwei Hüt[en] bedeckt, eine Jagdtasche und das Gehänge von einem Hirschfänger um, ab[er] statt des Hirschfängers selbst ein kleines Handbeil darin. So zogen wir v[on] dannen. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Ueber gerichtliche Reformen im Staate New-York.

(Schluß.)

Nach dieser Einleitung und nachdem die Kommissarien sich auf den Arti[kel] der Constitution von New-York berufen, der sie ermächtigt, das Rechtsve[r]fahren der verschiedenen Tribunale dieses Staates zu revidiren, zu verei[n]fachen, abzukürzen oder auch gänzlich umzugestalten (reform), so wie auf ei[ne] zweite Verfügung, die ihnen die Abschaffung der gegenwärtigen Prozeßforme[n,] die Einführung eines gleichmäßigen Rechtsganges, die Aufgabe der bisherig[en] aus dem Lateinischen und anderen fremden Sprachen stammenden Terminolo[gie] und aller für die Gerechtigkeit hinderlichen oder nutzlosen Prozeduren un[d] Weitläufigkeiten anheimstellt, schreiten sie zur Aufzählung der von ihnen [als] nothwendig erkannten Reformen. Diese beziehen sich auf folgende Punkt[e:] 1) Die Revision und Kondensirung der den Organismus der Gerichtshöfe b[e]treffenden Statuten; 2) Civilprozesse und ihre Incidenzien; 3) die Form[en] derselben; 4) Kosten; 5) Appellationen; 6) summarische und spezielle, geset[z]mäßig angeordnete und festgestellte Prozedur; 7) das Verfahren in de[n] Surrogathöfen *); 8) Prozeßgang in Kriminalsachen. **)

Das Gutachten der Kommission, dessen ausführliche Entwickelung sie au[f] einen späteren Bericht verschiebt, geht zunächst auf Beseitigung der Abnorm[i]täten im Rechtsgang der verschiedenen Gerichtshöfe. In Amerika, wie [in] England, unterscheidet man nämlich zwischen Courts of Law und Courts [of] Equity ***), und eine Sache, die dem Forum des einen unterliegt, wird na[ch] Regeln verhandelt, die von denen des anderen in vieler Hinsicht abweichen un[d] oft zu einem ganz entgegengesetzten Resultate führen. „Nun ist aber," sagt [die] Kommission, „der Zweck eines jeden Rechtshandels, die Sache der beiden Parteien dem Tribunal, welches darüber zu entscheiden hat, in einer [...] und bequemen Gestalt vorzulegen, ihre sich bestreitenden Gründe deutlich u[nd] verständlich darzustellen, einem dem Rechtsstande angemessenen Spruch od[er] Beschluß zu erlangen und die Vollstreckung desselben durch geeignete und wi[rk]same Mittel zu erzielen." Es liegt klar am Tage, daß, um dieses zu be[-]werkstelligen, keine ungleichartige und sich gegenseitig bekämpfende Richter[-]stellen vonnöthen sind, und daß solche vielmehr dazu dienen, den beabsichtigte[n]

*) Der Surrogate's Court ist in England und, wie wir glauben, auch in Amerik[a] das Tribunal, in welchem der Stellvertreter (Surrogate) des geistlichen Richters präsidi[rt] und unter dessen Jurisdiction alle testamentarischen Verfügungen, Ehekontrakte, Erbscha[fts]angelegenheiten u. s. w. gehören.

**) Im Original: Practice and Pleadings in criminal cases. Nach englischem Recht[s]gebrauch ist Practice „die Art und Weise, Rechtssachen oder Civil- und Kriminalklag[en] durch ihre verschiedenen Instanzen vom Anfang des Prozesses bis zum End-Urtel und [zur] Vollziehung desselben, nach den Bestimmungen des Gesetzes und den in den resp. [Ge]richtshöfen befolgten Regeln, durchzuführen"; Pleading aber, im weitesten Sinne, „[das] prozessualische Verfahren von der Declaration oder gerichtlichen Anzeige an bis zur Sach[-]verhandlung", d. h. wo der Ausspruch der Geschworenen stattfindet. Im engeren Sin[ne] wird darunter das mündliche Verfechten einer Sache vor Gericht verstanden, wofür [das] französische Wort Plaidoyer auch diesseits des Rheins in Aufnahme gekommen ist, da [man] im Deutschen keinen eigenen Ausdruck dafür hatte und bei dem bisher gebräuchliche[n] inquisitorischen Verfahren, welches alle Öffentlichkeit ausschließt, auch nicht geben konn[te.]

***) Equity (Billigkeit) wird von englischen Juristen als die Ergänzung der Aus[-]führung des Rechts definirt, die in den Theilen des letzteren angewendet wird, wo e[s] mangelhaft oder übertrieben ist. Mit anderen Worten: „die Vervollständigung dessen, w[as] dem Rechte, seiner Allgemeinheit wegen, abgeht." — Law (das Recht) besteht aus [dem] gemeinen Rechte (Common Law), den Statuten oder Parlaments-Akten und dem he[r]kömmlichen oder Usancenrecht.

Endzweck zu vereiteln, der sich weit eher durch eine gleichmäßige, homogene Verfahrungsmethode erreichen läßt. Die erste Maßregel, die man also ergreifen müßte, wäre die Beseitigung der zwischen der Rechts- und Billigkeits-Prozedur herrschenden Divergenzen, wozu einige Bestimmungen der Staats-Verfassung von New-York bereits den Weg gebahnt haben.

„Der zweite Hauptpunkt des vorgeschlagenen Systems", heißt es weiter, „ist die Abschaffung der in den Formen der Civilprozesse existirenden Kategorieen oder Unterscheidungen. Es ist uns nicht unbekannt, welche Zweifel man gegen die Rathsamkeit einer als so durchgreifend betrachteten Neuerung erhoben hat, obwohl unsere Gränzen es nicht gestatten, die vielfachen Einwürfe zu besprechen, die uns über diesen Gegenstand vorgelegt worden. Wir beschränken uns für jetzt auf die Versicherung, daß, ungeachtet man diese Kategorieen lange Zeit als nothwendige Bestandtheile der Rechts-Maschinerie aufrecht gehalten, wir in denselben keinen für die Vollziehung der Gesetze wesentlichen Nutzen haben entdecken können. Daß man sie in vieler Hinsicht bequem gefunden hat, mag vielleicht wahr seyn — daß sie aber oft in hohem Grade dazu gedient haben, die Zwecke der Gerechtigkeit zu vereiteln, ist nicht minder gewiß. Es giebt keinen Zweig der Jurisprudenz, der einen größeren Aufwand von abstrakter und raffinirter Gelehrsamkeit veranlaßt hat, als derjenige, der sich auf die Einführung und Feststellung der Prozeßformen bezieht. Wir werden in unserem künftigen Berichte Gelegenheit haben, uns weiter über dieses Thema zu verbreiten; einstweilen möge die Bemerkung genügen, daß der Kläger bei Strafe der Zurückweisung gezwungen ist, seinem Gesuch eine der willkürlichen Benennungen zu geben, durch welche die verschiedenen Rechtsfälle bezeichnet werden, und den Vortrag desselben innerhalb der technischen Regeln zu bringen, die zu der von ihm erwählten Prozeßform gehören. Wenn in diesen Unterscheidungen irgend ein nothwendiger Bezug auf die wesentlichen Rechte der Parteien zu entdecken wäre, so würden wir anstehen, ihre Aufhebung zu empfehlen; aber wenn wir dem Laufe der Gesetzgebung sowohl in England als in diesem Staate folgen, wodurch mit wenigen Ausnahmen von keiner praktischen Wichtigkeit jede Realklage in die einzige Kategorie einer action of ejectment*) gebracht und viele ehemals gültige Personalklagen abgeschafft oder mit anderen verschmolzen werden, vor Allem aber wenn wir in Betracht ziehen, daß es unsere Pflicht ist, weder Zeit noch Mühe zu sparen, um das uns vorgesteckte Ziel der „Beseitigung aller zur Beförderung der Gerechtigkeit unnöthigen Formen und Prozeduren" zu erreichen, so dürfen wir nicht länger Bedenken tragen. Wir werden demgemäß vorschlagen, daß keine in Zukunft erhobene Klage im gerichtlichen Verfahren mit den bisher gebräuchlichen oder jetzt existirenden Benennungen, Formen und Unterscheidungen zu bezeichnen sey, sondern daß das einzige Kriterium der Zulässigkeit eines Gesuchs in der *Entwicklung* eines genügenden legalen Anrechts von Seiten des Klägers und einer Verletzung oder Vorenthaltung dieses Rechts von Seiten des Beklagten bestehen solle.

„Der einzige Punkt, den wir noch berühren wollen und der, unserer Ansicht nach, eine durchgängige Reform verlangt, ist das Plaidiren (pleading, s. oben). Unter diesem Namen werden jetzt in der Theorie und wurden früher in der Praxis die gegenseitigen Allegationen der Parteien verstanden. Seine Bestimmung war, die Gründe des Klägers und resp. des Beklagten auseinanderzusetzen und sie in einer faßlichen Gestalt den Parteien selbst und dem Gerichtshof, der den Urtelsspruch fällen sollte, vorzulegen, so daß, wenn die Parteien bei einem von der einen Seite allegirten und von der anderen zugegebenen Thatbestande in der gesetzlichen Auslegung desselben abwichen, die Sache der Entscheidung des Gerichtes anheimgestellt werden konnte oder, wenn der von dem einen Theile angegebene Thatbestand von dem anderen geleugnet wurde, die Wahrheit desselben durch die Jury oder ein anderes hierzu ermächtigtes Tribunal erforscht werden konnte, um darauf dem Rechte gemäß entschieden zu werden. Allein sowohl in den Rechts- als den Billigkeits-Gerichtshöfen ist dieses Plaidoyer-System durch die Subtilitäten der Anwalte und die Gesuchtheit ihrer Auslegungen und Constructionen in ein so undurchdringliches Netz technischer Wortklauberei verwickelt worden, daß die Zwecke der Gerechtigkeit nur durch die völlige Abschaffung desselben und die Einführung eines neuen Systems erfüllt werden können, dem das ursprünglich gültige Prinzip zur Grundlage dienen muß — d. h. als einziges Kriterium der formellen Richtigkeit des Plaidoyers den deutlichen und verständlichen Vortrag der streitigen Sache zu behandeln, es möge sich diese nun auf thatsächliche oder auf Rechts-Verhältnisse beziehen. Es wäre unmöglich, ohne unseren Bericht weit über die beabsichtigte Gränzen anzuschwellen, die ungereimte Technik zu schildern, in welche man diesen Zweig der juristischen Praxis gehüllt hat. Ihre Schädlichkeit ist von verständigen und aufgeklärten Juristen und Richtern seit den frühesten Zeiten des Gemeinrechts anerkannt worden. Umsonst hat man versucht, dem Uebel mittelst legislativer Verfügungen abzuhelfen, bis das System endlich so lästig, drückend und ungerecht geworden ist, daß es die schleunigste und durchgreifendste Reform erheischt. Wir glauben nicht an die Möglichkeit, dieses Resultat durch theilweise Beibehaltung des alten Systems als Basis eines neuen zu erreichen, da ein solches Verfahren zu oft versucht worden ist und eben so oft fehlgeschlagen hat; in wie fern jedoch das Mißlingen derartiger Bestrebungen den eingewurzelten Vortheilen der Gerichtshöfe und der Rechtsgelehrten gegen Neuerungen in dem System zuzuschreiben sey, an welches sie mit unglaublicher Hartnäckigkeit sich angeklammert haben, können wir nicht beurtheilen. Wir fühlen uns aber zu der Bemerkung gedrungen, in der wir keinen Widerspruch befürchten, daß die freisinnigsten Maßregeln, welche die legislative Versammlung bisher ergriffen hat, um die Strenge des Reglements zu mildern und unwesentliche Formfehler ihrer praktischen Wichtigkeit zu berauben, in der Ausführung zunichte gemacht und in einen todten Buchstaben verwandelt worden sind. Unsererseits sind wir nicht gesonnen, auf das Experiment einer Restaurirung des gegenwärtigen Systems einzugehen. Wir glauben, daß die beste Methode, das wirkliche Sachverhältniß zwischen den streitigen Theilen zu erkennen, darin besteht, ihre Aussagen in einer klaren, bündigen und verständlichen Form vorbringen zu lassen. Wir glauben ferner, daß dieser Zweck nicht eher zu erreichen ist, bis die jetzigen legalen Fictionen, technischen Formalitäten und Weitschweifigkeiten von Grund aus vertilgt werden, und es hieße, die Intelligenz oder die Gewissenhaftigkeit unseres Richterstandes verdächtigen, wenn wir voraussetzen wollten, daß er seine Billigung und Unterstützung einem Systeme vorenthalten werde, welches die gesunde Vernunft zur Grundlage und die Ausübung unparteiischer Gerechtigkeit zum Zweck hat.

„Das Plaidoyer-System, welches wir vorzuschlagen gedenken, ist im Wesentlichen folgendes: Die Plaidoyers sollen aus einer Klage oder deklaratorischen Aussage und einer Antwort oder Vertheidigung bestehen, welche die Thatsachen, die den Gegenstand der Verhandlung bilden, der Wahrheit gemäß in deutlichen und bündigen, einem jeden mit gesundem Urtheil begabten Menschen faßlichen Worten auseinandersetzen. Um das Ingrediens der Wahrheit nach Möglichkeit zu erzielen, wird in geeigneten Fällen die eidliche Erklärung (affidavit) des Deponenten aufgenommen, daß er die von ihm allegirten Thatsachen für wahr halte. Außer der Klage und der Antwort ist kein Plaidoyer zu gestatten, wenn nicht neue Thatsachen in der Antwort angegeben werden, in welchem Falle sie durch eine Replik in Abrede gestellt werden können. Indem wir aber so den allgemeinen Umriß des von uns entworfenen Plaidoyer-Systems vorlegen, müssen wir zu unserer Rechtfertigung bemerken, daß die Zweckmäßigkeit desselben sich nur durch seine detaillirte Entwickelung beurkunden läßt, die wir einem künftigen Berichte vorbehalten."

Als Resumé des Obigen macht also die Kommission ihren Entschluß bekannt, der legislativen Versammlung nachstehende Propositionen zu empfehlen: 1) Die Einführung eines neuen Systems der gerichtlichen Praxis, statt der beabsichtigten Modifizirung des annoch gültigen; 2) die Aufhebung der Divergenzen im Verfahren der Courts of Law und Courts of Equity, und die Annahme eines gleichmäßigen, darin zu befolgenden Systems; 3) die Abschaffung aller Unterscheidungen in den Formen der Rechtshändel und die Bestimmung, daß jede Klage auf den angeführten Thatsachen und dem für solche Fälle erlassenen Gesetz beruhe, und 4) die Aufstellung eines neuen, auf die angegebenen Prinzipien gegründeten Plaidoyer-Systems.

Frankreich.

Das Fuhrwesen in Paris.

Ein Fremder, der nach Paris kommt, ist entzückt über das Gewirr und Gerassel auf den Straßen, oder wird davon wenigstens in ein respektvolles Staunen gesetzt, und es dünkt ihm, die Stadt könne stolz seyn auf die imposante Menge der vielen Tausende von Wagen, die täglich durch ihre Straßen rollen. Eine Pariser Stimme in der Revue Indépendante theilt diese Bewunderung keinesweges und findet eine solche Großartigkeit weniger erhaben, als störend, schmuzig und gefährlich. Sie macht hauptsächlich darauf aufmerksam, daß die Ueberfüllung der Straßen mit Fuhrwerken zum großen Theile durch die ankommenden und abgehenden Eisenbahnen veranlaßt werde und bei der steigenden Frequenz derselben ebenfalls im Zunehmen begriffen sey, daß ferner durch die Einrichtung, die Waaren und Lebensmittel, die auf den Bahnhöfen ankommen, von da — nachdem das Abladen und Versteuern schon eine große Verzögerung herbeigeführt hätte — auf Fuhrwerken in die Stadt zu transportiren, einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Geld koste. Diesen Uebelständen will der Autor in der Revue abhelfen durch das, was er Eisenstraßen nennt. Sein Projekt schwebt in der Theorie wie in der Ausführung ein wenig in der Luft, denn seine Eisenstraßen sollen von den Bahnhöfen über die Straßen der Stadt weg nach den Haupt-Geschäftsgegenden, und vorzugsweise nach den Märkten für Lebensmittel, den Hallen, angelegt werden. Diese inneren Bahnhöfe, deren für Paris 25 nöthig sind, bestehen in großen Speichern, die man an den betreffenden Stellen auf die vorhandenen Häuser aufsetzt. Dorthin kommen die Transportgüter in einem Zuge von ihrem ersten Verladungsorte, und dort werden sie auch versteuert.

Wir wollen hier nicht näher auf diesen Plan eingehen, dessen Ausführung wohl nützlich seyn mag, aber nicht wahrscheinlich ist, sondern dem Autor nur einige Kuriosa über das Fuhrwesen in Paris nacherzählen, die man vielleicht mit Interesse liest.

In Paris sind zur selben Zeit 148,000 Zugpferde in Thätigkeit. Berechnet man die Unterhaltung eines jeden zu 3 Fr. täglich, so kosten sie jährlich 162,060,000 Fr. Hierzu thue man noch ein Viertel dieser Summe für den Ankauf neuer Pferde, denn da durchschnittlich jedes drei Jahre fungirt, so kommen in einem Jahre 50,000 außer Thätigkeit.

Es werden in Paris täglich 201,054 Personen auf 29,938 Wagen befördert. Von diesen Personen kommen 68,000 auf die Omnibus, deren Anzahl 340 beträgt und von denen jeder täglich im Durchschnitt 200 Passagiere hat. In einem Jahre also würden innerhalb der Stadt 73,381,180 Personen eine Fahrt gemacht haben. Neben diesen Fuhrwerken sind täglich noch 32,321

*) Ejectment, Ausweisung, Vertreibung, ist im eigentlichen Verstande der Prozeß, der dazu angewendet wird, um dem Eigenthümer ein ihm rechtswidrig vorenthaltenes Eigenthum wiederzugeben.

Transportwagen, also im Ganzen 62,259 Wagen im Gange. Nun bilden die Straßen von Paris eine Längenausdehnung von 125 Lieues, die fahrenden Wagen aber, an einander gereiht, eine von 75 Lieues. Die bei weitem kleinere Hälfte des vorhandenen Raumes also ist nur frei. Hiebei bedenke man die Enge der Straßen und die ungeheure Anzahl der Kreuzwege, und man wird folgende Tabelle der Unglücksfälle durch Ueberfahren oder Umwerfen noch sehr günstig finden.

Im Jahre 1840 wurden	394 Personen verwundet,	14	getödtet.
" " 1841 "	412 " "	17	"
" " 1842 "	338 " "	40	"
" " 1844 "	444 " "	31	"
" " 1846 "	445 " "	35	"

Mit Besorgniß muß man also dem wachsenden Straßenverkehr in Paris entgegensehen; denn, wenn Paris, was mehr als wahrscheinlich ist, einmal die Einwohnerzahl Londons erreicht, wo soll in seinen engen Straßen Alles Platz finden, was hier auf den 150 Omnibus-Dampfschiffen und unzähligen Barken der Themse befördert wird?

Ein Auskunftsmittel ist also nöthig; aber es ist schwer zu glauben, daß man sich bald zu einem energischen entschließen wird, wenn man sich erinnert, wie dem Einführer der Omnibus so große Schwierigkeiten gemacht wurden, daß er das Schicksal des Errichters der Lebensversicherungs-Gesellschaften theilte. Beide nämlich sind darüber vor Gram gestorben.

Mannigfaltiges.

— Hamburgs Handel in den unter britischer Hoheit stehenden Häfen. Wir haben im vorletzten Blatte des Magazins in einem nach den „constitutionellen Jahrbüchern" zusammengestellten kleinen Artikel auf die Zurücksetzungen hingewiesen, die sich der Handel Hamburgs in den meisten europäischen und nicht-europäischen Häfen gefallen lassen muß. Man wird vielleicht glauben, daß England, wo man jetzt so freigebig gegen andere Länder mit Zumuthungen freien Handels ist, gegen Hamburg, das diesen Zumuthungen von jeher entsprochen und das bereits zur Zeit des mächtigen Hansabundes die englischen „Adventuriner" in etwas bundeswidriger Weise begünstigt hat, minder streng, als andere, früher nicht so begünstigte Handelsvölker seyn werde. Dies ist jedoch keinesweges der Fall. Nach der gedachten Abhandlung wird Hamburg in den englischen Häfen nicht besser behandelt, als diejenigen Länder, die Englands Navigationsakte durch eine eigene vergolten haben, wovon Folgendes einen Begriff geben mag: Die Hamburgischen Schiffe dürfen die wichtigsten europäischen Export-Artikel aus einem fremden Hafen — mit Ausnahme des Lübeckischen und Bremischen — nach Großbritanien nur dann zur Consumtion ausführen, wenn jene Artikel in den Hansestädten oder im Zollverein produzirt oder fabrizirt sind, nach den britischen Kolonieen aber nicht aus einem fremden Hafen (also auch nicht einmal aus Lübeck oder Bremen). Ferner ist es ihnen nicht gestattet, transatlantische Produkte, weder aus dem Ursprungslande, noch aus dem eigenen, noch aus irgend einem anderen Lande, nach Großbritanien zur Consumtion zu importiren. Sodann ist ihnen die Frachtfahrt zwischen britischen Häfen, seyen sie in Großbritanien selbst oder dessen Kolonieen belegen, verboten, und endlich ist es ihnen untersagt, andere von den enumerated articles, als die in den Staaten des deutschen Bundes oder innerhalb des Zollvereins erzeugten, aus den Hansestädten und den Häfen zwischen Weser und Elbe in die britischen Kolonieen einzuführen. Da neben den vom Parlamente auferlegten Zöllen, welche für die nordamerikanischen, westindischen, südamerikanischen Kolonieen und die Insel Mauritius eingeführt sind, in den Kolonieen noch sogenannte Kolonialzölle gelten, so ist das britische Produkt im Verhältniß zum ausländischen theils zollfrei, theils sehr niedrig besteuert, welche Begünstigung auch die aus britischen Häfen eingeführten Güter, wenn sie dort eine Zeit lang gelagert worden, genießen. Dadurch, daß diese Bestimmungen durch die hanseatische Convention mit Großbritanien nicht alterirt werden, ergiebt sich in dem Verkehr mit den britischen Kolonieen eine Begünstigung des englischen Handels und englischer Industrie, was die Einfuhr deutscher Industrie-Erzeugnisse sehr erschwert. In den eigentlichen Kolonialbesitzungen der britischen Regierung ist der die fremde Flagge drückende Differentialzoll aufgehoben, aber nicht in den Präsidentschaften Kalkutta, Bengalen, Madras, Bombay, in Malakka, der Prince-of-Wales-Insel und in Singapuhr. Nach einer Verfügung der ostindischen Regierung vom 2. Dezember 1839 ist die dortige Ein- und Ausfuhr den beschränkenden Bestimmungen der britischen Navigationsakte nur insofern unterworfen, als überall der Handel zwischen allen außereuropäischen und den britischen Häfen den fremden Schiffen untersagt ist. Zwischen nichtbritischen Häfen und den Besitzungen der O. J. Compagnie können hanseatische Schiffe unbehindert hin- und herfahren; in den Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay hindern dies aber die Differenzzölle, welche sich verdoppeln, wenn die Ein- oder Ausfuhr durch nichtbritische Schiffe geschieht (in Madras von 8 auf 16 pCt.), während in Malakka und der Prince-of-Wales-Insel gar keine Zölle existiren.

— Die Völker des Erdballs. Bei dem herannahenden Weihnachtsfeste ist es gewiß an der Zeit, auf das unter diesem Titel erschienene Werk, von welchem im vorigen Jahre der erste und ganz kürzlich der zweite Band herausgekommen, Aeltern und sonstige Jugendfreunde aufmerksam zu machen. Es kann kaum ein für das heranwachsende Geschlecht unterhaltenderes und zugleich belehrenderes Buch geben, als dieses reich ausgestattete Werk, in welchem der bekannte Geograph, Herr Dr. Heinrich Berghaus, die gesammten Völker des Erdballs nach ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht geschildert hat, welche Eigenthümlichkeiten zugleich erläutert sind durch 150 kolorirte Abbildungen, die sich von den gewöhnlichen Holzschnitten unserer sogenannten Illustrationen sehr vortheilhaft unterscheiden. Die Farbenpracht dieser Bilder ist mitunter wahrhaft verschwenderisch, nirgends jedoch die künstlerische Wahrheit und den guten Geschmack verletzend, wie dies allen Erzeugnissen dieser Art nachzurühmen, welche aus den Werkstätten belgischer Künstler, die auch diese Arbeiten gezeichnet und kolorirt haben, hervorgehen. Herr Karl Muquardt, der thätige und umsichtige deutsche Verlagsbuchhändler in Brüssel, hat bereits mehrere ähnliche Werke in Verbindung mit belgischen Künstlern publizirt, und da er, durch die Lage seines Verlagsortes begünstigt, die artistischen Ausschmückungen gleichzeitig zu Werken in verschiedenen Sprachen (deutsch, französisch, englisch und italiänisch) verwenden kann, so sind auch die bei ihm erschienenen illustrirten Bücher im Verhältnisse zu der damit verbundenen Pracht wohlfeiler, als es sonst möglich seyn würde. Wir bemerken nur noch, daß der erste Band die Völker des mongolischen Menschenstammes, die amerikanischen und die malayischen Völker, also drei Welttheile, umfaßt, während der zweite den beiden übrigen Welttheilen, dem passivsten und dem aktivsten auf der Stufenleiter der Kultur, Afrika und Europa, gewidmet ist. Die dem Ganzen vorangeschickten einleitenden Betrachtungen über die Einheit und die Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes, über die Racen-Unterscheidungen und die Sprachenvertheilung auf der Erde, so wie über das Alter der menschlichen Kultur überhaupt, werden auch an und für sich und ohne Rücksicht auf den von bildlichen Erläuterungen begleiteten Text ein großes Interesse für die Jugend haben.

— Neuer Dampfmesser für Dampfkessel. Ein Engländer, Namens Smith, hat kürzlich ein Instrument erfunden, welches mittelst eines Zeigers an einer Tafel beständig angiebt, mit wie viel Pfunden der Dampf auf den Quadratzoll drückt. Die Tafel kann selbst weit vom Kessel an einer anderen Stelle angebracht werden. Der ausgezeichnete englische Ingenieur Stephenson, welchem dieser Apparat gezeigt wurde, hat sich in einem Briefe an die Daily News sehr schmeichelhaft darüber geäußert, indem er den Dampfmesser für unfehlbar erklärt. Es läßt sich sonach durchaus nicht annehmen, daß hier von einer Uebertreibung die Rede ist, sondern man darf vielmehr erwarten, daß ein höchst wichtiges Problem beim Gebrauch der Dampfmaschinen, nämlich hinsichtlich ihrer Sicherheit, seine Lösung gefunden hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Donnerstag den 16. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Neueste Nordpol-Expedition der Hudsonsbai-Compagnie.

Im Juli 1846 schickte die Hudsonsbai-Compagnie eine Expedition unter dem Befehl des Dr. John Rae vom Fort Churchill in die Hudsonsbai in der Absicht aus, den unerforschten Küstentheil an der Nordost-Ecke des amerikanischen Kontinents aufzunehmen. Dieselbe hatte den Erfolg, als Thatsache festzustellen, daß **Boothia-Felix**, welches (1831) von Cap. Roß auf seiner zweiten Reise entdeckt und diesen Namen zu Ehren Felix Booth's, der die Kosten der damaligen Expedition hergegeben, erhalten hatte, eine **Halbinsel** sey und demnach die bisher angenommene Durchfahrt zwischen dem Festlande und Boothia-Felix auf Einbildung beruhe. Folgender Bericht des Führers der Expedition an die obengenannte Compagnie, vom 21. September 1847, liefert die Details der, gleich allen Expeditionen in diesen Polarmeeren, sehr mühselig gewesenen Reise und einige für die geographische Wissenschaft nicht unwichtige Ergebnisse:

„Die unter meinem Befehl stehende Expedition verließ am 5. Juli 1846 Churchill in der Absicht, die amerikanische Küste zwischen der Dease- und Simpsonsstraße*) und der Fury- und Heklastraße so weit als möglich zu verfolgen, und kehrte am 6ten d. M. wohlbehalten an Ort und Stelle zurück, nachdem sie, auf einer Frühlingsreise über Eis und Schnee, die Küste von der Lord-Mayorsbay des John Roß bis auf acht oder zehn (engl.) Meilen von der Fury- und Heklastraße aufgenommen und so den Beweis geliefert hatte, daß der treffliche Seemann mit vollem Recht Boothia-Felix für einen Theil des *amerikanischen* Kontinents ansah. Nach unserer Abfahrt von Churchill wurde das Schiffsvolk in bestimmte Wachen getheilt, um Tag und Nacht, sofern es das Wetter zuließ, segeln zu können. Am 23sten kamen wir nicht ohne Schwierigkeit von der Südseite zur Nordseite der Mündung des Wagerstromes, und indem wir nach der Repulse-Bai steuerten, fuhren wir um das Kap Hope am 24sten und segelten die Nacht hindurch bis auf acht Meilen von der Spitze der Bai, wo wir unter dem Schutze einer kleinen Insel auf ein paar Stunden vor Anker gingen. Am 25sten, 3 Uhr Nachmittags, fuhren wie in die Gibsons-Bucht ein. Aus einer Karte, die ein Mitglied unserer Gesellschaft gezeichnet hatte, folgerte ich, daß das Polarmeer im Westen der Melville-Halbinsel nur vierzig Meilen nordnordwestlich entfernt liege, und daß sich über einen Raum von 35 Meilen tiefe Seen ausdehnten. Demnach brauchten wie unser Boot nur fünf Meilen über's Land zu ziehen, während ich mich, selbst bei einer viel größeren Entfernung, vorzugsweise für dieses Verfahren entschieden hätte, statt den Weg um die Fury- und Heklastraße zu nehmen. Nachdem wir die Boote abgeladen und eines derselben mit dem größeren Theile der Ladung in Sicherheit gebracht hatten, ward das andere einen reißenden, schmalen Fluß hinaufgezogen, der aus einem der Seen, die wie zu passiren hatten, abfloß. Am 27sten erreichten wir den See, welcher sechs Meilen lang war, während die Breite von einer halben Meile bis 300 Schritt variirte, die Tiefe aber bisweilen 30 Faden betrug. Nachdem wir mehrere Seen durchschnitten hatten und über sechs Tragstationen (portages) gekommen waren, erreichten wir am 1. August einen seichten Fluß von nordwestlicher Richtung. Wir folgten demselben und gelangten so, 3 Uhr Nachmittags, unter 67° 13′ nördl. Br. und 87° 30′ westl. L. (Greenwich) zum Meere.

„Am Morgen des 2ten trugen wir das Gepäck eine Meile weiter den Strom hinab und schleppten darauf unser Boot mit vieler Mühe über einige Untiefen. Wir waren jetzt in einem wenige Meilen großen Salzwasser-See flott und steuerten auf die einzig sichtbare, nördlich gelegene Oeffnung zu. Elf Meilen weit folgten wir der Küste und kamen dann zu einer jähen Felsenspitze, welche Point-Hargrave genannt wurde. Um 11 Uhr Vormittags, am 3. August, fuhren wir um ein hohes, steiles Kap, welches nach der Gemahlin von Sir John Henry Pelly, Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie, benannt wurde. Es liegt unter 67° 27′ nördl. Br. und 87° 40′ westl. L.

„Mit großer Anstrengung rückten wir noch drei Meilen weiter vor, wurden aber dann so vom Eise eingeschlossen, daß wir weder vorwärts noch rückwärts konnten. Die Küste behielt noch immer ihre nordwestliche Richtung und bot eine Reihe flacher, morastiger Landspitzen, mit Buchten untermischt, dar. Am 5ten erhob sich ein frischer Wind von der Küste her, blieb jedoch ohne Wirkung auf das Eis. Ich beschloß deshalb umzukehren und wo möglich nach der Melville-Halbinsel zu fahren, um deren Küsten bis zur Fury- und Heklastraße zu verfolgen. Indem wir das Eis theils entzweihieben, theils bei Seite stießen, glückte es uns nach großer Anstrengung, unser Boot durch weniger dicht angehäuftes Eis hindurchzubringen.

„Während wir abgesperrt waren, war das Wetter so nebelig gewesen, daß keine Beobachtungen von einiger Bedeutung angestellt werden konnten. Unsere Kleider waren die ganze Zeit über entweder ganz durchnäßt oder doch feucht gewesen; das Brennmaterial war fast verbraucht, und mit vieler Mühe fanden wir trinkbares Wasser. Nachdem wir uns bis auf eine oder zwei Meilen jenseits Point-Hargrave durch das Eis gearbeitet hatten, schien das Wasser so weit eisfrei zu seyn, um nach der Halbinsel Melville, deren nächster Punkt etwa zehn Meilen gerade nordöstlich lag, übersetzen zu können. Wir bewerkstelligten die Ueberfahrt in 5 Stunden, während sich der Regen, von Donner und Blitz begleitet, in Strömen ergoß und der Wind von Südwest nach Osten sich gewandt hatte. Regen und dichter Nebel hielten die ganze Nacht vom 6ten zum 7ten an, bis des Morgens um 6 Uhr ein frischer Wind den Nebel zerstreute. Sobald das Wetter wieder heller wurde, brachen wir auf, rückten indeß nur sehr langsam weiter vor, so daß wir in vier Stunden eben so viele Meilen zurücklegten. Am 8ten früh wurde es still, und so gering war die Wirkung des letzten starken Windes gewesen, daß das Eis uns beinahe eingeschlossen hätte, bevor wir unsere Anker heraufbekamen. Das Boot konnte hier nicht in Sicherheit gebracht werden, so daß ich mich entschloß, zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren und dort eine günstige Veränderung abzuwarten. Ein leichter Wind begünstigte unseren Rückzug, allein das Eis folgte uns dicht auf dem Fuß, und ehe wir eine halbe Stunde in Sicherheit waren, war jede offene Stelle des Wassers mit Eis angefüllt. Ich beabsichtigte nun, nach der Repulse-Bai hinüberzugehen, um zu sehen, wie die dort zurückgelassenen Leute mit den Anordnungen für den Winter zu Stande gekommen wären. Nachdem ich drei Mann zur Beaufsichtigung des Schiffes zurückgelassen, brach ich am 19ten mit den drei anderen auf und erreichte am folgenden Tage, 3 Uhr Nachmittags, den Ort unserer Bestimmung.

„Nach reiflicher Ueberlegung entschied ich mich, vor der Hand alle Hoffnung auf eine Vermessung aufzugeben. Am 11ten wurden die übrigbleibenden sechs Leute, während ich einen zur Bewachung der Vorräthe zurückbehielt, abgeschickt, um das Boot herüberzuschaffen. Nach einer Fahrt von nur zwei Tagen kehrten sie am 13ten zurück. Hierbei waren zwei Eskimo's, theils um ihnen behülflich zu seyn, theils als Führer zu dienen, mitgegangen. So wurden drei Tragstationen vermieden, und man hatte zugleich den Vortheil eines recht günstigen Windes auf den Seen. Für ihre guten Dienste wurden die Eskimo's freigebig belohnt. Alle Hände hatten nun vollauf zu thun, die Vorbereitungen für einen langen und kalten Winter zu treffen. Ein Haus zu bauen, war das, woran wir zuerst dachten, und da es an Holz mangelte, wurden an gelegener Stelle, in der Nähe der See, Steine gesammelt. Am 2. September war unser Haus eingerichtet. Es hatte eine Länge von 20 Fuß bei einer Breite von 14 Fuß; vorn war es 7½, hinten 5½ Fuß hoch. Das Dach wurde aus Wachsleinwand und Wallroßfellen gebildet, während Maste und Ruder die Stelle des Sparrwerks vertraten. Die Thür bestand aus einer über einen hölzernen Rahmen gespannten Thierhaut. Es wurde Fort Hope genannt und befand sich unter 66° 32′ 16″ nördl. Br. und (in Folge vieler Mond-Berechnungen) 86° 55′ 51″ westl. L. Die Declination der Magnetnadel am 30. August 1846 betrug 52° 30′ 30″ nach Westen; die Inclination 88° 14′ und die mittlere Zeit von 100 senkrechten Schwingungen in der Declinationslinie 226″. Der Winter war überaus streng, und zwar in solchem Grade, daß wir oft mehrere Tage lang uns nicht 150 Schritt von Hause entfernen konnten. Gegen Ende Februar begannen wir die Vorbereitungen für unsere Frühlingsreise.

„Am 5. April verließ ich Fort Hope mit drei Matrosen, dem Eskimo Ibitschuk und dem Sohne Auglubuck's als Dolmetscher für Letzteren. Auf zwei Schlitten, jeder mit vier Hunden bespannt, wurden unsere Betten und Vorräthe gebracht. Zwei Tage lang ging unser Weg wie im vergangenen Herbst durch die Seen. Am 7ten, zwei Meilen vom Meere, zogen wir quer über das Land nach Westen und erbauten unser Schneehaus auf einem kleinen See, vier Meilen von Point-Hargrave. Da dies der letzte Süßwassersee war, den wir vermuthlich auf einige Tage sehen sollten, so wurden unsere Schlitten wieder mit Eis gefüllt. Ein heftiger Gegenwind mit dichtem Schneetreiben ließ uns am 8ten nicht vorrücken, doch kamen wir bis sieben Meilen über Kap Lady Pelly, ehe wir Halt machten. Der 9te ließ sich gut an, auch war das

*) Dease und Simpson hatten bekanntlich 1837—39 ebenfalls auf Kosten der Hudsonsbai-Compagnie eine Entdeckungsreise in diese Polargegenden unternommen, die von mancherlei Erfolgen begleitet war, jedoch gerade über Boothia-Felix noch Manches im Unklaren ließ, indem sie die Meinung von der Meerenge im Süden dieses Landes bestätigten.

Eis nicht so stark als am vorigen Tage; allein unsere Hunde fingen an, uns im Stich zu lassen, so daß wir einen, der ganz unbrauchbar geworden, todtschießen mußten. Am 10ten gegen Mittag befanden wir uns einer runden Landspitze gegenüber, welche Kap Weynton genannt wurde. Wir richteten jetzt unseren Weg quer durch eine Bucht, welche sechs Meilen tief und zehn Meilen breit war. Zu Ehren des Unterstatthalters der Compagnie erhielt sie den Namen Colville. Die Nordspitze der Bai, welche wir am folgenden Vormittag erreichten, wurde Beaufort genannt, nach dem gelehrten Hydrographen der Admiralität. Unser nächster Lagerort war in der Keith-Bai, unter 66° 17′ nördl. Br. und 88° 22′ westl. L. Hier nahm die Küste eine scharfe Wendung nach Osten, und unser Eskimo theilte mir mit, daß, wenn wir nordwestlich über Land zu einer großen, früher von ihm besuchten Bucht führen, die Entfernung bedeutend abgekürzt würde. Ich beschloß, dem Vorschlage zu folgen, und verließ am 12ten Morgens die Küste. Am 13ten, da es sehr stürmisch war, während das Thermometer 23° (Réaum.) unter Null zeigte, kamen wir an die steilen, morastigen Ufer der von unserem Führer erwähnten, Akkuligurwiak genannten Bucht an. Da die Hunde jetzt beinahe nicht zu brauchen waren, beschloß ich sie mit einigen Leuten, nebst dem Eskimo, hier zu lassen, damit sie sich wieder stärkten, während ich mit zwei Mann den übrigen Theil der unerforschten Küste zu verfolgen fortfuhr. Am 16ten war es so stürmisch, daß wir nicht über die Bucht fahren konnten, aber am 17ten frühmorgens versuchte ich der Küste bis zu einem von Sir John Roß angenommenen Punkte zu folgen, da es mir zur Gewißheit wurde, daß der berühmte Entdecker Boothia-Felix ganz richtig als einen Theil des amerikanischen Kontinents bezeichnet habe. Wir folgten dem Lande, so weit es sichtbar war, genau nach Nord-West. Das Wetter war schön, aber kalt, und da das Eis eben war, brachte uns ein tüchtiger Marsch von siebzehn Meilen zu der Landspitze, bei welcher wir zur gehörigen Zeit eine Meridian-Beobachtung der Sonne vornehmen wollten. Das Kap Berend liegt unter 69° 4′ 12″ nördl. Br. und 90° 0′ 35″ westl. L., besteht ganz aus Granit und ist zum Theil mit Moos bedeckt. Dreizehn Meilen jenseits desselben kamen wir an zwei schmale Stellen in der kleinen Bucht. Die Küste zog sich noch immer nach Nord-West, doch wir waren am 18ten noch nicht mehr als vier Stunden gewandert, als sich die Küste scharf nach Osten umwandte. Wir hatten die Westseite einer tiefen Bucht verfolgt, welche Halkett-Bai genannt wurde.

„Da wir jetzt der Lord-Mayors-Bai nahe seyn mußten, so schlug ich quer über das Land eine beinahe nördliche Richtung ein und hatte Mittags, als wir einen beträchtlichen See passirten, 69° 26′ nördl. Br. erreicht. Drei Meilen weiter kamen wir zu einem anderen See, und da sich das offene Meer noch nicht zeigte, befahl ich meinen Begleitern, eine Schneehütte zu bauen und auf Lebensmittel bedacht zu seyn, während ich die Küste suchte.

„Nach 20 Minuten gelangte ich zu einer etwa ¼ Meile breiten Bucht, fand mich aber, als ich sie drei Meilen weit verfolgt, wiederum durch Land gehemmt. Ich bestieg einige hohe Felsen, von denen ich eine gute Aussicht hatte, und glaubte in der gewünschten Richtung rauhes Eis zu unterscheiden. Mit erneuerter Hoffnung brach ich schnell auf, watete durch tiefen Schnee, klomm über Felsen und starkes Eis, bis ich eine Anhöhe in der Nähe des Ufers erreichte. Von meinem Standpunkte erblickte ich, so weit das Auge tragen konnte, das eisbedeckte, inselerfüllte Meer. Die Lord-Mayors-Bai lag vor mir, und die Inseln waren die nämlichen, welche von John Roß „Söhne der Geistlichkeit der schottischen Kirche“ genannt wurden. Der Isthmus, welcher das Land nach Norden mit Boothia-Felix verbindet, ist nur eine Meile breit und scheint, nach den vielen Steinzeichen zu urtheilen, ein Lieblingsort der Eingebornen zu seyn. Er befindet sich unter 69° 31′ nördl. Br. und 91° 29′ 30″ westl. L.

„Am folgenden Morgen nahmen wir von den entdeckten Gebieten mit den üblichen Förmlichkeiten Besitz und kehrten dann zurück, wobei wir möglichst denselben Weg wie früher beibehielten. Alle gesund und wohlbehalten, nur schwarz wie die Mohren, in Folge der Frostschäden und des Oeldampfes, erreichten wir am 5. Mai die Repulse-Bai. In unseren Winterquartieren war Alles gut gegangen. Noch war uns die Westküste der Halbinsel Melville zu untersuchen übrig, weshalb ich am Abend des 13. Mai ausbrach, um mit vier auserlesenen Leuten bei Nacht zu reisen. Unsere Richtung nach dem Meere war fast genau nördlich, durch eine Kette Seen, und am 16ten errichteten wir unsere Schneehütte am Kap Thomas Simpson, unter 67° 19′ 14″ nördl. Br. und 87° westl. L., eine Felsenspitze, die ich vorigen Herbst zu Schiffe besucht hatte. Von hier schiffte ich drei Leute, welche nicht mehr aushielten, nebst einem Hundeschlitten, der uns so weit Hülfe geleistet hatte, zurück. Da uns die Hunde auf der letzten Reise wenig geholfen hatten, nahm ich jetzt keine mit. Am Abend des 16ten verließen wir unsere Schneehütte, rückten indeß in der ersten Nacht nur zwölf Meilen vor. Am 17ten setzten wir über eine 18 Meilen breite Bucht und lagerten uns an deren Nord-Ende. Diesem gegenüber, 2 Meilen von der Küste, breitet sich eine große Insel aus, welche nach Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Wales benannt wurde. Eine kleine, südlich davon gelegene Insel bekam den Namen Sabine-Insel. Der allgemeine Zug der Küste war Nord-Nord-Ost, die Hügel an der Küste hoch und steil. Am 20sten wurden wir durch stürmisches Wetter am Kap Lady Simpson, einer langen Spitze, unter 68° 10′ nördl. Br. und 85° 53′ westl. L. aufgehalten. Wir fuhren um die Selkirk-Bai (nach dem Grafen Selkirk so genannt) am 21sten, und nachdem wir über viele kleine Landspitzen und Buchten gekommen waren, machten wir endlich auf einer Insel Halt, die uns zuerst als Festland erschienen war. Unsere Schneehütte wurde am 25sten, unter 68° 48′ nördl. Br. und 85° 4′ westl. L., bei einem kleinen Flusse errichtet, der, wie alle anderen von uns überschrittenen, bis auf den Grund gefroren war. Ich ließ zwei Leute zurück, welche zu fischen und zu jagen versuchen sollten, und setzte mit den übrigen über die Parry-Bai, wobei wir viele Inseln passirten. Nachdem wir 20 Meilen in gerader Linie gemacht, lagerten wir uns. Da indeß unsere Vorräthe fast erschöpft waren, konnte ich nur noch eine halbe Tagereise weiter nördlich vorrücken und mußte in derselben Nacht zu unseren jetzigen Quartieren zurückkehren. Unter Zurücklassung des Einen brach ich mit dem Anderen auf. Der Schnee fiel stark und machte das Gehen äußerst beschwerlich. Nachdem wir 10 Meilen marschirt, wandte sich das Land scharf nach Osten, doch konnte ich bei dem trüben Wetter nicht erkennen, wie weit es sich in dieser Richtung fortzog. Als wir hier eine Stunde gewartet hatten, klärte sich das Wetter auf, und ich gewahrte, daß wir uns an der Südseite einer beträchtlichen Bai befanden, und konnte die Küste nach Norden etwa 12 Meilen weiter verfolgen. Der entferntesten sichtbaren Spitze (unter 69° 32′ nördl. Br., 85° 8′ westl. L.) gab ich den Namen Kap Elliot; das Land, wo wir uns befanden, wurde Kap Crozier, und die dazwischenliegende Bucht Parry-Bai genannt. Da wir den Versuch, die Fury- und Heklastraße, von welcher Kap Elliot nur ein paar Meilen entfernt seyn konnte, zu erreichen, aufgeben mußten, kehrten wir um und trafen nach elf Stunden wieder unsere Gefährten. Am Morgen des 30sten langten wir an unserer Schneehütte vom 25sten an. Die dort Zurückgelassenen waren wohl, aber abgemagert, da sie außer zwei Murmelthieren nichts Eßbares gefangen noch geschossen hatten. Wären wir zwölf Stunden länger ausgeblieben, so hätten sie ein Stück Leder gekocht. Nichts Wichtiges stieß uns bei unserer Rückreise auf. Am 9. Juni kamen wir zu Fort Hope nach einer Abwesenheit von 27 Tagen an.

„Während des übrigen Aufenthalts an der Repulse-Bai waren Alle mit Herbeischaffung von Speise, Einsammlung von Vorräthen und Ausrüstung der Boote beschäftigt. Das Eis brach in der Bai am 11. August auf. Folgenden Tages, nachdem wir unseren wackeren Freunden Lebewohl gesagt, verließen wir unsere öden Winterquartiere. Gegenwinde und heftige Stürme ließen uns nur langsam weiter kommen, so daß wir Churchill vor dem 31. August nicht erreichten. Wir wurden im Churchill-Fluß durch heftige Winde bis zum 3. September zurückgehalten, wo die Witterung milder wurde, und wir unsere Reise nach der Faktorei York fortsetzen konnten. Hier kamen wir erst am 6ten Abends an.“

Texas.

Aus den Tagebüchern eines Deutschen in Texas.

(Fortsetzung.)

Am ersten Tage unserer Reise kamen wir nur noch 10 texanische Meilen vorwärts, bis Pine-Point (Fichten-Spitze), einer Farm (Meierei), deren Besitzer ein Boarding-House (Wirthshaus) hat, das zwar nur von Holz ist, in welchem aber ganz fein, mit silbernen Messern und Gabeln, gespeist wurde. Als wir unsere Pferde abgesattelt und angebunden hatten, — denn jeder von uns hatte einen 25 Ellen langen Strick für sein Pferd am Sattelknopf — wurde uns Wasser zum Waschen der Hände und dann eine Flasche mit Gin (Branntwein) und Wasser gebracht. Zum Abend gab es das erste Maisbrodt, süße Kartoffeln, Schwein- und Rindsbraten, Kaffee und Thee, Setzeier und saure Milch. Das Maisbrodt wird immer frisch und noch ganz warm gegessen. Es schmeckte mir köstlich; doch kaum hatte ich mich zu Bett gelegt, so bekam ich Kolik, Fieber, Diarrhoe und Erbrechen, und war die ganze Nacht hindurch so krank, daß ich eine Unterleibs-Entzündung befürchtete und schon glaubte, die letzte Stunde sey gekommen, denn hierzulande geht es mit den Kranken in der Regel sehr schnell, besonders wenn es neue Ankömmlinge sind. Gegen Morgen fand sich indeß Schlaf ein, und als wir früh aufstanden, war ich ziemlich wohl und konnte weiter reisen. Unsere Gefährten lachten und meinten, das sey mir sehr gesund gewesen und werde mir trefflich zu statten kommen, die Natur habe sich selbst geholfen durch diese Krisis. In der That war es so, ich machte in einem Strich einen Ritt von 24 Meilen, ohne vom Pferde zu steigen, und fühlte mich ganz frisch und munter. Vor unserem Abreiten besah ich mir noch unsere Herberge. Es war, wie gesagt, ein Haus von Brettern, ohne Fenster, nur mit Thüren; nicht weit davon eine Brettschneide, welche durch ein Tretwerk von sechs Pferden in Bewegung gesetzt wurde. Die Stallungen bestanden aus einer Einzäunung, in der Mitte ein Schuppen, von allen Seiten offen, nur ein Dach darüber, unter welchem sich die Krippen befanden. Hier lagerten Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine. Das Erste, was wir des Morgens genossen, war Gin mit Wasser; dann gab es Kaffee und Fleisch, so wie am Abend, mit süßen Kartoffeln und Maisbrodt; die beiden letzteren Artikel aber waren mir in Folge meines Erkrankens so zuwider geworden, daß ich noch bis heute nicht wieder davon gegessen habe. Unsere Wirthin, die eine große blaue Brille trug, mußte früher eine Schönheit gewesen seyn; ihr erster Mann war von seinem Neger erschossen worden.

Nach dem Frühstück wurde gesattelt, und nun ging es in die große Prairie. Als wir bis 1 Uhr geritten waren, sahen wir mitten in der Prairie ein einzelnes Haus, Roeneland genannt, umgeben von einigen Bäumen. Es ist keine Farm, sondern nur ein Boarding-House, das aber sehr gute Geschäfte macht. Hier aßen wir Mittag und ritten um 4 Uhr weiter. Wir machten noch 16 Meilen, bis an den Brazos-Bottom (Thal des Brazos-Flusses). Hier blieben wir die Nacht bei einem Amerikaner. Ein herrlicher Morgen am folgenden Tage zeigte mir die ersten schönen Bäume, die erste romantische Gegend in Texas,

zu Brazos-Bottom. Nach einem Ritt von 6 Meilen kamen wir an den Brazos-Fluß selbst und wurden auf einer Fähre übergesetzt. Am anderen Ufer fanden wir einen deutschen Schmied etablirt, der neben seiner Schmiede auch Wein, Kaffee, Zucker, Lichte, Salz und allerhand Spirituosa führt. Hier tranken wir eine Flasche Rothwein, die meinem noch angegriffenen Magen sehr wohl that. Nun wurden vor dem Essen abermals durch eine endlose Prairie, in welchee kein Baum uns Schatten gab, 26 Meilen bis zu einem Amerikaner zurückgelegt. Nachmittags ward bei einem ehemaligen Pafler aus Mecklenburg, Namens Fuchs, eingesprochen, einem Freunde Hoffmann's von Fallersleben und höchst gebildeten Manne, der hier mit seiner Familie als harmloser Farmer lebt. Wir verplauderten bei ihm eine recht angenehme Stunde und lernten auch einen Herrn v. Redern kennen, der bei Industry eine Farm nebst Sägemühle hat. Dann ging es wieder weiter. Unser Danziger Freund machte noch einen anderen Abstecher und trennte sich hier von uns, wir drei Uebrigen aber ritten bis um 10 Uhr durch Waldung beim schönsten Mondschein immer fort und legten noch 16 Meilen zurück. Bei einem Amerikaner, einem sehr wohlhabenden Manne, der 16 Neger besaß und eine Baumwollen-Pflanzung hatte, hielten wir unser Nachtlager. Am anderen Morgen passirten wir eine schöne Waldpartie und kamen durch die Stadt Industry. Jedes mittelmäßige Dorf in Niederschlesien ist übrigens besser als eine solche Texaner-Stadt. Dann kehrten wir am Mill-Creek bei Herrn Fortram ein, einem Freunde unseres Reisegefährten vom Mainzer Verein. Er ist ein Deutscher aus Elberfeld, lebt schon 16 Jahre hier, hat eine Amerikanerin zur Frau und steht, wie es scheint, in bedeutendem Ansehen. Bei ihm hatten sich die Grafen Boos-Waldeck und Leiningen aufgehalten, er war mit ihnen zum Kongreß in Washington gewesen, hatte für sie die 4444 Acker Land gekauft, auf dem nun die Plantage Nassau gegründet ist, und daselbst die Wohnung gebaut und die Neger angeschafft. Mit dem Prinzen von Solms-Braunfels aber hatte er sich veruneinigt, und zwar angeblich aus Anlaß des Umstandes, daß er seine sieben Kinder nicht hat taufen lassen. Gegenwärtig hat er die Administration von Nassau mit den 20 Negern, welche dort leben. Nassau gehört zum Eigenthum des Mainzer Vereins. Nach dem Essen ritt er mit uns dorthin; es war nur 3 texanische Meilen entfernt. Ich hatte geglaubt, es sey eine Stadt, da es auf der Karte ziemlich groß gedruckt ist, aber ich fand nur ein ziemlich gut gebautes Haus auf einer Anhöhe mit freundlicher Aussicht und Gartenanlagen; zur Seite einige kleine Gebäude für die zur Bedienung bestimmten Neger und außerdem ein sehr stattliches geheimes Gemach, das erste, welches ich überhaupt in diesem Lande gesehen. Ungefähr tausend Schritt von dem Wohnhause ist die eigentliche Plantage, dort sind auch die anderen Negerhütten (Cabins), die Ställe und Schuppen. Das Baumwollenfeld stand recht schön; daneben waren versuchsweise 10 Acker Landes mit Zuckerrohr bepflanzt. Freund Dressel, unser Reisegefährte, der Finanzier des Vereins, hatte mit dem hiesigen Vereins-Beamten, Herrn Benner aus Waldeck, der schon seit der Expedition des Prinzen von Braunfels hier lebt, Geschäfte abzumachen, wir wurden daher von Letzterem, einem sehr freundlichen jungen Mann, eingeladen, auch zur Nacht zu bleiben. In seiner Begleitung und mit Herrn Dressel, der über Ruthersville und La Grange nach Neu-Braunfels ging, ritten wir am 14ten bei guter Zeit ab. Mitten im Walde trafen wir ein noch neues Blockhaus, das als Schule benutzt wurde. Der Herr Professor war ein Deutscher aus Oberschlesien, der studirt hatte und nun seit anderthalb Jahren hier in Texas ist, wo er in der ersten Zeit als Zimmermann zu Galveston gearbeitet, dann als Knecht bei einem Farmer im Lande gewesen und dabei Englisch gelernt, bis er am Ende ein Collége, wie sie es hier nennen, errichtete. Er hat Zöglinge von 7 bis zu 20 Jahren, Deutsche und Amerikaner. Die Letzteren besuchen in der Regel erst zwischen 16 und 20 Jahren die Schule. Nach viertägigem Ritt langten wir denn im Lauf dieses Tages in Ruthersville an, dem einstweiligen Ort unserer Bestimmung.

Ruthersville, eine angehende Stadt, liegt ziemlich hübsch, denn die Gegend ist hier etwas hügelig; aber der ganze Ort besteht erst aus fünf Häusern, und es ist nichts hier zu bekommen, nicht einmal Salz, auch hat die Stadt kein Wasser, man muß dasselbe eine halbe deutsche Meile weit holen, und es ist unsinnig, eine solche Ansiedelung mit ihren paar hölzernen Baracken eine Stadt zu nennen. Postmeister des Orts ist ein Stellmacher, der für sein Amt 30 oder 40 Dollars Gehalt jährlich bezieht. Natürlich wird nebenbei Gewinn zu machen gesucht. Ueberhaupt liegt das Postwesen hier in Texas noch sehr im Argen; die Texaner selbst klagen darüber, daß die Regierung so wenig in dieser Hinsicht thut. Ein offener Bretterwagen, mit vier Pferden bespannt, fährt über Stock und Stein, das ist die texanische Schnellpost. Sie legt in zwölf Stunden ungefähr vierzig texanische oder zehn deutsche Meilen zurück. Eine texanische Meile (solche sind in diesen Berichten überall gemeint, wo ohne weitere Bezeichnung von Landmeilen die Rede ist) ist etwas länger als eine englische, wird daher so ziemlich einer deutschen Viertelmeile gleichkommen. Das Briefporto in den Vereinigten Staaten ist sehr gering; für 10 Cents kann man einen ziemlich starken Brief von einem Ende der Union zum anderen senden; nur Pakete sind theuer.

Wir wohnen nun hier in Ruthersville einstweilen bei dem besagten Freunde, der mit seiner Gattin und einem Verwandten sich nach Texas übergesiedelt hat und in Gesellschaft des so traurig verunglückten Gefährten unseres Unternehmens schon einige Wochen früher, als wir beiden Brüder, sich direkt hierher eingeschifft hatte. Unser Logis ist ein auf einem Hügel ganz einzeln gelegenes Haus mit freundlicher Aussicht. Tausend bis funfzehnhundert Schritt davon ist die nächste Farm. Das Haus ist von Brettern erbaut, für Texas ziemlich gut, hat aber keine Fenster, sondern bloße Lichtlöcher ohne Rahmen und Glas. Ueberhaupt findet man hier selten Fenster; meistens kömmt das Licht nur durch die offenstehenden Thüren herein. Die Stube dient auch eigentlich nur zum Schlafen; bei Tage ist der Aufenthalt des Teranees auf dem Vorbau des Hauses, hier ißt, trinkt und lebt er. In der Regel hat er hinter dem Wohnhause ein anderes Blockhaus zur Küche, an der Seite den Brunnen, 200—300 Schritt davon die Fenzen (Einzäunungen) und Ställe für Kühe und Pferde und das Neger-Cabin. Bei unserem Hause ist zwar auch ein mit Steinen ausgelegter und verdeckter Brunnen vorhanden, aber er hat kein Wasser, und jeder Eimer muß weither geholt werden. In der Nähe stehen noch zwei verfallene Ställe. Wem das Haus gehört, wissen wir nicht, Miethe braucht dafür nicht gezahlt zu werden. Im ganzen Hause ist kein Schloß, Alles steht offen, wir schlafen bei offenen Thüren und Fenstern, aber vollkommen sicher. Das Silberzeug und Geschirr steht und liegt frei und unbehütet herum, und doch wird nichts gestohlen, denn die Umwohnenden haben hinreichend, was sie gebrauchen, und der Amerikaner ist auch viel zu stolz, als daß er durch Diebstahl sich bereichern sollte; der Neger aber darf nichts besitzen und fürchtet sich vor der Strafe; Bettler giebt es nicht, und Indianer sind hier in der Gegend eben so wenig.

An Arbeit fehlt es nun freilich nicht, aber sie wird von uns Allen mit dem heitersten Muthe verrichtet. Die Gattin unseres Freundes, eine sehr feine Dame, wäscht, kocht und fegt die Stube aus, da sie noch keine Negerin hat, und wir Männer leisten neben den Arbeiten unseres Bereichs, der Sorge für die Pferde und das andere Vieh, so wie der Jagd, ebenfalls weibliche Dienste, waschen und plätten, tragen Wasser herbei, und was sonst nöthig ist. Unsere offene Burg wird übrigens bei Tag und Nacht von allem möglichen Hausvieh heimgesucht: bald hat man eine Heerde Schweine auf die Seite zu jagen, die so unverschämt sind, daß sie des Nachts bis in die Schlafstube eindringen; dann kommen Ochsen und Kühe, dann unsere Pferde, deren wir fünf haben, und das wackere Maulthier; alle diese Kreaturen verkehren hier mit uns auf sehr vertraulichem Fuß. Dies liegt aber allein daran, daß um unsere Burg kein Zaun ist, jedes Thier also freien Zutritt hat. Am Morgen nach unserer Ankunft waren meine Billy (der Braune) und der Maulesel auf und davon; wir hatten nämlich die Thiere in der Nacht und auch den Tag über frei umherlaufen lassen, damit sie grasen könnten; die anderen Pferde kannten sie noch nicht, also hatten sie sich nicht zusammengehalten. Es wurde ein paar Tage von uns nach ihnen gesucht, aber vergebens, schon glaubten wir sie verloren; endlich, nach vierzehn Tagen, waren wir nicht wenig überrascht, als ein Mann aus der Umgegend sie uns zuführte, der sie eingefangen hatte. Mit Freuden zahlten wir ihm 6 Dollars für die gewissenhafte Ablieferung; der Breluft hätte uns um 30 Dollars gebracht. Die beiden Thiere hatten sich indessen weidlich genährt und sahen sehr gut aus; der Braune hatte sich zwar den Rücken etwas gescheuert, aber dies heilte bald wieder.

Bei unseren Mahlzeiten bildet auch hier, des Morgens, Mittags und Abends, stets Kaffee die Grundlage; auch Milch wird immer viel dazu getrunken. Das Fleisch ißt man in Texas nur gebraten; nirgends ist mir gekochtes voegekommen; wir halten es damit eben so. Speck, vor dem man uns in Europa so bange gemacht, habe ich in texanischen Wirthschaften erst ein einzigesmal zu essen bekommen. An Gemüse fehlt es im Innern des Landes noch; dies gab es nur in Galveston. In unserer Gegend bauen die Farmer dergleichen nur wenig, blos im Frühjahr, ausgenommen Kartoffeln, aber von diesen meist die süße Art, die nicht einem Jeden zusagt und bekömmt. Ein vortreffliches Essen sind dagegen die gebackenen Pfirsichen, die man hier in großer Menge hat.

Wer sich aber in Texas die Lebensmittel kaufen muß, dem kommen sie theuer zu stehen. Die kleinste Scheidemünze ist 5 Cent, also 1/14 Thaler oder etwas über 2 Silbergroschen, denn ein preußischer Thaler wird hier zu 70 Cents angenommen, während der amerikanische Dollar (zu 100 Cents) einen Werth von 1 Thlr. 13—14 Silbergr. hat. In Galveston kostet ein nur etwas ansehnlicher Apfel 5 Cent, eine Cigarre von geringer Qualität eben so viel, die guten 10 Cent, ein Glas Wasser mit Wein oder Gin in den gewöhnlichen Schenken 5 Cent, in den besseren Gasthäusern 10 Cent. Für ein Frühstück zahlt man in einem Boarding-House 25 Cent, für ein Mittagbrodt ½ Dollar, für ein Abendbrodt 25 Cent. Dies sind die billigsten Preise. Ein Buschel Maiskörner, deren man auf einem Acker (Acre) 30—50 gewinnen kann, kostet im Einzelnen 4, in großen Quantitäten 3 Bit. Das Bit ist eine texanische oder eigentlich spanische Münzsorte und so viel als in New-York ein Schilling, nämlich 12 1/2 Cent oder 1/8 Dollar, also etwa 5 1/4 Silbergroschen. Zwölf kleine Bündel Maisblätter, die hier als Heu gebraucht werden und ein vorzügliches Futter für Pferde sind, kosten 3 Bit. Für ein kleines Huhn zahlt man 1 Bit, für eine Ente 2 Bit, Gänse habe ich erst einmal hier gesehen, und zwar auf der Farm des General Bolleson. Die Betten und Federn sind auch sehr theuer. Von Geldsorten sind in Texas, außer den einheimischen, die gangbarsten englische Pfunde, holländische Zehn- und Zwanzigguldenstücke und spanische Thaler, auch Fünf- und Zehnfrankenstücke. Bei allem anderen Gelde hat man Verlust.

Zwei Meilen von Ruthersville haben die Gebrüder von Martell, die früher am Rhein lebten, eine schöne Farm. Der jüngere Bruder ist schon längere Zeit in Amerika und war, ehe sie sich hier ankauften, bei New-Orleans auf einer Zuckerplantage. Der älteste ist mit einer Holländerin aus Amsterdam verheiratet. Zu ihnen wurde ich ein paar Tage nach meiner Ankunft geholt, um ärztliche Hülfe zu leisten, da die Hausfrau erkrankt war. Ich fand eine sehr feine, gebildete Dame, die mich in schneeweißem Negligee empfing, und mein erstes Debüt in Texas als Doktor und Apotheker zugleich war von glücklichem Erfolg.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Gedanken über die Frauen von einer Frau.

Zweite Mittheilung. *)

Die Frau der Gegenwart ist gezwungen, eine ganz schiefe Stellung im Leben einzunehmen: es ist weder der ehrwürdige Heerd der römischen Matrone, noch die laute und fröhliche Behausung einer Emanzipirten des antiken Griechenlands, sondern ein Zwischending von beiden, das man die „Welt" nennt, das heißt die zwecklose Vereinigung müßiger Seelen, die sich aus Gewohnheit und Schlaffheit einer künstlichen Konvenienz unterwerfen, deren widersinnige Tendenz in der Verbindung frivoler Vergnügungen mit den Pflichten gegen die Familie beruht. Daher das allmälige Verschwinden der häuslichen Tugenden, daher das Ueberhandnehmen der Heuchelei in den gesellschaftlichen Beziehungen. Von solchen Frauen darf man weder die Keuschheit einer Lukrezia, noch die Seelenstärke einer Kornelia, noch jene Geistesanmuth verlangen, durch die Aspasia den Sokrates bei ihrem Gastmahle zu fesseln verstand. Ihre hohle Tugend und täuschenden Reize machen sie gleicherweise unwürdig der Achtung eines Gemahls, wie der Leidenschaft eines Liebenden. Ihrer Jugend fehlt der weibliche Zartsinn und ihrem Alter die Würde. Sie leiden selber darunter, die Familie leidet darunter, ja die Nation sogar. Aber die Gewohnheit ist vorhanden, blind, unerbittlich und Alles beherrschend.

Was die Frauen vorzugsweise auf Irrwege leitet, ist die Sucht nach dem Chimärischen. Dies suchen sie in der Religion, in der Liebe, in der Politik sogar, wenn sie sich damit abgeben. Der Grund davon liegt in ihrer verkehrten Erziehung und in der Entfernung, in welcher man sie von aller Wirklichkeit hält. So kennen sie das Wesen der physischen Welt eben so wenig, wie das der sittlichen, und alle Dinge enthalten in ihren Augen ein mysteriöses Element.

Die Frauen, welche in der Ehe unglücklich sind, wünschen deren Trennung, diejenigen, welche ihre Männer lieben, begehren ihre Unauflösbarkeit; darin besteht ihre ganze Logik. Es ist eine nothwendige Folge der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und der Schwäche ihres Verstandes, daß sie Alles auf das Individuum beziehen. Ich möchte ihnen in dieser Rücksicht eine Bemerkung machen. Bei ihrer jetzigen untergeordneten Stellung, ihren beschränkten Kenntnissen und ihrem verweichlichten Charakter würde die Fähigkeit, den Gatten zu wechseln, nur die Fähigkeit sein, einen anderen Herrn zu erhalten. Was würden sie dabei gewinnen? Der Wandelbarkeit ihrer Launen zu genügen? Das ist nicht der Zweck des Lebens. Das Ziel jedes freien Wesens beruht vielmehr darin, seine Natur bis zu ihrer höchsten Würde und Vollendung zu entwickeln. Damit aber die Frauen dies Ziel erreichen, müssen sie vorher eine andere Scheidung in sich selbst vornehmen, eine Scheidung, an die sie am allerwenigsten zu denken pflegen; eine Scheidung von ihrer Unwissenheit, von ihrer Frivolität, von ihren kindischen Leidenschaften. Durch eine solche Scheidung, die auszusprechen sie jeden Augenblick im Stande sind, werden sie in den Besitz einer sittlichen Freiheit treten, die zuerst die häusliche und bürgerliche Freiheit ersetzen, später sie nothwendig machen wird. Ohne diese innere Scheidung würde die andere ohne Früchte bleiben.

Es mißfällt mir, daß die Frauen so viel und oft Thränen vergießen. Sie seyen Opfer, behaupten sie; aber Opfer wessen? ihrer Unwissenheit, die sie blind macht, ihrer Trägheit, die sie der Langeweile überliefert, ihrer Schwäche, die sie zum Spielball ihrer eigenen und Anderer Launen macht, ihrer Frivolität, die sie alle Demüthigungen für einen Putz ertragen läßt, ihres Kleinigkeitsgeistes besonders, die ihre Thätigkeit auf galante Intriguen oder häuslichen Zwist beschränkt. Weinet weniger, meine theuren Zeitgenossinnen! Die Tugend nähret sich nicht von Thränen. Werfet ab die Geberde, die Stellung und den Ton der Flehenden. Richtet Euch empor und schreitet vorwärts mit festem Schritt der Wahrheit entgegen. Wagt ihr einmal ins Angesicht zu sehen, und Ihr werdet Euch Eurer Seufzer und Klagen schämen. Ihr werdet dann einsehen, daß die Natur von Eurer unfruchtbaren Opferung nichts wissen will, sondern daß sie alle ihre Kinder zu einer freien Lebens-Entwickelung geleitet. Des Schmerzes bedient sie sich nur als einer Geißel, die uns zum Fortschritt antreibt. Eure schlaffe Melancholie, Eure eitlen Seufzer und kleinlichen Schmerzen streben ihren thatkräftigen Absichten gerade entgegen. Noch einmal, trocknet Eure Thränen; nehmt Theil an der etwas bitteren und verwickelten Arbeit unseres Jahrhunderts! die in der Umbildung begriffene Gesellschaft bedarf Eurer Hülfe. Handelt, arbeitet, seyd thätig, und bald wird die Zeit Euch fehlen, um Eure eingebildeten Uebel zu beklagen und gegen die vorgebliche Ungerechtigkeit des Schicksals zu zürnen, die nichts Anderes ist, als die gerechte Strafe Eurer freiwilligen Unwissenheit und Schlaffheit.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Briefwechsel mit Körner. Mit dem gleichzeitig ausgegebenen dritten und vierten Bande dieses Werkes ist das deutsche Publikum nunmehr in dem vollständigen Besitze eines Schatzes, der über 42 Jahre nach dem Ableben Schiller's vergraben lag, obwohl er dem Dichter ein schöneres Denkmal ist, als alle diejenigen, die ihm bisher von Erz und Stein gesetzt worden. Man kennt die Motive nicht, die den vertrautesten Freund Schiller's bewogen, dem deutschen Volke so viele der edelsten Gedanken seines edelsten Dichters vorzuenthalten. Allerdings mochte der bescheidene Mann wohl Bedenken tragen, seine eigenen Briefe neben denen des Freundes zu veröffentlichen, die ohne jene nicht überall verständlich sind, aber auch für die Zeit nach seinem Tode hatte Körner eigentlich keine Bestimmung über ihre Herausgabe getroffen. In einem Vorworte zum vierten Bande sagen die Verleger des Briefwechsels: „Nach dem Tode Schiller's ließ sich Körner seine Briefe von der Schillerschen Familie zurückgeben, um in dem Denkmal seines einundzwanzigjährigen Verkehrs mit dem Freunde einen Trost über den Verlust desselben zu finden. Bei der von ihm besorgten Herausgabe von Schiller's Werken hat Körner diesen merkwürdigen Briefwechsel auch literarisch benutzt. Obgleich nur die wenigen in den Nachrichten von Schiller's Leben aus demselben mitgetheilten Auszüge die Literaturfreunde schon längst auf das Ganze begierig gemacht hatten, so mochte sich Körner doch nicht entschließen können, zu veröffentlichen, was als der beste Theil seines geistigen Lebens ihm ans Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeschiedenen. So fand sich das Manuskript des Briefwechsels, vollständig geordnet, im Nachlasse Körner's vor und ging in den Besitz seines Adoptivsohnes, des Herrn Gutsbesitzers Ulrich in Steinbeck bei Freienwalde a. O. über, der in richtiger Würdigung dessen, was der Eigenthümer eines solchen Schatzes der Nation schuldig sey, den Abdruck dieses Briefwechsels gestattete."

Körner soll eine Zeitlang die Idee gehabt haben, den Briefwechsel in Manuskripte der Berliner oder der Weimarischen Bibliothek zu vermachen, und zwar mit der Bestimmung, daß er hier als ein Andenken an Schiller niedergelegt bleibe, ohne jemals durch den Druck Gemeingut zu werden. Aber wir glauben, daß, wenn Körner dies gethan hätte, die Kinder Schiller's vollkommen berechtigt gewesen wären, diese letztere Bestimmung im Interesse des großen Dichters und des deutschen Publikums umzustoßen. Denn wenn sie auch dem Freunde ihres Vaters nicht blos seine eigenen Briefe herausgegeben, sondern ihm auch das Eigenthumsrecht an den Briefen des Hingeschiedenen überlassen hatten, so war doch Letzteres nicht so zu verstehen, daß die Publication dieser Geisteserzeugnisse Schiller's dadurch verhindert werden konnte. Die Entscheidung der Rechtsfrage, die eine solche Eventualität zur Folge gehabt hätte, würde ein höchst interessanter Beitrag zur Erledigung der Frage überhaupt gewesen seyn: wer das Recht habe, einen Brief drucken zu lassen, oder den Abdruck zu verbieten, der Empfänger oder der Absender, oder keiner von Beiden allein?

An die Verleger des Briefwechsels, die, wie wir vernehmen, für diesen Verlags-Artikel ein seinem Werthe angemessenes Honorar gezahlt, richten wir dagegen, im Interesse einer anderen Rechtsfrage, die sich an solche Erscheinungen knüpft, die Bitte, daß sie die literarischen Freibeuter, die dergleichen nicht streng zusammenhängende Geistesprodukte mit einigen Auslassungen oder Zustutzungen nachzudrucken pflegen, falls dies auch mit dem gegenwärtigen Werk versucht werden sollte, gerichtlich verfolgen mögen. Wir zweifeln nicht, daß sowohl die literarischen Sachverständigen, als der Richter sie in ihrem guten Rechte werden zu schützen wissen.

— Erdumschiffung. Das finnländische Schiff „Herkules", Capitain Idman, ist kürzlich von einer Reise um die Erde, welche es gegen Ende 184[illegible] von England aus angetreten, zurückgekommen. Es hatte sich zuerst nach Rio-Janeiro und Valparaiso gewandt, dann seinen Weg über den Großen Ocean nach Otaheiti und Batavia genommen und war auf dem gewöhnlichen Wege um das Kap der guten Hoffnung nach Hause gesegelt. Noch in neuerer Zeit glaubte man zu einer solchen Reise recht sorgfältige Vorbereitungen treffen zu müssen, welche jetzt für entbehrlich gelten. Von der Mannschaft ist unterweges nur Ein Mann gestorben. Wohl zum erstenmale ist diese Weltreise von einem finnländischen Schiffe gemacht worden.

*) Vgl. Nr. 146 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Sonnabend den 18. Dezember 1847.

Italien.

Englands Absichten auf Sicilien, zur Zeit Napoleon's.

(Nach der Revue Indépendante.)

Die Ereignisse, deren Schauplatz Sicilien ist, interessiren nicht blos seine Nachbarn. Weit entfernt davon, sein ihm aus dem Alterthume überkommenes Geschick, das es unaufhörlich Fremdlingen überliefert hatte, endlich überwunden zu haben, erweckt es auch jetzt noch wie sonst manches Verlangen in der Brust eroberungslustiger Bewerber. Während aber die Revolutionen, die das Königreich Neapel erschütterten, oft beschrieben worden sind, hat man die Bewegungen in Sicilien, wenigstens bei uns, fast ganz außer Acht gelassen. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, sich ein wenig mehr um das Schicksal dieser ehemals so mächtigen Insel zu bekümmern, die unter der Leitung einer geschickten Regierung noch eine wichtige Rolle unter den Mächten des Mittelmeeres spielen kann. Nicht ohne Grund hat England eine Flotte in diesen Gegenden. Gewiß hat es noch nicht ganz auf jene Pläne verzichtet, die es viele Jahre verfolgt hat, und die auszuführen es nur durch die Macht der Begebenheiten verhindert worden ist. Vielleicht wird es in dieser Rücksicht nicht unnütz seyn, an eine Episode der Geschichte der neueren Zeit zu erinnern, deren Mittheilung um so interessanter seyn dürfte, als durch die kürzlich stattgehabte Auffindung eines bisher nicht bekannt gewesenen Aktenstückes neues Licht über jene Episode verbreitet wird.

Ferdinand I. hatte zum zweitenmale seine Hauptstadt Neapel verlassen und sich nach Palermo begeben. Die britische Regierung übernahm seine Vertheidigung gegen die französischen Waffen; aber durch die Nothwendigkeit, ihre Verbündeten zu täuschen, konnte sie nur auf Umwegen ihr Ziel zu erlangen hoffen. Zuerst boten ihre Agenten in Sicilien nur einfach ihren Beistand an; aber allmälig wurden die sicilischen Truppen aufgelöst und mit den Pferden, der Artillerie und den auf der Insel vorhandenen Munitionsvorräthen nach Spanien geschickt. Bald bemächtigten sich die Engländer aller Subsistenzmittel, des ganzen Handels und sämmtlicher festen Plätze. Dabei vergaßen sie nicht, überall sich das Terrain zu sichern, indem sie Diejenigen, die ihnen im Wege standen, aus dem Lande schickten. Als sie auf diese Weise glücklich eine vollständige Aenderung zu Wege gebracht hatten, wurde ein außerordentliches Parlament berufen und beschlossen, der Insel eine nach der Verfassung Großbritaniens gemodelte Constitution zu geben. Ferdinand, der, obgleich in voller Gesundheit, sich hatte krank erklären müssen, gab seinem Sohne den Titel eines Statthalters des Königreichs, den dieser jedoch nur zum Schein führte, um den Engländern desto freiere Hand lassen zu können. Indessen war die Königin Karoline, die durch ihre hartnäckige Opposition sich den Haß Englands zugezogen hatte, von Palermo entfernt worden; und da sie sogar für ihre Person fürchten mußte, so beschloß sie, den Beistand ihrer Familie anzurufen, bei der sie durch den Kardinal Ruffo repräsentirt wurde. Ein höherer, ihr ergebener Offizier ging daher, mit Depeschen und drei Kopieen einer von der Königin diktirten Note ausgerüstet, ganz im Geheimen nach Wien ab. Dieses bisher nicht veröffentlichte Aktenstück, dessen Form fast durchgehends in mehr vertraulichem als diplomatischem Tone gehalten ist, enthält eine kurze, aber kräftige Schilderung des Zustandes, zu dem die Maßregeln der Engländer Sicilien und besonders die königliche Familie gebracht hatten. Zweifelsohne würden zwar die Mittel, welche die Tochter Maria Theresia's zur Heilung dieser Uebel in Anwendung gebracht hätte, das Land nicht gerettet haben; aber dies ist hier Nebensache. Die Thatsachen, welche in jener Note angeführt und bestätigt werden, verdienen deswegen nicht weniger Glauben und weniger Aufmerksamkeit. Diese Note aber lautet:

„Als die Regierung Seiner Majestät von Großbritanien eine Armee nach Sicilien schickte, erklärte sie feierlich, es geschähe nur, um die Insel gegen den eroberungslustigen Ehrgeiz Frankreichs zu vertheidigen und um den König Ferdinand, sobald es die Umstände gestatten würden, in seine Festlandsstaaten wieder einzuführen.

„Unter Kundgabe dieser uneigennützigen Absichten setzten sich die Engländer, zuerst als Freunde und Bundesgenossen, später als unumschränkte Herren, in den wichtigsten Plätzen fest, errichteten zu Messina eine Druckerei, die bald darauf Flugschriften gegen den Hof zu verbreiten begann, und bemächtigten sich der Verwaltung dieser Stadt bis zu dem Umfange, daß sie sogar Steuern ausschrieben und erhoben. Eine von ihnen eingerichtete Militair-Kommission sprach ihre Urtheile eben so über die Unterthanen Seiner Majestät als über die Georg's III. und diktirte selbst die Todesstrafe, wenn die Interessen oder die Leidenschaften der Machthaber es verlangten.

„Der Hof erhielt jährlich eine Summe von 400,000 Pfd. Sterl. unter dem illusorischen Titel von Subsidiengeldern. Vermittelst dieser Summe erfreuten sich die Engländer des ausschließlichen Privilegiums alles Einfuhr- und Ausfuhrhandels, gaben willkürliche Bestimmungen über die Verwendung der Häfen und aller Hülfsquellen der Insel ohne Ausnahme.

„Der Prinz von Wales, welcher an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Englands getreten war, ließ in Rücksicht auf Sicilien Absichten durchblicken, deren Deutung nicht schwer war, da er sich nicht scheute, dieselben öffentlich im Hause der Lords zu kommentiren. Der General Stewart wurde ihm verdächtig, weil er der dem neuen Regenten entgegenstehenden Partei angehörte, und, um sein Ziel so bald als möglich zu erreichen, wurde Lord Bentinck nach Palermo geschickt, ein unruhiger, gewaltthätiger und schlauer Mann, der stets mit weitverzweigten Intriguen beschäftigt war. In dieser Weise begann nun im Monat September 1811 die Ausführung der gegen Sicilien und seinen Souverain ausgedachten Pläne.

„Als Lord Bentinck von einer Reise nach London im Dezember 1811 zurückgekehrt war, und zwar nicht mehr als bloßer Bevollmächtigter und General-Commissair Seiner britischen Majestät, sondern außerdem als General-Kommandant aller Land- und Seetruppen auf dem Mittelmeere, dem Adriatischen Meere und dem Archipel, wurden auch die englischen Regimenter auf der Insel verstärkt. Zugleich wurden die jährlichen Subsidiengelder, die sich bereits auf der Themse am Bord der Fregatte „the Seahorse" befanden, in den Schatz zurückgebracht, weil man überlegt hatte, daß die Verzögerung dieser mit großer Ungeduld erwarteten Gelder die Truppen des Königs, denen in diesem Falle kein Sold ausgezahlt werden konnte, unruhig machen und so die Autorität Seiner Majestät kompromittiren würde.

„Von diesem Augenblicke an setzte Lord Bentinck seiner Anmaßung keine Gränze mehr; seine Sprache wurde drohend, und der geringste Widerstand rief sogleich das Wort „Bruch" auf seine Lippen. Doch hatte man bei der Anwendung der Gewalt die Intrigue keinesweges außer Acht gelassen. Mit vollen Händen streute man Gold unter die Parteigänger, unter die Fremden und unter Alle, von denen man erwarten konnte, sie würden sich dadurch zur freundlichen Gesinnung gegen die Engländer bewegen lassen.

„Lord Bentinck forderte und setzte es durch, daß die bisherigen Staatsminister durch Sicilianer seiner eigenen Wahl ersetzt würden, und diese Wahl fiel auf fünf Edelleute, welche früher vom legalen Gerichtshof wegen allerlei Ränke, die sie gegen die Regierung geschmiedet hatten, zum Exil verdammt, von Lord Bentinck aber nachträglich in Schutz genommen und in Freiheit gesetzt worden waren. So wurde der Fürst von Belmonte Minister der auswärtigen Angelegenheiten; der Fürst von Acient erhielt das Portefeuille des Kriegs und der Marine, und der Fürst von Castelnuovo das der Finanzen. Die beiden Anderen empfingen wenigstens ehrende Titel, da ihre Unfähigkeit für den Dienst zu bekannt war.

„Lord Bentinck wollte zum General-Capitain der sicilianischen und neapolitanischen Truppen ernannt werden; er wurde es. Er wünschte, daß die Garnison der Hauptstadt ausschließlich durch englische Soldaten gebildet werde; sein Wunsch wurde erfüllt. Um ihm zu gefallen und ihm eine Art von Popularität zu erwerben, hob die Regierung zwei in gesetzlicher Weise eingerichtete und schon lange bestehende Steuern auf.

„Endlich mußte im Januar 1812 der König, der sich der besten Gesundheit erfreute, sich krank erklären und die Regierung dem Namen nach seinem Sohne, dem Erbprinzen, übertragen. Die Königin wurde trotz des harten Winters gezwungen, sich von Palermo zu entfernen.

„Die Verbannung der treusten Diener der königlichen Familie setzte allen diesen Unwürdigkeiten die Krone auf. Der Herzog von Ascoli, Anführer der Garde Seiner Königlichen Majestät, wurde nach Sardinien geschickt; der Chevalier Medici, Secretair der Königin, mußte nach London reisen; der Oberst Castrone wurde in Castellodimare eingekerkert. Es würde zu weitläufig seyn, alle Anderen einzeln aufzuzählen.

„Die Militair-Kommission zu Messina, welche zu ⅔ aus Engländern bestand, verurtheilte eine Menge Leute als Jakobiner oder Anhänger Frankreichs, während andererseits die Polizei den wahrhaften Feinden der Ordnung freies Spiel ließ. Jeder konnte Flugschriften gegen den Hof drucken lassen; zum Danke dafür wurden der Prinz von Wales und sein Repräsentant mit Lobeserhebungen in Prosa und in Versen überschüttet.

(Schluß folgt.)

Texas.

Aus den Tagebüchern eines Deutschen in Texas.

(Schluß.)

Einen weiteren Ausflug machten wir an einem der folgenden Tage zu einem Farmer auf dem Wege nach Bastrop, um dessen Meierei zu besehen. Wir kamen durch einen herrlichen Wald von Weimuthskiefern, Eichen und Ahorn am Babit-Creek. Es wurde bei dem Farmer übernachtet und am anderen Morgen noch weiter geritten. Je mehr wir uns dem Colorado näherten, desto schöner wurde die Gegend. Bei der Farm des General Bolleson lenkten wir vom Wege ab und nach dem Strome hin. Welch' eine romantische Partie! Das Ufer sehr hoch und mit den prächtigsten, verschiedenartigsten Baumgruppen besetzt, der Fluß zwar nur klein, das lag aber an der großen Dürre, die in diesem Sommer hier geherrscht, wie man sie seit dreißig Jahren nicht gehabt hatte. Wir banden unsere Pferde an Bäume und wandelten am Ufer hin, bis zu einer Quelle, die hier aus einem Felsen entsprang. Endlich mußten wir von dieser schönen Natur wieder scheiden und waren bald auf der obenerwähnten Farm zurück, über deren Ankauf unser Freund mit ihrem jetzigen Besitzer in Unterhandlung stand. Es sind 165 Acker, wovon 45 eingefenzt; an Gebäuden hat die Farm ein neues, noch nicht ganz fertiges, und ein altes, ziemlich gutes Wohnhaus nebst Küche und anderem Zubehör, besonders einem schönen Brunnen mit trefflichem Wasser; auch hat die Besitzung schönes Holz, weiße Cedern. Sie liegt 10 Meilen von Bastrop. Die Beiden wurden später handelseinig, und der Kauf ist zu 900 Dollars abgeschlossen worden. Abends trafen wir wieder in Rutherssville ein, nachdem wir in zwei Tagen 70 texanische Meilen geritten waren.

Wir hatten uns auf diesem Ausfluge dem Aufenthalt der Indianer genähert, der Weg ging fast immer durch Wälder, dessenungeachtet hatten wir beide keine Waffe bei uns, nicht einmal ein Messer, und es ist uns nicht die geringste Fährlichkeit begegnet. Früher hatte die Gattin unseres Freundes sogar eine sechstägige Reise von 150 Meilen zu Pferde gemacht, natürlich nicht ohne männliche Begleitung, aber ohne irgend durch Indianer oder wilde Thiere inkommodirt zu werden. Erst jenseits Bastrop, bei Neu-Braunfels und Gonzales, trifft man auf Indianer, von denen aber in neuerer Zeit nur selten noch eine Feindseligkeit gegen die weißen Ansiedler verübt worden ist. Erst vor acht Wochen kamen fünfhundert Comantsches ganz friedlich nach Neu-Braunfels und vertauschten dort Felle gegen Kaffee, Zucker, Spirituosa und Pulver. Nur vor ihrem Diebesgelüst hat man sich in Acht zu nehmen; besonders Pferde stehlen sie, wo sie können. Im Uebrigen ist es gar nicht so arg mit ihnen. Ihr oberster Häuptling heißt Santana und war vor einiger Zeit zum Besuch bei dem früheren Direktor des Mainzer Vereins, Herrn v. Meusebach, der als solcher von dem Indianer der „Capitain der Allemano's" genannt und in großen Ehren gehalten wurde. Die schlimmsten unter den Indianern sind die Bekos, deren es aber nur noch eine kleine Anzahl giebt. Diese haben allerdings vor einem Vierteljahr zwei texanische Ranger (Jäger) getödtet und verzehrt, worüber Santana sehr empört war. Er will deshalb auf den Kongreß nach Washington gehen und um die Erlaubniß nachsuchen, die Bekos gänzlich vertilgen zu dürfen. Dies wird ihm zwar nicht gerade erlaubt, aber wohl auch nicht verboten werden; im Gegentheil, man wird es ihm Dank wissen, wenn er mit seinen Comantsches auf eigene Hand einen Vernichtungskrieg gegen jene Rotte unternimmt.

Der größte Feind dieser Kannibalen, vor dem sie den meisten Respekt haben, ist der Colonel Hays, der Anführer der Gränzjäger oder Ranger, wie die Truppen heißen, welche die Gränzen von den Indianern zu säubern haben. Dieser Oberst ist ein ganz furchtbares Individuum. Er würde den passendsten Helden für einen Cooperschen Roman abgeben. Zieht er in den Kampf, so hat er eine Büchse zu sechs, im Sattel zwei Pistolen zu fünf Schuß eine jede, und noch eine dritte im Gürtel. Auf 40 bis 50 Schritt schießt er Einem mit der Pistole den Dollar zwischen den Fingern heraus: keine seiner Kugeln verfehlt ihr Ziel. Er scheint die ärgsten Strapazen nicht und hat einmal zwei Jahre lang unter keinem Dach geschlafen. Seine Mannschaft besteht theils aus Farmern, theils aus Leuten, die nichts zu verlieren haben; auch einige deutsche Offiziere befinden sich in seinem Corps. Jeder Ranger muß ein Paar fünfläufige Pistolen, eine Doppelbüchse (Rifle) und ein Pferd haben. Das Pferd wird ihm bezahlt, und monatlich erhält er 30 Dollars Sold. Wo er hinkommt, ist er zu Hause. Es ist eine wahrhaft fürchterliche Schaar von Leuten, die wohl in Feindesland nichts schonen würden, kaum das Kind in der Wiege. Jetzt ist nur ein kleiner Theil derselben in Texas; die meisten sind mit Hays nach Mejiko gegen die Guerillas beordert. Die Noth hat die Amerikaner gezwungen, diese Bande hinüberkommen zu lassen, weil nur sie mit den wilden Guerillas fertig werden kann. Sie hat fast etwas Aehnliches mit den Kosaken, denn auch sie macht keinen regulären Angriff, kann nur auf indianische Manier kämpfen, nur ist sie noch schreckenerregender als jene russische Reiterei. Zur Abwechselung gehen selbst die reichsten Farmer in Dienste bei Colonel Hays. Ist der Feldzug beendigt, dann kehrt Jeder nach Hause zurück. Außer dem Dienst können die Ranger sich einen Scherz mit ihrem Oberst erlauben; im Dienst aber darf Keiner sich ein respektwidriges Wort gestatten; ein Griff des Colonel nach seiner Pistole wäre dann so gut als ein Todesurtheil.

Auch der Hauptmann v. Wrede, der Vater des jungen Mannes, mit welchem ich schon in Galveston bekannt wurde, ist Ranger gewesen und hat den Befreiungskrieg der Texaner gegen Mejiko mitgemacht, ist aber vor zwei Jahren, wie schon erwähnt, als Opfer der Indianer gefallen. Sein Sohn, der jetzt Beamter des Mainzer Vereins ist, verweilte auf seiner Rückreise nach Neu-Braunfels ein paar Tage bei uns in Rutherssville. Meusebach hat die Stelle als Direktor dieses in Europa letztlich so viel besprochenen Vereins niedergelegt, und ein Herr Spieß bekleidet jetzt dessen Posten. Kolb ist Direktor in Friedrichsburg und hat mit Baron v. Wrede zusammen einen Store (Waarenmagazin) in Neu-Braunfels. Herr v. Meusebach wird allgemein sehr geachtet, er soll sich außerordentlich gut in seiner Stelle benommen haben und hatte den besten Willen, aber es fehlte ihm am Nöthigsten. Man sandte ihm Leute von Europa, aber kein Geld, und doch wollten alle diese Ankömmlinge von ihm Geld, und ihr Unmuth, da er sie nicht befriedigen konnte, wendete sich gegen ihn; dessenungeachtet gelang es ihm durch seine Höflichkeit immer, sie zu beschwichtigen, bis eines Tages eine ganze Schaar gewaltsam in seine Wohnung eindrang und ihn, dem man die Verantwortlichkeit für Alles auflegte, mit Drohungen zur Rede stellen wollte. Er verlor auch in diesem Augenblick seine Fassung nicht, verzichtete aber in Folge dessen auf die Direction. Neu-Braunfels, eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern, kostet dem Verein schon 150,000 Dollars, und noch ist im Ganzen nur wenig geschehen. Noch trauriger ist der Stand der Dinge in Friedrichsburg. Blos in den letzten beiden Monaten hat der Verein 63,000 Dollars ausgegeben, meist zur Anschaffung von Lebensmitteln für die Eingewanderten.

La Grange, wohin wir einen Tag uns begaben, um die Grabstätte des ertrunkenen Freundes zu besuchen, ist ein sehr angenehm gelegener Flecken, eine Meile vom Colorado. Weiter aufwärts hinter dem Ort sind ziemlich hohe Hügel mit schönen Bäumen. Das kleine Städtchen ist dicht von Wald umgeben, hat recht nette, mit einigem Geschmack gebaute Häuser, aber gegen unsere europäischen Städte doch ein sehr armseliges Aussehen, da alle Gebäude von Holz sind. Hier lernte ich einen Deutschen kennen, der mehrere tausend Acker Land in der Gegend besitzt, und von dem ich ein Stück anzukaufen gedenke, das nur 7 Meilen von der Farm entfernt ist, die unser Freund auf dem Wege nach Bastrop gekauft hat. Das Land ist dort sehr gut, hinlängliches Wasser für Menschen und Pferde, gutes Holz, namentlich Cedern und Eichen, und die Gründe stoßen an eine große Prairie, sind also auch zur Viehzucht sehr geeignet. Besonders aber ist es eine der ausgezeichnetsten Jagdgegenden von ganz Texas.

Am 26. September hatten wir ein furchtbares Gewitter mit texanischem Regen, der schrecklich ist. Dabei fror uns sehr, obgleich noch 17 Grad Wärme waren. So verwöhnt sind wir schon. Uebrigens ist die Hitze doch so arg nicht, als man sie in Europa sich denkt. Die erste Zeit freilich trieft man von Schweiß, bald aber gewöhnt man sich daran und findet die Temperatur ganz schön, da es immer luftig dabei ist. Die Damen tragen hier nicht so viel Unterkleider wie in Europa, auch keine Schnürleiber; unter dem Oberkleid haben sie nur leichte Beinkleider. Was die verrufenen Moskitos anbetrifft, so sind diese in der Nähe des Meeresstrandes, wie in Galveston und Houston, in der That eine entsetzliche Qual, und man kann dort ohne Netze nicht schlafen; hier im Innern des Landes aber ist nichts von solchem Ungeziefer zu spüren, und selbst ganz im Freien, unter einem Baum, erfreut man sich eines ruhigen Schlafes. Auch vor Schlangen und anderem schädlichen Gewürm ist man ziemlich sicher, da diese Thiere größtentheils durch die Prairiebrände und durch die Schweine vertilgt werden.

Bis jetzt habe ich, mit Ausnahme des Brazos- und des Colorado-Thales, von den Schönheiten des Landes noch wenig kennen gelernt, da die Prairieen in dieser Jahreszeit ihres Schmuckes, des hohen Grases und des als so entzückend geschilderten Blumenflors, entbehren. An einigen Stellen nur stand das Gras noch in seiner Höhe. Meistens war es entweder von der Dürre des Sommers oder durch Abbrennen verzehrt. Im Frühjahr und im Herbst wird nämlich absichtlich das alte Gras von den Anwohnern der Prairieen angezündet, um dem Vieh bessere Weide zu verschaffen. Dadurch mögen denn aber auch die in der Nähe stehenden Bäume sehr leiden, denn die Waldungen an und in den Bottoms oder Flußthälern ausgenommen, sahen alle Bäume, die mir unterweges vorgekommen, nicht besonders aus. Es war meist eine Art Eichen, aber nicht etwa unsere ehrwürdige deutsche Eiche, sondern ein kleiner, mitunter sehr dürftiger und krüppelhafter Baum. Hier und da fanden sich auch in den Prairieen noch große gelbe und weiße Blumen: die letzteren waren giftig; kommt der Saft davon an die Haut, so verursacht er große Blasen wie Pocken; es scheint eine sehr schlimme Art Wolfsmilch zu seyn. Die gelben Blumen bildeten hohe Sträucher wie unsere perennirenden Astern und Goldruthen. Auch in ihrem jetzigen, herbstlichen Gewande machte indeß dieses Prairieen-Meer einen eigenthümlich ergreifenden Eindruck. So weit das Auge reicht, nichts als eine unendliche, gleichförmige Ebene, nur sporadisch in großen Entfernungen von einander ein paar Bäume verstreut, hin und wieder einige Stück Rindvieh oder Pferde auf der Weide, zuweilen auch wohl ein Rudel von zwanzig bis dreißig Hirschen. Ein solches kam auf dem Wege von Houston hierher gerade in Schußweite an uns vorüber. Die Thiere standen still und sahen uns an, und es juckte mich gewaltig in den Fingern, aber meine Büchse war nicht geladen, und ein erlegtes Wild wäre mir damals auch eine sehr unbequeme Last gewesen. An Geflügel der verschiedensten Art ist die Fülle vorhanden. Dagegen habe ich von wilden Thieren, Panthern, Bären und Wölfen, noch nichts zu sehen bekommen; nicht einmal eine Schlange hat mein Auge bis jetzt irgendwo erblickt. Im Brazos-Bottom gab es prächtige Bäume — Buchen, Rüstern und Eichen — von so viel Unterholz und Schlinggewächsen umgeben, daß man keine fünf Schritte weit sehen konnte. Dort waren auch viele Blumen und schöner wilder Wein mit Stämmen von Armesdicke. Der Brazos kann da, wo wir übersetzten, ungefähr 60 Schritt breit seyn, hatte aber sehr niedriges Wasser, das ganz gelb ist. Die Ufer sind ziemlich hoch

und dicht bewaldet. Aber obschon die Vegetation an diesem Fluß die schönste und üppigste ist, wäre es doch höchst ungesund, dort zu wohnen, da er häufig austritt und Alles überschwemmt.

Am Ufer des Colorado aß ich, auf unserem Ausflug nach Bastrop hin, zum erstenmal von der Frucht des wilden Weines, der recht gut schmeckt, wenn er auch dem veredelten europäischen nicht gleichkömmt. Das Holz ist eben so wie das des edlen Weinstocks, das Blatt aber ganz anders. Trauben hat er auch nicht, sondern es sitzen immer höchstens drei bis fünf Beeren beisammen. Diese sind blau und so groß wie die größten Herzkirschen. Die blaue Schale kann man aber nicht essen, sie ist bitter und widerlich im stärksten Sinn des Wortes. Doch läßt sie sich leicht vom Fleische ablösen. Herrlich sieht ein so mit Wein umrankter Baum aus, bedeckt mit Tausenden von blauen Beeren. Wilde Pflaumen habe ich ebenfalls auf einer Farm gegessen: sie sind von der Größe unserer gewöhnlichen guten Pflaumen, aber nicht blau, sondern rothgelb, und von Geschmack nicht so süß. Für Veredelung und Anbau von Obst ist hier im Lande noch wenig gethan worden; erst die deutschen Settler (Ansiedler) haben Bäume zu pflanzen begonnen, die recht hübsch angehen. Eben so ist es mit dem guten Wein. In Indian-Point hat ein kleiner Weinberg die schönsten Trauben hervorgebracht, so süß, saftreich und wohlschmeckend, als sie nur immer seyn können. Pfirsichen giebt es dagegen hier außerordentlich viel; auf jedem Tisch findet man sie, entweder eingemacht oder getrocknet, und letzteres entweder als ganze Stücke oder, wie unsere Aepfel, in Scheiben. An Melonen ist großer Ueberfluß, ich habe mich aber, aus Besorgniß vor Fieber und Ruhr, bisher gehütet, von dieser Frucht zu genießen.

Die Texaner, — ich rede nur von den Männern, denn Frauen habe ich noch sehr wenig zu Gesicht bekommen — sind meist nette Leute, aber nicht von der frischen Farbe und von dem rothbäckigen Antlitz unserer Deutschen, sondern gebräunt und von unternehmendem Ausdruck der Physiognomie. Sie tragen weiße Beinkleider und meistentheils buntbaumwollene Fracks, darunter keine Weste, sondern blos das sehr weiße Hemd, um den Leib ein seidenes Tuch, welches die Beinkleider festhält, denn Tragebänder sind hier nicht gebräuchlich. Auf dem Kopf trägt man große Hüte und als Fußbekleidung hohe Schuhe oder Stiefeln, und an einem von diesen sitzt bestimmt immer ein Anschnall-Sporn, der darf nicht fehlen, aber nur einer. Geraucht wird wenig Tabak, aus Pfeifen am wenigsten und dann nur aus kleinen thönernen; gekaut dagegen oder geprimt, wie man es hier nennt, desto mehr. Die Cigarren sind gut, aber theuer.

Der Farmer, der es so weit gebracht, daß er einen oder zwei Neger und einige Negerinnen hat, arbeitet selbst nur wenig, sondern beaufsichtigt blos hin- und hergehend die Arbeit; in der heißen Tageszeit sitzt er unter dem Vorbau seines Hauses und schaukelt sich auf seinem Stuhl; des Abends kömmt die Negerin und wäscht erst ihm und dann der ganzen Familie, der Reihe nach, die Füße. Im Herbst fährt er mit einem Gespann von acht bis zehn Ochsen seine Baumwolle nach Houston. Dort macht er die Einkäufe von Zucker, Kaffee und andern Bedürfnissen für das ganze Jahr. Auch Luxus-Artikel für Frau und Kinder werden nicht vergessen. Die Farmers-Frauen reiten in den feinsten weißen Glacé-Handschuhen, alle Kleider mit Spitzen und Kanten besetzt. Ist der Farmer schon ein Mann von etwas größerem Besitzthum, so geht er nicht nach Houston oder Galveston, sondern bis New-Orleans mit seinem Produkt, bleibt dort mit Frau und Kindern den ganzen Winter und thut sich gütlich mit dem gelösten Gelde. Die Frau treibt Luxus mit Kleidern, der Mann mit Pferden. Es giebt hier Farm-Bauern, welche Hengste zu tausend Dollars besitzen; auf ein schönes Reitpferd wird außerordentlich viel gehalten. Auf einer Farm geht der Amerikaner mit seiner Frau höchst einfach; kömmt er aber in die Stadt und zur Kirche, so zieht er sich gut und fein an. Uebertriebenen Luxus machen indeß nur die Damen in den Städten und die Frauen der reichsten Farmer; sonst ist man im Allgemeinen in dieser Hinsicht ziemlich vernünftig und weiß sich nach seiner Decke zu strecken. Beim Reiten tragen die Damen stets Beinkleider, die weißen unten mit Spitzen besetzt. Die Frau vom Hause präsidirt bei Tische an dem einen Ende der Tafel, schenkt den Thee und den Kaffee ein, thut die Milch und den Zucker gleich hinzu und läßt von der Negerin herumreichen. Der Hausherr sitzt an dem andern Ende, zerlegt das Fleisch und nöthigt zum Essen.

Uebrigens habe ich gefunden, daß die Texaner freundlicher gegen die Einwanderer sind als die New-Yorker. Die Sache hat aber wohl ihren sehr natürlichen Grund. Noch vor wenig Jahren fehlte es in Texas sehr an Geld; kam Einer ein Stück in die Hände, so wurde es als Seltenheit aufgehoben; durch die Einwanderung aber ist Geld ins Land gekommen, der Grund und Boden ist im Werthe gestiegen, und darum sind die Leutchen auch freundlich gegen uns. Die Amerikaner, die aus anderen Staaten der Union nach Texas kommen, um sich hier anzusiedeln, bringen nur Neger und Vieh mit, aber kein Geld; sie nehmen und erhalten Alles auf Kredit. Ferner hat der Deutsche auch stets mehr Bedürfnisse, als der Amerikaner, und so verdienen denn die texanischen Handwerker bei jenen mehr als bei diesen. Der Amerikaner baut sich die Baracke, die nicht viel besser ist als ein Hundestall, und darin wohnt er. Gefällt es ihm nicht mehr in seiner Niederlassung, und kann er sie nicht verlassen, so treiben die Neger das Vieh hinweg, er läßt Haus und Hof stehen und zieht mit seiner Familie nach einem anderen Ort.

Gegen Damen sind die Amerikaner ausnehmend artig und höflich; sie begegnen ihnen mit mehr Achtung als manche Herren in Europa. Behandelt ein Mann seine Frau schlecht, so läuft er Gefahr, von dem Nachbar bestraft zu werden; schlägt er sie gar, so kann er sich darauf gefaßt machen, todtgeschossen zu werden. Untreue wird an dem Verführer blutig gerächt. Vor einigen Wochen hat ein Oberst zu New-Orleans im Gasthause einen sehr beliebten Arzt erschossen, weil dieser mit seiner Frau ein Liebesverhältniß hatte. Sein Bruder unterrichtete ihn davon, und als er sich von der Wahrheit überzeugt hatte, nahm er eine Doppelflinte, ging ins Kaffeehaus, bat die anderen Herren, ihm aus dem Wege zu gehen, und jagte dem Doktor beide Schuß durch den Leib, daß dieser auf der Stelle todt blieb. Dann zeigte er sich selbst an und wurde von den Geschwornen freigesprochen. Seine Frau schickte er den Aeltern zurück.

Dies sind ungefähr die Ergebnisse meiner ersten Beobachtung und Erfahrung in dem Lande, welches man in Europa oft mit so entgegengesetzten Farben dargestellt hat. Ich kann mir wenigstens das Zeugniß geben, daß kein Vorurtheil irgend einer Art, kein parteiliches Motiv auf meine Bemerkungen einen Einfluß ausgeübt hat, und auch in den Urtheilen über Texas wird wohl die Wahrheit, wie überall, in der Mitte zwischen den Extremen liegen.

Persien.

Die Inschriften von Behistun.

Nördlich von der persischen Stadt Kirmanschah, zur Linken der Straße zwischen Bagdad und Hamadan, liegt ein Felsen von 1500 Fuß Höhe, der Behistun oder Bisutun genannt wird. Dieser Name ist aus dem persischen Worte Bagastâna entstanden, welches „Aufenthalt der Götter" bedeutet. An seinem unteren Theile ist eine Plattform in den Felsen eingehauen, auf welcher vor Alters ein Gebäude gestanden hat. An den Seiten befinden sich Reliefs von kolossalen Figuren und unzählige Inschriften. Man brauchte, nach der Aussage des gelehrten Reisenden Ker Porter, gute zwei Monate, um dieselben vollständig zu kopiren, eine Arbeit, die übrigens sehr gefährlich wäre, da man sich müßte an den Felsen hinausschiffen lassen. Eine dieser Gruppen zeigt den König Darius, hinter welchem zwei Krieger stehen, der eine mit einem Bogen, der andere mit einer Lanze. Der König setzt den rechten Fuß auf den Leib eines zur Erde geworfenen Mannes, der seine Hände bittend gegen ihn erhebt. Der Inschrift nach ist diese Figur der Magier Gomathes, bekannt unter dem Namen des falschen Smerdis. Dem König gegenüber sind hinter einander neun Personen dargestellt, die, je weiter nach hinten, immer an Größe zunehmen, so daß der Letzte zugleich der Größte ist. Alle haben sie die Hände auf den Rücken gebunden, einen Strick um den Hals und, bis auf den letzten, der eine spitze Mütze trägt, keine Kopfbedeckung. Sie sollen neun rebellische Könige vorstellen, die Darius besiegt und getödtet hat. Ueber der Gruppe bemerkt man eine Gottheit (Ormuzd), die den König segnet und ihm mit der Linken eine Krone reicht. — Bevor man die Inschriften lesen konnte, die diese Gruppe von Figuren umgab, machte man die abenteuerlichsten Konjekturen, um dieselbe zu erklären. Ker Porter z. B. sah in ihr den Tiglath Pilesar und die zehn von ihm besiegten Stämme des Reiches Israel, Keppel die Esther, wie sie den König von Persien um Schonung für ihre Glaubensgenossen bittet u. s. w.

Die Entzifferung der Keilschrift — denn ihr gehören die Charaktere der erwähnten Inschriften an — wurde zuerst von dem deutschen Gelehrten Grotefend im Jahre 1802 unternommen. Er studirte sie nach Kopieen, die der berühmte dänische Reisende Niebuhr aus den Ruinen von Persepolis mitgebracht hatte. Einen Begriff von der Art, wie er dabei zu Werke ging, mag Folgendes geben: Er hatte z. B. bemerkt, daß in zwei gleichen Inschriften dieselbe Gruppe von Zeichen in der einen am Ende, in der anderen am Anfange einer Zeile vorkam, und schloß daraus, daß man von der Linken zur Rechten lesen müsse. Hieraus folgte wiederum, daß die zu entdeckende Sprache nicht zu den Sprachen semitischen Stammes gehören könne, die alle von Rechts nach Links geschrieben werden. Da ferner gewisse Worte auf den Inschriften von Persepolis sich wiederholten und eines zumal besonders häufig gefunden wurde, so nahm Grotefend das letztere in der Bedeutung von „König" und die anderen, die vor demselben standen und zuweilen wechselten, für die Namen der Könige. Die Erklärung einer Pehlwi-Inschrift, welche Sylvestre de Sacy gegeben hatte, ließ vermuthen, daß die von Persepolis aus der Zeit der Achemenidischen Könige herrührte. Die Namen der Könige nun auf Grotefend's Inschrift konnten nicht Cyrus und Cambyses seyn, weil sie beide mit demselben Buchstaben hätten anfangen müssen. Grotefend nahm darum die des Darius und Xerxes an. Endlich entzifferte er noch die des Cyrus und Hystaspes. — Das Studium der Zendsprache führte in den zwanziger Jahren zu neuen Entdeckungen, das des Sanskrit vervollständigte sie. In unseren Tagen endlich ist es dem englischen Oberst Rawlinson, der sich seit 1835 mit der Keilschrift beschäftigt, gelungen, einen guten Theil der Inschriften von Behistun förmlich zu übersetzen. Er hat diejenigen gewählt, die sich zur Seite des oben erwähnten Reliefs befinden und eine Geschichte der Thaten des Königs Darius, von ihm selbst geschrieben, enthalten. Wir theilen daraus, mit Auslassung ermüdender Wiederholungen und Aufzählungen von Namen, den Anfang und das Ende mit. Der König spricht, wie man sehen wird, mit großer Achtung von sich; die Niederlage von Marathon ignorirt er und schmuggelt bei der Herzählung der von ihm unterworfenen Provinzen auch Sparta ein:

„Ich bin Darius, der große König, der König der Könige, der König von Persien und der Provinzen, der Sohn des Hystaspes, der Enkel des Arsames, der Achemenide.

„Mein Vater war Hystaspes, der Vater des Hystaspes: Arsames, der Vater des Arsames: Ariyaramnes, der Vater des Ariyaramnes: Teispes, der Vater des Teispes: Achemenes.

„Darum sind wir die Achemeniden genannt worden; von Alters her waren wir unbesiegt; wir stammen aus einem alten Geschlechte, und von jeher sind die unseres Stammes Könige gewesen.

„Acht aus meinem Stamme waren Könige vor mir; ich bin der neunte. Lange Zeit sind wir Könige gewesen.

„Durch die Gnade Ormuzd's bin ich König, Ormuzd hat mir das Reich bewilligt. Dreiundzwanzig Provinzen sind mir unterwürfig geworden durch Ormuzd's Gnade; sie haben mir Tribut gezahlt, und was ich ihnen befahl bei Nacht oder bei Tag, das wurde gethan.

„Und wer in diesen Provinzen vom wahren Glauben war, den habe ich begünstigt und geschützt; wer aber ketzerisch war, den habe ich ausgerottet.

„Was nun folgt, ist, was von mir gethan worden ist, bevor ich König ward. Der, welcher Kambyses hieß, der Sohn des Cyrus aus unserem Stamme, war König vor mir. Der Bruder des Kambyses nannte sich Bartius; Kambyses tödtete diesen Bartius, und nach dem Tode desselben hörten die Unruhen auf, die er im Reiche erregt hatte. Darauf ging Kambyses nach Aegypten, und als er fortgegangen war, wurde sein Reich gottlos, die Lüge wurde häufig im Lande, sowohl in Persien, als in Medien, als in den anderen Provinzen.

„Es gab dazumal einen Mann, einen Magier, Namens Gomates. Er erhob sich in der Provinz Pissiaschada, und dieser Rebell log also zum Königreiche: Ich bin Bartius, welcher der Sohn ist des Cyrus und der Bruder des Kambyses. Darauf empörte sich das ganze Reich, und vom Kambyses zu ihm gingen über sowohl Persien, als Medien, als die anderen Provinzen. Darauf starb Kambyses, gedrückt von Traurigkeit.

„Dieses Reich, dessen der Magier Gomates den Kambyses beraubte, gehörte unserem Stamme vom hohen Alterthume her. Aber es war kein Mann, weder in Persien, noch in Medien, noch von unserem Stamme, der dem Magier Gomates die Herrschaft hätte nehmen können. Das Reich wagte nicht, sich gegen ihn zu erheben. Er ließ oft vor sich herrufen zu dem Volke, das den Bartius vorher gekannt hatte: Daß Keiner mich nicht halte für Bartius, den Sohn des Cyrus. Niemand wagte etwas. Jeder hielt sich bei dem Magier Gomates, bis ich kam. Ich betete Ormuzd an, Ormuzd brachte mir Hülfe. Mit treuen Leuten tödtete ich den Magier Gomates und seine vornehmsten Anhänger in der Festung Siktafhotes, in dem Distrikte Mediens, der Nisäa heißt. Durch Ormuzd's Gnade ward ich König: Ormuzd gab mir das Reich.

„Das Reich, das unserem Stamme war genommen worden, ich erhielt es wieder. Die Gebräuche, welche Gomates eingeführt hatte, verbot ich, und ich gab dem Volke die heiligen Gesänge und den Gottesdienst zurück, dessen Gomates es beraubt hatte. Ich führte, was vernichtet worden war, wieder ein, wie in den alten Zeiten." ......

Darius erzählt darauf die Unterwerfung von acht anderen Rebellen und gebraucht bei Jedem die Phrase: „Er log, er sagte: ich bin König." Endlich schließt er mit folgenden Worten:

„Wer du auch seyst, der du nach mir regieren wirst, hüte dich vor unbilligen Lügen, rotte den Gottlosen aus. Wenn du also handelst, so wird mein Reich ganz bleiben.

„Ich habe durch Ormuzd's Gnade noch viele andere Dinge gethan, welche nicht auf diese Tafeln gegraben sind. Sie sind es nicht, damit nicht, wer in der Folge diese Tafeln lesen wird, glauben könne, daß meine Thaten falsch erzählt sind. .....

„Wisse, mein Nachfolger, daß ich, was ich also öffentlich gethan habe, nicht that, damit du es verbergest. Wenn du diese Tafeln der Welt zeigest, sey Ormuzd dir gewogen, deine Nachkommenschaft sey zahlreich, und du selber mögest lange leben!

„Wenn du diese Erzählung verbirgst, so wird man nicht von dir sprechen; Ormuzd sey dir entgegen und du seyst ohne Nachkommen.

„Wer du auch seyst, der du nach mir König seyn wirst, begünstige Niemanden, der ein Lügner oder ein Bösewicht ist; stürze ihn in das vollkommene Verderben.

„Wer du auch seyst, der du diese Tafeln betrachtest, hüte dich, sie anzutasten; wenn du sie ehren wirst, so wirst du beschützt seyn..... Wenn du sie antastest und zulässest, daß sie zerstört werden, so sey Ormuzd dir entgegen, du seyst ohne Kinder, und, was du thun wirst, Ormuzd zerstöre es!"

Mannigfaltiges.

— **Der Shakespeare-Abend in London.** Im Coventgarden-Theater fand am 7. Dezember eine Vorstellung zu Ehren Shakespeare's statt, wie sie in den Annalen der englischen Bühne noch nicht vorgekommen. Es hatten sich nämlich zu diesem Zwecke die besten Künstler der verschiedenen Theater verbunden, um gleichzeitig in ihren beliebtesten Shakespeare-Rollen aufzutreten. Es wurden demnach acht Dramen des Dichters vorgeführt, natürlich nur bruchstückweise, aber in ihren effektreichsten Scenen. Eröffnet wurde der Abend durch einen von Charles Knight gedichteten und von dem Schauspieler Phelps gesprochenen Prolog, worin der Zweck der heutigen Vorstellung, ein Benefiz für den noch nicht vollständig vorhandenen Fonds zu dem bereits geschehenen Ankaufe von Shakespeare's Geburtshaus in Stratford, eine poetische Verherrlichung erhielt. Nicht uninteressant ist für uns, daß bei dieser Gelegenheit auch der deutschen Verehrung für den Dichter gedacht wurde; unter den Ausländern, die nach Stratford strömen, um das Andenken Shakespeare's zu feiern, sind nämlich nur die Nord-Amerikaner und die Deutschen ausdrücklich genannt:

„The pilgrims come: Ohio and the Rhine
Send forth their worshippers to Shakespeare's shrine,
And still they come to hail, from every clime,
The poet of all countries and all time."

Während dieses Prologs war das übervolle Haus, in welchem sogar das Orchester in Sperrsitze verwandelt war, so unruhig, daß man nur wenig davon verstehen und das ganze Gedicht kaum zu Ende gesprochen werden konnte. Ein Regisseur kam auf die Bühne und stellte denjenigen, welche unbequem placirt seyen, anheim, sich an der Kasse ihr Geld zurückgeben zu lassen, doch fast Niemand verließ das Haus. Die Aufführung selbst bestand in Folgendem: Als musikalische Beigaben wurden Beethoven's Ouverture zum „Coriolan", Sir Henry Bishop's Ouverture mit eingelegten Volksmelodien aus Shakespeare's Stücken und Felix Mendelssohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum" gespielt. Die Reihefolge der Scenen war: 1) Der Tod Heinrich's IV. (aus dem zweiten Theile von „König Heinrich IV."); 2) der Tod der Königin Katharine (Heinrich VIII., Akt IV.); 3) Launce und Speed (Zwei Herren von Verona, Akt III.); 4) Falstaff's Rekruten vor dem Richter Schaal (Heinrich IV., Th. II., Akt III.); 5) Julia's Vermählungstag (Romeo und Julia, Akt IV.); 6) Katharine und Petruchio (Zähmung der Keiferin, Akt [illegible] und IV.); 7) der Wäschkorb und Slender's Liebeserklärung (Die lustigen Weiber von Windsor, Akt III. und IV.); 8) die Geschichte Prospero's (Der Sturm, Akt I.); 9) die Statue (Ein Wintermährchen, letzte Scene.). — Ungeachtet dieser bunten Zusammensetzung mit ihrem vielfachen Scenenwechsel machte das Ganze doch einen guten Eindruck, da sich die besten Künstler, unter Anderen Herr Macready (Heinrich IV.), Miß Helen Faucit (Julia), Mrs. Glover (Julien's Amme), Herr Webster (Petruchio), Herr Harley (Launce), Herr Granby (Falstaff), Mrs. Butler, geb. Kemble (Königin Katharine), Mrs. Nisbett (Keiferin), Herr Farren (Richter Schaal), Herr Vandenhoff, Herr Keeley, Mrs. Warner, Madame Vestris &c. bemühten, etwas Ausgezeichnetes zu liefern.

Die Einnahme an diesem Abend betrug	1000 Pfd. Sterl.
An Subscriptionen sind bei dem Comité zum Ankaufe von Shakespeare's Haus eingegangen ..	2900 „ „
Die Gesammteinnahme beträgt also ..	3900 Pfd. Sterl.
Dagegen hat das Comité zu zahlen:	
Für Shakespeare's Haus	3000 Pfd. Sterl.
„ einige daran stoßende Buden &c.	820 „ „
„ Druck- und andere Kosten	380 „ „
„ Kosten der Theatervorstellung	200 „ „
Sämmtliche Ausgaben betragen ..	4400 Pfd. Sterl.

Mithin ist das Comité immer noch mit 500 Pfd. in Vorschuß. Es kömmt dazu noch, daß man Shakespeare's Haus so gut als möglich restauriren will, weshalb auch die anstoßenden häßlichen Buden &c. abgebrochen werden sollen; auch will man dasselbe demnächst zur Verwaltung einem um die englische Bühne besonders verdienten Autor oder Darsteller übergeben. — Die Königin und Prinz Albert, unter deren Patronat die Benefiz-Vorstellung im Coventgarden-Theater angekündigt war, erschienen nicht, und die leere königliche Loge bildete einen auffallenden Kontrast zu dem in allen übrigen Theilen so überfüllten Hause.

— **Robert Liston.** Dieser berühmte britische Wundarzt, der seinem deutschen Kollegen Dieffenbach sehr bald und in eben so plötzlicher, unerwarteter Weise nachgefolgt, war von Geburt ein Schotte. Im Jahre 1816 war er ein Mitglied des Königl. Kollegiums der Wundärzte in London und 18[illegible] nahm ihn das Kollegium in Edinburg als „Fellow" auf. In den letzten Jahren fungirte er als Professor und erster Operateur im Klinikum der Londoner Universität. Seine Praxis als Operateur und Wundarzt in London war außerordentlich groß und wird nur noch von der des Sir Benjamin Brodie übertroffen. Er war Verfasser mehrerer geachteten medizinischen Werke, namentlich der „Elements of Surgery", der „Practical Surgery", der „Lectures on the principal operations of Surgery" und der „Anatomy of Hernia". Er starb am 7. Dezember nach einer sehr kurzen Krankheit.

— **Herr Thomas Solly über Macbeth.** Die diesjährigen Vorlesungen im English Club in Berlin begann Herr Thomas Solly am 7. Dezember, indem er an diesem Abend und am 15ten d. M. vor einem zahlreichen Publikum, namentlich von Damen, einzelne Scenen aus Shakespeare's Macbeth und zugleich über die diesem Drama zum Grunde liegende Geschichte und die übernatürlichen Momente desselben einige kritische Bemerkungen vortrug. Der eine wie der andere Theil dieser Vorlesung fesselte die Zuhörer so, daß sie am zweiten Abende noch zahlreicher erschienen, als am ersten. Daß der Kritiker die Bedeutung der Hexen in Macbeth anders als sein prosaischer Landsmann Dr. Samuel Johnson auffaßte, versteht sich von selbst, aber auch „Banquo's Geist" und die Stelle, die er bei Macbeth's Gastmahl wirklich und nicht blos scheinbar einzunehmen hat, sind von dem wackeren Erklärer glücklich vindizirt worden, den aufgeklärten Geisterbannern zum Trotz, die auch auf deutschen Theatern den Geist lediglich auf Macbeth's lebendige Einbildungskraft beschränken möchten. Nein, wenn auch unsere Wirklichkeit immer materieller wird und die neueste Poesie aller Romantik baar ist, so soll man uns doch auf dem alten Theater und am allerwenigsten im Shakespeare den Geisterspuk und die Feerei nehmen!

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 152. Berlin, Dienstag den 21. Dezember 1847.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

Die folgenden Reiseskizzen sind der ziemlich umfangreichen Darstellung eines jungen französischen Beamten, Herrn Verneuil, entnommen, welcher darin die Ergebnisse seines mehrjährigen Aufenthalts in St. Louis und der ganzen Provinz in charakteristischen und lebendigen Zügen schildert. Abgesehen von dem meist sehr interessanten Inhalt, ist auch die dramatisch-epische Form, in der diese „Reise-Erinnerungen“ abgefaßt sind, mit dem Gegenstande so innig verknüpft, daß wir diesmal uns ganz des Referirens enthalten und den Erzähler selbst sprechen lassen.

I. Ankunft in St. Louis. — Der Negerpilot.

Sechsundfunfzig Tage nach unserer Abfahrt aus Toulon — beginnt unser Reisende seine Erzählung — langte endlich die schöne „Dido“, die Fregatte, welche uns nach dem Senegal bringen sollte, ungefähr 5 Meilen von der Stadt St. Louis an, die einen gar prächtigen Anblick gewährte. Denn wir erblickten anmuthig aufsteigende Terrassen und weite Kolonnaden, die in der Sonne glänzten, als seyen sie von Alabaster oder Porphyr. Eine große Anzahl Fischer erschienen an der Küste und vervollständigten so das pittoreske Gemälde. Einige von ihnen trieben ihre Piroguen bis in unsere Nähe, und die Passagiere, denen Alles hier fremd und neu erschien, beugten sich über das Bordgeländer, um die Geschicklichkeit und Kraft zu bewundern, mit denen diese nackten Schwarzen das schwache Fahrzeug über die Wogen tanzen ließen. Bald erschien auch eine vom Gouverneur von St. Louis abgesandte Pirogue, die von drei Negern gelenkt wurde, von denen der Eine sich durch seine stolzere Haltung und klügere Physiognomie auszeichnete. Als sie angelegt hatten, kletterten sie behend an der ihnen zugeworfenen Strickleiter herauf und waren von allen Seiten umringt. Fara, der Vornehmste unter den schwarzen Ankömmlingen, hatte den Auftrag, die Fregatte an der Küste entlang zwischen den Sandbänken hindurch in den Strom zu leiten. Er zeigte echt aristokratische Manieren und antwortete nur auf Fragen aus dem Munde der Offiziere. Der Kommandant empfing ihn mit großer Höflichkeit und beschenkte ihn mit einem vollständigen Matrosenanzug, den jener auch sogleich anlegte, was ihm um so leichter war, als er sich nicht vorher zu entkleiden brauchte, da seine ganze Bekleidung, wie die seiner Gefährten, aus einem Paar kurzer Badehosen bestand. Sein Selbstbewußtseyn hatte nach Vollendung seiner Toilette einen noch höheren Schwung genommen. Mit großer Sorgfalt breitete er die Enden seines rothen Gurts aus und sah mit unverkennbarem Wohlgefallen auf die blanken Knöpfe seiner Weste herab. Als man darauf ihm und seinen beiden Genossen eine Mahlzeit vorsetzte, nahm er sogleich den Löwenantheil für sich vorweg. Er trank allen Wein und ließ nur einen kleinen Theil der Speisen für seine Gefährten übrig.

Als nach Beendigung ihrer Mahlzeit sich die Begleiter Fara's zur Rückkehr anschickten, fragte ihn ein Offizier, der die Zeit nicht erwarten konnte, St. Louis zu betreten, ob keine Gefahr damit verbunden sey, wenn er das schwache Fahrzeug seiner Gefährten bestiege? Fara betrachtete lange und sorgfältig den Ocean und den Himmel und gab darauf die Antwort, daß er nichts zu fürchten hätte. Die Neger wissen so gut den Zustand des Meeres zu beurtheilen, daß man ihrem Ausspruch mit voller Sicherheit folgen kann. Außerdem ist ihre Aufopferung für den Europäer gränzenlos, so daß sie keinen Augenblick anstehen würden, ihr Leben zu wagen, um das seinige zu retten.

Nachdem der Offizier das Schiff verlassen und mit der Pirogue sich bereits entfernt hatte, setzte sich die Fregatte in Bewegung. Fara stand an der Seite des Kommandanten und deutete mit stolzen Mienen die Richtung an, der man folgen müsse. Als man das Dampfschiff, das zur Ausschiffung der Passagiere und des Gepäcks bestimmt war, erreicht hatte, nahm die Ueberfiedelung der 500 Menschen, welche sehnlichst den Augenblick erwarteten, wo sie das Land betreten würden, so viel Zeit fort, daß es bereits Nacht war, als man mit Allem zu Ende gekommen. So waren wir gezwungen, den Morgen zu erwarten, weil die Mündung des Senegal mancherlei gefährliche Stellen enthält, die man selbst bei Tage nur mit Mühe vermeiden kann.

St. Louis ist ungefähr 4 Meilen von der Mündung des Senegal entfernt. Nach Osten zu ist der Fluß vom Meere nur durch eine lange schmale Erdzunge getrennt, auf der sich ungeheure Schaaren von Seevögeln aufhalten. Auch das andere Ufer des Flusses ist fast gänzlich öde und unbebaut. Nur etwa eine Meile oberhalb der Mündung erblickten wir beim Vorüberfahren eine grüne Oase, in deren Mitte das sehr lieblich gelegene und ziemlich bedeutende Dorf Gandiole gelegen ist.

Zwei Stunden später hatten wir St. Louis, auf dessen näheren Anblick ich sehr gespannt war, erreicht. Ich suchte jetzt vergeblich die prachtvollen Bauten, die ich am vorigen Abend bewundert hatte. Auf der Südspitze der Insel erblickte ich eine armselige Batterie, deren Kanonen unter den Ruinen der Bastionen begraben waren. Zugleich fielen meine Blicke auf eine Zahl Rohrhütten, die der Form nach unseren Bienenstöcken glichen. Viele derselben waren durchlöchert, umgestürzt oder verbrannt; die anderen, dem Anschein nach bewohnten, waren mit schmutzigen Lumpen und Resten von Fleisch und Fischen behängt, welche an der Sonne trocknen sollten. Einige alte Negerinnen saßen hier und dort auf dem Boden zusammengekauert, rauchten ihre Pfeifen und sahen uns vorüberschiffen, ohne ein Zeichen der Theilnahme oder Neugierde zu verrathen. Alles dies flößte mir einen großen Widerwillen ein, doch tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß wir bisher nur das schlechteste, den Wilden überlassene Stadtviertel gesehen, und daß die schönen Terrassen, deren Anblick uns gestern so erfreut hatte, noch kommen würden. In der That zeigten sich bald einige Mauern von Ziegelsteinen, und das Dampfschiff legte an einem Kai an, dessen hübsche Bauart einigermaßen meine Hoffnungen wieder belebte. Nachdem wir das Land betreten hatten, schaute ich mich eben nach Jemanden um, der mir den Weg zeigen könnte, als ein Mann mit halb europäischer, halb fremder Kleidung auf mich zutrat.

II. Der Baron v. C... und seine Gemahlin. — Ein afrikanischer Ball.

Der Fremde kündigte sich mir als den Baron v. C... und als Beamten der französischen Verwaltung an, der vom Gouverneur zu meinem Empfange abgeschickt sey. Zugleich bot er mir eine Wohnung in seinem Hause an, bis ich mir eine eigene besorgt hätte; ein Vorschlag, in den ich mit Dankbarkeit einging. Als wir seine nicht weit vom Hafen gelegene Behausung erreicht hatten, führte er mich in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde einige Hütten, jenen ähnlich, die ich schon am Ufer gesehen, standen. Eine Reihe von Negerinnen saß vor ihnen, damit beschäftigt, in großen Mörsern Hirse zu stampfen. Bei unserem Anblick kreuzten sie die Beine, warfen ihre Stößel in die Luft und klatschten dreimal in die Hände, ehe sie sie wieder auffingen, dann fuhren sie fort zu stampfen, indem sie dazu sangen. Diesen Sklavenhütten gegenüber erhob sich die Wohnung meines Wirths. Im untersten Stockwerk befanden sich die Keller, die Küche und die Vorrathskammer. Auf einer außen angebrachten Steintreppe gelangte man zu dem ersten Stockwerk, das Herr v. C... bewohnte. Wir traten zuerst in einen weiten Saal, der zugleich als Gesellschafts- und als Speisezimmer diente. Ein großer länglichrunder Tisch nahm die Mitte desselben ein, und an den nackten, nur weiß getünchten Wänden standen die Kanapees umher. Statt mit weichen Kissen waren die letzteren nur mit mosaikartig geflochtenen Decken in verschiedenen Farben belegt. Darüber hingen an der Wand ein Paar Sandalen von Maroquin, ein breiter Hut von Palmblättern und einige Pfeifen. Von da führte mich der Baron in das Zimmer seiner Frau, welche wir mit untereinandergeschlagenen Beinen, auf einem Kanapee sitzend, antrafen.

Frau v. C... war, ganz im Gegensatz zu ihrem Gemahl, von bemerkenswerther Schönheit. Sie gehörte keiner der senegalischen Racen an, denn der Baron hatte sie einem aus dem Norden stammenden Trupp nomadischer Araber geraubt. Ihr sehr hübsches Gesicht von griechischem Schnitt und jener lichtbraunen matten Farbe, die den Andalusierinnen eigenthümlich ist, war von dem glänzend schwarzen Haar umgeben, das mit leichter Anmuth auf die unbedeckten Schultern herabfiel. Ihre feinen, wie Perlen an einander gereihten Zähne, ihre schwellenden Lippen und ihre großen, von langen Wimpern überschatteten Augen erregten meine volle Bewunderung. Sie schien etwa zwanzig Jahre zu zählen, während der Baron sicherlich bereits sein vierzigstes zurückgelegt hatte. Ein gestreiftes Tuch, zu einer Binde aufgerollt, diente ihr als Kopfputz, während ihre Brust von einem feinen Musselinchemisett leicht verhüllt war. Ihre übrige Bekleidung bestand in mehreren Schürzen, die sie eine über die andere gebunden hatte. Sie war mit dem Spinnen von Baumwolle beschäftigt und ließ ihre Spindel mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit hin- und herspielen.

Als der Baron mich ihr vorgestellt hatte, begrüßte sie mich mit einem freundlichen Kopfnicken und fügte einige Worte hinzu, die mir Herr v. C... übersetzte: sie wünsche mir während meines Aufenthaltes in St. Louis eine hübsche Frau.

Hiermit war mein Besuch bei der Baronin beendet. Ihr Gemahl führte mich darauf in den Saal zurück und lud mich ein, so lange zu rauchen, bis das Essen aufgetragen sey. Bald erschienen auch zwei junge Negerinnen, um eine Decke über den Tisch zu breiten und die Speisen darauf zu setzen. Wir setzten uns zu Tische. Auf dem Teller des Barons befand sich eine Kürbisflasche, zur Hälfte mit einer Art von Brei gefüllt, was ich noch nie gesehen hatte.

„Sie kennen dies Gericht noch nicht?" — sagte Herr v. C . . . zu mir — „Wenn Sie länger zu St. Louis bleiben, wird es Ihnen etwas sehr Gewöhnliches werden, denn alle Welt ißt hier davon." — „„Was ist's denn?""

„Gewiß haben Sie schon von dem famosen Kuskus sprechen hören, der privilegirten Speise der Afrikaner! Was mich betrifft, so sehen Sie selbst, wie sehr ich daran hänge, da ich selbst in Ihrer Gesellschaft es mir nicht versagen kann, mein Mahl damit einzuleiten. Sicherlich werden Sie sich auch wundern, daß ich den Kuskus mit den Fingern esse. Er verliert sehr von seinen Vorzügen, wenn man sich des Löffels bedient. Wollen Sie nicht davon versuchen, ehe ich anfange?" — „„Gern!"" — Ich nahm Einiges davon auf meine Lippen, war aber alsbald genöthigt, es wieder auszuspeien, denn in meinem ganzen Leben war mir nichts Faderes vorgekommen. Der berühmte Kuskus schmeckte mir, wie eben eine Pastete aus Chausseestaub schmecken würde.

Die übrigen Gerichte waren nicht viel besser, aber da ich auf dem Dampfschiff großen Hunger gelitten, so war mein Magen in Bezug auf die Qualität weniger anspruchsvoll geworden, als in Rücksicht auf die Quantität. Ich entschädigte mich aber einigermaßen an dem Dessert, das aus Bananen, Kujaven, Ananas und Cococrême bestand. Auch fand ich darin einen nicht geringen Trost, daß die Schüsseln mir durch die schönen Hände der Frau v. C . . . präsentirt wurden, die beim Beginn der Mahlzeit sich hinter den Sessel ihres Gatten gestellt hatte, um uns aufzuwarten. Mehrmals hatte ich sie schon gebeten, sich neben uns am Tische niederzulassen. Aber weder sie noch der Baron schienen auf diese Aufforderungen Acht zu geben. Endlich, als ich mit Bitten nicht abließ, sagte er: „Achten sie nicht darauf; in unserem Lande ist es Sitte, daß die Frauen ihren Männern bei Tische aufwarten. Ich weiß, daß die Europäer galanter sind, aber wir Senegalesen ziehen es doch, auf die Gefahr hin, für Barbaren zu gelten, vor, unsere Frauen in dieser Weise zu behandeln, um noch größere Gefahren zu vermeiden."

Frau v. C . . . schien durch die Anzüglichkeiten, welche sie von ihrem Gemahl hören mußte, in keiner Weise bewegt zu seyn, denn ihre Miene blieb stets heiter und froh. Nach dem Essen setzten wir uns an das Fenster, um die frische Luft zu genießen, als sich von der Straße herauf lautes Freudengeschrei und der dumpfe Ton des Tam-tams vernehmen ließ. Auf meine Frage, was dieser Spektakel zu bedeuten habe, antwortete mir der Baron, daß man in dem Nachbarhause einen Ball gebe, und schlug mir zugleich vor, hinzugehen. Nach einigen Zögerungen erklärte ich mich endlich bereit, ihm zu folgen. Ohne weitere Ceremonien traten wir in den Ballsaal, und meine Blicke fielen zuerst auf eine Menge Negerinnen, welche auf dem Boden zusammengekauert saßen. In einem Winkel des Saales erblickte ich fünf bis sechs halbnackte Männer, welche mehr schwarzen Satyrn als menschlichen Wesen ähnlich waren und die mir als die berühmtesten Musikanten des Landes bezeichnet wurden. Die Signarden endlich, die Damen des Festes, waren nicht weniger seltsam als ihre Umgebung. Wenn man ihren pyramidalischen Kopfputz, ihre braungelbe Farbe und ihre verzerrt-traurigen Mienen betrachtete, so hätte man leicht glauben können, an einem Hexensabbath theilzunehmen. Schon wollte ich mich zurückziehen, aber die Frau vom Hause, eine kräftige Mulattin in den besten Jahren, ergriff mich beim Arm und zwang mich durch diese argumentatio ad hominem, zu bleiben. Begierig, mir sein Talent zu zeigen, forderte Herr von C . . . sogleich eine Signarde auf und begann mit ihr den Tanz. Die Musiker verdoppelten die Schläge auf ihre Tam-tams, die Negerinnen sangen, d. h. heulten dazu, indem sie in die Hände klatschten, und der Baron fing nebst seiner Tänzerin an, die schönsten Grimassen zu schneiden und unbeschreibliche Verrenkungen mit seinem Körper vorzunehmen.

Die Zuschauer waren außer sich vor Vergnügen und klatschten lebhaft Beifall, wodurch, immer zu neuen Anstrengungen befeuert, die Tänzer ihre Grimassen und Sprünge verdoppelten, bis sie endlich, in Schweiß gebadet, vom Schauplatz abtraten. (Wird fortgesetzt.)

Italien.

Englands Absichten auf Sicilien, zur Zeit Napoleon's.

(Schluß.)

„Unter dem lächerlichen Vorwande des Jakobinismus wurden ganz ungefährliche Privatleute ins Gefängniß geworfen, nach Malta deportirt oder nach dem Innern verbannt. Was aber diesen Verfolgungen den gehässigsten Anstrich gab, bestand in dem Verfahren, den Namen des Königs, der davon gar nichts wußte, zu mißbrauchen, als fänden sie auf seinen Befehl statt.

„Die englischen Truppen hatten in kurzer Zeit die ganze Insel in Besitz genommen; die Festungen, die Schlösser, die Batterieen, die Häfen, die Arsenale, die Magazine waren in ihren Händen. Die königliche Garde wurde auf 600 Mann reduzirt, welche von dem Fürsten Cattolica befehligt wurde. Linientruppen, Kanoniere, Jägergarden, Alles wurde um und durch einander geworfen. Man bildete für den englischen Dienst eine Fremdenlegion, der alle Deutschen und Wallonen im Dienste des Königs einverleibt wurden. Zwei von den italiänischen Regimentern wurden nach Alicante eingeschifft; das dritte wurde ein englisch-italiänisches Regiment. Andere Truppen mit allen Pferden, die gesammte Artillerie und der Schießbedarf, so viel man nur zusammenbringen konnte, gingen gleichfalls nach Spanien ab, um dort gegen die Franzosen gebraucht zu werden, bei deren Bekämpfung man im Interesse Englands die eigenen Soldaten so viel als möglich schonen mußte.

„Als Alles auf diese Weise vorbereitet war, wurde durch den Erbprinzen ein außerordentliches Parlament berufen. Er handelte unter dem Einflusse des Lord Bentinck und ohne daß der König, sein Vater, der für krank galt, um Rath gefragt oder auch nur davon benachrichtigt worden wäre. Drohungen, Versprechungen, Geschenke, Nichts wurde gespart, um sich zu versichern, daß die Versammlung nach den Absichten und im Geiste Englands wirkte.

„Die edlen Herren, welche für das Glück des Vaterlandes vereinigt zu seyn behaupteten, beeilten sich, gleich in den ersten Sitzungen dem Könige Alles zu entreißen, was er bis dahin, wenn auch nur dem Scheine nach, besessen hatte: Macht, Autorität, Einkünfte. Sie wiesen 10,500 Unzen (105,300 Fr.) monatlich an für die Gesammtausgaben des Königs, der Königin, des Prinzen Leopold und für die Erhaltung ihres Hofstaates; 7,500 Unzen für den Erbprinzen und 2000 für die Herzogin, die Tochter Sr. Majestät.

„Sie faßten den wahnsinnigen Entschluß, daß Sicilien künftig und für alle Zeiten einen unabhängigen Staat bilden sollte mit einem besonderen Könige, und daß dieser König nicht das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, haben, dasselbe vielmehr dem Parlament ausschließlich zustehen sollte. Eben so wahnsinnig war der Plan, alle Gerichtshöfe zu reformiren und eine neue Civil- und Kriminal-Gerichtsverfassung zu improvisiren.

„Sie schafften alle Pensionen und Leibrenten ab und erklärten, daß die Nation sich aller Besitzungen, Pfründen, Abteien u. s. w. bemächtige, wodurch viele Tausende von Individuen, die Glieder eben dieser Nation waren, zu Bettlern gemacht wurden.

„Durch die Aufhebung des Fideikommisses schleuderten sie Uneinigkeit und Zwietracht unter die Familien; den Majoratsherren verhaßt, konnte diese Maßregel auch den jüngeren Gliedern der Familie wenig nützen, weil damit Einschränkungen verknüpft waren, welche die ganzen etwa möglichen Vortheile wieder vernichteten.

„Während die sogenannte Nationalversammlung auf diese Weise für das öffentliche Wohl arbeitet, hält England, welches sich zu Subsidiengeldern vertragsmäßig verpflichtet hat, diese Summen zurück oder verwendet sie nach Gutdünken auf die Erhaltung der Truppen, die es nach Spanien schickt, ohne daß deswegen die englischen Unterthanen, welche sich zu Herren des ganzen Handels auf der Insel gemacht haben, von ihren über alle Gränzen weit ausgedehnten Privilegien einen Zoll abzugeben für gut finden.

„Unermeßliche Quantitäten von Korn und Vieh sind nach Spanien geschafft worden, und der Schleichhandel nach Malta hat keinen Augenblick aufgehört. Ist es da zu verwundern, wenn die Schulden sich häufen und die Armuth zunimmt in den fruchtbarsten Gegenden, wenn die Bevölkerung des Landes ausgehungert ist durch die Gelogier der adeligen Grundbesitzer, welche ihr Getraide für hohe Preise nach auswärts hin verkaufen, und die *keine* Regel, kein Maß und keine Gerechtigkeit kennen?

„Als der Erbprinz durch eine Nervenkrankheit sich in Lebensgefahr befand, konnte der König seinen Sohn nur des Nachts und ganz im Geheimen sehen. Die abscheulichen Gerüchte, welche die Engländer über diese Angelegenheit zu verbreiten sich bemüht haben, fordern zu der Erklärung auf, daß der Zustand des Prinzen, hervorgerufen durch einen gewissen Mißbrauch der Lebenskräfte, sich durch den Mißbrauch von Elixiren verschlimmert hatte, vermittelst deren Se. Königliche Hoheit die erschöpften Kräfte wiederherzustellen gedachte.

„Nicht zufrieden mit den Kränkungen und Verleumdungen, mit denen er das regierende Haus überschüttete, wagte Lord Bentinck, Se. Majestät sogar den Vorschlag zu machen, zu Gunsten seines Sohnes die Regierung ganz niederzulegen und abzudanken. Ferner verlangte er, daß die Königin, welche schon von Palermo entfernt war und ohne seine Erlaubniß daselbst sich nicht zeigen durfte, nach Oesterreich gesandt würde, wobei immer noch die Möglichkeit gegeben war, sie auf dem Meere anzuhalten und nach London zu führen. Diese Unverschämtheiten haben zwar keinen Erfolg gehabt; aber der König und die Königin haben sich seit der Zeit völlig von allen ihren Freunden zurückziehen müssen, um keinen derselben ins Unglück zu stürzen.

„Gedungene Emissäre wurden unter dem Namen von Lieferanten in den Städten und auf dem Lande umhergeschickt, um alle Hülfsquellen auszukundschaften, die englische Partei zu vergrößern und zu organisiren und besonders den Ruf der Königin zu verunglimpfen, dadurch daß sie alle Uebel des Landes, welche das Werk ihrer Feinde und deren Helfershelfer sind, auf ihre Schuld schoben.

„Keine Woche ging vorüber, ohne daß der Generalissimus Sr. Majestät von Großbritanien mit Hülfe verdeckter Boote Geld und Instructionen an seine Spione zu Neapel, Tarent, Barletta, in Kalabrien, zu Amalfi u. s. f. abgesandt hätte, um eine Insurrection unter den Unterthanen des Festlandes vorzubereiten, nicht zum Vortheil des legitimen König's, sondern zu Gunsten der Engländer, welche immer da zu interveniren bemüht sind, wo sie, wie in Spanien und Portugal, mehr Gewinn aus dem Handel als Schaden aus der Kriege zu ziehen gedenken.

„Diese Räuberpläne sind noch deutlicher auf den vom Königreich abhängenden kleinen Inseln zu erkennen. Die britische Fahne weht zu Ponza, ohne daß der König und sein Sohn nur eine Ahnung von der Expedition gehabt haben. Auch Pantalleria ist in den Händen der Engländer, eben so das fruchtbare und mit einem so schönen Hafen versehene Lampedusa. Man hat diese beiden Inseln zuerst an einen Londoner Kaufmann verpachtet, dann sind Soldaten und Kanonen hingeschickt und Befestigungen daselbst aufgeführt worden. In diesem Augenblick wird ein ähnliches Manöver mit Ischia und Procida vorbereitet.

„Die Intriguen des Generalissimus haben eine Kluft zwischen den Baronen und der großen Masse der ihrem Souverain treugebliebenen Sicilianer gebildet. Man weiß, daß England gleicherweise die Aristokratie und die Demokratie, die Könige und die Jakobiner in Schutz nimmt, je nach dem Bedürfniß seiner das christliche Europa beschimpfenden Politik; aber was man als eine Niederlage seines machiavellistischen Systems betrachten muß, ist der Umstand, daß der Franzosenhaß sich fast auf der ganzen Insel wie in den neapolitanischen Provinzen verloren hat.

„Seit langer Zeit wurde der Adel durch die Idee gekitzelt, den König unter eine Vormundschaft zu setzen und demgemäß eine Aristokraten-Republik zu gründen. Unter dieser Bedingung hätten die Barone eben so gut das Protektorat des Kaisers von Marokko als das Englands angenommen; aber die zwischen Napoleon Bonaparte und dem österreichischen Hofe abgeschlossene Uebereinkunft hat sie auf den Gedanken gebracht, daß im gegebenen Falle jener berühmte Kriegesfürst die königliche Familie unterstützen werde, mit der er ohnehin durch seine Gattin, die Erzherzogin, verwandt ist; deshalb wandten sie ihre Blicke nur noch auf England und handelten, nach dem Rathe des Fürsten von Belmonte, des geschicktesten und einflußreichsten aller Stipendiaten des Londoner Staatsschatzes, sämmtlich in diesem Sinne, indem sie sich die nothwendigen, ja, die legaten Repräsentanten der ganzen Nation nannten, welche sie wohl erträgt, aber gegen ihren Willen. Sie haben den König und besonders die Königin angeklagt: 1) heimlich mit Frankreich zu verhandeln; 2) die Staatseinkünfte zu verschwenden; 3) die alten Constitutionen nicht zu berücksichtigen (ein aus normännischen, schwäbischen und arragonischen Elementen gemischtes Chaos, das alle Gesetzgeber der Welt nicht aufzuklären und zu formuliren vermöchten). Endlich haben sie die Einbildung gehabt, sie würden den Engländern Furcht vor Verrath und vor einer ähnlichen Katastrophe wie die von 1282 einflößen können.

„Die Engländer sind zu wenig furchtsam und zu wenig abergläubisch, um alle diese Albernheiten im Ernst zu nehmen; übrigens haben sie mehr als 30,000 Mann und sind die Herren aller Städte. Aber eines Vorwandes bedürftig, haben sie den Schein angenommen, als glaubten sie daran, und haben das unglückliche Sicilien demzufolge behandelt, indem sie die legitime Autorität erniedrigten, um sich unentbehrlich zu machen.

„Eine Art von Vertrag, der seitens der Barone dem Lord Bentinck vorgelegt worden, ist zur Kenntniß Seiner Majestät gekommen. Er enthielt besonders folgende Punkte:

„1) Die sicilianische Nation wird erklären, daß sie sich im **Zustande der Revolution** befindet. Der König, die Königin und ihre Familie werden so lange in ihrem Schlosse bewacht werden, bis ein Kriegsschiff sie nach England übersetzen wird, wo Summen für ihren Unterhalt bereit liegen werden.

„2) Eine Deputation wird nach London geschickt werden, um dort die Nachricht hinzutragen, daß Sicilien in eine **unabhängige, von Großbritanien beschützte Republik** umgeschaffen sey. Der Titel eines Protektors wird Sr. Königl. Hoheit dem Herzoge von York angetragen werden; aber die britische Regierung wird der Nation freie Hand lassen in der Wahl eines sicilianischen Barons zum wählbaren und constitutionellen Haupte der neuen Republik.

„3) Auch wird die Regierung Truppen und Schiffe zur Vertheidigung der Insel gegen die Franzosen gewähren. Ihrerseits wird die Republik für die Erhaltung dieser Streitkräfte eben so wie für die des Staates selbst Sorge tragen.

„4) Zwischen Sicilien und England wird ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen, und England wird dafür sorgen, daß die neue Republik von allen europäischen Mächten anerkannt werde.

„Die Thatsachen haben den Beweis geliefert, daß das Londoner Kabinet diesen Plan als eine Chimäre betrachtet hat, oder daß es wenigstens in allen Fällen ausschließlich sein eigenes Interesse als maßgebend für seine Handlungen angesehen hat.

„Als Lord Bentinck nach Palermo kam, hatten die Barone in ihm einen Mann erwartet, der sich nur mit der Ausführung ihrer Pläne beschäftigen würde. Als sie nun ihren Irrthum einsahen, war die Rückkehr zur Vernunft nicht mehr möglich, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich mit Allem einverstanden zu erklären, was der Generalissimus beschließen und von ihnen verlangen würde. Leider ist hierbei zu erwähnen, daß Se. Königl. Hoheit der Herzog von Orleans gemeinschaftliche Sache mit dieser ganzen Aristokratie gegen den König, seinen Schwiegervater, gemacht hat.

„Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge sind der Fürst von Belmonte und die übrigen Revolutionsmänner über die Verzögerung der Ausführung ihrer besonderen Pläne in Rücksicht auf den König und seine Familie sehr mißgestimmt. Sie bemerken jetzt, daß ihr Dank für die Auflösung der Bande der Treue, welche sie an einen legitimen Monarchen knüpften, darin besteht, daß sie von einem übermüthigen Fremdling als demüthige Diener behandelt werden. Jetzt bestehen sie nur darauf, ihrem neuen Herren den Glauben beizubringen, daß die Gegenwart und der Einfluß der Königin sie Alle großen Gefahren aussetze, der König müsse zur Abdankung gezwungen werden, das Parlament sodann seinen Sohn für regierungsunfähig erklären und eine Regentschaft einrichten. Zuletzt müsse noch der Königin der Prozeß gemacht werden. Schließlich verpflichteten sie sich, das ewige Protektorat Englands und die Verfassung, welche ihm am meisten zusagen würde, dekretiren zu lassen.

„Lord Bentinck nimmt diese Vorschläge an oder verwirft sie, je nachdem sie mit seinen Absichten übereinstimmen oder nicht. Einerseits wird durch die Vernichtung der königlichen Autorität seine eigene absolute Herrschaft gesichert; andererseits hat die Aufhebung des Fideikommisses und die durch die ganze Feudal-Organisation verbreitete Unordnung den Adel geschwächt und überall hin Anarchie und Zwietracht ausgesäet. Nichtsdestoweniger wird der Generalissimus durch die bestimmte Weigerung des Königs, so wie durch die zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Fürsten von Belmonte, die Beide Lust auf die künftige Regentschaft haben, ausgebrochene Uneinigkeit, in die Nothwendigkeit gesetzt, die definitive Entscheidung aufzuschieben, ohne daß er indeß der Zerrüttung und Unterdrückung Siciliens ein Ziel setzt.

„Der Erbprinz, jetzt Statthalter des Königreichs genannt, hat das Unrecht begangen, den trügerischen Versprechungen der Revolutionsmänner ein zu williges Ohr zu leihen, und sieht nicht den Abgrund, an den diese edlen Seelenverkäufer ihn führen, indem sie ihn vergessen machen, was er seinem Vater und Könige schuldet.

„Unter solchen Umständen hat die Königin, entschlossen, alle Mittel, die in ihrer Macht sind, anzuwenden, um Sicilien, ihren Gatten und ihre Familie zu retten, gedacht, daß diese übersichtliche Darstellung der Verhältnisse den Depeschen, welche sie an den Kaiserlichen Hof abgesandt, beigegeben werden müsse. Stark durch ihr Recht, rechnet sie auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, der sie selbst in den dringendsten Gefahren nicht verlassen hat."

Diese Mittheilungen blieben indeß erfolglos. Ferdinand, durch die Ereignisse nach Neapel geführt, beeilte sich, den revolutionairen Versuchen des sicilianischen Adels ein Ende zu machen. Die Königin Karoline wurde, aus Sicilien verbannt, in Wien aufgenommen; aber sie starb bald darauf, ohne daß sie die Macht wiedererlangt hätte.

Wir wollen hier weder die Anklagen der Königin Karoline noch die Absichten der Barone beurtheilen, sondern nur die nicht zweifelhaften Pläne Englands feststellen. Die britische Politik hat nicht die Zeit gehabt, das in Sicilien zu Ende zu führen, was ihr auf den jonischen Inseln gelungen ist. Aber diese Macht ist eben so geduldig als unersättlich; sie versteht zu warten und verliert keine Gelegenheit. Sicilien wird anglisirt werden, sobald England daselbst ungestraft und unbehindert handeln kann. Die ganze Bevölkerung verabscheut die Neapolitaner, und eine Trennung wird ihr niemals großen Schmerz verursachen. Es giebt nicht zwei Parteien daselbst, und wenn man sich der Guineen erinnert, welche während der Diktatur Lord Bentinck's in Sicilien mit vollen Händen ausgestreut worden sind, so kann man begreifen, warum die politischen Ansichten der Sicilianer nicht sehr aufgeklärt sind.

Ihrerseits handelt die einheimische Regierung, als hätte sie im Bunde mit England beschlossen, sich das unglückliche Volk gänzlich zu entfremden. Alles ist in Trümmern, Mißbräuche und Unterdrückung herrschen allgemein; die fruchtbarsten Felder Europa's liegen unbebaut und von ihren Bewohnern verlassen; das Mönchswesen, die Bettelei, das Räuberhandwerk haben das Innere des Landes durch Abschneidung der Communication in einen Zustand gebracht, daß das gegenwärtige Sicilien weit mehr dem Sicilien des Mittelalters als dem des Alterthums ähnlich sieht.

England.

Englisches Urtheil über Jeremias Gotthilf.

Das letzte Heft der Westminster Review beschäftigt sich in seiner, der ausländischen Literatur gewidmeten Abtheilung fast ausschließlich mit Erzeugnissen der deutschen Presse. Außer einigen kurzen Notizen über **Ranke's** „Neun Bücher preußischer Geschichte", **Weil's** „Sittengemälde aus dem elsäßischen Volksleben", **Heine's** „Atta Troll" — von welchem Gedicht der englische Rezensent bedauert, daß es gleich allen großen Werken der Deutschen: wie der Kölner Dom, Schelling's Gottheit, die ****sche Constitution u. s. w. unvollendet geblieben — enthält die Review längere Artikel über Dr. **Hoffmeister's** „Briefe aus Indien", **Kohl's** „Reisen in Dänemark", **Arndt's** „nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben", und — though last, not least — über **Jeremias Gotthilf's** Volksbücher. Die Zusammenstellung dieses Schriftstellers mit dem englischen Dichter **Crabbe** können wir jedoch nicht ganz begründet finden; die einfache Bonhomie und der gemüthlich wohlwollende Humor des Schweizers haben mit der bitteren und misanthropischen Laune des Briten durchaus nichts gemein. Auch die didaktische Tendenz äußert sich in ihren Schriften auf ganz verschiedene Weise. Nur darin ähneln sich Beide, daß sie das Volk, und zwar das eigentliche Volk in seinen untersten Schichten, darstellen, dessen Leiden und Freuden, dessen Tugenden und Laster sie mit graphischem Pinsel zeichnen. „Nicht nur ihrem Stande nach," bemerkt der Kritiker, „sondern auch in ihrem Charakter sind Gotthilf's Helden von der allergewöhnlichsten Art; sie haben nichts Hohes oder Heroisches an sich. Sie sind aus demselben Stoffe gebildet, wie neun Zehntel ihrer Landsleute; aber eben deshalb, weil sie menschliche Wesen und nicht herausstaffirte Puppen sind, begleiten wir sie mit regem Interesse auf ihren Abenteuern — oder vielmehr nicht auf ihren Abenteuern, denn es begegnen ihnen keine, sondern wir folgen ihnen in der alltäglichen Routine ihres nüchternen Daseyns.

„Hoffentlich," so fährt der Kritiker fort, nachdem er als Beleg seines Urtheils einige Auszüge, namentlich aus „Uli der Knecht", mitgetheilt, „hoffentlich gehören unsere Leser nicht zu denen, welche

> . . . . mit kaltem Spott
> Des Armen schlichten Lebenslauf betrachten;

vorzüglich dann, wenn die Erzählung desselben sich durch Kraft und Frische des Styls auszeichnet und zugleich manche hübsche Naturscene aus einem Lande enthält, dessen malerische Schönheiten von jeher berühmt waren. Solche Schilderungen kommen übrigens selten vor und werden nur dann gegeben, wenn sie vollkommen in den Gang der Erzählung hineinpassen, sind aber des-

wegen um so anziehender, gerade wie der Anblick einer schönen Landschaft einen lebhafteren Eindruck auf uns macht, wenn wir ernsten Geschäften nachhängen, als wenn wir auf einer Lustreise begriffen sind. Der Verfasser fällt mitunter allzu sehr in das Niedrige und Prosaische, aber diesen Charakter trägt die ganze literarische Klasse, zu der seine Schriften gehören, und in der That fast die ganze schönwissenschaftliche Literatur des Tages an sich. Die Poesie hat von ihren wolkigen Höhen und lustigen Wartthürmen herabsteigen und ihre Füße in den staubigen Pfaden des Alltagslebens beschmutzen müssen, um die Quellen jener sozialen Uebel aufzusuchen, deren ungesunde Dünste und trübe Nebel bis in ihre eigene reine Atmosphäre gedrungen waren. Die Kunstregeln werden bei einer solchen Untersuchung oft nothgedrungen aus den Augen gelassen; da aber Natur und Wahrheit allein zur echten Kunst führen, so wird man ihre Forderungen vielleicht auf diese Art besser erfüllen und ihren Aufgaben eine edlere und vollständigere Lösung geben können, als wenn man der früheren Methode immer streng gefolgt wäre. Nur Künstelei und Nachäffung bleiben zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt." *)

Mannigfaltiges.

— **Ein geheimnißvoller Staatsgefangener.** Vor einigen Jahren erschien ein russisches Werk über Finland (Finlandia i Finlandzy, von Fedor Derschau), welches auch ins Deutsche übersetzt und mit Interesse gelesen wurde. Dasselbe Thema behandelt eine neuere Schrift (Perejesdy pa Finlandii, „Ausflüge in Finnland von dem Ladoga-See bis zum Flusse Torneo") deren Verfasser, Herr Jakob Grot, durch eine russische Version der Frithiofs-Saga bekannt ist. Dieser Schrift, aus der wir in Petersburger Blättern Auszüge finden, die manche anziehende Details enthalten, entlehnen wir folgende Anekdote, welche an die Geschichte der **eisernen Maske** erinnert: „Zu Anfang der Regierung Kaiser Alexander's befand sich in einem unterirdischen Kerker des Schlosses Kerholm ein Gefangener, dessen Schicksal Allen ein Geheimniß war. Als der Monarch im Jahre 1803 Kerholm besuchte, nahm er auch die Gefängnisse in Augenschein und erkundigte sich nach dem Namen eines jeden Gefangenen: endlich kam die Reihe auch an den geheimnißvollen Staatsverbrecher, der aber erklärte, daß er nur dem Kaiser selbst unter vier Augen entdecken könne, wer er sey. Sie blieben einige Minuten allein; dann verließ Alexander mit Thränen in den Augen die Zelle und befahl, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Kerholm entferne. In dieser Stadt lebte er noch funfzehn Jahre, indem er von der Krone eine Pension bezog und den Einwohnern, die ihn allgemein liebten, unter der Benennung Besimenny (der Namenlose) bekannt war. Nachdem er mehr als dreißig Jahre im Dunkel des Kerkers zugebracht, konnte er sich bei seiner Befreiung nur schwer an das Licht gewöhnen und erblindete auch in den letzten Jahren seines Lebens." — Wer diese räthselhafte Person eigentlich gewesen, darüber bleibt uns der Verfasser die Erklärung schuldig, und er stellt, vielleicht aus guten Gründen, auch keine Vermuthung auf. Wenn wir uns auf historische Phantasieen einlassen wollten, so wären wir beinahe geneigt, den Kerholmer Gefangenen für den Prinzen Iwan Antonowitsch zu halten, der in der Wiege auf einen Augenblick Kaiser von Rußland war und dann lange Jahre im Kerker schmachtete; aber die Ermordung dieses Unglücklichen (1764, in der Festung Schlüsselburg) ist leider so gut bewiesen, wie sich ein Faktum dieser Art beweisen läßt. Oder war es vielleicht Mirowitsch, der ihn zu befreien suchte und durch sein Beginnen den Tod des Prinzen herbeiführte? Wie man weiß, behauptete damals die Fama, daß Katharina II. selbst den angeblichen Befreiungs-Versuch angestiftet habe, und es ist gewiß, daß Mirowitsch, obwohl zum Schaffot verurtheilt, noch bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffte.

— **Aegyptische Aufschlüsse über den Gnostizismus.** Ueber den in der frühesten Periode des Christenthums so berühmten Gnostizismus wußte man bisher nicht mehr, als was sich aus den Mittheilungen einzelner Kirchenväter ergab, da die eigenen Werke der Gnostiker nach Unterdrückung der Sekte aufs eifrigste verfolgt und zerstört wurden. Gleichwohl sind England und Holland durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände in den Besitz einer Anzahl **koptischer** Handschriften gelangt, welche die kostbarsten Urkunden für die Geschichte des Gnostizismus enthalten. Hieher gehört ein kürzlich nach England gekommenes vollständiges Manuskript von Theben, unter dem Titel „**die echte Weisheit**", eine Schrift, die von Tertullian citirt wird, welcher den Aegypter Valentinus, einen Hierophanten der Gnostiker, als Verfasser nennt. Ein nicht minder merkwürdiges Buch ist „**das Ritual der Gnostiker**", in demotischer Schrift, welches für das Leydener Museum erworben wurde. Der Inhalt läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß die Gnostiker einen Theil ihrer Lehren von der alt-ägyptischen Priesterkaste entlehnt haben. Man dürfte wohl mit größtem Recht den Gnostizismus als eine unter Einfluß christlicher Ideen und griechischer Philosophie unternommene Umbildung altägyptischer Lehren betrachten. — Bekanntlich hat unser gelehrter Mitbürger, Herr Konsistorialrath Professor Neander, auch eine „Genetische Entwickelung der verschiedenen gnostischen Systeme" (Berlin, 1818) geschrieben. Von dem Elsasser, Herrn Matter, existirt eine im J. 1828 von der französischen Akademie gekrönte Preisschrift: „Histoire critique du Gnosticisme", die auch ins Deutsche übersetzt worden.

— **Ein Lustspiel von Alfred de Musset.** Auf dem Théâtre Français in Paris wird jetzt ein Lustspiel von Herrn Alfred de Musset gegeben, das einen merkwürdigen Umweg gemacht hat, um auf diese Bühne zu kommen. Das Stück heißt „Un Caprice" und war im Jahre 1837, also vor zehn Jahren, als „dramatisches Sprüchwort" in der Revue des deux Mondes abgedruckt. In diesem Gewande erregte es die Aufmerksamkeit eines russischen Literaten, der es in seine Muttersprache übertrug und auf die Petersburger russische Bühne brachte, wo es sich außerordentlichen Beifall erwarb. Auf dieser Bühne sah Madame Allan, die berühmte französische Schauspielerin, die mehrere Jahre in St. Petersburg engagirt war, die Vorstellung des russischen „Caprice", und als eine geistvolle Frau, erkannte sie sogleich, daß das Stück in seinem ursprünglichen Gewande einen noch viel befriedigenderen Eindruck machen müsse, als in der Uebersetzung. Sie verschaffte sich daher die alte Revue des deux Mondes, ließ das Stück und die einzelnen Rollen ausschreiben und übernahm selbst die der Frau v. Lery, für die sie sich auch schon bei der russischen Aufführung so interessirt hatte, daß sie den Effekt derselben auf der französischen Bühne als unfehlbar sich dachte. Un Caprice gefiel in der That auf dem französischen Theater St. Petersburgs eben so sehr, als auf dem russischen. Durch diese Erfolge aufmerksam gemacht, dachte endlich auch das Théâtre Français daran, das Lustspiel de Musset's, das vor zehn Jahren in Paris gedruckt worden war, auf die Bühne zu bringen. Petersburg mußte also erst mit der Anerkennung eines französischen Dichters vorangegangen seyn, um sie ihm auch in Frankreich zu verschaffen. Ja, in Paris ließ sich der Erfolg um so leichter vorhersehen, als mit dem Stücke zugleich Madame Allan für das Théâtre Français gewonnen worden. In den letzten Tagen des November trat sie als Frau v. Lery auf der ersten Bühne der Franzosen auf, und sowohl von Madame Allan, als von dem Lustspiel des Herrn de Musset, kann man jetzt sagen, daß ihnen die russische Campagne besser als dem Kaiser Napoleon bekommen sey.

*) Ad vocem deutsche Volksbücher, wollen wir doch auch in diesen Blättern nicht unterlassen, wenigstens mit einem Worte, auf die eben so treffliche als „merkwürdige" Geschichte von E. Mucke: „Des Schulzen Klemm und seines Gevatters Reise ins Blaue", hinzuweisen. Der Verfasser hat durch diese Geschichte, welche die Lieferung VI. der „Volksbücher des Norddeutschen Volksschriften-Vereins" bildet, seinen entschiedenen Beruf zum Volksschriftsteller an den Tag gelegt und verdient es, daß sein Name neben denen von Berthold Auerbach und Jeremias Gotthilf genannt werde. Die Geschichte Mucke's ist nicht blos unterhaltend, sondern auch wirklich sehr belehrend. Ja, eine populairere Erklärung, wie unter Anderem in dieser Geschichte von der Elektrizität, der elektro-magnetischen Kraft und der neuen Art der Telegraphie gegeben ist, vermag uns selbst ein von zahlreichen Experimenten begleiteter, populairer Vortrag nicht zu liefern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Donnerstag den 23. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Die Unitarier in den Vereinigten Staaten.

Wenn der Versuch, zwischen der großen politischen Revolution des acht- ehnten und der kirchlichen Reform des sechzehnten Jahrhunderts eine Parallele u ziehen, mehr als einmal, bald mit mehr, bald mit weniger Glück und Geist, ngestellt worden, so ist das etwas, worüber man sich nicht eben besonders zu erwundern braucht. In der That bieten beide Begebenheiten in ihrem Verlauf und in ihren verschiedenen Phasen so viel Punkte der Aehnlichkeit dar, und diese Punkte sind zugleich so hervorstechender Natur, daß sie sich ohne Schwierigkeit auf- finden und angeben lassen. Wenn jedoch die Gesetze, welchen eine geistige Bewe- gung gehorcht, nicht minder konstant sind, als die der physischen Bewegung, so ist eigentlich wenig gewonnen für die Erkenntniß einer Begebenheit durch den Nachweis, daß sie von ihrem Ausgangspunkte zu ihrem Ziele eine ähnliche Bahn, wie eine andere, durchlaufen habe. Nicht auf Aehnlichkeit, noch weniger auf vereinzelte Aehnlichkeiten, auf das spezifisch Unterscheidende der Begeben- heiten kömmt es bei geschichtlicher Betrachtung an, nicht unseren historischen Witz haben wir spielen zu lassen, sondern der historische Scharfsinn muß sich bethätigen.

Die Reformation nun ist eine dadurch von der französischen Revolution wesentlich verschiedene Begebenheit, daß erstere eine Restauration seyn wollte, daß sie die ursprüngliche christliche Kirche wieder herzustellen beabsich- tigte. Die Wiederherstellung der primitiven christlichen Kirche war ihr Pro- gramm, und wir haben hier nicht zu untersuchen, wie weit sie diesem ihrem Programm treu geblieben oder von demselben abgewichen ist. Die Tendenz er Revolution dagegen war, das Ideal des Staates, so weit möglich, zu ealisiren; die Revolution konnte deshalb auf nichts Gegebenes rekurriren, auf Nichts, was bereits einmal da gewesen war. Nicht in Montesquieu, dem Manne der geschichtlichen Erfahrung, sondern in J. J. Rousseau, dem Manne er Abstraction, fanden die Koryphäen das neue Testament ihres politischen Glaubens.

Freilich hat auch die Reformation mit der Geschichte gebrochen, allein ieser Bruch geschah doch keinesweges auf jene radikale, unversöhnliche Weise, wie wir ihn zwischen der Revolution und der historischen Ueberlieferung vor ich gehen sehen. Die Reformation verwarf die Entwickelung, vermöge deren die Kirche der ersten Jahrhunderte zur Kirche des sechzehnten Jahnderts — zur päpstlichen Hierarchie — geworden war, nur von dem Punkte an, von welchem an ihr diese Entwickelung mit ihrem Keime in Widerspruch gerathen zu seyn schien. Wenn die Revolution reinen Tisch machen wollte, so wollte die Reformation den Tisch nur rein machen. Die Reformation, wie gesagt, hatte es nur auf eine Verjüngung, die Revolution auf eine Neugeburt bgesehen.

Nothwendigerweise mußte sich bei einem solchen Zwecke die Frage auf- rängen: wie lange existirte die primitive Kirche in ihrer Reinheit? Wann egannen und an welchen Kriterien sind sie zu erkennen, jene Abirrungen, die ı ihrem Endresultate die spätere verweltlichte, reformbedürftige Kirche gehabt aben? Was ist beizubehalten von den Institutionen und den Dogmen der irche und was zu verwerfen, wenn eine restitutio in integrum vor sich ge- n soll?

Die Reformation, da sie sich vorgesetzt hatte, die ursprüngliche Kirche ieder herzustellen, hatte sich nothwendig eine Aufgabe des Simplifizi- ens, des Vereinfachens der Zustände, mit welchen sie zu schaffen hatte, ge- ellt. Jeder Anfang, jeder Ursprung ist etwas Einfaches, und zu einem Ur- runge, zu einem Anfange strebte sie zurück. Ein solches Streben aber konnte h bei dem Widerstande, auf welchen es nothwendig stoßen mußte, nicht be- ätigen ohne jenen Zerstörungseifer, ohne jene Beschleunigung in der Be- egung, auf welche die Parallelen zwischen der Revolution und der Refor- ation ein so großes Gewicht zu legen pflegen.

Ein Werk durchgängiger Vereinfachung, allseitiger Simplification war es, as die Reformation vollbrachte. Die Reformation vereinfachte das Innere ie das Aeußere, den Kultus wie die Lehre der Kirche. Sie schaffte die Messe ab, reduzirte die Zahl der Feiertage, hob die Heiligenverehrung auf, erringerte die Sakramente bis auf zwei, setzte an die Stelle der guten Werke ie gemeinsame Wurzel derselben — den Glauben — und an die einer schwan- enden Tradition das feste, unanfechtbare Wort der heiligen Schrift.

Wie weit man jedoch in einer solchen Simplification zu gehen habe, dar- ber entstand, mußte alsbald Streit entstehen. Der ursprüngliche Bau der Kirche ließ sich unter all den Zuthaten, die zu ihm eine Reihe von Jahrhunderten hinzugefügt hatte, nicht so deutlich erkennen, daß nicht der Zweifel hätte entstehen sollen, was von Haus zu ihr gehört habe, was späterer Anbau und mithin zu beseitigen sey.

Der Zwist, wie gesagt, entbrannte sofort. Trotz aller Einigungsversuche führte der Streit über die Lehre vom Abendmahl zu einer ersten und dauernden Spaltung zwischen den Anhängern der Kirchen-Verbesserung. Während Luther mit seiner, dem katholischen Dogma näher stehenden Ansicht auf die eine Seite trat, trat Zwingli — und später Calvin — auf die andere. Was war es aber, was diesem Zwist, dieser Spaltung zum Grunde lag? War es nicht wiederum die Frage, wie weit man im Vereinfachen des bisher Geltenden zu gehen habe? Wenn Luther sich gegen das Dogma der Transsubstantiation erklärte, so verwarfen die schweizerischen Reformatoren mit dem Dogma der Transsubstantiation zugleich die Lutherische Ansicht und gestalteten die Lehre vom Abendmahl in einer freilich weit nüchterneren, aber dem gemeinen Begriffs- vermögen weit mehr als Luther's mystische Ansicht entsprechenden Weise um; kurz, sie vereinfachten, sie simplifizirten sie.

Eben so jedoch, wie Luther, nachdem er durch seine Simplifications-Maßregeln die ursprüngliche Kirche wiederhergestellt zu haben glaubte, nothwendig den Willen haben mußte, stehen zu bleiben, eben so, wie er wähnte, auf dem Punkte, auf dem er angelangt war, unbehelligt verharren zu können, eben so wollten die schweizerischen Reformatoren, nachdem sie ihr — nur weiter vorgeschobenes — Ziel erreicht hatten, die reformatorische Bewegung geendigt wissen, eben so glaubten sie, es werde sich ihr eine Gränze setzen lassen. Hier wie dort wähnte man zu einem Abschluß gekommen zu seyn.

Zu welchen extremen, hier und da fratzenhaften Erscheinungen es wenige Jahre, nachdem Luther seine Theses an die Schloßkirche von Wittenberg angeschlagen, kam, ist bekannt. Diese Erscheinungen waren jedoch vorübergehender Natur: ein Reich, wie das Johann's von Leyden, das Regiment der Wiedertäufer, konnte keinen Bestand haben.

Nicht eben so war es mit einer anderen Richtung, die, gleich in den Anfangszeiten der Reformation eingeschlagen, bald zahlreicher, endlich massenweise verfolgt wurde. Es war dies diejenige Richtung, welche, das Dogma der Trinität perhorrescirend, einem reinen Deismus näher und näher kam, um endlich in ihm zu verschwinden, ja, die vielleicht von diesem letzteren ausgegangen war und sich nur äußerer Motive halber der geltenden Lehre im Uebrigen so weit anbequemte, als es mit einem Standpunkt, der eigentlich alle positive Religion ausschloß, verträglich war.

Schon in den ältesten Zeiten des Christenthums und innerhalb desselben war eine, wenn nicht der Lehre der Unitarier ähnliche, doch ihr zuführende Lehre, nämlich die des Arius, an den Tag getreten und nach langwierigen Kämpfen unterdrückt worden. Allein, wenn die arianische der katholischen Kirche unterlegen war, so war doch schwerlich die arianische Ansicht gänzlich und überall ausgerottet worden. Die Hypothese, daß sie sich im Verborgenen erhalten und fortgepflanzt, daß sie in ihren Konsequenzen nach und nach weiter gegangen und in dieser ihrer neuen Gestalt als Unitarismus oder dem Aehnliches bei der allgemeinen Gährung, in welche die Welt durch die Reformation versetzt worden war, wieder hervorgetreten sey, diese Hypothese dürfte wenigstens keine schlechtere Hypothese seyn, als so viele andere Hypothesen, die wir in der Kirchen- und politischen Geschichte ihre Rolle spielen sehen.

Wie dem Allem jedoch auch seyn möge, ob die unitarische Lehre sich nach und nach aus dem Christenthume entwickelte, oder ob sie, in anderem Boden wurzelnd, nur diejenigen Dogmen des Christenthums, die sich mit ihr vertrugen, adoptirte, oder ob endlich diese Lehre aus beiden Quellen zugleich — wie sich denn auch dies denken läßt — entsprang, wie also dem Allem auch seyn möge, so viel ist gewiß, daß die reformatorische Bewegung noch nicht lange gedauert hatte, als die Antitrinitarier sich geltend zu machen anfingen. Als das erste Opfer ihrer Lehre fiel in Genf Servet; an seine Stelle traten bald nach seinem Tode die beiden Socine als neue Apostel der unitarischen Lehre, die gegenwärtig, nach mannigfaltigen Schicksalen, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika weit verbreitet ist und — wie wenigstens ihre Anhänger sich schmeicheln — einer vielverheißenden Zukunft entgegengeht.

Einer ihrer bedeutendsten Lehrer ist Theodor Parker, neu-unitarischer Prediger in Boston, der auch in einem eigenen Werke, in „Untersuchungen über die Religion“*), die Religionsansichten der Unitarier näher zu begründen

*) Kiel, Schröder u. Comp. 1848.

versuchte. Es ist dieses Werk aus Vorlesungen, die der Verfasser in Boston vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehalten, entstanden und von dem Archidiakonus **Wolf** in Kiel ins Deutsche übertragen und mit einer, schätzbare Notizen über die Geschichte der unitarischen Lehre und Kirche enthaltenden Vorrede versehen worden. (Schluß folgt.)

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

III. Hochzeitsfeier eines Europäers mit einer Mulattin.

Als ich am anderen Morgen in das Zimmer des Herrn v. C . . . trat, fand ich ihn in Gesellschaft zweier französischer Offiziere, die er mir sogleich vorstellte. Nachdem ich einige höfliche Worte mit ihnen gewechselt und sie mir das freundliche Anerbieten gemacht hatten, mir in Allem, was mir noch fremd und ungewohnt sey, mit Rath und That beizustehen, kamen wir auch auf die Schönen des Landes zu sprechen, wobei ich den Widerwillen, welchen mir die Negerinnen und Mulattinnen einflößten, nicht verhehlen konnte.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung" — sagte Herr S., einer der Offiziere. — „Es giebt ohne Zweifel am Senegal Mulattinnen, die eben so sehr gefallen können, als die hübschesten Pariserinnen." — „„Da kann ich Ihnen doch nicht beistimmen"" — erwiederte ich — „„ich müßte denn bis jetzt nur die häßlichsten gesehen haben."" — „Selbst unter denen, die Sie gesehen haben, giebt es gewiß manche, die Ihnen bald sehr gut gefallen werden. Als ich nach St. Louis gekommen war, hatte ich ähnliche Vorurtheile. Alle Frauen, die mir begegneten, flößten mir Abscheu ein. Jetzt bin ich sehr glücklich, eine davon mein nennen zu können, die ich auch noch immer meiner Liebe durchaus würdig finde." — „„Also sind Sie verheiratet?"" — „Gewiß, und ich mache damit keine Ausnahme, denn alle Franzosen, selbst die höchsten Beamten, leben hier mit Frau und Kind." — „„Merkwürdig. Und wenn sie nach Frankreich zurückkehren?"" — „Dann müssen die Frauen mit ihrer Familie sich freilich zu trösten wissen. Aber sie wissen das auch schon voraus und schließen die Ehe selbst unter dieser Voraussetzung." — „„Also findet eine wirkliche Heirat statt mit den gewöhnlichen Ceremonien?"" — „Die Senegalesinnen sind nicht sehr anspruchsvoll in Bezug auf diesen Punkt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich Ihnen die Art und Weise erzählen, wie ich zu meiner Frau gekommen bin. Sie lernen dadurch alle dabei üblichen Formalitäten kennen:

„Ich war schon zwei Monat in St. Louis, als ein Neger sich mir vorstellte, um mir die Mittheilung zu machen, daß ich seiner jungen Herrin sehr gefallen hätte. Diese Art der Liebeserklärung ist hier die ganz gebräuchliche. „Ist Deine Herrin hübsch?" fragte ich den Neger. — „„Ah"", erwiederte er, „„sie heißt Georgina und ist eine der hübschesten und reichsten Signarden von St. Louis."" — „Desto besser! Ich werde ihr heute Abend meinen Besuch abstatten." — „„O, das erlaubt sie nicht."" — „Nun? und sie liebt mich doch?" — „„Trotzdem kann sie Dich erst nach einiger Zeit empfangen. Heute, wenn Du willst, mußt Du, um ihr Deine Gegenliebe zu beweisen, mir einen Deiner Strümpfe geben, den sie während der Nacht unter ihr Kopfkissen legen wird." — „Schön!" Ich that dies, begierig, was bei diesem komischen Anfange aus dem Abenteuer werden würde. Am anderen Morgen war der Neger wieder da. „„Meine Herrin schickt mich, Dir zu sagen, daß ihre Liebe zu Dir im Steigen ist. Sie hat Deinen Strumpf unter ihr Kopfkissen gelegt und die ganze Nacht hindurch die schönsten Träume gehabt."" — „Es freut mich, das zu hören. Aber Deine Herrin wird mir mit der Zeit Langeweile machen, wenn sie fortfährt, meinen Strumpf zu liebkosen, statt meiner selbst. Hoffentlich wird sie mich heute Abend empfangen."" — „Du mußt Geduld haben. Viele Franzosen haben ihren Mulattinnen während sechs Monaten den Hof gemacht, ohne sie zu sehen. Meine Herrin aber liebt Dich sehr, und so wird sie wohl die Prüfungszeit abkürzen."" — Ich mußte mich fügen. Jeden Morgen kam der Sklave, um mir von den reizenden Träumen zu erzählen, die mein Strumpf seiner Herrin erweckte. Endlich erhielt ich die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich fand sie in ihrer Zelle, auf einer geflochtenen Decke sitzend. Ihre Bekleidung bestand in einem rosa-atlassenen, weiten Ueberwurf und in einem Schleier, der nur zwei große schwarze Augen sichtbar werden ließ, deren glühende Strahlen die lieblichsten Geheimnisse des jungen Mädchenherzens verriethen. Ich näherte mich ihr und wollte sie küssen. Allein sie gab weder auf meine Fragen Antwort, noch erwiederte sie meine Freundlichkeit, sondern wehrte sie sogar ab, in der Art, wie sich ein junges Landmädchen gegen einen vornehmen Herren vertheidigen würde. Wiederholt fragte ich sie, ob sie in unsere Verbindung willigte, aber sie bewahrte ein tiefes, unverbrüchliches Schweigen. In Verlegenheit gesetzt durch diesen Empfang, wollte ich mich eben entfernen, als mich ihre Mutter zurückrief und mir ankündigte, daß ich ihre Tochter schon am folgenden Tage heiraten könnte, wenn ich wollte. Meine schlechte Laune wurde hierdurch sogleich in wahrhafte Freude verwandelt. Ich lief, meine Freunde einzuladen und mich zur Ceremonie vorzubereiten. Kaum hatte sich am anderen Morgen die Sonne über dem Meere erhoben, als eine Truppe von Ausrufern die Stadt durchrannte und meine Verheiratung mit pomphaften Worten verkündigte. Sie sagten, daß der Vater des Vaters von dem Großvater meines Vaters kühner, edler, und reicher gewesen sey, als alle Könige zusammengenommen, und was meine Person beträfe, so sey ich stark wie ein Löwe, schlau wie eine Katze und schön wie ein Engel; daß ich die schöne Georgina heiraten werde, die Tochter der zehnten Enkelin eines prächtigen englischen Lords; daß sie in meinen Palast einziehen werde in dem Augenblicke, wo die Sonne am glühendsten scheinen würde, damit ihre Arm- und Halsbänder und ihr übriger Schmuck im lebhaftesten Glanze strahlten. Diese Ausrufer schrieen, was ihre Lungen halten wollten, indem sie den Kopf mit den Händen hielten. Sie wiederholten ihr Geschrei an jeder Straßenecke, an allen Thüren, auf allen Höfen und bei jedem Vorübergehenden. Bald hörte ich auch Gesänge und das Gepauke des Tam-tams, das mir die Annäherung meiner Verlobten ankündigte. Sie kam in Begleitung von stolz daherschreitenden Mulattinnen, Negerinnen und Musikanten. Georgina wurde mir von ihrer Mutter und ihrer Pathe vorgestellt. Das arme Kind hatte in ihrer Einfachheit so viel Reiz. Sie kniete zu meinen Füßen nieder und überließ mir ihre kleinen weißen Hände, während die Pathe ihren Segensspruch über sie murmelte. Ich erhob sie darauf und küßte sie auf die Stirn. In diesem Augenblick würde selbst der Gedanke an eine Vereinigung für immer nichts Beunruhigendes für mich gehabt haben, denn ich fand ihre Anmuth und Sanftheit entzückend. Sie war noch ein halbes Kind, denn sie zählte nur dreizehn Jahre; wobei jedoch zu erwähnen, daß die Frauen in diesem Klima bekanntlich schneller reifen. Ihr Hals war von mehreren Perlen- und Korallenschnüren umschlossen, und drei Reihen von durchlöcherten Geldstücken, die ihre langgeflochtenen Haare zusammenhielten, bildeten ihre jungfräuliche Krone. Meine Bewunderung für das reizende Kind war so lebhaft, daß ich sie mit Aufmerksamkeiten und Liebkosungen überhäufte, so daß meine Freunde gezwungen waren, anstatt meiner die Honneurs bei der Ceremonie zu machen. Beim Mahle ließ ich sie, dem Gebrauche zuwider, der verlangt, daß die Verlobte ihren künftigen Gemahl bedient, neben mich setzen und lehrte sie mit der Gabel essen, wobei sie sich zwar etwas ungeschickt, aber nicht unanmuthig benahm. Um acht Uhr begann der Tanz. Hier war nun der schwierigste Punkt der ganzen Ceremonie, da die Sitte verlangte, daß ich mit meiner jungen Gattin den Ball eröffnete. In einem Winkel des Saales machte ein Dutzend Neger eine höllische Musik, und rings herum an den Wänden standen einige zwanzig Negerinnen, die ein betäubendes Geschrei statt des Gesanges erhoben, das sie mit Händeklatschen und fürchterlichen Grimassen begleiteten. Bei diesem Lärm waren wir gezwungen, uns, von allen Augen verfolgt, im Kreise zu drehen und zu springen, was meine Würde als Offizier gewissermaßen bloßstellte. Indessen half keine Weigerung, und die Signarden, welche uns beobachteten, waren großmüthig genug, uns nicht allzu lange auf die Probe zu stellen, sondern überschütteten Georgina zum Zeichen ihres Beifalls mit einer Menge Schürzen und reicher Gewänder. Das junge Mädchen wurde jetzt etwas lebendiger. Nachdem wir noch einige Zeit getanzt hatten, war es uns gestattet, uns zurückzuziehen, während meine Freunde das Vergnügen, an dem sie durch längere Gewohnheit Geschmack gewonnen hatten, noch länger genossen. Am anderen Morgen erschien Georgina, statt in ihrem leichten Jungfrauengewande, in einem langen, bis auf die Füße herabfallenden Kleide, das sie zwölf Tage zu tragen verpflichtet war. Das sind alle Ceremonien einer Heirat zwischen Europäern und Mulattinnen. Diese Ehen sind legitim und dauern bis zur Abreise des Europäers, nach der die Mulattin sich sofort wieder verheiraten kann, ohne deshalb ihr Ansehen und ihren Ruf einzubüßen. Die Kinder, welche der Frau bleiben, fallen dieser nicht so zur Last, wie Sie vielleicht glauben könnten; denn ein Mann, der nach den Sitten am Senegal erzogen ist, kann nicht gut an einem Tage mehr ausgeben als einen Sou. Um Ihnen zu solcher Ehe nun Muth und Lust zu machen, füge ich die Versicherung hinzu, daß ich meine schöne Georgina mehr und mehr liebe, so daß ich in diesem Verhältniß während meines Aufenthalts in diesem Lande ein wahres Glück genieße."

„„Ich gestehe, daß Ihre Erzählung mich sehr interessirt hat, obschon ich bezweifle, daß ich jemals meinen Widerwillen gegen die Mulattinnen werde überwinden lernen.""

„Sie thun recht daran" — rief jetzt der Lieutenant P . . . — „sich nicht von S . . etwas in den Kopf setzen zu lassen; denn seine Bewunderung für die Signarden ist übertrieben. Er hat Ihnen darum nicht erzählt, daß diese gelben Frauen einen eigensinnigen und launenhaften Charakter haben, der einen vernünftigen Mann rasend machen kann; daß sie die europäischen gebrannten Wässer, besonders Kornbranntwein, lieben und endlich eine Verschwendungswuth besitzen, die einen Rothschild ruiniren könnte. . . ."

„„In der That, wenn Sie eine ebenholzfarbige Haut vorziehen"" — erwiederte S . . — „„dann rathe ich freilich, sich den Vorschlägen meines Freundes P . . . anzubequemen. Sie brauchen ihn nur auf die Schiffswerfte zu begleiten, wo einige hundert Negerinnen arbeiten, und er wird Ihnen schon eine passende aussuchen.""

„Sie übertreiben wieder, Capitain" — sagte der Angegriffene. „Wenn der Herr eine Negerin wünscht, so kann er sie anderswo besser finden als unter meinen Sklavinnen. Was ich aber behaupte, ist, daß es nur zwei Arten von Frauen giebt: weiße und schwarze. Da wir hier keine weißen haben können, so wähle ich natürlich die schwarzen und kehre mich nicht an die halbschlächtigen Mulattinnen. Jeder folge darin seinem Geschmack. Wenn ich eine junge Negerin nach meinem Sinn finde, so kaufe ich sie und werde wenigstens die Genugthuung haben, sie durch Freilassung glücklich zu machen."

„„Dann werden Sie auch die Genugthuung haben, den ersten besten Neger zum Nebenbuhler zu erhalten. Denn die Schwarzen lieben nicht die Weißen.""

„Und ich sage Ihnen, daß die Negerinnen eine wahre Leidenschaft für die Europäer besitzen."

Wir werden später sehen, welcher der beiden Offiziere Recht hatte, oder ob sie nicht vielleicht beide im Unrecht waren.

Frankreich.

Einführung neuer Hausthiere in Frankreich. *)

Der Sinn für die Abrichtung wild lebender Thiergattungen zu Hausthieren hat sich, während alle übrigen praktischen Künste und Wissenschaften von Jahrhundert zu Jahrhundert Fortschritte machten, im Laufe der Zeiten verloren. Das mythische Alterthum steht in dieser Hinsicht weit über unserem hochgebildeten Zeitalter. Was die Neueren für die Einführung von Hausthieren in Europa gethan haben, läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Im 16ten Jahrhundert verpflanzten die Spanier einige nützliche Thiergattungen aus fernen Weltgegenden in ihre Heimat, im 18ten die Engländer andere, die nur zur Zierde dienten. Zu den ersteren gehören: der Truthahn, die sogenannte türkische Ente und das amerikanische Schwein aus Mittel-Amerika. Desgleichen haben die Spanier Versuche gemacht, das Lama, das Alpaca und die Vigogne bei sich zu akklimatisiren. Den Engländern verdankt man viele Gattungen von Ziervögeln aus Nord-Amerika und China. Seit dieser Zeit hat trotz der Vervollkommnung der Schifffahrt und der Ausbreitung der europäischen Kolonieen keine weitere Uebersiedelung ausländischer Thiere nach Europa stattgefunden.

Sollte dieser Umstand darin seinen Grund gehabt haben, daß bereits das Mögliche geschehen und jede Quelle erschöpft war? Man urtheile. Von den fünfunddreißig gezähmten Thiergattungen, die wir in Europa besitzen, stammen einunddreißig aus Asien (und zwar vorzugsweise aus Mittel-Asien), aus Europa selbst und aus Nord-Afrika. Es bleiben also vier Gattungen für alle übrigen Weltgegenden, d. h. für ganz Amerika, Mittel- und Süd-Afrika und Australien übrig. Eine solche Vertheilung ist an sich schon auffallend; sie wird es aber noch mehr, wenn man bedenkt, daß gerade diejenigen Landstriche, die so wenig in Rücksicht auf den besprochenen Zweck ausgebeutet wurden, besonders reich an eigenthümlichen und nutzbaren Säugethieren und Vögeln sind.

Man sage also nicht: Es ist hier seit so langer Zeit nichts mehr geschehen, weil nichts mehr zu thun übrig war; sondern im Gegentheil: Je weniger seit drei Jahrhunderten geschehen ist, desto mehr ist für unsere Zeit zu thun da. Die halbe Erde blieb unbenutzt, die andere Hälfte ist nicht ganz benutzt worden.

Geoffroy-Saint-Hilaire, der Verfasser unseres Originals, hat in seiner Eigenschaft, als Direktor der Menagerie des naturgeschichtlichen Museums in Paris, selbständige Zähmungsversuche angestellt. Dieselben geschahen nach drei Richtungen und umfaßten erstens: die Akklimatisirung und Zähmung von Gattungen, die bis dahin wild gelebt hatten; zweitens: die Akklimatisirung bereits anderwärts gezähmter Gattungen; drittens: die Akklimatisirung *wilder* Gattungen ohne gleichzeitige Zähmung.

Die Versuche der ersten Art sind unbedingt die schwierigsten, denn es handelt sich hier darum, eine Thiergattung sowohl ihrem heimatlichen Boden als ihrem wilden Zustande zu entwöhnen. Es wurden zu diesen Versuchen gewählt: das Dschiggetai (ein tatarisches Säugethier, das zwischen Pferd und Esel steht) und die ägyptische Gans. Der Erfolg war bei der ersteren Gattung theilweise, bei der letzteren vollkommen.

„Die Naturalisation der ägyptischen Gans in Frankreich" — heißt es in der Rede — „wurde bereits zu Anfange dieses Jahrhunderts von meinem Vater vorgeschlagen. Dieser Vogel war seitdem seiner Schönheit wegen sehr gesucht, wurde in England und dem nördlichen Frankreich in Parks gezogen und pflanzte sich sogar daselbst fort. Im Jahre 1839 begannen wir den Versuch, ihn heimisch zu machen, systematisch und besitzen jetzt nicht nur eine große Anzahl von Individuen, sondern, was das eigentliche Kennzeichen der vollständigen Zähmung ist, eine von den übrigen Arten verschiedene, eine französische Race afrikanischer Gänse. Bis jetzt hat dieselbe, geringes Blässerwerden abgerechnet, den ganzen Farbenreichthum bewahrt, der die ägyptische Gans zu einem der schönsten Schwimmvögel macht. Dazu ist sie bedeutend größer und stärker geworden, als die Stammgattung ist. Die merkwürdigste Wirkung aber von dem Einflusse des veränderten Klima's und der Gefangenschaft war folgende: Unter dem warmen Himmelsstriche ihres Heimatlandes legt die ägyptische Gans gegen Neujahr Eier. Die Individuen, an denen wir die ersten Versuche machten, thaten dies auch wirklich Ende Dezembers, oder Anfang Januars, und wir waren genöthigt, die Jungen in der kalten Jahreszeit aufzuziehen. Aber nach einigen Jahren rückte die Zeit des Eierlegens sowohl bei jenen Individuen, als bei ihrer Nachkommenschaft, vom Januar auf den Februar, von da auf den März und steht jetzt im April, so daß die Jungen gerade in der günstigsten Zeit auskriechen. Auf diese Weise schwand das wichtigste Hinderniß, das die Verbreitung dieser schönen Thiergattung in Frankreich hätte aufhalten können, und wir haben alle Ursache, zu hoffen, daß der berühmte χηναλώπηξ der Griechen, der heilige Vogel der Aegypter, in einigen Jahren ein verbreiteter Ziervogel seyn und später, wie es mit der kanadischen Gans in manchen Gegenden Nordamerika's geschehen ist, uns zur Speise dienen wird."

Was das Dschiggetai betrifft, so soll es bereits in Hindostan beim Feldbau benutzt worden seyn; in Frankreich mochte die Zähmung desselben nicht recht gelingen. Indessen ist die Zeit von acht Jahren, während welcher bis jetzt Zähmungsversuche gemacht worden sind, gering bei einem Thier, das, wie seine Verwandten, das Pferd und der Esel, elf Monate trächtig und erst im dritten Lebensjahre entwickelt ist.

Als Beispiel einer Akklimatisirung bereits anderwärts gezähmter Thiere wählte Saint-Hilaire das Lama und die Vigogne, von denen Buffon irgendwo sagt: „Ich denke mir, daß diese Thiere eine prächtige Erwerbung für Europa wären und wahreren Gewinn brächten, als alles Gold und Silber der neuen Welt." Auch unser Verfasser spricht den Wunsch aus, daß sie in den Alpen und Pyrenäen heimisch gemacht würden, und erwartet davon die glänzendsten Erfolge.

Wilde Thiergattungen zu akklimatisiren, ohne sie gleichzeitig zu zähmen, gelang bei einigen Hirsch-Arten, die jetzt mit dem anderen Wild im Parke von Saint-Cloud gejagt werden und sich daselbst, wie dieses, fortpflanzen.

Hieran knüpft der Redner mehrere Vorschläge an die Regierung, deren Ausführbarkeit durch die erwähnten Versuche bewiesen ist. So verlangt er, außer der bereits berührten Einführung des Lama und seiner Varietäten, die des Kameels oder Dromedars, welche Thiere — zumal das letztere — sich leicht aus Algerien nach Frankreich schaffen ließen und in den Ebenen der Garonne von großem Nutzen seyn würden. — Wo er von der Zähmung gegenwärtig noch wild lebender Thiergattungen spricht, wirft er die Frage auf, ob wirklich eine größere Anzahl von Hausthieren für Frankreich erforderlich sey, und beantwortet sie, das Dschiggetai und das Zebra zum Beispiel nehmend, mit folgenden Worten:

„In Betracht der großen Veränderungen, die durch den Uebergang aus dem wilden in den gezähmten Zustand bei den Thieren hervorgebracht werden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, was in Frankreich aus der schlanken und leichtfüßigen Race der Dschiggetai's und aus der kräftigeren der Zebra's werden wird. Aber behaupten läßt sich, daß beide Arten von dem Geschlechte der Pferde und Esel verschieden seyn und zu gewissen Zwecken, wie an gewissen Oertlichkeiten, die letzteren übertreffen werden. Zudem ist eine Mannigfaltigkeit der Abarten und mithin eine größere Vielseitigkeit der Dienste, die diese Thiere leisten werden, von der Vermischung der neuen und der alten Einhufer zu erwarten.

„Wenn also schon bei der Einführung solcher Gattungen Vortheil in Aussicht steht, die bereits Verwandte im Lande haben, so müssen diejenigen, bei denen dieser Fall nicht stattfindet, erst recht wünschenswerth seyn. Unter den Dickhäutern z. B. nenne ich den Tapir, der mit geringen Unkosten zu einem Hausthier gemacht würde, das wir benutzen und essen könnten. Er hat einen sehr ausgesprochenen Instinkt zur Geselligkeit, nährt sich von Pilzen, Wurzeln und Insekten und ist in Brasilien und Guyana außerordentlich häufig.

„Ferner betrachtete ich für nützlich und leicht zähmbar die Känguruhs in Neu-Holland. Ihr Fleisch schmeckt angenehm und ist sehr gesund. Es giebt davon noch eine Varietät, deren Einführung von unschätzbarem Vortheil wäre, nämlich das wolltragende Känguruh, dessen überaus weiches und feines Haar dem der Vigogne nicht nachstehen würde. Werden wir es wohl erleben, daß die Bewohner der Alpen und Pyrenäen Alpacas und Vigognen ziehen werden, während die der Niederungen durch ihre Känguruh-Wolle mit ihnen konkurriren? Fügen wir noch hinzu, daß diese Thiere, die in ihrer Organisation und Lebensweise so sehr von unserem Woll- und Schlachtvieh abweichen, in Gegenden fortkommen müssen, in welchen dieses nicht gedeihen will."

Der Redner schließt mit dem Vorschlage einer Ménagerie de naturalisation, die zur Akklimatisirung und Zähmung ausländischer wilder Thiere im südlichen Frankreich angelegt werden soll.

„Die Thiere der heißen Länder" — sind seine Worte — „werden nur allmälig bei uns heimisch werden. Daß sie es überhaupt können, beweisen das Pferd, der Esel und das Huhn, die aus weit südlicheren Gegenden stammen, als Frankreich ist. Wollte man aber die tropischen Thiere gleich im ersten Jahre ihrer Ankunft der Winterluft aussetzen, so würden sie im nördlichen Frankreich, wo der Winter kalt und trocken, und im mittleren, wo er mild und feucht ist, sehr gefährdet seyn. Sie während der ganzen Jahreszeit eingesperrt zu halten, wäre nicht minder gewagt und, da sie doch, um ihrem Zweck zu entsprechen, schon in ziemlicher Anzahl vorhanden seyn müssen, auch sehr kostspielig.

„Diesem Uebelstand kann allein eine Anstalt abhelfen, die im südlichen Frankreich zu ihrer vorläufigen Aufnahme errichtet wird. Wenige Tage ausgenommen, würden die übergesiedelten Thiere eine durchweg milde und nicht zu feuchte Temperatur genießen. Dieses Klima, da es weniger heiß ist, als dasjenige, welches sie verlassen haben, und heißer, als das des nördlichen und mittleren Frankreichs, in welches sie kommen sollen, wäre für sie ein heilsamer Uebergangspunkt aus ihrem alten in ihr neues Vaterland. . . . .

„Indessen darf diese Menagerie nicht, wie eine gewöhnliche, wenige Individuen von vielen Gattungen enthalten und dem großen Publikum geöffnet seyn, sondern sie ist vielmehr für sehr wenige Gattungen bestimmt, die durch eine möglichst große Menge von Individuen vertreten werden. Auch müssen die Thiere, so weit es angeht, von den Besuchen des Publikums verschont bleiben, damit ihre Fortpflanzung nicht gehindert oder gestört werde. . . . .

„Eine solche Anstalt, nach den Grundsätzen einer gesunden Physiologie geleitet, würde ohne Zweifel Frankreich in einer nicht allzu fernen Zeit mit einer Anzal kostbarer Thiergattungen bereichern, die zu neuen Industriezweigen führen und manche Gegenden emporbringen werden, deren Gedeihen unter den bisherigen landwirthschaftlichen Verhältnissen unmöglich war. Ich wünsche also mit aller Energie diesen Fortschritt herbei und sehe in seiner Ausführung eine jener Wohlthaten, die wenig Geräusch machen, aber dauernd und für ewige Zeiten fruchtbringend sind, und deren eine noch schönere Belohnung wartet, als die Bewunderung der Menschen, — ihre Dankbarkeit!"

*) Aus einem Vortrage, den Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire, der Sohn des berühmten Rivalen Cuvier's, gegen Ende Oktobers in der Pariser Akademie der Wissenschaften gehalten.

Mannigfaltiges.

— Ludwig Tieck. Die Pariser Illustration vom 11. Dezember enthält einen recht ansprechenden Artikel von Xav. Marmier über Ludwig Tieck und dessen Leseabende, wobei denn zugleich eine Abbildung des Tieckschen Salons mit der Unterschrift: „Une soirée chez Tieck" und ein Bild der letzten Scene im „gestiefelten Kater" geliefert wird. „Es sind bereits funfzehn Jahre her", sagt Marmier, „aber ich sehe den Dichter noch mit seiner hohen, von einigen weißen Locken beschatteten Stirn, mit seiner sanften und ausdrucksvollen Physiognomie, seinen großen, blauen, klaren Augen, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, mit dem Ohre lauschend nach Allem, was um ihn her vorgeht, unter den körperlichen Schmerzen, die ihn auf dem Lehnstuhle gebannt hielten, anmuthig konversirend, voll geistiger Beweglichkeit, mit strahlendem Blick und jugendlich graziösem Lächeln. Um jene Zeit war er von der Gicht heimgesucht, deren erste Anfälle er bereits im Alter von 33 Jahren erfahren hatte.... Am Abend versammelte man sich um ihn, in seinem Zimmer; seine alte Freundin, die Gräfin von Finkenstein, nahm ihren gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee ein *); seine beiden Töchter, zwei edle Gestalten, saßen, ihm gegenüber, neben ihrer Mutter, und einige vertraute Freunde, einige zufällige Gäste rundeten den Kreis ab, in welchem Tieck seine Vorlesungen hielt — Vorlesungen, zu denen jeder ausgezeichnete Fremde zugelassen zu werden strebte, und die eine große Berühmtheit in Deutschland erlangt hatten. Ich habe das Glück gehabt, diesen poetischen Abendgesellschaften beizuwohnen, und wahrlich, ich muß zugeben, daß die Theilnahme, welche sie in der literarischen Welt und in der eleganten Welt Dresdens erregt hatten, nicht übertrieben war. Ich erinnere mich besonders eines Winterabends, wo wir uns zufällig in einem kleineren Kreise, als gewöhnlich, befanden und wo Tieck uns sein Lustspiel vom gestiefelten Kater vorlas, eines seiner humoristischsten und geistvollsten Stücke.... Tieck ließ die verschiedenen Personen dieses Märchen-Lustspiels: Männer und Frauen, Fürsten und Narren, den Kater, der eine große Rolle spielt, und die Philister, die im Parterre sitzen und ihre Bemerkungen dazu machen, mit einer solchen Biegsamkeit seines Organs sprechen, daß jeder Zuhörer, ohne daß die Namen der Personen genannt wurden, die Einen von den Anderen vollkommen unterscheiden konnte; sein Blick, seine Physiognomie und die verschiedenen Intonationen seiner Stimme deuteten ihren Charakter genau an, malten uns ihre Bewegungen und drückten ihre Leidenschaften aus. Eine solche Vorlesung war ein wahres Schauspiel, eine Theatervorstellung, in welcher ein einziger, auf seinem Lehnstuhle sitzender Schauspieler eine ganze Welt von Rollen darstellte. — Seit einiger Zeit ist Tieck nach seiner Geburtsstadt zurückgekehrt, nach der Stadt, in der sein Bruder Friedrich sich durch seine Kunstwerke Ruhm erwarb, während ihn seine Schriften berühmt machten. Die erhabene Munifizenz des Königs von Preußen hat ihm in Berlin einen ehrenvollen Ruheplatz im Alter gesichert. Aber welche Leere muß in Dresden durch seine Abreise entstanden seyn! Mit welchen Gefühlen müssen Diejenigen, die dort ihn zu sehen gewohnt waren, jetzt über den Alten Markt gehen, wenn sie zu den Fenstern seiner verlassenen Wohnung hinaufblicken!"

Diese sich seit vielen Jahren treu bleibende Verehrung Marmier's für den greisen Dichter hat etwas Rührendes. Als am 31. Mai 1833 von einer sehr großen Zahl von Freunden der Literatur in Berlin der 60jährige Geburtstag Ludwig Tieck's gefeiert wurde, hatten wir bereits Gelegenheit, in diesen Blättern auf die gemüthreiche Darstellung hinzuweisen, die der junge Marmier den Franzosen von dem Dichter des „Phantasus" gegeben hatte, und wir theilten nach seinen kurz vorher erschienenen „Feuilles Volantes" das nachstehende Sonnet mit: **)

An Ludwig Tieck.

Nun ist's entschieden — morgen, morgen geht es fort!
Leb wohl, mein Glück, an dem ich mich geweidet:
Von Ihm gekannt zu seyn, mit Ihm an Einem Ort
Zu weilen, Ihn zu seh'n, von dem mein Herz nie scheidet.

Leb wohl, o Tieck! Der Kunst, die für Dich fleht,
Den treuen Freunden magst Du lang noch leben,
Dem Vaterlande auch, das einst, wiewohl zu spät,
Den Ruhm begreift, den ihm Dein Ruhm gegeben.

Werd' ich Dich wiederseh'n? Ach ungewisses Glück!
Der Ferne zieh' ich zu; doch Du — Du kehrst zurück
Mit gold'nem Flügelschlag in's Reich der Geister.
Von dort, wo würdig einst Dein Genius verweilt,
Magst Du mir, wenn zu schwach mein Flug Dir nachgeeilt,
Vom Himmel senden einen Strahl, mein Meister!

— Monatsrosen, von Karl Beck. ***) Um über diesen in einzelnen Sträußern uns dargebotenen Blumenflor des fruchtbaren lyrischen Dichters ein Urtheil abgeben zu können, wird man wohl noch einige spätere Monatsrosen abwarten müssen, da Farbe und Duft der ersten, obwohl es darunter nicht an ausgezeichneten Knospen fehlt, doch noch zu unbestimmt sind, um alle Schönheiten der Species daran nachzuweisen. Jedenfalls aber hat der Name des Gärtners Klang genug, um das Vertrauen zu erwecken, daß sein Blumenbeet im Frühjahre reich an Farben und würzig an allen Düften des Orients wie des Occidents seyn werde, wenn es auch jetzt noch etwas farblos erscheint, und so zweifeln wie denn auch nicht, daß diese Monatsrosen, zusammengebunden, einen Musen-Almanach bilden werden, der mehr als ein Jahr überdauern wird. Einzelnes Schöne in dieser ersten Lieferung, namentlich „Eine Trauerweide" und „Wo Tauben sind", hatten wir bereits anderwärts gelesen, *) doch mit dem Unterschiede, daß wir in den „Monatsrosen" den Namen GOTTES und des HERRN überall in dieser Weise gedruckt finden, ohne daß dadurch die Gedichte, wie uns scheint, an religiöser Innigkeit gewonnen haben.

— Dieffenbach und Justus Liebig. Ein ungarischer Arzt, Herr Dr. Moricz Heerzegy, stellt in einem uns vorliegenden Aufsatze diese beiden Namen zusammen. Nachdem er von Liston, Benj. Brodie und Guthrie in London und von Lisfranc, Blandin und Anderen in Paris gesprochen, kömmt er auf den großen Verlust, den die deutsche Chirurgie kürzlich durch Dieffenbach's Tod erlitten, der unter den jüngeren ungarischen Aerzten um so größere Theilnahme erregt habe, als viele derselben Schüler und persönliche Freunde des Verstorbenen seyen. Der Verfasser gehört auch zu den Schülern Dieffenbach's und sagt darüber unter Anderem:

„Ich war so glücklich, im Jahre 1843 unter seiner Leitung und in seinem Operationssaale meine erste Operation an dem linken Auge eines Mädchens zu verrichten. Der Fall war ein Strabismus convergens, und trotz der Angst, mit der ich ans Werk ging, bezeigte mir Dieffenbach doch vor dem ganzen Auditorium seine Zufriedenheit auf eine Weise, daß ich nicht übel Lust hatte, es für Spott zu halten. Dem war aber nicht so, das bewies mir des Meisters Benehmen vor- und nachher: er war mir der eifrigste, uneigennützigste Lehrer, dem ich unbedingt vertrauen durfte, und Alles, was ich kann, verdanke ich diesem großen Arzt und nicht minder großen Menschen, den ich nie vergessen werde. — Lebhafter als je vorher, seit ich Berlin verließ, wurde ich wieder an Dieffenbach erinnert, als ich vor einigen Tagen die „chemischen Briefe" von Justus Liebig las. Ich kenne leider Herrn Professor Liebig nicht persönlich, so viel aber ist mir nach Lesung seiner Briefe klar geworden, daß er als Chemiker ganz denselben Weg verfolgt, welchen der verewigte Dieffenbach als Operateur betrat. Liebig wie Dieffenbach haben sich los gemacht von dem Wust des alten Schlendrians hochgelahrter Theorieen und wirrer Systeme. Mit klaren, ungetrübten Augen erschaut Liebig die Natur, wie sie ist, und setzt Alles daran, sie so zu erfassen. Daher sein Haß gegen die marktschreierische, taschenspielermäßige Art, wie namentlich in Frankreich die Chemie bisher betrieben und leider auch gelehrt wurde. Liebig verwirft — und mit größtem Rechte — unbedingt alle gekünstelten Experimente, die zu weiter nichts dienen, als immer neue Irrthümer und unhaltbare Systeme hervorzurufen. Wozu denn, ums Himmelswillen, auch all' dies Gebräue, Gequirle und Gequälme mühsam zusammengesetzter Flüssigkeiten, um einen chemischen Beweis zu erzielen, welchen wir überall ungekünstelt im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten &c. wahrnehmen können, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, die Natur zu beobachten, welche ununterbrochen schafft und wirkt. Was da in vielen Hörsälen nach unendlichen Rezepten gelehrt (aber oft nicht erklärt wird) — jede absterbende Blume, jeder Düngerhaufen, jedes hinsterbende organische Leben lehrt und erklärt dies besser, zeigt uns, daß aus der anscheinenden Zerstörung neues Leben sich gestaltet. — Liebig will daher keine Experimente, sondern Beobachtung, und diese allein ist ihm die wahre Chemie, sie nur führt zur wirklichen Erkenntniß des eigentlichen Wesens der Dinge und somit zur nutzbringlichen Herrschaft, wo es ihrer Anwendung gilt. Liest man Liebig's treffliches Buch in seiner einfachen, Allen verständlichen Darstellung, so begreift man nicht, wie nicht schon längst diese ewige Wahrheit allgemein erkannt worden — aber sie lag zu nahe! und durch Liebig's „Briefe" ist die Geschichte vom Ei des Columbus wiederholt. Es sollte dieses Buch in keiner Bibliothek, in keiner Schule fehlen! Angehenden Aerzten aber dürfte es vollends unentbehrlich seyn, wenn es ihnen Ernst ist, auf dem einzig wahren, das heißt naturgemäßem Wege zu wirken. Vorzüglich mögen solche Aerzte es lesen, welche die Neigung verspüren möchten, sich der Lehre des großen „Verdünners" zuzuwenden; viel ist schon (zu viel!) wider die Homöopathie geschrieben worden und ohne Erfolg! Aber so überzeugend und vernichtend, wie durch Liebig, ist der Unsinn Hahnemann's noch nicht widerlegt worden. Ehre dem trefflichen Manne dafür, und möge er noch lange wirken für die Kunst, deren einzige Lehrerin die Natur seyn soll."

— Memoiren des Königs der Franzosen. Englische Blätter erzählen, daß der König Ludwig Philipp, so oft er sich in St. Cloud befindet, wo er größere Ruhe und Muße genießt, als in den Tuilerieen, jeden Dienstag und Freitag Abend ausschließlich seiner Familie widmet, ohne daß auch Fremde zugelassen werden. An diesen beiden Abenden der Woche wird oft aus den Memoiren des Königs vorgelesen, den „Souvenirs de ma vie", die Ludwig Philipp zur Belehrung seiner Kinder niedergeschrieben hat. Das Werk existirt nur in der Handschrift und soll auch niemals gedruckt werden.

*) Die greise Freundin des 74jährigen Dichters ist ihm vor wenigen Tagen durch den Tod entrissen worden.

**) Vergl. Nr. 65 des Magazins vom 31. Mai 1833.

***) Berlin, T. Trautweinsche Buch- und Musikhandlung, 1848. — Von je vier zu vier Wochen erscheint ein solcher Monatsrosen-Strauß. In ähnlicher Weise haben einmal die französischen Dichter Barthélemy und Méry eine poetische Wochenschrift, die „Nemesis", herausgegeben, welche jedoch einen politischen Charakter hatte.

*) In dem von Heinrich Pröhle herausgegebenen „Norddeutschen Jahrbuch für Poesie und Prosa" (Merseburg, Louis Garcke, 1847), in welchem sich auch Beiträge von Eman. Geibel, Justinus Kerner, Ed. Mörike, F. L. Jahn, R. E. Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Titus Ullrich, Henriette Ottenheimer u. A. befinden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Freitag den 24. Dezember 1847.

Frankreich.

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Noch vor kaum drei Jahren kannten wir von der alten Hauptstadt Assyriens nichts, als die Stelle, wo sie gestanden, und den Namen, welchen sie geführt. Wenn sich an diesen Namen einige biblische Erzählungen, einige ans Wunderbare streifende Angaben der alten Geschichtschreiber knüpften, so versagte man jenen allen Glauben und wußte diese dergestalt zu kommentiren, daß alles Ungewöhnliche beseitigt ward. Ja, selbst was Ort und Stelle der alten assyrischen Stadt betrifft, so hatte man Nichts aufgefunden, als die Spuren einer — ziemlich engen — Umfassungsmauer und einige Haufen von Ziegelsteinen — die unförmlichen Trümmer ehemaliger Gebäude, von denen man sich keinen Begriff zu machen wußte. Man hatte daher bereits die Hoffnung, den die Geschichte Assyriens verhüllenden Schleier zu lüften, aufgegeben, als er durch eine jener wunderbaren Entdeckungen, auf die unsere Zeit stolz seyn darf, zerrissen wurde. Und wie steht es nun mit der Behauptung, daß Diodor von Sicilien sich lächerlicher Uebertreibungen schuldig gemacht? Darf man ferner noch so willkürlich, als bisher, mit dem Text der heiligen Schrift umgehen und ihrem grammatischen Sinn Gewalt anthun? Dergleichen scheint hinfort unmöglich zu seyn, denn abermals findet es sich durch eine unerwartete Thatsache dargethan, daß „was wahr, nicht immer auch wahrscheinlich ist."

Paris besitzt, Dank sey es der Munifizenz der französischen Regierung, ein prächtiges assyrisches Museum, und von England aus sind Nachgrabungen angeordnet, die London ebenfalls mit einem solchen Institut ausstatten. Wir wissen endlich, woran wir sind in Betreff eines Staates und Volkes, die — es fehlte nicht viel daran — von unseren Historiographen fast ins Reich der Mythologie verwiesen worden wären. Eine vollständige Civilisation offenbart sich uns, ganze Seiten der Geschichte eines berühmten Volkes sind gerettet aus dem Schiffbruche der Jahrhunderte, Seiten, die, wenn wir sie einst werden entziffert haben, uns das alte Ninive in seinem ganzen Glanze zeigen werden. Damit man die Wichtigkeit der Denkmäler, deren Entdeckung wie Herrn Botta, französischen Konsul in Mossul, verdanken, gehörig würdige, müssen wir hier kürzlich in Erinnerung bringen, was uns die Bibel und die alten Geschichtschreiber über die Entstehung des assyrischen Reiches und über die hauptsächlichsten Phasen seiner Geschichte erzählen.

Mossul gegenüber und auf dem östlichen Tigrisufer erstreckt sich eine von dem Khausserflusse durchschnittene Ebene; dort lag Ninive. Wer aber waren die Gründer des assyrischen Reiches? Ueber diesen Punkt besitzen wir nur das Zeugniß der Schrift, in der es (1. B. Mose, K. X.) heißt: „Sem's Söhne waren Elam und Assur. Die Söhne Cham's aber waren Kusch, Mizraim, Put und Kanaan. Und Kusch zeugte Nimrod. Babel war die Hauptstadt seines Reiches. Assur verließ dieses Land (das Land Sinnear) und erbaute Ninive." Diese Stellen sind ohne Schwierigkeit. Assur, Sem's Sohn, ist der Stammvater der Assyrier, die mithin zur semitischen Race gehören. Nimrod aber, der starke Jäger vor dem Herrn, war der Sohn Kusch's, des Sohnes Cham's, d. h. er repräsentirt die arabisch-äthiopische Race, die das Land Assur's eroberte und in demselben ein Reich gründete, dessen Hauptstadt Babel oder Babylon war. Verjagt aus Sinnear, baute nun Assur, der Semite, Ninive. Die Schrift begnügt sich unglücklicherweise mit dieser einfachen Erzählung, doch dürfen wir, gestützt auf die Genesis, wohl eine große kriegerische Revolution annehmen, während deren zwei verschiedene Menschenracen auf demselben Boden einander gegenüber standen, bei welcher Annahme uns nur die nöthigen Details mangeln, um Ursachen und Wirkungen dieser Revolution zu würdigen.

Die Profanschriftsteller sind nicht ausführlicher; sie sagen uns, daß der Assyrer Ninus, Belus' Sohn, wahrscheinlich aus jenen Gegenden, in denen sich die Kuschiten gewaltsam festgesetzt, vertrieben, sich des nördlich von Babylonien gelegenen Landes bemeisterte und dort an den Ufern des Tigris ein neues Reich gründete, dessen Hauptstadt Ninive ward. Wenn man annehmen darf, daß das babylonische Reich 2500 v. Chr. gegründet wurde, so muß also die Erbauung von Ninive in dieselbe Zeit fallen. Einige Jahrhunderte später (um 2000 v. Chr.) wurden unter der Regierung des Ninus und seiner Gemahlin Semiramis die Reiche von Ninive und Babylonien unter einem und demselben Scepter vereinigt, und beide Staaten bildeten nur einen einzigen bis zu dem Momente, wo Sardanapal, um der Rache der wider ihn vereinten Satrapen zu entgehen, sich den Tod auf dem Scheiterhaufen gab (um 800 v. Chr.).

Erst mit dieser, der christlichen Zeitrechnung ziemlich nahe liegenden Epoche tritt die assyrische Geschichte allmälig aus dem mythologischen Nebel hervor. Der Kanon der chaldäischen Könige, welchen Ptolemäus uns aufbewahrt, und der ohne Zweifel ein Werk der chaldäischen Astronomen ist, verdient, unter die kostbarsten geschichtlichen Denkmäler gerechnet zu werden. In der That scheint dieses chronologische Verzeichniß alles Vertrauens würdig zu seyn. Der Kanon der Ptolemäer beginnt mit Nabonassar, der dessen Abfassung anordnete und der überdies bestimmte, daß alle Chaldäa betreffenden geschichtlichen Daten von seiner Regierung ab gerechnet werden sollten. Aus der Schrift entnehmen wir, daß zur selben Zeit Ninive nach einander Tiglat-Palasar und Salmanasar zu Herrschern hatte. Die babylonischen Könige, allem Anschein nach Vasallen der assyrischen Könige von Ninive, suchten sich der Lehnsherrlichkeit der Letzteren zu entziehen und verbanden sich mit den Königen von Suda, um dem gemeinsamen Feinde die Spitze zu bieten. Merodach Baladan vereinigte sich mit Ezechias gegen den Herrscher von Ninive. Dieser jedoch besiegte die Koalisirten, und einige Jahre später wurde Asarhaddon, der Sohn des assyrischen Königs Sennacherib, durch seinen Vater auf den Thron von Babylonien gesetzt, dessen Krone auf diese Weise mit der von Ninive auf demselben Haupte vereinigt wurde. Etwas später bildeten die Meder und Chaldäer eine neue Coalition gegen Ninive. Cyaxares, der König der Meder, erschien vor Ninive, auf dessen Thron ein neuer König, Namens Sardanapal, saß. Er wurde besiegt und kam, gleich dem ersten Sardanapal, in den Flammen seines Palastes um. Ninive ward eingeäschert (626 v. Chr.) und erstieg nicht wieder aus seinen Trümmern. Der Sitz der Regierung wurde nach Babylon verlegt. Nabopolassar und sein Sohn, Nabuchodonosor, saßen nach einander auf dem Thron, welchen sie mit Macht und Glanz umgaben. Die Chaldäer werden nun ihrerseits Eroberer. Die Aegypter und ihr König Nechao sehen sich weit über den Euphrat zurückgetrieben; die Juden, stets geschlagen und stets wieder aufstehend, werden (588 v. Chr.) nach Babylon in die Gefangenschaft geschleppt, Aegypten selbst wird erobert. Nach seiner Rückkehr erbaut Nabuchodonosor ein zweites Babylon im Angesichte des ersten, auf dem rechten Euphrat-Ufer. Alles, was die Einbildungskraft Wunderbares zu ersinnen vermag, wird auf sein Geheiß ausgeführt in dieser seiner Hauptstadt, die noch Herodot und Ktesias, trotz der Verheerungen, denen sie bei der Invasion der Perser preisgegeben war, mit Staunen betrachteten.

Nabuchodonosor folgte in der Regierung 561 sein Sohn Evilmerodach, der zwei Jahre später durch seinen Schwager Neriglissor ermordet ward. Allein auch dieser Usurpator behauptete sich nur zwei Jahre auf dem Throne, den er nach Verlauf derselben sammt dem Leben in einer Schlacht gegen den König der Meder und Perser, Cyrus, einbüßte. Nunmehr trat sein junger Sohn, Laborosoarchod, die Herrschaft an, die ihm jedoch sehr bald von den seiner Grausamkeiten überdrüssigen Wesiren wieder entrissen wurde. Nabonid — der Labynitus des Herodot und in der Schrift Belsazzar genannt, nahm seine Stelle ein. Nach seinem Zuge gegen die Lydier wendete sich Cyrus abermals gegen den Euphrat. Vergebens suchte Nabonid den Eroberer aufzuhalten; er ward geschlagen und schloß sich in seine Hauptstadt, die er für uneinnehmbar hielt, ein. Allein Cyrus drang durch das trockne Bette des Euphrat, dessen Wasser er abgeleitet hatte, in Babylon ein (538 v. Chr.), und mit dem Falle der Hauptstadt war auch der Fall des Reichs entschieden, von dem nichts übrig blieb, als ein glänzender Name.

Unter den von uns mit möglichster Kürze hier zusammengestellten Thatsachen sind nur wenige von unzweifelhafter Gewißheit. Wir wollen uns deshalb nur an diejenigen geschichtlichen Daten halten, die uns gestatten, über die Zeit der Entstehung der von Herrn Botta entdeckten Denkmäler eine Konjektur zu wagen. Ninive ging 626 v. Chr. unter, es erhob sich nicht wieder aus seinen Ruinen, und achtundachtzig Jahre später wurde auch Babylon die Beute des persischen Cyrus. Da die persepolitanische Keilschrift in allen beschriebenen — zwei- oder dreisprachigen — Denkmälern, die wir über die Dynastie der Achemeniden, welcher der Eroberer Babylons angehört, besitzen, den Ehrenplatz einnimmt, so dürfen wir überzeugt seyn, daß jedes Monument, welches man in Chaldäa, sey es in Babylon oder in Ninive, entdecken möchte, und welchem keine Keilschrift-Uebersetzung der auf demselben befindlichen, geschriebenen Texte beigefügt ist, älter als die persische Eroberung seyn, d. h. daß es aus einer 538 v. Chr. vorhergegangenen Zeit herrühren muß. Aus dieser eben so einfachen, als natürlichen Bemerkung ergiebt sich, daß der von Herrn Botta entdeckte Palast von Khorsabad vor der persischen Eroberung und

wahrscheinlich auch vor der durch Cyaxares 626 v. Chr. ins Werk gesetzten Zerstörung Ninive's entstand.

Es würde unnütz seyn, wenn wir uns hier auf die Umstände, welche Herrn Botta's Entdeckung vorangegangen sind und sie gewissermaßen vorbereitet haben, näher einlassen wollten. Herr Botta unternahm innerhalb der von englischen Reisenden als Ringmauer des alten Ninive bezeichneten Gränzen Nachgrabungen. Da er nur unförmliche Trümmer fand, so würde er vielleicht die angefangenen Arbeiten gänzlich aufgegeben haben, hätte er nicht zufällig außerhalb jener Gränzen, bei dem Dorfe Khorsabad, neue Nachgrabungen anstellen lassen. Dieses Dorf liegt auf einer Erderhöhung, an deren nordwestlicher Seite die Arbeiter angestellt wurden. Gleich den ersten Tag sah Herr Botta sich im Besitz einer der merkwürdigsten Entdeckungen, welche die neuere Zeit gemacht hat. Er beeilte sich, sie der gelehrten Welt mitzutheilen. Unglücklicherweise war das aufgefundene Prachtgebäude durch die Flammen zu Grunde gegangen. Die aus Ziegeln bestehenden Mauern desselben waren ursprünglich mit Gypsplatten, die überall mit Basreliefs und Inschriften in Keilschrift bedeckt waren, bekleidet, und die Erhaltung dieser Platten ist fast eine Unmöglichkeit, da sie bei der Berührung mit der Luft zerbröckeln. Herr Botta war also in Gefahr, alle Früchte seiner Entdeckung einzubüßen, wenn er sich nicht entschlossen hätte, die Basreliefs, wie sie nach und nach von den Arbeitern zu Tage gefördert wurden, abzuzeichnen.

Indeß erschöpften sich Herrn Botta's Hülfsquellen; seine Geschicklichkeit im Zeichnen war nicht so groß, daß er von allem dem, was ausgegraben wurde, hinlänglich genaue Kopieen hätte nehmen können. Er wendete sich daher an die Regierung, die, außer den nöthigen Fonds, Herrn Flandin, einen jungen Künstler von erprobtem Talent, zu seiner Verfügung stellte. Die Nachgrabungen wurden nun mit neuem Eifer wieder aufgenommen und fortgesetzt, bis daß der ganze obere Theil des Hügels, auf dem das moderne Dorf Khorsabad gestanden, gleichsam wegrasirt war. Wie haben bereits gesagt, daß der Palast, den dieser Hügel bedeckte, durch Feuer zu Grunde gegangen war; daher die rasche Vernichtung der den dicken Ziegelmauern zur Bekleidung dienenden Gypsplatten; jene aber sanken, da sie nicht mehr zusammengehalten wurden, nach und nach zusammen und bildeten auf diese Weise selbst den Hügel, der die unteren Theile des Palastes verbirgt. Je weiter man im Fortgange der Arbeit in die ungeheuren Säle, die einst die Zierde der Herrscherwohnung waren, eindrang, desto mehr hat man den Plan des ganzen Gebäudes sich rekonstruiren können. Fast überall fand man, im Innern sowohl als von außen, die Wände mit Gypsplatten von sehr großen Dimensionen und von einer durchschnittlichen Dicke von 30—35 Centimetern bekleidet, auf denen in mehr als Lebensgröße Götter- und Priestergestalten, Könige, Krieger, Verschnittene und Gefangene zu sehen waren; an anderen Stellen erblickte man Scenen der mannigfaltigsten Art: Angriffe auf befestigte Städte, Landungen, Kämpfe, Triumphe, Jagden und Feste. Da, wo die Figuren nicht groß genug waren, um die ganze Wand einzunehmen, fand sich eine doppelte Reihe über einander angebrachter und durch einen Gürtel zweifelsohne erklärender Keilschriften getrennter Basreliefs. Alle diese Bildhauer-Arbeiten waren unwidersprechlich bemalt gewesen. Endlich wurden auch die zahlreichen äußeren Thore des Palastes zu Tage gefördert, und man kann sich die Freude denken, mit welcher Herr Botta bemerkte, daß sich an allen diesen Thoren, wie in Persepolis, gigantische geflügelte Stiere mit menschlichem Antlitz befanden, die, aus einem einzigen Alabasterblock gehauen, eine Höhe von mehr als 5 Meter maßen und auf den Köpfen eine reiche Tiare trugen. Hinter diesen Stieren standen andere Kolosse — ebenfalls Monolithen, Männer, die Löwen erwürgen, darstellend.

Man begreift, mit welcher Begierde man in Paris die Trümmer dieses prächtigen Palastes zu sehen wünschte. Es mußte daher der Versuch gemacht werden, mindestens einige derselben zu retten. Um dem Museum der assyrischen Alterthümer in Paris wenigstens eines der wunderbaren Palastthore zu sichern, mußte zuvörderst ein Wagen gebaut werden, auf welchem es sich bis zum Ufer des Tigris transportiren ließ; aber man durfte nicht daran denken, mit Massen, wie es die ninivitischen Kolosse sind, ein gleiches Manöver vorzunehmen; man mußte sie vermittelst der Säge in handhabliche Stücke zertheilen. Diese Operation wurde denn auch unter Aufsicht des Herrn Botta vorgenommen, der dabei aber die Vorsicht hatte, einige der aufgefundenen Kolosse intakt wieder eingraben zu lassen, damit die Regierung wenigstens das eine oder andere dieser wunderbaren Bildwerke ohne die Verstümmelungen, die bei den anderen die Unzulänglichkeit der Mittel nöthig gemacht, in der Folge nach Paris könne bringen lassen.

Gegenwärtig, wo wir jene Trümmer im Louvre sehen, und wo man die Kolosse aus ihren Stücken so glücklich wieder hergestellt hat, können wir uns in Gedanken dem Palaste von Khorsabad gegenüber stellen. Welchen Begriff soll man sich von einem Volke machen, in dessen Hauptstadt sich Künstler genug befanden, um im Verlaufe weniger Jahre, mit einer Uebereinstimmung in Kunst und Stil, die unerhört ist, ein so gigantisches Werk zu vollenden? Wir sagen: im Verlauf weniger Jahre, denn ähnliche Hügel, wie die von Khorsabad, finden sich außerhalb jener Gränzen, in denen man die Ringmauer der Stadt zu sehen glaubte, und die nur die Mauern eines etwas größeren Palastes sind, in Menge; alle diese Hügel verbergen Paläste, und schon hat ein Engländer, Herr Layard, in dem 12 Stunden von Khorsabad entfernten und am Einflusse des Zab in den Tigris gelegenen Nimrods-Hügel Nachgrabungen anstellen lassen, die drei neue Paläste zu Tage gefördert haben. Der eine, wahrscheinlich aus derselben Zeit, wie der von Khorsabad, ist gleichfalls durch eine Feuersbrunst zerstört worden, der andere aber in Folge seines Alters zusammengestürzt. Eine der schönsten Entdeckungen jedoch, die Herr Layard gemacht hat, ist ein vollkommen erhaltener, ein paar Meter hoher und aus einem schwarzen, sehr harten Stein gehauener Obelisk. Die vier Seiten dieses Obelisken stellen kriegerische Scenen dar, in denen einige Thiere vorkommen, die es nicht mehr in Indien giebt. Die Inschriften in Keilschrift, welche diese Darstellungen begleiten, werden ohne Zweifel einmal dazu dienen, einige Seiten der Annalen Assyriens wieder herzustellen. Von den durch Herrn Layard im Nimrods-Palaste gefundenen Basreliefs sind bereits einige nach London geschafft worden, die, alle sehr wohl erhalten, zu den köstlichsten Zierden des British Museum gerechnet werden müssen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Unitarier in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die folgenden, im Wesentlichen der Vorrede des Herrn Archidiakonus Wolf entlehnten Stellen enthalten in gedrängter Kürze eine Schilderung der Schicksale der unitarischen Lehre und ihrer Bekenner, so wie des gegenwärtigen Zustandes und der Betreibung derselben.

„Neun Jahre, nachdem Calvin den Servet auf den Scheiterhaufen gebracht" — sagt Hr. Wolf — „starb in demselben Lande, in Zürich, Lälius Socinus, zu Siena in Italien 1525 geboren. Mit mehr Lehrerweisheit, als sein Vorgänger, hatte er den Verdacht der Ketzerei von sich fern zu halten gewußt, und man ließ ihn eines natürlichen Todes sterben. Nach ihm und dem Sohne seines Bruders, dem gleichfalls zu Siena gebornen Faustus Socinus, erhielt die Partei der Unitarier den Namen Socinianer. Beide bekämpften aus Schrift- und Vernunftgründen die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, über welche Lehre bereits Servet den Kampf in der protestantischen Kirche eröffnet hatte. Daher der Name Unitarier, Bekenner des einpersönlichen Gottes, im Gegensatz zu den Trinitariern oder Bekennern der Dreipersönlichkeit Gottes. In Polen, wo die Toleranz des Königs Sigismund August und des Fürsten Radziwil den Gegnern der Dreieinigkeitslehre eine Zufluchtsstätte eröffnete, wuchs die Zahl derselben rasch in Krakau, Smigla und Lublin. Auf den Synoden zu Pinczow und Petrikow trennten sie sich von den übrigen Protestanten und nahmen, nachdem der Woywode von Podolien ihnen das Städchen Rakow 1560 eingeräumt hatte, den Namen Unitarier offiziell an. Durch den jüngeren Socin, der 10 Jahr nach der Besitznahme Rakows nach Polen kam, erhielt die Partei neues Leben.

„Allein nur bis 1638 vergönnte man den Unitariern den ruhigen Aufenthalt in Polen. Einige Studirende hatten in der Nähe Rakows ein Crucifix beschimpft, und auf Betrieb des katholischen Klerus mußte die ganze Partei dafür leiden; ein Reichstagsbeschluß vertrieb sie aus Rakow und zwanzig Jahr später ein Edikt aus ganz Polen. Siebenbürgen, wo im vorigen Jahrhundert schon blühende Gemeinden der Unitarier gewesen waren, nahm die Vertriebenen gastlich auf. Johann Siegmund gewährte ihnen vollkommene Religionsfreiheit, die Gemeinden Klausenburg und Weissenburg wurden gegründet, blühten schnell auf und haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Es leben in Siebenbürgen gegenwärtig über 40,000 Unitarier in 104 Pfarrbezirken, mit 120 Geistlichen.

„Während die Mehrzahl der aus Polen Vertriebenen nach Siebenbürgen ging, wendeten sich andere nach Schlesien, Preußen, Holland, den Niederlanden. In all' diesen Ländern aber, in welchen die Trennung zwischen Staat und Kirche entweder noch gar nicht oder höchst mangelhaft vollzogen ist, konnte der junge Baum keine tiefen Wurzeln fassen. Ein anderes war es mit denen, die nach England und von da in späterer Zeit nach Amerika hinübergingen, obgleich auch in England Gesetze gegen die Unitarier gegeben wurden, die, dem Buchstaben nach bis 1813 gedauert haben. Seit jener Zeit aber haben sie mit den übrigen Dissenters gleiche Rechte.

„Nach dem Berichte der „American Unitarian Association" [illegible] 1842 war die Zahl der unitarischen Gemeinden in England 300, in Irland 39, in Schottland 12. Die Partei scheint übrigens von Jahr zu Jahr zuzunehmen. In der Stadt London sind gegenwärtig 10 unitarische Gemeinden."

In Amerika hat sich die dem Unitarismus inwohnende Idee am meisten entwickelt und die überraschendsten Erfolge herbeigeführt. Sieht man auf den Umfang und die Zahl der Gemeinden, die den verschiedenen Sekten des Unitarismus, z. B. dem Congregational Unitarianism (dem eigentlichen Unitarismus), der Christian Connection, den Quaker Anti-Trinitarians und den Universalist Anti-Trinitarians, angehören, so erkennt man die große Ausbreitung des unitarischen Prinzips. Als 1825 die American Unitarian Association gegründet wurde, waren in Massachussetts gegen 100 unitarische Kirchen, gegenwärtig sind deren 165, in Boston allein 22. In Maine waren zu jener Zeit 6, jetzt 21; in New-Hampshire 6, gegenwärtig 25; in Rhode-island 1, jetzt 23; außerhalb Neu-England 8, jetzt 44. Der American Almanac von 1845 giebt die Zahl der Unitarier im engeren Sinne des Wortes auf 30,000 an. Beard erklärt diese Zahl für viel zu klein und weist aus den von Channing herausgegebenen Zeitschriften nach, daß gegenwärtig das Verhältniß folgendes sey: Kirchen 300, von denen 60 im Entstehen oder Abnehmen sind, wie denn überhaupt der europäische Begriff einer Kirchengemeinde nicht ganz auf amerikanische Verhältnisse Anwendung leidet. Die wenigsten unitarischen Kirchen in Amerika haben Vermögen, die Ausgaben werden entweder durch freiwillige Beiträge oder mittelst von den Mitgliedern festgesetzter Taxen gedeckt; und so rasch eine Kirchengemeinde sich bildet, von so kurzer Dauer ist

ast ihr Bestehen. Die Zahl der regelmäßigen Kirchgänger beträgt 75,000. Die Gesammtzahl aller Mitglieder mit Einschluß der Kinder wenigstens 300,000. Die Zahl der Kommunikanten 18,000, der Sonntagsschüler 27,000 und der Lehrer in den Sonntagsschulen 4800. Das einzige gelehrte Institut der Unitarier von bedeutendem Einfluß ist die nach einem englischen dissentirenden Prediger, der sein halbes Vermögen und seine ganze Bibliothek der Stiftung vermachte, benannte Universität zu Cambridge in Massachussetts. Unter den Zeitschriften, die als Organe des Unitarismus anzusehen sind, steht die von Dr. Worcester begonnene „The Christian Examiner and Religious Miscellany" obenan. Außerdem sind dem Unitarismus zwei Tageblätter gewidmet: Christian Register, seit 1822 von Upham in Salem, und Christian World, seit 1843 von W. G. Channing. Neu-England, unter welchem Namen man bekanntlich die Staaten Massachussetts, Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire, Vermont und Maine begreift, ist derjenige Theil der Vereinigten Staaten, wo die meisten Unitarier sich befinden, Massachussetts aber zählt deren die mehrsten.

„Die Unitarier können eine Menge von Namen aufweisen, die durch Gelehrsamkeit und geistige Gaben der Gemeinschaft Glanz verleihen. Aber auch in den Erweisungen thätiger Menschenliebe zeichnen die Unitarier sich aus. Von den einundachtzig christlichen Vereinen behufs milder Zwecke gehörten zu Boston im vorigen Jahre (1846) nach dem Unitarian Annual Register 28 den Anti-Trinitariern und unter diesen 21 den Unitariern an."

Nicht gleiches Lob, meint Herr Wolf, lasse sich den Unitariern in theologischer Hinsicht spenden, sie seyen der Mehrzahl nach ihrem Grundprinzip nicht treu geblieben. „Die Gottheit Christi" — sagt er — „haben sie geleugnet, aber die Menschheit, die ganze und volle Menschheit Christi bekennen sie nicht. Sie sind zu einer Sekte geworden, haben ihre symbolischen Bücher, ihre kirchlichen Aeußerlichkeiten, aber der echt protestantische Geist, der vor keiner Konsequenz scheu zurücktritt, ist von ihnen gewichen. Gilt dieses Urtheil indeß von der Gemeinschaft, so gilt es doch nicht von allen Gliedern. Diejenigen Prediger aber, die dem Prinzip des Unitarismus zur Zeit in Amerika treu geblieben, haben sich der Mehrzahl nach vom öffentlichen Lehramt zurückgezogen, eine Thatsache, welche hinlänglich bezeichnend für die Lage der Dinge ist. Unter die ausgezeichnetsten jetzt lebenden Unitarier, die Prediger waren, es aber nicht mehr sind, gehören: Andrews Norton, vielleicht der gelehrteste unter ihnen und bekannt durch sein Werk: „Defence of the genuineness of the gospels", er hat sich gegenwärtig ausschließlich der wissenschaftlichen Theologie zugewandt; J. Sparks, der Historiker und Herausgeber der amerikanischen Staatszeitung; Eduard Everett, ehemals Gesandter in England, nunmehr Präsident der Harward-Universität; Georg Bancroft, Gesandter in England, Verfasser der meisterhaft geschriebenen Geschichte der Vereinigten Staaten; Ralph Waldo Emerson, ein höchst begabter und origineller Schriftsteller, wie Amerika keinen zweiten hervorgebracht; J. G. Palfrey, gegenwärtig Kongreßmitglied und Secretair des Staats Massachussetts; Georg Ripley, ein sehr gelehrter und philosophisch gebildeter Mann. Alle diese haben die unitarische Kanzel verlassen. Ihr Schweigen spricht laut ihre Unzufriedenheit über die kirchlichen Zustände der Gemeinde aus."

Nur Theodor Parker, der Verfasser des von Herrn Wolf übertragenen Buchs, hat es vorgezogen, seinem einmal ergriffenen Berufe treu zu bleiben und — wie Herr Wolf sich ausdrückt — das Prophetenamt zu verrichten inmitten eines zaudernden und zagenden Geschlechts.

Wir überlassen es dem Leser, seine Betrachtungen über die historische Skizze, die wir ihm so eben vorgelegt, selber anzustellen, und erlauben uns nur die folgende Bemerkung: Herr Wolf beklagt es, daß die unitarischen Gemeinden ausgeartet seyen: er nimmt Anstoß an ihren symbolischen Büchern, an ihren kirchlichen Aeußerlichkeiten. Wenn wir indeß die unitarischen Gemeinden, trotz ihres Prinzips, endlich dennoch mit kirchlichen Aeußerlichkeiten behaftet und unter dem Druck symbolischer Bücher sehen, wäre aus einem solchen Phänomen nicht eben so gut, wie mit Herrn Wolf auf die Entartung jener [illegible]nden, darauf zu schließen, daß eine religiöse Gemeinschaft ohne [illegible] Aeußerlichkeiten und ohne symbolische Bücher, d. h. ohne Bekenntniß und ohne Kultus, nicht bestehen kann?

Es bliebe uns schließlich noch übrig, über das Parkersche Werk selber einige Worte zu sagen. Begreiflicherweise können wir uns hier auf eine nähere Würdigung desselben um so weniger einlassen, als selbst bei hinlänglichem Raume, welcher fehlt, die Tendenz der Blätter, in denen diese Zeilen erscheinen sollen, einer solchen Würdigung widerstreben würde. Eine solche muß mithin unterbleiben. Indessen glauben wir doch so viel sagen zu dürfen, daß die Parkerschen Betrachtungen über Religion schon deswegen Beachtung und Aufmerksamkeit verdienen, weil der Verfasser Alles, was sich für seine Ansicht anführen läßt, mit Fleiß und Gelehrsamkeit zusammengebracht und nicht ohne Geist verarbeitet hat.

R. v. G.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

IV. St. Louis und seine Bewohner.

Nachdem ich einige Tage ausgeruht hatte, durchstreifte ich die Stadt. Die Insel St. Louis ist eine Sandbank von 2000 Metres Länge und 300 bis 300 Metres Breite. Die Mitte derselben ist von Europäern eingenommen, welche dort gemauerte Gebäude aufgeführt haben, die, aus mehreren Stockwerken bestehend, wie die orientalischen Häuser, in eine Terrasse enden, welche zugleich als Promenade und Garten benutzt wird. Die Wohnungen der Beamten sind von Ringmauern umgeben, und nur einige schlechte Kramläden öffnen sich unmittelbar nach der Straße zu. Die merkwürdigsten Bauten sind das Regierungsgebäude, fast ganz aus Holz, das Hospital, ein weitläufiges und gut eingerichtetes Gebäude, die nach einem ziemlich großartigen Plan errichtete Orleans-Kaserne und die Kirche, welche viel Aehnlichkeit mit unseren Dorfkirchen hat. Doch selbst die besseren dieser Gebäude, wie die schöne und ganz neue Kaserne, fallen bereits in Trümmer. Denn am Senegal fehlt zum Bauen nicht viel weniger als Alles; der Muschelkalk ist kraftlos und bindet nicht, der aus dem Flußthon bereitete Ziegel zerfällt, sobald er ganz getrocknet ist, bald wieder in Staub. Steine findet man erst zu Galam, 130 Lieues von St. Louis, und das Holz beschafft man aus Amerika.

Da die Straßen weder gepflastert noch mit Rasen bedeckt sind, so erheben sich bei dem geringsten Luftzuge große Staubwolken, die bis in die Wohnungen dringen, und ein stärkerer Wind treibt den beweglichen Sand an den Seiten der Straßen bügelförmig zusammen, so daß in der Mitte derselben große Vertiefungen entstehen.

Die Neger haben die Nord- und Südspitze der Insel inne. Ihre Hütten bilden parallele Linien, die man wohl Straßen nennen könnte, und sind durch Tapaden, 5–6 Fuß hohe, aus Rohr geflochtene Hecken, in Gruppen abgetheilt, deren jede durch eine Familie bewohnt wird. Dem Eingange solchen Gehöftes gegenüber zeigen sich im Inneren desselben zuerst die Hütten des Haupts der Familie und seiner Frauen; die der Sklaven bilden gleichsam die Flügel auf beiden Seiten. Vor den Hütten befindet sich ein geräumiger Hof, wo die Frauen den ganzen Tag über mit Hirsestampfen für den Lebensunterhalt der Familie beschäftigt sind.

„Warum hat man die Neger nicht mit der weit schnelleren und weniger ermüdenden Weise des Mahlens bekannt gemacht?" — fragte ich den Baron v. C . . ., der mich begleitete. — „„Mehrmals sind aus Frankreich zweckmäßige Maschinen herübergekommen; aber die Neger wollten sich derselben nicht bedienen, weil sie behaupteten, daß ihre Frauen dann aus Mangel an Beschäftigung auf unnütze Gedanken kämen.""

Während die Negerinnen das Mahl bereiten, gehen die Männer aus, Holz zu suchen, ihr Stückchen Land zu bebauen, zu fischen oder zu jagen. Die geschicktesten und klügsten fahren auch wohl den Fluß hinauf, um mit den Negern im Innern des Landes Tauschhandel zu treiben. Einige verstehen auch, Baumwollenstoffe zu weben, die unter dem Namen „Negerschürzen vom Senegal" bekannt und bei allen Völkern der westafrikanischen Küsten sehr gesucht sind.

Die Stühle dieser schwarzen Weber sind sehr einfach. Mit einigen Baumzweigen und Rohrstäben kann man in weniger als einer Stunde mehrere derselben aufstellen. Statt sich in enge Stuben und ungesunde Werkstätten einzuschließen, wie unsere Weber, arbeiten die Neger in freier Luft auf dem Hofe. Doch gestatten ihnen ihre unvollkommenen Werkzeuge keine große Mannigfaltigkeit der Muster. In die Länge und Breite gehende Striche, rothe und blaue Karrirungen sind Alles, was selbst die Geschicktesten zu Stande bringen.

In einem Gehöfte, das ich besuchte, sah ich ein weißes und ein schwarzes Kind zusammen im Sande spielen. Sie mochten etwa dasselbe Alter haben, doch bemerkte ich, daß der kleine Neger stärker gebaut war als der Europäer. „Bis zu zwölf Jahren", so erklärte mir diesen Umstand Herr v. C . . ., „bleibt dieses Verhältniß; dann aber entwickeln sich die Weißen schneller als die Neger." — Die beiden Kinder nahmen meine Aufmerksamkeit lange in Anspruch. Ihre Bestimmung war eine so verschiedene! Es war etwas Rührendes in ihrem gemeinsamen Spiel, das die beiden Schicksale so ungeschieden und als scheinbar gleich darstellte. Beide schienen einander wohl zu verstehen und sehr zu lieben. Indeß entging es mir nicht, daß der kleine Weiße ruhig auf dem Sande sitzen blieb und den Baumeister spielte, während der Schwarze nach seinem Befehl die Materialien zusammensuchte.

Ich besuchte einen Neger, der mich sehr freundlich empfing und mich überall umherführte. Die Hütten seiner Sklaven unterschieden sich in Nichts von der seinigen. In allen war ein Kanapee von Holz, in der Mitte ein Feuerheerd, einige Lumpen an den Wänden zum Trocknen aufgehängt, Kürbisflaschen und Grigris, kleine Ledersäckchen, die von den Marabuts als Talismane geweiht und verkauft werden. Die Neger setzen ein so unerschütterliches Vertrauen darein, daß sie sich mit denselben vor die Mündung einer Kanone stellen würden, in der festen Ueberzeugung, daß sie nichts zu fürchten haben. — „Dieses half mir einen Löwen besiegen", sagte Samba, der Neger, „das andere ein Krokodil, das dritte einen Hai." — In jedem dieser Säckchen befindet sich ein Vers aus dem Koran, der allein die schützende Kraft hat, da das Leder nur zur besseren Erhaltung des kostbaren Verses dient. Wenn ein Neger stirbt, so giebt man ihm alle seine Grigris mit ins Grab.

Samba hatte sechs Frauen; mehr dürfen die Neger zu gleicher Zeit nicht haben. Die Negerinnen sind übrigens von großer Gelehrigkeit und sehr heiterem Temperament. Immer glücklich, singend und lachend bei der angestrengtesten Arbeit, ist der Ehebruch etwas Unerhörtes unter ihnen. Aus der Seltenheit fleischlicher Vergehen ist auch die Strenge erklärlich, mit der sie dieselben bestrafen. Oder sollte vielmehr das Letztere die Ursache des Ersteren seyn? Ich selbst war Zeuge der an Grausamkeit gränzenden Art und Weise, mit welcher gegen die Schuldigen in solchem Falle verfahren wird. Ich will diesen Vorfall mittheilen, weil er zugleich Gelegenheit giebt, das von den Franzosen am Senegal eingeführte Untersuchungs- und Strafsystem mit der patriarchalischen Rechtspflege der Eingeborenen zu vergleichen.

Die Stiftung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

(Zur Berichtigung einer früheren Notiz in diesen Blättern.)

Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ist **nicht** bei Gelegenheit der daselbst stattgehabten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, — also im September, sondern einige Monate früher, am 18. April 1828, gestiftet worden. *)

Die Veranlassung war folgende:

Der Inspektor der königl. Plankammer des großen Generalstabes, Hauptmann Reymann, feierte im April 1828 sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Mit diesem, als Beamter, als Kartograph und ganz besonders als Mensch hochachtbaren Manne seit langen Jahren durch Bande der Freundschaft aufs innigste verbunden, veranstaltete ich, — nachdem ihm als Beamter von den Herren Offizieren des großen Generalstabes, an dessen Spitze damals der jetzige General-Feldmarschall Freiherr von Müffling stand, ein Festessen bereitet worden war, — einige Tage nach dem Jubiläum eine zweite Festversammlung, um in derselben die Verdienste des Jubelgreises auch auf dem Felde der Kartographie zur ehrenden Anerkenntniß zu bringen.

Zu dem Behuf lud ich, gemeinschaftlich mit dem Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch, außer mehreren persönlichen Freunden des Gefeierten, die namhaftesten Geographen Berlins zu einem Festmahle ein, welches am 18ten des Monats April 1828 im damals Kemperschen, jetzt Güntherschen Lokale im Thiergarten stattfand. In dieser Versammlung, an welcher u. A. Alexander v. Humboldt, Lichtenstein, Zeune, Stein, Wohlers, O'Etzel, Engelhardt u. s. w. Theil nahmen **), stellten wir, Freiherr v. Zedlitz und ich, — nach vorher unter uns beiden stattgehabten Berathung den Antrag:

> Die Versammlung möge geneigt seyn, sich im Interesse der geographischen Wissenschaften und zur Förderung derselben für eine permanente zu erklären;

und durch diese Erklärung —

> die bereits vor dem Kriege von 1813 in Berlin bestandene, seitdem aber erloschene Gesellschaft für Erdkunde wieder ins Leben zu rufen.

Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Anklang, daß die Stiftung oder vielmehr Erneuerung der „Gesellschaft für Erdkunde" sofort proklamirt und ein Ausschuß unter Vorsitz des Professors Wohlers mit dem Auftrage ernannt wurde, die Statuten zu berathen und zu entwerfen und überhaupt die nöthigen Vorbereitungen zur definitiven Konstituirung der Gesellschaft zu treffen.

Der Ausschuß entledigte sich seines Auftrages in vier oder fünf Sitzungen und konnte im Juni-Monat eine General-Versammlung berufen, in welcher er den Statuts-Entwurf vorlegte, der von den Anwesenden durch Acclamation zum Gesetz erhoben wurde.

Als im Herbste desselben Jahres die deutschen Naturforscher und Aerzte nach Berlin kamen, veranstaltete die Gesellschaft für Erdkunde eine außerordentliche Sitzung, zu welcher diejenigen Fremden, welche sich vorzugsweise mit geographischen Studien beschäftigten, als Ehrengäste eingeladen wurden. Aus dieser Sitzung erinnere ich mich eines lebhaften Zwiegesprächs zwischen Chamisso und Keilhau über die Gletscherbildungen im hohen Norden, welches, außer seiner wissenschaftlichen Bedeutung, dadurch ein großes Interesse erregte, daß die Disputirenden sich der deutschen Sprache bedienten, die selbst Chamisso'n, wenn er bei der Rede in Eifer gerieth, nicht immer geläufig war.

Zur Feststellung einer bekannten Thatsache und zur Berichtigung eines Irrthums in Nr. 149 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" vom 12. Dezember 1846 — (eine Nummer, die mir erst heute, nach Verlauf eines Jahres, in dem Journal-Cirkel der königl. Märkischen Oekonomischen Gesellschaft hierselbst, der ich anzugehören die Ehre habe, zu Gesicht kommt) — beehre ich mich, die vorstehenden Bemerkungen mitzutheilen, indem ich anheim gebe, auf das Protokollbuch der „Gesellschaft für Erdkunde" vom Jahre 1828 zurückzugehen.

Potsdam. Berghaus.

*) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich auch, daß die Pariser Geographische Gesellschaft nicht im Jahre 1825, sondern im Jahre 1821 (am 19. Juli) gestiftet wurde. B.

**) Karl Ritter war, wie uns der Herr Verf. dieses Artikels auf unsere Anfrage schreibt, zu erscheinen verhindert, doch trat er dem „Ausschusse" bei, der demnächst sich bildete. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Frankreichs und Englands Kriegs- und Seemacht.** So weit ist es bereits mit der „Entente cordiale" zwischen Frankreich und England gekommen, daß man auf beiden Seiten ernstliche Besorgnisse wegen einer möglichen Invasion des nachbarlichen Verbündeten hegt. Auf beiden Seiten will man die Küsten befestigen und auf beiden Seiten vergleicht man die Hülfsmittel des Nachbars mit den eigenen. Auf dem Meere ist freilich Englands Macht noch eben so groß und größer, als sie während der zwanzigjährigen Revolutionskriege war, aber sollte nicht der dreißigjährige Friede, verbunden mit den beiden großen Erfindungen desselben, dem Dampf und den Eisenbahnen, auch Frankreichs Seemacht einen ganz anderen Charakter verliehen haben, als sie unter Napoleon hatte? Darüber giebt uns eine Notiz, die wir in der London Illustrated News finden, folgenden Aufschluß:

„Dampf und Eisenbahnen verleihen unseren möglichen Feinden keinen besonderen Vortheil, uns gegenüber. Wir haben Beides, und zwar in größeren Verhältnissen: unsere Eisenbahnen sind viermal so lang, als die in Frankreich, und unsere Dampfmacht ist der seinigen in einem noch größeren Verhältnisse überlegen. In der gesammten französischen Handelsmarine soll es nur ein einziges Schiff von 700 Tonnen geben, und was ihre Bemannung betrifft, so scheint der lange Friede, wie wir aus Ereignissen der neuesten Zeit schließen dürfen, nichts dazu beigetragen zu haben, unsere Nachbarn zu guten Seeleuten zu machen. Die Franzosen sind ein kriegerisches Volk; mit ihrer Armee würde es die unsrige allein schwerlich aufnehmen können: denn wir vermögen nicht aus einer Bevölkerung von 35 Millionen unsere Rekruten auszuheben, und kein Krieg noch so große Gefahr würde den Engländer mit der Conscription befreunden. Demnach ist allerdings jenseits des Kanals eine ungeheure Kriegsmacht, sehr viele militairische Erfahrung und hinreichender Muth, der auch wohl durch den Nationalhaß noch befeuert werden würde. Aber diese Macht kann für England nur dann fürchterlich seyn, wenn sie an seinen Küsten landet. Auf ihr eigenes Gebiet beschränkt, kann uns eine halbe Million Soldaten eben so wenig schaden, als wenn sie sich im Monde befänden. Es kömmt also blos darauf an, das Meer unwegbar zu machen; der Kanal ist unsere Vertheidigungslinie, und diese zu erzwingen, sind die Franzosen jetzt, deß sind wir vollkommen überzeugt, noch viel weniger im Stande, als sie es je waren, während wir dagegen viel mehr Mittel als früher besitzen, den kühnsten Versuch, der gemacht werden könnte, zurückzuweisen. Wäre erst ein ausländisches Heer gelandet, dann hätte es freilich gewonnenes Spiel, aber die Ueberschiffung und die Landung, das ist eben das Unmögliche. Haben doch die Franzosen jetzt, im tiefsten Frieden, nicht einmal eine Dampfboot-Linie zwischen Havre und New-York herstellen können! Vier Dampf-Fregatten, auf den Königlichen Werften erbaut, sind der Gesellschaft überlassen worden, aber sie haben nicht einmal Eine Reise eine jede gemacht; sie wurden jedesmal von Segelböten überflügelt und haben alle Arten Unfälle erlitten, von denen der letzte der schlimmste war, indem die „Union", nachdem sie acht Tage in See war, durch und durch leck nach Havre zurückkehren mußte. Diese Fregatten, miserabel gebaut und noch miserabler geleitet, haben auf das traurigste dargethan, wie werthlos die Materialien sind, aus denen die französischen Dampfschiffe bestehen, und dagegen auf das unzweideutigste bestätigt, daß die große Ueberlegenheit, welche wir vor der Anwendung des Dampfes besaßen, durch dessen Einführung in keiner Weise vermindert worden, sondern unter dem neuen Systeme noch vollständig vorhanden ist. Denselben Schluß dürfen wir auch aus den zahlreichen Schiffbrüchen ziehen, welche französische Kriegsschiffe im Laufe dieses Jahres erlitten und selbst die Aufmerksamkeit der französischen Presse erregt haben. Wir sind viel besser im Stande, Frankreich zu überfallen, als die Franzosen England, mit dem Unterschiede jedoch, daß wir keine disziplinirte Macht landen könnten, die nicht von der Masse drüben zu überwältigen wäre, so daß ein Versuch unsererseits baare Tollheit seyn würde; während andererseits ein französisches Heer nichts als undisziplinirtes Volk fände, um seinen Marsch gegen London aufzuhalten. Allein die große Schwierigkeit für ein solches Heer würde immer seyn, herüberzukommen überhaupt. So ist glücklicherweise auf beiden Seiten eine Unmöglichkeit vorherrschend, und die Umstände sorgen, wie es scheint, für beide Länder besser, als sie es selbst zu thun vermögen. Um darzuthun, wie beiderseitig die Furcht ist, führen wir an, daß am vergangenen Montag erst eine Deputation aus Havre, aus dem Maire, so wie aus den beiden Präsidenten des Civil- und des Handelsgerichts, bestehend, in Paris eintraf, um nachzusuchen, daß den Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt werde wegen Befestigungen der Küste und Beschützung des Hafens gegen Ueberfälle. Und die Einwohner von Havre haben recht, denn dieser Hafen und Toulon und andere französische Städte sind während der letzten Kriege mehr als einmal von britischen Schiffen bombardirt und schwer beeinträchtigt worden, während unsere Küste nie auch nur den Schall einer französischen Kanone gehört hat. Welche Seite des Kanals hat also mehr Ursache, besorgt zu seyn?"

— **Deutsche Medizin in Frankreich.** Den Portalschen Preis der Pariser medizinischen Akademie hat wieder ein Deutscher davongetragen. Nachdem die Akademie nämlich bereits vor vier Jahren die Frage „über die Analogie und den Unterschied zwischen Skropheln und Tuberkeln" als Preisfrage gestellt und darauf vor zwei Jahren eine Anzahl von Arbeiten eingegangen waren, die sämmtlich für ungenügend erklärt werden mußten, wurde die Aufgabe erneuert und der Preis von 1200 auf 1800 Fr. erhöht. Es sind nun diesmal sieben Arbeiten eingegangen, und unter diesen ist einstimmig der auf den gründlichsten und gewissenhaftesten Beobachtungen beruhenden Darstellung des früher in der Schweiz und jetzt in Paris praktizirenden deutschen Arztes, Dr. **Hermann Lebert** (aus Berlin), der Preis zuerkannt worden.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Dienstag den 28. Dezember 1847.

Schweiz.

Die auf einander folgenden Thierwelten der verschiedenen geologischen Zeiträume.

Die Frage von dee Reihenfolge der Schöpfungen organischer Wesen auf der Erdoberfläche ist gegenwärtig die wichtigste in der Fossilienkunde und theilt die Paläontologen, diese Alterthumsforscher im Reiche der Natur, in verschiedene Schulen. Man hat diesen Gelehrten den Vorwurf gemacht, daß sie in den Folgerungen, die sie aus den aufgefundenen Thatsachen ziehen, allzu kühn sind, und in der That hat es untee ihnen, wie unter den Geologen, nicht wenig Schwäemee gegeben. Aber trotzdem bleiben die Theoeieen eine Lebensbedingung ihrer Wissenschaft, und ein Paläontologe, der sich darauf beschränkte, Fakta zu sammeln, ohne dabei von bestimmten allgemeinen Ansichten auszugehen, der seine Beobachtungen nicht zu dem Zwecke machte, gewisse dunkle Punkte in dee Geschichte der Erdoberfläche zu erhellen, gliche einem Schiffer, der sich ohne Steuer und Kompaß auf die See wagt, und dee neue Gegenden entdeckt, ohne ihre Lage zu der übrigen Welt bestimmen zu können. Die Thatsachen in einer Wissenschaft haben immer ein geistiges Band nöthig, um sich Theilnahme zu verschaffen. Die Forschee suchen dieses Band zu bestimmen, und Fakta auf Fakta zu häufen, um entwedee ihre vorgefaßte Meinung zu bestätigen, oder zu widerlegen, das ist die ganze Aufgabe, die sie sich gestellt haben.

In dem Folgenden nun soll die Theorie des Professors Pictet über die oben erwähnte Frage wiedergegeben werden, die derselbe in der Bibl. univ. de Genève niedergelegt hat. Er bespricht zuerst das sogenannte „Gesetz von der Spezialität der Fossilien", das in der Annahme besteht, eine jede geologische Epoche habe ihre ihr eigenthümliche Geschöpfe besessen, und dieselbe Gattung finde sich nie zugleich in zwei verschiedenen Epochen. Die erste Schwierigkeit, die sich hier darbietet, beruht in der Unmöglichkeit, genau zu sagen, was Gattung (species) sey, und die Gattungen der Fossilien bestimmt von einander zu scheiden.

Jedes oeganische Wesen wird von Aeltern eezeugt, das heißt von einem oder zwei ihm ähnlichen Wesen. Es entstehe nun durch bloße Trennung, Knospung u. s. w., oder sey das Peodukt einee wieklichen Befruchtung, das neue Wesen ist demjenigen ähnlich, das ihm das Leben gegeben hat, und trägt, ohne gerade mit ihm indentisch zu seyn, dessen wesentliche Kennzeichen. Diese Kennzeichen, die der Familie, d. h. dem Vater, dee Mutter und den Kindern, gemeinsam sind, bilden ein Ganzes, das sich immer leicht fassen läßt. Wenn die Ueberteagung dieser Kennzeichen stets ohne Abänderungen geschähe, so wäee es leicht, den Gattungscharakter festzustellen, denn duech eine unmittelbare Vergleichung zweier auf einandee folgender Geschlechtee müßte er in allen zweifelhaften Fällen entschieden werden können, und die einer Familie (im engsten Sinne des Woetes) gemeinsamen Merkmale gehörten dann zugleich allen Wesen an, die mit ihr aus demselben Urpaare entstanden sind, wären also die Kennzeichen der Gattung.

Aber so einfach und einförmig geht die Natur nicht zu Werke, und verschiedene Umstände wirken zusammen, die Erkennung der Gattungscharaktere zu erschweren. Was nun zunächst die unbedeutenderen Modificationen betrifft, so bemerken wir Verschiedenheiten im Wuchse, in dee Farbe, im Temperamente u. s. w. zwischen den Aeltern und den Kindern. Die Aeltern aber können gewisse Eigenschaften, obgleich sie dieselben nicht besitzen, doch auf die Kinder übeetragen, wenn die Großältern sie besessen haben. Diese Eigenschaften schlummern dann in ihnen, sind Potentia vorhanden, wie die Philosophen sagen. So können zwei schwaeze Hunde unter ihren Abkömmlingen weiße Hunde haben, wenn einer ihrer Vorfaheen eine weiße Farbe hatte. Es liegt dieser Erscheinung ein lange bekanntes Gesetz zu Grunde, das man das Gesetz des Atavismus genannt hat, und das schon ein Wenig die erste und einfache Bedeutung der Gattung modifizirt, indem es zu den sichtbaren Merkmalen noch solche hinzufügt, die ganze Geschlechter hindurch verborgen bleiben können.

Unter den zufälligen Abänderungen, die von äußeren Umständen in den Kennzeichen einer Gattung heebeigeführt werden können, giebt es welche, die, indem man diese Umstände ununterbrochen bei mehreren Generationen wirken läßt, sich endlich durch die Zeugung von selbst fortpflanzen. So werden Pferde mit plumpen Gliedern und von lymphatischem Temperament, die man in die trockenen Gegenden Arabiens bringt, dadurch einem Einfluß ausgesetzt, in Folge dessen ihre Gliedmaßen allmälig schmächtiger, ihre Zellengewebe trockener, ihr Kopf kleiner wird, bis sie endlich nach einer Reihe von Generationen das Aussehen von arabischen Pferden annehmen. Nach einem genügenden Zeitraum werden sie diesen Chaeakter auf ihre Nachkömmlinge übertragen, selbst wenn sie nicht mehr unter den genannten Einflüssen stehen, und erst in späteren Geschlechtern wird sich im alten Vaterlande die Spur ihres Aufenthaltes in Arabien verlieren. Man kennt selbst merkwürdige Beispiele von künstlichen Varietäten, die sich zuletzt auf natürlichem Wege wieder erzeugt haben. So haben die Jagdhunde ihre kurzen Schwänze dahee, daß man dieses Organ bei ihren Vorfahren viele Generationen hindurch künstlich verkürzte. Die neuen Familien, die durch solche Umstände verändert worden sind, werden sich also in gewissen Merkmalen von ihrem Uetypus unterscheiden, und die Gruppen, in die sie sich je nach der Art dieser Veränderung theilen, heißen Racen. Also duech eine unmittelbare Vergleichung zweier auf einander folgender Familien kann sich der Gattungscharakter nicht herausstellen, und es ist zu seiner Erkennung das Studium einee langen Reihe von Generationen nöthig, während deren aus dem Urtypus verschiedene Typen hervorgegangen sind.

Aus der Geschichte der Racen lassen sich folgende Schlüsse ziehen. Eestens: Die Individuen, die zu einer Race gehören, können sich im Allgemeinen mit Individuen aus andeeen Racen begatten, wenn diese mit der ihrigen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und werden auf diese Weise selbst wieder die Stammväter neuer Abarten. Zweitens: die von dem Urtypus abgewichenen Racen behalten die Neigung, zu diesem Typus zurückzukehren. Wenn die Umstände, die zu ihrer Bildung beigetragen haben, zu wirken aufhören, und die Bedingungen, unter denen sie ehedem lebten, wieder eintreten, so nehmen sie mehr oder weniger wieder die urspeüngliche Form an. Drittens: Die Racen, die einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, unterscheiden sich von einander nue durch oberflächliche und unbedeutende Merkmale, das heißt: die Ursachen, denen die Racen ihee Eigenthümlichkeiten verdanken, sind unfähig, anatomische und wesentliche Kennzeichen umzuformen.

Diesen Behauptungen liegen zahlreiche Thatsachen zu Grunde und sie können ohne Bedenken für wahe angenommen werden. Was nun folgt, ist hypothetischer. Man hat nämlich aus den eben angegebenen Charakteren der Racen geschlossen, daß diejenigen Wesen, die sie nicht zeigen, nicht gleichen Ursprung haben, und daß unter Geschöpfen einer Gattung alle die zu veestehen seyen, die einen gemeinsamen Uesprung haben und sich durch keine wesentlicheren Kennzeichen unterscheiden, als die Racen von einander trennen. Nun aber ist es zwar unbestreitbar, daß Thiere desselben Urspeungs Racen bilden können, und daß Wesen mit nicht mehe als Racen-Unterschieden gleichen Ursprung haben, doch ist damit noch nicht bewiesen, daß die Abkömmlinge eines gemeinsamen Ueälterpaars nicht wesentlichere Unterschiede daebieten könnten, als die jetzige Wissenschaft zwischen den ihr bis heut bekannten Racen aufgefunden hat. Denn wie kennen gegenwäetig nue eine geringe Anzahl von Gattungen, die sich auf diese Weise modifizirt haben, und vielleicht ist dies noch unter Bedingungen geschehen, welche wedee die einzigen, noch die wirksamsten waren. Daher ist es auch noch fraglich, ob diejenigen Geschöpfe, die wesentlichere als die uns bekannten Racen-Unterschiede zeigen, wirklich ungleichen Ursprungs sind.

So ist aus dem ersten oben angegebenen Racen-Chaeakter geschlossen worden, daß, wenn zwei Thier-Ordnungen bei gegenseitigee Begattung unfruchtbae oder zwae fruchtbae sind, abee einen Bastard erzeugen, der sich nicht fortpflanzen kann, diese Thiee-Ordnungen keinen gemeinsamen Ursprung haben. Diese Behauptung wird zwae von vielen Naturforschern als Axiom angenommen, ist aber doch nicht mehr als eine wahrscheinliche Hypothese. Ein arabisches und ein flamändisches Pferd erzeugen zeugungsfähige Bastarde und gelten wohl mit Recht für Thiere einee Gattung; ein Esel aber und ein Pferd bringen unfruchtbare Maulthiere hervor und sollen daeum verschiedene Ueältern haben. Abee gerade dies soll erst gezeigt werden; denn wee sagt uns, daß es nicht Umstände geben könne, die, wenn sie eine genügende Zeit einwirkten, einen Urtypus so nach zwei Seiten zu verändern veemöchten, daß solche Unteeschiede, wie zwischen Pferd und Esel, entstehen? Hierzu kommt, daß, was man überhaupt von der Kreuzung der Arten weiß, sich schwer unter eine Regel bringen läßt. So kennt man in den heißen Ländern Beispiele von fruchtbaren Maulthieren (mit Pferden oder Eseln), und bei den Hunden hat man Kreuzungen beobachtet, deren Zeugungsfähigkeit nach einer gewissen Zeit aufhörte.

Der zweite Racen-Charakter, der in der Neigung bestand, zum Urtypus zurückzukehren, ist für die Untersuchung sehr schwierig, da man nicht immer weiß, steht man vor einem zum ursprünglichen zurückkehrenden oder von ihm

sich entfernenden Typus. So nehmen, wie wir gesagt haben, flamändische Pferde in Arabien nach einigen Generationen die Formen von Vollblutpferden an, während arabische auf den feuchten Wiesen Flanderns schwerfällig werden. Welche von beiden Varietäten ist die Rückkehr, welche die Entfernung vom Urtypus? Andere Fälle giebt es freilich, in denen kein Zweifel herrscht, wie z. B. wenn man Hausthiere verwildern läßt und die entsprechenden wilden zu Hausthieren macht.

Auch den dritten Racen-Charakter, der sich auf die Unwesentlichkeit der Racen-Unterschiede bezog, hat man weiter ausgedehnt, als die genaue Beobachtung der Thatsachen erlaubte. Man untersuchte bei einigen genau gekannten Gattungen die Veränderungen, die durch Verschiedenheit des Klima's, der Lebensart, der Nahrung u. s. w. hervorgebracht wurden, und gab als äußerste mögliche Gränze der Modification eben die an, die man empirisch gefunden hatte.

Durch solche Mischung von Bewiesenem und Hypothetischem ist man zu dem Schlusse gelangt, daß Wesen gemeinsamen Ursprungs immer zeigen: erstens: die Fähigkeit, durch gegenseitige Kreuzung fruchtbare Nachkömmlinge zu erzeugen; zweitens: eine Tendenz, zu der gemeinschaftlichen Urform zurückzukehren; drittens: Identität ihrer wesentlichen Merkmale. An diesen Kennzeichen nun erkennt man die zu derselben Gattung gehörigen Arten oder Racen. Um also den Begriff Gattung festzustellen, war man genöthigt, anzunehmen, daß, wo die genannten Charaktere gefunden werden, nothwendig ein gemeinsamer, wo sie nicht vorhanden sind, nothwendig ein verschiedener Ursprung da war, und man hat dafür zwar recht gute, aber nicht unwiderlegliche Gründe.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre.

(Schluß.)

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre wird in kurzer Frist dem Publikum geöffnet werden können. Zwei Säle des Erdgeschosses sind für die Ausbeute von Khorsabad bestimmt. In dem ersten Saale sind die Basreliefs in großen gemauerten Rahmen angebracht; einige dieser Basreliefs haben leider unter der verzehrenden Wirkung des Feuers gelitten; es sind dies diejenigen, welche maritime Scenen darstellen. Die zahlreichen Ruderschiffe, die auf ihnen zu erblicken, sind mit großen Holzblöcken, die zum Angriff einer auf einem Felsen gelegenen Veste bestimmt scheinen, beladen. Wasserthiere jeglicher Art — Krabben, Krokodile, Schlangen, Fische und Muscheln — sind ebenfalls auf diesen Basreliefs zu sehen. Eines dieser Denkmäler zeigt uns den Gottfisch, Dagon, ein anderes einen geflügelten Stier, eine symbolische Thiergestalt oder — was wahrscheinlicher ist — das Bild einer assyrischen Gottheit; auf einem dritten ziehen Matrosen Balken ans Land. In demselben Saal befindet sich ein Basrelief, welches drei Krieger darstellt, die Rosse führen, welche letzteren eine au[illegible]rdentliche Aehnlichkeit mit den Pferdegestalten haben, die wir auf den älteren Bildwerken der Griechen finden. Die Krieger selbst haben Wurfspieße in der Hand und ein Lammfell um die Hüften gewunden; sie tragen außerdem eine Tunika, und ihre, gleich der indischen, vorn zugespitzte Fußbekleidung ist mit Schnüren auf dem Vorderknie befestigt. Jeder von ihnen trägt am Gürtel einen kleinen, eliptisch geformten Sack, dessen Zweck nicht recht zu errathen ist. Ueber diesem Basrelief befand sich eine lange Inschrift in Keilschrift, die aber leider beschädigt ist.

Unter diesem kostbaren Werke der Skulptur ist ein Stück eines schwärzlichen, das Gyps an Härte übertreffenden Steines eingerahmt, welcher den unteren Theil einer menschlichen Figur darstellt, die in der Hand eine dreifache Lotosknospe hält. Vor sich hat sie eine mysteriöse Pflanze, ohne Zweifel das Roma oder Lana, das in den Religionsgebräuchen Indiens, ja, fast ganz Asiens, eine so wichtige Rolle spielt.

Gegenüber diesen beiden Basreliefs sieht man eine ungeheure Bekleidungsplatte, auf der zwei assyrische Krieger dargestellt sind, die einen Streitwagen — vermuthlich ein dem Feinde abgenommenes Beutestück — auf ihren Schultern tragen. Es hat dieser Wagen ganz denselben Bau, wie die ägyptischen Streitwagen, welche man in Karnak und Medinet-Abu ausgehauen findet.

Beim Eintritt in den zweiten Saal des assyrischen Museums erregt eines jener kolossalen Palastthore, die man wieder herzustellen gewußt, das Erstaunen des Beschauers. Man kann sich, wenn man sie nicht gesehen, unmöglich einen Begriff von dem Eindruck machen, den die kolossalen Stiere mit ihren Flügeln und menschlichen Gesichtern hervorbringen, die rechts und links am Thore angebracht sind. Ihre Proportionen sind so ausgezeichnet und alle Körpertheile mit solcher Sorgfalt ausgearbeitet, daß nur ein wahres Talent, verbunden mit einem sehr fleißigen und sehr fortgeschrittenen Naturstudium, dergleichen hervorzubringen vermochte.

Da der Raum es nicht gestattet hat, die beiden menschlichen Kolosse, zur Seite der geflügelten Stiere, in deren Gesellschaft sie sich fortwährend finden, aufzustellen, so hat man ihnen ihren Platz an den aufgemauerten Pfosten des im Louvre wieder hergestellten Thores angewiesen. Diese ungeheuren Statuen sind nicht minder merkwürdig, als die so eben beschriebenen. Will man eine Vorstellung von ihnen haben, so denke man sich 15—18 Fuß hohe Giganten, deren Kopf und Leib man en face erblickt, während man die Beine im Profil und in Bewegung gegen die neben ihnen aufgestellten Stiere sieht. In der rechten Hand halten sie eine stark gekrümmte schneidende Waffe, deren Griff an seinem Knauf den Kopf einer Hirschkuh darstellt; mit der linken Hand drücken sie die linke Vorderklaue eines Löwen, den sie an ihre Brust pressen und in ihren Armen ersticken. Der Schmerz und die Zuckungen des Thieres sind mit wunderbarer Energie wiedergegeben. Das Bart- und sonstige Haar ist an diesen Kolossen eben so künstlich gelockt, wie an den Menschenkopfen der geflügelten Stiere, und wie diese tragen sie zierliche Ohrringe. Die Arme sind geschmückt mit massiven Armbändern von einem schönen, in einen Löwenkopf auslaufenden Dessin. Der ganze Anblick der Figuren aber, man muß es gestehen, ist widerwärtig, wie denn das auch nicht anders seyn kann bei der sonderbaren Zusammenstellung eines en face genommenen Oberkörpers mit einem Paar in Profil genommener Beine. Zur Rechten und Linken der Kolosse hat man einige reizende kleine Basreliefs eingemauert, die ohne Zweifel assyrische Gottheiten — sie sind an ihren vielfachen Flügeln erkennbar — darstellen. Die eine dieser Figuren, die einen Adlerkopf hat, soll ohne Zweifel ein Bild des Nesrogh seyn, des allmächtigen Adlers, der Urgottheit der assyrischen Theogonie und des Prototypes jenes fabelhaften Vogels, der unter dem Namen des Vogels Rock in den Märchen der Araber seine Rolle spielt.

Ferner hat man in dem zweiten Saale des Museums einen steinernen Altar mit einer kreisförmigen Platte aufgestellt, der von einem prismatisch gestalteten Fuß, dessen drei Seiten sich in Löwenklauen endigen, getragen wird. Um den Rand der zirkelförmigen Platte läuft eine Inschrift, deren Keilschriftzüge demselben Systeme, das man bei allen in Khorsabad aufgefundenen Texten bemerkt, angehören. Oberhalb dieses Altars sieht man eines der kostbarsten Denkmäler assyrischer Kunst. Es ist dies ein auf dem Bauch liegender Löwe von Bronze, der eine Länge von 40 Centimetern hat und gar vortrefflich gearbeitet ist.

Auf den übrigen — im Allgemeinen wohlerhaltenen — Basreliefs sieht man: hier unbärtige, reichgeformte Eunuchen in Talaren und mit Sandalen, die mit einer einzigen Schnur an der großen Zehe befestigt sind; sie schreiten vor, die Hände zum Zeichen der Unterwerfung horizontal — und Handballen gegen Handballen — gekreuzt, an ihrer linken Seite hängen Schwerter an zierlichen Gehängen; dort einen assyrischen Krieger, der auf seinen Schultern einen Wagen trägt, der rechts und links mit reizenden Pferdegruppen geschmückt ist. Vor ihm her trägt ein anderer Krieger zwei in Löwenschnauzen auslaufende Vasen, die, gleich dem Wagen, wahrscheinlich zu der dem Feinde abgenommenen Beute gehören. Weiter hin sieht man die Gestalt eines Königs; sie ist kenntlich an dem Ausdrucke der Autorität, der in ihren Zügen liegt, und an dem Scepter, den sie trägt; ihr Kopf ist mit einer kegelförmigen Mütze bekleidet, die fast ganz der Kopfbedeckung der heutigen Perser gleicht. Sie hält eine Anrede an einen gegen sie gewendeten Krieger, der mit beiden Händen ein Zeichen der Unterwerfung macht. Noch weiter endlich tragen zwei Verschnittene auf ihren Schultern eine Tafel mit — Löwenklauen darstellenden — zierlichen Füßen; sie scheint für eine Festlichkeit bestimmt. Ein dritter Eunuche ist mit zwei runden Vasen belastet, in denen sich vielleicht die Speisen befinden, die auf die Bankett-Tafel aufgetragen werden sollen.

Auf einem noch merkwürdigeren Basrelief erscheint eine Gottheit mit vierfachen Flügeln, die auf dem Kopfe eine in drei Spitzen auslaufende Tiara, welche von einer Lilie überschattet wird, trägt. Mit der rechten Hand hält sie einen Tannenzapfen vor sich hin, während sich in ihrer Linken ein Gefäß befindet, das ohne Zweifel bestimmt ist, mit Wasser gefüllt zu werden. Höchst wahrscheinlich haben wir in dieser Figur das Bild irgend einer dem persischen Ormuzd verwandten Gottheit, wie sie, gleich letzterem, dem Menschen das — durch den Fichtenzapfen repräsentirte — Land und das — durch das zu seiner Aufnahme bestimmte Gefäß bezeichnete — Wasser gewährt, vor uns. Vor dieser Gottheit stehen zwei menschliche Figuren, deren rechte Hände anbetend erhoben sind; in der linken Hand trägt die eine einen Steinbock, ohne Zweifel bestimmt, auf dem Altare der angerufenen Gottheit geopfert zu werden, die andere aber eine dreifache Lotosknospe.

Alle diese Figuren waren ohne Ausnahme übermalt, darüber kann kein Zweifel obwalten, da die Spuren der Farben zu viel und zu deutlich sind. Auch Herr Texier wollte auf den Basreliefs von Persepolis Spuren von Farben wahrgenommen haben, allein man wollte seine sehr richtige Beobachtung, die man die unwahrscheinlichste aller Hypothesen schalt, schlechterdings nicht gelten lassen. Herrn Texier's sogenannte Hypothese ist nunmehr durch die Trümmer von Khorsabad zum Rang einer vollkommen beglaubigten Thatsache erhoben worden.

Wir haben nur noch von dem kostbarsten Theile der in Khorsabad entdeckten Schätze zu sprechen, nämlich von den zahlreichen Inschriften in Keilschrift, deren dereinstige Entzifferung ohne Zweifel ein helles Licht auf die assyrische Geschichte werfen wird. Die in Khorsabad aufgefundenen Inschriften zerfallen in mehrere, genau zu unterscheidende Klassen, nämlich erstens in die, welche auf der Hinterseite (au revers) der Bekleidungsplatten stehen, zweitens in die, die sich an den Schwellen der inneren Pforten befinden, drittens in die, die zwischen den Hufen der Stiere mit menschlichem Antlitz angebracht sind, viertens in die, die ohne Zweifel den die Wände schmückenden Basreliefs zur Erläuterung dienen, und fünftens in die, welche wir auf den Basreliefs selber lesen.

Die Inschriften der vierten Klasse sind wahrscheinlich fortlaufende Erzählungen, die, könnten sie entziffert werden, sicher die unschätzbarsten Aufschlüsse gewähren würden, allein die Lösung einer solchen Aufgabe kann nicht bei so weitschichtigen Texten begonnen werden, trotzdem daß diese Texte Werken der bildenden Kunst zur Begleitung dienen. Eher hätte man Aussicht die Namen der Personen und Städte, die wir auf den Basreliefs selber eingeschrieben sehen, zu enträthseln. Die zwischen den Beinen der Stiere befin-

lichen Texte sind vermuthlich religiöse Sprüche, wie die auf den Schwellen der Thore und Pforten stehenden wahrscheinlich einen Anruf zu Gunsten des den Palast bewohnenden Herrschers, ein Gebet zu seiner Ehre, eine Lobpreisung der Tugenden desjenigen, vor dem der Eintretende erscheinen soll, enthalten. Bleiben nun noch die — in der That ziemlich nachlässig eingegrabenen — Inschriften auf den Hinterseiten der Bekleidungsplatten, deren Existenz sicher eine der außerordentlichsten Thatsachen unter allen denen ist, mit welchen wir durch die Nachgrabungen in Khorsabad bekannt geworden sind. Welchen Charakter mußte es besitzen, dieses Volk, das sich die Mühe gab, jeden Stein eines Palastes mit ungeheuren Inschriften zu versehen, die, wie es überzeugt seyn mußte, niemals das Licht des Tages erblicken würden! Nur ein religiöser Gedanke konnte der Grund einer solchen Maßregel seyn, die ohne die Hypothese eines mächtigen hierarchischen Einflusses unerklärlich bleiben würde.

Dies ist der Charakter und die wahrscheinliche Bestimmung der Inschriften von Khorsabad; allein es wird ohne Zweifel der Tag kommen, an dem man mehr, als bloße Konjekturen, über den Sinn dieser kostbaren Texte zu geben haben wird. Man braucht nur auf die Natur des Problems, womit die Entzifferung dieser mysteriösen Schrift es zu thun hat, näher einzugehen, um sich zu überzeugen, daß der modernen Wissenschaft die Lösung desselben in näherer oder fernerer Zeit nicht mißlingen kann.

Das System von Schriftzeichen, welches man nach demjenigen seiner Elemente, das ihm zur Basis dient, Keilschrift nennt, ist, dem Namen nach, allgemein bekannt. Jenes Grund-Element nun ist ein zugespitzter Keil, ein Nagel, geeignet, für sich allein durch Aenderungen in Größe und Stellung eine Unzahl von Combinationen zu bilden und so Gruppen zu liefern, die alle Laute eines — wenn auch noch so umfassenden — Alphabets darstellen. Man sieht, daß es nichts Einfacheres giebt, als die Erfindung eines solchen alphabetischen Systems. Allein dieses einfache Element der Keilschrift ist sicher auch in Folge irgend einer religiösen Idee, deren Spur wir verloren haben, gewählt worden; dieses ergiebt sich aus einem altbabylonischen Denkmal, dem im Antiken-Kabinet der königl. Bibliothek aufbewahrten Kiesel Michaud's, auf dem — unter mehreren anderen Figuren, die offenbar Bezug auf religiöse Ideen haben — der Nagel, diese wesentliche Basis der Keilschrift, als ein Gegenstand der Verehrung auf einem Altare liegt.

Man kennt bis jetzt drei verschiedene Keilschriftsysteme, wahrscheinlicherweise gehört jedes derselben einem verschiedenen Idiome an. In den Ruinen von Persepolis hat man epigraphische Denkmäler aufgefunden, die sich ausschließlich auf die persische Dynastie der Achemeniden beziehen. Diese Inschriften bestehen in der Regel aus dreierlei Texten, die sicher den drei Sprachen angehören, welche die Hauptstämme des jener Dynastie unterworfenen Reiches, die Perser, Meder und Assyrier, sprachen. Es war natürlich, daß die Sprache des herrschenden Stammes den Ehrenplatz einnahm, und so hat man vor jedem Versuch einer Lesung entschieden, daß die erste Reihe der dreisprachigen Inschriften persische Sprache und Schrift enthalten müsse. Dasselbe Raisonnement hat die zweite Reihe: der medischen, die dritte: der assyrischen Schrift angewiesen.

Es dauerte lange, ehe der Wunsch, diese Schriften lesen zu können, sich einigermaßen zu erfüllen begann; erst seit einigen Jahren hat man in der Entzifferung der angegebenen drei Arten von Keilschriften bedeutende Fortschritte gemacht. Eine derselben — die persische — liest sich gegenwärtig, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. Einem Deutschen, dem Prof. Grotefend, gebührt der Ruhm, zuerst, wenn auch nur durch einen glücklichen Takt geleitet, die Bedeutung einiger der sonderbaren Zeichen des persischen Alphabets bestimmt zu haben; er rieth, daß eine gewisse Gruppe von Charakteren den Namen „Darius" bezeichnen müsse, und er hatte richtig gerathen. Gleicherweise erkannte er, daß in dem persischen System jedes einzelne Wort vom anderen durch einen schrägen, von der Linken zur Rechten geneigten Keil oder Nagel getrennt sey. Von diesem Augenblick an war die Bahn zum weiteren Fortschritt eröffnet, und die Dechiffrirungsversuche vervielfältigten sich. Nach der Natur der heutigen persischen Sprache und besonders nach derjenigen der von Anquetil du Perron gesammelten und übersetzten heiligen Schriften der Perser zu urtheilen, mußten die Keilschriften in der Zendsprache, die im Persischen das ist, was das Sanskrit im Indischen, abgefaßt seyn. In Frankreich betrat Herr v. St. Martin zuerst diesen Weg, doch war es Herrn Eugene Burnouf vorbehalten, auf demselben zuerst nennenswerthe Fortschritte zu machen; sein philologisches Genie ist es, welches, gleichsam spielend, einige Seiten aus der Geschichte der Sprache Persiens wiederherstellte. Wichtige Texte wurden nun analysirt und übersetzt, und, was die erste Klasse der Keilschriften angeht, war das Problem gelöst. Seitdem Burnouf's erstes Memoire erschienen, haben sich mehrere Gelehrte demselben Gegenstande zugewendet; an ihrer Spitze ist Herr Lassen in Bonn zu nennen, dessen Arbeiten in diesem Fache mustergebend sind. Nicht minder ist Herr Rawlinson zu erwähnen, der, wie Lassen in Burnouf's, in Lassen's Fußstapfen trat. Allen diesen Anstrengungen ist es zu verdanken, daß gegenwärtig Keilschriften des ersten Systems gelesen und zwar gut gelesen werden, so daß man die Versicherung wagen darf, es werde künftig keine einzige Inschrift dieser Klasse der Wissenschaft Widerstand zu leisten vermögen.

Der Ruhm, den ersten Versuch mit der mittleren Schrift, d. i. derjenigen, die man übereingekommen ist, die medische zu nennen, gemacht zu haben, gehört Herrn Westergaard. — Hier war man der Hülfe eines stets nur als Unterscheidungszeichen vorkommenden Zeichens beraubt. Die Buchstaben folgen sich ununterbrochen, und eine medische Inschrift bildet ein kompaktes Ganze, das um so schwieriger zu entziffern ist, je schwieriger es sich in bezeichnende Gruppen zerlegen läßt. Da man jedoch aus der Analyse der korrespondirenden Texte des ersten Systems im voraus wußte, wo sich die im Persischen bereits dechiffrirten Eigennamen finden mußten, so ließen diese sich ohne Schwierigkeit absondern und so zerlegen, daß jedem der Zeichen, aus denen sie bestanden, eine gewisse Bedeutung beigelegt werden konnte, wobei man sich übrigens vorbehielt, diese Bedeutung bei der Analyse der, Begriffe bezeichnenden Wörter zu verifiziren. Dieser Aufgabe hat sich Herr Westergaard unterzogen, doch muß man gestehen, daß die Resultate, zu denen er gelangt ist, nicht alle befriedigend sind. Inzwischen hat ein junger deutscher Gelehrter, Herr Dr. Oppert, der sich diesen Studien gewidmet, in dem Idiom der medischen Keilschriften viele Züge der Aehnlichkeit mit den Idiomen des mongolischen Sprachstammes aufgefunden. Wie unerwartet eine solche Entdeckung seyn mag, so hat sie doch nichts Befremdendes. Es ist bekannt, daß die zahlreichen tatarischen Idiome dem mongolischen Sprachstamm angehören. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sprache der alten Scythen denselben Ursprung hatte; es ist also möglich, daß die zweite Klasse unserer Keilschriften in irgend einem der jener großen Sprachfamilie angehörigen Dialekte geschrieben ist.

Die dritte Klasse der Keilschriften, die man die assyrische genannt hat, ist gegenwärtig, Dank sey es den Entdeckungen des Herrn Schulz und besonders denen der Herren Botta und Layard, durch sehr zahlreiche Denkmäler vertreten. Wir besitzen Texte in hinreichender Zahl und Ausdehnung, um uns die Entzifferung derselben in nicht allzu langer Zeit versprechen zu dürfen. Das aufmerksame Studium der noch in Persepolis, Hamadan, Murghab, Van und Nakschi-Rustam vorhandenen dreisprachigen Denkmäler hat es den Philologen möglich gemacht, einige Eigennamen zu entziffern, allein die Entzifferung einiger Namen ist begreiflicherweise nicht ausreichend, wo es gilt, mehrere Hunderte von Charakteren zu bestimmen. Es existirt ein dreisprachiger Text, der die Entzifferung der assyrischen Schrift ohne Zweifel bedeutend beschleunigen dürfte; es ist dies die berühmte Inschrift von Bisitun. *)

Hoffentlich wird die vom Oberst Rawlinson gelieferte Uebersetzung dazu beitragen, daß auch der Schleier, der noch einen großen Theil aller Keilschrift-Inscriptionen bedeckt, endlich gelüftet werde.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

V. Europäische und afrikanische Rechtspflege auf St. Louis.

„Endlich habe ich eine Wohnung für Sie gefunden" — sagte einige Tage nach meiner Ankunft in St. Louis Herr v. C . . . zu mir. Sie kostet 40 Fr.: zwei hübsche parkettirte Zimmer, ein gutes mit einem Zeltdach zum Schutze gegen die Muskitos versehenes Bett, die Aussicht aufs Meer und zum Ueberfluß in Herrn R . . . einen Wirth, der ein sehr ehrenwerther Mann ist, dies und noch manches Andere werden sie dort finden. Erfreut darüber, ließ ich sogleich meine Sachen nach der neuen Wohnung bringen und begab mich selbst gegen Abend dahin. Als ich beim Schein der Lampe die Wohnung besichtigte, fand ich sie in der That ziemlich reinlich und legte mich ganz vergnügt zu Bett. Aber kaum war ich eingeschlafen, als ich einen heftigen Schmerz im Gesicht fühlte. Erschreckt sprang ich auf und sah mit großem Mißvergnügen eine Menge Affen, die, nachdem sie meine Stiefeln bis auf die Sohlen verschlungen und meine Kleider zerrissen hatten, eben im Begriff waren, ihr Zerstörungsgeschäft an meinem Körper fortzusetzen. Ich griff sogleich nach einem Stock, ohne indeß verhindern zu können, daß der letzte der in die Flucht geschlagenen Affen noch meinen Hut mitnahm. Ich glaubte, daß, um die ungebetenen Gäste abzuhalten, ich nur die Fenster zu schließen brauchte, allein ich machte bald die Entdeckung, daß keine Schiben darin waren, da diese am Senegal durch die übergroße Hitze zu springen pflegen, und auch keine Läden vorhanden waren, so daß ich meine Betttücher und Bettdecken zu Vorhängen verwenden mußte.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, machte ich am anderen Morgen meinem neuen Wirth einen Besuch. Da derselbe sich jedoch darauf nicht einlassen wollte, irgendwie Veränderungen vorzunehmen, wodurch ich gegen neue Ueberfälle geschützt würde, konnte ich mich der Aeußerung nicht enthalten, daß es billig gewesen wäre, mir vorherzusagen, daß ich in der Wohnung Gefahr liefe, von Affen aufgefressen zu werden. „Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, mein Herr" erwiederte er. „Meine Affen sind sehr gut genährt und werden Sie aus Hunger nicht angreifen."

Um jeder weiteren Explication, da ich ihre Fruchtlosigkeit erkannte, abzuschneiden, kündigte ich ihm sogleich die Wohnung und bezahlte meine 40 Fr. für den Monat. Eben im Begriff, zu Herrn v. C . . . zu gehen, um ihm meinen Unfall zu klagen, begegnete ich einem jungen Manne, der, da er nach Frankreich zurückzukehren beabsichtigte, mir seine Wohnung mit Vergnügen überließ. Sofort zog ich um und fühlte mich nun wirklich behaglich. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Besuch vom Gerichtsdiener des Orts. „Besorgen Sie nichts, mein Herr", sagte er mit vieler Höflichkeit. „Eine Kleinigkeit ist's, die mich zu Ihnen führt. Sie werden die Gewogenheit haben, sich innerhalb acht Tagen vor dem Tribunal zu stellen, um auf die Anklage des sehr ehrenwerthen Herrn R . . . zu antworten, der Sie beschuldigt: 1) Ihre von ihm gemiethete Wohnung verlassen zu haben, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, und zwar zur Nachtzeit, wahrscheinlich um Ihre Flucht besser zu verbergen; 2) ihn durch arge Verleumdung seiner Affen beleidigt zu haben." Die

*) Vgl. Nr. 151 des Magazins, wo wir (nach den Herren Rawlinson und Poley) die Uebersetzung eines Theils dieser Inschrift geliefert haben.

ganze Sache war so lächerlich, daß ich zuerst im Zweifel stand, ob ich der Aufforderung folgen sollte. Indessen entschloß ich mich doch dazu, hauptsächlich auch in der Hoffnung, zugleich anderen Verhandlungen, bei denen Neger betheiligt wären, beiwohnen zu können. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Der Saal war vollgestopft von Schwarzen. Die guten Senegalesen, gewohnt, sich durch ihre bejahrten Männer richten zu lassen, kannten früher gar nicht, was man in Europa einen Prozeß nennt. Aber seit man einen Gerichtshof auf europäischem Fuß errichtet hat, haben sie immer unter einander zu hadern. Nichts gewährt einen eigenthümlicheren Anblick, als die Art und Weise, in der sie ihren Streit vor dem Tribunal vortragen, da sie alle ihre Gründe mit Gesticulationen begleiten und ihn selbst nach der Fällung des Urtheils fortführen. Einige unter ihnen verstehen es, ihre Sache mit wahrer Wärme und Beredtsamkeit zu vertheidigen.

Doch eine weit lächerlichere Rolle, als die Schwarzen, spielen bei diesen Gerichts-Verhandlungen die Richter selber, die gezwungen sind, ihre civilisirten Schemata auf Verhältnisse und Personen anzuwenden, die ihrem ganzen Wesen nach damit in geradem Widerspruch stehen. Als ich eintrat, stand eine alte Negerin vor den Schranken.

„Wie alt seyd Ihr?" — fragte der Richter mit ernster Amtsmiene. — „„Drei Jahr."" — „Denkt ein wenig nach! Ihr müßt älter seyn. Also wie hoch beläuft sich Euer Alter?" — „„Tausend Jahr.""

Wie kann man verlangen, daß eine Negerin auf eine solche, übrigens in diesem Falle ganz unnütze Frage antworten soll, da es bekannt ist, daß die Religion der Schwarzen verbietet, ihre Jahre zu zählen. Welche Thorheit ist es ferner, die Neger zur Ablegung eines Eides im christlichen Sinne zu veranlassen, da sie weder die Wichtigkeit desselben begreifen, noch überhaupt sich aus dem Christenthum etwas machen. Daher die vielen falschen Zeugnisse und ungerechten Verurtheilungen. Und wenn man sich wenigstens beschränkte, dies Verfahren da in Anwendung zu bringen, wo der Streit zwischen Negern und Europäern obwaltet; aber es auch auf die Verhältnisse der Neger unter einander übertragen wollen, die auf ihren von den europäischen ganz verschiedenen Sitten und Gebräuchen beruhen, kann man nur als einen Mißbrauch bezeichnen. Uebrigens kümmern sie sich auch wenig um die Urtheilssprüche des civilisirten Tribunals, da sie nur die Verachtung ihrer eigenen Landsleute scheuen; ja, es ist in dieser Beziehung sogar so weit gekommen, daß nichts einem Neger in den Augen seiner Genossen mehr Würde und Ansehen verleiht, als eine Verurtheilung vom europäischen Gerichtshofe.

Das Rechtsverfahren — wenn man es so nennen darf — der senegalesischen Eingebornen kennt weder Gefängniß, noch das Beil des Scharfrichters, sondern ist religiös-patriarchalisch und persönlich. Am Freitage, der ihr Sabbath ist, versammeln sich die alten Marabuts unter einem Baume und sprechen ihr Urtheil über die Schuldigen. Geringere Strafen bestehen in dem Verbot, sich während einer gewissen Zeit, von zwei bis zwanzig Jahren, zu verheirathen; schwerer ist schon die Verdammung zum lebenslänglichen Cölibat, am schwersten die Verurtheilung zur Sklaverei. Die Todesstrafe steht nur auf den Ehebruch, und zwar wird sie in diesem Falle von dem beleidigten Gatten selbst vollzogen. Wie schon erwähnt, war ich Zeuge einer solchen Gesetzes-Vollstreckung, die einen erschütternden Eindruck auf mich machte.

Eines Tages nämlich, als ich ein Mohrenlager im Lande der Trarias besuchte, erblickte ich beim Ueberschreiten eines Platzes in der Mitte der Zelte ein Weib, das an dem Stamm eines Baumes angefesselt war; ihr zur Seite war ein Mann beschäftigt, die Schneide eines alten Säbels stumpf zu machen, indem er damit auf einem Steine hin- und herfuhr. „Hier wird Menschenblut vergossen werden" — sagte mein Dolmetscher. — „„Wie! Will der Mann jenes gefesselte Weib dort schlachten?"" — „Nein, das Opfer wird ein Mann seyn, der Mitschuldige der Ehebrecherin. Diese wird nicht sterben, sondern aus einer geehrten Gattin die schlechteste und niedrigste der Sklavinnen des Mannes werden, den sie beleidigt hat. Jener aber, der seine Waffe zurechtmacht, der verrathene Gatte, wird die Genugthuung haben, mit eigener Hand den Nichtswürdigen zu tödten, der den Frieden seines Heerdes gestört."

In diesem Augenblicke vernahm ich die Töne des Tam-tams. „Das ist der Schuldige, den man jetzt vor alle Zelte führt, um den Fluch jedes ihrer Bewohner zu empfangen und zuletzt der gerechten Rache dessen, den er verrathen, überantwortet zu werden." — In der That hörte ich den dumpfen Klang des Tam-tams durch das ganze Lager die Runde machen; dann erblickte ich den Verurtheilten mit auf den Rücken gebundenen Händen. Er war nur von seinen Wächtern begleitet, denn die Männer des Stammes verachteten ihn zu sehr, um seiner Hinrichtung beizuwohnen. Als der Gatte ihn erblickte, wurde er plötzlich von einer inneren Wuth ergriffen, die aus seinen krampfhaft zusammengezogenen Muskeln und funkensprühenden Augen hervorbrach. Nachdem er dem Schuldigen ins Gesicht gespieen, warf er ihn mit einem Fußtritt zu Boden, faßte ihn bei den Haaren und begann nun, den Kopf desselben auf sein Knie legend, ihm langsam mit dem ausgezackten Säbel den Hals zu durchsägen. Die Enthauptung dauerte länger als eine halbe Stunde. Weder der Henker, noch das Opfer, noch die Umstehenden gaben einen Laut von sich. Das Weib weinte und blickte zur Erde nieder. Als die Hinrichtung vorüber war, erhob der gerächte Gatte den blutigen Kopf und warf ihn mit verächtlicher Bewegung der Frau vor die Füße. Dann ging er auf diese zu, löste sie vom Baume ab, warf sie zu Boden und schnitt, nachdem er ebenfalls ihren Kopf auf sein Knie gelegt hatte, ihr das lange Haar dicht am Haupte ab. Dann riß er ihr alle Kostbarkeiten, ihr Halsband, ihre Armbänder und den Glasperlengurt, den sie um die Hüften trug, ab, gab ihr dafür einen Gurt von gestreiftem Guineazeug und jagte sie dann mit Peitschenhieben wie ein Lastthier vor sich her nach seinem Zelte zurück.

„Jetzt ist sie die niedrigste Sklavin ihres früheren Gatten"! — sagte der Dolmetscher. — „„Ihr seid von grausamer Strenge in diesem Lande."" — „Aber ist der Ehebruch nicht das größte aller Verbrechen?" — rief jener halb entrüstet. — „Mag man den Vater, den Bruder, den Freund eines Menschen tödten, so wird er weniger leiden, als wenn er von seinem Weibe verrathen ist. Hat Muhammed nicht gesagt: der da nimmt einen Hammel oder ein Kleid, kann ersetzen, was er genommen. Aber der da bricht die heiligen Bande der Ehe, kann sie nie wieder verknüpfen. So muß er sterben, und der da stirbt, wird weniger leiden, als der überlebende entehrte Gatte."

Was meinen eigenen Prozeß mit dem Herrn R . . . betrifft, so will ich noch in der Kürze erwähnen, daß mir von ihm Zeugen entgegengestellt wurden, die den klaren Beweis führten, daß ich heimlich meine Wohnung verlassen und die Affen des ehrenwerthen Herrn verleumdet hätte. Demgemäß wurde ich denn auch in die Kosten verurtheilt und mußte erklären, daß die Affen des ehrenwerthen Herrn ebenfalls ehrenwerth seyen.

Mannigfaltiges.

— Das vierblätterige Kleeblatt. Unter dem Titel: „The Council of Four", ist in London ein kleines Werk erschienen, welches sich als die Arbeit eines Kränzchens von vier Personen ankündigt, die es sich zum Gegenstand ihrer Zusammenkünfte gemacht hatten, ernsthafte oder launige Definitionen von hundert aufs Gerathewohl ausgewählten Wörtern zu geben. Es befinden sich darunter manche recht treffende Gedanken und glückliche Einfälle, die dem Buche beim englischen Publikum eine überaus günstige Aufnahme verschafft haben. Wir wollen ein paar davon mittheilen: „Unwissenheit. Eine finstere Höhle, in der man arme Leute umhertappen läßt, bis sie sich selber oder Anderen Schaden zufügen. — Politik. Ein National-Kreisel, der sich am wenigsten dreht, wenn er am meisten summt. — Civilisation. Der aufwärts strebende Kampf des menschlichen Geschlechts, in welchem Millionen getödtet werden, damit sich Tausende auf ihren Leichen erheben können. — Das Leben. Eine unfreiwillige Reise über eine unsichere Straße, auf der man um so leichter fortkömmt, je mehr Bagage man mitnimmt. — Sprache. Eine Kette, um die Menschen zu verbinden und die Menschheit aus einander zu halten. — Geizhals. Ein Hungerleider aus Liebhaberei. — Ein platonischer Liebhaber, der sich mit einem Blicke begnügt. — Soldat. Eine lebendige Zielscheibe, die von einer Nation aufgestellt wird, damit von einer anderen nach ihr geschossen werde. — Irland. Der Aktäon der Völker, von seinen eigenen Hunden zerrissen. — Eine heiße Kartoffel, die John Bull gestohlen hat, und die er nicht fallen lassen will, obgleich sie ihm die Finger verbrennt. — Amerika. Der junge John Bull, der in Hemdsärmeln arbeitet. — Napoleon. Ein unartiges Kind, das in der Ecke stehen muß, weil es die Welt zum Spielball haben wollte. — Ein wüthender Hazardspieler, der sich und die Seinigen zu Grunde richtet. — Eisen. Die Knochen der Riesin Civilisation. — Erfahrung. Die Narben unserer Wunden. — Gefängniß. Das Grab, wo Quacksalber in der Staatskunst ihre getödteten Patienten einsargen."

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Donnerstag den 30. Dezember 1847.

Italien.

Rom in den Tagen der Eröffnung der Staats-Consulta.

(Aus dem Briefe eines Augenzeugen vom 16. Nov.) *)

Seit langer Zeit hat die ewige Stadt keine so bedeutsame Feier begangen, als die des gestrigen Tages, an welchem die jüngst ins Leben gerufene Staats-Consulta ihre Sitzungen eröffnete. Bei dem allgemeinen Interesse, welches ein so wichtiges Ereigniß erregt, möchte es mir wohl den Dank auch des mehr literarischen als politischen Lesers erwerben, wenn ich von dem Leben, welches Rom in diesen Tagen darbot, eine genauere Schilderung entwerfe.

Man darf wohl kaum daran erinnern, daß Pius IX. schon vor einigen Monaten (am 22. April 1847) die Errichtung der Staats-Consulta angeordnet hatte. Dieselbe besteht aus 24 Mitgliedern, welche aus den verschiedenen Städten des Landes vom Papste gewählt worden, während sie selbst dagegen ihre Stellvertreter bestimmen. Die versammelte Consulta soll zwar alle Staats-Interessen in ihre Berathungen ziehen, die Beschwerden des Volks und die Mißstände der Verwaltung darlegen, dabei aber nur konsultative und keine entscheidende Stimme haben.

Obgleich nun der Angehörige eines constitutionellen Landes zwischen dieser Institution und einer wahrhaften Volksvertretung einen großen Unterschied wahrnehmen muß, so erscheint doch dem Italiäner der Gegensatz zwischen dem jetzt beginnenden politischen Leben und den früheren Zuständen noch viel schärfer. Wahrlich, das Staunen der Römer und ihr Jubel scheinen gleich groß zu seyn! Ein Senat sitzt wieder unter ihnen! Junges, frisches Staatsleben beseelt wieder die längst erstarrten Glieder einer Mumie! Wohl weiß der Römer die Gegenwart nach ihrer ganzen Wichtigkeit zu würdigen, und mit den kühnsten Hoffnungen richtet er seinen Blick auf die Zukunft. Er glaubt mit Recht, daß diese Maßregel nur der Anfang ist von immer größeren Volksfreiheiten. Bald, sagt er, werden nicht mehr Abgeordnete aus den Städten, sondern für die Provinzen überhaupt in Rom zusammentreten, und eine vollständige Vertretung wird die Wünsche der Patrioten krönen. So denkt der Römer und so große Folgen knüpft er an die Begebenheit des 13. Novembers, und deshalb versetzte das Herannahen dieses Tages alle Gemüther in so große Aufregung und Spannung.

Schon mehrere Tage zuvor machte man Pläne zu Prozessionen und Demonstrationen. Jedermann wollte zur Verherrlichung des Festes beitragen. Endlich brach der ersehnte Morgen an. Bald nach Sonnenaufgang war ganz Rom auf den Straßen. Die Anordnung der Feierlichkeit war allgemein bekannt. Die Deputirten sollten dem Papst im Palast des Quirinal vorgestellt werden, sodann im feierlichen Zuge sich nach der Peterskirche begeben, um dort die Messe zu hören, und von dort nach dem Vatikan, um die ihnen angewiesenen Räume in Besitz zu nehmen. Bei dem Empfange der Abgeordneten nun hielt der Papst eine Rede, worin er ihnen einschärfte, ihre Instructionen in keinem Falle zu überschreiten. Dies soll der Grundgedanke gewesen seyn. Unterdeß hatte sich der Zug vor dem Palaste auf dem Monte-Cavallo, einem der schönsten Plätze Roms, aufgestellt. Vierundzwanzig Staatswagen waren von den vornehmsten Nobili der Stadt den vierundzwanzig Deputirten zur Verfügung gestellt worden. Einem jeden Wagen schritt ein Musik-Corps voran, eine Abtheilung Bürger aus der Geburtsstadt des darin sitzenden Mitgliedes folgte demselben. Je drei Bürger trugen Fahnen, auf denen das Wappen der Stadt, deren Name und der Name ihres Deputirten standen. So durchzog man die Hauptstraßen Roms vom Monte-Cavallo zum Vatikan. Längs dieser ungeheuren Strecke prangten alle Häuser im festlichen Schmucke; aus jedem Fenster hingen Draperieen von mehr oder minder glänzenden Stoffen, prächtig dekorirte Teppiche bedeckten viele Façaden; gelber Sand war auf die Straßen gestreut und verbarg den sonst so gewöhnlichen Schmutz derselben. Von Entfernung zu Entfernung hingen ungeheure Banner an Kränzen von Immergrün quer über die Straße. Sie waren mit kernigen und sinnvollen Inschriften bedeckt. Diese Sinnsprüche gaben den Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen, die das Fest darbot. Sie enthielten den Ausdruck des Volkswillens, sprachen die Erwartungen aus, welche die Consulta verwirklichen sollte, mahnten die Deputirten an ihre Verantwortlichkeit. Sie erinnerten dieselben, wachsam zu seyn, da Aller Augen auf sie gerichtet wären, da ihr Benehmen vor dem Richterstuhle der Oeffentlichkeit streng geprüft werden würde. Die eine lautete:

„Diversità di culto
Non importi civile servitù!"

„Ungleichheit der Religion habe keine Ungleichheit der Bürgerrechte zur Folge!"

Eine andere forderte die Consulta auf, allen Söhnen Italiens die Quellen der Künste und Wissenschaften zu erschließen und immer eingedenk zu seyn, daß die Intelligenz eine Macht sey! Eine dritte: „O Räthe! gebet uns Aufklärung durch Belehrung, Brod durch den Handel, Stärke durch Waffen, haltet treu und fest an unseren Rechten und seyd der Ruhm der Nation!" — Eine vierte: „Wirket und schaffet für unser Wohl nach besten Kräften; denn unfruchtbare Aeste werden abgehauen von dem Baume des Staats und durch bessere Pfropfreiser ersetzt." Eine Sammlung dieser Inschriften wurde am folgenden Morgen in einem Blatte veröffentlicht, und hier offenbarte sich recht die Inkonsequenz der Regierung, denn jede zweite Zeile des eben erwähnten Blattes war von der Censur gestrichen, und doch hingen die Flaggen, welche die getilgten Worte enthielten, noch den ganzen Tag vor Aller Augen und zogen durch die Censurlücken erst recht die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich.

Doch kommen wir auf die Prozession zurück. Unter jenen bedeutsamen Panieren durch die dichtgedrängten Massen ihrer Mitbürger, an den hohen Häusern vorbei, aus denen unzählige Zuschauer herabsahen, bewegten sich die Deputirten in den Gala-Kutschen. Die meisten zeigten eine ängstliche Haltung; andere dagegen eine kühne, alle aber schienen bewegt zu seyn. Todtenstille und tiefes Schweigen herrschte durch die ganze unabsehbare Menschenmasse. Hätten nicht die lustigen Töne der Militairmärsche auf eine andere Bestimmung des Zuges hingedeutet, man hätte das Ganze für ein Leichenbegängniß gehalten.

Zwei Stunden nach dem Aufbruche von dem Quirinal erreichte die Spitze der Prozession die Piazza vor der Peterskirche, und noch eine Stunde verfloß, ehe der letzte Senator und sein Gefolge in die hohen Thore der Kirche eingetreten war. Unvergeßlich war mir die Scene auf der Piazza. Der ungeheure Raum hatte sich dicht mit Menschen gefüllt, welche ängstlich und aufgeregt auf den Gegenstand ihrer Neugier starrten, und hoch über diese lebenden Massen hinweg zeigten sich die flatternden Banner und Wappenschilder des Zuges, als derselbe die breiten Stufen zur Kirche hinanstieg. Die finsteren Mauern des riesigen Vatikan, welche sich der Kirche gegenüber erheben und stolz auf das mächtige Gebäude herabsehen, gaben meiner Phantasie in diesem Augenblick Stoff zu einem Bilde, dessen Umrisse noch lange in meiner Seele haften werden. Es schien mir, als ob jene Steinmassen sich belebten und zornige Blicke auf das ungewohnte Schauspiel schleuderten; denn dieses war wohl geeignet, die Geister jener übermüthigen Herren des Palastes aufzuschrecken, wenn sie noch in dieser Stätte ihrer irdischen Macht hausten. Dagegen glichen die langen, halbkreisrunden Säulengänge, welche an beiden Seiten von der Façade der Kirche ausgehen und die Piazza umschließen, den ausgestreckten Armen der Mutter Kirche, welche die Kämpfer des Fortschritts und der Reform bewillkommnete und sie feurig an ihr Herz drückte.

Als der Zug die Kirche betreten hatte, stürzte die Menge durch die vier weit aufgethanen Thore hinein. Tausende wogten hinein, wandelten frei herum, und doch waren noch leere Plätze, so geräumig sind die Hallen des riesigen Baues. Am östlichen Altar ward die Messe unter Mitwirkung der Militairmusik gefeiert, welche den Zug begleitet hatte. Die musikalische Aufführung war eben kein Meisterstück, aber ergreifend war ihre Wirkung auf die Gemüther, auf welche der Gedanke an die Erhabenheit der Stätte, die großen Erinnerungen der Vergangenheit und die verhängnißvolle Gegenwart ihren Einfluß übten. Die gigantischen Statuen der heimgegangenen Päpste standen rings herum und staunten von ihren Grabmälern herab auf die Scene.

Durch jene Statuen gemahnt an eine andere Zeit, versenkte sich der Geist in die Vergangenheit. Alle Thaten und Bestrebungen der römischen Priester, des Menschen Seele und Leib in Fesseln zu schlagen, ihre ränkevolle Staatsklugheit, ihre arglistig ersonnenen Lehren, ihre Anmaßungen und ihre Erfolge vergegenwärtigten sich meinem inneren Auge. Mit Abscheu dachte ich daran, wie viele Jahrhunderte hindurch sie die Menschheit in der Nacht des Fanatismus, des Aberglaubens und der Unwissenheit gehalten hatten, und freudige Begeisterung durchglühte das Herz, als ich den schmetternden Drommetenschall weithin durch die unermeßlichen Gewölbe hallen hörte, welcher der Welt den Sturz ihres Despotismus und das Beginnen einer neuen Aera verkündete, wo kein Pontifex mehr der Bildung und Aufklärung hemmend entgegentreten konnte. Und diese Kunde ertönte im Mittelpunkte ihrer Herrschaft, in der Burg, welche sie als das letzte Bollwerk zum Schutz ihrer Tyrannei betrachtet hatten. So entsank jetzt auch hier das Scepter ihren Händen.

*) The Athenaeum vom 4. Dez. 1847.

Die Ergötzlichkeiten wurden am Abend mit einer Illumination und einem Ball im Apollo-Theater geschlossen, dessen Kosten sehr freigebig vom Fürsten Torlonia bestritten wurden, so daß die Einnahme von 1300 Skudi an die Kleinkinder-Bewahranstalt übermacht werden konnte. So verfloß einer der wichtigsten Tage in der neusten römischen Geschichte. Seine Wiederkehr wird gewissenhafter gefeiert werden, als so mancher andere Jahrestag, der bald dem Vergessen anheimfallen wird.

Schweiz.

Die auf einander folgenden Thierwelten der verschiedenen geologischen Zeiträume.

(Schluß.)

Alle diese Zweifel aber sind nicht etwa angeregt worden, um die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Eintheilungen der Zoologie zu zeigen. Denn in der Praxis ist der Begriff der Gattung hinlänglich deutlich, und bei Bestimmung der Gattungen in der lebenden Thierwelt hat man nur von dem Grundsatze auszugehen, daß unter Gattung eine Gruppe von Wesen zu verstehen sey, deren wesentliche Kennzeichen durch äußere Einwirkungen auf einer Erde, wie sie jetzt besteht, nicht verändert werden. Unsere Zweifel sollten nur zeigen, daß die Schlüsse, die man in Bezug auf die Theorie der Gattung aus der Beobachtung der gegenwärtigen Thierwelt gezogen hat, nicht unbedingt richtig sind und darum nicht auf eine Fauna passen müssen, die doch gewiß unter anderen äußeren Einflüssen gestanden hat, als die jetzige.

Das im Eingange erwähnte Gesetz von der „Spezialität der Fossilien" wird also nach dem Gesagten folgendermaßen zu fassen sein: „Jede Formation enthält Fossilien, die von denen der anderen Formationen wenigstens in dem Maße verschieden sind, als zwei Gattungen in der gegenwärtigen geologischen Epoche von einander." Hier ist also die Behauptung unterdrückt, daß die Fossilien der primären, sekundären und tertiären Erdschichten, wenn sie auch in wesentlichen Kennzeichen von einander abweichen, darum nothwendig drei getrennte Ausgangspunkte haben müßten.

An diese Theorie schließt sich eine zweite: „die Theorie von den successiven Schöpfungen." Das Gesetz der Spezialität der Fossilien nämlich, selbst nur in der angegebenen Beschränkung, und die zahlreichen Beobachtungen, die es außer Zweifel gesetzt haben, daß in gewissen geologischen Perioden Thierformen vorkommen, die in anderen völlig fehlen, haben die Naturforscher zu der Annahme bewogen, daß es eine bestimmte Anzahl von verschiedenartigen Thierwelten gebe, und die Untersuchungen derselben auf die Frage gelenkt: in welcher Weise sind diese Thierwelten auf einander gefolgt, das heißt: in welchem Verhältniß steht der Untergang einer Thierwelt zu der Entstehung der folgenden?

Es gelten über diese Frage hauptsächlich drei Meinungen. Die erste nimmt an, es seyen alle Thiere zu gleicher Zeit geschaffen und haben zusammen auf der Erde gelebt. Verschiedene Katastrophen aber, wie Ueberschwemmungen, Erdbeben, klimatische Veränderungen u. s. w., hätten allmälig einer gewissen Anzahl von Thiergattungen den Untergang bereitet. Jede der untergegangenen Gattungen mußte natürlich ihre Trümmer in den Erdschichten zurücklassen, die zur Zeit ihrer Existenz vorhanden waren, während sie in spätere Formationen keine Spur ihres Daseyns niederlegen konnte. Es gab also nach dieser Hypothese nur ein allmäliges Aussterben, wie auch in unserer Zeit Thiergattungen von der Erde verschwinden oder dem Verschwinden nahe sind. Diese Theorie, so sehr sie durch ihre Einfachheit besticht, widerspricht den beobachteten Thatsachen vollkommen. Um sie annehmen zu können, müßte man in den Erdlagern der verschiedenen Epochen neben den riesenhaften Thieren der Vorwelt nothwendig auch Exemplare der unsrigen finden, alle Thiergattungen aller Zeiten müßten in allen Formationen des Erdreichs vorkommen — kurz, alle von den Geologen und Paläontologen in den letzten vierzig Jahren mit so viel Mühe und Erfolg gemachten Untersuchungen dürften nicht gelten.

Die zweite Meinung ist die vom Uebergange einer Gattung in die andere. Sie nimmt an, daß alle Thiere neuerer Epochen auf dem Wege unmittelbarer Zeugung von den Thieren der früheren Epochen abstammen, und daß in den äußeren Agentien, die auf eine lange Reihe von Geschlechtern verändernd wirkten, der einzige Grund für die Unterschiede der verschiedenen Faunen zu suchen sey. Die Anhänger dieser Meinung gehen nämlich davon aus, daß dieselben Agentien, deren Wirkung in dem geologischen Zeitraume, in dem wir leben, darauf beschränkt ist, nur unwesentliche, nur Racen-Unterschiede hervorzubringen, bei einer jüngeren Natur, bei beweglicherem Charakter der Erdoberfläche einen mächtigeren Einfluß hatten. Die zu jeder Formation gehörigen Fossilien bedeuteten also nichts, als die Stufe der Veränderungen, auf der sich der thierische Organismus zur Zeit befand, wo sie in der Erdrinde niedergelegt wurden. — Diese Ansicht ausschließlich anzunehmen, ist völlig unhaltbar, denn es müßten dann z. B. die Reptilien der sekundären Formationen ihre Vorfahren unter den Fischen der primären und ihre Nachkommen in unseren Reptilien oder gar Säugethieren haben. Die verschiedenen Ordnungen der Mammiferen wären nur auf dem Wege der Zeugung erfolgte Umbildungen von unvollkommneren Thieren, die ihnen vorangingen, und die Elephanten, die Rhinoceros z. B. direkte Nachkommen der Pachydermen. Der Mensch endlich hätte unter seinen Ahnen diese oder jene vornehmere Thierklasse. Wo indessen sind die Thatsachen, die diese zwar kühnen, aber seltsamen Meinungen in allen ihren Folgerungen rechtfertigen?

Die dritte Meinung ist erst die eigentliche Theorie von den successiven Schöpfungen. Sie besteht darin, daß man annimmt, es seyen zu gewissen Zeiten neue Thiergattungen auf der Erde erschienen, die mit den früheren durch das Band der Abstammung nicht zusammenhingen. Diese Schöpfungen lassen sich durch die jetzt wirkenden Naturgesetze nicht erklären, und wie die Bedingungen beschaffen gewesen seyen, unter denen sie entstanden sind, kann man eben so wenig sagen, als man sagen kann, in welcher Weise die erste Schöpfung geschehen ist. Es ist unfruchtbar, über die Frage zu streiten, ob bei jenen successiven Schöpfungen der Schöpfer jedes Wesen hervorgebracht hat durch seine unmittelbare Dazwischenkunft oder durch die Wirkung von Gesetzen, die sich vielleicht in gewissen Zwischenräumen regelmäßig und gleichförmig äußert.

Die Hypothese von den successiven Schöpfungen hat ihre Grade und kann in weiterer und engerer Bedeutung genommen werden. Die Einen nehmen sie für alle Wesen der verschiedenen geologischen Epochen in Anspruch und bringen sie also in einen nothwendigen Zusammhang mit dem in seinem engeren Verstande genommenen Gesetze von der Spezialität der Fossilien; Andere wenden sie nur auf die wirklich neuen Thierformen an, die in dem vorangegangenen Zeitraum der Erdgeschichte keine Analoga haben. Die Meinung dieser Letzteren scheint fast unbestreitbar. Denn wenn man zum z. B. zugiebt, daß die Elephanten erst seit der Zeit der tertiären Epoche existiren, und man kein Recht hat, sie von einem der vorhandenen Typen aus der sekundären abzuleiten — wie sollen sie auf die Erde anders gekommen seyn, als plötzlich? Wenn man nicht glauben will, daß der Mensch auf dem Wege unmittelbarer Zeugung von irgend einem Säugethier stamme, wie will man sich seine Existenz erklären, wenn nicht durch ein plötzliches Erscheinen auf der Erde? Aber nur zu sagen, alle Geschöpfe jeder geologischen Epoche seyen mit dieser zu Grunde gegangen, und mit jeder neuen Epoche sey eine durchweg neue Fauna entstanden, dies würde die wichtige Frage unbeantwortet lassen: woher kommen die Aehnlichkeiten, die sich zwischen zwei auf einander folgenden Thierwelten neben den Verschiedenheiten finden? Darum ist die besprochene Theorie wohl am besten folgendermaßen gefaßt:

„Während einer jeden neuen geologischen Epoche ist eine gewisse Anzahl von Thiergattungen neu geschaffen worden; die anderen Thiergattungen aber, die derselben angehören, sind Umformungen solcher, die bereits in der vorangegangenen Epoche existirt haben."

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

VI. Die schöne Georgina und ihr Gemahl. — Eine Negerschlacht.

„Ich gehe morgen nach Gorée" — sagte eines Tages Herr v. C... zu mir. — „Wollen Sie mich begleiten? Es ist eine schöne Reise, dreißig Stunden; wir machen sie zu Lande in acht Tagen auf die vergnügteste und bequemste Art." — „„Ich gehe auch mit!"" rief der Lieutenant P.. „Schon lange wollte ich Gorée sehen; man sagt, es gäbe da schöne Negerinnen, und ich habe nicht übel Lust, mir eine zu kaufen."" — „Was mich betrifft" — setzte ich hinzu — „so wünsche ich mir nur Abenteuer." — „„O, es wird beiden nicht fehlen. Machen Sie sich denn zu morgen Abend bereit, wir fahren zuerst den Senegal in einem Boote hinab und übernachten in Grandiole. Aber wollen wir nicht auch S... auffordern?"" — „Das ist ganz unnütz. Er kann sich von seiner Georgina nicht trennen. Uebrigens können wir es versuchen, wenn Sie es nicht glauben."

Ich begab mich zu S..., denn ich hätte ihn gern zum Reisegenossen gehabt. Als ich angemeldet war und in das Zimmer des Capitains trat, sah ich ihn zu den Füßen seiner mit anmuthiger Nachlässigkeit auf einem [illegible] ausgestreckten Frau sitzen. Ich war zum erstenmale in seiner Wohnung und kannte deshalb seine Mulattin noch nicht. Jung, groß und schlank, erschien sie auf den ersten Blick bewunderungswürdig, aber bald bemerkte ich in ihrer Haltung und in ihren Zügen eine Mischung von Gleichgültigkeit und [illegible]barkeit, die den Glanz ihrer Schönheit schwächte und mir sogleich eine Abneigung gegen sie einflößte. Sie grüßte mich mit hochmüthigem [illegible] und fuhr fort, ihre wohlriechende Cigarre zu rauchen. Von Zeit zu Zeit [illegible] sie sich auf einen prächtigen, niedrigen Toilettentisch, der mit einem sehr [illegible] vergoldeten Porzellanservis und einer Menge Flacons mit silbernen [illegible] besetzt war, von denen sie nach gewissenhafter Vergleichung der Etiketten [illegible] auswählte, um den darin enthaltenen feinen Liqueur in eine goldene [illegible] zu gießen und dann mit einer Behaglichkeit auszuschlürfen, um die sie [illegible] famosesten französischen „Löwinnen" beneidet hätten. Obgleich im [illegible] war ihre Toilette doch von blendender Pracht. Ein Brokat-Ueberwurf [illegible] chinesischen Aermeln und goldenen Eicheln bedeckte einen Morgenrock [illegible] rosenfarbigem Atlas. Ihr Hals verschwand fast unter den Korallen[illegible] und feinen kostbaren Perlen. Alle ihre Finger waren mit Ringen bedeckt, [illegible] eine sehr werthvolle Uhr hatte sie an einer langen und starken goldenen [illegible] hängen. Die ganze Einrichtung des Zimmers entsprach der Pracht im An[illegible]zuge der Dame. Ich war erschreckt über diesen für einen Capitain unverhältnißmäßig großen Aufwand. Liebte er sie wenigstens? fragte ich mich. Ich [illegible] es wohl glauben, als ich einen ziemlich starken Beweis davon erhielt. [illegible] Oeffnen einer Champagnerflasche verletzte er sich am Finger, so daß das [illegible] zu strömen begann. Es that mir innig leid, daß ich die mittelbare Veranlassung zu dem Unfall war, und ich versuchte, nebst dem herzuspringenden [illegible]

ner ihm beim Verbinden der Wunde behülflich zu seyn. Seine Frau aber fuhr ruhig fort, ihre Cigarre zu rauchen, und schien den Unfall nicht einmal bemerkt zu haben.

„S..!" — sagte sie einen Augenblick darauf mit theilnahmloser und so leiser Stimme, daß ich kaum etwas hörte. Der Capitain eilte zu ihr. „Was wünschest Du, mein geliebtes Kind?" — „„Ich habe Dich zweimal gerufen, und Du hast nicht geantwortet!"" — sagte die Mulattin mit unterdrücktem Zorn. — „Ich habe es nicht gehört und bitte Dich um Verzeihung, mein Herz. Du bist wohl ermüdet; willst Du in Dein Zimmer gehen?"

Sie antwortete nicht, sondern schmollte. Der Capitain richtete sie sanft in die Höhe, und gestützt auf seine Schulter verließ sie mit lässigen Schritten das Zimmer. Das Weib schien mir unerträglich, und ich begann zu glauben, daß P... in Rücksicht auf die Mulattinnen so Unrecht nicht habe.

„Sind Sie von der Partie?" — fragte ich den Capitain, als er wieder eingetreten war und unseren Entschluß vernommen hatte. — „„Unmöglich,"" erwiederte er, „„ich habe noch eine langwierige Arbeit zu vollenden."" — „Und die Wünsche der schönen Georgina in ihren Augen zu studiren, nicht wahr?" — „„In der That."" — „Nun gut, ich verstehe und bedaure Sie von Herzen." Ich verließ ihn.

Am anderen Tage schaukelte uns ein kleines, aber bequemes Boot den Senegal hinab. Nachdem wir schon mehrere Stunden uns unter Lachen und Gesang hatten fortreiben lassen, machte mich P... auf ein verwirrtes Geräusch aufmerksam. Der Fluß war ruhig, und ein sanfter Luftzug, der uns entgegenkam, schien uns aus weiter Ferne her das Geräusch zuzuführen.

„Sie haben sich Abenteuer gewünscht", sagte der Baron. „Sie sehen, daß sie nicht auf sich warten lassen. Sie werden Zuschauer einer Negerschlacht seyn."

„In diesem Augenblicke wurden wir von einem Fischerkahn eingeholt. Ein alter Mann saß darin, der die Vermuthung des Herrn v. C... bestätigte, mit der näheren, vielleicht übertriebenen Angabe, daß es fast an 15,000 Menschen seyen, die sich am Ufer des Flusses schlügen. Unser Nachen näherte sich dem Schlachtfelde immer mehr, bis wir endlich das ganze Schauspiel dicht vor Augen hatten. Man griff sich Mann gegen Mann mit Dolchen und Lanzen und Streitkolben an. Die Krieger ließen von Zeit zu Zeit ein furchtbares Kriegsgeschrei hören. Meine Phantasie versetzte mich in die Zeiten der alten Cimbrer und Teutonen zurück.

„Es sind Bracks, Joloffs und Mohren" — sagte der Fischer auf die Frage des Barons — „die gegen das Hintertreffen unseres großen Königs Damel einen Angriff gewagt haben. Mögen Gott und der Prophet unsere Krieger schützen!" — „„Ist der König selbst im Kampf zugegen?"" — „Nein. Er wollte sich aus Abscheu gegen das viele Blutvergießen zu seinem Vater, dem Könige von Akard, zurückziehen. Aber diesen Abend wandte sich plötzlich sein Hintertreffen, etwa 3000 Mann stark, gegen die dasselbe verfolgenden 12,000 Mann starken Feinde, und Gott weiß, wer Sieger bleiben wird. Wenn Damel mit seinen noch übrigen 5000 Mann zurückkehrt, so ist der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Aber kömmt er nicht, so werden unsere Krieger von der Masse erdrückt werden. Seht, schon weichen sie." Der alte Neger stampfte vor Unruhe mit den Füßen auf den Boden seines Kahns.

In der That zog sich das ganze Getümmel, ohne sich aufzulösen, etwas nach Süden zu, indem es hinter sich auf dem Boden eine dichte Lage von Todten und Verwundeten zurückließ. „„Woran erkennt man die Feinde?"" „Seht Ihr nicht ihre Standarten mit den Pferdeschweifen?" — sagte der schwarze Fischer — „unsere Krieger haben weiße Fahnen."

Die Schlacht schien von Minute zu Minute wüthender und schrecklicher. Die 3000 Krieger des Königs Damel schienen endlich den Muth sinken zu lassen. Der Fischer betete, schrie und rang die Hände. Aber plötzlich verwandelte sich sein Schmerz in die ausgelassenste Freude. „Sieg, Sieg!" rief er, „unser ruhmvoller Fürst kömmt. Schon sehe ich seinen weißen Kopfschmuck durch die Staubwolken blinken. Wirklich erhob sich im Südost eine große Staubwolke, in deren Mitte man bald eine Menge Reiter unterscheiden konnte. Die Ankunft des Fürsten gab dem Treffen eine ganz andere Wendung. Seine Krieger, fast schon im Begriff, sich aufzulösen, gewannen neuen Muth und warfen sich wie Wüthende auf ihre Feinde, die, dadurch stutzig gemacht, zuerst einen Augenblick standen und dann allmälig zu weichen begannen. Man sah Damel in seinem weißen Kuffab ins dichteste Gewühl sich stürzen. Seine Krieger drangen muthig ihm nach. Einige Minuten währte der erbitterte Kampf, dann ergriffen einige Feinde die Flucht, bis die ganze Armee aus einander floh. Damel und die Seinigen warfen sich hinterher, indem sie ihre Siegeslieder anstimmten. Der Fischer war indessen ans Land gerudert, auch wir legten am Ufer an, da wir uns in der Nähe von Grandiole befanden.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte Damel von der Verfolgung zurück. Seine Krieger stellten ihre Zelte auf und zündeten große Feuer an, während die Weiber des Dorfes das Essen bereiteten. Nach dem Mahle begaben wir uns zu dem siegreichen Fürsten, um ihm zu seinem Triumphe Glück zu wünschen. Herr v. C... hatte ihn schon öfters gesehen und kannte besonders seinen Vater, den König von Akard, sehr genau.

Wir fanden Damel auf einer Matte sitzen, von der er sich bei unserer Annäherung erhob, um uns zu begrüßen. Alle Reisende, die den Senegal besucht haben, werden auch von diesem durch seinen Geist, seinen Muth und seine Schönheit berühmten Fürsten haben sprechen hören. Er besitzt eine hohe, heldenartige Gestalt, breite Schultern, eine gewölbte Brust, kleine Füße und zarte Hände. Rechnet man hierzu einen sehr entwickelten Kopf mit lockigem Haare, eine hohe Stirn, große feurige Augen, eine Adlernase, einen kleinen Mund, bei dessen Oeffnung zwei Reihen blendend weißer Zähne sichtbar werden, einen langen und dichten Bart, der ihm fast die ganze Brust bedeckt, und endlich eine ebenholzfarbene Haut, so hat man eine richtige Vorstellung von dem Aussehen dieses afrikanischen Apollo.

Seinen weißen Ueberwurf, der noch roth vom Blute der Feinde war, in stolze Falten um sich schlagend, war er in diesem Augenblick vielleicht schöner und imposanter als jemals. Als König eines unermeßlichen Reiches und präsumtiver Thronfolger des Königreichs Akard, kann man seine Macht ohne Widerspruch eben so hoch anschlagen, als die der ersten Fürsten Europa's. Aber der geringste Sklave nähert sich ihm ohne Zagen und spricht mit ihm in der harmlosesten und zutraulichsten Weise.

VII. Die Insel Gorée. — Paris unter schwarzen Göttinnen.

Von Grandiole bis Gorée sind ungefähr dreißig Stunden. Gewöhnlich legt man diese kleine Reise zur See zurück; wir aber zogen den Landweg vor, der sich am Ufer hinzieht. Früher traf man von Zeit zu Zeit auf kleine Hütten zum Schutz der Reisenden gegen die nächtlichen Ueberfälle der wilden Thiere: diese Karavanserais sind aber jetzt zerstört, und da die Verwaltung ihre Wiederherstellung vernachlässigt, so ist man gezwungen, sich mit einem Zelte zu begnügen und dies so gut wie möglich zu verwahren. — Nach fünf Tagen eines oft unterbrochenen Marsches kamen wir nach Campêche, einem kleinen Dorfe, das in einem mit Blumen und schönen Bäumen bedeckten Thale gelegen ist. Diese Oasis ist das Ziel der täglichen Spaziergänge der Bewohner von Gorée.

Die Insel Gorée, von den Negern Bir genannt, ist nichts, als ein abscheulicher schwarzer Fels mit schroff abspringenden und kahlen Ufern, die sich auf der nördlichen Seite 30—40 Meter über den Meeresspiegel erheben. Vor dem Hafen sind in einem Halbkreise einige amphitheaterförmig aufsteigende schlechte Häuser aufgeführt; sonst findet sich nichts besonders Merkwürdiges auf der Insel. Dennoch behauptet man, daß der Aufenthalt daselbst, trotz des Mangels an Abwechselung und freundlicher Umgebung, gesunder und auch in mancher Beziehung angenehmer seyn soll, theils wegen der daselbst wehenden frischeren Luft, theils aus dem Grunde, weil man daselbst mehr und bessere Gelegenheit hat, sich das Leben im Innern des Hauses zu verschönern. Denn die französischen Schiffe, welche nach St. Louis gehen, legen gewöhnlich vorher bei Gorée an, so daß die Bewohner dieser Insel die Vorräthe frischer und besser erhalten, als die Bewohner der Hauptstadt. Außerdem giebt es hier reiche Austernbänke und im Camnesthale sehr saftige Citronen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen empfand ich große Sehnsucht, nach St. Louis zurückzukehren; auch der Baron hatte seine Geschäfte beendet. Allein wir mußten noch etwas warten, bis der Baron P... mit seiner Wahl zwischen drei schwarzen Sklavinnen, die ihm gleicherweise, aber aus verschiedenen Gründen, zusagten, zu Ende gekommen seyn würde. Es war allerdings ein kritischer Fall. Fatma hatte einen sehr reinen, ebenholzfarbenen Teint und sehr schöne weiße Zähne, anderer Vorzüge zu geschweigen, aber ihre Nase war etwas Weniges eingedrückt; N'dibiee besaß bewunderungswürdige Formen, aber ein weniger hübsches Gesicht, als ihre Nebenbuhlerinnen: endlich Minguitta war sehr niedlich, im Mignon, schade nur, daß ihre Farbe etwas ins schmutzig Gelbe spielte.

Der moderne Paris stand in tiefe Betrachtungen versunken vor den drei schwarzen Göttinnen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Dabei fragte er uns jeden Augenblick, welche wir ihm zu wählen riethen? — „Nehmen Sie Fatma!" — „„Sie ist sehr schön. Aber N'dibiee hat reizende Formen."" — „So nehmen Sie N'dibiee!" — „„Es ist wahr, N'dibiee ist sehr schön, aber die kleine Minguitta ist zu allerliebst."" — „So nehmen Sie Minguitta." — „„Hm! Wenn sie nur nicht so gelb aussähe..."

„Nun ist meine Geduld am Ende, zum Teufel" — rief der Baron, und ich stimmte ihm von Herzen bei, indem ich den Vorschlag machte, es dem Schicksalspruch des Looses zu überlassen. P... widersprach zuerst, aber gab endlich doch nach, als wir drohten, abzureisen. Wir schrieben die drei Namen auf drei Zettel, rollten sie einzeln zusammen und warfen sie in einen Hut, aus dem P..., dem die Augen verbunden waren, den Zettel herauszog, auf dem der Name Minguitta stand. „Ich gestehe", sagte er, „daß ich die Kleine den Uebrigen in der That verziehe. — „„Desto besser. Bringen Sie 250 Franks ihrem Herrn und nehmen Sie sie mit.""

Einige Stunden später waren wir auf der Rückreise. Minguitta saß auf dem Rücken eines der Kameele, die wir zum Tragen der Vorräthe mitgenommen hatten. Obgleich ziemlich ruhig, schien sie doch innerlich tief betrübt, Gorée verlassen zu müssen. P... überhäufte sie mit Zuvorkommenheiten aller Art. Er gab ihr seinen Mantel, um sich vor der Nachtkühle zu schützen, stopfte sie mit unseren besten Vorräthen und ergriff jede Gelegenheit, um sich ihr angenehm zu machen.

„Sie werden sehen" — sagte er zu mir — „daß ich mit meiner einfachen Negerin glücklicher seyn werde, als S.. mit seiner gelben Sultanin. Sobald ich in St. Louis bin, gebe ich ihr die Freiheit." — „„Zuvor möchte ich mich an Ihrer Stelle von ihrer Anhänglichkeit überzeugen. Ich wünsche Ihnen zwar von Herzen, daß sich Ihre Wünsche realisiren mögen, aber ich glaube, daß die Negerinnen, wie die Signarden, keinen Europäer glücklich machen können.""

Als wir nach St. Louis kamen, erwartete uns S..., von unserer Ankunft benachrichtigt, im Hafen. „Er hat also wirklich seinen Einfall ausgeführt!" — rief er beim Anblick P...'s und seiner Negerin. — „„Verlieren Sie keine Zeit, sich darüber lustig zu machen. Wenn Sie zu spät nach Hause kommen, so sperrt Sie Georgina ein"", erwiederte P...

Die beiden Offiziere zankten so mit einander, wie es schien, im Scherz.

